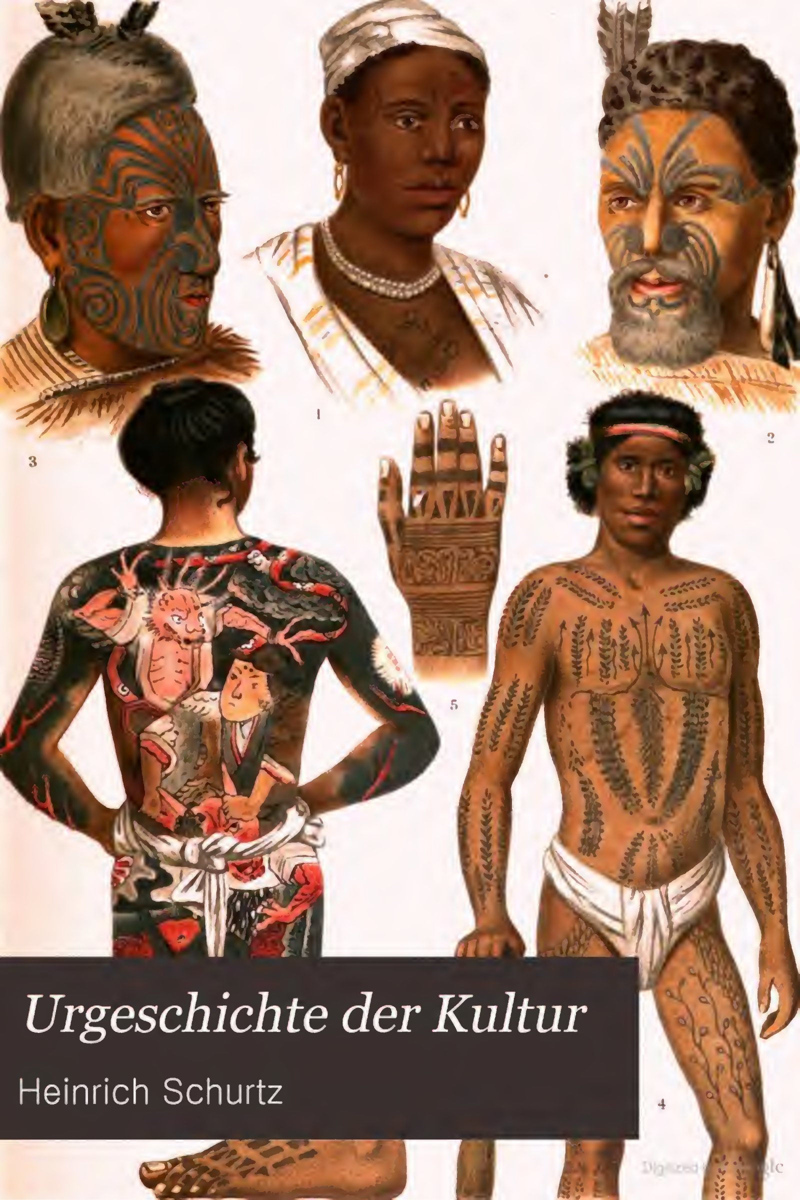
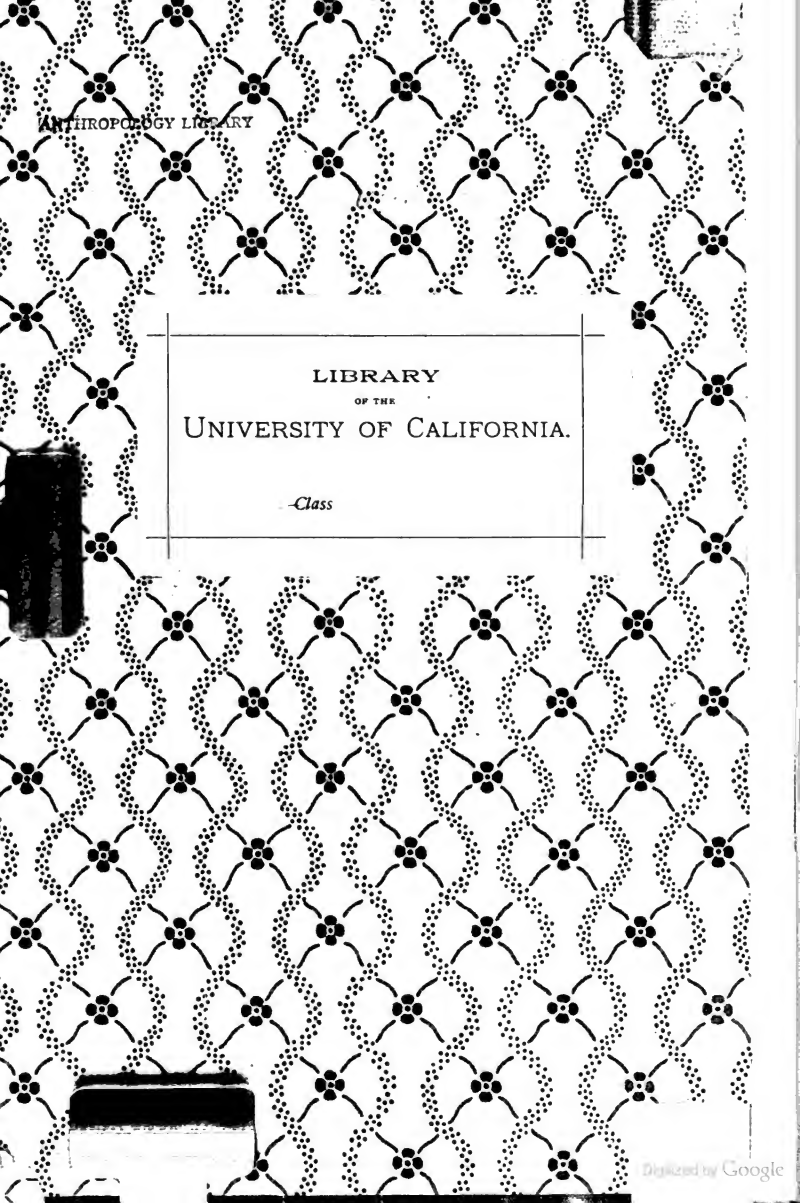
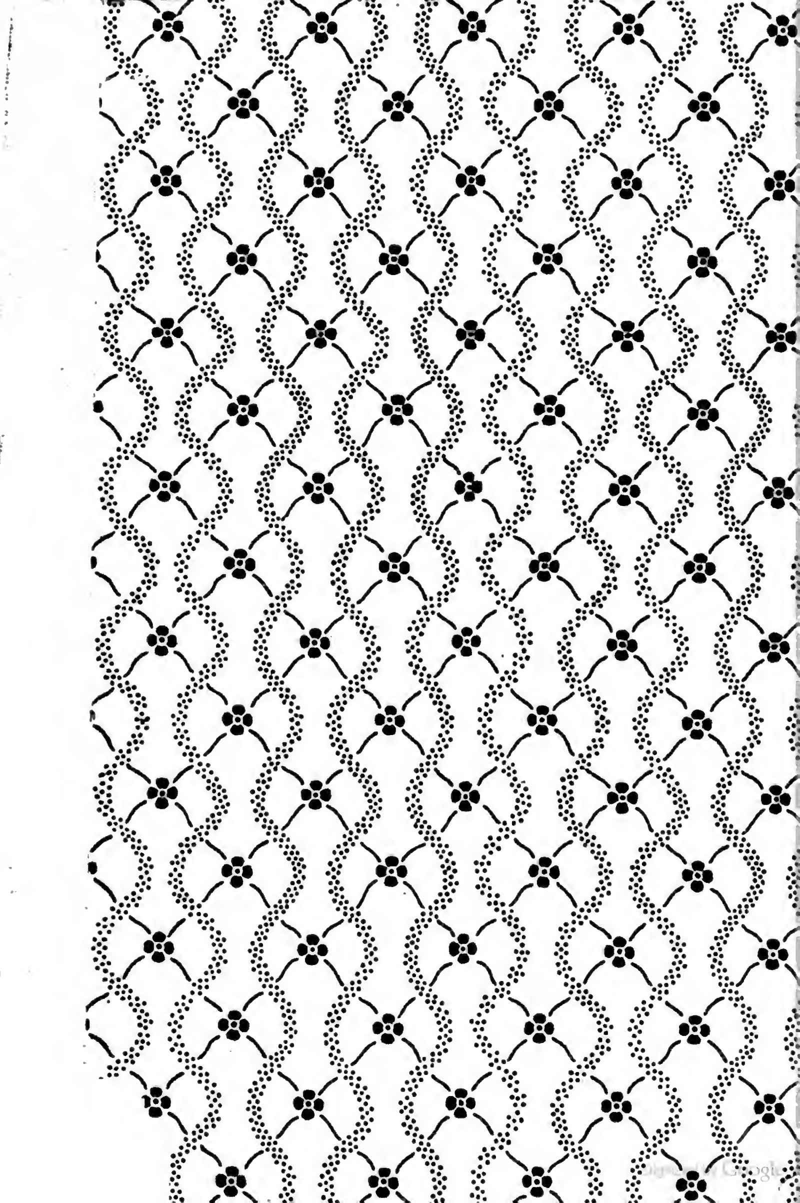


1
2
3
5
4
Urgeschichte der Kultur
Heinrich Schurtz





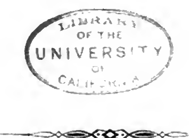
Urgeschichte der Kultur.

Urgeschichte der Kultur.

Von

Dr. Heinrich Schurtz.

Mit 434 Abbildungen im Text, 8 Tafeln in Farbendruck, 15 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung und 1 Kartenbeilage.



Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.
1900.

Vorwort.

Die Menschheit, wie sie seit Jahrtausenden als eigenartige Gruppe von Lebewesen die Erde bevölkert, ist undenkbar ohne die geistige Erbschaft, die ungezählte Generationen gesammelt haben, und die sich in jedem Lebenden wirksam zeigt, ohne die Kultur. Durch die Kultur, die als eine Errungenschaft geistiger Arbeit gelten muß, tritt der Mensch aus der Reihe der übrigen Wesen heraus: nicht mehr durch unbewußte körperliche Umbildung antwortet er auf die Einflüsse seiner Umgebung und auf die Gefahren des Daseins, sondern durch die Waffen, Werkzeuge und Geräte, die er ersinnt, durch die Sitten und Gebräuche, die man als mechanisch gewordene Reaktionen des Gesellschaftskörpers betrachten darf, und durch die Erfahrungen und Kenntnisse, die sich nach und nach zu einem unermeßlichen Schatze des Wissens ansammeln. Man kann sagen, daß für den Menschen die Gesetze der Auslese und Anpassung fast nur noch auf geistigem Gebiete gelten, ja daß es die Kulturarbeit selbst ist, die den Veränderungen der Organe und des Körperbaues Halt geboten hat; noch deuten die Unterschiede der Rassen darauf hin, wie stark einst diese Veränderungen des Grundtypus waren, aber sie haben sich seit dem Entstehen dessen, was wir Kultur nennen, nicht fortgesetzt, und neue Rassen bilden sich heute nur noch durch Mischung der vorhandenen Typen, die sonst ihre Grundzüge fast nicht mehr ändern. Die kleinen Umgestaltungen infolge klimatischer Einflüsse, die an ihrer Stelle erwähnt werden sollen, kommen demgegenüber kaum in Betracht. Wer die Geschichte einer Tiergattung studieren will, muß ihre körperlichen Umbildungen zu verfolgen suchen; wer aber die Menschheit zu verstehen strebt, hat vor allem anderen die Entwickelung der Kultur ins Auge zu fassen.

In allen Hauptzweigen der Wissenschaft tritt die Erscheinung hervor, daß zuerst einzelne Teile bearbeitet und, meist aus praktischen Gründen, vorwiegend berücksichtigt werden, daß dann die übrigen allmählich ebenfalls Teilnahme finden, und daß erst spät die Versuche, alles zu einem großen und harmonischen Ganzen zusammenzufassen, mit Aussicht auf Erfolg beginnen können. Die Wissenschaft vom Menschen, soweit sie die geistige und sittliche Seite seines Wesens zu erfassen sucht, mit anderen Worten die Erforschung der Kultur, hat diesen Weg der Entwickelung ebenfalls gehen müssen. Es hat längst Gesetze und Rechtsformeln gegeben, ehe man über das Wesen des Rechts nachzudenken begann oder gar eine die ganze Menschheit umfassende Rechtskunde begründete; die Theologie hat längst bestanden, ehe von vergleichender Religionsforschung die Rede war, und zahllose

Schriften sind über Ästhetik verfaßt worden, ehe man die Anfänge der Kunst, wie sie vorgeschichtliche Funde und die Werke der Naturvölker zeigen, der Aufmerksamkeit für wert hielt. Wir stehen vielfach noch mitten in diesem Übergang von der verdienstvollen, aber einseitigen Einzelforschung zur alles verbindenden Kulturwissenschaft, wir sind noch vom Trümmerwerk des Alten und von Gerüsten zu neuen Bauten umgeben. Überall regt sich der Trieb, eine breitere Grundlage der einzelnen Wissensgebiete zu finden, eine Grundlage, wie sie ihnen allen nur das Studium der alten Kulturen und vorgeschichtlichen Reste einerseits, der gesamten lebenden Menschheit anderseits bieten kann. Neben der einst in allen Geisteswissenschaften zuerst gestellten Frage: „Wie soll das sein?" fordert die andere: „Wie ist das entstanden?", immer dringender ihre Antwort. Die Naturwissenschaften haben längst bewiesen, wie unendlich viele neue Aussichten sich eröffnen, sobald man ernstlich der Frage nach der Entwickelung und nach deren treibenden Kräften nähertritt. Langsam und zögernd sind die Geisteswissenschaften diesem Vorbild gefolgt, und vielleicht ist es ihrem allzu bedächtigen Fortschreiten zuzuschreiben, daß die naturwissenschaftliche Arbeit vorübergehend einer trostlosen mechanischen Weltanschauung zum Siege verholfen hat. Auf die Dauer freilich war diese nicht lebensfähig. Die Naturwissenschaften bedürfen nun einmal einer vollwertigen Geisteslehre zu ihrer Ergänzung, ohne die sie sich in platte Nüchternheit verlieren; die Erforschung des menschlichen Geisteslebens aber, von dem ja auch alle Erzeugnisse der materiellen Kultur abhängen, kann ihrerseits der naturwissenschaftlichen Methode nicht mehr entraten. Eine Urgeschichte der Kultur, die in diesem doppelten Sinne ihre Aufgabe zu lösen sucht, ist eine Forderung unserer Zeit.

Das vorliegende Werk sucht eine die gesamten Kulturanfänge umfassende Darstellung zu geben, die keinen Zweig des Kulturlebens gegenüber anderen vernachlässigt. Die einzelnen Teile können freilich nicht gleichwertig sein, denn während manche Wissenszweige bereits in vorzüglicher Weise bearbeitet sind, war es bei anderen nötig, fast von Grund auf neu zu bauen und damit, da in solchen Fällen die dringend nötige Ausgleichung der Ansichten und Theorien fehlt, der Gefahr der Einseitigkeit zu verfallen. Auch über den Titel des Werkes läßt sich rechten; es ist nicht leicht, eine kurze und schlagende Bezeichnung für eine zusammenfassende Wissenschaft zu finden, die neu in die Erscheinung tritt. Aber mit ähnlichen Schwierigkeiten hat sich jeder, der die Entstehung der Kultur zu erforschen strebt, ohnehin immer von neuem abzufinden, da sich der Sinn der entwickelten Begriffe nie völlig mit dem der ersten Keime und Anfänge decken wird.

Bremen, im Dezember 1900.

Heinrich Schurtz.

Inhalts-Verzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen.

Farbendrucktafeln.

Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung.

Kartenbeilage.

Abbildungen im Text.

Urgeschichte der Kultur.



Einleitung.

Seit alter Zeit erkennen die Menschen in der Kultur ihr eigenstes Gut, ihren höchsten Schatz; dieses Besitztum, das fühlen sie alle, sondert sie von den übrigen lebenden Bewohnern der Erde, und innerhalb der Menschheit selbst scheidet kein Merkmal die Völker und Stände so scharf voneinander wie die Höhe und Eigenart der Gesittung. Nicht nur der Hellene fühlte sich dem Barbaren gegenüber als ein Wesen edlerer Art, auch der bedürfnislose Küstenbewohner der melanesischen Inseln blickt auf die rohen Völkchen des Innern verachtend herab, und selbst die kläglichen Abfälle europäischer Tracht gelten den Naturvölkern als Symbole höheren Wertes. Nicht immer führt das Selbstbewußtsein zu wahrer Einsicht: die Mehrzahl der Menschheit, die sich höherer Kultur zu rühmen pflegt, nimmt diesen Vorzug als ein selbstverständliches und wohlverdientes Gut gelassen hin. Aber die denkenden Geister, denen die Führung der Völker auf dem Wege der Erkenntnis obliegt, haben früh den Blick von den Dingen der Außenwelt auf das eigene Selbst gewendet und auf das kleine Reich zweckbewußt veränderter Naturschätze, mit denen jede menschliche Gemeinschaft sich in rastloser Thätigkeit umgibt. Kant endlich war es, der den kühnen Gedanken aussprach, daß die Kultur das Endziel der Natur selbst sei, soweit sie im Menschengeschlecht ihre Gesetze offenbart. Die Wissenschaft der Gegenwart vermeidet es gern, von Endzwecken zu reden, aber auch sie kann nicht leugnen, daß es der Mensch ist, der bisher die höchste Stufe aller Entwickelung irdischen Lebens erreicht hat, und daß seine Thätigkeit, soweit er fortschreitet, im Ausbau der Kultur besteht.

Was aber ist nun in Wahrheit diese *Kultur*? Woran haftet dieser Begriff, den wir so gern im Munde führen, von welchen Ursachen hängt sein Dasein, sein Wachsen und sein Vergehen ab? Der Europäer, der sich wohl rühmen darf, innerhalb der höchstentwickelten Kultur zu stehen, die heute auf der Erde zu finden ist, sollte um eine Antwort nicht verlegen sein. In der That braucht er nur um sich zu blicken, und er sieht die Herrlichkeit der Kultur in greifbarer Gestalt vor seinen Augen. Da erheben sich Häuser, Paläste und Dome, da wogen die Ährenfelder, da rollen die Wagen und stöhnen die Maschinen, da breiten sich in glänzenden Läden und Magazinen alle die unzähligen Dinge aus, mit denen der Mensch sein Haus und seinen Körper schmückt, die Nahrungs- und Genußmittel, die er sich aus den entferntesten Gegenden zu verschaffen weiß, und die Werkzeuge, mit denen er arbeitet. Hier kann er, so scheint es, das Wesen der Kultur mit Händen greifen, mit allen Sinnen erfassen und erkennen.

Aber sobald ihm das Schauen zum Nachdenken Zeit läßt, wird das glänzende Bild seinen Drang nach wahrer Erkenntnis immer weniger befriedigen; es ergeht ihm wie dem Materialisten, der mit naiver Freude im Stoffe die Grundlage aller Dinge gefunden zu haben glaubt,

und dem, wenn er diesen Stoff selbst untersucht, das anscheinend so Sichere unter den Händen zerrinnt und in ein System von Kräften zerfällt. Auch die Kultur besteht in Wahrheit nicht aus ihren materiellen Thatsachen und Ergebnissen, sondern aus den Kräften, die diese Wirkungen hervorbringen. Das ist nicht schwer zu erkennen. Denken wir uns eine Stadt irgend eines kultivierten Reiches, etwa Deutschlands, die durch ein Naturereignis ganz und gar vernichtet würde, während es allen Bewohnern gelänge, sich zu retten: sicher würden wir sehen, wie bald genug an derselben Stelle oder doch in ihrer Nähe von neuem die Häuser emporwüchsen, Kulturbesitz aller Art aufgehäuft würde, und endlich wieder eine Stadt dastünde, der verschwundenen ähnlich, aber vielleicht noch verschönert und verbessert. Denken wir uns anderseits, daß die Stadt mit all ihrem Inhalt erhalten bliebe, aber die Bevölkerung ausstürbe, und an ihre Stelle vielleicht eine Horde roher Australneger träte, kein Zweifel, daß allmählich die Häuser verfallen, die Werkzeuge und Maschinen, die niemand zu nutzen wüßte, verrosten und verkommen müßten, kurz, daß mit den Menschen, von denen sie ausging, auch die Kultur verschwinden würde, und nur in traurigen Ruinen und dunkeln Sagen eine schwache Erinnerung erhalten bliebe. Führt doch auch dort, wo das lebendige Beispiel benachbarter hoher Kulturen auf die Naturvölker wirkt, die Nachahmung meist nur zu Zerrbildern, ungefähr in der Weise, wie unter den Händen von Barbaren die Nachbildungen klassischer wie moderner Münzen sich in seltsame Karikaturen verwandelten (s. die Abbildungen, S. 4 u. 5). Es sind also die Menschen, es sind die Kulturvölker, mit denen die Kultur untrennbar verbunden ist.


Stater Philipps II. von Makedonien. Nach Evans.

Und nicht der einzelne Mensch ist es, sondern die Arbeit der Gesellschaft, die erst die Kultur zur Wahrheit macht. Diese Gesellschaft aber umfaßt wahrlich nicht nur die verhältnismäßig Wenigen, die in einem gegebenen Augenblicke sich des Lebens freuen und die Arme rühren; weit in die Vergangenheit und in die Zukunft dehnt sie sich hinaus, und wer ihr angehört, zehrt von den Gedanken und der Arbeit unzähliger vergangener Geschlechter, während er sich zugleich, bewußt oder unbewußt, emsig müht, den Nachkommenden die Bahn zu bereiten. Die Erbschaft des Wissens geht von Mund zu Mund, sie ist niedergelegt in Büchern und Schriften, sie ist verkörpert in den Resten der Vorzeit; ohne sie ist der Einzelne nichts. Aber zugleich ist doch diese gewaltige Hinterlassenschaft tot und wirkungslos, sobald sie nicht in den Geschlechtern der Gegenwart lebendig wird und immer aufs neue schöpferisch wirkt; sie kann in den Werken älterer Zeiten zuweilen schlummern, aber nur solange sie lebt, ist sie in Wahrheit Kultur.


Altbritische Goldmünze, wahrscheinlich Nachbildung der obigen. Nach Evans.

Dabei ist noch ein Anderes zu erwägen. Ein großer Irrtum wäre es, die Erbschaft der Vergangenheit nur in der Überlieferung zu suchen. Nehmen wir einen jungen Neger aus dem Innern Afrikas oder eine Rothaut Brasiliens in unsere Kulturgemeinschaft auf, so wird es nicht schwer sein, dem „Wilden" äußerlich einen Schliff der Gesittung zu geben und ihm ein gewisses Maß der Geistesbildung zu verleihen; aber schwerlich wird der künstlich zum Kulturmenschen geformte Sohn der Natur ein wahres Mitglied unserer Gesellschaft, geschweige ein thätiger Förderer der rastlosen Kulturarbeit Europas werden, ja es ist zu fürchten, daß er bald den an ihn gestellten, seinem Wesen widersprechenden Anforderungen gänzlich unterliegt. Wir erkennen daraus, daß die Arbeit unserer Vorfahren, an der die seinen sich nicht beteiligt haben,

unsere Rasse auch innerlich umgewandelt hat, daß uns die Thätigkeit, die jenem Neger schwer oder unmöglich ist, leicht von statten geht, weil wir von der Übung und Kraft der Vorzeit einen Teil überkommen haben. Nicht nur die Glieder des Körpers werden durch Arbeit stark und gelenkig, auch vom Organismus der Gesellschaft gilt dieses Gesetz: die geistige Begabung ist das wichtigste Erbteil der Kulturvölker.

So läßt es sich denn zusammenfassend aussprechen: Kultur ist die Erbschaft der Arbeit vorhergehender Generationen, soweit sie sich in den Anlagen, dem Bewußtsein, der Arbeit und den Arbeitsergebnissen der jedesmal Lebenden verkörpert. Alle Ergebnisse der materiellen Kultur sind nur der äußere Ausdruck innerer Vorgänge, zu denen sie sich ähnlich verhalten, wie die immer wechselnden Atome des Körpers zu jener lebendigen Kraft, die den Körper baut und erhält. Geschichte der Kultur, dürfen wir sagen, ist Geschichte des menschlichen Geistes.

Aber scheiden wir damit nicht den Menschen allzusehr von jenem großen Zuge der Entwickelung, den erkannt zu haben wohl das größte Verdienst der neueren Wissenschaft ist? Überall in der organischen Natur treten uns Umbildungen des Körpers entgegen, und mag das Gesetz der Anpassung und Auslese, wie es Darwin aufgestellt hat, auch manchem Einwand unterliegen, die beständigen Wandlungen des körperlichen Baues der Tiere, der allgemeine Fortschritt zu immer feineren Differenzierungen körperlicher Organe sind Thatsachen, an denen wir nicht zweifeln können. Die Gesetze der Natur aber gelten auch für den Menschen. Ist nun die Kultur nichts anderes als eine Fortsetzung jener natürlichen Entwickelung, dann müßte es doch zunächst der Körper des Menschen sein, der sich immer neueren und schwierigeren Aufgaben anpaßte, und der Kulturmensch müßte sich durch die Zahl und Brauchbarkeit seiner Glieder wesentlich vom Sohne eines Naturvolkes unterscheiden. Aber nichts dergleichen ist der Fall. Der leibliche Bau des Australiers oder des Feuerländers weicht nur in unwesentlichen Einzelheiten von dem des Ariers oder des Chinesen ab, und soweit wir aus den Knochenresten die Körperbeschaffenheit vorgeschichtlicher Geschlechter feststellen können, kommen wir immer zu dem Ergebnis, daß jene Vorfahren sich von ihren Nachkommen äußerlich nicht wesentlich unterschieden haben können. Die Rassen zeigen in der Größe des Körpers, der Farbe der Haut, des Haares und der Augen, der Form des Schädels und im Ausdruck des Gesichtes, der ja ein Spiegel des geistigen Lebens ist, mannigfache Unterschiede, aber die Körperteile gerade, mit denen der Mensch sich bewegt und arbeitet, mit denen er für die Förderung der äußeren Kultur thätig ist, weichen bei den verschiedenen Völkern in ihrem Bau und ihrem Gebrauche nicht erheblich voneinander ab. Daß uns Europäern, wie man einwerfen könnte, die Beweglichkeit der Zehen teilweise verloren gegangen ist, die bei vielen tropischen Stämmen selbst bei der gewerblichen Thätigkeit allerlei Hilfsdienste leisten, ist nur eine Folge des beständigen Tragens einengender Fußbekleidung; sicher ließe sich die Fähigkeit durch entsprechende Übung wiedergewinnen.




Nachbildung englischer Münzen durch südafrikanische Eingeborene. Nach Hartmann. Vgl. Text, S. 4.

So bleibt es denn zweifellos, daß sich der Mensch, seit er sich von einer niederen Stufe zu seiner jetzigen Körperbeschaffenheit entwickelt hat, nicht mehr körperlich umbildet, daß bei ihm an die Stelle der leiblichen Differenzierung vollständig die Ausbildung des Gehirnes und der

im Gehirn konzentrierten Kräfte, also des Geistes, getreten ist. In der Tierwelt schreitet freilich das Bewußtsein ebenfalls von niederen zu höheren Stufen fort, und insofern trennt keine unübersteigbare Schranke den Menschen von den anderen Lebewesen des Erdballes; aber bei den Tieren gehen geistige Entwickelung und körperliche Differenzierung meist parallel, beim Menschen verschwindet die letztere ganz zu gunsten des geistigen Fortschritts.

Die Menschheit selbst in ihren primitiveren Zuständen scheint das Heraustreten aus der allgemeinen Gesetzmäßigkeit unliebsam zu empfinden und sucht gern die zufälligen oder durch bestimmte Thätigkeiten entstandenen Veränderungen des Körpers, an denen sie Geschmack gefunden hat, künstlich festzuhalten und zu übertragen, da nun einmal eine Vererbung der erworbenen Merkmale nicht in erwünschter Weise stattfindet: man preßt die Köpfe flach oder spitzt sie zuckerhutförmig zu, man feilt die Zähne spitz (s. die untenstehende Abbildung), zwängt Pflöcke in die Ohren, Lippen und Nasen, schnürt die Glieder oder den Leib unnatürlich zusammen, verkrüppelt die Füße, versieht die Haut mit Schmucknarben und unverwischbaren Zeichnungen (s. die Abbildungen, S. 7 und 8, sowie die beigeheftete farbige Tafel „Ornamentale Tättowierung") oder folgt wenigstens mit Genuß den unerhörtesten Ausartungen der Kleidermode; kurz, an der Neigung zum Variieren des menschlichen Grundtypus fehlt es wahrhaftig nicht. Aber all diesen Launen des Tagesbewußtseins setzt die geheimnisvolle Kraft, die den Menschenleib erbaut und von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt, ihren unüberwindlichen Widerstand entgegen, und im Schoße der Mutter, die ihren Körper durch die wunderlichsten Entstellungen nach ihrer Meinung verschönert hat, liegt das ungeborne Kind als reiner, unveränderter Typus der Menschengestalt, wie sie seit Jahrtausenden den Erdball bevölkert.

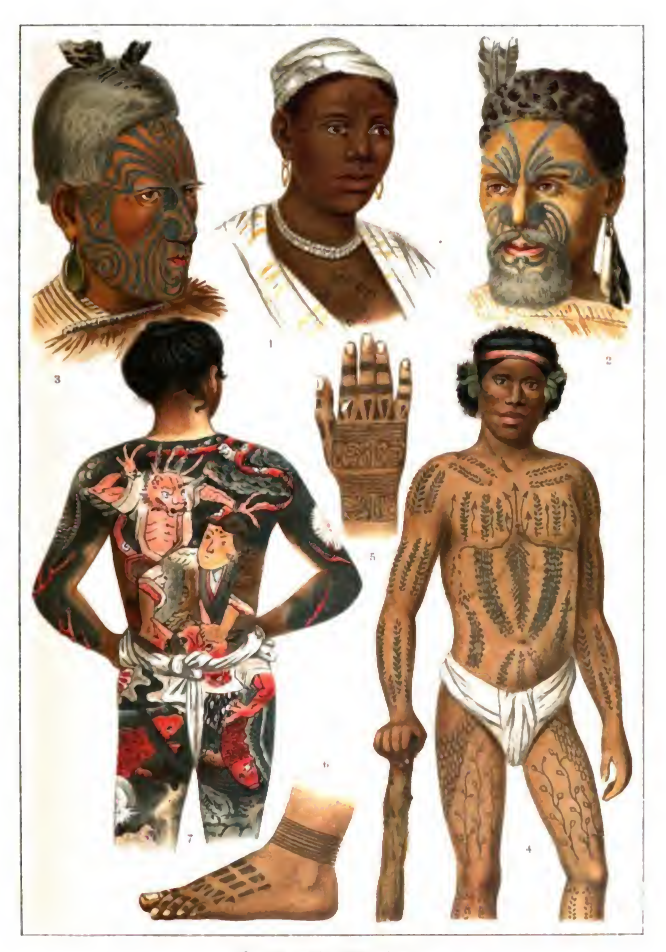


Zahnfeilung der Dayak, Borneo. Nach Ling Roth.

Wie kommt es aber, daß nach einem glücklichen Ausdruck Flinders Petries „die Menschen sich durch innere Umbildungen ihrer Gehirnstruktur entwickeln, wie andere Lebewesen durch äußere Umbildung ihrer Knochen und Muskeln"? Die Antwort ist längst gefunden: indem der Mensch das brauchbarste Organ seines Körpers, die Hand, dadurch den verschiedensten Zwecken dienstbar machte, daß er die Werkzeuge ersann und mit ihrer Hilfe dem Leibe vorübergehend neue Organe schuf, hat er die weitere Umbildung der Hände oder anderer Glieder überflüssig gemacht und verhindert; was sich jetzt weiter entwickelt, das sind die Werkzeuge, und deren Schöpfung und Umformung bleibt nicht mehr dem dunkeln Triebe des Organismus überlassen, sondern wird vom wachen Geiste des Menschen mit klarem Zweckbewußtsein geleitet. So sehen wir uns bei der Untersuchung der Kultur immer wieder von der materiellen Seite des Daseins auf den menschlichen Geist zurückgewiesen, in dem und durch den die Kultur sich bildet und erhält.

Das Bewußtsein, das die Grundlage alles geistigen Lebens bildet, erscheint dem Menschen naturgemäß als der wichtigste Zug seines ganzen Wesens; wie ein unumschränkter König scheint es über die Kräfte des Körpers zu gebieten und mit ihrer Hilfe nicht nur diesen Körper zu erhalten und zu schützen, sondern auch die Außenwelt umzugestalten und sich dienstbar zu machen. Wer des Bewußtseins beraubt ist, vermag wohl noch zu vegetieren, aber er scheidet aus der Gesellschaft der Menschheit aus.

Sehen wir uns dieses souveräne Bewußtsein, das die Zügel der menschlichen Entwickelung so fest in der Hand zu haben scheint, etwas näher an, wäre es auch nur, um zu prüfen, wie weit wir auf seine Macht vertrauen dürfen! Da entdecken wir denn, daß dem scheinbar so einheitlichen Wesen, das wir Mensch nennen, das Bewußtsein zeitweilig fast ganz fehlt, ohne

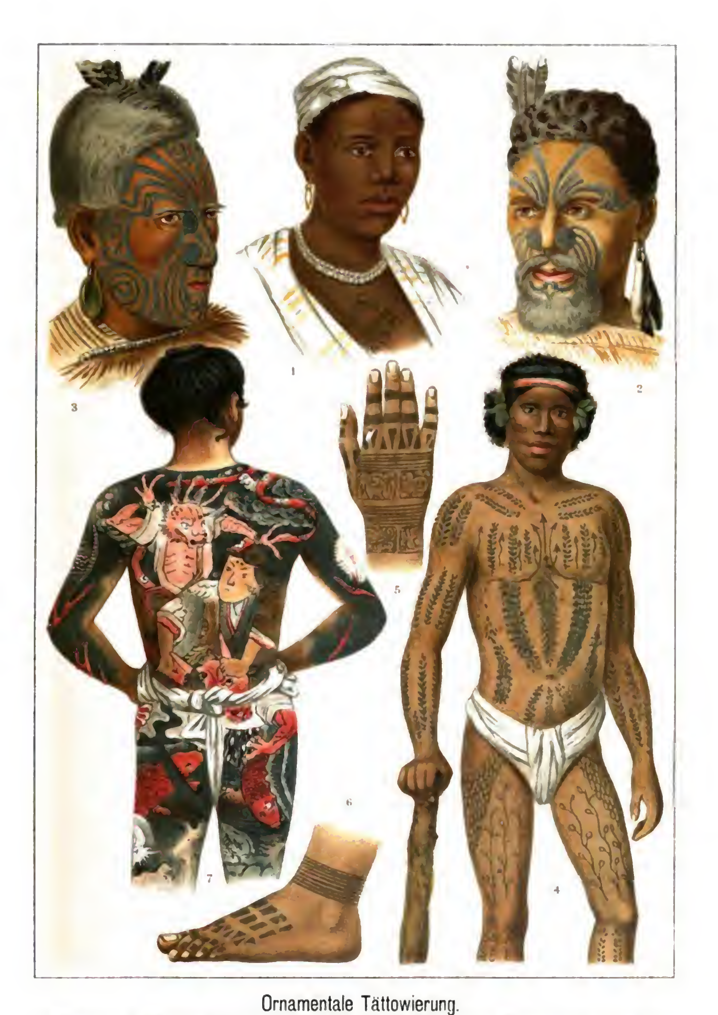


Ornamentale Tättowierung.

1. Negerin. — 2. Häuptling Hiriti-Paevata (Neuseeland). — 3. König Tauhiao (Neuseeland). — 4. Karolinen-Insulaner. — 5. u. 6. Hand und Fuß eines Dayak von Borneo. — 7. Japaner.

...en ist. In der Tierwelt schreitet frei-
...a Stufen fort, und insofern trennt keine
...deren Lebewesen des Erdballes; aber bei
...liche Differenzierung meist parallel, beim
...des geistigen Fortschritts.
...Zuständen scheint das Heraustreten aus der
...aten und sucht gern die zufälligen oder durch
...nen des Körpers, an denen sie Geschmack ge-
...ragen, da nun einmal eine Vererbung der er-
...ie stattfindet: man preßt die Köpfe flach oder
...spitz (s. die untenstehende Abbildung), zwängt
...ert die Glieder oder den Leib unnatürlich zu
...fe, versieht die Haut mit Schmucknarben und
...(s. die Abbildungen, S. 7 und 8, sowie die bei-
...rnamentale Tättowierung") oder folgt wenigstens
...Ausartungen der Kleidermode; kurz, an der Nei-
...meinschaftlichen Grundtypus fehlt es wahrhaftig nicht.
...Tagesbewußtseins setzt die geheimnisvolle Kraft,
...und von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt,
...Widerstand entgegen, und im Schoße der Mutter,
...wunderlichsten Entstellungen nach ihrer Meinung
...reiner, unveränderter Typus der Menschengestalt,
...Welt.
...glücklichen Ausdruck Flinders Petries „die Menschen
...nicht entwickeln, wie andere Lebewesen durch äußere
...ist längst gefunden: indem der Mensch
...den verschiedensten Zwecken dienst-
...Hilfe dem Leibe vorübergehend neue
...anderer Glieder überflüssig gemacht
...Werkzeuge, und deren Schöpfung
...Organismus überlassen, sondern
...tsein geleitet. So sehen wir uns
...ellen Seite des Daseins auf den
...Kultur sich bildet und erhält.
...bens bildet, erscheint dem Men-
...; wie ein unumschränkter König
...er Hilfe nicht nur diesen Körper
...umgestalten und sich dienstbar zu
...zu vegetieren, aber er scheidet

...Regel der menschlichen Entwicke-
...es auch nur, um zu prüfen,
...wir denn, daß dem scheinbar so
...zeitweilig fast ganz fehlt, ohne

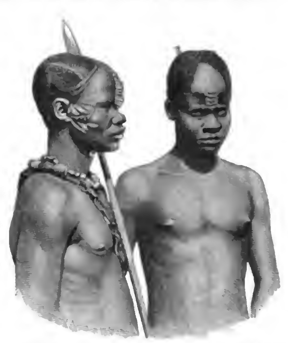


Ornamentale Tättowierung.

1. Negerin. — 2. Häuptling Hiriti-Paevata (Neuseeland). — 3. König Tauhiao (Neuseeland). — 4. Karolinen-Insulaner. — 5. u. 6. Hand und Fuß eines Dayak von Borneo. — 7. Japaner.



daß doch die Thätigkeit des Organismus unterbrochen wird: im tiefen Schlaf ist das Licht des Bewußtseins nahezu erloschen, aber rastlos arbeitet das Herz fort und treibt das Blut durch die Adern, ungestört atmen die Lungen, und die Verdauung geht nach wie vor ihren Gang. Und mehr als das geschieht: hat der Körper eine Verletzung empfangen, so trifft er zweckmäßige Maßregeln, sie zu heilen, ohne erst beim Bewußtsein anzufragen oder sich durch dessen Ansicht beeinflussen zu lassen. Wo war überhaupt dieses stolze Bewußtsein, als der Körper selbst mit seinen zahllosen Knochen, Muskeln und Nerven, mit seinen wundervoll zweckmäßigen Organen sich aus der Keimzelle entwickelte? Wie ärmlich erscheinen die Ansprüche des Geistes jenen blinden, aber ihres Zweckes und ihrer Mittel so sicheren Kräften gegenüber, die thätig waren, ehe er selbst sie zu erkennen vermochte, und die ebenso den Gang der Entwickelung auf der Erde vollzogen, ehe der erste Schimmer wachen Bewußtseins das dunkle Treiben zu erhellen begann! Noch heute entbehrt das Riesenreich der Pflanzenwelt ganz dieses geistigen Lichtes, und doch wachsen die Bäume in gesunder Kraft empor, blühen die Blumen und reifen die Früchte, um den Samen neuen Lebens weithin zu verstreuen.



Narbentättowierung der Bangala, Congostaat. Nach Lemaire. Vgl. Text, S. 6.

Die niederen Tiere sind es, in denen zuerst das Bewußtsein empordämmert, und lang und schwierig ist der Weg der Entwickelung gewesen, der endlich den Geist des Menschen zu jener meisterhaften Waffe im Daseinskampfe werden ließ, als die er sich jetzt bewährt; das grundsätzliche Merkmal des Geistes aber war es von jeher, daß er gleichbedeutend mit der Fähigkeit ist, zwischen verschiedenen Reizen eine **Wahl** zu treffen, dem Günstigen und Nutzbaren entgegenzukommen, Feindliches zu fliehen oder es abzuwehren. Aufbau und Zerstörung, diese ewigen Wechselerscheinungen der Natur, äußern sich nunmehr als Liebe und Haß, also als jene Grundkräfte, auf die Empedokles das Dasein der Welt zurückführt. Das Bewußtsein schafft neue Möglichkeiten der Existenz, es tritt in Wechselwirkung mit den anderen Eigenschaften der Lebewesen, die es erworben haben, aber es beseitigt keineswegs jene schaffenden Kräfte oder inneren Ursachen, die, wie Nägeli es ausdrückt, „im allgemeinen zwar als dunkles Mysterium anerkannt, aber so gut wie für nichts gehalten werden, und die gleichwohl in so sichtbarer und fühlbarer Weise die Welt regieren". Auch diese Kräfte wirken unverdrossen weiter, und das Bewußtsein erscheint, von dieser Seite aus betrachtet, nur als ein Organ, das sie sich geschaffen haben, um dem Ziel immer feinerer Differenzierung zuzustreben.

Aber es gibt einen anderen Standpunkt der Betrachtung, der uns in der Entwickelung des Geistes einen Vorgang erkennen läßt, wie ihn die anderen Fortschritte der Lebewelt **nicht** zeigen: der Geist setzt der unbewußten Zweckmäßigkeit der Naturkräfte, auf denen sein eigenes Wesen ursprünglich beruht, eine **bewußte Zweckmäßigkeit** entgegen, die ihn zuweilen in einen Gegensatz zur Natur bringt und zugleich über deren dunkles Treiben hinaus auf eine neue, bisher unerreichte Stufe zu heben verspricht. Vielleicht nirgends tritt dieser Gegensatz klarer hervor als in der Kunst des Arztes. Es wurde schon gesagt, wie jene Kräfte, die unbekümmert

um den Verstand den Körper bauen, auch die Wunden zu heilen wissen, die dem Leibe geschlagen werden, und es ist bekannt, wie sie z. B. durch Erhöhung der Körpertemperatur gegen jene kleinen Lebewesen vorgehen, die als schmarotzende Eindringlinge das Blut zersetzen und vergiften. Im allgemeinen muß der Arzt auf diese Selbsthilfe des Leibes vertrauen; aber es kommt doch vor, daß er widersinnigen Abwehrmaßregeln der Naturkraft entgegenzutreten hat, wenn sie z. B. versucht, einen in den Blinddarm gedrungenen Fremdkörper durch Eiterung zu entfernen, oder wenn sie die Körperwärme bis zu tödlicher Höhe steigert. Das sind an sich unbedeutende Erfolge gegenüber jener inneren Heilthätigkeit, aber es sind doch Siege des wachen Bewußtseins über die blinden Kräfte, und sie zeigen uns den Weg, den die geistige Entwickelung von Anfang an gegangen ist und auch fernerhin gehen wird. Wundt hat diesen Weg im Auge, wenn er sagt: „Der forschende Geist muß seine höchste Aufgabe darin sehen, überall das instinktive Erkennen des Gefühls in das klare Erkennen des Begriffs umzuwandeln." Diese Entwickelung des Geistes aber, das ist nun ohne weiteres klar, fällt zusammen mit der Entwickelung der Kultur.



Tättowierte Hand eines Dayak, Borneo. Nach Ling Roth. Vgl. Text, S. 6.

Und doch wäre es ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß der Geist ohne jene dunkle Seite der Lebensthätigkeit bestehen könnte, daß der Kulturfortschritt etwa auf eine reine Vergeistigung des Menschengeschlechtes hinausliefe. In Wahrheit bildet das Unbewußte immer die Grundlage der Persönlichkeit, es entwickelt sich mit dem Bewußtsein und durch das Bewußtsein fort, beide ergänzen sich und sind nunmehr ohne einander nicht mehr denkbar; mögen auch der Schlafende, das neugeborene Kind, der Idiot ohne das Licht der Vernunft vegetieren können, die menschliche Gesellschaft als solche kann es nicht, und daß anderseits dem Geiste kein irdisches Dasein auf eigene Faust möglich ist, das ergibt sich aus seiner Entwickelung von selbst: vernünftiges wie instinktives Handeln sind dem Menschen gleich unentbehrlich.

Das Wort **Instinkt** zeigt uns den Weg, auf dem wir das ergänzende Zusammenwirken jener Tages- und Nachtseite des Menschen, wie Fechner sie nennt, am besten zu erkennen vermögen und damit zugleich einen Einblick in den Fortgang der geistigen Kultur gewinnen. Eine Betrachtung der Tierwelt lehrt uns, daß es zwei sehr verschiedene Arten von Instinkten gibt. Die eine entsteht völlig ohne Mitwirkung des Bewußtseins; man pflegt sie, da sie unbedingt die ursprünglichere ist, als die „primäre" zu bezeichnen. Sie pflanzt sich durch Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht fort, ohne daß irgend ein Beispiel oder eine Belehrung stattfände; vom primären Instinkte geleitet spinnt die Seidenraupe ihr kunstvolles Haus, baut die Biene ihre Zellen, und webt die Spinne ihr gefährliches Netz. Aber ganz unbeeinflußt vom Bewußtsein bleibt auch dieser ursprüngliche Instinkt mit seiner blinden Zweckmäßigkeit nicht, vielmehr geschieht es häufig genug, daß die instinktive Thätigkeit veränderten Bedingungen angepaßt wird und sich endlich von Grund aus umgestaltet; es mag an jene Vögel erinnert werden, die sich in ihrem Nesterbau durch die Beschaffenheit der menschlichen Wohngebäude beeinflussen ließen, wie gewisse amerikanische Schwalben, oder an den Hund, dessen anerzogene Instinkte die natürlichen bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet haben. Diese Änderungen geschehen zweifellos durch die Vermittelung des Bewußtseins; aber das Bewußtsein vermag auch ganz aus sich selbst

heraus instinktive Triebe zu schaffen, ja man kann sagen, daß die Thätigkeit des Gehirns vor allem darin besteht, immer neue als zweckmäßig erkannte Reihen von Handlungen in automatische, in „sekundäre Instinkte" umzuwandeln, die nun auch ohne die beständige Kontrolle des Verstandes wirksam werden, sobald der entsprechende Reiz eintritt. Dieser Vorgang, der im Grunde auf eine Entlastung des Geistes hinausläuft, tritt am deutlichsten bei jenen Bewegungen und Thätigkeiten hervor, die das Kind mühsam und schwerfällig vollzieht, bis es sie endlich in der Form des automatischen Handelns mit spielender Leichtigkeit leistet, also beim Gehen, Springen, Essen, Sprechen, Schreiben und dergleichen. Wollte der Erwachsene wie das Kind die einzelnen Muskelbewegungen, die das Gehen zusammensetzen, bei jedem Schritt erst überlegen, oder wollte er beim Schreiben sich jedesmal die Form jedes einzelnen Buchstabens genau vergegenwärtigen, so würden diese Thätigkeiten immer auf eine jammervolle Stümperei beschränkt bleiben. Alles Lernen läuft darauf hinaus, den größten Teil einer bestimmten Arbeit in automatisches Thun umzuwandeln, während der Geist frei und bereit bleibt, Unregelmäßigkeiten oder unerwartete Zufälle zu nutzen oder unschädlich zu machen.

Wenn aber das automatische Handeln im Grunde darauf beruht, daß Reihen von Vorstellungen gewohnheitsmäßig miteinander verknüpft werden und gleichzeitig die entsprechenden Thätigkeiten auslösen, während das Bewußtsein nur das Zeichen zum Ablauf der Reihe zu geben braucht, so wird zweifellos der Geist bevorzugt sein, der über eine möglichst große Zahl solcher Reihen verfügt, da er immer einen großen Teil seiner Handlungen mechanisch verrichten kann, während er selbst wach und frisch bleibt gegenüber allen von außen kommenden Anregungen. Er gleicht einem wohlgeübten Soldaten, der ohne Zaudern die Bewegungen im Glied ausführt, sein Gewehr rasch zu laden versteht und dabei doch den Gegner fest im Auge zu behalten vermag, während der Ungeübte über seine eigenen Glieder stolpert, mit dem Laden nicht fertig wird und im ungeschickten Eifer seine wirkliche Aufgabe vernachlässigt. Aber der Geübte ist noch in anderer Weise im Vorteil. Wenn es erlaubt ist, die gewohnten, mechanisch verfolgten Vorstellungsbahnen mit Durchschlägen in einem dichten Waldgestrüpp zu vergleichen, so verfügt der unkultivierte Geist nur über wenige dieser Durchschläge, woraus folgt, daß er bei der Verfolgung irgend eines neuen Gedankens immer in eine dieser Bahnen hineingeraten und unausbleiblich vom wahren Ziel abgelenkt werden wird; im Geiste des Kulturmenschen ist die Zahl dieser Bahnen viel größer, er wird also viel leichter der wahren Richtung nahe kommen können, und durch die zahlreichen Durchschläge ist das Buschwerk ohnehin so gelichtet, daß es ihm auch ohne Schwierigkeit gelingt, einmal eine neue Verbindung herzustellen und unbetretene Wege zu eröffnen. Mit anderen Worten, der kultivierte Mensch denkt leichter, rascher und unbefangener als der Sohn eines rohen Naturvolkes; das von den Vorfahren bereits Durchdachte und als richtig Erprobte ist ihm tief eingeprägt, gehört gewissermaßen als „sekundärer Instinkt" zu seinem eigensten Wesen, ohne daß doch sein Bewußtsein, das keine Masse von Vorstellungen gleichzeitig zu fassen vermag, durch diesen Besitz belastet wird. Er ist im stande, wenn ein schöpferischer Trieb in ihm wohnt, frei mit den Vorstellungen zu spielen, bis aus dem Spiel endlich der Ernst eines wirklichen Fortschrittes entspringt. Wie die spielende Beschäftigung mit einem Problem der Lösung neuer Aufgaben vorhergehen kann, ist vielfach zu beobachten; man hat z. B. lange schon Dampfbläser (s. die Abbildung, S. 10) und „Püsteriche" im Scherz verwendet, ehe man die Dampfkraft für die Kultur nutzen lernte.

So kommen wir auf die schon einmal ausgesprochene Erkenntnis zurück, daß die Erbschaft, deren Besitz den Kulturmenschen von den tieferstehenden Völkern und die Menschheit

als Ganzes von der Tierwelt scheidet, nicht nur in Äußerlichkeiten und auch nicht allein in der mündlichen und schriftlichen Überlieferung besteht, sondern in der geistigen Disposition. Und jetzt tritt auch das Wesen der Kulturarbeit klarer hervor: allerdings strebt sie dahin, an die Stelle des unbewußt Zweckmäßigen, an die Stelle der Triebe und der primären Instinkte die klare Erkenntnis der Ursachen und Ziele zu setzen und damit den Anstoß zu bewußt zweckmäßigem Thun zu geben, aber sie kann das nur, indem sie das Gewonnene wieder in mechanisch sich folgende Vorstellungsketten verwandelt, denen automatisch vollzogene Thätigkeitsreihen entsprechen. Der Geist behält aber — und das unterscheidet die sekundären Instinkte und Handlungen von den primären — immer die Möglichkeit, den Ablauf dieser Reihen beginnen zu lassen, wenn er es für richtig hält, und hat bis zu einem gewissen Grade die Macht, sie während ihres Ablaufes zu kontrollieren und nötigenfalls aufhören zu lassen oder in andere Bahnen zu leiten. Diese geistigen Dispositionen also sind der wichtigste Teil des Schatzes, den die Kulturvölker von ihren Vorfahren übernommen haben, denn ohne sie wäre auch die Überlieferung nur ein hohler Klang und ein toter Buchstabe.



Kupferner Dampfbläser (sogen. Püsterich), italienische Arbeit des 15. Jahrhunderts. Nach Brinckmann. Vgl. Text, S. 9.

Da nun die Überlieferung selbst nichts anderes ist als ein Teil des Gedächtnisses der Menschheit, so ergibt sich klar, daß auch die erworbenen Instinkte einen Teil dieses Gedächtnisses bilden, ja den unerläßlichsten und wichtigsten von allen; sind ja auch die primären Instinkte gewissermaßen das Gedächtnis der unbewußten Kräfte. Nur mit den bereits im Gehirn vorgezeichneten Vorstellungsreihen verbinden sich die entsprechenden Handlungen leicht, während sonst die weisesten Einsichten des Verstandes und die besten Lehren der Überlieferung nicht im stande sind, auch wirklich Handlungen auszulösen, also unfruchtbar bleiben. Wer hätte nicht schon, vor allem auf sittlichem Gebiet, an sich selbst wie an anderen diese Erfahrung gemacht? „Der ist ein guter Prediger", läßt Shakespeare die kluge Portia sagen, „der seine eigenen Ermahnungen befolgt. Ich kann leichter Zwanzig lehren, was gut zu thun ist, als einer von den Zwanzigen sein und meine eigenen Lehren befolgen."

Mit einer ganz anderen Gewalt treten dagegen Handlungen auf, die sich an ererbte oder doch von frühester Kindheit an systematisch eingeprägte Vorstellungsreihen, wenn auch vielleicht unsinnigster Art, anknüpfen! Der von diesen Instinkten Beherrschte gewinnt durch sie eine rücksichtslose Kraft, die nicht immer zum Segen der Menschheit dient. Das schauerliche Beispiel der Assassinen, die sich auf Befehl ihrer Oberen vom Turme herabstürzten oder sich, nachdem sie ihr Opfer niedergestoßen, ruhig zusammenhauen ließen, ist nur eines unter unzähligen, aber es darf uns nicht gegen die Erkenntnis blind machen, daß dennoch die große Zahl sekundärer Instinkte die Grundlage des Kulturfortschrittes ist. Was den Gebildeten von einem rohen Emporkömmling unterscheidet, ist nicht nur die Summe der Kenntnisse, sondern vor allem die Fähigkeit, gewisse höhere Anschauungen und Handlungsreihen in unbefangen natürlicher Weise ans Licht treten zu lassen. Aber das Beispiel der Assassinen kann uns immerhin bereits darauf aufmerksam machen, daß die einseitige Pflege triebartig gewordener Erkenntnisse ihr Bedenkliches hat.

Mögen nun die sekundären Instinkte die wichtigste Art des Menschheitsgedächtnisses bilden, so sind sie doch keineswegs die einzige. Vom Erinnerungsvermögen des Einzelnen, ohne das ja auch das der Gesellschaft nicht denkbar wäre, soll hier nicht weiter die Rede sein, wohl aber von den beiden großartigen Hilfsmitteln der menschlichen Überlieferung, von Sprache und Schrift. Auch ohne beide ist eine Überlieferung durch das Beispiel recht wohl denkbar, in der höheren Tierwelt sogar die einzig vorkommende Art: Zwar leitet schon der angeborne Instinkt die jungen Vögel zum Fliegen und zum Bauen der Nester, die jungen Affen zum Aufsuchen der schmackhaftesten Früchte an, aber das Beispiel der Alten erleichtert den Jungen unbedingt die Aneignung der nötigen Kenntnisse, oder besser gesagt, es belebt den schlummernden Instinkt. Bei den Menschen tritt die Sprache hinzu, von der sich in der Tierwelt nur bescheidene Anfänge finden, um bald dank ihrer Tauglichkeit alle anderen Mittel der Verständigung und Belehrung weit in den Hintergrund zu drängen. Indem sie aber dabei nicht stehen bleibt, vielmehr den Verstand zur Bildung klarer Begriffe drängt und ihm gleichzeitig auch den Stoff zu diesen Begriffen liefert, verursacht sie eine gewaltige Umwälzung des menschlichen Innenlebens: Aus dem Denken in Bildern und Vorstellungen, das im ganzen auf die sinnliche Sphäre beschränkt bleiben muß, entsteht das Denken in Worten und in Abstraktionen. Da nun die Sprache nur innerhalb der Gesellschaft denkbar ist, und da sie gleichzeitig die Übertragung der neugewonnenen Erkenntnisse auf alle Glieder der Gesellschaft ermöglicht, ergibt sich uns der Fortschritt der Sprache und Vernunft gleichzeitig als Fortschritt der Kultur; weiterhin wird durch die Sprache, da sie eine Überlieferung von Generation zu Generation gestattet, ein neues dauerndes Gedächtnis der Menschheit ermöglicht, das ergänzend neben das instinktive Erinnerungsvermögen tritt. Das bedeutet zugleich eine neue Entlastung des Geistes, da die Bewahrung der Tradition auf verschiedene Personen verteilt werden kann, und doch auch wieder eine Sicherung der Gedächtnisschätze, da sie nicht fest mit dem Einzelnen verbunden, sondern leicht übertragbar und selbst zu weiten Wanderungen von Volk zu Volk fähig sind.

Kerbholz der Ostjaken für Jagdbeute. Sibirien. Nach Martin.

Die Naturvölker sind bei der Sprache und allenfalls einigen primitiven Erinnerungszeichen stehen geblieben (s. die obenstehende Abbildung); die höhere Kultur ist dagegen undenkbar ohne die Schrift, die der Menschheit ein künstliches Gedächtnis von unbegrenzter Fassungskraft verleiht. Abermals wird dadurch der Geist entlastet, und gleichzeitig der Fortgang der Kultur in ganz anderer Weise gesichert als durch die mündliche Überlieferung. Mag jetzt auch einmal aus Laune oder Zufall ein Gebiet des Wissens vernachlässigt werden, mag ein Rückfall der Kultur es scheinbar ganz aus dem Gedächtnis der Menschen tilgen, dennoch wird das Erreichte nicht verloren gehen, wenn nur die schriftlichen Aufzeichnungen die ungünstige Zeit überdauern. Über die trüben Wogen der Völkerflut hinweg, die sich zur Wanderzeit über Europa ergoß, sprechen die Dichter und Philosophen Griechenlands zur Gegenwart, und der unermüdliche Fleiß der Forscher hat auch den Hieroglyphen Ägyptens und den Bibliotheken Babyloniens die Sprache wiedergegeben. Die Erfindung des Buchdrucks endlich schafft die Möglichkeit, die Errungenschaften der Kultur auch in die entferntesten Winkel der Erde zu verbreiten, sie gibt dem, der etwas zu sagen hat, eine Stimme, die allenthalben zu hören ist, während sich zugleich die Gefahr, daß ein Werk völlig verloren geht, mit der Zahl der Abdrücke mindert. Indem aber gewisse Thatsachen und Ansichten allen Gliedern der Kulturwelt zugänglich werden, entsteht eine gemeinsame Grundlage des Denkens und Wissens, ein Zusammenschluß, der Millionen

über Millionen von Menschen zu umfassen vermag, während unter den schriftlosen Völkern nur so weit ein engerer Zusammenhalt möglich ist, als die persönlichen Beziehungen und der Gedankenaustausch durch die Sprache reichen.

Wenn das Entstehen sekundärer Instinkte oder das lapsing of intelligence (der Ausfall der Verstandsthätigkeit), wie es Lewes nennt, wenn Sprache und Schrift den Geist des Kulturmenschen von überflüssiger, seine Freiheit hemmender Arbeit entlasten, so vermag dieser des Denkens und der Arbeit gewohnte Geist sich nunmehr mit aller Kraft den noch ungelösten Zweifelsfragen des Daseins zuzuwenden und sich dem eigentlichen Fortschritte zu widmen. Es werden freilich auch bei den höher stehenden Völkern immer nur verhältnismäßig wenige sein, die in diesem Sinne thätig sind, aber auf diesen wenigen beruht die Weiterentwickelung der Kultur.

Gegen diese letzte Ansicht erheben sich freilich Widersprüche; nicht jeder ist geneigt zuzugeben, daß dem Einzelnen der Gesellschaft gegenüber eine so gewaltige Aufgabe zufallen könne, ja man kann wohl hören, daß diese ganze Art der Auffassung nur ein Rest jener kindlichen Anschauung sei, derzufolge jeder Einzelne sich selbst als der Mittelpunkt alles Daseins, als ein freies und sich selbst bestimmendes Wesen erscheint. Und in der That, betrachten wir die menschliche Persönlichkeit, wie sie von Kräften aufgebaut und zum Teil beherrscht wird, über die der Verstand keine Macht hat, wie sie in ihren Neigungen und Anlagen die Thätigkeit vergangener Generationen verkörpert, wie sie von den Schätzen der Vorzeit zehrt und in ihrem Thun und Treiben vom Beispiel und Urteil der Mitwelt bestimmt wird, dann erscheint sie so klein, so nichtssagend, daß man fast an ihrer Wesenheit zweifeln möchte. Es hat auch wirklich nicht an Versuchen gefehlt, ihr den kleinen Rest von Selbständigkeit vollends abzusprechen und alles das, was man bisher der Person des Einzelnen zuschrieb, als eine Funktion der Gesellschaft zu betrachten, zu der die Persönlichkeit etwa in demselben Verhältnis stände, wie die Zelle zum Organismus. Lichtenbergs Ausspruch, man könne vielleicht ebensogut sagen, „es denkt", wie „es blitzt", weist auf diesen Weg der Anschauung hin. Mit der größten Entschiedenheit hat vielleicht Gumplowicz diese Ansicht hingestellt. „Der größte Irrtum der individualistischen Psychologie", sagt er, „ist die Annahme, der Mensch denke .... Was im Menschen denkt, das ist gar nicht er, sondern seine soziale Gemeinschaft, die Quelle seines Denkens liegt gar nicht in ihm, sondern in dem sozialen Medium, in dem er lebt, in der sozialen Sphäre, in der er atmet, und er kann nicht anders denken als so, wie es aus den in seinem Hirn sich konzentrierenden Einflüssen des ihn umgebenden sozialen Mediums sich ergibt."

Das klingt ungemein wissenschaftlich. Ist es aber auch wahr? Es handelt sich hier, was wohl zu bemerken ist, nicht um die erblichen Eigenschaften der Rasse und des Geschlechtes, nicht um mechanisch gewordene Ketten von Vorstellungen und Handlungen, sondern um die Ansicht, daß die Gruppen von Individuen, die im Augenblick eine Gesellschaft bilden, eine Art gemeinsamen Bewußtseins besitzen, das in den Einzelnen zum Ausdruck kommt, aber nicht von ihnen ausgeht. Aber da wird doch ganz übersehen, daß wenigstens der erwachsene Mensch recht wohl ohne jede Gesellschaft zu leben, zu denken und zu handeln vermag. Man braucht gar nicht den viel mißbrauchten Schatten Robinsons aus seiner Gruft heraufzubeschwören, um das zu beweisen; die indischen Büßer oder die christlichen Anachoreten, die sich völlig dem Umgang der Menschen entzogen, weil eben das „soziale Medium" ihren Widerwillen erweckte, sind bekannt genug und haben auch bei Naturvölkern ihre Parallelen. Heckewelder berichtet von den Indianern Nordamerikas, daß es immer einzelne unter ihnen gibt, die sich der Gesellschaftsordnung

nicht fügen wollen und einzeln umherschweifen, und Hahl sagt von den Neubritanniern: „Der Einzelne mag sich auf sich selbst stellen, in die Wildnis ziehen und, jeden Verkehr mit Dritten vermeidend, alle außerhalb des nächsten Personenkreises als Feinde erachten.“ Kann man Thun und Denken dieser vom sozialen Verbande Losgelösten in der That als Ausfluß der gemeinsamen Volkspsyche betrachten? Oder hat man nicht, um das Problem einmal von der anderen Seite zu fassen, zahlreiche Beispiele, daß sich aus Flüchtlingen verschiedener Völker und Rassen neue Stämme bildeten, deren einzelne Mitglieder erst nach und nach sich ineinander fügen lernten? Steht hier nicht deutlich das Einzelbewußtsein als der ursprüngliche Grundstoff da, aus dem sich die „Gesellschaftsseele“ erst bildet? Diese Fragen haben der Einseitigkeit jener anderen Anschauung gegenüber gewiß ihr Berechtigtes.

Nichts ist in diesem Falle lehrreicher als ein Blick auf die Gesellschaften der Tiere. Hier zeigt sich so recht, daß die Gesellschaft unbedingt etwas Gewordenes ist, daß sie eine Existenzform darstellt wie andere auch, aber keineswegs etwas schlechthin Gegebenes. Die Tiere, die sich dauernd zu Gruppen zusammenschließen, haben in diesem Zusammenhalt eine Waffe im Kampf ums Dasein gewonnen, die sich als nützlich und förderlich erweist; andere, denen eine Vereinigung zu Herden keinen Vorteil bringen würde, bleiben vereinzelt und finden sich nur zur Zeit der Begattung flüchtig zusammen. Man kann nicht einmal sagen, daß gewisse Tiergruppen ausnahmslos gesellig, andere unbedingt zerstreut leben müßten. Die größeren Raubtiere z. B. finden ihren Vorteil darin, einzeln auf Beute auszugehen, da ihnen auf diese Weise das Anschleichen an das Opfer am besten gelingt, und so sehen wir sie in der That nur ausnahmsweise zu Herden vereinigt; aber die wilden Hunde in Indien, die einzeln kaum ein Tier von nennenswerter Größe bezwingen könnten, jagen deshalb in Rudeln und ersetzen durch ihre Zahl die mangelnden Kräfte. Bei den Pflanzenfressern wieder finden sich die verschiedensten Formen des Zusammenhaltes, von den losen Haufen gewisser Vögel, die nur abends einen gemeinsamen Ruheplatz beziehen, bis zu den verhältnismäßig entwickelten sozialen Verbänden mancher Affen. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß viele Tierarten erst nach und nach sich an das Zusammenbleiben gewöhnt und ihr Gesellschaftsleben weiter entwickelt haben; und so ist denn auch die menschliche Gesellschaft nicht schlechthin die unveränderliche Grundlage, aus der alle Äußerungen und Thätigkeiten des Individuums entspringen.

Dies mußte vorausgeschickt werden, um eine Überschätzung der Gesellschaftspsychologie abzuweisen, die vor den Thatsachen nicht standhält. Im übrigen aber ist rückhaltlos anzuerkennen, daß der Mensch, wie er nun einmal als Ergebnis einer langen Entwickelung dasteht, ein durch und durch soziales Wesen ist, das sich im Gesellschaftsverband ausbildet und sich nur innerhalb dieses Verbandes wahrhaft in seinem Elemente befindet. Schon seine physische Natur trägt die Spuren dieser seit Jahrtausenden fortgesetzten Lebensart. Die langsame Entwickelung der menschlichen Nachkommenschaft würde bald zur Vernichtung der Gattung führen, wenn nicht der Schutz der Gesellschaft im allgemeinen das ungestörte Heranwachsen der Kinder verbürgte; und da nachgewiesenermaßen im Tierreiche wie unter den Menschen selbst die besten Kräfte am langsamsten zur Entfaltung kommen, so bildet schon in diesem Sinne die Gesellschaft eine unerläßliche Vorbedingung der höheren Kultur. Nicht minder deutet es auf langen Zusammenhalt, daß beim Menschen jene Periodizität der sexuellen Erregung verschwunden ist, die wir bei den Tieren als Brunstzeit zu bezeichnen pflegen: indem der Mensch sich soweit von der Natur unabhängig gemacht hat, daß er dank gemeinsamer Arbeit und Lebensfürsorge der sozialen Gruppen jederzeit dem Kinde die nötige Pflege und Nahrung zu bieten

vermag, wird die Häufung der Geburten zu bestimmter Zeit überflüssig und fällt samt ihrem Anlasse hinweg, während zugleich das Zusammenleben dauernde sexuelle Verbindungen begünstigt.

Die geistigen Eigentümlichkeiten des Menschen lassen noch unzweideutiger seine lange Gewöhnung an gesellschaftliches Beisammensein erkennen. Jene sich selbst genügenden antisozialen Naturen, die oben erwähnt wurden, werden immer Ausnahmen bilden gegenüber der ungeheuern Mehrzahl, die instinktiv Anschluß sucht und im Notfalle die schlechteste Gesellschaft der Einsamkeit vorzieht. Das Bedürfnis, sich oft und gründlich auszusprechen, das eine unverwüstliche Eigenheit des Menschengeschlechtes ist, beruht wahrlich nicht auf dem Wunsche, tiefe Gedanken oder neue Erkenntnisse mitzuteilen, sondern hat in der Hauptsache nur den Zweck, das angenehme Gefühl freundschaftlichen Beisammenseins zu steigern und jene gleichartige Stimmung in den Anwesenden hervorzurufen, in der man noch am ersten etwas wie eine „Gesellschaftsseele" finden kann. Der Nachahmungstrieb ferner, der bei beschränkten Naturen unter Umständen mit unwiderstehlicher Gewalt aufzutreten pflegt („ich lief, weil ich die anderen laufen sah") entspringt ebenfalls der Gewohnheit an geselliges Zusammenleben. Wo sich dauernde soziale Gliederungen innerhalb eines Volkes gebildet haben, entwickelt sich bei den Niederen leicht ein förmlicher Instinkt des Gehorchens, bei den Höheren ein solcher des Herrschens. Daß endlich die große Macht, die Sitte und Herkommen über den Einzelnen ausüben, nur aus einer langen sozialen Schulung erklärt werden kann, versteht sich von sebst.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, inwiefern das geistige Leben des Individuums von dem seiner Umgebung bestimmt wird; schon deshalb ist eine klare Antwort nicht möglich, weil hier zweifellos eine Entwickelung stattfindet, die bei den verschiedenen Völkern wie auch bei den einzelnen Personen sehr verschieden weit vorgeschritten ist. Diese Entwickelung aber geht offenbar in dem Sinne vor sich, daß der Einzelne nach und nach immer selbständiger, in der Wahl seiner Entschlüsse immer freier und unabhängiger wird, mit anderen Worten, daß der Zwang der Gesellschaft bei den höheren Kulturvölkern und bei den geistig Begabtesten allmählich an Kraft verliert. Das ist ja auch ganz natürlich. Der Angehörige irgend eines kleinen Naturvolkes, der außer seiner engbegrenzten Heimat so gut wie nichts von der Erde kennt, der nur hier und da mit einem Nachbarstamm in flüchtige und meist feindliche Berührung kommt, den schlechterdings nichts zum Nachdenken über eine mögliche Änderung seiner Zustände anregt, ein solcher in den engsten Kreis der Vorstellungen gebannter Mensch unterliegt selbstverständlich in ganz anderer Weise dem Einfluß des Herkömmlichen und der Sitte als der Sohn eines kultivierten Volkes, in dessen Umgebung die mannigfachsten Ansichten zur Aussprache kommen, und den eine unermeßliche Litteratur mit den gewaltigsten Gegensätzen im Reiche des Gedankens vertraut macht. Wie sehr aber doch jeder Einzelne in diesem Sinne von seiner Umgebung abhängt, zeigt das Beispiel der Europäer, die vereinzelt unter Naturvölkern leben und leicht, wenn ihre innere Bildung nicht sehr gefestigt ist, auf den Standpunkt ihrer Nachbarn herabsinken. So zeigen viele in Sibirien lebende Russen eine Hinneigung zum Schamanismus, ja Wittkofsky erzählt von einem Popen, der durch einen Schamanen geheilt wurde und darauf neben seinen Heiligenbildern einen Götzen aufstellte, den er gewissenhaft verehrte. Auf das Selbständigwerden der einzelnen Persönlichkeit läuft der Kulturfortschritt, soweit er sich auf die Individuen bezieht, allerdings hinaus. Aber diese Unabhängigkeit vom sozialen Zwang ist allenfalls ein Zielpunkt der Entwickelung; verwirklicht ist sie, vielleicht von wenigen, hier nicht in Betracht kommenden Ausnahmen abgesehen, auch unter den höchstkultivierten Völkern und bei den geistig fortgeschrittensten Persönlichkeiten noch keineswegs. Auch sie stehen noch, wenn

auch widerstrebend und nur in beschränktem Maße, unter dem Einfluß der Masse. Bei manchen Geistern bahnt sich allerdings eine Umkehrung der natürlichen Verhältnisse an, eine Verachtung des Herdeninstinktes: bereits im griechischen Altertum steht einem Demosthenes, der sich im Beifall der Menge sonnt, die charaktervolle Gestalt Phokions gegenüber, den die ungewohnten Zustimmungsrufe der Mitbürger zu der Frage hinreißen: „Was habe ich Dummes gesagt?" Im allgemeinen aber kann der Mensch den Beifall seiner Genossen nicht entbehren, mag er in einem Versammlungshaus am Kongo (s. die untenstehende Abbildung) oder in einem Parlament Europas seine Ansichten entwickeln.

So wird denn die „Massenpsychologie", wenn sie überhaupt jemals zu einer festumgrenzten Wissenschaft erwachsen sollte, immer mit der Thatsache zu rechnen haben, daß die Einzelnen in



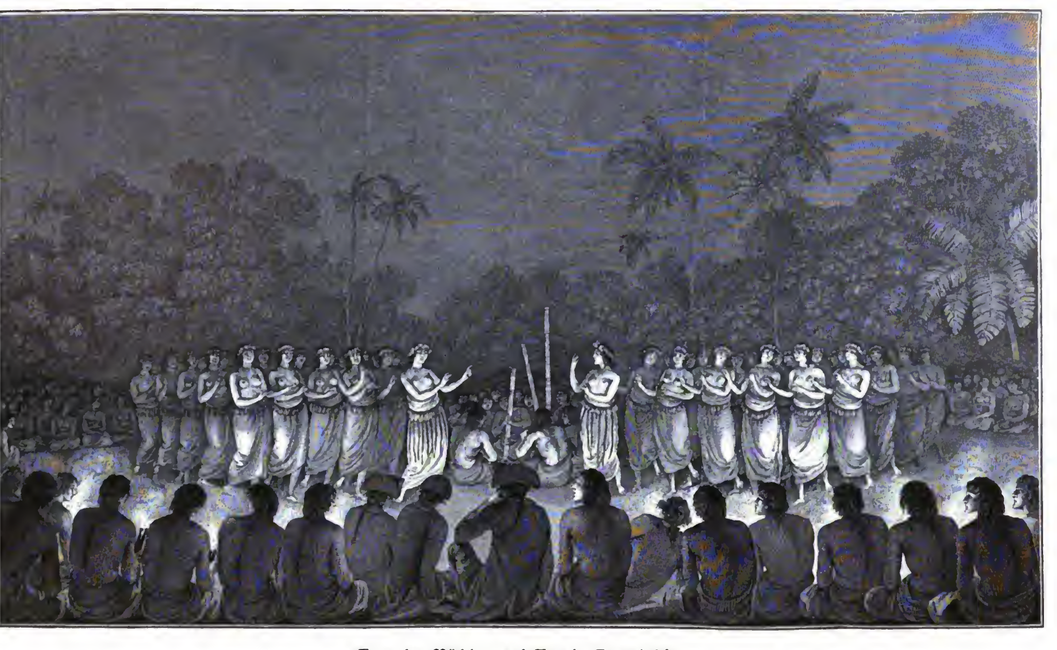
Versammlungshaus im Dorfe Bokula, Congostaat. Nach Thonner.

sehr verschiedenem Maße der „psychischen Ansteckung" durch die Menge unterliegen, und ferner mit der anderen unbestreitbaren Wahrheit, daß die Gedanken sich nicht wie durch einen geheimnisvollen Gärungsprozeß in der Masse selbst entwickeln, sondern immer von bestimmten Persönlichkeiten erst ausgesprochen und dann weiter verbreitet werden. In Wirklichkeit hat es die Massenpsychologie in den meisten Fällen mit der Übertragung nicht von Gedanken, sondern von Gefühlen und Stimmungen zu thun, und es scheint, daß die Neigung, sich der allgemeinen Stimmung anzupassen, eine in den meisten Fällen nützliche und vom Menschen im Daseinskampfe erst erworbene Eigenheit ist, der er einen beträchtlichen Teil seiner Erfolge verdankt. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß die Gemeinsamkeit der Gefühle den Zusammenhalt und alle aus diesem sich ergebenden Vorteile ungemein befördert; durch sie wird die Masse vorübergehend eine Art Organismus, der in allen seinen Teilen zweckmäßig ein bestimmtes Ziel verfolgt, womit

von vornherein eine Bürgschaft des Erfolges gegeben ist. Gedanken eignen sich weit schlechter zur Übertragung als Empfindungen, da die geistigen Anlagen viel zu verschieden sind, um eine übereinstimmende Auffassung zu gestatten, während die Gefühle der Sympathie, des Hasses oder der Verachtung bei den Einzelnen zwar verschieden schwer zu erregen, in ihrem Wesen aber doch gleichartig sind. Wer die Masse begeistern will, wird immer die Gedanken zunächst in Empfindungen, das Abstrakte und Objektive in Persönliches umzusetzen haben. Nichts bringt daher auch rascher eine gemeinsame Stimmung hervor, als die Musik, die ausschließlich auf das Gefühl wirkt, und nichts ist aus demselben Grunde ansteckender, als der von Musik begleitete Tanz (vgl. die Abbildung, S. 17, und die beigeheftete schwarze Tafel „Tanz der Mädchen auf Hapai").

Die Gesellschaft übt noch andere Wirkungen aus, die am überraschendsten und deutlichsten bei einer statistischen Behandlung der Thatsachen des Volkslebens hervortreten, aber mindestens ebenso einflußreich nach der psychologischen Seite hin sind, die sich im allgemeinen der ziffernmäßigen Untersuchung entzieht. Schon die ersten Forscher, die sich der soziologischen Statistik zuwandten, machten die überraschende Entdeckung, daß gewisse anscheinend völlig vom Zufall oder dem Belieben des Einzelnen abhängende Handlungen, wie Eheschließungen, die verschiedenen Arten der Verbrechen, der Selbstmorde und dergleichen, Jahr für Jahr in fast gleicher Zahl wiederzukehren pflegen, während man doch vermuten sollte, daß hier beständige und bedeutende Schwankungen stattfinden müßten. Geburten und Todesfälle unterliegen dem gleichen merkwürdigen Gesetze, das um so klarer hervortritt, je größere soziale Gruppen man in dieser Weise untersucht. Und doch handelt es sich hier nicht um besondere geheime Kräfte: im Grunde läuft die Erscheinung darauf hinaus, daß sich alle Ausnahmefälle gegenseitig bei der Berechnung aufheben, und daß in den statistischen Zahlen das reine normale Mittel zum Ausdruck kommt. Dieser rein mechanischen Wirkung der großen Menge steht nun eine Art psychischer Auslese zur Seite, die ebenfalls die Gleichförmigkeit begünstigt und vielleicht das wichtigste Merkmal der Massenpsychologie ist: im Austausch der Meinungen werden die nach der einen oder anderen Seite das Maß überschreitenden Ansichten einander aufheben, und jene Durchschnittsanschauung gelangt zum Siege, die bei den Kulturvölkern als „öffentliche Meinung" bezeichnet zu werden pflegt. Es ist nicht immer ungefährlich, dieser Sammelmeinung zu widersprechen; der Normal- und Durchschnittsmensch wacht instinktiv darüber, daß wenigstens innerhalb der engeren Gruppe, der er angehört, eine gewisse Gleichmäßigkeit der Ansichten herrscht, und er weiß durch die verschiedensten Mittel Andersdenkende zu bekehren oder einzuschüchtern. Er vollzieht damit eine sehr wichtige soziale Aufgabe: wenn der gesellschaftliche Zusammenschluß in der Hauptsache auf gegenseitiger Sympathie beruht, die Sympathie aber wieder auf der Ähnlichkeit der Einzelnen („Gleich und Gleich gesellt sich gern"), so muß in der That dafür gesorgt werden, daß über die meisten Fragen ein harmonischer Einklang innerhalb der Gesellschaft besteht, und daß auch in Äußerlichkeiten niemand durch absonderliches Auftreten Mißtrauen und Widerwillen erweckt. Der Einzelne wieder weiß genau, was ihm bei allzu großen Abweichungen von dem allgemein Angenommenen droht, und richtet sich danach, und so hat sich denn schließlich der Respekt vor der Gesellschaft der Mitlebenden wie vor der der Vorfahren, deren Ansichten zum festen Herkommen geworden sind, zu einer erblichen Eigenschaft der Menschen entwickelt, die am ausgeprägtesten bei dem alten Kulturvolk der Chinesen hervortritt. In diesem Sinne also strebt die Masse dahin, alle Extreme zu tilgen.

In ihrem starren Festhalten am Herkömmlichen zeigt die Gesellschaft noch am ersten Ähnlichkeit mit einem Organismus. Was sind die Sitten und Bräuche eines Volkes anders als



Tanz der Mädchen auf Hapai, Tongainseln.
Nach Cook.


UNIVERSITY
CALIFORNIA

Seitenstücke zu jenen mechanisch gewordenen Handlungsreihen, jenen „sekundären Instinkten", in denen das Individuum die Ergebnisse verstandesmäßiger Erkenntnis gewissermaßen aufspeichert, um dem Gehirn dann nur noch die Aufgabe zu überlassen, den Anstoß zum Ablauf der mechanisch gewordenen zweckmäßigen Thätigkeitsketten zu geben? Jene Neigung, die schöpferische Macht der Gesellschaft zu überschätzen, hat naturgemäß auch zu der Anschauung geführt, daß sich die Sitten innerhalb der Gesellschaft etwa in derselben Weise erzeugen, wie sich plötzlich in der Atmosphäre Nebel und Gewölk zusammenballen. In Wahrheit ist es doch immer das einzelne Individuum, das den Anstoß zu einer Sitte gibt; jeder Brauch, auch der unsinnigste, hat einmal eine gewisse Berechtigung gehabt, ist das Ergebnis eines logischen Schlusses, wenn auch oft eines unvollkommenen und verfehlten. Der Verstand also schafft die Sitte, und wenigstens kurze Zeit ist eine jede in diesem Sinne lebendig, allenfalls mit Ausnahme einer später zu erwähnenden Gruppe, die auf Nachahmung von Angewohnheiten, Gefühlsausbrüchen und leidenschaftlichen Entladungen hinausläuft. Hat aber einmal die Gesellschaft einen Brauch angenommen, dann entzieht er sich alsbald der ferneren Kontrolle des Verstandes; er ist gut und recht, weil er herkömmlich ist, nach seinem Grunde wird nicht mehr gefragt, ja es ist nicht einmal beliebt, wenn ein Vorwitziger ihn allzuscharf unter die Lupe nimmt. Wie viele Erwachsene sind schon in Verlegenheit und üble Laune gekommen, wenn ein neugieriges Kind durchaus den Zweck dieser oder jener herkömmlichen Sitte zu wissen wünschte. Die lange Reihe der Märtyrer religiösen und geistigen Fortschrittes zeigt, daß die Gesellschaft unbequemen Fragern gegenüber keinen Spaß versteht. Auch in diesem Falle handelt die Menge verständnislos, aber keineswegs ganz zweckwidrig. Die Sitten sind eben aufgespeicherte Erfahrungen, von der Vorwelt bereits durchdachte Probleme, und wer ihnen mechanisch folgt, wird, ohne daß er seinen Verstand dabei zu Rate zu ziehen braucht, das Richtige treffen. Wie außerordentlich auf diese Weise der Geist abermals entlastet, der Daseinskampf erleichtert wird, ergibt sich von selbst, und so darf man sagen, daß eine Summe wahrhaft guter, auf wirklichem Vernunftgrunde ruhender Sitten für jedes Volk ein unschätzbarer Besitz ist, den es sorgsam zu hüten hat. Das Unglück will nur, daß ein großer Teil des Herkömmlichen auf fehlerhaften oder direkt widersinnigen Schlüssen beruht, wie sie der ungeübte Geist nun einmal zu ziehen pflegt, und als weiteres Unheil kommt dazu, daß die blinde Verehrung des Alten oft Sitten bestehen läßt, die vielleicht in einer früheren Entwickelungsperiode nützlich waren, jetzt aber unter veränderten Umständen verderblich wirken: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage. Weh' dir, daß du ein Enkel bist!"



Tanz der Aino. Nach einer japanischen Zeichnung. Vgl. Text, S. 16.

Bis jetzt ist immer von der Entwickelung des Verstandes die Rede gewesen. Das Wort Sitte aber leitet zu einem anderen Gebiet über, auf dem die menschliche Gesellschaft ihre Siege feiert, zu dem der **Sittlichkeit**.

Es ist klar, daß die Liebe der Geschlechter zu einander und die der Eltern zu ihren heranwachsenden und noch schutzbedürftigen Kindern die unerläßlichen Grundlagen der Gesellschaft sind, die ohne diese angeborenen Triebe weder entstehen noch fortdauern könnte. Allein der eigentliche soziale Zusammenhalt wird doch durch eine zwar ähnliche, aber immerhin wesentlich verschiedene Regung unterhalten, durch die Sympathie, die Gleiches mit Gleichem verbindet, ohne daß zunächst irgend welche nützliche Zwecke damit verfolgt würden; es ist ja gerade das Charakteristische der Sympathie, daß sie selbstlos ist, oder richtiger, daß sie hinter den gemeinsamen Interessen vieler Verbundener das des Einzelnen verschwinden läßt. Der Mensch hat Freude am Menschen, und auch der durch Zufall oder Unglück Vereinsamte wird in der Regel neuen Anschluß suchen. Inwiefern durch den geselligen Zusammenschluß das geistige wie das wirtschaftliche Leben des Menschen beeinflußt und gefördert werden, ist leicht zu ermessen. In gleicher Weise aber entwickelt und veredelt sich auch sein Gemütsleben; der Mensch wächst, je mehr sich der gesellige Kreis erweitert, dem er angehört, immer mehr über die eigene enge Persönlichkeit hinaus, und während er nach wie vor der Außenwelt als Individuum entgegentritt, fühlt er sich doch zugleich als Teil eines größeren Ganzen. Für die Abhängigkeit, in die er sich damit begibt, tauscht er erhöhtes Lebensbewußtsein ein: Haß und Zwang einer erbarmungslosen Natur, die den Naturmenschen drohend umringen, schwinden dahin vor der Macht der Sympathie, und als letztes Ziel enthüllt sich endlich das Ideal einer alles umfassenden göttlichen Liebe.

Wie sich mit der steigenden Gesittung der Horizont des Einzelnen erweitert, so gewinnen auch die Begriffe Lust und Schmerz, gut und böse für ihn eine neue Bedeutung. Schon das niederste Tier weiß zwischen Reizen zu unterscheiden, es folgt den einen und entzieht sich den anderen, wie ja überhaupt der erste Strahl des Bewußtseins sich im Unterscheiden angenehmer und widriger Reize zeigt. Das ungesellige Geschöpf, mag es hoch oder niedrig stehen, wird Lust und Schmerz immer nur in Bezug auf das eigene Ich empfinden, von jenen kurzen Unterbrechungen abgesehen, wo Geschlechtsliebe und Sorge für die Nachkommenschaft den Kreis der Pflichten erweitern: den Tiger, der einsam durch die Wälder schweift, oder den trotzigen alten Bullen, der sich von der Büffelherde getrennt hat und abgesondert in der Steppe seine eigenen Wege geht, kümmert nur die Sorge um das eigene Wohl. Es fehlt auch innerhalb der menschlichen Gesellschaft nie an einzelnen Persönlichkeiten, in denen der natürliche Egoismus alle ererbten Gefühle der Nächstenliebe so gut wie ganz erstickt hat; derartige Leute genießen den Vorzug, eine außerordentlich einfache Moral zu besitzen: gut ist, was ihrer eigenen kleinlichen Persönlichkeit nützt; böse, was ihr schadet oder ihr unbequem wird. Aber gerade diese Ausnahmen und noch mehr die widrige Empfindung, die ihr Wesen in jedem tüchtigen Menschen erregt, zeigen schon zur Genüge, daß die Menschheit als Ganzes nicht auf dieser niederen Stufe der Entwickelung steht. Die Sympathie, die alle Mitglieder einer Gesellschaft umfaßt, umgibt jeden Einzelnen gewissermaßen mit einer Zone des Mitgefühls, und sie erweitert und veredelt damit seine Empfindungen von Lust und Schmerz; seine eigene Person, indem sie viele andere mit umfaßt, wächst durch die Macht der Sympathie in derselben Weise, wie der Geist durch die Erbschaft der Vorwelt und die Mitarbeit des lebenden Geschlechtes über die Kraft und Gedankenfülle ungezählter Generationen verfügt. Und indem der Mensch in seine Teilnahme immer weitere Kreise einschließt, wird er nicht etwa schwächer und gebundener, sondern stärker und freier, da er nun um so leichter den blinden Trieben des eigenen Ich als Herrscher entgegentreten kann. Hier und nirgends anders, in dieser wunderbaren Fähigkeit, das Wesen

Tausender in jeder einzelnen Persönlichkeit lebendig werden zu lassen, ohne doch die Persönlichkeit dadurch zu zerstören, liegt der Weg zum wahren Übermenschentum, nicht aber in jenem Aufbäumen ungezügelter primitiver Herrscherinstinkte, das dem kranken Geiste Nietzsches als höchstes Ziel der Entwickelung erschien.

Die moralischen Gefühle sind es also, die den engsten und innigsten Zusammenschluß der Menschheit fördern; es kann nicht fehlen, daß sie zur Entstehung bestimmter gesellschaftlicher Instinkte führen, die naturgemäß, da alle Sittlichkeit auf Erweiterung der eigenen Persönlichkeit beruht, anderen natürlichen Trieben parallel gehen müssen; in diesem Sinn erhebt sich der Schmerz des Einzelnen zur reineren Form des Mitleids. Nun ist unter allen angeborenen Gefühlen, die im Kampf ums Dasein ihre Nützlichkeit beweisen, eines der wichtigsten das der Furcht, das für manche Tierarten beinahe die einzige Waffe ist, die sie den Nachstellungen ihrer Feinde entgegenzusetzen vermögen. Ohne die ewig wache Furcht, der die Sinnesorgane des Körpers förmlich angepaßt sind, würde z. B. das unglückliche Geschlecht der Hasen längst von der Erde verschwunden sein. Der Mensch besitzt im Durchschnitt ein gut Teil dieser Eigenschaft, und wir werden später finden, wie das geistige Leben der Naturvölker in verhängnisvoller Weise von ihr beeinflußt und bedrängt wird. Auf dem sittlichen Gebiete nun, wo die Selbstsucht des Individuums beständig mit den Forderungen der höheren Sittlichkeit im Kampfe liegt, erscheint die Furcht in veredelter Form als das böse Gewissen. Es ist nicht nur die Scheu vor der Rache und dem Tadel der Gesellschaft, die in den Qualen des Gewissens zu Tage tritt, sondern es ist ein Zwiespalt innerhalb der eigenen Persönlichkeit, ein Kampf zwischen egoistischen und altruistischen Gefühlen, oder, wenn der Egoismus gesiegt hat, die Furcht vor der edleren Seite des eigenen Wesens. Ansätze zu dieser „höheren Furcht" finden sich schon im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, aber zur vollen Entfaltung bringt sie erst der erblich gewordene Einfluß der Gesellschaft und der in ihr erwachsenden sittlichen Gefühle.

Wenn von Sittlichkeit die Rede ist, so denkt man leicht zunächst an die geschlechtliche Moral, die doch bestenfalls nur ein wichtiger Teil des allgemeinen sittlichen Zustandes ist; merkwürdigerweise ist sie auch eben der Teil, der theoretisch am höchsten geschätzt und in Wahrheit oft am wenigsten geachtet wird, so daß sich gerade im Bereiche der Geschlechtsmoral meist ein ganzes System sonderbarer Heuchelei entwickelt. Die Ursache der Erscheinung liegt offenbar darin, daß ein an sich natürlicher, überaus mächtiger und für den Fortbestand der Menschheit unentbehrlicher Trieb von den höheren Kulturvölkern scheinbar ganz beiseite geschoben, durch strenge Bedingungen eingeengt und in bestimmte Bahnen geleitet wird, ohne daß das angestrebte Ziel jemals völlig erreicht wird. Bei den meisten Naturvölkern finden sich wenigstens die Anfänge, bei vielen sehr entwickelte Formen dieser Einrichtungen. Aber von einem festen Gesetze, das sich überall wieder geltend machte, ist dabei gar keine Rede. Bei dem einen Stamme herrscht unter den ledigen jungen Leuten der freieste Geschlechtsverkehr, bei dem anderen werden derartige Vergehen aufs schwerste bestraft; hier darf ein Bruder seine Schwester, ein Vater seine Tochter zur Frau nehmen, 'dort erschweren die wunderlichsten Heiratsverbote die Wahl einer Lebensgefährtin ganz außerordentlich; neben strengen Monogamisten erscheinen Völker, die der Polygamie oder der Polyandrie huldigen, neben solchen, die auf eheliche Treue den höchsten Wert legen, andere mit den weitherzigsten Anschauungen. Während man sich auf dem Felde der Sympathiemoral leicht über einige allgemeingültige Formeln einigen kann, ist das auf dem Wege der Geschlechtsmoral gar nicht möglich. Selbst wenn man die Anfänge dieser Moral auf dem Gebiete der Tierwelt untersucht, was vielleicht noch am ersten das

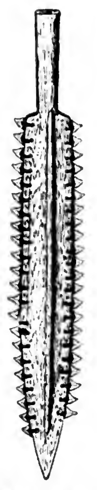
Problem in seiner einfachsten Form aufzufassen gestattet, gelangt man nicht viel weiter. Allerdings erteilt uns die Natur die unzweideutige Auskunft, daß ihr am Glück der Eltern bei der geschlechtlichen Vereinigung nicht das mindeste gelegen ist, sondern an der Erhaltung der Gattung, der nötigenfalls das Leben der Einzelnen rücksichtslos geopfert wird. Aber nicht einmal von diesem Standpunkt aus läßt sich ein ganz befriedigendes Bild gewinnen. Wohl ist es wahr, daß bei den verschiedenen Arten der Verbindung zwischen Mann und Weib die Sicherung des Wohles der Kinder die bei weitem bedeutsamste sittliche Forderung ist; wo indessen der dürftige und beschränkte Wohnraum nur eine bestimmte Menge von Bewohnern ernähren kann und das Aufziehen einer unbeschränkten Kinderzahl gefährlich wäre, da ist sogar der Kindesmord zu einer Art von moralischem Gesetze geworden. Man muß also wohl zugestehen, daß die ganze Geschlechtsmoral vielmehr dem Gebiete der wechselnden Sitte als dem der festbegründeten, in klarer Weise sich entwickelnden Sittlichkeit angehört. Aber wenigstens nach einer Richtung hin gehen ihre Wurzeln doch tiefer; sie bildet einen Teil jener **Selbstzucht**, jener **Klärung und Reinigung des Charakters**, auf die alle menschliche Gesellschaft unwillkürlich hinarbeitet, und mit der sie endlich notwendigerweise in einen merkwürdigen Gegensatz zu den angeborenen Trieben, ja zur Natur im allgemeinen gerät.

Die Thatsachen lassen sich wie immer leichter nachweisen als die Art ihrer Entstehung, aber die ungeheure Arbeit, die geleistet worden ist, um die tierischen Regungen der Wut und des blinden Jähzorns, der sinnlosen Völlerei, des unbezähmten Geschlechtstriebes zurückzudrängen, läßt sich an diesen Thatsachen einigermaßen ermessen. Welcher Unterschied z. B. zwischen dem Heer eines Kulturvolkes, das schweigend und in geschlossener Masse in den Kampf zieht, unedle Mittel des Streites, wie vergiftete und unnötig grausame Waffen (s. die Abbildung, S. 21) oder heimtückische List verschmäht, den verwundeten Feind großmütig schont und den Gefangenen ohne Haß betrachtet, und anderseits dem Kriegshaufen eines Naturvolkes, der durch Tänze und Geschrei sich in einen Taumel sinnloser Wut versetzt, im wilden Morden keine Grenze kennt und die Feinde, die ihm in die Hände fallen, mit grausamer Lust zu Tode quält! Das Verschwinden der unedlen Kampfmittel aus dem Arsenal der Kulturvölker ist eine der wunderbarsten Erscheinungen, die in der That den Menschen über das blinde Treiben der übrigen organischen Natur hoch hinaushebt. Während zahlreiche Tiere mit Giftzähnen ausgerüstet sind, während noch die meisten Naturvölker ihre Pfeile zu vergiften pflegen, haben alle Kulturvölker ohne Ausnahme auf Waffen dieser Art verzichtet. Ähnliches findet auf anderen Gebieten statt. Die wüste Roheit mittelalterlicher Trinkgelage und Schmausereien hat sich ebenso verloren oder gemildert, wie die Trink- und Eßsitten selbst sich verfeinert haben; es wird äußere und innere Reinlichkeit zugleich angestrebt. Und auf diese Reinlichkeit läuft denn auch die geschlechtliche Moral in der Hauptsache hinaus, in ihr findet sie ihre Rechtfertigung um so mehr, als der gesellschaftliche Zusammenhalt durch nichts so gelockert und erschüttert werden würde als durch ein zügelloses Walten der sinnlichen Leidenschaft. So ist denn die Veredelung des geschlechtlichen Triebes, in gewissem Sinne des niedrigsten und tierischsten von allen, in der That ein wichtiger und unentbehrlicher Teil der Kulturarbeit, ohne den die Familie, diese Grundlage aller höheren Gesittung, nicht wohl entstehen oder sich halten könnte.

In zwei Richtungen also strebt die Menschheit über die Natur hinaus: sie setzt dem inneren Instinkte, der blind aber zweckmäßig den Bau des Körpers und die Funktionen des Lebens hervorbringt, das wache Zweckbewußtsein des Verstandes zur Seite, und sie bändigt die egoistischen Triebe des Einzelnen, indem sie ihn lehrt, seine Persönlichkeit zu erweitern und

sich selbst als Teil eines Ganzen, alle Glieder des Ganzen aber als Teile seines eigenen Selbst zu erkennen. In diesen beiden Bestrebungen, der Bezwingung der Naturkräfte und der Naturtriebe, spricht sich das Ziel aller menschlichen Kultur aus, die in diesem Sinn auch dem ärmlichsten Völkchen der Erde nicht fremd ist.

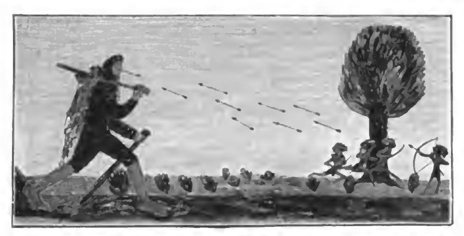
Geben wir aber die Thatsache zu, daß der Mensch durch die Kulturarbeit über sein eigenes Selbst hinauswächst, daß die Ziele seines Thuns und Denkens jenseit der eigenen Persönlichkeit liegen, während doch gleichzeitig diese Persönlichkeit sich über sich selbst klarer und ihres Wertes mehr bewußt wird, dann gewinnt auch die alte Frage, ob die Kultur das **Glück** der Menschen befördere, ein anderes Aussehen. Wer das Glück in der möglichst ungehinderten Befriedigung sinnlicher Triebe sucht, der wird diese Frage mit aller Entschiedenheit verneinen müssen; der brutale Sinnenmensch, der plötzlich in eine reinere Sphäre versetzt und in ihr festgehalten würde, müßte schlechterdings verzweifeln. Aber mit der Kulturarbeit ändern sich auch die Ansichten über das wahre Glück, und endlich dämmert die Erkenntnis auf, daß wie alle Ziele der Entwickelung überhaupt über den engen Rahmen der Persönlichkeit hinausweisen, so auch das der zu erreichenden höchsten Glückseligkeit. Wollte die Gesellschaft, indem sie am Fortbau der Kultur arbeitet, auf nichts anderes hinstreben als auf das persönliche Glück jedes einzelnen Individuums, so müßte sie gerade den gewaltigsten Förderer auszuschließen suchen, den die Gesittung der Menschheit besitzt, den **Schmerz**. Nur unter bitteren und oft grausamen Schmerzen hat das Menschengeschlecht sich selbst bezwingen gelernt, und durch Leiden hat es sein Wesen vertieft und gereinigt. Verständen wir unser Schicksal recht, so hätten wir wahrlich Grund, ein Hohes Lied der Schmerzen zu singen, statt über die Beschränkung sinnlichen Genusses zu jammern, die uns die wahre Kultur auferlegt. Wie das Leid in viel mannigfaltigerer Form aufzutreten vermag als die Freude, so wirkt es auch tiefer auf den Menschen ein und regt alle Kräfte des Widerstandes gegen die feindliche Außenwelt an, durch die er den Kampf ums Dasein bis zum heutigen Tage mit so siegreichem Mute geführt hat.



Schwertartige Waffe der Neubritannier, mit Haifischzähnen besetzt Nach v. Luschan Vgl. Text, S. 20.

Aber wie die Menschheit den Schmerz veredelte, so hat sie auch die Lust verfeinert und vergeistigt. Es ist kein Zufall, daß unter allen Geschöpfen der Erde nur der Mensch die Gabe des lustigen, befreienden Lachens erworben hat, und vielleicht zeigt sich nirgends so klar wie hier der Weg seiner Entwickelung von rohen zu edleren Formen des Lebens. Die Anfänge des Pfades, der endlich zu Witz und Humor leitet, sind bereits in der Tierwelt erkennbar: neben den blutigen Kampf mit Hörnern, Klauen oder Zähnen tritt das harmlose Spiel der jungen Tiere, die im Scheingefecht ihre Waffen üben und ihre gegenseitige Sympathie hinter scheinbarer Feindseligkeit neckisch verbergen. Der Mensch hat diese Entwickelung fortgesetzt und die Freuden des Spieltriebes weiter verfeinert, aber er hat noch eine andere brutale Freude veredelt und ganz für das geistige Leben gewonnen. In jenen wilden Kämpfen, von denen die Urzeit unseres Geschlechtes sicher erfüllt war, mag unzähligemal das gellende Triumphgeschrei erschollen sein, das den Fall eines Gegners seinen erschreckten Stammesgenossen verkündete, und derselbe wilde Ruf des Hohnes und der Verachtung klang wohl auch im voraus den Feinden entgegen, die sich kampfbereit näherten. Von diesem wüsten Schrei bis zu dem heiteren

Gelächter, das einen gelungenen Witz im Salon einer Großstadt begrüßt, ist ein weiter Weg; aber wenn wir auf das herzliche Lachen achten, mit dem oft genug der Unfall eines Ungeschickten begrüßt wird, der etwa auf einer schmutzigen Straße ausgleitet, oder wenn wir sehen, wie eine naive Kinderschar mit hellem Jubel einen Betrunkenen oder einen wunderlich gekleideten Fremden verfolgt, so tritt der ursprünglich sehr unedle und grausame Zug des Lachens noch recht deutlich zu Tage. Daß auch die verfeinerte Form des Witzes bittere Schmerzen bereiten kann, wird jeder bestätigen, dessen Schwächen einmal zum Gelächter der „guten Freunde“ gedient haben, von eigentlicher Satire hier ganz zu schweigen. In seiner reinsten und edelsten Form aber, im Humor, freut sich der Geist seines Sieges nicht nur über die Schwächen und Thorheiten der anderen, sondern auch über die des eigenen Selbst; der Humor ist das heitere Zeugnis für die wunderbare Fähigkeit des Menschen, aus der Schranke des persönlichen Bewußtseins herauszutreten und die eigenen Unvollkommenheiten, deren endliche Besiegung er im voraus ahnt, klar zu erkennen.



Steinriese oder Menschenfresser. Zeichnung eines Irokesen. Vgl. Text, S. 23.

Alles bisher Gesagte hatte nur den Zweck, in dem ungeheuern und vielfach wirr durcheinanderflutenden, ja hier und da auch stockenden und sich verlierenden Strome der menschlichen Kultur die wichtigsten der treibenden Kräfte aufzusuchen und sowohl ihre Entstehung, als auch ihre Wirksamkeit und die voraussichtlichen Ziele zu beleuchten. Absichtlich ist dabei nach Möglichkeit von den eigentlich philosophischen und religiösen Fragen abgesehen worden, da wir es hier vor allem mit den Thatsachen zu thun haben, in denen sich die Kultur ausspricht, und über deren Hauptinhalt ein vorläufiger Überblick gegeben werden mußte. Sobald wir aber nun versuchen, die Kulturentwickelung im einzelnen zu verfolgen, müssen wir uns vor allem klar sein, welche Quellen der Erkenntnis uns für diesen Zweck zur Verfügung stehen.

Die verhältnismäßig sicherste Grundlage der Forschung ist scheinbar immer und bis zu einem gewissen Grad auch thatsächlich die schriftliche Überlieferung, die von den Zeitgenossen bestimmter Personen und Ereignisse herrührt; die Geschichtsforschung hat sich fast bis zur Gegenwart in der Hauptsache nur auf dieser Basis aufgebaut, und das ist der Hauptgrund, warum die sogenannte „Weltgeschichte“ immer nur einen Bruchteil der Welt und ihrer Völker und einen noch kleineren Bruchteil ihrer thatsächlichen Entwickelung berücksichtigt hat. Wenn sie sich dafür wenigstes auf ihre Quellen wirklich verlassen könnte. Aber das naive Vertrauen, mit dem die ältere Geschichtsforschung den größten Teil der wunderbaren Berichte über die Herkunft der Völker und die Gründung von Reichen und Städten hinnahm, ist längst der schärfsten Kritik gewichen; auch wenn die alten Berichterstatter Selbsterlebtes erzählen, pflegt man ihnen so wenig mehr aufs Wort zu glauben, wie man gegenwärtig auf die Wahrheitsliebe und Urteilsfähigkeit irgend eines Unbekannten ohne weiteres schwören würde. Daß im Gegensatz dazu dann auch wieder die Überkritik ihr zersetzendes Spiel treibt, ist selbstverständlich.

Noch viel schwankender wird der Boden, wenn wir uns auf das unsichere Feld der mündlichen Überlieferung begeben; selbst das geübte Gedächtnis des Kulturmenschen vermag nur mit Hilfe der schriftlichen Aufzeichnung die wichtigsten Thatsachen der Geschichte, soweit sie eben bekannt sind, einigermaßen festzuhalten, das des primitiven Menschen erlahmt alsbald unter der für seine Daseinszwecke ohnedies nutzlosen Last. Hier und da sind es bestimmte Ursachen, besonders der Wunsch, Besitzansprüche festzustellen oder die Reinheit des Blutes zu bewahren, die wenigstens zum Festhalten längerer Generationsreihen führen, mit deren Hilfe dann vielleicht auch einige sonstige Erinnerungen der Nacht der Vergessenheit auf längere Zeit entgehen, aber das sind im besten Fall immer nur dürftige und einseitige Kenntnisse der Vergangenheit. Von den meisten Naturvölkern gilt, was Zenker von den Yaunde sagt: „Über die Geschichte des Volkes war nichts zu ermitteln ... In der kurzlebigen Tradition erhalten sich nur für kurze Zeit Nachrichten über die unbedeutenden Stammesfehden, oder wie viele Frauen und Sklaven bei dem Tode dieses oder jenes Häuptlings getötet wurden. Die Familienhäupter kennen kaum die Namen ihrer direktesten Vorfahren.“ An die Stelle der wechselnden Stammesgeschichte tritt dann, wie auch beim Landvolke der Kulturstaaten, die Sage (s. die Abbildung, S. 22) und die Mythologie, die Versinnlichung der ewigen und übermächtigen Kräfte der Natur; diese Art der Überlieferung wird dann allerdings mit wunderbarer Treue bewahrt. Insofern sie uns das Wesen der Volksseele kennen lehrt, ist sie in der That von unermeßlicher Wichtigkeit für die Kulturgeschichte, aber unmittelbare Belehrung über das wirklich Geschehene dürfen wir in ihr nicht suchen.



Steinbeil aus Nordamerika. Bremer Museum.

Zum Glück hinterläßt jede Kulturarbeit, indem sie die Naturstoffe meistert und umformt, dauerndere Spuren als jene flüchtigen Eindrücke im Gedächtnisse der Lebenden oder den schwachen Nachhall der Überlieferung. Selten sind die zerstörenden Kräfte der Natur oder der Nachkommen im stande, diese Spuren ganz zu verwischen, und so ist wenigstens der Weg gegeben, den Zustand der materiellen Kultur aus vorgeschichtlichen Resten (s. die oben- und die nebenstehende Abbildung) zu erschließen und zugleich, da die äußeren Veränderungen nur ein Reflex innerer Zustände gewesen sind, leidlich zuverlässige Schlüsse auf den geistigen Zustand vergangener Geschlechter zu ziehen. Einen großen Vorteil bietet diese Art der Untersuchung unbedingt: die Reste von Geräten, Waffen und Wohnstätten sprechen unmittelbar zu uns, wir sehen sie nicht durch das mehr oder weniger trübe Medium eines Berichterstatters, und was sie uns mitzuteilen haben, das sagen sie, falls wir nur selbst nicht durch voreilige Schlüsse die Erkenntnis stören, offen und deutlich. Und doch ist auch hier, von aller an sich selbstverständlichen wissenschaftlichen Kritik der Funde abgesehen, eine gewisse Vorsicht in der Beurteilung nötig: das Bild, das uns die prähistorischen Reste der Vorzeit geben, ist zweifellos echt, aber äußerst lückenhaft. Wie sich vom Menschen selbst zwar die Knochen jahrtausendelang in der Erde erhalten können, die Weichteile aber und alle die charakteristischen Züge seines Äußeren nur ganz ausnahmsweise und immer nur unvollkommen der Zerstörung Trotz bieten, so vermögen auch von den Stoffen, aus denen die Geräte und Waffen der Urzeit hergestellt wurden, nicht alle der Zersetzung zu widerstehen, und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil bleibt unverändert. Da es vor allem die Steinwerkzeuge sind,



Prähistorische japanische Thonfigur. Nach Yagi und Shinomura.

die sich erhalten, während alles aus Holz, Leder, Faserstoffen u. s. w. Gefertigte zu Grunde zu gehen pflegt, hat sich der Ausdruck „Steinzeit" für die älteren vorgeschichtlichen Perioden eingebürgert, der leicht geeignet ist, eine sehr falsche Vorstellung von den damaligen Zuständen zu geben. So kommt es, daß gegenüber Naturvölkern der Gegenwart, die Metalle noch nicht kennen, die Anschauung, sie lebten im Steinzeitalter, oft etwas Widersinniges hat, da sie zwar einige steinerne Gerätschaften besitzen, aber neben ihnen eine überwältigende Mehrzahl von Werkzeugen aus Holz, Knochen, Muscheln, Gräten und Zähnen (s. die nebenstehende Abbildung). Ist so schon die Erkenntnis der materiellen Kultur unvollkommen, so können natürlich die aus ihr sich ergebenden Hinweise auf das gesellschaftliche und geistige Leben erst recht nicht auch nur auf einen Schimmer der Vollständigkeit Anspruch erheben.


Prähistorische Muschelaxt von Florida. Nach W. H. Holmes.

Und doch ist auch das Thun und Treiben der Vorwelt auf geistigem Gebiete nicht so ganz verloren gegangen, wie es beim ersten Blick vielleicht scheinen möchte; daran hindert die Zähigkeit, mit der einmal automatisch gewordene Begriffsreihen, die als Herkommen und Sitte bezeichnet zu werden pflegen, von der menschlichen Gesellschaft ohne weitere Nachprüfung festgehalten werden. Zwar fegen die gebildeten Kreise der Kulturvölker zuweilen eine Menge überlebten Wustes hinaus, aber sie können nicht einmal aus ihrer eigenen Mitte die verknöcherten Reste unvernünftig gewordener Ideenverbindungen und Gewohnheiten ganz verbannen, und das Volk im ganzen läßt erst nach hartnäckigem Widerstande von den Dingen, die nun einmal zum „eisernen Bestande" seiner Sitten und Bräuche gehören. Unter Umständen hält sich manches, was die Erwachsenen schließlich fahren lassen, wenigstens als Kinderspiel, wie etwa Bogen und Pfeil in Europa, oder es fristet in der Form des Aberglaubens ein verborgenes, aber zähes Dasein. In dem Studium dieser „Überlebsel" (survivals), wie sie E. B. Tylor genannt hat, erschließt sich dem Kulturforscher eine reiche, wenn auch oft trübe Quelle der Erkenntnis, die erst in Verbindung mit anderen ihren vollen Wert gewinnt. In diesem Sinn enthält auch die Sprache Reste der Vergangenheit, deren Untersuchung den Kulturschatz und das Geistesleben früherer Geschlechter aufzuhellen vermag.


Holzpuppe der Leudu, Ostafrika. Nach Stuhlmann. Vgl. Text, S. 25.

Es stünde indessen schlimm um unsere Kenntnis der niederen Formen des Kulturlebens, ohne die sich doch die Entwickelung unmöglich verstehen läßt, wenn nicht auf der Erde noch heute Völker vorhanden wären, deren geringes Maß von Gesittung eine treffende Parallele zu den Verhältnissen der Urzeit zu bieten scheint. Der Zustand der heutigen Naturvölker bildet den unerläßlichen Schlüssel zur Erforschung der Verhältnisse, die in älterer Zeit bei den Vorfahren der heutigen Kulturvölker geherrscht haben müssen. Aber zweierlei mahnt uns, nicht aller Erkenntnis, die wir auf diesem Wege gewinnen, blind zu vertrauen: einmal haben alle, auch die ärmlichsten Stämme der Gegenwart, eine unendlich lange Zeit des Bestehens hinter sich, die keinesfalls ohne Einfluß auf ihr Wesen geblieben sein kann, und zweitens unterscheidet die Naturvölker ja gerade der Umstand, daß sie sich in der gegebenen Zeit nicht über eine gewisse Höhe hinaus entwickelt haben, scharf von den Vorfahren der höherstehenden Völker, in denen doch bereits die Anlage und die Kraft zu unbegrenztem Fortschritte vorhanden gewesen sein muß.

Sollten endlich, da auch hier der Weg der Forschung teilweise abbricht, nicht innerhalb der Kulturvölker selbst Aufklärungen über die älteren Zustände zu erhalten sein? Macht nicht jeder Einzelne unter uns, indem er heranwächst, in derselben Weise die Phasen der Menschheitsentwickelung durch, wie sein Körper vor der Geburt gewissermassen die ganze Stufenleiter organischen Lebens durchlaufen hat? Bis zu einem gewissen Grade muß man das zugestehen, und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß die Gedanken und Willensäußerungen des Kindes oft die überraschendsten Analogien mit dem Seelenleben niederer Völker zeigen. Wie die Spiele der Kinder oft Nachklänge ernstgemeinter Thätigkeit einer früheren Kulturperiode sind, so erinnert ihr Denken und Fühlen an die ursprünglichen psychischen Zustände der Vergangenheit. Die Kinderpuppe hat mehr als eine bloß äußerliche Ähnlichkeit mit schamanistischen Götterbildern und Amuletten (s. die untere Abbildung, S. 24). Indem aber jeder in seiner Jugend diese Zeit sich entwickelnder geistiger Kraft durchläuft, und indem er gleichzeitig das Ergebnis der Kulturarbeit aller Vorfahren in sich verkörpert, wird es ihm endlich auch möglich sein, durch die Selbstbeobachtung der Erkenntnis der Vergangenheit näher zu kommen. Da wir im Grunde nur das wahrhaft verstehen, was wenigstens in schwachen Spuren in unserem Inneren vorhanden ist, ruht in der That in unserem Ich die eigentliche Wurzel aller Erkenntnis der Kultur.

I. Die Grundlagen der Kultur.

1. Räumliche und zeitliche Verhältnisse.

Wohl ist die Kultur vor allem ein Fortschritt auf geistigem Gebiet, aber so wenig das menschliche Bewußtsein ohne die Organe des Leibes bestehen und wirken könnte, so wenig schwebt die Kultur wie eine Märchenblume frei in der Luft: ihre Wurzeln senken sich tief in die mütterliche Erde, und nicht plötzlich gleich einer Fata Morgana erscheint sie am irdischen Horizonte, sondern in langsamem Wachstum hebt sie allmählich ihr Haupt empor. Zeit und Raum mußten vorhanden sein, wenn sich die menschliche Kultur entfalten sollte, aber die Bedeutung beider ist nicht die gleiche. Wenn es wahr ist, daß die Menschheit sich nicht an verschiedenen Stellen der Erde und in verschiedenen Perioden der Erdgeschichte aus niederen Formen entwickelt hat, sondern wenn sie, wie es nach Ansicht der meisten Forscher angenommen werden muß, aus einer kleinen Gruppe in einem bestimmten engbegrenzten Gebiet entstanden ist, dann hat allen Völkern und Stämmen der heutigen Menschheit die gleiche Zeit zur Entwickelung ihrer Fähigkeiten zur Verfügung gestanden, und niemand wird die Unterschiede der Kultur damit erklären dürfen, daß gewisse Völker durch eine längere Reihe von Vorfahren begünstigt wären. Ganz anders verhält es sich mit dem Raume. Grundverschieden sind die Bedingungen, die dem Menschen die einzelnen Teile der Erde bieten: aus fruchtbaren Tiefländern erheben sich waldreiche Gebirge und nacktes Felsgestein, grünende Steppen verlieren sich in öden Wüstensand, und die abgeschlossenen Binnenländer werden von hafen- und inselreichen Küstengebieten umrahmt. Noch greller fast sind die Gegensätze des Klimas, das von tropischer Glut bis zur Eiseskälte der Polargebiete alle Stufen durchläuft und durch die verschiedene Erhebung der einzelnen Länder über die Meeresfläche noch mannigfach beeinflußt und verändert wird. Den Menschen, die sich über die Erde verstreuten und im Daseinskampfe den Boden unter sich teilten, sind die Würfel ungleich gefallen, und nur wenigen wies das Schicksal die Bahn zu den höchsten Zielen.

Die Frage, auf welchem Boden die verschiedenen Arten der Kultur erwachsen, ist nicht nur wichtiger als die nach der Dauer der Menschengeschichte, sie ist auch bei weitem leichter zu beantworten. Von einem bestimmten Anfange der Menschheitsentwickelung würde auch dann, wenn alle Thatsachen der Vergangenheit klar vor uns lägen, im strengen Sinne des Wortes nicht wohl zu reden sein, sondern verschiedene Meinungen würden sich wahrscheinlich entgegenstehen; dem einen fiele der Anfang der Kulturgeschichte vielleicht mit der Anwendung des ersten Werkzeuges zusammen, dem anderen mit dem frühesten Auftauchen sprachlicher Abstraktion, dem dritten mit der Erfindung des Feuers, dem vierten mit dem Beginn des aufrechten Gehens. Und dabei würden selbst diese Momente kaum fest zu begrenzen sein. In Wahrheit ist es gar

nicht möglich, auch nur von ungefähr den Eintrittspunkt dieser Fortschritte anzugeben, und wenn wir selbst unsere Ansprüche nach Möglichkeit zurückschrauben und nur wissen wollen, in welcher Periode der Entwickelung jener Stillstand in der körperlichen Umbildung stattgefunden hat, der den Typus des Menschen und die wichtigsten Rassenformen dauernd feststellte, müssen wir auf eine Antwort verzichten.

Eins freilich ist sicher: der Zeitpunkt dieses Stillstandes liegt weit, sehr weit zurück. Seit der Mensch die Erde bewohnt, hat nicht nur seine Arbeit den Boden umgeschaffen, der Boden selbst hat sich ihm unter den Füßen vielfach verändert. Zwar sind die Beweise, daß bereits gegen Ende der Tertiärzeit Menschen den Boden Europas bewohnten, noch nicht recht geglückt, aber die Funde in Kalifornien und Argentinien scheinen doch das Dasein des Tertiärmenschen in diesen Gebieten zu beweisen; ohnehin müssen wir, wenn wir unsere Vorfahren im Anfange der Diluvialzeit bereits zu ihrer charakteristischen Eigenart entwickelt in Europa wie in Amerika sicher nachweisen können, den Anfang der Menschheitsgeschichte unbedingt mindestens in die unmittelbar vorhergehende Periode verlegen. Seitdem aber hat sowohl die Oberfläche der Erde als auch das Klima gewaltige Veränderungen erlitten. Den ungeheuern vulkanischen Ausbrüchen und mächtigen Gebirgsbildungen der Tertiärzeit folgte jene außerordentliche Abkühlung des Klimas, die endlich die Eishülle des Nordpols sich südwärts bis an den mitteldeutschen Gebirgswall ausbreiten und nach vorübergehendem Rückzug abermals bis Norddeutschland vorrücken ließ. Die damaligen Bewohner Europas und Amerikas scheinen nur widerwillig vor den Eismassen zurückgewichen zu sein, denn wir sehen sie teilweise nach der Art typischer Polarvölker hart am Rande der Riesengletscher ihrer Jagdbeute nachgehen und mit dem Abschmelzen des Eises alsbald wieder nach Norden vordringen. In dieser Periode eines großartigen Kampfes mit der Natur, deren einst freundliches Gesicht sich in ein eisig-starres Medusenantlitz verwandelt hatte, mögen sich die kraftvollen Völker Nordeuropas gebildet haben, die später wiederholt dem Kulturleben des Südens frisches Blut zuführten und nunmehr das Zepter der Weltherrschaft selbst mit festem Griff umfassen. Wahrscheinlich haben sie in der blassen Farbe ihrer Haut, in dem hellen Blau ihrer Augen und den lichten Haaren eine letzte große Anpassung an die winterliche Landschaft vollzogen und damit die Spuren ihres alten Heldenkampfes gegen Eis und Schnee bis zur Gegenwart bewahrt.

Auf die Beantwortung der Frage, wie lange die Menschheit schon die Erde bewohnt, muß man um so mehr verzichten, als ja nicht einmal die Geologie mit Sicherheit bestimmen kann, wie viele Jahrtausende der Anfang oder das Ende der Eiszeit zurückliegen. Über diesen Mangel mag, wie gesagt, die Erwägung trösten, daß die Zeit nicht der entscheidende Faktor in der Kulturentwickelung ist, sondern daß Boden, Klima, Verkehr und die aus ihnen sich ergebenden Fähigkeiten des Geistes und Charakters ein ganz anderes Gewicht in die Wagschale werfen. Die Wirkungen des Raumes und des Klimas aber lassen sich leichter feststellen als die der Zeit.

Den Boden der Erde, der von Menschen besiedelt ist, pflegt man als die Ökumene zu bezeichnen. Es ist ohne weiteres klar, daß dieser Begriff im Laufe der Menschheitsgeschichte große Wandlungen durchgemacht hat, die zwar im allgemeinen auf eine Erweiterung hinauslaufen, soweit der Mensch selbst mit seiner raumbezwingenden Thätigkeit in Betracht kommt, aber doch infolge geologischer oder klimatischer Veränderungen gelegentlich auch mit bedeutenden Einschränkungen zusammenfallen. Die Eiszeit hat vorübergehend den Raum der Ökumene beträchtlich vermindert; wie das Sinken des Landes oder die Zerstörungen des Meeres an den Küsten sie verkleinern können, zeigen jene mächtigen Buchten, die verheerende Sturmfluten in

die friesischen Gestade gerissen haben, der Jadebusen und der Dollart. Anderswo vermehrt wieder die Hebung des Landes und die Anschwemmungsthätigkeit der Flüsse beständig die Ökumene. Aber noch eine andere Entwickelung findet statt. In früheren Perioden und teilweise noch jetzt kann man der wirklichen Ökumene, dem von Menschen thatsächlich bewohnten Raum, eine mögliche entgegensetzen, die alle Gebiete umfaßt, in denen Menschen wohnen und sich erhalten könnten, ohne daß bisher eine wirkliche Siedelung erfolgt ist. Es ist ein bedeutsames Ergebnis der Kultur und der mit ihr steigenden Menschenzahl, daß wirkliche und mögliche Ökumene immer mehr zusammenfallen; der Bau immer vollkommenerer Wohnstätten, die überall thunliche Einfuhr von Nahrungsstoffen dehnen dabei den Raum der möglichen Ökumene beständig weiter aus. Schon primitive Völker verstehen es, sich in ihren Wohnräumen ein eigenes Klima zu schaffen, indem sie bald halb oder ganz unterirdisch hausen (s. die untenstehende Abbildung), bald sich in Pfahlbauten hoch über die Ausdünstungen des Bodens oder selbst im Wasser erheben. Bei alledem ist ferner nicht zu vergessen, wie durch die Kulturarbeit auch die Nutzbarkeit des bewohnten Raumes unendlich gesteigert werden kann, während mit dem Nachlassen dieser Arbeit alsbald die Qualität des Bodens wieder tief hinabsinkt: Babylonien, das zur Zeit seiner Blüte Millionen von Bewohnern ernährte und die Kornkammer Westasiens war, gehört auch heute noch zur Ökumene, aber nur wenige Tausende armseliger Hirten und Ackerbauer besiedeln den wieder versumpften, fieberhauchenden Boden.


Zeltartiges Erdhaus der Navajo, Nordamerika. Nach Cushing.

In welchem Teile der Erde sich die Menschheit zuerst ihre typische Eigenart erworben hat, ist bisher ebensowenig anzugeben wie der Zeitpunkt dieses Ereignisses; die Ansichten sind allmählich mit dem Fortschreiten der Forschung eher unklarer geworden als bestimmter. Die alte, halb auf der Bibel, halb auf indogermanischen Studien beruhende Anschauung, daß die Wiege der Menschheit in Hochasien gestanden habe, und daß von dort aus die Völker hinabgezogen seien wie Ströme von den Gebirgen, um die Tiefländer Asiens und mit der Zeit die übrigen Erdteile zu erfüllen, ist längst der Macht der Thatsachen erlegen, und während man späterhin wenigstens daran festhalten zu dürfen glaubte, daß Amerika bei der Frage nach der Urheimat unbedingt auszuschließen sei, tritt gerade dieser Teil der Erde neuerdings mit dem Anspruche hervor, die ältesten Spuren des Menschen in seinem Boden nachweisen zu können. Das Problem wird zweifellos seiner Lösung beträchtlich näher gebracht werden, wenn es gelingt, die unmittelbaren Vorstufen des Menschengeschlechtes in ihren Knochenresten irgendwo nachzuweisen, und die Aussicht auf diesen Erfolg ist gestiegen, seitdem die Reste vorgeschichtlicher anthropoider Affen entdeckt sind, die dem Menschen weit näher zu stehen scheinen als die heutigen Vertreter dieser Gattung; das eigentliche „fehlende Zwischenglied“ ist indessen noch nicht gefunden.

Sowie sich die Menschheit aus ihrer hypothetischen Urheimat über weitere Räume verbreitete, mußten sich die Einflüsse des Bodens und des Klimas geltend machen; daß sie



Ein Pfahldorf in West-Neuguinea.
Nach R. Semon.

es nicht in widerstandsloser Weise konnten, daß namentlich der Bau des Körpers nur geringen Umbildungen unterlag, und die hauptsächlichste Differenzierung auf dem geistigen Gebiete stattfand, dafür sorgte die in immer wachsendem Maße stattfindende Verwendung der Werkzeuge und aller jener Hilfsmittel, mit denen der Mensch die feindlichen Einflüsse der Natur bekämpft und die Wirksamkeit der günstigen steigert. Es ist ferner wohl die Frage erlaubt, ob die Auslese durch Klima und Bodenbeschaffenheit allein die Verschiedenheit der Rassen zu erklären vermag; hat sich doch gerade gegen diese Seite des Darwinismus auch in Bezug auf die Tierwelt entschiedener und beachtenswerter Widerspruch erhoben! Die Abweichungen des körperlichen Baues vieler Tierarten, wie sie besonders den Taubenzüchtern die Möglichkeit gewähren, immer neue Variationen zu schaffen, scheinen mehr zufällig oder erst unter dem Einfluß der Kultur entstandene Differenzierungen zu sein als Anpassungen an bestimmte natürliche Verhältnisse. So dürften auch beim Menschen körperliche Eigenheiten, die sich hartnäckig durch Generationen vererben, wie die berühmte habsburgische Unterlippe und andere Merkzeichen, nicht immer auf unmittelbare äußere Einflüsse zurückgehen, sondern auf eine allen Lebewesen innewohnende Neigung zur Differenzierung. Selbst pathologische Eigenheiten pflanzen sich fort, und nicht nur unter den Tieren, wo die rhachitischen Beine des Dachshundes ein klassisches Beispiel sind. In den französischen Pyrenäen finden sich noch heute Reste eines Völkchens oder einer Kaste, deren Mitglieder sich durch eigentümliche pathologische Mißbildungen der Finger- und Zehennägel auszeichnen. Die Herkunft dieser Cagots, wie sie sich nennen, ist lange zweifelhaft geblieben; vereinzelte Forscher glaubten sogar in dieser früher verachteten und gemiedenen Menschenklasse die Reste der Westgoten wiederzufinden, bis neuerdings nachgewiesen worden ist, daß wir es mit Nachkommen Aussätziger zu thun haben, deren Vorfahren aus der Gemeinschaft des Volkes ausgestoßen worden waren, sich untereinander verheirateten und bis auf ihre heutige Nachkommenschaft die Spuren der furchtbaren Krankheit vererbt haben, die als solche längst in der Gegend erloschen ist. Daß Erscheinungen dieser Art auf geistigem Gebiet ebenfalls, ja noch häufiger vorkommen, ist nicht zu leugnen; der traurige Einfluß, den Trunksucht der Eltern auf das Geistesleben der Söhne und Enkel ausübt, ist nur ein Beispiel für viele.

Jedenfalls ist der Einfluß, den die Außenwelt auf den Körper übt, leichter zu beobachten als der auf den Geist, und ebenso ist die Wirkung des Bodens und Klimas auf die leibliche Beschaffenheit des Menschen zwar weniger wichtig, aber offenkundiger als die auf sein Innenleben. Damit ist freilich nicht gesagt, daß nun jedesmal eine einfache Erklärung möglich sein müßte.

Der Boden wirkt zunächst unmittelbar auf den Körper ein, noch stärker aber mittelbar durch die Produkte, die er hervorbringt, und überhaupt durch die Breite der Lebensgrundlage, die er gewährt; diese mittelbaren Einflüsse werden natürlich durch das Klima mitbedingt. Direkt von Bedeutung für den Körperbau ist der Boden durch die Hemmnisse, die er der Bewegung von Ort zu Ort entgegenstellt, und durch die Kraftleistungen, die er dadurch dem Einzelnen aufnötigt; hier liegt die Ursache, warum Gebirgsvölker, sofern nur die Ernährung ausreichend ist, die der Ebenen oft an Kraft und Ebenmaß des Körpers übertreffen. Weniger gut bewiesen ist die förmliche Anpassung mancher Bewohner von Sumpfländern an ihre Heimat, wie sie z. B. bei den Dinka in Afrika in der Länge und Dünne ihrer Gliedmaßen zu Tage treten soll, die in der That an die Beschaffenheit mancher Sumpfvögel erinnern; vielleicht ließen sich auch die langen, mageren Gestalten der Friesen an der wattenreichen Nordseeküste mit einer ähnlichen Anpassung erklären. Es gehört endlich schon mehr zu den mittelbaren Wirkungen, wenn bei Völkern, die durch die Natur ihrer Wohnsitze zur Ausnutzung der Wasserwege und des

Fischfanges getrieben werden, infolge des beständigen Kahnfahrens eine Verkümmerung der unteren Extremitäten eintritt, oder wenn bei Reitervölkern die Krümmung der Beine zum beständigen Merkmale wird.

Die Produkte des Bodens, mit anderen Worten die Ernährung, beeinflussen zweifellos den Körper ungemein, doch anscheinend fast nur in quantitativer Beziehung. Bei den meisten unsteten Völkern, die ohne Ackerbau und Viehzucht nur von den dürftigen freiwilligen Gaben der Natur leben, zeigen sich außerordentlich häufig Typen der Verkümmerung, und es ist eine noch keineswegs ganz gelöste Frage, ob nicht die Zwergvölker ihre geringe Körperhöhe durch sehr lange Anpassung an unzureichende Ernährung erworben haben; wenigstens ist keins von ihnen über das unstete Sammelleben hinausgeschritten, und daß Nahrungsmangel die Körperhöhe herabdrückt, ist nicht zu bezweifeln. Die schwere Arbeit, die ein karger Boden den Bewohnern aufzwingt, trägt ihrerseits dazu bei, den Körper zu entstellen. Dagegen wird es kaum gelingen, einen bestimmten Einfluß der Nahrungssubstanzen auf die leibliche Beschaffenheit nachzuweisen: die Art der Speisen, sofern sie nur verdaulich und zur Ernährung ausreichend sind, scheint dem Körper, der alles in die ihm gemäßen Stoffe umformt, im ganzen gleichgültig zu sein.

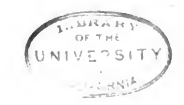
Den verschiedenen Klimazonen vermag sich der menschliche Körper im allgemeinen gut anzupassen, natürlich nicht ohne daß seine Funktionen gewisse Änderungen erleiden, die nicht ohne Folgen für die Beschaffenheit der Organe bleiben. Je extremer das Klima ist, an das sich der Mensch gewöhnt hat, desto schwerer vermag er sich natürlich mit einem entgegengesetzten zu befreunden, und schon hierin liegt einer der Gründe, warum weder die Bewohner der eigentlichen Tropen noch die der Polarländer fähig gewesen sind, die ihnen eigene Kultur über das ursprüngliche Wohngebiet hinaus zu verbreiten oder sich zu herrschenden Kulturrassen umzubilden. Gewisse äußere Merkmale, vor allem die Farbe der Haut, gehen sicher auf klimatische Wirkungen zurück und erlangen im Kulturleben als unverwischbare Kennzeichen der verschiedenartigen Rassen Bedeutung, wie z. B. in Nordamerika nicht mehr die Sprache, vielfach auch nicht die Bildung, sondern die Hautfarbe Neger und Weiße aufs schärfste sondert.

Aber es scheint daneben klimatische oder lokale Einflüsse auf den Bau des Körpers zu geben, deren Vorhandensein man zugeben muß, ohne sie so recht erklären zu können. Die großen Variationen des menschlichen Typus, aus denen die heutigen Rassen entstanden sind, wiederholen sich freilich nicht, aber kleinere Schwankungen sind zur Genüge vorhanden, so daß wir wenigstens verstehen können, wie die Rassen in einer Zeit entstanden sind, als die Kultur in ihren Anfängen die körperlichen Umbildungen noch eher anregte, statt sie, wie das gegenwärtig geschieht, durch das Überwiegen der Gehirnthätigkeit zu hemmen. Von den eben erwähnten Negern Nordamerikas wird vielfach mit Entschiedenheit behauptet, daß ihre leiblichen Eigenschaften — ganz abgesehen von der Mischung mit Weißen oder Indianern — sich in der neuen Heimat beträchtlich verändert haben. Das dürfte nun in noch höherem Grade von den weißen Einwanderern gelten, deren Typus sich der hageren Schlankheit der indianischen Ureinwohner zu nähern scheint, ja die selbst in Hautfarbe und Haarwuchs sich von den europäischen Verwandten zu unterscheiden beginnen; wie sehr man schon im vorigen Jahrhundert diese Umwandlung bemerkt hat, beweist der Anfang des unsterblichen Yankee Doodle: „A Yankee boy is trim and tall and never overfat, Sir!" (Ein Yankeebursch ist schmuck und lang und niemals überfett, mein Herr!) Die bekannte Karikatur Uncle Sams in den Witzblättern gibt den amerikanischen Typus in übertriebener Form wieder (s. die Abbildung, S. 31).

Die Engländer, denen diese merkwürdige Veränderung ihrer Stammesgenossen nicht entgangen ist, haben auch in anderen Teilen der Erde Gelegenheit zu ähnlichen Beobachtungen gehabt; überall, wo sich die angelsächsische Rasse kolonisierend niedergelassen hat, unterliegt sie Wandlungen, die nicht immer einfach zu deuten sind, mag man auch im allgemeinen dem Einfluß des Klimas die Hauptursache zuschreiben. Mit besonderer Schärfe hat schon im Jahre 1876 A. K. Newman auf die Entstehung eines neuseeländischen Typus hingewiesen, der namentlich (wie ebenfalls in Nordamerika) in einem Schmälerwerden der Unterkiefer hervortritt, das wieder, da die Zähne nun zu wenig Raum haben, zu Unregelmäßigkeiten des Gebisses führt. An sonstigen Umbildungen fehlt es nicht. „Die hellen Farben der Engländer machen bei Jung-Neuseeland welkeren und stumpferen Farbentönen Platz. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß sehr wenige Kinder mit dunkeln Augen und Haaren in Neuseeland geboren werden: die Eltern mögen so dunkel sein, wie sie wollen, mit rabenschwarzen Locken und schwarzen Augen, ihre Nachkommenschaft wird immer blässere Farben zeigen." Auf dem australischen Festlande scheinen dagegen die Blonden immer mehr gegen die Brünetten zurückzutreten. Auch die Wirkungen eines heißeren Klimas auf die Menschen sind in Neuseeland, besonders aber auf dem Festland Australiens, merklich. „In Australien", sagt Newman, „unter dem Einfluß einer grimmigen Sonnenglut wachsen die Kinder schnell heran, aber sie welken auch schnell wie Treibhausblumen, und ihre geistigen und physischen Kräfte sind in einem Alter nahezu erschöpft, wo der Engländer noch in seiner Jugendkraft steht.... Die Jugend Neuseelands und der (australischen) Kolonien ist körperlich und geistig schwächer als gleichalterige Bewohner der ursprünglichen Heimat. Sie ist weniger leistungsfähig, harte Arbeit und Entbehrungen greifen sie rasch an. Der koloniale Nachwuchs ist aber auch von geringer körperlicher Widerstandskraft; die Leute sind oft, wie sie sagen, abgenutzt (seedy), jeder Krankheitsanfall wirft sie rasch nieder, und sie erholen sich langsam. Auch die Frauen verblühen rasch. „Wie die Yankees neigen auch die Australier zu hohem, schlotterigem Wuchs und magerer Muskulatur, was ihnen den Spottnamen „Getreidehalme" (cornstalks) eingetragen hat. Man darf wohl diese Eigentümlichkeit, die sie mit den Wüstenvölkern teilen, auf die Trockenheit des australischen Klimas zurückführen; seltsamerweise bietet dagegen das ebenso trockne Südafrika das Schauspiel, daß hier die eingewanderten Europäer zur Fettleibigkeit neigen, ähnlich wie sich schon bei den älteren Bewohnern des Gebietes, den Hottentotten, neben sonst großer Magerkeit des Körpers die Steatopygie (Fettsteißbildung) allgemein verbreitet findet (s. die Abbildung, S. 32).


Karikatur Uncle Sams. Aus Harpers Weekly. Vgl. Text, S. 30.

Diese körperlichen Veränderungen, die zur Genüge andeuten, wie die Naturbeschaffenheit der Wohngebiete sehr entschieden auf den Menschen wirkt, haben freilich unmittelbar mit der Kulturentwickelung nichts zu thun. Bedenken wir aber, wie der enge Zusammenhang zwischen Körper und Geist alle leiblichen Zustände auf die Thätigkeit und Freiheit des geistigen Lebens einwirken läßt, und wie überdies den äußeren Veränderungen innere fast mit Sicherheit parallel gehen müssen, so werden wir diese Ergebnisse nicht unterschätzen. Mehr noch als die



Verstandesthätigkeit stehen die Triebe und Instinkte des Menschen unter dem Einflusse der umgebenden Natur. Unermeßlich sind z. B. die Unterschiede der Sinnlichkeit bei den verschiedenen Völkern, und wie sehr diese wieder auf die Formen der Familie und Gesellschaft einwirken, das lehrt schon ein Vergleich etwa zwischen deutscher und französischer Lebensauffassung, oder dem christlichen und dem islamitischen Ideal der Ehe; in der Hauptsache aber mögen klimatische Erscheinungen diesen Dingen zu Grunde liegen. Übermäßige Freude an Speise und Trank entsteht noch unmittelbarer unter dem Zwang eines rauhen Klimas und kann in ihrer Ausartung die geistige und wirtschaftliche Kraft der Gesellschaft großenteils lahm legen, wie gerade das deutsche Volk schon öfter zu seinem Schaden erfahren hat; anderseits zwingt die kostspielige Neigung zu Trink- und Tafelfreuden zu energischer Thätigkeit, und gewiß besitzt der nordische Arbeiter in seinen starken Bedürfnissen zugleich einen Vorzug vor den Anhängern frugalerer Lebensgewohnheiten, wie etwa dem spanischen Bauern, der mit Brot und Zwiebeln zufrieden ist.



Hottentottin. Nach Ranke. Vgl. Text, S. 31.

Eine mittelbare Wirkung des Klimas, die vom Standpunkte des Darwinismus an erster Stelle hätte genannt werden müssen, ist noch zu erwähnen: Es ist die natürliche Auslese, die Vernichtung aller schwachen und kränklichen Nachkommenschaft, die Erhaltung der Kräftigen und für die Art des Klimas Geeignetsten; da auf diese Weise die Minderwertigen, die natürlich größtenteils im frühen Kindesalter zu Grunde gehen, von der Fortpflanzung der Rasse ausgeschlossen werden, so ist damit unter günstigen Umständen der Anstoß zur Bildung eines besonders kräftigen und abgehärteten Stammes gegeben. In der That trifft das nicht selten zu, und wahrscheinlich beruht der alte Aberglaube, daß die Naturvölker wenig oder gar nicht von Krankheiten zu leiden hätten, auf Beobachtungen dieser Art; aber wir dürfen, obwohl vielfach die Auslese durch absichtliche Tötung aller schwachen und verkrüppelten Nachkommenschaft noch verstärkt wird, doch die Wirkung des Vorganges nicht überschätzen und ihn nicht zu sehr verallgemeinern. Die günstigen Folgen der Auslese werden bei den meisten Naturvölkern durch ungenügende Ernährung und ungesunde Gewohnheiten mehr als aufgehoben, die Kulturvölker aber arbeiten ihr durch geeignete Kinderpflege bewußt entgegen. Es bringt eben bei der zivilisierten Menschheit neben der höheren Achtung vor dem Menschenleben immer mehr das Bewußtsein durch, daß unter Umständen die robuste Kraft des Körpers durch die des Geistes reichlich ersetzt werden kann, und daß z. B. Krüppel wie Lichtenberg für die Menschheit unendlich wichtiger sein können als der schönste Flügelmann in der Leibgarde Friedrich Wilhelms I. von Preußen.

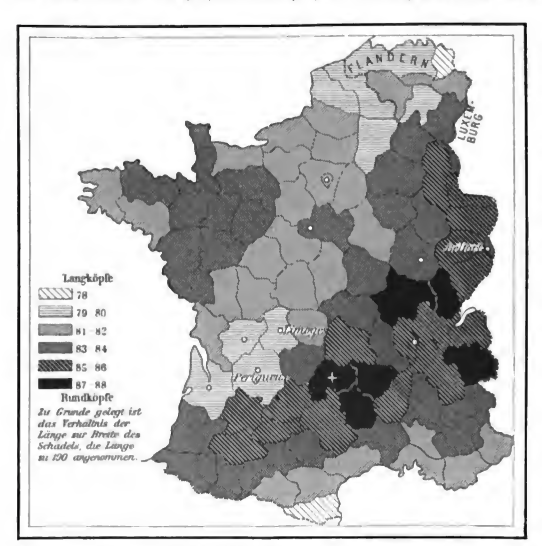
Wenn somit zweifellos der Einfluß des Bodens auf die Körperbeschaffenheit zuzugeben ist, so werden wir uns doch hüten müssen, gelegentlich Ursache und Wirkung zu verwechseln. Der neueren Anthropologie ist es gelungen nachzuweisen, daß bestimmte Rassentypen oft an bestimmte Geländeformen gebunden sind, daß z. B. in Frankreich die langköpfigen Blonden die

fruchtbaren, tiefer gelegenen Striche, die kurzköpfigen Brünetten (alpine Rasse) in der Hauptsache die ärmeren, höher gelegenen Gebiete besetzen. Hier könnte man glauben, den Einfluß der äußeren Natur auf die Entstehung der Rassen einmal mit Händen zu greifen. In Wahrheit scheint aber die Zeit, in der sich eigentliche Rassenmerkmale gebildet haben, weit zurückzuliegen. Die alpine Rasse Frankreichs hat sich nicht erst in ihren jetzigen Wohngebieten entwickelt, sondern sie ist einfach im Laufe der Geschichte von der stärkeren blonden Rasse in die unfruchtbaren Striche zurückgedrängt worden (vgl. die Karten auf S. 34 und 35); ihre geringere Kraft und Fähigkeit ist nicht eine Folge ihrer jetzigen Lebensbedingungen, sondern die Kurzköpfe sind umgekehrt ihrer Schwäche wegen überwältigt und auf die weniger günstigen Landesteile beschränkt worden. Stellenweise, wie in einem Teile Burgunds, sind die Alpinen später wieder vorgedrungen und haben die blonden Langköpfe fast ganz zum Verschwinden gebracht. Auch in anderen Fällen scheinbarer Rassenumwandlung ist die Frage berechtigt, ob nicht ursprüngliche Rassenunterschiede doch zu Grunde liegen: Wenn sich, wie oben erwähnt, in Australien die Zahl der Brünetten beständig mehrt, so ließe sich mit Carroll an die Möglichkeit denken, daß die dunkelhaarige Rasse sich dem Klima besser anzupassen versteht, als die Blonden, die infolgedessen zurückgehen.

Wenn schon der Körper des Menschen, den doch die Kultur vor stärkeren Wandlungen bewahrt, dem Einflusse der natürlichen Umgebung nicht entgeht, so wird auf dem Hauptgebiete menschlicher Bethätigung, dem geistigen, dieser Einfluß sicher noch merklicher, aber wahrscheinlich auch noch schwerer zu umgrenzen sein. Das eine scheint sicher, daß sich jedes Volk dem Charakter seines Wohngebietes in seinem Wesen und seiner Stimmung anpaßt, daß es in ein harmonisches Verhältnis zur äußeren Umgebung tritt und damit in geistiger Beziehung jenes Bestreben der Tierwelt wiederholt, im körperlichen Aussehen dem Aufenthaltsort ähnlich zu werden und Schutzfarben und -formen zu erwerben. Es wird kaum nötig sein, diese geistige Anpassung auf Auslese und Zuchtwahl zurückzuführen, da ja doch der unmittelbare Einfluß der Naturstimmung auf die des Menschen unverkennbar ist und durch beständige Wiederkehr sich zum dauernden Bestandteil des Charakters umbilden muß; jedermann fühlt und denkt an einem frischen, sonnigen Frühlingsmorgen anders als in der Gluthitze des Hochsommers oder an einem feuchtkalten Wintertage, und die Unterschiede der Stimmung, ob wir die Welt von einem beschneiten Alpengipfel oder vom Strande des Meeres oder endlich von einem einsamen Punkt inmitten einer unendlichen sandigen Ebene aus betrachten, entgehen selbst dem Stumpfsinnigsten nicht.

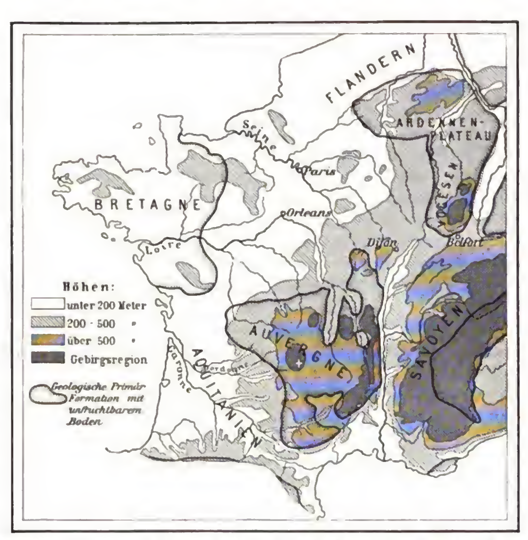
Dieser Einfluß der Umgebung ist keine einfache Größe, mit der man ohne weiteres rechnen kann, sondern setzt sich aus verschiedenen einzelnen Zügen zusammen, die allerdings dann als gemeinsames Weltbild auf Gemüt und Charakter wirken. Das Bild baut sich auf aus der Beschaffenheit des Bodens, der flach oder zu Bergen emporgetürmt den Menschen umgibt, der reich oder arm an Gewässern, kahl oder von grünen Wäldern bedeckt sein kann; es wird weiter bestimmt durch die Bewölkung und die Fülle des Lichtes, durch die Wärme oder Kälte, Feuchtigkeit oder Trockenheit, Bewegtheit oder Stille der Luft, oder durch häufigen Wechsel zwischen diesen Zuständen der Atmosphäre. Der am meisten vorwaltende Zustand prägt sich dann tief dem Charakter ein und schafft die dauernde Stimmung der Bewohner, die außerdem freilich, was nie zu vergessen ist, auch von der Härte der Arbeit und der Menge der Nahrung abhängt, ja unter Umständen auch durch die politische Lage, z. B. dauernde Ausbeutung und Unterdrückung, stark beeinflußt werden kann. Aus Charakter und Stimmung aber ergibt sich die

Art der Kulturarbeit. Zweifellos trägt die erschlaffende Wirkung des feuchtheißen Tropenklimas im Vereine mit der allzureichen Fülle der Naturgaben die Schuld, daß aus den Tiefebenen der Tropen niemals ein Anstoß zu höherer Kulturentwickelung gekommen ist, während doch auf den Hochländern Mexikos und Perus sich zivilisierte Staaten entwickelten; im Gegenteil stählt die gemäßigte Zone durch den beständigen Wechsel zwischen Sommer und Winter, Überfluß und Mangel den Charakter ihrer Bewohner, sie zwingt sie, längere Zeiträume im voraus zu überblicken und allen Scharfsinn daran zu setzen, die kargen Gaben der Natur zu vermehren. Aber es sind noch feinere Stimmungen, unwägbare und doch bedeutsame Eigentümlichkeiten, die aus dem Wesen der Umgebung unmittelbar in das des Menschen überfließen. Manche Eigenart der Skandinavier erklärt sich vielleicht aus der Fülle des Lichtes, die im wunderbaren nordischen Hochsommer das Land überflutet, und deren Wirkung durch den langen Winter wohl gedämpft, aber nicht ausgelöscht wird. Noch weiter im Norden scheint der Einfluß der langen Dunkelheit und der öden Umgebung mächtiger hervorzutreten und jene seltsame Nervenstimmung zu erzeugen, als deren Blüte der Schamanismus erscheint (vgl. die Abbildung, S. 37). Selbst unter den deutschen Stämmen zeigt sich die Macht der Umgebung und des Klimas deutlich genug. Der schwerfällige, mürrische Bauer Nordwestdeutschlands würde auf den Alpenmatten Tirols als ein unbegreiflicher Fremdling erscheinen, aber man versteht seine Art, wenn man ihn an einem nebeligen Tag in seiner eintönigen Heimat den Moorbrand entfachen sieht; anderseits mag man sich den gutmütigen heiteren Thüringer nicht ohne die grünen, sanftgeschwungenen Bergzüge seiner Heimat denken und den Rheinländer nicht ohne das traubenreiche, sonnenhelle Thal seines Stromes. Was endlich der zähe brandenburgische Stamm



Verbreitung der Lang- und Kurzköpfe in Frankreich. Nach Collignon. Vgl. Text, S. 33.

dem Kampfe mit seiner unfruchtbaren sandigen Heide und den gärenden Sümpfen und Brüchen seines Landes verdankt, hat keiner so klar gesehen und so beredt ausgesprochen wie Wilibald Alexis. Im russischen Charakter wieder spiegelt sich die große Tiefebene Osteuropas mit ihrem unendlichen Horizont und zugleich ihrem Mangel an sicheren Ruhepunkten für das ermüdete Auge. Und diese Stimmungen durchzittern nicht nur die menschliche Seele wie verhallende Töne, sie verdichten sich zu Gedanken und Handlungen und treten schöpferisch wieder ans Licht des Tages hervor. Oft thun sie das in verhängnisvoller Weise: die Grausamkeit oder doch die kalte Gleichgültigkeit gegen Menschenleben, die den meisten Naturvölkern — vielleicht allen — wie ein Fluch anhaftet und ihre eigene Entwickelung wie die der Nachbarn stört, der blinde Vernichtungstrieb, der bei kriegerischen Zusammenstößen wütend hervorbricht, sind nur der Widerhall des ebenso blinden und grausamen Treibens der Natur, mit der die Menschheit den verzweifelten Kampf ums Dasein auszufechten hat. Wo das Klima die Stimmung noch verdüstert, erwächst aus dem Anblick dieses erbarmungslosen Ringens zuweilen eine bittere Philosophie: „Unsere Welt ist scharf wie ein Messer“, ist ein Sprichwort der Tlinkit, die an der nebelreichen Fjordküste Alaskas hausen. Diese düstere Grundstimmung kann neben einer gedankenlosen Heiterkeit bestehen, aber sie bricht gelegentlich um so entschiedener durch. Die höhere Kultur nun wirkt dieser Neigung zur grausamen Härte nicht nur unmittelbar entgegen, sondern auch indirekt, indem sie die allzurauhe Berührung mit der Natur mildert, dem Daseinskampfe seinen schärfsten Stachel nimmt und das Entstehen unbestimmter Gefühle der Furcht und des Hasses verhütet. Wem ein leidliches Los in der Kulturwelt gefallen ist, der blickt fast mit Behagen auf die wirbelnden Winterflocken oder das stürmende Meer, und



Die weniger fruchtbaren Gebiete Frankreichs. Nach Collignon und Ripley. Vgl. Text, S. 33.

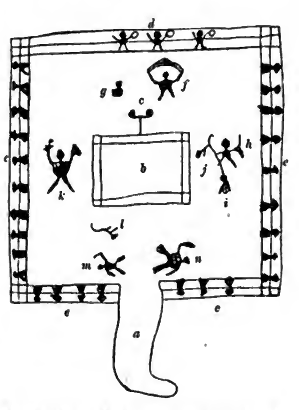
nur der Unglückliche, der seinen Halt im Gesellschaftsverbande verliert, lernt es empfinden, daß die Natur ihre Grausamkeit nicht verloren hat und die Welt noch immer „scharf ist wie ein Messer". An seiner Stimmung aber wird er zugleich erkennen, wie Haß und Zorn alsbald wieder emporquellen und den Geist in traurige Harmonie mit der Grausamkeit der Natur bringen.

Die große Menge gibt ihren Stimmungen durch hellen Jubel oder Ausbrüche wilden Zornes Ausdruck; in schöpferischen Naturen veredeln sie sich zu kraftvollen Thaten oder — und hier am dauerndsten und faßbarsten — zu Werken der **Kunst**. Goethe hat es mehrmals ausgesprochen, daß seine Werke ihn von lastenden Stimmungen befreiten, und daß er selbst, während z. B. „Werthers Leiden" Deutschland in einen sentimentalen Taumel versetzten, sich über die haltlose Verzweiflung, die sich in diesem Buche ausspricht, siegreich erhoben hatte. In dieser Erkenntnis liegt auch die Entschuldigung für manche Ausartung der neueren Kunst: die Unbehaglichkeit, die aus der übermäßig raschen und ungleichartigen Kulturentwickelung der Gegenwart entspringt, muß sich in Kunst und Dichtung ebenso entladen wie die elektrische Spannung im Gewitter, und der Dichter, der sich im Ausmalen des Widrigen scheinbar gefällt, will nicht diesem Widrigen zum Siege verhelfen, sondern kämpft mit ihm, indem er es schöpferisch verkörpert und damit von sich abstößt. Daß sich die wenigsten dabei über sich selbst klar sein werden, ist kein Gegenbeweis; schöpferische und zugleich objektiv beobachtende Naturen wie Goethe sind äußerst selten. Alles das gilt natürlich auch von anderen Zeiten und Völkern; wenn Buckle sagt: „In Indien wurde der Mensch eingeschüchtert, in Griechenland ermutigt", so läßt sich wohl hinzufügen, daß dieses Verhältnis zur Natur nirgends so klar zum Ausdruck kommt wie in der bildenden Kunst der beiden Völker.

Die Kultur hat im allgemeinen, wie gesagt, die Stimmung gehoben oder doch gemildert, aber es läßt sich nicht leugnen, daß sie durch allzu praktische Ausnutzung der Natur auch manche Quelle des Genusses und der Kraft verstopft hat, ja daß sie nicht nur schöne Landschaftsbilder zerstört, sondern selbst die Atmosphäre vielfach ungünstig beeinflußt hat und damit das Entstehen düsterer Laune begünstigt.

Indessen ist diese Verschlechterung der Stimmung nur ein unbedeutendes und ungewolltes Nebenergebnis jener ungeheuern **Kulturarbeit**, die den Boden der Erde und die Lebensbedingungen der Menschheit beständig umgestaltet und verbessert. Welcher Gegensatz zwischen zwei Völkern desselben Gebietes, deren eines sich dem gegebenen Boden anschmiegt, während das andere ihn umformt! Ein klassisches Beispiel sind die beiden Typen der Bewohner des tropischen Urwaldes, der einen Teil des Kongobeckens und der Gebirgsränder Afrikas bedeckt, die unsteten Zwergvölker und die nigritischen Ackerbauer. Der zwerghafte Akka oder Obongo verändert die Beschaffenheit seiner düsteren Heimat nicht, er wird vielmehr ein Teil von ihr, nutzt die Waffen und Listen, die sie ihm bietet, und lebt, soweit er nicht schon mit Ackerbauern in ein Verhältnis der Symbiose tritt, von der Jagd und den Früchten und Wurzeln des Waldes. Der Gedanke, die Riesen des Waldes zu fällen, unter deren dichtem Blätterdach er seine Hütten baut, in deren Unterholz er das Wild belauscht und in deren Kronen er den Vögeln auflauert, liegt ihm gänzlich fern, und alles Beispiel der vom Hackbau sich nährenden Stämme, die den Wald zu lichten begonnen haben, bleibt bei ihm wirkungslos. Ganz anders die Siedelungen der Ackerbauer, die zunächst wie Inseln im dichten Urwald liegen, bis sich endlich unter ihren Händen der Charakter des Landes völlig ändert und nun vielmehr die alten Baumbestände inselartig das Fruchtland durchsetzen. Hier also, wie überall dort, wo Ackerbauer thätig sind, wandelt sich die Bedeckung des Bodens um und mit ihr seine Nutzbarkeit und sein

Eindruck auf das Gemüt; anderswo gelingt das nicht in so hohem Grade, aber es wird die erhöhte Ausnutzung des Landes und die Möglichkeit einer stärkeren Besiedelung doch auf einem anderen Weg erreicht, wie das besonders bei der grasreichen Steppe hervortritt. Die tiefstehenden Naturvölker, die sich der Steppe angepaßt haben, durchziehen als armselige Jäger und Sammler das öde Gebiet und teilen sich mit den größeren Raubtieren in die zufällige Beute. Aber das Bild ändert sich völlig, wenn intelligentere Stämme die Grasfluren als Weidefeld unübersehbarer Herden benutzen, oder wenn die Einführung des Pferdes die dürftigen Steppenjäger zu beweglichen Reiter- und Räubervölkern umschafft. Mag auf diese oder jene Weise sich die Volkszahl mehren, immer wird die wachsende Zahl der Siedelungen dem Lande einen neuen Charakter, eine neue Stimmung geben, die auf den menschlichen Beobachter nicht anders als sympathisch wirken kann, solange nicht eine gewisse Kulturmüdigkeit die natürliche Empfindung umwandelt. Aber auch der vom Menschenverkehr Übersättigte wird, wenn er nur einige Zeit die Einsamkeit unbewohnter Landstriche auf sich einwirken läßt, die ersten Spuren menschlichen Daseins mit Entzücken begrüßen.



Schamanistische Krankenheilung bei den westlichen Eskimo. Nach W. J. Hoffman. Vgl. Text, S. 34.

a Eingang der Hütte; b Feuerplatz; c Lampengestell; d Trommler auf erhöhten Sitzplätzen; e Zuschauer und Freunde des Kranken; f der Schamane, seine Beschwörungen beginnend; g der Kranke; h der Schamane, den Dämon (j) beschwörend, der mit dem Kopfe des Kranken (i) durch eine Linie verbunden ist; k der Schamane treibt den Dämon (l) aus der Hütte; m und n zwei Gehilfen des Schamanen, den Dämon vollends aus der Thür treibend.

Die „Kulturmüdigkeit" als Massenerscheinung ist übrigens nicht alt, aber sie ist auch nicht die einzige Ursache der Naturschwärmerei unserer Tage. Es ist z. B. oft schon darauf hingewiesen worden, daß sich erst in neuerer Zeit der Sinn für die Schönheit der Alpenwelt entwickelt hat, während noch der Römer nur mit Gefühlen des Schauders die Pässe des Hochgebirges überschritt; aber einmal sind es wohl überhaupt erst die Germanen mit ihrer Neigung zur Vereinzelung gewesen, denen die Gefahren der eisumstarrten, menschenleeren Höhen den Blick für die erhabene Pracht des Schauspiels nicht trübten, und dann ist nicht zu vergessen, daß die Alpen der Gegenwart ein anderes Gebiet sind als die der römischen Zeit: damals von ungezähmten Stämmen nur dürftig bevölkert, jetzt an Kultur keinem Lande der Erde nachstehend, erwecken sie in dem Wanderer heute eine ganz andere Grundstimmung als in vergangenen Tagen. Daneben freilich hat die Zusammendrängung und das überhastige Treiben der Menschen unserer Zeit als Gegenströmung jene Sehnsucht nach dem Alleinsein, jenen Drang nach innigem Verkehr mit der Natur entstehen lassen, die den Angehörigen älterer Kulturvölker sicher als seltsam, ja als barbarisch erschienen sein würden, denn in der That berührt sich in diesem Punkte der fortgeschrittenste Sohn der Gegenwart mit den unkultiviertesten Wildstämmen der tropischen Steppen und Wälder. Doch nur scheinbar: der Mensch der höheren Kulturwelt wendet sich nicht einseitig zur Natur zurück, er hat zuvor schon die Schrecken und Gefahren der Erde

gemildert und damit die Natur kultivierter, also seinem eigenen Wesen ähnlicher gemacht; die Stimmung, die sie nun in ihm erweckt, ist grundverschieden von der des unverfälschten Angehörigen eines unsteten Jägerstammes, der durch vollständige Anpassung mit seiner Umgebung eins geworden ist.

Die dichtere Besiedelung des Bodens wird nicht nur durch Ackerbau und Viehzucht ermöglicht, auch intensive Ausnutzung anderer Hilfsquellen führt zu demselben Ergebnis. Das Meer, das unfruchtbar und drohend die Küsten umsäumt, muß den Strandbewohnern dennoch seine Schätze liefern; das Dasein ganzer Völker und Städte beruht auf den regelmäßig wiederkehrenden Fischzügen, die sich an den Küsten zusammendrängen, und anderswo ist der Zugang zum Meere schon deshalb ein vielumstrittener Besitz, weil es die begehrteste Würze der Speisen, das Salz, in Fülle liefert, wie ja auch an den Salzquellen des Binnenlandes (vgl. die Abbildung, S. 39) blühende Siedelungen zu entstehen pflegen, oder die erste Blüte Venedigs auf der Salzgewinnung beruhte. Hier sind wir unmerklich schon auf ein neues Gebiet gelangt. Was der Ackerbauer dem Boden in harter Arbeit entringt, was die Thätigkeit des Viehzüchters erreicht, und was der Fischer in seinem Netze zum Ufer trägt, das sind in der Hauptsache Nahrungsmittel, die unmittelbar das Dasein des Menschen ermöglichen, ohne die er den Boden nicht in dichterer Zahl besiedeln könnte; mag auch vielfach ein Austausch der Erzeugnisse stattfinden, im ganzen vermögen doch Landbauer, Hirten und Fischer von aller Welt abgeschlossen einfach vom Ertrag ihrer Thätigkeit zu leben. Eine Gruppe von Menschen aber, die ihre ganze Thätigkeit der Salzbereitung widmet, vermag das nicht von sich zu rühmen; sie ist mit all ihrem Fleiße verloren, wenn sich nicht Menschen finden, die für Salz ihr die notwendigen Lebensmittel liefern, mit anderen Worten, wenn nicht die Anfänge des Handels und Verkehrs gegeben sind.

Die Folgen dieser neuen Verhältnisse für die Kultur sind unübersehbar. Zunächst erweitert sich die Ökumene: es ist nicht mehr nötig, daß der Boden, den der Mensch bewohnt, auch jedesmal alles liefert, was zur Notdurft des Daseins gehört: es genügt, wenn er sich nach irgend einer Richtung gewinnreich ausbeuten läßt, um den Bewohnern ein auskömmliches und behagliches Dasein zu sichern, und so sehen wir nunmehr gelegentlich selbst trostlose Einöden sich mit Menschen füllen, wie die Wüsteneien Nevadas, deren Silberschätze einen Strom von Einwanderern heranlockten, oder das eisige Goldland Klondyke, das ehedem kaum einigen ärmlichen Indianerhorden kümmerlichen Unterhalt gewährte und jetzt von einer Flut golddurstiger Menschen überschwemmt ist. Fänden sich ähnliche Lockmittel in Spitzbergen oder Franz Josephs-Land, so würden diese außerhalb der Ökumene liegenden Gebiete sicherlich wenigstens vorübergehend an sie angegliedert werden.

Aus der Ausnutzung natürlicher Vorteile entwickelt sich die Industrie, die freilich hier und da auch gewissermaßen aus sich selbst heraus entsteht, wie etwa die Uhrenfabrikation in gewissen Gegenden der Schweiz oder die Leinweberei im Riesengebirge. Meist aber sind es die Schätze des Bodens oder die Eigentümlichkeiten des Klimas, die zur Entstehung einer Industrie führen, und zwar darf man in diesem Sinne nicht nur die Herstellung technischer Produkte und Geräte als Industrie bezeichnen, sondern auch den Anbau von Gewächsen, die nicht unmittelbar dem Lebensunterhalte dienen, und deren weitere Bearbeitung ohnehin oft fabrikmäßig betrieben zu werden pflegt; die massenhafte Anpflanzung des Tabaks, der Baumwolle, des Zuckerrohrs ist hierher zu rechnen, und auch die ausschließliche Züchtung bestimmter Tiere gehört in gewissem Sinne zur Industrie, wie die der Wollschafe, der Seidenraupen oder der Bienen. Jede Industrie steht, indem sie Erzeugnisse der Erde verarbeitet, in Beziehung zum Boden, aber dieser

Zusammenhang ist von sehr verschiedener Festigkeit. Es gibt Industrien, die ihren Sitz infolge ungünstiger politischer und kultureller Umstände gewechselt oder Zweige ausgesandt haben, deren Entwickelung die des Mutterstammes ganz in den Schatten stellt; andere wieder, wie die zuerst erwähnte Salzsiederei, haften fest am Boden, und wo Vorteile allgemeiner Art vorhanden sind, wie große Wasserkräfte oder Kohlenlager, da wird sich immer mit der Zeit eine gewerbliche Thätigkeit entwickeln.

Durch die Industrie aber entsteht nun innerhalb ganzer Völkergruppen, ja der Menschheit überhaupt eine Arbeitsteilung, die stellenweise schon auf früheren Entwickelungsstufen beginnt und jener anderen, wenn nicht voraus, so doch parallel geht, die sich im engen Kreise der Familie und des Stammes anbahnt und endlich zur Entstehung bestimmter Berufe führt. Es gibt nun auch Städte und Völker, die ihren besonderen Beruf haben. Das ist natürlich nicht so zu verstehen, daß nun alle Mitglieder der Gruppe nur einer einzigen Art der Beschäftigung leben, sondern in dem Sinne, daß das Gedeihen der Gemeinschaft als solcher auf einer Thätigkeit beruht, die entweder von der Mehrzahl oder doch von den sozial einflußreichsten und wichtigsten Angehörigen betrieben wird. Und nun kann es auch geschehen, daß diese Thätigkeit gar nicht produktiv, sondern nur vermittelnd ist. So entstehen endlich Gemeinschaften, die nur vom Handel und Verkehr als solchen leben, die am wenigsten von der Beschaffenheit, sondern fast nur von der günstigen Verkehrslage ihres Bodens Nutzen ziehen. Abermals bedeutet das eine Erweiterung der Ökumene: auf dürren, menschenlosen Inseln erheben sich nun plötzlich glänzende Städte, wie Ormus am Persischen Golf, das den Handel zwischen Indien und den Euphratländern vermittelte; aus den versumpften Lagunen an der nordwestlichen Seite der Adria steigt in märchenhafter Pracht Venedig empor, und in fast wasserloser Öde entwickelt sich Aden zu einem wichtigen Stapelplatze.


Salzbündel aus Ussukuma, Ostafrika. Nach Kollmann. Vgl. Text, S. 38.

Der Gewinn, den die Kultur der Menschheit aus diesen Vorgängen zieht, betrifft vielleicht noch mehr das menschliche Innenleben als die Besserung der äußeren Lage, so sehr die letztere auch als Grundlage einer ruhigen Entwickelung, als Beitrag zum großen Befreiungskampfe vom Zwange der Natur zu schätzen ist. Notwendigerweise muß die Zersplitterung in kleine, sich wütend befehdende Stämme immer mehr aufhören, je zahlreicher die Gruppen der Menschheit werden, die nicht mehr trotzig sich selbst genügen, sondern auf freundlichen Tauschverkehr mit ihren Nachbarn angewiesen sind; in diesen unselbständigen Gruppen wird sich das Bestreben zu engerem Zusammenschluß entwickeln, zu größeren Staatenbildungen, die nun wieder auf eigenen Füßen stehen, und innerhalb deren der Umlauf der Produkte nicht mehr durch unsoziale Regungen gestört und verhindert wird. Aber auch diese Staaten werden nun danach streben, eine Zone des Verkehrs um sich zu schaffen, da mit dem wachsenden Überblick über die Schätze der Erde auch die Bedürfnisse zunehmen, und neue Erleichterungen des Daseins angestrebt werden. So erweitert sich beständig, solange ein Kulturfortschritt stattfindet, der Horizont der Völker, ihr Blick wird unbefangener, ihr Geist freier, ihr sittlicher Wert hebt sich.

Daneben aber ändert sich auch das Verhältnis des Menschen zu dem Boden, den er bewohnt, wie das in glänzender Weise Friedrich Ratzel nachgewiesen hat. Ein Kulturvolk weiß mehr aus der Erde zu machen als ein Wildstamm, und es schätzt sie demgemäß höher; da überdies mit der Kultur die Zahl der Menschen wächst, der vorhandene Raum dagegen nicht, so wird

auch in diesem Sinne der Boden beständig kostbarer. Im Boden zivilisierter Länder ist die Kulturarbeit von Generationen aufgespeichert, und fortgesetzte Arbeit ist die Bedingung seines Wertes, wie das traurige Schicksal Babyloniens beweist; die beständige Unterbrechung der Kulturthätigkeit hat das Land auf die Stufe zurückgebracht, auf der es vor dem Beginn aller Arbeit stand. In der verschiedenen Wertschätzung des Bodens aber liegt zugleich ein Geheimnis jener Überlegenheit der Kulturvölker über die niederen Rassen, die doch anscheinend durch die vollkommene Anpassung an ihr Gebiet den fremden Kolonisten mehr als gewachsen sein müßten. Der nur halb seßhafte Indianer oder Australier weicht nur zu leicht von dem Boden zurück, an dem er nicht fester haftet als seine bewegliche Wohnstätte (s. die Abbildung, S. 41). In unübertrefflicher Klarheit schildert Ratzel in seiner „Politischen Geographie" diese Vorgänge: „Die Europäer, die mit ihrer Auffassung vom Werte des Bodens in Gebiete eindrangen, wo eine andere Auffassung herrschte, fanden es leicht möglich, ihren Landhunger zu sättigen, da sie nun mit solchen zu Tische saßen, denen Landbesitz über das Notwendige hinaus als ein unbegreiflicher Luxus erschien. Daher die leicht erworbenen ungeheuern Abtretungen, die man zu Unrecht als Ausdruck einer kindischen Unerfahrenheit im Politischen verstand, während sie nichts anderes als der Ausfluß einer anderen Würdigung des Bodens und einer anderen Auffassung der Grenzen waren, in der ebensoviel Verstand und System wie in der europäischen lag. Daher immer wieder ein Kampf zwischen diesen weiteren und loseren und jenen engeren und festeren Vorstellungen vom Boden des Staates."

Mit der besseren Ausnutzung des Bodens und der Ausdehnung des Verkehres wächst die Menschenzahl; damit erscheint ein neuer Faktor, der den Fortschritt und die Dauer der Kultur verbürgt. Man kann es ohne weiteres aussprechen, daß einer der Hauptgründe, der die tiefststehenden Völker von jedem Aufschwung abhält, die geringe Zahl ihrer Mitglieder ist, die wieder unmittelbar aus der geringen Intensität der Bodenbenutzung folgt. Aber Kultur und Menschenzahl stehen in keinem ganz einfachen Verhältnisse zu einander, die Vorteile der großen Zahl für die Gesittung treten vielmehr nach verschiedenen Richtungen und mit wechselnder Stärke und Wichtigkeit hervor, wie ein kurzer Überblick über die hauptsächlichsten Wirkungen zeigt.

Zunächst verbürgt die Menge der Kulturträger die ungestörte Bewahrung und Überlieferung der Tradition. Ein kleines Völkchen, das im Kriege auseinandergesprengt und dezimiert wird, findet sich wohl nachher wieder zusammen, aber es wird zweifellos an seinem geistigen und stofflichen Kulturbesitz unersetzlichen Schaden erlitten haben; über ein Riesenvolk wie das der Chinesen dagegen können noch so oft die Wogen der Eroberung hinwegrollen, das chinesische Volkstum mit all seiner Eigenart bleibt ungestört erhalten, und der Faden der Überlieferung reißt nicht ab. Aber auch gegen Angriffe überhaupt ist ein zahlreiches Volk besser gesichert als ein schwaches, und schon in diesem Sinne ist ihm eine ruhigere und stetigere Entwickelung gegeben. Innerhalb des Volkes wieder ermöglicht die Menge der Individuen eine immer ausgiebigere Teilung der Arbeit. Der Ausdruck „Arbeitsteilung" ist freilich, wie wir später sehen werden, nur mit Vorsicht zu verwenden und bezeichnet den Vorgang nicht ganz richtig, mag aber einstweilen, da er doch ein ungefähres Bild der Entwickelung gibt, in Ermangelung von Besserem gebraucht werden. Mit dieser Arbeitsteilung parallel geht die Entstehung höherer gesellschaftlicher Schichten, die dank dem Umstande, daß sie von ermüdender körperlicher Arbeit entlastet sind, nunmehr sich dem eigentlichen geistigen Fortschritt zu widmen vermögen und gleichzeitig die Pflege feinerer sozialer Instinkte übernehmen, also die eigentlich vorbildliche und zur Führung geeignete Gruppe des Volkes bilden — alles das natürlich nur, solange sie sich der

Pflichten ihrer bevorzugten Stellung bewußt bleiben. Mit der wachsenden Zahl ändert sich auch naturgemäß die gesellschaftliche Struktur des Volkes, das Hordenwesen und die Clanverfassung machen dem Staate Platz, der sich nun wieder aus der ihm zur Verfügung stehenden Menschenmenge seine Organe bildet. Und wenn die große Volkszahl die notwendige Grundlage der Kultur ist, so ist ihr beständiges Anwachsen gleichzeitig ein Ansporn zu weiterem Fortschritt. Dieser Ansporn wird nicht immer angenehm empfunden, und es kann in ganzen Völkern das Gefühl Platz greifen, daß es nun an der Zeit wäre, einmal einzuhalten und, statt im ewigen Wechsel für die wachsende Menschenzahl neue Daseinsmöglichkeiten zu schaffen und dann auf Grund der verbesserten Existenzbedingungen abermalige Volksvermehrung zu erleben, lieber auf unbegrenzte Vermehrung zu verzichten und im ruhigen Genusse des Vorhandenen ein beschauliches Dasein zu führen. In diesem Sinne beschränkt gegenwärtig das französische Volk seine Kinderzahl. Aber das ist eine kurzsichtige Weisheit, und das Volk, das ihr anhängt, wird bald zu seinem Schaden bemerken, daß es nicht auf einer idyllischen Friedensinsel haust, sondern inmitten einer rastlos fortschreitenden Kulturwelt steht, mit der es Schritt halten muß, wenn es nicht niedergeworfen und zertreten sein will. Deutschland, dessen Bevölkerung beständig wächst, hat nicht nur die Mittel gefunden, seine Kinder zu ernähren, sondern gerade mit Hilfe seiner gewaltigen Menschenzahl in Handel und Industrie einen Aufschwung genommen, der das ursprünglich reichere Frankreich weit hinter sich läßt. Und noch mehr: wenn Deutschland den Boden seines Landes besser benutzt und besser zu schätzen weiß als Frankreich und die meisten seiner übrigen Nachbarn den ihrigen, so erlangt es damit vom Standpunkte höherer Kultur aus Rechte und Ansprüche, die sich vielleicht einmal mit unwiderstehlicher Gewalt geltend machen werden. Auch im Völkerleben tobt der Kampf ums Dasein, und es ist ein unglücklicher Einfall, die beste Waffe in diesem Kampfe, die mächtige Volkszahl, um anderer Vorteile willen von sich zu werfen; wer nicht ein thatenfrohes Dasein sucht, sondern das, was man „Glück" zu nennen pflegt, sei er nun ein Einzelner oder ein ganzes Volk, der wird vielleicht die Gegenwart besser genießen als die Strebenden und Schaffenden rings um ihn her, aber die Zukunft wird ihm nicht gehören.



Arapahohütte mit Windschirm, Nordamerika. Nach J. Mooney. Vgl. Text, S. 40.

Ein Volk, das sich dem friedlichen Genusse des Erworbenen hingeben wollte und sich zur Ruhe zu setzen gedächte, wie etwa ein betagter Kaufmann oder ein emeritierter Schulmeister, vergäße ganz, daß die Menschheit in beständiger Bewegung ist, und daß jeder leere oder schlecht verteidigte Platz alsbald neuen Ankömmlingen zufällt, die frischen Mutes mit dem Alten aufräumen und Neues nach ihrer Weise schaffen. Diese unablässige Bewegung ist eine der großen Vorbedingungen aller Kultur, ja alles Daseins überhaupt; aber die Bewältigung des Raumes mit Hilfe der Zeit, wie man es nennen könnte, ist ebensowenig ein ganz einfaches Problem wie die eben besprochene Wirkung der Menschenzahl auf die Kultur.

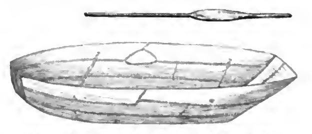
Die **Bewegungsfähigkeit** des **Menschen** ist ursprünglich nicht unbeschränkt; er gehört in diesem Sinne keinesfalls zu den besonders günstig ausgestatteten Lebewesen. In den Luftraum aufzusteigen ist ihm versagt, das Schwimmen ist eine erlernte Fertigkeit, die vielfach ganz unbekannt ist und nur hier und da wirkliche Bedeutung für den Kampf ums Dasein erlangt, und auch die Schnelligkeit und Ausdauer des Laufes läßt viel zu wünschen übrig. Aber vielleicht verdankt die Menschheit gerade diesem Mangel einen Teil ihrer Vorzüge. Espinas hat darauf hingewiesen, daß die Beweglichkeit der Lufttiere ihre geistige Entwickelung gehindert hat, und daß z. B. die Staaten der Ameisen weit über denen der Bienen stehen, weil die Ameisen fester mit dem Boden verbunden und zur intensiven Ausnutzung verhältnismäßig kleiner Räume gezwungen sind. Je beweglicher ein Tier ist, desto leichter wird ihm die Flucht, desto weniger wird es geneigt sein, dauernde Siedelungen zu begründen und gegen Feinde zu verteidigen. Der Mensch mit seiner geringen Beweglichkeit hat stand halten müssen, er hat sich immer fester an den Boden geklammert, ohne doch die Fähigkeit der Ortsveränderung zu verlieren; dieser Zug seines Wesens war längst befestigt, ehe durch künstliche Bewegungsmittel die ursprünglichen Mängel zum Teil beseitigt oder gar durch die Erfindung der Schiffe die Gewässer für ihn zu Wegen wurden (s. die Abbildung, S. 43).

Jeder lebende Organismus ist beständig in Bewegung; dasselbe gilt von den Kräften, die den Organismus jeder menschlichen Gesellschaft zusammensetzen: Arbeit und Genuß, Kampf und Spiel unterhalten mit ihren Wechselwirkungen eine beständige Regsamkeit, ohne die sich der soziale Körper ebensogut zersetzen würde, wie es der Leib des Menschen thut, wenn die lebendige Bewegung, die ihn erfüllt, einmal aufhört. Die unaufhörlichen kleinen Ortsveränderungen, die dabei stattfinden, sind nur Oszillationen (Schwingungen); aber auch jene größeren Massenbewegungen, die bei den niedersten Völkergruppen überall nachzuweisen sind und selbst im Gebiete der höchsten Kulturformen vorkommen, kann man nicht wohl anders bezeichnen.

Die Stämme, die weder zum Anbau von Nährpflanzen noch zur Zähmung von Haustieren vorgeschritten sind, sondern die Naturgaben eines bestimmten Gebietes ausbeuten, können überhaupt nicht zur eigentlichen Seßhaftigkeit gelangen, da zu ihrer Ernährung ein verhältnismäßig großer Raum nötig ist, der nun in beständiger Wanderung durchkreuzt werden muß. Das ist die Lebensweise der meisten Australneger, der Buschmänner, der Paumotu-Insulaner und anderer unsteter Völker. Auf höheren Stufen findet ein rhythmischer Ortswechsel statt, der entweder klimatische Ursachen hat oder ebenfalls darauf beruht, daß nach und nach verschiedene Quellen der Ernährung aufgesucht werden. Der eigentliche Nomadismus, der auf die abwechselnde Benutzung verschiedener Weidegründe hinausläuft, zeigt noch eine sehr große Ähnlichkeit mit dem Treiben der unsteten Völker. Anderswo ist der Gegensatz zwischen Sommer- und Winterdörfern ausgebildet, der in der „Sommerfrische“ der europäischen Großstädter noch seine Parallele hat, aber meist auf andere Ursachen zurückgeht als diese. Sehr anschaulich schildert v. Schrenck derartige Zustände im Mündungsgebiete des Amur: „Wo die Lokalität eine nach allen Beziehungen günstige ist und den Anforderungen im Sommer und Winter entspricht, da sieht man beständig, wenn auch je nach der Jahreszeit in Häusern von verschiedener Bauart und Beschaffenheit, bewohnte Dörfer liegen. Bietet sie hingegen nur erhebliche Vorzüge in der einen Jahreszeit und beträchtliche Mängel in der anderen, so werden die Sommer- und Winterhäuser an verschiedenen Orten errichtet, und es gibt dann ein Sommer- und ein Winterdorf und dem entsprechend einen zweimal im Jahre stattfindenden Ortswechsel .... So ist das am rechten Ufer (des Amur) gelegene Mäo nur das Sommerdorf von Kuik, das am

linken Amurufer liegt, oder dieses das Winterdorf von jenem. Sämtliche Bewohner von Knil siedeln zum Sommer nach Mäo über, das eine für den Fischfang günstigere Lage hat, indem es näher zur Stromrinne liegt, welcher die den Amur aufsteigenden Lachse folgen, auch das Ufer dort höher und zum Landen bequemer ist u. s. w. Im Herbst hingegen kehren sie wieder nach ihren schräg gegenüber liegenden Winterhäusern zurück, wo eine Einbuchtung des Ufers und ausgedehnte Waldungen Schutz gegen die im Winter herrschenden, schneidend kalten West- und Nordwestwinde und Schneestürme gewähren und zugleich auch ein weiteres, bequemeres und ergiebigeres Jagdterrain als an den Gebirgsabhängen des rechten Ufers sich ausbreitet."

Es ist also hier eine ganze Reihe von Ursachen, die den Ortswechsel bedingen; anderswo kommen noch andere neben den Hauptgründen, Klimaeinfluß und Nahrungssuche, in Betracht, so bei den Lappen die Mückenplage, die sie mit ihren Renntierherden zu bestimmten Zeiten in die Berge scheucht. Meist freilich wechselt nicht die ganze Bevölkerung den Ort, sondern nur ein Teil zieht aus, um entfernter gelegene Gegenden auszubeuten; aber selbst bei den nigritischen Hackbauern kommt es noch vor, daß zeitweilig alle Bewohner des Dorfes auf den inmitten der Felder gelegenen Farmen leben, und höchstens einige gebrechliche alte Leute im Orte zurückbleiben. Solche Zustände entstehen besonders dort, wo häufige Kriegsnot die Leute gezwungen hat, sich dichter zusammenzuscharen, als mit einer gründlichen Ausnutzung des Bodens verträglich ist. An den Küsten Melanesiens liegen vielfach die Wohnstätten auf den kleinen Inseln, die dem Ufer vorgelagert sind, die Pflanzungen dagegen auf dem Festlande, und in den Kopfjägergegenden des Malayischen Archipels erheben sich die Dörfer auf den steilen und unfruchtbaren Höhen, so daß in der Zeit der Feldarbeit die Bebauer des Landes unmöglich sich allabendlich nach der Siedelung zurückbegeben können, sondern in kleinen Hütten im Feld übernachten.



Boot und Ruder vom Albert Edward-See, Afrika. Nach Stuhlmann. Vgl. Text, S. 42.

Die Neigung zum Hin- und Herwandern kann zu einem sekundären Instinkte werden, der selbst einer langen Erziehung im entgegengesetzten Sinne nicht mehr weicht. Ein klassisches Beispiel dieser Art besitzt Europa in seinen Zigeunern, diesem aus Indien stammenden Pariavolke, dessen unstetes Umherziehen in der ursprünglichen Heimat unter dem Druck unbekannter Ursachen in eine förmliche Auswanderung überging, und das nun unter uns als unstetes und gewissermaßen parasitisches Element weiterlebt und die niedrigste Daseinsform innerhalb der höchst entwickelten Kulturwelt mit größter Zähigkeit festhält. Nur ganz allmählich und vereinzelt sind die Versuche geglückt, das Völkchen seßhaft zu machen und an neue Lebensbedingungen zu gewöhnen. Das Wandern der Zigeuner ist auch noch in ganz kenntlicher Weise mit jener sorglosen Sammelthätigkeit verbunden, der auch der Australier oder Buschmann seinen Unterhalt verdankt, nur daß sie bei den Zigeunern, die nicht mehr in der Wildnis umherziehen, gern in den kultivierteren Formen des Diebstahls und Betrugs, gelegentlich auch der Erpressung auftritt und mit dem erbitterten Haß der Ansässigen belohnt wird. Notgedrungen treibt der Zigeuner außerdem einige leichte Berufe, die sein Dasein einigermaßen rechtfertigen, ohne ihm doch wirkliche Stetigkeit zu geben, so den Pferdehandel, Hufbeschlag, Musik und mit besonderer Vorliebe kleine Zauberkünste; denn in Europa wie überall traut man den tiefstehenden Völkern gern unheimliche Kräfte und Kenntnisse zu. Die Zigeuner sind

keine vereinzelte Erscheinung. Besonders im Bereiche der afrikanischen Halbkultur treten unstete Völkchen auf, die wohl verachtet, aber doch nicht eigentlich verfolgt werden und hier und da eine bestimmte Aufgabe im Organismus des herrschenden Volkes übernommen haben. Am bekanntesten sind die Griots in Senegambien, eine Art fahrender Musikanten, die fast ein Monopol der berufsmäßigen Musikausübung besitzen, aber auch als Lobsänger, Herolde und Boten verwendet werden; dennoch sind sie im Grunde verachtet, heiraten nur unter sich und dürfen nach ihrem Tode nicht in die Erde begraben, sondern nur in hohlen Bäumen beigesetzt werden. Labat, der bereits im Anfange des 18. Jahrhunderts diese Verhältnisse vorfand, erhielt auf alle Fragen nach der Ursache der Verachtung nur die lakonische Auskunft: „Es ist so Landesbrauch." Im Osthorn Afrikas treiben sich unter den nomadisierenden Somal und den teilweise ansässigen Galla eine ganze Anzahl vagabundierender Stämme herum, so die Waboni, die sich besonders der Elefantenjagd widmen, die Midgan, die sich als Jäger, Chirurgen und Abdecker nützlich machen, und die Jebir, die als Possenreißer, Wahrsager, Gerber, Sattler, Teppichmacher und Anfertiger von Talismantäschchen ihr Leben fristen. In Südarabien und Indien finden sich ähnliche unstete Völkchen. Man wird in den meisten Fällen annehmen dürfen, daß hier Reste einer Urbevölkerung sich erhalten und so gut es ging ihre Lebensweise fortgesetzt haben, nachdem höher kultivierte Völker den Landbesitz an sich gerissen hatten. Zuweilen mögen auch Stämme, die bereits festen Fuß auf der Scholle gefaßt hatten, unter dem Zwange der Not wieder beweglich geworden sein; daß dergleichen selbst unter hochentwickelten Kulturvölkern möglich ist, beweisen unter anderem die traurigen Zustände in England von der Zeit Heinrichs VIII. bis nahe zur Gegenwart, wo die widerrechtliche Besitznahme der Gemeindeländereien durch die Großgrundbesitzer einen großen Teil der Landbevölkerung von seinem alten Eigentum vertrieb und in ein unstetes, bettelndes Proletariat verwandelte. „Pauper ubique jacet" (Der Arme liegt überall herum), klagte bereits Königin Elisabeth.

Ackerbau und Industrie verknüpfen den Menschen fester mit dem Boden. Immerhin sind auch innerhalb unserer Kulturwelt noch periodische Bewegungen umfangreicher Art vorhanden, die hauptsächlich dadurch veranlaßt werden, daß in gewissen Gebieten die Bevölkerung sich nicht hinreichend zu ernähren vermag, aber doch aus Heimatliebe oder wegen des im übrigen wohlfeilen Lebens das Land der Väter nicht dauernd verlassen will. In solchen Fällen strömen die Arbeitskräftigen für einen Teil des Jahres nach Gegenden ab, wo ihre Kraft gesucht und höher bezahlt wird, und verleben nur den Winter zu Hause; unter Umständen dehnt sich der Aufenthalt in der Fremde auch auf mehrere Jahre aus. Die „Sachsengänger", die aus dem Osten Deutschlands westwärts ziehen, die italienischen und tschechischen Arbeiter, die nach dem Norden gehen, die Chinesen, die in Kalifornien, Indonesien und Australien ihr Glück suchen, aber immer wieder nach China zurückkehren, sind Beispiele dieser Art.

Am bedeutsamsten für die Verbreitung der Kultur sind jene Wanderungen, die zur dauernden Besiedelung fremder Gebiete führen und in der Regel in der Zunahme der Volkszahl, manchmal auch in politischem und religiösem Druck ihre Ursache haben. Ihr charakteristisches Kennzeichen ist, daß sich nicht das Volk als Ganzes in Bewegung setzt, sondern daß es neue Zweige aussendet, die in der Ferne Wurzel schlagen und endlich zu selbständigen Volks- und Staatsgebilden erwachsen. In dieser Weise haben in neuerer Zeit die europäischen Kulturvölker fast alle klimatisch ihnen zusagenden Gebiete in Anhängsel Europas umgewandelt und damit ihrer Kultur eine fast unerschütterliche Festigkeit verliehen; aber auch bei den Mongolenzügen und anderen Wanderungen hochasiatischer Horden wurde das Stammgebiet nicht

geräumt, denn noch heute stehen die beweglichen Filzzelte der Kirgisen und Mongolen in den Steppenländern Innerasiens, die eben der Kern des Volkes nie verlassen hat. Gerade die mongolischen Rassen sind übrigens zugleich ein Beispiel dafür, wie ein Volk, das sich einem eigenartigen klimatischen Gebiet und der dadurch bedingten Wirtschaftsform angepaßt hat, auch in seinen Wanderungen durch diese Verhältnisse bestimmt wird. Die Nomadenschwärme Hochasiens haben sich immer dorthin mit Vorliebe ergossen und sich da am längsten als Herrscher erhalten, wo Steppen- und Weidegebiete vorhanden waren, in denen ihre Herden und ihre Rosse Nahrung fanden. So erklärt es sich, daß Osteuropa so leicht dem Ansturm der Hunnen und später der Mongolen erlag, und daß Rußland das Mongolenjoch erst nach Jahrhunderten abzuschütteln vermochte, während das ackerbauende China zwar auch oft genug unter die Herrschaft der Steppenvölker kam, aber stets in seinem Wesen unerschüttert blieb und die Eroberer sehr bald unter dem Einfluß der Kultur zu echten Chinesen werden ließ. Ungarn, das große mitteleuropäische Steppenland, ist noch heute von einem asiatischen Volksstamm besetzt; die hunnische Herrschaft in den westlichen Teilen Europas ist dagegen schnell verschwunden und weder Mongolen, noch Avaren und Magyaren haben hier überhaupt Fuß zu fassen vermocht.

Man sollte meinen, daß kulturgeschichtlich noch wichtiger jene Fälle wären, in denen Völker ihre bisherigen Wohnsitze vollständig räumen, um „mit Kind und Kegel" in neue Gebiete überzusiedeln. Aber diese Fälle sind, wenn auch nicht so ganz selten, doch meist von recht kleinlichem Charakter, und ihr Ergebnis ist in der Regel ein Rückgang der Kultur bei dem wandernden Volke. Es ist wohl wahr, daß eine neue Umgebung auch neue Kräfte anzuregen vermag, und die europäischen Kolonisatoren, die mit dem Kulturleben ihrer Heimat immer in Verbindung bleiben, können in der That, indem sie sich ihrem nunmehrigen Wohnraum anpassen, eigenartige Lebensstimmungen und neue, fruchtbare Anschauungsweisen gewinnen. Die Völker aber, die sich völlig von ihrer Heimat losreißen, treibt in der Regel die Not oder der Drang der Feinde, und was sie für ihr altes Gebiet eintauschen, wird äußerst selten etwas Besseres sein, sondern fast immer ein armseliger Besitz, den ihnen niemand neidet. Namentlich Afrika ist reich an versprengten Völkern, die vor übermächtigen Gegnern in unfruchtbaren Gebirgen oder in den Sümpfen, die sich an den Ufern der Flüsse oder am Meere hinziehen, eine traurige Zuflucht gefunden haben, und für die der Ortswechsel fast mit Notwendigkeit eine Verkümmerung der Kultur bedeutet. Von der Stufe des Ackerbauers, dem vielleicht auch Schmiedekunst, Töpferei und Weberei nicht fremd waren, sieht sich der unglückliche Sumpfbewohner wieder auf die des primitiven Sammlers und Fischers zurückgeworfen. Äußerst selten sind dagegen Völkerwanderungen im großen Stile, die den Zweck der Eroberung haben, und bei denen wirklich ein ganzes Volk in Bewegung kommt; die Stämme des östlichen Germanien, die dem römischen Reich ein Ende bereiteten, scheinen zum Teil ihre alten Gebiete völlig geräumt zu haben, während die Westgermanen nur Kolonien aussandten und auf diese Weise namentlich England eroberten. Daß den östlichen Deutschen trotz ihrer Siege die Wanderung nicht zum Heile gereichte, ist bekannt genug; es wird fast immer ein verhängnisvoller Versuch für ein Volk bleiben, sich völlig von seinem Heimatboden zu lösen und sich als Ganzes neuen Lebensbedingungen anpassen zu wollen.

Es ist von großer Wichtigkeit für die Kultur eines Gebietes, ob es den Wanderungen der Völker in stärkerem oder geringerem Maße offen steht, und welche Elemente es sind, deren Ziel es werden kann. Man kann die Wanderscharen, die ja zugleich Kultur- oder doch Kraftträger sind, auch in dem Sinne mit Strömen vergleichen, als sie im Übermaß verwüstend wirken, während dort, wo sie ganz fehlen, Öde und Verkümmerung herrscht. Länder, wie

Persien und Mesopotamien, die so oft die Durchgangspforten und zugleich die Beute hochasiatischer Völkerschwärme waren, haben ihre unglückliche Lage mit beständigem Rückgang ihrer einst so hohen Kultur bezahlt. Die Randländer der Ökumene dagegen, wie das nördliche Sibirien oder das Feuerland, beweisen durch die ärmliche Gesittungsstufe ihrer Bewohner zur Genüge, wie wenig sie andere Völker zu friedlichen oder kriegerischen Wanderungen verlockten. Besonders deutlich zeigen England und Irland, wie schon ein kleiner Nachteil der Lage von mächtigem Einfluß sein kann. England ist durch den Kanal vor allzu häufigen Angriffen geschützt gewesen, aber doch nicht so, daß nicht schon in alter Zeit zahlreiche Einwanderer das Land betreten und die ursprünglich sehr tiefstehende, etwa den heutigen Eskimo ähnliche Bevölkerung auf höhere Kulturstufen gehoben oder mit frischem Blute durchsetzt hätten. Irland liegt dagegen schon etwas zu weit von den alten Völkerbahnen ab und ist deshalb in der Kultur, wie Beddoe sagt, „immer etwas im Rückstande geblieben". Die Einwanderung jener dunkelhaarigen Rasse alpinen Stammes, die die Kenntnis der Bronze mit nach England brachte, hat Irland nicht mit betroffen, die späteren germanischen Wanderzüge haben ebenfalls die „grüne Insel" bei weitem weniger beeinflußt als England, um so mehr, als die fruchtbarsten Gebiete Irlands im Osten liegen, so daß fremde Einwanderer gar keinen Anlaß hatten, tiefer in das Innere und nach dem Westen vorzudringen. Das Ergebnis ist ein Zurückbleiben Irlands in der Kultur, das bis heute noch sehr merklich ist und auch in politischer Ohnmacht seinen Ausdruck findet.

Während die Kultur den Menschen fester an die Erde knüpft, hat sie doch seine Bewegungsfähigkeit unaufhörlich gesteigert und damit die Nachteile der allzustarren Seßhaftigkeit glücklich gemildert: die schwingenden Bewegungen sind rascher geworden, das Blut kreist schneller durch die Adern der Menschheit. Schon gibt es kaum mehr ein unüberwindliches Hemmnis der Wanderungen, abgesehen von den Eisgefilden der beiden Pole, und selbst diese wird jene eigentümliche Mischung von Wissensdurst und Ehrgeiz, die im Wesen der europäischen Kulturvölker so charakteristisch hervortritt, endlich zu bezwingen wissen. Der Verkehr aber bringt einen Zug von Einheitlichkeit in das Menschengeschlecht, und er gestattet doch anderseits innerhalb dieser großen Einheit immer stärkere Differenzierung, immer bessere Ausnutzung des Bodens, Wachstum der Menschenzahl und damit zugleich ein Wachstum der Kultur.

2. Der Kulturfortschritt.

Es liegt ein Zug von Anmaßung in der Art, wie der Europäer gerade *seine* Kultur als die Kultur überhaupt zu bezeichnen pflegt. Darf man wirklich sagen, daß alle Arbeit des menschlichen Geschlechtes seit Jahrtausenden darauf hinausläuft, die Grundlage der europäischen Gesittung zu schaffen, daß wir die einzigen berechtigten Erben der Vergangenheit sind, und daß uns deshalb auch die Zukunft gehören muß? Und wenn wir, was am Ende nicht zu leugnen ist, gegenwärtig an der Spitze der Kulturentwickelung stehen und das mächtigste Element des Fortschritts bilden, können wir dann überhaupt auch nur die Entstehung unserer Art der Kultur mit einiger Sicherheit verfolgen? Wem danken wir sie, und wie verhält sich die übrige Menschheit zu ihr?

So viel leuchtet auch bei flüchtiger Betrachtung ein, daß die kritiklose Anwendung des Begriffes „Kultur" ihre Bedenken hat; wir brauchen uns nur die Kultur der europäischen

Völker, die doch immerhin etwas Einheitliches zu sein scheint, näher anzusehen, um darüber nicht im Zweifel zu sein. Jedes unter den größeren europäischen Völkern hat seine eigene Sprache, seine besondere Litteratur, von der immer nur ein Teil zu den anderen hinübersickert, jedes hat seinen eigenen Charakter, der sich in Sitten und Gewohnheiten, am entschiedensten aber in der ganzen Weltanschauung ausspricht; alle zusammen gehören ferner nicht zu den ältesten Kulturvölkern, die ja nur auf dem Boden Asiens und Afrikas zu finden sind, aber sie haben zu sehr verschiedener Zeit eine höhere Kultur angenommen und sich in sehr ungleicher Weise am weiteren Ausbau der Gesittung beteiligt. So hat im Grunde jedes der europäischen Völker seine eigene Kultur, nur daß ihnen ein Teil ihres Besitzes gemeinsam ist und sie infolgedessen im stande sind, durch wechselseitige Mitteilung ihrer Fortschritte einander zu fördern. Was wir die europäische Kultur nennen, ist die Summe der gemeinsamen Güter, zu der aber jedes Volk ein gewisses Maß eigenen Besitzes hinzuthut.


Lippenflock der Eskimo aus Speckstein. Nach John Murdock.

Dasselbe gilt nun auch von der Menschheit im ganzen. Auch hier hat jeder Stamm und jedes Volk eine Kultur für sich, aber alle zusammen verfügen über einen gemeinsamen Schatz von Kenntnissen und Gütern, und dieser ist es eigentlich, den man in Wahrheit als die Kultur der Menschheit bezeichnen könnte. Ihn kennen zu lernen ist die nächste Aufgabe, nach deren Lösung es möglich sein wird, auch den schwierigeren Problemen der Kulturentwickelung näher zu treten.

Bei dem Versuche, den gemeinsamen Kulturbesitz der Menschheit festzustellen, ergibt sich freilich, daß es sich mehr um allgemeine Fähigkeiten und Anschauungen als um scharf bestimmte Dinge handelt. So besitzt z. B. die gesamte Menschheit die Fähigkeit der Sprache, aber die Sprachen als solche sind äußerst verschieden, und manche von ihnen sind nur innerhalb einer sehr kleinen Gruppe lebendig. Das Feuer ist allgemein bekannt, aber die Methoden, es zu entzünden, sind nicht überall dieselben. Soll ferner das Verzeichnis des Kulturbesitzes nicht allzu ärmlich ausfallen, so wird man sich an einzelne Lücken der Verbreitung nicht stoßen dürfen, vorausgesetzt nur, daß in allen Erdteilen und bei den meisten Völkern die betreffende Erscheinung vorkommt. In diesem Sinne hat Friedrich Ratzel den anziehenden Versuch gemacht, ein „Inventar des Gemeinbesitzes der Menschheit“ aufzustellen, das, da es leider an einer wenig zugänglichen Stelle erschienen ist, wenigstens teilweise hier folgen mag. Ratzel nennt: „Das Feuer, durch Reibung von Hölzern entstanden; die Jagd mit Wurf- und Schlagwaffen; den Fischfang durch Absperrung fischreicher Plätze mit Netzen, mit Speeren, Reusen. Angeln sind nahezu allgemein verbreitet, ebenso Betäubung der Fische; die Kenntnis wildwachsender Nahrungs- und Giftpflanzen; die Gewinnung spontaner Erzeugnisse des Tierreichs; der Genuß betäubender oder nervenerregender Stoffe; die Zubereitung der Nahrung mit Feuer; als Schmuck Tättowierung oder Bemalung, Einsetzen fremder Körper in die vortretenden Teile des Gesichtes, wie Ohren, Nasen, Lippen (s. die obere Abbildung). Ringe um Arme, Beine und Hals, Haarputz; als Kleidung zunächst Schamhülle; als Wohnstätte mindestens ein Zweig- oder Rohrdach; Gesellung der Hütten zu Dörfern; Waffen aus Holz: Keule (s. die untere Abbildung), Wurfholz und -speer, Bogen und Pfeil, aus Stein geschlagene Äxte, Hämmer, Pfeilspitzen, Schleudersteine. Von Handwerken werden allgemein geübt: Bearbeitung


Keule der Omaha, Nordamerika. Nach G. Fowke.

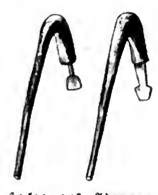
des Steines durch Schlagen und Stoßen, des Holzes durch Schneiden und Schnitzen, Härtung im Feuer, Biegung in der Wärme; der Häute durch Schaben und Reiben; Flechten; Färben; Gewinnung von tierischem Fett durch Wärme; Schiffbau durch Aushöhlung von Bäumen; der Ackerbau mit Grabstock oder Haue, wobei die Gegenstände des Anbaues von Erdteil zu Erdteil wechseln; die Tierzucht als Zähmung des Hundes." Gemeinsam sind ferner gewisse Einrichtungen der Gesellschaft, vor allem die Ehe, Anfänge des Staatslebens und des Rechtes, Spuren der Religion und die Bestattung der Toten.

Ein solches Verzeichnis wird immer nur ein Kompromiß zwischen verschiedenen Anschauungen und infolgedessen mäkelnden Angriffen leicht ausgesetzt sein. Es wird sich weiterhin ergeben, inwiefern die Angaben Ratzels einer Einschränkung oder genaueren Erläuterung bedürfen; nur gegen die Erwähnung des Ackerbaues dürften sich gewichtige Einwände erheben, da er auf dem Festland Australiens ursprünglich ganz unbekannt war, und die Kultur ganzer Völkergruppen gerade durch das Fehlen jeder Spur von Ackerbau oder Feldbau, wie man richtiger sagen sollte, charakterisiert wird; das verbreitetste Werkzeug des Anbaues ist ja nicht der zum Ackern dienende Pflug, sondern die ältere Hacke (vgl. die Abbildung, S. 49). Der Grabstock ist weder beim Australier noch beim Buschmann ein Werkzeug, das zum Anbau von Nutzpflanzen gebraucht wird, sondern dient nur der primitiven Sammelthätigkeit.

Schon die im großen und ganzen gemeinsame Kulturschicht kann nicht wie eine Decke betrachtet werden, die überall gleichmäßig den Boden überzieht; alle weiteren und eigenartigen Kulturformen aber erscheinen in ihrer Verbreitung nur wie mannigfache Flecken oder Streifen, die auf dem Untergrunde sichtbar werden und in seltsamer Weise sich übereinanderschieben und durchsetzen. Immerhin gelingt es, falls man nur auf allzuscharfe Grenzlinien verzichtet, eine Anzahl von Kulturzonen nachzuweisen, die wieder in kleinere und kleinste Gebiete zerfallen, aber durch den gemeinsamen Besitz gewisser Kulturmerkmale charakterisiert sind. Zum Teil fallen sie mit klimatischen Zonen zusammen. Die europäische Kultur legt sich wie ein Gürtel in den nördlichen gemäßigten Breiten um die Erde, und ein ähnlicher Gürtel, nur viel stärker durch die Wassermassen der Ozeane unterbrochen, umwindet auch bereits die südliche Halbkugel. Die Zone der höheren amerikanischen Kultur umfaßt die Hochebenen Mittel- und Südamerikas. Aber auch weniger entwickelte Grade der Gesittung sind in ihrer Eigenart geographisch und klimatisch beschränkt, so die altmalayische Kultur, die an der tropischen Inselwelt Asiens, Ozeaniens und Afrikas haftet, oder die der nördlichen Polarvölker, deren ethnographisch sehr verschiedene Stämme man gelegentlich zur Kulturgruppe der Hyperboreer zusammengefaßt hat. Es ist auch versucht worden, die Einteilung der Menschheit in Rassen, die durch anthropologische und sprachliche Merkmale bestimmt werden, durch eine solche in Kulturgruppen ganz zu ersetzen, wie das, allerdings mehr vom Standpunkte der Wirtschaftskunde, bereits Morgan und späterhin mit voller Entschiedenheit Ratzel gethan hat. Wenn man bedenkt, daß alle Einteilungen dieser Art doch nur den Zweck haben, den Überblick zu erleichtern, ohne daß sie ohne weiteres die Entwickelungsgeschichte klarlegen, so wird man der Aufstellung solcher Gruppen oder Völkerkreise, wie sie Ratzel nennt, nur beistimmen können, aber freilich ihrer ausschließlichen Anwendung widersprechen müssen. Wenn es sich um Fragen der körperlichen Abstammung handelt, ist die Einteilung der Menschheit in Kulturgruppen fast ohne Wert, und ebenso wird die Linguistik sie für ihre Zwecke nicht wohl brauchen können.

Wenn man von einer Kulturzone oder Kulturgruppe spricht, so wird es sich immer nur um eine ganze Reihe gemeinsamer Merkmale handeln, deren Herkunft und Entstehung zunächst

dahingestellt bleibt; es ist nicht nötig, daß innerhalb der Gruppe eine Art gemeinsames Bewußtsein oder ein intimerer Verkehr besteht, sonst dürften überhaupt nur die schriftkundigen und verkehrsgewandten höheren Kulturvölker zu Kulturgruppen zusammengefaßt werden, denn z. B. bei den Hyperboreern ist von einem engeren Zusammenhange keine Rede, und selbst die alten Mexikaner und Peruaner scheinen kaum voneinander gewußt zu haben. Aber neben diesem massenhaften Auftreten gemeinsamer Merkmale finden sich zahllose vereinzelte Ähnlichkeiten, die bald hier, bald da auftauchen, oft so überraschend gleichartig, daß man irgendwelchen einheitlichen Ursprung vermuten möchte, während doch keine Brücke von der einen zur anderen zu führen scheint. Die Wissenschaft hat dieser seltsamen Erscheinung gegenüber, soweit sie sich nicht zu übereilten Schlüssen fortreißen ließ, den einzig richtigen Weg eingeschlagen, zunächst die Thatsachen zu sammeln und sie, ebenso wie die Gegenstände eines Museums, zu ruhiger Betrachtung nebeneinander zu stellen. Den Anstoß zu dieser vorbereitenden Arbeit hat Adolf Bastian gegeben, dessen überaus lebhafte und fruchtbare Thätigkeit in der Rettung und Bewahrung stofflicher Kulturbesitztümer ihm den unvergänglichen Dank der Wissenschaft sichert; als Schriftsteller ist es ihm leider nicht gelungen, sich zur vollen Klarheit des Ausdrucks durchzuringen, er ist in der Fülle des Stoffes gewissermaßen erstickt und hat, da er an der selbständigen Entstehung aller Kulturbesitztümer einseitig festhielt und doch die monographische Kleinarbeit verschmähte, die Wissenschaft nach dieser Seite hin nicht eigentlich gefördert. Mit weit besserem Erfolge hat Richard Andree in seinen „Ethnographischen Parallelen“, deren Titel zugleich einen treffenden Ausdruck für die Kulturähnlichkeiten schuf, die Ergebnisse objektiver Sammelthätigkeit dargestellt und damit einen sehr erwünschten Grund zu weiterer Untersuchung gelegt. Bei dieser eigentlichen Untersuchung der Probleme sind immer wieder zwei entgegengesetzte Erklärungsweisen aufeinander gestoßen, die beide ihre Berechtigung haben, deren Kampf sich aber bei jeder Gelegenheit naturgemäß erneuert: während die psychologische Erklärungsart von der allgemeinen Verwandtschaft menschlichen Geisteslebens ausgeht und annimmt, daß sich in den meisten Fällen die parallelen Erscheinungen ganz selbständig entwickelt haben, weil eben die Menschen hier wie dort mit Notwendigkeit auf die gleichen Ideen verfallen mußten, entspricht es dem Standpunkte der Anthropogeographie, mit Sorgfalt allen Spuren ehemaliger Völkerwanderungen oder alten Völkerverkehrs nachzugehen und die Ähnlichkeiten, wenn irgend möglich, als derartige Spuren zu behandeln und für ihre Forschung zu nutzen. Es ist von vornherein selbstverständlich, daß diese Anschauungen sich zwar in jedem Einzelfall ausschließen, im allgemeinen aber wohl nebeneinander bestehen können, und daß höchstens, wenn es sich um die allgemeine Urschicht handelt, der Kampf heftiger werden muß. Entscheiden läßt er sich aber gerade in diesem Falle vorläufig am wenigsten, und wir müssen es dahingestellt sein lassen, ob z. B. das Feuerentzünden an verschiedenen Stellen selbständig entdeckt worden ist, oder ob die Menschheit in ihrer Urheimat die Kunst bereits besessen und nach allen ihren späteren Wohnsitzen mitgeführt hat.



Hacken aus Adamaua, Westsudan. Nach Passarge. Vgl. Text, S. 48.

Es wird zunächst richtiger sein, die Theorien zurückzustellen und einige der überraschendsten Parallelen einmal genauer ins Auge zu fassen. Am deutlichsten erscheinen die Ähnlichkeiten an Geräten des praktischen Gebrauchs, an Werkzeugen und Waffen. Vergleichen wir z. B. die steinernen Streitkeulen von Melanesien, die aus einem Steinring bestehen, durch den ein Stab

gesteckt ist, mit den ganz ähnlichen Keulen und Morgensternen aus der Vorzeit Amerikas, wie sie massenhaft durch Nachgrabungen gefunden worden sind und auch auf alten peruanischen Thongefäßen als Waffen erscheinen! Sollte man nicht annehmen, daß hier ein Volk der Lehrmeister des anderen gewesen ist? Und doch ist das in hohem Grade unwahrscheinlich, da im übrigen die amerikanischen Forschungen ergeben, daß ein lebhafter Austausch zwischen der Kultur der Amerikaner und der anderen Völker kaum stattgefunden haben kann, abgesehen von der nordwestlichen Küste. Noch viel weiter verbreitet, an den verschiedensten Orten auftauchend, erscheint das Schwirrholz, dem neuerdings Schmeltz eine kleine Abhandlung gewidmet hat. Das Schwirrholz (s. die nebenstehende Abbildung) besteht aus einem länglichen, flachen Holzstück, das oft die Gestalt eines Fisches hat oder ornamentiert und bemalt ist, und an dessen einem Ende ein Faden angebunden ist, mit dessen Hilfe man das Holz im Kreise herumzuwirbeln vermag. Meist geschieht das nicht mit der bloßen Hand, sondern das freie Ende des Fadens wird an einem Stocke befestigt; das ganze Instrument ähnelt also sehr den „Waldteufeln", die in den meisten deutschen Städten zur Weihnachtszeit verkauft werden, und bringt auch, wenn man es in Bewegung setzt, einen ähnlichen schwirrenden und summenden Ton hervor. Höchstwahrscheinlich ist der Waldteufel nur ein verbessertes Schwirrholz, denn noch heute sind in England echte Schwirrhölzer als Kinderspielzeug im Gebrauch.



Schwirrholz der Navajo-Indianer, Nordamerika. Nach W. Matthews.

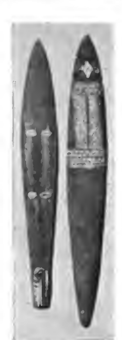
Es ist nun eine allgemeine Erscheinung, daß Dinge, die einst auch den Erwachsenen wichtig und wert waren, den Rest ihres ethnologischen Daseins als Spielzeug der Jugend fristen, und so mag auch der Waldteufel und sein Urbild bei unseren Vorfahren in ganz anderem Ansehen gestanden haben als heute. Überall nämlich, wo das Schwirrholz noch vielfach im Gebrauch ist, dient es keineswegs der Spielerei oder dem Wunsche nach musikalischer Erheiterung, sondern man glaubt in seinem dumpfen, summenden Ton etwas Überirdisches und Geisterhaftes zu hören, und so wird es denn mit Vorliebe von Geheimbünden, bei Totenfeiern und bei anderen Festen, zu denen nicht jedermann Zutritt hat, gebraucht.

Sehr merkwürdig ist die Verbreitung des Instruments. Während es im Malayischen Archipel nur vereinzelt noch als Spielzeug vorkommt, erscheint es im westlichen Neuguinea (s. die Abbildung, S. 51) als hochgehaltener und wichtiger Bestandteil des Kulturbesitzes, und sein dumpfer Klang ist eine unentbehrliche Beigabe zu den Beschneidungsfesten und den Männerversammlungen, von denen sich die Frauen fernzuhalten haben. In Ozeanien fehlt das Schwirrholz, nur in Neuseeland diente es früher dem Wetterzauber. In Australien wieder tritt es bedeutungsvoll hervor, wie die Bemerkungen Howitts zeigen: „Durch ganz Australien ist das Schwirrholz einer der heiligsten und geheimnisvollsten Gegenstände, die zu den Weihezeremonien in Bezug stehen. Weder Frauen noch Kinder — ich möchte sogar sagen im allgemeinen keine Uneingeweihten — dürfen es sehen, um nicht mit Todesstrafe bedroht zu werden. Den Novizen wird eingeschärft, daß, falls sie Frauen und Kinder damit bekannt machen, der Tod entweder infolge thätlicher Gewalt oder infolge von Zauberei ihr Los sein würde ... Die ehrerbietige Scheu, mit der durch die Geweihten eines dieser Instrumente betrachtet wird, wenn es zur Beurkundung einer Botschaft, die zu zeremoniellen Versammlungen ruft, herumgesandt wird, ist sehr bezeichnend ... Die besondere Heiligkeit des Schwirrholzes hat verschiedene Ursachen, hauptsächlich aber nimmt man an, das erste Stück sei durch dasselbe überirdische Wesen

verfertigt worden, das zuerst die Reifezeremonien einsetzte, und das Brausen, das beim Wirbeln des Holzes entsteht, sei die Stimme jenes Wesens."

Australien und Melanesien liegen sich verhältnismäßig nahe. Nun aber erscheint das Schwirrholz auch in Südafrika, wo es gelegentlich, wie in Neuseeland, dem Regenzauber dient, und in Yoruba an der Westküste wird es von den Geheimbünden als Signal und zum Verscheuchen der Frauen und Ungeweihten gebraucht. Wenden wir uns endlich nach Südamerika, so finden wir beim Stamme der Bororó das Instrument bei der Totenfeier verwendet, und abermals sind es hier die Frauen, die sich vor dem Anblick des gefährlichen Holzes zu hüten haben; bei den Bakairi wieder beweist der Name des Schwirrholzes, der etwa „Gewitter" bedeutet, daß sich auch Ideen des Wetterzaubers an seinen summenden Ton knüpfen. In Nordamerika sucht man thatsächlich mit dem Instrumente Wind und Regen zum Gedeihen der Ernte herbeizulocken. Bei den Eskimo erscheint es nur als Kinderspielzeug (s. die Abbildung, S. 52).

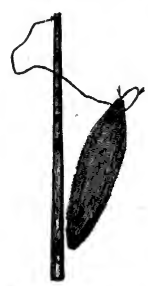
Das ist nur ein Beispiel unter hunderten. Man kann sagen, daß sich fast für jeden einzelnen Teil des Kulturbesitzes, den irgend ein Volk sein eigen nennt, Parallelen finden werden, oft genug in den entlegensten Gebieten des Erdballes, aber dabei doch von so schlagender Ähnlichkeit, daß sich der Wunsch nach einer Erklärung des Wunders förmlich aufdrängt. An Deutungen derartiger Erscheinungen hat es denn auch nie gefehlt, aber das ist ein gefährliches Spiel für jeden, der nicht den unübersehbaren Stoff einigermaßen beherrscht und zwischen Scylla und Charybdis, zwischen verzweifeltem Verzicht auf alles tiefere Eindringen und leichtfertigem Hypotheseschmieden die goldene Mitte zu halten versteht. Was ist namentlich für ein Unfug mit den amerikanischen Völkern getrieben worden! Einige Parallelen zwischen Israeliten und Indianern genügten einer ganzen Menge bibelfester Forscher, in den Indianern die verlorenen zehn Stämme Israels zu sehen, und es bedurfte einer besonderen geistvollen Abhandlung Garrick Mallerys, um diese unsinnige Hypothese im Lande ihres Ursprungs unmöglich zu machen. Aber für den einen abgehauenen Kopf wachsen der Lernäischen Hyder ein Dutzend andere. Lafiteau, dessen große Verdienste im übrigen ungeschmälert bleiben sollen, brachte die Irokesen mit den Thrakern und Lydern in Verbindung, dann wieder sollten die amerikanischen Kulturvölker Abkömmlinge der Phöniker, Ägypter oder Karthager sein, oder sie wurden als eingewanderte Chinesen, Japaner oder Hindus enthüllt. In neuester Zeit ist es einem genialen deutschen Baumeister sogar gelungen, die Geheimnisse der griechischen Kunst und des gotischen Stils durch eine Untersuchung der — Nahuatlsprachen und der Mayakultur zu lösen! Die im Vergleiche mit anderen Parallelerscheinungen recht unbedeutende Thatsache, daß in Mittelamerika das Kreuz als Symbol des Windgottes zuweilen auf den Bildwerken erscheint, hatte eine Legion von Forschern aus Rand und Band gebracht, und was alles aus der Ähnlichkeit einzelner Wörter oder aus parallelen Sitten und Bräuchen schon geschlossen worden ist, spottet jeder Beschreibung. Namentlich die Anklänge an die Berichte der Bibel haben Unheil gestiftet. Die Verbreitung der Flutsagen, die Andree in einer anziehenden Monographie behandelt hat, gilt immer noch vielfach als zweifelloser Beweis für die Wahrheit des biblischen Berichtes, während doch umgekehrt dieser Bericht nur eine unter den zahlreichen Parallelen ist und vom Standpunkte der Völkerkunde durchaus nicht beanspruchen kann, ernster



Schwirrhölzer aus Deutsch-Neuguinea. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 50.

genommen zu werden als die übrigen. Die weitverbreitete Sitte der Beschneidung hat aus dem Grunde, daß sie zufällig auch von den Juden ausgeübt und in das Ritualgesetz aufgenommen wurde, als Basis der verwegensten Hypothesen dienen müssen, und das ebenfalls vielfach geltende Verbot des Schweinefleischessens ist natürlich auch den Deutungen frommer und nachdenklicher Köpfe nicht entgangen. Man kann wirklich sagen: wer irgend eine Ansicht über Wanderungen der Völker und Kulturen begründen will, und sei sie auch die wahnwitzigste, wird immer wenigstens einige „Beweise" dafür finden können.

Das ist freilich eine Erkenntnis, die gründlich von aller weiteren Forschung abschrecken müßte, und der völlige Skeptizismus als Gegensatz der kindlichen Leichtgläubigkeit hat auch wirklich nicht gefehlt. Und doch ist es der Forschung unwürdig, vor Schwierigkeiten thatenlos zurückzuweichen; sie darf, solange sie noch einen Rest von Kraft und Selbstvertrauen besitzt, an der endlichen Lösung der Probleme nicht verzweifeln. In der That würde die Anschauung, die alle Parallelen im Völkerleben auf rein innere Ursachen zurückführen wollte, ebenso einseitig und ebenso im Widerspruch mit offenkundigen Thatsachen sein, wie die kritiklosen Entlehnungs- und Wanderungstheorien. Müßte z. B. nicht der starre Anhänger der psychologischen Anschauung überall selbständige Erfindung annehmen, wenn er gegenwärtig in Deutschland wie in Australien, in England wie in Nordamerika Kirchen und andere Gebäude in dem charakteristischen gotischen Stile errichtet sieht? Muß er nicht die Einflüsse des Handels und des Völkerverkehrs, die doch seit alten Zeiten und selbst unter sehr primitiven Verhältnissen wirksam sind, kurzweg ableugnen, wenn er seine Theorie aufrecht erhalten will? Nimmt er vielleicht an, daß die malayo-polynesischen Sprachen auf den verschiedenen Inseln rein als Ergebnisse ursprünglich gleicher menschlicher Anlagen unabhängig voneinander entstanden sind? Die Antwort auf diese Fragen ergibt sich von selbst. Gesteht man aber gewisse Thatsachen der Entlehnung zu, dann wird man auch die Bedeutung ethnographischer Parallelen für die Menschheitsgeschichte nicht ableugnen dürfen, und, zwar mit äußerster Vorsicht, aber doch mit Entschlossenheit, diesen Weg der Erkenntnis betreten.



Schwirrholz der Eskimo als Kinderspielzeug. Nach John Murdoch. Vgl. Text, S. 51.

Adolf Bastian hat den wohlgemeinten Versuch unternommen, in dem schwankenden Meere der Hypothesen eine Art künstlicher Grundlage zu schaffen. Er sondert — soweit das aus seinen neueren Veröffentlichungen zu entnehmen ist — eine untere gemeinsame Schicht ab, die einigermaßen dem von Ratzel näher bestimmten Gemeinbesitz entspricht, und die er als die „Elementargedanken" bezeichnet. Als „Völkergedanke" erhebt sich darüber alles, was die Menschheit unter dem Einfluß des Ortes, der „geographischen Provinz", an Erkenntnis und Besitz gewonnen hat. Elementargedanke und Völkergedanke fallen also ungefähr mit der primären und der sekundären Schicht zusammen, in die Franz Heger den Kulturbesitz einzuteilen vorschlägt. Die einzelnen Abarten des Völkergedankens (der Name ist wenig glücklich) wirken nun aufeinander ein, sie lassen sich vergleichen und ordnen, sie sind, wie Bastian es mit Vorliebe ausdrückt, die Eins im logischen Rechnen. Leider ist der Gewinn, den die Forschung aus dem Begriff des Völkergedankens zieht, nicht groß; es erhebt sich doch in jedem einzelnen Falle wieder die Frage, ob es sich um selbständige Äußerungen des Volksgeistes oder um Übertragung handelt, und das bloße Nebeneinanderstellen der Thatsachen, auf das es in Bastians

Arbeiten schließlich hinauskommt, kann über den Mangel eines tieferen Eindringens in die Probleme nicht hinweghelfen.

Und doch enthält die Idee der „geographischen Provinz“, an die Bastian anknüpft, fruchtbare Keime, sie ist nur ein anderer Ausdruck für die Thatsache, daß unter dem Einflusse des Ortes und des Klimas sich bestimmte Volkscharaktere entwickeln, deren unverwüstliche Neigungen und Stimmungen sich trotz aller Einflüsse von außen immer wieder geltend machen; und wie in diesem Falle die Besonderheiten sich wiederholen, so wird innerhalb der Menschheit aus der gemeinsamen Kulturgrundlage dank der überall wiederkehrenden Ähnlichkeiten menschlichen Geisteslebens Gleichartiges emporsprießen. Bastian selbst hat darauf hingewiesen: „Wer auf den ersten Blick nicht erkennt“, ruft er aus, „daß die hellenische Weltanschauung in heiterer Götterwelt, die skandinavische in wolkig umdüsterter, die indische in phantastischer Tropenpracht, die toltekische auf vulkanischem Boden u. s. w. eine verschiedene: dessen visio mentis erweist sich in solcher Hinsicht farbenblind und wird auch die induktive Fassungsweise vom Völkergedanken nicht verstehen können.“ In der That ist die Zähigkeit gewisser Richtungen des Geschmackes und der Sitte, wie sie besonders in der Kunst hervortritt, nur eine Erscheinungsform des Völkergedankens und in diesem Zusammenhange höchst wichtig. Am klarsten hat sich darüber Flinders Petrie ausgesprochen. „Jede Gruppe der Menschheit“, sagt er, „hat ihren eigenen Stil und ihren Lieblingsausdruck, vor allem in der dekorativen Kunst. Das Bruchstück einer Schnitzerei ohne irgendwelche Angabe über Alter und Fundort kann genau bestimmt werden, falls wir nur die Kunst, der es entstammt, einigermaßen kennen ... Keine körperliche Eigenschaft hat sich so zäh erhalten wie der Kunststil. Wenn wir an keltischen Arbeiten aus der La Tène-Zeit oder an irischen Schnitzereien dieselben Formen sehen wie an mittelalterlichen Eisenarbeiten oder dem ‚Flamboyant-Baustile‘ Frankreichs, dann erkennen wir, wie fest die Neigung zu einem bestimmten Stile wurzelt, und wie ähnliche Ausdrucksweisen immer wieder aus demselben Volk emporsprießen werden. Selbst später noch sehen wir, daß die abscheulichen C-Kurven, die weder Pflanzenornament noch Geometrie sind, gleichmäßig auf spätkeltischen Bronzen und Schnitzereien aus der Zeit Ludwigs XIV. erscheinen und durch Nachahmung sogar auf das Hausgerät der Gegenwart übergehen. Diese lange Beständigkeit eines Stiles während großer geschichtlicher Veränderungen ist nicht nur für die keltische Kunst charakteristisch, sondern tritt ebenso in Italien auf. Die schweren, steifen, schlichthaarigen, starren Gesichter der Zeit Konstantins gelten gewöhnlich als reine Verschlechterungen der eingeführten griechischen Kunst; in Wahrheit beleben sich wieder in ihnen einheimische Motive, und die altitalischen Ideale machen sich geltend, sobald der griechische Einfluß schwindet. Im Vatikan befindet sich ein jugendlicher Herkules von rein konstantinischem Typus, der aber eine etruskische Inschrift trägt, die das hohe Alter des Werkes bezeugt. Weiter im Osten zeigen die langlebigen Kunststile von Ägypten,



Ledertasche der Haussa, Sudan.
Bremer Museum. Vgl. Text, S. 55.

von Babylonien, von Indien, von China, die allen Wechsel der Regierungen und der Geschichte überdauerten, die gleiche Lebenskraft der Kunst. Wir müssen demnach ein Prinzip des ‚Rassengeschmackes‘ anerkennen, das zu jedem Volke so gut gehört wie seine Sprache, das gleichwie die Sprache von einer Rasse der anderen geliehen werden kann, aber Veränderungen und Perioden des Nichtgebrauchs besser noch überdauert als die Sprache. Dieses Mittel der Forschung verdient ein gründlicheres Studium, als ihm bis jetzt zu teil geworden ist.“

Flinders Petrie weist also die Entlehnung keineswegs ab, dringt aber darauf, zunächst die charakteristischen Kulturmerkmale der einzelnen Völker festzustellen, ehe man die Frage der Übertragung aufwirft. Andere Forscher haben mit noch größerer Entschiedenheit die Entlehnungsprobleme zurückgeschoben, und vielleicht ist es kein Zufall, daß gerade in Amerika, dem Tummelplatz der unsinnigen Wanderhypothesen, die Gegenströmung besonders heftig ist. Daniel G. Brinton leiht diesem Standpunkte mit sehr bestimmten Worten Ausdruck: „Wie die unendlichen Unterschiede der Künste und der Kulturergebnisse verschiedener Völker in verschiedenen Gegenden, oder desselben Volkes zu verschiedener Zeit, das Dasein des Variablen in der anthropologischen Wissenschaft bezeugen, so beweisen die unabhängigen Parallelen über allen Zweifel hinaus das allgegenwärtige Konstante im Problem, nämlich die eine und unveränderliche geistige Natur des Menschen, die von derselben Vernunft behütet, von denselben Stürmen der Leidenschaft und Erregung durchtobt, von demselben Willen zu den gleichen Zielen getrieben wird, die sich der gleichen Mittel bedient, falls sie erreichbar sind, ihre Freude an denselben Handlungen findet und ihre Furcht mit den gleichen Beruhigungsmitteln einschläfert.“ Nach Brintons Ansicht ist die Erklärung irgend welcher Ähnlichkeit durch innere Gründe stets das erste, und er stimmt in diesem Sinne Steinmetz vollkommen bei, der die Entlehnungstheorie nur in den Fällen heranziehen möchte, wo besondere und entscheidende Gründe für sie sprechen.

Damit würden nun freilich alle Studien, die auf den Nachweis ehemaliger Völkerbeziehungen ausgehen, fast zur Unfruchtbarkeit verdammt; wenn die Ähnlichkeit der Kulturmerkmale jedesmal nur dann etwas beweisen soll, sobald die Frage ohnehin schon auf anderem Weg entschieden ist, dann wäre es besser, sie ganz und gar unberücksichtigt zu lassen. Das aber geht angesichts der massenhaften Entlehnungen viel zu weit: wenn man aus allem Kulturbesitze der verschiedenen Völker das Entlehnte aussondern und ihnen nur das lassen wollte, was sie jedesmal selbst entdeckt und erfunden haben, so dürfte bei den meisten ganz verzweifelt wenig übrigbleiben. Es ist falsch, wenn man bei dem Worte Übertragung jedesmal an mächtige Völkerwanderungen oder einen riesenhaft entwickelten Verkehr denkt; in Wirklichkeit handelt es sich meist um ein allmähliches Durchsickern, das bald mit äußerster Langsamkeit, bald wieder, wenn gewisse Vorbedingungen erfüllt sind, unerwartet rasch vor sich gehen kann, so daß in der That eine Kulturwelle, da völlig abgeschlossene Völker kaum existieren, nach und nach die ganze Erde zu umströmen vermag. Ein Beispiel langsamer Verbreitung bietet die Kenntnis des Feldbaues unter den Waldstämmen Brasiliens, die Karl v. d. Steinen beobachten konnte: manche von ihnen, obwohl an feldbauende Stämme angrenzend, haben noch immer nicht die neue Kunst erlernt, offenbar weil der Übergang vom reinen Sammler- und Jägertum zur Bodenkultur wegen der damit verbundenen sozialen Umwälzung den Waldvölkern nicht leicht fällt. Ein ganz anderes Bild bietet die überraschend schnelle Verbreitung amerikanischer Nutzpflanzen, des Manioks, des Maises und des Tabaks, unter den Negern Afrikas: hier haben wir Stämme, die den Feldbau längst kennen und sich leicht dazu verstehen, einmal versuchsweise eine neue Pflanze zu kultivieren, und ferner einen recht entwickelten Verkehr, der Stamm

an Stamm knüpft und schon in älterer Zeit Waren europäischer Herkunft, z. B. venezianische Glasperlen, über den ganzen Erdteil verbreitete. Gerade die alten Glasperlen, die auch in Asien, der Südsee und anderwärts auftauchen, sind ein vorzügliches Zeugnis für das Wandern des Kulturbesitzes, aber durchaus nicht das einzige. Als Cook die entlegenen Sandwichinseln als erster Europäer erreichte, fand er dort Eisenstücke vor, die notwendig europäischen oder asiatischen Ursprunges sein mußten und den Entdeckern der Insel als Pioniere unserer Kultur vorausgeeilt waren. Kenntnisse, Fertigkeiten und Traditionen aber verbreiten sich manchmal ebenso leicht wie Perlen und Eisenstücke, nur daß der Beweis schwerer ist und das lückenhafte Auftreten der Zeugnisse, mit dem man fast immer rechnen muß, die Untersuchung nicht erleichtert. Diese Lücken aber erklären sich daraus, daß eine Anregung nicht überall auf ihrer Wanderung feste Wurzel schlägt, und daß neue, anders gerichtete Verkehrsströme leicht einmal den ursprünglichen Zusammenhang zerreißen. Oft deuten dann nur schwache Spuren auf die früheren Zustände. Wenn wir mitten in Sumatra noch den auf der Lotosblume sitzenden Buddha als Schnitzwerk auftauchen sehen, so ist das ein Zeugnis für den alten Kultureinfluß des Hinduismus, der jetzt ganz verschwunden, aber noch historisch nachweisbar ist. In derselben Weise treten die Lederarbeiten aus Corduan, wie sie in Nordafrika gefertigt werden, auch im Sudan als Produkte einheimischer, aber von Norden her angeregter Industrie wieder auf (vgl. die Abbildung auf S. 53 und die nebenstehende), während sie in der zwischenliegenden Sahara fehlen.



Ledertasche der Haussa, Sudan. Bremer Museum.

Es darf als ein Hauptverdienst Friedrich Ratzels bezeichnet werden, daß er den Versuchen, die rein psychologische Theorie zur ausschließlichen Herrschaft zu bringen, mit aller Entschiedenheit entgegengetreten ist; ihm, dem Schöpfer der Anthropogeographie, die sich mit dem Verhältnis des Menschen zur Erde beschäftigt, mußte daran liegen, den Nutzen der Kulturstudien für die Menschheitsgeographie und -Geschichte ins rechte Licht zu stellen und das Umsichgreifen skeptischer Zweifelsucht gegenüber diesen Studien nach Kräften zu hindern. Vor ihm hatte bereits Prichard in gleichem Sinne gewirkt. Ratzel weist darauf hin, daß die geistige generatio aequivoca („Urzeugung"), von der die psychologische Richtung so felsenfest überzeugt ist, ihr Gegenstück in jener generatio aequivoca lebender Wesen hat, von der die Biologie seit langem nichts mehr wissen mag. „Auch in der Ethnographie", fährt er fort, „muß erst die Lehre von der geographischen Verbreitung geschaffen werden, ehe die Lehre von der Entwickelung des ethnographischen Besitzes möglich wird. Jene wird aber nicht geschaffen werden, solange der Völkergedanke die Geister beherrscht. Denn dieser lenkt vom Studium der geographischen Verbreitung ab. Wenn Stäbchenpanzer im Tschuktschenlande, auf den Aleuten, in Japan und in Polynesien gleichsam durch eine generatio aequivoca des menschlichen Intellektes ins Dasein treten, so genügt die Untersuchung eines einzigen Falles dieser Art, um alle anderen zu verstehen. Dann ist es mehr der Geist des Menschen als die Erzeugnisse dieses Geistes, welche die Ethnographie interessieren; dann hat es geringen Wert, die geographische Verbreitung irgend eines ethnographischen Gegenstandes sorgsam zu untersuchen, und die Völkerkunde kann der Erdkunde entbehren. Man sieht, wie äußerlich die Verbindung zwischen Ethnographie und Geographie sein muß, wenn die ungeographische Scheu vor großen Entfernungen dazu führt, eine ganze Anzahl besonderer Schöpfungsmittelpunkte von Waffen, Geräten, Sitten und

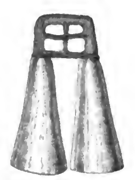
Gebräuchen zu schaffen, statt zu fragen: Wie konnte die Entfernung zwischen zwei Erdstellen, wo ähnliche Varietäten desselben ethnographischen Gegenstandes erscheinen, überbrückt werden?"

Eine wichtige Stütze der Anschauungen Ratzels ist die Ideenarmut der Menschheit; in neunundneunzig von hundert Fällen entlehnt man lieber eine Idee oder bildet eine alte notdürftig für einen neuen Zweck um, als daß man rein aus der Kraft des Geistes heraus eine neue schüfe. Wenn das schon von den Kulturvölkern Europas gilt, die seit nahezu hundert Jahren noch nicht einmal einen neuen, ihrer fortgeschrittenen Eigenart entsprechenden Stil bilden konnten und ihn vielleicht jetzt endlich mit Hilfe — japanischer Muster erreichen, was ist dann von den Naturvölkern zu erwarten? Irgendwo freilich muß jeder Bestandteil des Kulturbesitzes einmal erfunden sein; bedenkt man aber, seit wie unendlich langer Zeit die Menschheit auf der Erde haust, so wird man zugeben, daß die meisten Erfindungen Zeit genug zu ihrer Verbreitung hatten, und daß man nicht ein pilzartiges Hervorschießen neuer Ideen an den verschiedensten Punkten anzunehmen braucht, um einen großen Teil der vorhandenen Ähnlichkeiten zu erklären. Von diesem Standpunkt aus erscheint die so wissenschaftlich-objektiv drapierte Ansicht von der allgemeinen geistigen generatio aequivoca vielleicht eher gewagter als die Entlehnungstheorie oder zum mindesten nicht gründlicher bewiesen. Natürlich können und werden gleiche Dinge an verschiedenen Stellen selbständig entdeckt und erfunden werden, aber so wenig wir auf gut Glück überall Entlehnungen annehmen dürfen, so wenig können wir die Sache mit dem Schlagworte „geistige Parallele" ohne weitere Untersuchung abthun. Bei Vorkommnissen in beschränkteren Gebieten ist ohnehin der Gedanke an Entlehnung der allernächstliegende. Wenn z. B. die merkwürdigen eisernen Doppelschellen (s. die Abbildung, S. 57), die im westlichen Sudan vorkommen, auch im benachbarten Zentralafrika erscheinen, so ist über den Grund dieser Ähnlichkeit doch kaum ein Zweifel möglich. Es handelt sich ferner bei derartigen Parallelen um die Höhe der gemeinsamen Kulturschicht, die überall vorhanden, aber von sehr verschiedener Stärke ist; da die Menschheit sich nur mit kurzen Schritten vorwärts bewegt, so ist die selbständige Entstehung einer Idee oder eines Kulturbesitztums bei zwei verschiedenen Völkern um so wahrscheinlicher, je mehr Gemeinsames sie haben, um so unwahrscheinlicher dagegen, je geringer die Menge des gemeinschaftlichen Schatzes ist. Wie oft hat man auf die gleichzeitigen Erfindungen in der europäischen Kulturwelt hingewiesen und sie ohne weiteres als Beweis für die psychologische Theorie verwendet! Hier handelt es sich aber doch ausschließlich um Dinge, für die bereits allgemein bekannte Vorarbeiten vorhanden waren, so daß, wenn nur die geistige Arbeit an den Problemen nicht nachließ, schließlich die Erfindung mit Notwendigkeit erfolgen mußte; daß verschiedene nahezu gleichzeitig die neue Idee fanden, ist dann nicht weiter merkwürdig. Aber es ist nicht wohl möglich, mit derartigen Beispielen die ältere, unendlich viel langsamer sich abspielende Geschichte der Menschheit zu deuten, jedenfalls müssen wir daran festhalten, daß die rein psychologische Erklärung der Kulturverwandtschaften um kein Haar besser oder wissenschaftlicher ist als die Entlehnungstheorie, daß vielmehr vorurteilslos von Fall zu Fall geprüft werden muß, und daß niemand das Recht hat, den einen Weg der Forschung zu versperren oder mit Warnungstafeln zu versehen, während er doch auf dem anderen auch nicht sicherer dahinschreitet. Sobald überhaupt die Forschung über das rein mechanische Sammeln hinausgeht, müssen beide Wege je nach der Lage der Sache offen stehen.

Es ist ein langer Umweg gewesen, auf dem wir schließlich zu einem Ergebnisse gelangt sind, das im Grunde selbstverständlich erscheinen könnte. Aber es handelt sich ja auch nicht

um die Frage an sich, ob nur selbständige Entstehung oder nur Entlehnung angenommen werden muß, sondern um das Verhältnis der beiden Ursachen zu einander, und da war es wohl angebracht, einmal die Hauptvertreter der entgegengesetzten Ansichten zu Worte kommen zu lassen und zuletzt das gute Recht der Entlehnungstheorie zu verteidigen. Wer einmal ruhig erwägt, was z. B. das deutsche Volk selbst erfunden hat, und was es Babyloniern, Ägyptern, Griechen, Römern, Franzosen, Engländern u. s. w. verdankt, der wird dieses Recht ohnehin nicht in Zweifel ziehen.

So ist es denn klar, daß die Kultur jedes einzelnen Volkes auf zwei Wegen erreicht worden ist: durch selbständiges Erfinden und durch Entlehnung. Auch die Vorstellungen über primitives Erfinden und Entdecken haben im Laufe der Zeit beträchtlich geschwankt, und von übertriebenen Phantasien ist man zu ziemlich nüchternen Anschauungen gelangt; an den von Peschel so schwungvoll gepriesenen „Prometheus der Eiszeit", der durch bloßes Nachsinnen mit bewußter Absicht die Erzeugung des Feuers fand, vermag niemand mehr recht zu glauben. Die furchtbaren Hindernisse, die gerade in ursprünglichen Zuständen jedem Fortschritte entgegenstehen, sind allmählich besser erkannt worden, und man hat eingesehen, daß bei dem langsamen Gange der Entwickelung der Anteil bestimmter einzelner Personen an einer größeren Vorwärtsbewegung immer nur gering gewesen sein kann.



Doppelte Kriegsglocke der Haussa, Sudan. Nach Passarge. Vgl. Text, S. 56.

Natürlich hat es nicht an Vertretern des entgegengesetzten Extrems gefehlt, die überhaupt den Einfluß alles Individuellen ableugnen und das Erfinden und Entdecken einfach der „Volksseele" zuschreiben möchten, deren geheimnisvolle Thätigkeit sich in dem Einzelnen offenbart. Die Beobachtung der Thatsachen, soweit sie möglich ist, widerspricht dem vollkommen: jeder, auch der kleinste Schritt vorwärts wird immer von einer bestimmten Person zuerst gethan, der dann die anderen folgen, die Lösung jedes Problems glänzt zuerst in einem bestimmten Gehirn auf, das alsdann das Licht der Erkenntnis auch in anderen Köpfen entzündet. Die Fälle, in denen mehrere (sehr selten mehr als zwei!) fast gleichzeitig einen neuen Gedanken fassen, beweisen für die Volksseele nichts. Und doch ist die Stimmung und Befähigung der Gesamtheit von höchster Wichtigkeit für das Schicksal jedes Fortschrittes, freilich in ganz anderem Sinne: jede Neuerung muß, wenn sie leben soll, von der Gesellschaft aufgenommen und anerkannt werden, sie unterliegt gewissermaßen einer stillschweigenden Abstimmung, falls nicht der übermächtige Einfluß eines Einzelnen gelegentlich, meist freilich ohne dauernden Erfolg, die Einführung erzwingt. Wie wenig selbst das Wort eines absoluten Herrschers gegen die Volksstimmung vermag, hat am schwersten Kaiser Joseph II. empfinden müssen, dem der Mangel jedes Verständnisses für die Zähigkeit der Volksseele verhängnisvoll wurde, dessen bittere Erfahrungen aber vorher von anderen schon tausendmal gemacht worden waren. Das Volk als Ganzes ist immer konservativ, dem Fortschritte geneigt sind stets nur einzelne, und so hat jede, auch die kleinste und harmloseste Änderung immer mit einem gewissen Widerstande zu rechnen, der in gewaltiger Proportion wächst, je mehr die Neuerung vom Hergebrachten abweicht oder ein ungewöhnliches Maß von Verständnis erfordert. Allzu große Ansprüche werden freilich von den Erfindern und Neuerern in der Regel nicht gestellt werden, da sie ja selbst auf dem Boden der allgemeinen Bildung ihrer Gesellschaft stehen und sich nur mäßig weit darüber erheben; gelingt es aber einem geistig besonders Begabten, den Durchschnitt weit hinter sich zu lassen und überraschende neue Einsichten zu gewinnen, dann

mag er, falls er zu einem schriftkundigen Volke gehört, seine Gedanken der Zukunft anvertrauen, aber in seiner Generation darf er auf kein Verständnis rechnen, und er kann von Glück sagen, wenn sein Gedankenflug nicht für ihn selbst verhängnisvolle Folgen hat; das Herkömmliche ist ja meist von einem Stachelzaune religiöser Heiligkeit umgeben, der den Unvorsichtigen verwundet oder tötet.

Also sehr langsam, wenn überhaupt, vollzieht sich der Fortschritt bei primitiveren Völkern und selbst unter den Vertretern der höheren Kultur, obwohl hier doch ganz andere Voraussetzungen vorhanden sind. Immer wiederholt sich ja unter uns das Schauspiel, daß irgend ein neuer Gedanke wütend bekämpft wird, bis mit einem Male, wenn nur die Verteidiger des Neuen sich nicht abschrecken lassen, der Ton umschlägt und die ganze Sache als selbstverständlich und eigentlich kaum der Rede wert behandelt wird. In diesem Falle hat die beständige Wiederholung das Wunder bewirkt. Das gilt natürlich in noch höherem Grade von Erfindungen unter einfacheren Verhältnissen, namentlich von zufälligen Entdeckungen, die fast stets ohne dauernden Eindruck bleiben, wenn sie nur einmal gemacht werden und nicht durch häufige Wiederkehr den schwerfälligen Denkapparat in Bewegung setzen. Wie oft werden sich z. B. Holzstücke im Feuer krummgezogen haben, ehe man die Wärme zum absichtlichen Biegen des Holzes anwenden lernte, wie oft mag man sich des in Abgründe oder Vertiefungen gestürzten Wildes bemächtigt haben, ehe man auf den Gedanken kam, Tiere in künstlichen Gruben zu fangen!

Sehr lehrreich ist die Art und Weise, in der alle Neuerungen sich der angeblich so schöpferischen Volksseele vorstellen müssen, um Gnade vor ihren Augen zu finden; es sind förmliche Verkleidungen, wunderliche Maskeraden nötig, die dem Neuen den Schein des Alten und Hergebrachten geben, so daß es ohne Aufsehen unter den vorhandenen Kulturbesitz und Ideenvorrat eingeschmuggelt werden kann. Man könnte manchmal von ethnologischer Mimikry reden. Schon Wilhelm von Humboldt hat es ausgesprochen, daß die Menschheit immer an Bekanntes anknüpft; genauer untersucht hat diese Vorgänge indessen erst Wilhelm Wundt, der das merkwürdige Gesetz vom Transformismus der Sitte oder, wie man es auch wohl nennen könnte, vom Wechsel der Beweggründe aufgestellt und damit in der That eine höchst wichtige Entwickelungserscheinung aufgedeckt hat. Im weiteren Sinne läuft das Gesetz darauf hinaus, daß die Menschheit lieber das bereits Vorhandene, so gut es eben geht, zu neuen Zwecken verwendet, als daß sie für diese Zwecke auch gleich neue, dem Bedürfnis unmittelbar entsprechende Mittel gebraucht. Das gilt z. B. auch von der Sprache: „Haushälterisch benutzt sie ihre vorhandenen Vorräte, und zu Neuerungen entschließt sie sich schwer", sagt Wundt von ihr. Ideenarmut und konservativer Sinn arbeiten sich hier in die Hände.

Auf mancherlei Formen des Transformismus wird später zurückzukommen sein; hier dagegen müssen jene an sich weniger bedeutsamen, aber gerade für das Verständnis der Kulturentwickelung wichtigen Vorgänge erwähnt werden, die sich bei der Abschaffung irgend eines veralteten, dem sonstigen Kulturstandpunkte nicht mehr entsprechenden religiösen Gebrauches abzuspielen pflegen, da gerade in diesem Falle die äußerste Schonung oder richtiger die Täuschung der Volksseele die Bedingung des Gelingens ist. Neben der bewährten Methode, den Gebrauch allmählich einschlafen zu lassen, erscheint das nicht weniger beliebte System, an Stelle des Abzuschaffenden etwas anderes zu setzen, was ihm äußerlich ähnlich ist, ohne ihm jedoch wirklich zu entsprechen. Nirgends tritt das so klar hervor wie bei der Beseitigung der Menschenopfer und der Menschenfresserei, die in sehr verschiedenen Gebieten der Erde auf diese Weise angestrebt und

durchgeführt worden ist. Auf Tahiti haben früher gewiß ebenso wie auf den benachbarten Marquesasinseln kannibalische Schmausereien stattgefunden, zu denen die üblichen Menschenopfer den Stoff lieferten; als die Europäer zuerst die Insel besuchten, hatten jedoch diese Mahlzeiten bereits aufgehört, nur ein Auge jedes Menschenopfers wurde dem Häuptling überbracht, der es scheinbar verschluckte, in Wirklichkeit aber dem Priester zurückgab. Das griechische Altertum kennt derartige Unterschiebungen in großer Zahl. Bei den Dionysien scheint man ursprünglich Menschen in Stücke zerrissen und verzehrt zu haben, später wurden nur Tieropfer zerstückelt und roh verzehrt; in Sparta traten an Stelle der Menschenopfer, die man dem Ares darbrachte, in der Regel Hunde. Auch die Römer hatten die Überlieferung, daß Numa Pompilius dem Jupiter statt der Menschenköpfe Zwiebelhäupter dargebracht habe. In ganz ähnlicher Weise ersetzen heutzutage die ehemaligen Kopfjäger Indonesiens die Schädel, mit denen sie früher ihre Häuser schmückten, durch Maiskolben und Stierköpfe.

Andere grausame Sitten verschwinden in gleicher Art: aus den blutigen Raufereien, die mit dem Frauenraub überall verbunden waren, sind Scheinkämpfe geworden, an denen die verschiedensten Völker mit größter Zähigkeit festhalten; während man im alten Rom ursprünglich die hochbetagten Leute von der Tiberbrücke in den Fluß zu stürzen pflegte, um die unnützen Esser los zu werden, warf man später an einem bestimmten Tage Strohpuppen hinab, und ebenso wurden in Japan in historischer Zeit die Unglücklichen, die bei Begräbnissen vornehmer Verstorbener den Toten ins Grab folgen mußten, durch Puppen ersetzt. Im tropischen Afrika ist die Art des Gottesurteils ganz allgemein, die im Trinken eines Gifttrankes besteht und natürlich oft zum Tode der Angeschuldigten führt; aber an der Congomündung dürfen die Angeklagten die Giftprobe einem Sklaven zuwälzen, und in Cassanga brauchen nur die Hunde der streitenden Parteien den gefährlichen Trank einzunehmen, und der Herr jenes Hundes, der zuerst das Gift wieder erbricht, wird freigesprochen.

Wahrscheinlich würde die Menschheit bisher nicht sonderlich von der Stelle gekommen sein, wenn nicht die einzelnen Stämme und Völker ihre kleinen Fortschritte gegenseitig ausgetauscht und durch Entlehnung beständig ihren spärlichen Kulturbesitz bereichert hätten. Gerade die Starrheit der Volksseele, die alles Gewagte und Unerprobte scheu zurückweist, rechtfertigt die Annahme, daß jedes Volk einen großen Prozentsatz seiner Güter und Anschauungen aus zweiter Hand besitzt, da naturgemäß das Beispiel eines ganzen benachbarten Volkes stärker und überzeugender wirkt als die lebendigste Beweisführung eines Mitgliedes der eigenen Gesellschaft, dessen Ideen nun einmal in den Augen seiner Genossen „nicht weit her" sind. Das alte Wort, daß der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt, beleuchtet das Verhältnis sehr klar. Die Entlehnungen würden noch weit zahlreicher sein, wenn nicht die kleinlichen Stammesfeindschaften, aus denen bei höheren Kulturvölkern Nationalstolz und Nationalhaß emporwachsen, die allzueifrige Anlehnung an fremde Muster hinderten.

Das Wort Entlehnung darf selbstverständlich ebensowenig kritiklos gebraucht werden wie das Schlagwort Völkergedanke. Die Schwierigkeiten, die dem Wandern des Kulturbesitzes entgegenstehen, liegen nicht nur in den natürlichen Gegensätzen der Rassen und Völker, sondern sie sind auch in jedem einzelnen Falle verschieden. Es läßt sich das durch die einfache Formel ausdrücken, daß jeder Fortschritt um so leichter aufgenommen wird, je näher ihm das aufnehmende Volk selbst in seiner Entwickelung gekommen ist, oder je unzweideutiger und unmittelbarer der Nutzen des Neuen erscheint. Auch bei der Übertragung muß ja der Boden schon einigermaßen bereitet sein, um den Samen empfangen zu können. Daß die Kulturvölker

leichter neue Ideen der schwierigsten Art aufnehmen, liegt nicht nur an der hohen allgemeinen Bildung, sondern vor allem an der Thatsache, daß es infolge der außerordentlichen Arbeitsteilung schon genügt, wenn nur einige wenige die Sache begreifen und anwenden. Wenn ich z. B. sage, daß ein bedeutender Gedanke eines englischen Philosophen in Deutschland Beifall gefunden hat, so verstehe ich unter „Deutschland" hier wahrhaftig nicht das deutsche Volk als Ganzes, nicht einmal die Masse der akademisch Gebildeten, sondern allenfalls einige Dutzend oder Hundert Philosophen und Litteraten; diese gelehrte Gruppe aber würde wieder sehr schlechte Auskunft geben können, wenn man von ihr etwas über den neuesten amerikanischen Elektromotor oder über die Erfindung eines französischen Chemikers wissen wollte. Bei den primitiveren Völkern muß schon die ganze Gesellschaft etwas verstehen und billigen, ehe es Eingang findet, und so gibt es denn Kulturgüter, die mit wunderbarer Geschwindigkeit wandern, während die anderen Blei in den Sohlen zu haben scheinen und eine allgemeine Hebung der Kulturstufe abwarten müssen, ehe sie einschlüpfen können. Bleibt diese Hebung aus, so ist ihrem Weiterwandern dauernd ein Ziel gesetzt.

Aber auch die Übertragung selbst kann in sehr verschiedener Weise stattfinden, was ebenfalls bei der Beurteilung jedes einzelnen Falles zu berücksichtigen ist. Die Völkerwanderung im eigentlichsten Sinne, bei der sich eine geschlossene Gruppe der Menschheit von der heimatlichen Scholle löst, ist hierbei, wie schon oben bemerkt, weder der häufigste noch der wichtigste Fall, und wenn sich, was ja die Regel ist, ein kräftiges, aber kulturarmes Volk auf ein altkultiviertes wirft und es vorübergehend unterjocht, so wird die herrschende Rasse den Unterjochten nicht viel mehr als ihre seelische Eigenart und allenfalls Kleinigkeiten äußeren Kulturbesitzes mitbringen, während sie selbst nach und nach von den Besiegten aufgesogen wird. Bedeutungsvoller sind die freiwilligen oder unfreiwilligen Einwanderungen kleiner Verbände in ein fremdes Gebiet, da es sich hier in den meisten Fällen um einen Zufluß höher kultivierter Bewohner handeln wird; Ausnahmen, wie das Eindringen des unsteten Pariavolkes der Zigeuner in Europa oder neuerdings das Vorrücken der norwegischen Lappen nach Süden, kommen den eigentlichen Kolonisationen gegenüber kaum in Betracht. In großartiger Weise scheint Europa in früher Zeit das Ziel einer Völker- und Kulturwanderung gewesen zu sein, als die dolichokephale Urbevölkerung von kurzköpfigen Einwanderern durchsetzt und teilweise verdrängt wurde; mit diesem neuen Volkselemente, dessen Wiege im Osten gestanden haben muß, wanderten neue Kulturgüter, die zum Teil babylonischen Anregungen entstammt sein mögen, in unseren Erdteil ein. Es scheint sich dabei weniger um ein kriegerisches Vorgehen als um Eindringen in unbesetzte oder schwachbesiedelte Landstriche gehandelt zu haben, in derselben Weise, wie später die Slawen in das entvölkerte Ostdeutschland einrückten.

Die Kolonisationen gliedern sich wieder in mannigfacher Weise: entweder entsendet ein Volk Kolonisten, um der Übervölkerung zu steuern, und in diesem Falle bleiben Mutter- und Tochtervolk oft noch in regem Zusammenhang, oder Flüchtlinge suchen sich eine neue Heimat, wie die französischen Refugiés zur Zeit Ludwigs XIV., denen Preußen einen Teil seiner Kultur verdankt. Es kommt aber auch eine bewußte Übertragung, eine Art Einimpfung der Kultur vor, indem ein zurückgebliebener Staat durch Lockmittel oder Zwang die Einwanderung höherstehender Volkselemente anstrebt: die mongolischen Kaiser hatten nach der Eroberung Chinas große Mengen chinesischer Handwerker in ihrer Hauptstadt zwangsweise angesiedelt; im Sudan sind es die gewerbfleißigen Bewohner von Bornu und Bagirmi, die vielfach nach den weniger kultivierten Staaten Wadai und Dar Fur übergeführt worden sind, um die industrielle Thätigkeit

zu heben, und wie Deutsche nach Siebenbürgen, nach dem Banat und manchen Teilen Rußlands als Kulturträger berufen worden sind, wie früher schon vlämische Einwanderer das östliche Deutschland auf eine höhere Stufe gebracht haben, das alles ist bekannt genug. Wie anderseits ein herrschendes Volk durch zielbewußte Kolonisation seine Kultur und Sprache verbreiten und damit seiner Macht Dauer, seiner Gedankenwelt den Sieg verschaffen kann, hat niemand besser verstanden als die Römer, deren Beispiel freilich, wie das Schwanken der preußischen Regierungen in der Polenfrage beweist, auch heutzutage nicht immer wirkliches Verständnis findet.

An die dauernde Einbürgerung eines neuen Volkselementes schließt sich als minder wirksames Mittel der Kulturentwickelung das vorübergehende Verweilen Fremder auf dem Boden eines Staates. Die Gründe können verschieden sein: oft erscheinen die Fremden als Söldner, wie vorzeiten Tonganer auf Fidschi, Germanen in Rom, Griechen in Ägypten und Persien oder Waräger, Angelsachsen, Armenier, Katalonier in Byzanz, oder als Glaubensboten, wie Zarathustrapriester in Armenien zur Zeit der Sassaniden und europäische Missionare in allen heidnischen Ländern der Welt. In ganzen Scharen ziehen die arbeitskräftigen Elemente mancher Landstriche aus, um sich auswärts gegen Lohn zu verdingen; sie erscheinen in diesem Falle allerdings nicht als Kulturbringer, sondern nehmen vielmehr, wie eine Art Rückfracht, neue Eindrücke, Kenntnisse und Bedürfnisse mit in ihre dürftigere Heimat. Am wirksamsten aber bringt die Lust an Tausch und Handel die Menschen in gegenseitige Berührung; die Gefahren, denen der Kaufmann mit seinen verlockenden Waren in fremdem Gebiete ausgesetzt ist (s. die obenstehende Abbildung), schrecken auf die Dauer nicht ab, ja man hat, wie der sogenannte stumme Handel beweist, überall die Mittel gefunden, selbst ohne persönliches Zusammentreffen Kulturgüter auszutauschen. Verkehr im großen Stile kann sich, wie Peschel treffend nachgewiesen hat, nur dort entwickeln, wo lohnende „Rimessen“ vorhanden sind, mit anderen Worten, wo der fremde Kaufmann im Austausche für seine Waren begehrenswerte Güter in genügender Menge findet. Von Vorteil für eine gesunde Verbreitung der Kultur pflegt freilich ein allzu rasches Aufblühen des Handels nicht zu sein, da das primitivere der beiden miteinander verkehrenden Völker bald nicht mehr im stande sein wird, die ihm zuströmenden Anregungen aufzunehmen und seinem Kulturschatze nutzbringend einzufügen; äußere Bereicherung, innere Verarmung ist in der Regel die traurige Folge des anscheinend so glücklichen Zufalls, der einem Gebiete besonders reiche und lockende Gaben irgend welcher Art verlieh. Ganz anders die Fortschritte, die sich im Kleinverkehr von Volk zu Volk, von Stamm zu Stamm gleich langsam wachsenden Ranken dahinwinden und endlich, ohne daß ein Geschichtschreiber die Einzelheiten des Vorganges zu buchen vermöchte, weite Erdräume überziehen und überspinnen! Dieser Art der Ausbreitung bleibt auf die Dauer kein bewohntes Gebiet völlig verschlossen.



Ermordung mexikanischer Kaufleute durch Wegelagerer. Nach dem „Codex Mendoza“.

Die von außen kommenden Neuerungen begegnen demselben Widerstande der Volksseele, der jedem inneren Fortschritt entgegentritt; die gegeneinander wirkenden Kräfte aber heben sich nach einem tiefen Gesetze, dem alles organische Leben unterliegt, und auf das bereits Spencer hingewiesen hat, nicht gegenseitig auf, sondern bringen sich in rhythmischem Schwanken des Sieges abwechselnd zur Geltung. So schreitet denn auch die Kultur nicht fort wie ein Strom in einem sorgsam regulierten Bette, sondern ihr Verlauf gleicht eher dem eines Blitzstrahls, der bald nach dieser Richtung hin den Raum durchzuckt, bald durch den Widerstand der Luft nach einer anderen abgelenkt wird und dabei doch einem bestimmten Ziele zustrebt. In der Regel wird das Neue, sobald es den Sieg errungen hat, nun auch bis zum äußersten durchgeführt; dann aber sammeln sich die Kräfte des Widerstandes, und die Entwickelung wird nach der entgegengesetzten Richtung abgelenkt, bis dieser neue Gedankengang ebenfalls wieder an seiner Übertreibung zu Grunde geht. Dem pessimistischen Beobachter mag es da wohl scheinen, als ob sich hier ein thörichtes Schauspiel endlos und zwecklos wiederhole, und als ob die ermüdende Regelmäßigkeit, mit der sich in manchen Parlamenten Europas Liberale und Konservative ablösen, nur ein kleines Muster der Menschheitsgeschichte überhaupt wäre. Aber von einem umfassenden Standpunkt aus gewinnt das anscheinend eintönig-wirre Treiben Sinn und Bedeutung: was sich da immer und immer wieder entgegenwirkt, das sind die schaffenden und die bewahrenden Kräfte der Menschheit, die einander nicht entbehren können, und deren Kämpfe nur ein notwendiges Mittel der Entwickelung sind. Fehlten die schaffenden Geister, so würde die Masse der Menschen in dumpfem Behagen ihr Glück finden und endlich an Geist und Gemüt jammervoll verkümmern; entbehrten wir der erhaltenden Mächte, die das bewährte Gute wie mit einer schützenden Mauer umgeben, neuen Kulturbesitz nur langsam aufnehmen, das Übermaß des Neuen und Unerprobten aber zurückweisen, dann würde der Wagen der Kultur in rasender, blinder Eile dahinstürmen und endlich, vom geebneten Boden abgelenkt, zerschellen. Nie kann und wird sich die Gesittung anders entwickeln als im fruchtbaren Wechselstreite des Alten und Neuen, des bewahrenden und des schöpferischen Prinzips; im Fortschritt selbst aber offenbart sich das wahre Leben der Menschheit wie in der beständigen Bewegung eines jeden vom Lebenshauch beseelten Wesens, ja der gesamten Welt.

Das ist nicht immer erkannt und beherzigt worden. Seit alter Zeit haben sich Weltweise und Dichter bemüht, Zukunftsbilder oder ideale Zustände der Menschheit auszumalen, aber — seltsam genug! — stets laufen diese Ideale nicht auf ein beständiges Fortschreiten zu höheren Stufen, sondern auf einen dauernden, weiterer Entwickelung abholden Ruhe- und Glückszustand hinaus, auf ein möglichst abgeschlossenes, musterhaftes Staatswesen, das auf Anregungen von außen verzichtet und den Fortschritt aus eigener Kraft nicht zu wünschen braucht, da es des höchsten erreichbaren Glückes genießt. Plato läßt in seinem Idealstaate das Reisen der Bürger so gut wie ganz verbieten und durch den weitgehendsten Kommunismus das Streben des Einzelnen nach Verbesserung, das doch im Grunde der Anstoß zu allem Fortschritt ist, gründlich unterbinden. Kommunismus ist überhaupt das Lieblingsrezept der Weltverbesserer, dessen Anwendung die gänzlich mißverstandenen „Kulturkämpfe“ innerhalb der Gesellschaft unmöglich machen soll. In Thomas Morus' „Utopia“ tauschen die Bewohner sogar alle zehn Jahre ihre Häuser, in Campanellas „Sonnenstaat“ ist überhaupt mit allem Privateigentum gründlich aufgeräumt und selbst die Ehe abgeschafft; auf ganz denselben Grundlagen soll ja auch der sozialdemokratische Zukunftsstaat entstehen, bei dessen Schilderung auch immer von größtmöglichem Glück und gerechter Verteilung der Güter die Rede ist, während das Prinzip des

Fortschritts, das wie frisches Lebensblut den Gesellschaftskörper durchströmen und vor Fäulnis bewahren muß, vergessen oder wie eine halb überflüssige Zugabe behandelt wird. Immer wieder tritt der naive und verderbliche Gedanke hervor, daß es nicht gilt, das Gegenspiel der schaffenden und erhaltenden Kräfte zu verfeinern und zu veredeln, sondern ihm plötzlich und für alle Zeit ein Ende zu bereiten, indem man zunächst einmal einer neuen Weltanschauung zum Siege verhilft, dann aber die konservativen Kräfte für alle Zukunft zügellos walten läßt. Vergebliches Bemühen! Einer kleinen Gruppe gelingt es wohl einmal, solche Ideale halb und halb zu verwirklichen, aber sie verzichtet damit auf ihre Stelle innerhalb der thatkräftigen Völker, die im Siegeslaufe die Kultur vorwärts tragen, und die Entwickelung schreitet endlich erbarmungslos über die stehengebliebenen Mustermenschen hinweg.

3. Naturvölker und Kulturvölker.

Betrachten wir vom Standpunkte des Kulturforschers die heutige Menschheit, so stehen wir vor einem Rätsel, das wohl, ehe wir es zu lösen vermögen, die Genugthuung über unsere eigenen Kulturfortschritte zu dämpfen geeignet ist. Seit sehr langer Zeit bewohnt die Menschheit ein verhältnismäßig beschränktes Gebiet, seit Jahrtausenden verbreiten sich die Wogen der Kultur bald langsam, bald stürmisch schnell über den Erdball, und seit derselben Zeit hat sich die schöpferische Kraft der einzelnen Völker und Menschen überall nach dieser oder jener Richtung zu bethätigen vermocht — und doch sehen wir hart neben Ländern mit höchster Kultur Gebiete, in denen armselige, aber selbstzufriedene Stämme hausen, sehen ganze Erdteile allem Eindringen höherer Gesittung bis in die neueste Zeit hinein hermetisch verschlossen, ja schon innerhalb der Kulturländer einzelne Gruppen allem Zwange zum Fortschritt hartnäckig trotzen, wie unsere Zigeuner oder die Badyas in Bengalen. Mag sich der Forscher auch über diese rückständigen Elemente freuen, die ihm den herrlichsten Stoff zur Untersuchung bieten, er wird doch anderseits vor der Frage stehen: Was hält die kulturarmen Völker auf ihrem niedrigen Stande zurück? Warum lernen sie nicht durch das Beispiel, falls die Natur ihres Landes den Fortschritt aus eigener Kraft hindern sollte? Und wenn er dann sieht, wie alle Versuche, die „Wilden" zu zivilisieren, mögen sie gut oder schlecht gemeint sein, fast unabänderlich zum Nachteil der wider ihren Willen Beglückten ausschlagen, wie ganze Stämme dahinsterben oder andere ein widriges Zerrbild aus der europäischen Gesittung machen, dann wird die Frage peinlich und brennend, und Zweifel darüber, ob wir überhaupt berechtigt sind, unsere europäische Kultur als die einzige oder doch die beste und daher zum Siege bestimmte zu betrachten, lassen sich nicht mehr zurückweisen. Vielleicht ist das rastlose Vorwärtsstreben, dieser Drang, das Glück in fortschreitender Thätigkeit zu suchen statt in behaglicher Ruhe, nur eine besondere Eigenschaft unserer Rasse, um die uns Völker anderer Art nicht zu beneiden brauchen, und gegen deren Aufdrängung sie sich mit Recht sträuben? Flinders Petrie spricht es geradezu aus, daß „unsere Kultur nur einer von den zahllosen Versuchen der Lebensführung ist, die unternommen worden sind, und keineswegs der einzige erfolgreiche". Einen wirklichen Einblick in die schwierige Frage gewinnt man nur, wenn man das Wesen und die Unterschiede niederer und höherer Kultur untersucht, wie das neuerdings Alfred Vierkandt in einem ausgezeichneten Werke gethan hat. Der Kern seiner Ausführungen ist von dauerndem Werte, wenn sich auch einige Einwürfe dabei nicht vermeiden lassen.

Der wichtigste dieser Einwürfe richtet sich gegen die Grundanschauung Vierkandts, daß die Naturvölker, wie man die niederen Rassen in der Regel zu nennen pflegt, sich dadurch von den Kulturvölkern unterscheiden, daß bei jenen die Handlungen fast ausschließlich von Trieben oder sekundären Instinkten und von deren äußeren Parallelen, den Sitten und Bräuchen, bestimmt sind, während diese viel mehr willkürlich handeln und nach eigenem Ermessen die Beweggründe abwägen. Das ist an und für sich vollkommen richtig, aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß gerade ein Teil der Überlegenheit und Kraft höherer Völker in der außerordentlichen Menge mechanisch gewordener Handlungsreihen besteht, über die sie verfügen; die erbliche Disposition wird durch den Schulunterricht, der in der Hauptsache den Zweck hat, die Zahl dieser nützlichen Vorstellungs- und Handlungsreihen zu vermehren, noch in bewußter Weise verstärkt und bereichert. Es ist also nicht die Menge, sondern die Macht der sekundären Instinkte, die den Naturmenschen charakterisiert, und man kann unmittelbar daraus folgern, daß gerade die Menge seines Wissens und Könnens, der Überblick über die verschiedensten Möglichkeiten den Kulturmenschen von jener Einseitigkeit des Denkens und Handelns abhalten, die mit einem engen geistigen Horizont untrennbar verbunden ist.

In der That ist das beschränkte Gesichtsfeld und die daraus entspringende Einseitigkeit der Entwickelung eine weitere bezeichnende Eigenschaft niederer Völker. Was bei uns, wenn nicht das Entstehen, doch das Starrwerden alles Extremen hindert, ist das beständige Wechselspiel der Kräfte, das durch äußere Einflüsse und Übertragungen immer angeregt und unterhalten wird; gerade die bis zum äußersten getriebene Idee weckt endlich Spott und Widerstand, und das Pendel schwingt, wenn es seinen höchsten Punkt erreicht hat, mit Notwendigkeit zurück. Anders in der dumpfen Luft eines abgeschlossenen Daseins; wie Pflanzen in Kellerräumen statt zierlicher Organe unförmliche Bildungen hervortreiben, so finden sich in den Bräuchen der Naturvölker Ungeheuerlichkeiten und bis aufs äußerste getriebene Ideen, die ohne allen Widerspruch ertragen werden. Allen Weltverbesserern ist es anzuraten, die Naturvölker zu studieren. Es gibt kaum ein Extrem der Daseinsmöglichkeiten, das nicht hier oder da durchgeführt worden wäre, ohne, wie bei Kulturvölkern, bald an der eigenen Fratzenhaftigkeit zu Grunde zu gehen: äußerster Kommunismus und Vereinigung alles Besitzes in einer Hand, Askese und wüste Völlerei, Demokratie, die an Anarchie streift, und strammster Despotismus, Frauenknechtung und Weiberherrschaft, verwickelte Heiratsverbote und freie Liebe wuchern lustig neben- und durcheinander, ohne sich gegenseitig zu korrigieren oder zu vernichten. Am deutlichsten und ihrem eigentlichen Wesen nach am verständlichsten erscheinen diese Monstrositäten in Schmuck und Tracht. Bei den Kulturvölkern fehlt es der Mode wahrlich auch nicht an ungeheuerlichen Einfällen, und manche von ihnen sind in den Volkstrachten, die wie die der Naturvölker in abgeschlossenen Gebieten am besten erblühen, wie versteinerte Relikte lange Zeit erhalten geblieben; aber schließlich fegt doch immer der wechselnde Geschmack den unsinnigen Wust hinweg, und höchstens nach längerer Pause darf z. B. das Scheusal der Krinoline wieder einmal auf Beifall rechnen, wenn die Alleinherrschaft der engen Kleider zusammenbricht und ihr Gegenstück hervorruft. Die Naturvölker dagegen hindert nichts, den methodischen Wahnsinn bis zur Grenze des Möglichen zu treiben; aus dem Schmuckstift, den man durch das Ohrläppchen bohrt, werden riesenhafte Scheiben oder Gehänge, die das Ohr bis auf die Schulter niederzerren (s. die Abbildung, S. 65), zufällige Zahnlücken werden Mode und kosten ganzen Generationen ihre besten Zähne, ohne daß man nach dem Grunde fragt, und in die durchbohrten Lippen werden Pflöcke eingesetzt, die gelegentlich bis zu unheimlicher Größe anschwellen (s. die obere

Abbildung, S. 66). Die Sitte sorgt dann durch Nebenmotive für völlige Befestigung des sinnlosen Brauches. Bei den Bella-Bella auf Vancouver ist der Lippenpflock, wie Jacobsen mitteilt, zugleich ein Abzeichen des Ranges, da bei jeder Vergrößerung des Pflockes ein kostspieliges Fest gegeben werden muß. Cunningham belauschte einmal den Streit zweier Damen dieses Stammes, deren eine endlich ihren Lippenpflock als entscheidenden Trumpf ausspielte, indem sie schrie: „Was bist du denn? Hast du vielleicht eine so große Lippe wie ich, hast du so viele Geschenke gegeben wie ich? Geh nach Hause, und wenn du mit einem so großen Pflock wiederkommst, wie ich habe, dann wollen wir weiter reden!“ Die andre ließ den Kopf hängen und schlich davon.

Es ist sehr bezeichnend, daß diese Monstrositäten überall rasch verschwinden, wenn eine lebhaftere Berührung mit höheren Kulturformen stattfindet und der Spott wie ein frischer Luftzug durch die Schwüle fährt. Nachtigal beobachtete im Sudan ein altes Weib, das den Lippenpflock abgelegt, ja sogar versucht hatte, das Loch in der Lippe durch Vernarbung der wund gemachten Ränder wieder zu schließen, und das verlegen die Stelle des früher so stolz getragenen Schmuckes mit der Hand verdeckte. Weit bedeutsamer ist die Erscheinung, daß der Kannibalismus, der bei so vielen Naturvölkern in Blüte steht und sich oft zu scheußlichen Ausartungen entwickelt hat, beim häufigen Zusammentreffen mit kultivierten Völkern auch ohne unmittelbaren Zwang meist zu erlöschen pflegt.



Massai-Mann, Ostafrika. Nach v. Luschan. Vgl. Text, S. 64.

Sehr schön hat Vierkandt einen weiteren Gegensatz zwischen Natur- und Kulturvölkern hervorgehoben, der in der Verschiedenheit der **Arbeitsleistung** hervortritt; bei den ersteren treffen wir die spielende und unwirtschaftliche, bei den anderen die organisierte und ökonomische Energie. Schon Ferrero hat erkannt, daß die vielberufene „Faulheit“ der unzivilisierten Menschen nicht darauf zurückzuführen ist, daß die Muskeln leicht ermüden, sondern daß die Kraft des Geistes nicht hinreicht, den Körper zu geregelter Arbeit zu zwingen. Der Naturmensch arbeitet in seiner Art auch, er leistet manchmal sogar in anbetracht seiner geringen Hilfsmittel Außerordentliches, aber er thut das wirtschaftlich Nützliche doch nur, wenn er muß, und im übrigen ist ihm eine Arbeit viel mehr ein Spiel als eine Pflicht. Von einer haushälterischen Verwendung seiner Kräfte hat er keinen Begriff, und in diesem Sinne bleibt er in der That auf einer Stufe, die der europäische Kulturmensch in seinen Kinderjahren bereits überwinden lernt und überwinden muß, wenn er im Daseinskampfe bestehen will. Die Thatsache, daß die Kinder der Naturvölker viel schneller heranreifen, viel eher das eigentlich kindliche Wesen verlieren, bildet nur einen scheinbaren Widerspruch zu dem eben Gesagten; das langsame Wachstum der europäischen Kinder beweist eben, daß sich ihr Gehirn für andere und schwerere Aufgaben zu entwickeln hat, daß hier die Erbschaft arbeitsfroher Generationen in einem neuen Individuum in die Erscheinung tritt. Mag der Charakter des Negers

sehr früh alles Kindliche abstreifen, das immer wiederholte Wort, daß die Neger als große Kinder zu betrachten seien, enthält doch, wenn man es nur richtig versteht, einen starken Kern von Wahrheit; es gibt ein Lebensalter, wo Europäer und Neger sich nahezu gleich stehen, dann aber macht die geistige Entwickelung des Afrikaners Halt, während sich die geistige Kraft und damit die Fähigkeit zu regelmäßiger Arbeit beim Europäer weiter ausbildet. Der Naturmensch also will nicht nur nicht dauernd und angestrengt arbeiten, er kann es auch nicht. „Irgend eine regelmäßige Arbeit", sagt Joest von den Ureinwohnern Guayanas, „will und wird der Indianer nie verrichten; ich glaube auch nicht, daß er dazu im stande ist. Wollte man ihn mit der Peitsche zu einer solchen zwingen, so würde er sterben, ebenso wie etwa eine Katze bei uns, die man vor einen Hundekarren spannen würde." Das Aussterben der Antillenindianer, die von den Spaniern zwangsweise zur Arbeit angehalten wurden, bestätigt diese Ansicht vollkommen; die spanische Grausamkeit, die auch ihren Teil der Schuld trägt, wurde doch in der Hauptsache erst durch den passiven Widerstand der Unglücklichen geweckt. Aber derselbe Sohn der Wildnis, den die Arbeit tötet, vermag mit unglaublicher Ausdauer Nächte hindurch zu tanzen oder zu spielen (s. die untenstehende Abbildung), er schnitzelt wochenlang geduldig an einem neuen Schmuck oder einer verzierten Waffe herum und verwendet ein größeres Maß von Nachdenken auf das Erfinnen neuer Spielereien, als er jemals für die Verbesserung seines wirtschaftlichen Daseins übrig hat. Wo aber regelmäßige Arbeit nicht zu umgehen ist, da erhält sie wenigstens äußerlich den Charakter des Spieles; im rhythmischen Takte, wie beim Tanze, regt man die Hände, Arbeitslieder täuschen mit ihren lustigen Klängen über den trockenen Ernst der Thätigkeit hinweg, und die gemeinsame Bemühung gleicht nicht selten einem fröhlichen Fest oder geht doch unweigerlich zum Schluß in ein solches über. Es mag schon hier darauf hingewiesen sein, daß sich zunächst bei den Frauen die Fähigkeit zu regelmäßiger Arbeit zu entwickeln pflegt (s. die Abbildung, S. 67), zweifellos durch den Einfluß der Männer, die indes nur den Zwang einer natürlichen wirtschaftlichen Entwickelung verstärken.



Wawira-Frau, Ostafrika. Nach Stuhlmann. Vgl. Text, S. 64 und 65.

Aus der Art des Arbeitens ergeben sich weitere tiefe Unterschiede zwischen dem Wesen der Natur- und Kulturvölker. Wird die Kraft, wie bei den letzteren, beständig in kleinen Mengen verbraucht, so vermag sie sich nur selten so anzuhäufen, daß irgend ein äußerer Reiz sie zu explosionsartigem Ausbruch bringt; im primitiven Menschen dagegen sammelt sich die überschüssige Energie, soweit sie nicht in unregelmäßiger Weise durch das Spiel und spielartige Arbeit abfließt, leicht derart an, daß unbehagliches Empfinden entsteht und der kleinste Reiz genügt, eine ganz unverhältnismäßige Entladung zu bewirken. Die „Unarten" unserer Kinder, die sich in scheinbar unerklärlichen Anfällen von Trotz, Eigensinn und Zerstörungstrieb äußern und ihr Gegenstück in Ausbrüchen stürmischer Zärtlichkeit haben, erscheinen bei den Angehörigen der Naturvölker in derselben Weise und nur als gefährlichere Kraftäußerungen wieder; als Zeichen schlechter Erziehung oder unbändigen Charakters fehlen sie auch bei uns vielen Erwachsenen nicht, die aber



Fußballspiel. Eskimozeichnung. Nach W. J. Hoffman.

in der Regel an ihrem kulturwidrigen Wesen zu Grunde gehen oder wenigstens sich beständig in Streit und Verlegenheit befinden. Indem die Kultur den Menschen nötigt, seine Kräfte zu regulieren und beständig Ursache und Wirkung abzumessen, gewöhnt sie ihn daran, auf jeden Reiz nur mit der ihm entsprechenden Kraft zu reagieren, und fördert auch auf diesem Wege ein gleichmäßiges und harmonisches Verhalten. An den übertriebenen Bewegungen, dem übermäßigen Gelächter, der allzulauten Stimme, lärmenden Begrüßungen und dergleichen kennt man leicht den Ungebildeten oder einseitig Erzogenen heraus.

Der Mangel an Selbstbeherrschung, der alle Genüsse, sobald sich Gelegenheit bietet, bis zum Übermaß auskosten läßt, trägt ebenfalls dazu bei, daß sich gelegentlich Unlustgefühle



Mehl mahlende und Brot bereitende Frauen der Hopi, Nordamerika. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 66.

ansammeln, die sich dann in wilder und verderblicher Weise Luft machen und die Harmonie des Daseins zerstören. Es fehlt überall an den Hemmungen, an jenen unsichtbaren Dämmen, in die nach langem Mühen die Kulturmenschheit den Strom ihrer Kräfte eingeschlossen hat, um ihn zu bestimmten Zielen zu leiten.

Die wilden Ausbrüche der Leidenschaft stehen äußerlich in einem seltsamen Gegensatz zu dem gewöhnlichen sorglosen Behagen der Naturvölker, während sich beide Eigentümlichkeiten in Wahrheit gegenseitig bedingen. Wie mancher wohlmeinende europäische Missionar hat schon mit warmen Worten die unverdorbene Treuherzigkeit und Gutmütigkeit der verschrieenen Wilden hervorgehoben, um vielleicht ein paar Tage nach Absendung seines begeisterten Briefes heimtückisch überfallen und mit scheußlicher Grausamkeit hingeschlachtet zu werden! Gerade die in träger Ruhe aufgespeicherte Kraft und Thatenlust ist es, die sich in wildem Unfug,

genau wie bei unseren Gassenbuben, Luft zu machen sucht und dabei vor Handlungen des schreiendsten Undankes nicht zurückschreckt. Lumholtz erzählt folgende bezeichnende Anekdote aus Queensland: „Ein neuer Ansiedler, Mr. O'Connor, hatte sich bei Lowe Herbert angesiedelt und bediente sich bei allen Arbeiten der Hilfe der Schwarzen, die er gut behandelte und mit Fleisch, Mehl und Brot löhnte. Er war so recht eigentlich „the blacks' protector"; aber die Schwarzen, die eine zu große Güte nicht vertragen können, vergalten sie ihm schlecht, indem sie ihren wilden Gelüsten der Habgier nachgaben und einen Angriff auf ihn und seine ganze Habe beschlossen. Mit Schwertern und Schilden rückten sie gegen das Haus, während der Ansiedler, Verrat witternd, hineinging, um seine Revolver gegen sie abzufeuern. Die Wilden, ihm gegenüber ganz furchtlos, verbargen sich hinter Bäumen und riefen ihm zu: ‚Schieß' du nur, bald kommt die Reihe an uns!' Sie drangen auch wirklich auf ihn ein, töteten ihn mit ihren Schwertern, mißhandelten seinen Leib und plünderten das Haus. Die Bananen im Garten und sämtliche Hühner nahmen sie mit sich, schleppten auch die arme Frau des Ermordeten in bewußtlosem Zustande in den Wald und töteten sie dort." Das ist ein Beispiel unter Tausenden.



Helm mit Gesichtsmaske, Japan. Nach Photographie.

Auch unter den Kulturvölkern ist keines ganz frei von jener „Bestie im Menschen", die im gewöhnlichen Leben tot scheint, aber sich in Zeiten der Erregung, wenn sich, gewöhnlich nach längerer, erzwungener Unthätigkeit der Massen, die angesammelten dumpfen Kräfte entladen, in ihrer ganzen Scheußlichkeit emporrichtet und blutdürstig nach Opfern brüllt. Gerechtigkeit und Dankbarkeit sind auch bei uns dieser Bestie fremd. Zahlreiche Ärzte sind bei Epidemien, wenn einmal der blinde Grimm der Masse geweckt war, niedergemetzelt worden. Ein trauriges Blatt der holländischen Geschichte, die scheußliche Ermordung der Brüder de Witt, ist ein warnendes Merkzeichen für alle, die von der Aufwühlung des Proletariats Fortschritte der Kultur erhoffen. Wer an die Bestie appelliert, der wird es auch in den Kauf nehmen müssen, daß früher oder später die Faust eines Gewalthabers ihn selbst und das blutige Ungeheuer zugleich erwürgt, und daß die Geschicke des Volkes dann dem Willen eines Einzigen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert werden.

Es wird in diesem Zusammenhang auch verständlich, welchen Sinn die **Kriege** haben, die unter Naturvölkern unabänderlich von Zeit zu Zeit ausbrechen, gleichgültig, ob ein ernster Anlaß zum Zwiespalt vorliegt oder nicht. Gewinnsucht ist sicher mit im Spiele, und bei höherstehenden Völkern ist es ja fast stets der Streit um Land, der die männliche Jugend unter die Waffen ruft, aber der Hauptgrund ist und bleibt bei Naturvölkern doch das Bedürfnis nach Entladung der Energie, die man in nutzbringende, regelmäßige Thätigkeit weder umsetzen will noch kann, und die sich auch durch Spiel und Tanz nicht ganz ableiten läßt. Man will sich einmal gründlich und in allem Ernst austoben, und alle Mittel werden angewendet, um den Rausch der Aufregung aufs höchste zu steigern: Kriegstänze, abschreckende Bemalung, phantastische Kostüme (s. die obenstehende Abbildung), Lärm der Musik (s. die Abbildung, S. 69),

Geheul und Waffengeklirr dürfen nicht fehlen, und wilde Grausamkeit befleckt dann auch fast immer den Ruhm der Sieger.

Aber das sinnlose Toben der Leidenschaft wendet sich gelegentlich auch gegen die eigene Person. Unglaublich sind die Quälereien, die bei der Knabenweihe, vor allem aber bei Totenfesten vorkommen; der Schmerz um die Toten entlädt sich ebenso wie der Kraftüberschuß nicht in tröstender, ablenkender Arbeit, sondern in wüstem Toben und blutigem Unfug. Auf Tahiti war es ganz gewöhnlich, daß viele der Leidtragenden sich einen Finger abschnitten und den Körper mit scharfen Seehundszähnen blutig rissen, wie Wilson berichtet; die letztere Art der Körperverletzung war sogar eine ganz allgemeine Gefühlsäußerung, denn nicht nur rissen sich Mütter die Kopfhaut mit dem Zahn auf, wenn einem ihrer Verwandten ein kleiner Unfall zustieß oder z. B. ihr Kind fiel und sich beschädigte, sondern sogar bei unerwarteter großer Freude mußte der Seehundszahn auf diese Art Erleichterung schaffen. Das Abschneiden der Finger als Trauerzeichen ist auch anderwärts üblich. Die Frauen der Biberindianer trennen nach dem Tode jedes nahen Verwandten ein Fingerglied ab, so daß alte Frauen zuweilen nur noch einen einzigen Finger besitzen; auch sonst ist die Sitte in Amerika und Polynesien weit verbreitet, meist begleitet von anderen blutigen Trauerbräuchen. Aus den Beispielen, die K. Th. Preuß gesammelt hat, möge eine Schilderung der Vorgänge beim Tode eines Häuptlings der Krähenindianer hervorgehoben sein. „Als wir ankamen", berichtet Beckwourth, „waren alle Hütten niedergebrochen. Unter Geschrei, Gekreisch und Heulen ritten wir ein. Von jedem Teile des Körpers strömte Blut bei allen, die alt genug waren, ihren Verlust zu begreifen. Hunderte von Fingern waren verstümmelt, vom Kopf gerissenes Haar lag reichlich auf den Wegen. Dann versammelten sich zehntausend Crows (Krähenindianer) auf meine Aufforderung an einem Orte. Solch eine Szene stürmischer, schreiender Klage vermag keine Phantasie sich vorzustellen. Das Schneiden und Hacken von Menschenfleisch überstieg alle meine frühere Erfahrung. Finger wurden so leicht wie Gerten entgliedert und Blut wie Wasser vergossen. Viele Krieger schnitten zwei Streifen ein, fast auf die ganze Länge des Armes, hoben dann die Haut dazwischen an einem Ende vom Fleisch, faßten sie mit der anderen Hand und rissen sie bis zur Schulter



Mit Schädeln verzierte Trommel der Ofwao, Westafrika. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 68.

herunter. Andere schnitten sich Bilder auf Brust und Schultern ein und hoben die Haut in derselben Weise ab."

Ergänzt werden die widrigen Bilder dieser Art aber vollends durch den sorglosen Leichtsinn, der in seltsamer Weise mit diesen Ausbrüchen wilder Leidenschaft verbunden ist und es möglich macht, daß eine Frau, die sich vielleicht eben beim Tode ihres Gatten den wütendsten Selbstquälereien überlassen hat, sich kurz darauf schon zufrieden und glücklich einem anderen hingibt: dem Toben der blinden Leidenschaft folgt eben notwendig wieder eine Periode gleichmütiger, stagnierender Ruhe. Von einem gewissen Standpunkt aus sehen die blutigen Greuel wie Versuche aus, eben diese gedankenlose Vergeßlichkeit zu bekämpfen, und in der That hat Friedrich Nietzsche in seiner glänzenden Weise die Idee ausgeführt, daß die Menschheit sich durch ihre Grausamkeit erst ein Gedächtnis geschaffen habe. Leider ist nur das blutige Treiben kaum jemals mit wirklichem Fortschritt verbunden, sondern eher mit Verarmung und Kulturverlusten; der Versuch, die grausamen Instinkte in den Dienst der Gerechtigkeit zu stellen, zu strafen, um zu bessern, ist bei den meisten jener Völker, die in Orgien des Blutdurstes schwelgen, kaum in den bescheidensten Anfängen zu erkennen und weder der einzige noch der wichtigste Grund zur Entstehung der Strafe. Es kommt aber noch ein anderer merkwürdiger Umstand hinzu, um allen Fortschritt auf diesem Wege zu hemmen.

Es muß auffallen, wie wenig bei allen Berichten über den explosiven Ausbruch leidenschaftlicher Regungen von bestimmten Persönlichkeiten und eigenartigen Gefühlsäußerungen die Rede ist, obwohl doch derartige Ausbrüche durchaus subjektiv und in ihrem ganzen Auftreten unberechenbar zu sein scheinen; statt dessen hören wir in der Regel bei gleichen Anlässen von den gleichen Grausamkeiten und Verstümmelungen, wir gewinnen den Eindruck, als ob es sich selbst bei diesen scheinbar rein elementaren und zufälligen Entladungen um feste Gebräuche und Sitten handelte. Das ist ein seltsamer Gegensatz, aber nur einer mehr unter so vielen anderen unausgeglichenen Widersprüchen im Wesen primitiver Völker. Auch das Ungewöhnliche und Subjektive wird, wenn es sich öfter wiederholt, zur feststehenden Sitte, die ja immer und überall an die Stelle der freien Überlegung oder Handlung tritt; es geht in das Herkommen über und waltet nun mit unumschränkter Gewalt auch über solche, die vielleicht sonst dem Andrange der Leidenschaften nicht oder doch in anderer Weise unterliegen würden. Hier entstehen also ausnahmsweise einmal Gebräuche, die niemals mit vernünftiger Überlegung etwas zu thun hatten, sondern gerade aus ihrem Gegenteil hervorgehen. Gewiß eine merkwürdige Thatsache! Einige Beispiele werden die Erscheinung am besten erläutern.

Unter den Malayen findet sich der Brauch des „Amoklaufens" als immer wiederkehrendes Ereignis, während man meinen sollte, daß ein Fall dieser Art ausnahmsweise wohl einmal bei einer überreizten Persönlichkeit vorkommen könnte, aber sich schwerlich so oft wiederholen würde, daß eine besondere Bezeichnung nötig wäre und die Polizei sogar mit besonderen gabelförmigen Instrumenten (s. die Abbildung, S. 71) zum Einfangen der Amokläufer ausgerüstet werden müßte. Das Amoklaufen ist wohl am einfachsten als ein Ausbruch blinder und blutdürstiger Rachsucht zu bezeichnen. „Die Absicht des Mörders", sagt E. Metzger, „scheint gewöhnlich die zu sein, einer oder einigen bestimmten Personen Schaden zu thun; sobald seine Wut aber einmal zum Ausbruch kommt, begnügt er sich nicht damit, gegen diejenigen zu wüten, welche ihm absichtlich oder zufällig den Weg zu seinem Opfer versperren, sondern er rast, wenn er sein eigentliches Ziel erreicht hat, gewöhnlich weiter ... Wenn der erste Anstoß, der, wie klein er auch immer sein mag, doch notwendig zur Sache gehört, zufällig nicht gegeben wird, bleiben

die Leidenschaften unentfesselt. Hat der Ausbruch aber einmal stattgefunden, so hält auch die größte Macht den Mörder nicht mehr zurück; ohne die geringste Zögerung wirft er sich, so lange der Zustand eben andauert, auf alles, was ihm in den Weg tritt.“ So tötete ein malayischer Fürst, der gerade in Batavia nach seinem Schiffe zurückkehrte und zufällig aus einem Fenster mit Speichel beschmutzt wurde, eine ganze Anzahl vorübergehender Personen und entkam glücklich in seine Heimat. Gegenwärtig findet man sich in Indonesien mit dem Amok als einer gefährlichen, aber natürlich nicht gesetzlich erlaubten Frevelthat ab, so gut es geht; in Neupommern aber finden wir einen ganz ähnlichen Brauch als eine Art fester Rechtseinrichtung, die den Namen Kamára oder im besonderen, gleich zu berichtenden Falle vinirua führt. „Hat jemand“, schreibt Hahl, „z. B. sein Weib durch Raub verloren, ein ungemein häufiger Fall, und vermag keine Hilfe zu erlangen, so ergreift er seinen Kampfspeer, zieht in den Busch und stößt den nächsten ihm Begegnenden nieder. Dessen Angehörige geben die Unthat weiter, und der allgemeine Mord und Schrecken greift so lange und so weit um sich, bis durch Weitertragung an den ersten Urheber das Unrecht gesühnt wird. Dessen Vermögen hat dann auch für den gesamten Schaden aufzukommen.“

Ihre furchtbarste Verkörperung finden die zur festen Sitte gewordenen Wutausbrüche in den Menschenopfern und Metzeleien bei Totenfesten. Daß sich der brutale Schmerz in Äußerungen der Zerstörungswut entlädt, ist nichts Seltenes, und wie sich diese Wildheit, Schmerz durch Schmerz betäubend, oft gegen den eigenen Körper wendet, haben wir zur Genüge gesehen; aber auch nach außen richtet sich die Wut, und der Wunsch, durch grausame Handlungen andere zu zwingen, den Kummer zu teilen, führt zu unermeßlichem Unglück. Wie Sulufürsten auf diese Weise das eigene Volk an den Rand des Abgrundes trieben, soll hier nicht mit allen grauenvollen Einzelheiten erzählt werden. Dergleichen aber würde nur als vorübergehendes Unheil einmal hereinbrechen, wenn nicht auch in diesem Falle aus dem vereinzelten Beispiel die feste Sitte würde, deren ganze Fortentwickelung lange Zeit dann nur im beständigen Steigern der Greuel zu Tage tritt. Daß überhaupt diese Sitten entstehen können,



Eine Gabel, beim Einfangen von Amokläufern gebraucht, Java. Ethnographische Sammlung zu Stockholm. Vgl. Text, S. 70.

führt im tiefsten Grunde wieder auf den ganzen Charakter der Naturvölker zurück: ihr launenhaft unberechenbares Wesen ist nicht durch Güte zu bändigen, sondern nur durch Schrecken, und der ist in den Augen des eigenen Volkes der größte Fürst, der durch Ausbrüche wütender Energie den ähnlichen, aber schwächeren Charakter seiner Unterthanen einschüchtert. Das alte Wort ist wahr, daß jedes Volk die Herrscher hat, die es verdient. Auch bei Völkern höherer Kultur tritt das hervor: die Franzosen, denen im übrigen die Gesittung der Menschheit so viel verdankt, haben entsprechend ihrem halb sorglosen, halb explosiven Wesen ein instinktives

Bedürfnis nach der Herrschaft des Säbels, nach der Einschüchterung, die sie selbst vor den Folgen ihres Charakters schützt und ihnen Gelegenheit gibt, die aufgespeicherte Spannkraft in kriegerischen und ruhmvollen Unternehmungen auf Kosten ihrer Nachbarn zu entladen.

Manche seltsame Sitte erklärt sich also nicht aus vorübergehender Einsicht, sondern ist aus dem Beispiel leidenschaftlich-sinnloser Handlungen hervorgegangen. Sollte man meinen, daß so leicht mehrere auf den Gedanken kommen würden, sich durch Aufschlitzen des Leibes den Tod zu geben, also auf eine möglichst unzweckmäßige und schmerzhafte Weise? Aber in Japan war das berüchtigte Harakiri endlich die einzig anständige Art geworden, aus dem Leben zu scheiden, und der vornehme Beamte, dem statt der Hinrichtung der Selbstmord gestattet wurde, markierte wenigstens durch einen Messerschnitt die entsetzliche Todesart, bevor ihm einer seiner Diener das Haupt abschlug. Im Grunde ist auch das Duell der europäischen Kulturvölker nur ein durch die Sitte aufgenommenes und geregeltes Losbrechen leidenschaftlicher Zerstörungslust, dessen brutales Herkommen durch alle Spitzfindigkeiten des Ehrenkodex und alle gemessene Feierlichkeit der Ausführung nur schwach verhüllt wird. Auch bei den Naturvölkern sind vielfach aus gelegentlichen Zweikämpfen (siehe die Abbildung, S. 73) feste Duellsitten hervorgegangen.

Es ist nicht unwichtig, diese ganze eben besprochene Gruppe von Erscheinungen ins Auge zu fassen. Die zur Sitte gewordenen Ausbrüche leidenschaftlicher Energie treten als selbständige Formen neben die aus logischer Erwägung oder sittlichen Gefühlen entspringenden Gebräuche; niederen Daseinsstufen am angemessensten, müssen sie sich im Bereiche der höheren Kultur notwendig verlieren, aber sie haften doch, wie das eben angeführte Beispiel des Duells zeigt, dem freilich auch ein Wechsel der Beweggründe zu Hilfe kommt, zuweilen sehr zähe im Wesen eines Volkes. Unter den Landleuten Europas kann man noch eine ganze Blütenlese solcher Relikte sammeln, von den gewohnheitsmäßigen Raufereien in der Dorfschenke bis zum herkömmlichen und unumgänglichen Weinen der Braut bei der Trennung vom Elternhause, das einfach mit zur Hochzeitszeremonie gehört. Mit welch wunderlicher Pedanterie diese Dinge manchmal geregelt sind, zeigt ein Bericht Gopčevićs aus Albanien, der aus einer langen Reihe von Hochzeitsbräuchen herausgegriffen sein mag: „Abends erscheinen der Vater und die Brüder. Das Mädchen muß sich ihnen sofort zu Füßen werfen, wohl oder übel Thränen vergießen und schluchzend um Verzeihung für alle seit der Geburt begangenen Unarten bitten. Die Braut wird unter tröstlichen Versicherungen aufgehoben, dagegen verlangt es die Sitte, daß jetzt sämtliche weibliche Verwandte in ein Geheul mit obligatem Thränenvergießen ausbrechen, seufzen und schluchzen ... Das Gejammer muß eine volle Glockenstunde dauern. Sobald diese abgelaufen, verstummt wie mit einem Zauberschlage jedes Gewinsel, sämtliche Anwesende greifen in die Tasche, ziehen ihre Schnupftücher, schneuzen sich und trocknen die Thränen. Ohne weiteren Übergang werden wieder alle lustig und stimmen Gesänge an." Das ist, wie immer dabei zu bedenken ist, nicht ein Vorkommnis auf einer einzelnen Hochzeit, nichts Individuelles, sondern es gehört einfach zur Heirat und kehrt jedesmal unabänderlich wieder.

Das Verhalten unserer Bauern mit ihrer starren Gebundenheit an Brauch und Herkommen zeigt schon, wie nahe die Hauptmasse der Kulturvölker im Grunde noch den primitiven Zuständen steht, und wie es nur eine mehr oder weniger dünne Schicht ist, in der sich das Kulturleben wirklich verkörpert; der städtische Proletarier ist freilich vom Zwange der Überlieferung größtenteils gelöst, aber da ihm die Reife des Verstandes als Ersatz fehlt, darf er noch weniger als Träger des Fortschritts gelten, sondern in seiner massenhaften Anhäufung eher

als eine Gefahr für die Zukunft der Kultur. Dieser Gegensatz zwischen den verschiedenen Schichten drängt sich dort, wo die allgemeine Volksbildung gering ist, oft mit überwältigender Schärfe auf. „Daran ist nicht zu zweifeln", sagt Graf Gobineau, „der Untergrund des französischen Volkes hat nur wenige Punkte mit seiner Oberfläche gemeinsam; die Zivilisation schwebt über einem Abgrund, und die tiefen, unbeweglichen Gewässer, die unten im Schlunde schlummern, werden sich eines Tages als unwiderstehliche Auflösungsmittel erweisen." Die Prophezeiung ist mehr unheimlich als klar; man darf wohl eher annehmen, daß die unteren, mehr von Trieben als von Verstand bewegten Schichten in demselben Verhältnis zum Organismus der Gesellschaft stehen wie die unbewußten Kräfte des menschlichen Körpers zum wachen Bewußtsein.

Gefährlich freilich wird die große Masse immer bleiben, sobald sie aus dem Behagen des Daseins herausgeschreckt und zum explosiven Ausbruch der Energie gedrängt wird; die einseitig körperliche Arbeit hindert ja, wie das Beispiel der Naturvölker beweist, ein bedenkliches Ansammeln geistiger Spannung nicht, und wird gar die gewohnte Tagesthätigkeit unterbrochen, dann sind die Ausbrüche mit Sicherheit zu erwarten.



Streit um erlegtes Wild. Eskimozeichnung. Nach W. J. Hoffman. Vgl. Text, S. 72.

Nach allem Gesagten läßt sich nun ein Hauptunterschied zwischen niederer und höherer Kultur in die Worte zusammenfassen: bei den Naturvölkern herrscht mehr die **Masse** und das **Herkommen**, bei den Kulturvölkern mehr die **Persönlichkeit** und der **Verstand**. Und da nun die Masse immer konservativ ist, die einzelnen begabten Personen dagegen den Fortschritt vertreten, so folgt mit Notwendigkeit, daß die Naturvölker auf ihrer Stufe im allgemeinen stehen bleiben werden, während die Kulturvölker sich weiter entwickeln. Damit ist freilich die Frage nach der Ursache der Erscheinung nur ein Stück zurückgeschoben, aber nicht wirklich gelöst, und eine Ursache des merkwürdigen Unterschiedes muß doch wohl vorhanden sein; reiner Zufall herrscht in der Entwickelung der Kultur so wenig wie in der des gesamten organischen Lebens. Was aber ist der Grund, der hier den Fortschritt hindert, dort ihn anregt und im beständigen Wachsen erhält?

Es liegt nahe, zunächst an den Einfluß des **Klimas** zu denken und an die Schwierigkeiten des Kampfes ums Dasein, die aus Boden und Lage des Wohngebietes entspringen. Es ist längst aufgefallen, daß nur in gemäßigten Breiten oder allenfalls auf tropischen Hochebenen sich eine höhere, arbeitslustige Kultur entfaltet hat, während in den Tiefebenen der heißen Zone oder in den eisigen Gefilden jenseit des Polarkreises sich kein stetiger Aufschwung vollziehen konnte. Gewiß liegt hier ein Fingerzeig, der uns zur Lösung wenigstens eines Teils des Rätsels zu führen verspricht; daß er nicht genügt, wird allein schon durch das Nebeneinanderwohnen höherer und niederer Völker in geographisch nahezu gleichwertigen Gebieten bewiesen. Die Fürsprecher der Kulturübertragung werden dagegen auf die verschiedene Gunst des Schicksals aufmerksam machen, das z. B. den Randvölkern der Ökumene viel schwieriger die Keime höherer Gesittung zukommen ließ als den Bewohnern solcher Gegenden, die seit alter Zeit von Handel und Verkehr mit Vorliebe aufgesucht werden. Auch dieser Gesichtspunkt ist durchaus beachtenswert, aber erklärt abermals nur einen Teil der Frage, da es ja zweifellos Wildstämme gibt, die durch lange und enge Berührung mit höherer Kultur kaum merklich gefördert werden oder gar den neuen Einflüssen erliegen, während andere sich in sehr verschiedener Weise empfänglich zeigen. Das Einfachste wäre freilich, wenn wir eine ursprüngliche

Disposition annehmen dürften, die das eine Volk zum Fortschritte, das andere zum Stillstand bestimmte. Indes hat schon Waitz mit Entschiedenheit betont, „daß die verschiedenen Kulturzustände der Völker in weit höherem Maße von dem Wechsel ihrer gesamten Lebenslage und ihrer Schicksale, überhaupt von anderen Momenten abhängen als von ihrer ursprünglichen geistigen Begabung". Zum mindesten werden wir wohlthun, diese ursprünglichen Unterschiede, die ja doch auf keine Weise mehr nachzuweisen sind, nur dann zur Erklärung heranzuziehen, wenn alle anderen Hilfsmittel versagen; daß jetzt den Naturvölkern die Disposition zum Stillstand innewohnt, daß sie so ohne weiteres gar nicht im stande sind, ernstlich an unseren Fortschritten teilzunehmen, ist freilich wahr, aber diese Disposition scheint doch viel mehr erworben als eine ursprüngliche Eigenschaft zu sein, da ja auch die Naturvölker auf einer gewissen Höhe stehen, die sie zu irgend einer Zeit einmal erstiegen haben müssen.

Ein Blick auf das gesamte organische Leben der Erde bringt uns vielleicht der Lösung des Problems näher. Es gibt Tierformen, die sich seit sehr frühen erdgeschichtlichen Perioden nicht verändert haben, deren Vertreter aus dem Silur oder der Trias sich von denen der Gegenwart in keiner Weise unterscheiden, und es gibt neben ihnen wieder andere, die sich beständig entwickelt und umgebildet haben, und deren heutige Formen den Vorfahren kaum mehr ähnlich sehen; man wird annehmen dürfen, daß die ersteren sich schon früh den vorhandenen Daseinsbedingungen so gut angepaßt haben, daß weitere Differenzierungen nicht eintraten, während sich die anderen — mag die Grundursache sein, welche sie will — weiter entwickeln und nach und nach verbesserte Daseinsmöglichkeiten erproben mußten. Möglich, daß sich auf diesem Wege dann überhaupt die Neigung zum Wechsel der Formen verstärkte. So haben wir in der Lebewelt der Gegenwart uralte, aber in ihrer Art ganz lebenskräftige Geschlechter neben Neubildungen, die vielleicht erst der letztvergangenen Erdperiode entstammen, ja aus allen Zeitaltern der Erdentwickelung sind Vertreter vorhanden, die je zu einer bestimmten Zeit aufhörten, sich weiter umzubilden, und nun fröhlich nebeneinander im Sonnenschein des heutigen Tages gedeihen.

Es ist nicht schwer, diese Vergleiche auf die einzelnen Gruppen der Menschheit anzuwenden. Auch unter den Völkern der Erde sehen wir solche mit einer antediluvianischen Kultur neben den höchststehenden Vertretern europäischer Gesittung, sehen primitive Sammler und Jäger neben fleißigen Ackerbauern, sehen Weltanschauungen der Vorzeit oder des Mittelalters noch ganz lebendig in den Köpfen von Zeitgenossen, deren Wohnsitze mit Hilfe unserer heutigen Verkehrsmittel in verhältnismäßig kurzer Zeit zu erreichen sind. Sollte nicht auch in diesem Falle der Stillstand auf der einen oder der anderen Stufe eine Folge vollkommener Anpassung sein, die endlich den Trieb zum Fortschreiten vollständig hemmt?

In der That, was die Naturvölker am schärfsten von uns unterscheidet, was dem unruhig vorwärts strebenden Kulturmenschen an ihnen oft dermaßen als beneidenswert erscheint, daß alle Utopien es als Vorbild für uns selbst hingestellt haben, das ist das Gefühl ruhiger, dumpfer Zufriedenheit, sorglosen Frohsinns, von dem wir selbst nur allzu weit entfernt sind. Und woraus entspringt dieses Gefühl anders als aus der *vollkommenen Harmonie mit der Umgebung*? Daß die Zufriedenheit mit der Fülle des Wissens oder des Besitzes gar nichts zu thun hat, ist eine Wahrheit, für die jeder Schulknabe treffende Belege zu finden weiß; in Wirklichkeit bedeutet Zufriedenheit nichts anderes als freiwillige Beschränkung auf das Vorhandene oder nächst Erreichbare, eine Verengerung des Horizonts oder — und das ist bei Naturvölkern in der Regel der Fall — ein Verzicht auf seine Erweiterung. Der Hyperboreer

ist in Tracht (s. die obere Abbildung), Gerätschaften (s. die untere Abbildung) und Lebensweise so völlig seiner Heimat im kalten Norden angepaßt wie der Indianer der Tropen dem feucht-heißen Klima seines Landes: ein weiterer Fortschritt scheint beiden weder nötig noch überhaupt denkbar. Individuell haben wir die Gegensätze zwischen Fortschritt und Selbstbeschränkung auch innerhalb unserer Kulturwelt: dem eigentlichen Kulturförderer, der sich rastlos mit neuen Plänen beschäftigt und immer steilere Höhen emporklimmt, um nach neuen Zielen auszuspähen, steht der typische Philister gegenüber, der glücklich ist, wenn er den ferneren Verlauf seiner kleinen Lebensbahn mit dem allmählichen Aufrücken in Rang und Gehalt behaglich zu überschauen vermag, der sich so früh wie möglich in eine bestimmte Lebensanschauung einspinnt und im engen Kreis ein vergnügt harmonisches Dasein führt. Der Philister hat das Nötige gelernt, um sein Amt auszufüllen, und damit kommt er dann, ohne immer wieder Neues in sich aufnehmen zu müssen, für den Rest seines Lebens zur Genüge aus. Die Naturvölker sind ganz in derselben Lage: ihre Lehrzeit liegt weit hinter ihnen, sie haben sich gewissermaßen zur Ruhe gesetzt und brauchen nichts weiter, und was ihnen jetzt Neues zukommt, namentlich durch den Einfluß der europäischen Kulturvölker, das fällt ihnen ungefähr wie ein unerwarteter und unverdienter Lotteriegewinn in den Schoß und trägt so wenig Segen wie in der Regel dieser dem Armen, den er in eine völlig ungewohnte Lage und einen Taumel der Verwirrung versetzt.


Samojedische Fellhandschuhe. Bremer Museum.

Wie wir oben schon sahen, ist die Masse immer konservativ, der Fortschritt immer individuell. Man kann also auch sagen, daß bei den Naturvölkern der Einfluß der Masse überwältigend groß geworden ist und durch den Einzelnen nicht mehr überwunden werden kann, außer in ganz ungewöhnlichen Fällen. Die Menge ist immer geneigt, sich mit dem Vorhandenen einzurichten, sie strebt nach einem Zustande des Gleichgewichtes und der Ruhe, der dem ungestörten Ablauf des Lebensprozesses günstig ist. Das umstürzlerische Proletariat der Fabrikstädte beweist nichts dagegen, da es an und für sich eine Ausnahmeerscheinung ist, die besonderen Gesetzen folgt, und außerdem im Grunde doch nur aus dem aufgezwungenen Zustande der Unruhe und Unstetigkeit in einen des behaglichen Gleichgewichtes zu gelangen strebt; der Fortschritt, wie ihn das Proletariat meint, ist nur ein Übergang zum Stillstand. In diesem Sinne vollziehen sich auch innerhalb der Naturvölker mancherlei Veränderungen, sobald die äußeren Lebensbedingungen wechseln, aber sie haben immer nur den Zweck, eine neue, dauernde Anpassung an das Gegebene zu erzielen, nicht aber eine Reihe von Kämpfen gegen die Naturmächte zu eröffnen: sie sind passiv, nicht aktiv. Auf dieser Erkenntnis beruht die alte Scheidung in passive und aktive Völker, die sich in Wirklichkeit schwer durchführen läßt, deshalb wenig mehr angewendet wird, aber doch eine tiefe innere Berechtigung hat.


Schneemesser der Eskimo. Nach F. Boas.

Die Menge schafft sich dann auch ihre heiligen Bräuche, ihren Aberglauben und ihre Götter, die alle über das Herkömmliche wachen, dem Fremden und Neuen feindlich sind. Der alte Brauch zu Tauris, die Fremden den Göttern zu opfern, dessen Abschaffung unter dem Einfluß griechischer Kultur in alter und neuer Zeit dichterisch verklärt worden ist, zeigt in unübertrefflicher Klarheit die Gedankenwelt eines sich bewußt abschließenden Stammes. Die Art,

wie sich die Abneigung gegen das Ungewohnte hinter Aberglauben und Religion verschanzt, ist manchmal rührend, noch öfter aber widerlich oder komisch. So ist es in manchen Gebirgsdörfern Neuguineas nicht möglich, Leute für die Plantagen an der Küste anzuwerben, weil der Anblick des Meeres für die Gebirgsbewohner nach deren Ansicht tödlich ist. In den wasserarmen Steppen Hochasiens ist es natürlich mit der Reinlichkeit übel bestellt, und der echte Mongole kommt kaum auf den Gedanken, sich zu waschen; daß aber im Mittelalter tatarische Stämme sogar Gewissensskrupel gegen das Baden hatten, daß nach mongolischer Ansicht das Waschen der Kleider Gewitter herbeizieht, und daß noch heute ein Mensch, der kein Ungeziefer hat, für Gott nicht wohlgefällig gilt, das setzt der Sache erst recht die Krone auf.

Es liegt also System in dem Stillstande der Naturvölker, sie halten an ihm fest, weil sie in der mit ihm verbundenen Zufriedenheit ein höheres Glück finden als in allem Fortschritt der Kultur. Worauf beruht aber im Grunde dieses Glück? Wenn der Kulturmensch auf eine Entlastung seines Geistes durch immer neue Bildung automatisch ablaufender Gedanken- und Handlungsreihen hinarbeitet, aber nie ein Ende dieser Arbeit sieht, so erreicht der „Wilde" dasselbe Ziel viel einfacher, indem er seinen Horizont abschließt, sich in dem gegebenen Raume behaglich einrichtet und ohne weitere Gedankenarbeit die vorhandenen Formeln immer von neuem anwendet. Überschüssige Kräfte entladen sich dann nutzlos in Krieg und Spiel (s. die Abbildungen, S. 77 und 80 oben, und vgl. S. 66 und 68). Gerade die größte Wonne des Naturmenschen oder selbst des Halbkultivierten, das gedankenlose Hinträumen, das „Kef" des Türken, dieses Versinken in das Nichts, als dessen höchstes Ideal das buddhistische Nirwana erscheint, das ist nur in der dumpfen Luft eines engbegrenzten Daseins so recht möglich, nicht aber im schneidenden Winde des Kulturfortschrittes, der mächtig dem Wagemutigen die Segel füllt, aber kein dämmerndes Behagen aufkommen läßt.

Der Stillstand oder der Sieg der erhaltenden Kräfte über die fortschreitenden kann natürlich auf sehr verschiedenen Stufen der Entwickelung stattfinden; am ersten aber wird er immer dort eintreten, wo der Charakter der Natur einfach, aber mächtig ist und den Wunsch nach besserer Anpassung, falls nur erst einmal eine bestimmte Harmonie gefunden ist, weder anregt noch ermutigt. Die zwerghaften Bewohner des afrikanischen Urwaldes, die Waldbewohner Ceylons und Brasiliens, die Feuerländer und die Hyperboreer, die Buschmänner Südafrikas und die Australier sind in dieser Lage, und die unsteten Pariastämme innerhalb der Gebiete höherer Kultur beweisen, wie starr gerade bei den Völkern, die am weitesten zurückgeblieben oder besser am frühesten zum Stillstand gekommen sind, die Anpassung an gegebene Daseinsformen geworden ist. Anderwärts ist der Stillstand später und nicht in so vollkommener Weise erfolgt, er ist nicht ein endgültiger Verzicht auf allen Fortschritt und kann durch fremden Einfluß leicht wieder einmal aufgehoben werden. Auch die Kulturvölker der Gegenwart haben derartige Ruhezeiten durchgemacht, und bei manchen wird das Wechselspiel zwischen Fortschritt und Beharren mehr durch die beständigen Anstöße von außen als durch die im eigenen Inneren treibenden Kräfte unterhalten.

Es bleibt noch die Frage zu untersuchen, welche Ursachen es wohl sein mögen, die gewisse Völker — nicht immer dieselben freilich! — mit dem Drange nach fortschreitender Entwickelung erfüllen. Das ist eine Umkehrung unserer ersten Frage nach den Gründen, die zum Stillstand führen, aber nunmehr vollkommen berechtigt: das Glück der vollständigen Anpassung, der sorglosen Zufriedenheit, der behaglichen Träumerei ist so groß und jedem Menschen verständlich, daß es in der That mächtiger Gegenwirkungen bedarf, um das Streben danach zu

unterdrücken oder doch auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken. Mächtige Wirkungen allerdings sind nicht nur solche, die jeden Augenblick überwältigend vor Augen stehen, sondern auch jene, die aus kleineren, aber beständig wiederholten Anstößen endlich zu gewaltiger Stärke anschwellen. Mit den letzteren haben wir es offenbar auch hier zu thun, denn lägen die Ursachen des beständigen Fortschrittes klar vor aller Augen, dann würde eine Frage nach ihnen fast überflüssig, eine Antwort selbstverständlich sein.

Die Thatsache, daß die höhere Kultur an bestimmte klimatische Zonen geknüpft scheint, gibt einen deutlichen Wink, wo wir die Grundursachen des Fortschrittes zu suchen haben; und bedenken wir ferner, wie das beständige Gegeneinanderwirken des Fortschreitens und des Beharrens die eigentliche Kulturarbeit darstellt, so werden wir leicht an jenes Wechselspiel der Natur in kühleren Zonen erinnert, das Zeiten der Fülle und des Mangels, der Hitze und des Frostes periodisch sich ablösen läßt und den Völkern, die mit diesen Verhältnissen rechnen müssen, das behagliche Hindämmern gründlich verleidet. Bei den beiden ältesten westlichen Kulturvölkern, den Babyloniern und Ägyptern, scheint das periodische An- und Abschwellen der Ströme dieselbe Wirkung gehabt zu haben. Damit aber wird wenigstens der zeitliche Horizont gewaltsam erweitert: wer leben will, muß rechtzeitig Sorge tragen, daß er über die Monate des Mangels und der Gefahr sicher hinwegkommt, und während so der mahnende Gedanke an die Zukunft sich fest einprägt und endlich zum sekundären Instinkte wird, sorgt gleichzeitig die Auslese der Natur dafür, daß die unverbesserlich Leichtsinnigen und Sorglosen zu Grunde gehen. So wird denn endlich die Arbeit den Kulturvölkern ein Bedürfnis, wie es den Naturvölkern die träumerische Ruhe ist; sie können nicht mehr anders als vorwärtsschreiten, sie können das sorglose Behagen nicht wiederfinden, selbst wenn sie es wollten, denn jede erzwungene Ruhe macht ihnen Schmerz, und der ererbte Drang zur Thätigkeit weckt sie wie die Stimme des Gewissens, wenn die Kräfte des Stillstandes in ihnen mächtig werden wollen. Die Kulturvölker haben ein neues Glücksideal gefunden, und das alte, mag es auch ein Rousseau ihnen mit begeisterten Worten preisen, ist für sie verloren.



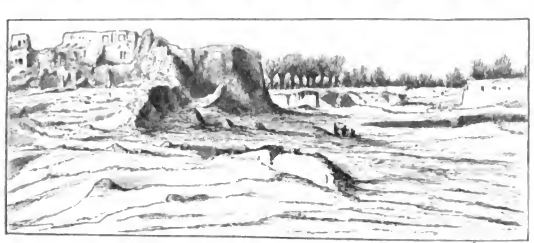
Baospiel der Suaheli. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 76.

4. Rückschritt und Untergang.

Die Menschen, in ihrem Thun und Treiben beständig von der Natur und den Geschlechtsgenossen gehemmt und geschädigt, überlassen sich gern dem Träumen „von besseren künftigen Tagen“, sie bilden sich Ideale, die entweder das Volk als Ganzes einmal erreichen soll, oder die im Jenseits dem Einzelnen nach vollbrachter Lebensfahrt winken. Es liegt auch in diesen Idealen ein sehr bestimmter und anziehender Unterschied zwischen Natur- und Kulturvölkern oder richtiger zwischen stillstehenden und fortschreitenden Gruppen der Menschheit: die ihrer Umgebung harmonisch angepaßten Völker wissen sich nichts anderes auszumalen als die irdischen Zustände und Genüsse in potenzierter Gestalt, wie denn selbst die himmlischen Freuden, die der Islam seinen Gläubigen verheißt, ganz jenen Träumereien entsprechen, denen sich ein selbstzufriedener Orientale während seiner beschaulichen Muße hingeben mag; für die fortschreitenden Völker ist es dagegen charakteristisch, daß ihnen vielmehr eine Abkehr von leiblichen Genüssen und dagegen ein Schwelgen in den Wonnen des Geistes und Gemütes als Zukunftsbild erscheint. Aber nicht immer als Zukunftsbild. Solange der geschichtliche Horizont beschränkt bleibt — und völlig werden ja selbst für uns die Hindernisse der Fernsicht erst durch die vorgeschichtliche Forschung hinweggeräumt —, so lange ist es auch möglich, das ersehnte bessere Land auf der einen oder der anderen Seite zu suchen, in der Zukunft oder in der Vergangenheit. Die Betrachtung der eigenen Lage, die alsdann die Frage entscheiden muß, kann zu sehr verschiedenen Ergebnissen führen, je nach dem augenblicklichen Stande der Dinge oder dem Temperamente des Beobachters, und es scheint, als ob gerade bei Kulturvölkern leicht ein entschiedener Pessimismus Platz griffe; das beweist schon das herkömmliche Lob der „guten alten Zeit“, das dann wieder einen Schwall seichter Widerlegungen hervorzurufen pflegt. Die Griechen, die wie kein anderes den Namen eines Kulturvolkes verdienten, haben die Lehre von der zunehmenden Verschlechterung der Welt in ein System gebracht und unter Anlehnung an den wirklichen Gang der Ereignisse ein goldenes, silbernes, ehernes und eisernes Zeitalter aufeinander folgen lassen. Die christlichen Völker übernahmen aus dem Glaubensschatze der alten Israeliten das Vergangenheitsideal des Paradieses, dem das Zukunftsbild der himmlischen Freuden ergänzend gegenüberstand. Mit allem Ernst einer wissenschaftlichen Lehrmeinung aber trat noch einmal, und voraussichtlich zum letzen Male, die Lehre vom Niedergang der Menschheit zu Ende des 18. Jahrhunderts auf, als die rosig gefärbten Berichte über die Völker der Südsee zu beweisen schienen, daß in der That fern von den Sitzen unserer Kultur bessere und edlere Menschen wohnten, deren Zustände sich doch wohl aus einer schöneren Vergangenheit herschreiben mußten. So entstanden die Ansichten Rousseaus und endlich das System de Maistres, der die altgriechische Anschauung in neuem Gewande zur Geltung zu bringen suchte. Das war freilich selbst bei der unvollkommenen Kenntnis der Naturvölker nur deshalb möglich, weil man den Zusammenhang zwischen äußerem und innerem Fortschritt, zwischen der materiellen Seite der Kultur und ihren geistigen und sittlichen Bestrebungen völlig verkannte und der kindlichen Ansicht huldigte, daß der von der ungebrochenen Grausamkeit der Natur bedrängte primitive Mensch ganz derselben Gedanken und Gefühle fähig sei wie der Angehörige eines Kulturvolkes, dem die Siege seiner Vorfahren über den Drang des irdischen Daseins einen anderen Geist, andere Kräfte und andere Pflichten als Erbe gewonnen haben.

Die vorgeschichtliche Forschung und die genauere Erkenntnis des Wesens der Naturvölker haben den Schwärmereien im Sinne Rousseaus den Boden entzogen; von einem allgemeinen

Niedergang auch nur der sittlichen Kultur kann nicht die Rede sein, so wenig wie eine freiwillige „Rückkehr zur Natur“ möglich oder auch nur wünschenswert ist. Und doch sind diese Ideen nicht so völlig aus der Luft gegriffen, daß nicht eine Untersuchung ihrer Gründe sehr wichtig erschiene. Mag die Kultur im ganzen fortgeschritten sein, so ist sie es doch nicht in allen ihren Verzweigungen, von denen viele dürr und verkrüppelt den Baum der Entwickelung verunzieren; wo einst in den lachenden Fluren Babyloniens reiche und blühende Städte sich erhoben, ragen jetzt nur noch formlose Lehmhaufen aus dem versumpften Lande, Hochasien ist ein Land der Ruinenstädte (s. die untenstehende Abbildung), und die Geschichte Ägyptens bis zur Gegenwart zeigt wahrlich nicht ein Bild beständigen Fortschrittes, so wenig wie die des chinesischen Volkes. Die Frage, ob nicht auch für die Träger der Kultur Europas einmal ein Tag der Ermattung kommen wird, ist vollkommen berechtigt; ja sie ist vom Standpunkte der einzelnen Völker mit einem entschiedenen Ja zu beantworten. Die Geschichte läßt uns das Sinken des Griechentums und den Zerfall des römischen Staates, den Niedergang Spaniens nach der Zeit Karls V., die furchtbaren Kulturverluste Deutschlands nach dem Dreißigjährigen Kriege und den Verfall der einst so blühenden flandrischen Städte erkennen. Für jedes Kulturvolk scheint die Stunde zu kommen, wo es sich von jugendlichen Mitbewerbern überholt sieht und wie eine alternde Schöne im Spiegel ängstlich die Runzeln des beginnenden Alters prüft; keinem bleiben die trüben Tage des Niederganges erspart, in denen die Redensart von der „guten alten Zeit“ zum bittersten Ernste wird.

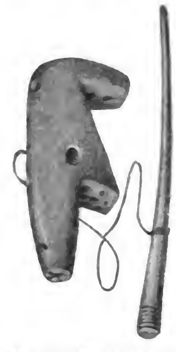


Die Ruinenstadt Borasan, Ost-Turkestan. Nach Sven Hedin.

Aber diese unausrottbare Redensart, die auch in den Tagen des blühendsten Aufschwungs nicht verstummt und unter allerlei Verkleidungen immer wieder zu Worte kommt, lehrt uns noch etwas anderes.

Jeder Fortschritt, können wir sagen, ist zugleich ein Verlust. Die Kultur bedeutet ja nicht nur einen Kampf gegen die Kargheit und die Schrecknisse der Natur, sondern zugleich einen beständigen, aufreibenden Krieg gegen das eigene Ich, gegen die dunkeln und mächtigen Triebe des inneren Menschen. Wer mit sorgendem Blick ein weites Feld des Raumes und der Zeit zu umspannen strebt, der muß darauf verzichten, jeden kleinen Wunsch und Trieb freundlich zu befriedigen, er muß seine Macht und seine Sicherheit mit der Hingabe des augenblicklichen Genusses erkaufen. So fehlt den Kulturvölkern vor allem jenes Glück der Beschränktheit, jene einfache Harmonie mit den natürlichen Bedingungen, die dem primitiven Menschen das Leben so leicht machen. Es ist selbstverständlich nicht die Lage der Naturvölker an sich, die uns beneidenswert erscheinen könnte, sondern die Bedürfnis- und Sorglosigkeit, die sich in der geringen Furcht vor der Zukunft und in einer merkwürdigen

Geringschätzung des Daseins und der Zeit äußert. Selbst die Ausbrüche wütender Erregung, die das gewöhnliche Hindämmern unterbrechen, können dem Kulturmenschen anziehend erscheinen, dem der wohlgeordnete Polizeistaat das Maß seiner leidenschaftlichen Aufwallungen sorglich beschneidet. Aber dieser Polizeistaat selbst ist ja wieder ein Erzeugnis der Kultur, ein Beweis dafür, daß die fortschreitende Menschheit mit Bewußtsein auf einen Teil der Freiheit verzichtet, die dem Naturmenschen als die unerläßlichste Bedingung seines Glückes erscheint. Es ist die Arbeitsteilung, die uns zu Stücken einer Maschine macht und uns gleichzeitig von der gegebenen Grundlage alles Daseins, der Natur, mehr und mehr entfernt. Der armseligste Buschmann steht in seiner Heimat selbständiger auf seinen Füßen als der gelehrteste Europäer, den ein unglückliches Schicksal an eine menschenleere Küste wirft; die Erfahrung hat es bewiesen, daß der europäische Verschlagene oder Flüchtling, der sich einem unzivilisierten Stamm anschließt, wenig oder nichts von seiner Kultur auf die neuen Genossen zu übertragen vermag, sondern bald genug auf deren Stufe herabsinkt; seine Kenntnisse, die immer nur ungenügende Teile eines größeren Ganzen sind, verlieren ihren Wert, ebenso wie das beste Gewehr neuester Konstruktion eine nutzlose Holz- und Metallmasse ist, wenn die dazugehörigen Patronen nicht zu beschaffen sind. Der Kulturbesitz des Naturmenschen dagegen gleicht seinen einfachen Waffen, seinen Speeren, Keulen und Bogen: sie sind nicht allzu wirksam, aber sie sind überall zu brauchen und leicht zu erneuern und zu ergänzen (s. die untenstehende Abbildung). Diese Selbstherrlichkeit der primitiven Völker ist es denn auch, deren Verlust am tiefsten unser Herz berührt; der Knabe, der sich mit glühenden Wangen über seine Indianergeschichte oder seine Robinsonade beugt, ahnt mit einem dunkeln Gefühle sehnsüchtigen Schmerzes, daß die Kultur sich für ihre Gaben einen teueren Preis zahlen läßt, und daß es ein Glück gibt, das er wohl erkennen, aber nicht ergreifen kann.



Spielzeug (Ajegaungspiel) der Eskimo. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 76.

Und nicht nur um einen Verlust an Glücksgefühl handelt es sich, sondern auch in gewissem Sinne um einen Verlust an Kraft. Indem wir beständig in geregelter Thätigkeit Energie ausgeben, verringern wir die Wahrscheinlichkeit jener explosiven Ausbrüche, die zwar eine Gefahr, aber doch zugleich ein gewaltiges Mittel im Kampf ums Dasein sind: wer im stande ist, einmal alle Bedenken und Rücksichten achtlos beiseite zu werfen, vermag mit einem Schlage Großes zu erreichen und Hindernisse zu durchbrechen, vor denen der Bedächtige ratlos zurückweicht. Der Mangel der blinden Leidenschaft wird freilich in den meisten Fällen durch die thatengewohnte,



Aino, mit dem Bogen schießend. Japanische Zeichnung. Nach dem „Internationalen Archiv für Ethnographie“.

klarblickende Energie des Kulturmenschen mehr als ersetzt, und im Wettkampfe wird ihm zuletzt doch die Palme bleiben; aber gerade die übermächtige Entwickelung des Verstandes, die alle Möglichkeiten erkennen läßt und die rasche Wahl erschwert, lähmt wieder die Fähigkeit des Entschlusses und verhüllt die Einsicht in das Einfachrichtige. Gelehrte haben als praktische Politiker selten große Erfolge gehabt, wie auch Beispiele aus neuerer Zeit beweisen. Das klassischste Muster des „Widerstreites zwischen Geist und Charakter" aber ist, wie Vierkandt in geistvoller Weise zeigt, Shakespeares Hamlet, „bei dem das fortwährende Abwägen schließlich zu einer vollständigen Aufhebung des Wollens überhaupt führt". In dieser Erscheinung liegt vielleicht schon mehr als ein notwendiger Verlust, der durch andere Gewinne aufgehoben wird: hier zeigt sich eine Schwäche, die der Kultur selbst verhängnisvoll zu werden vermag, wie wir noch erkennen werden.



Dayak-Krieger, Borneo. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 82.

Die mit der fortschreitenden Kultur verbundenen Glücksverluste erklären den Pessimismus, der aus der Lehre vom goldenen Zeitalter oder vom Garten Eden spricht, aber sie gewähren keinen Einblick in die Verhältnisse, die den Niedergang oder gänzlichen Verfall einer Kultur verursachen mögen. Wendet man sich diesen Fragen zu, so erkennt man bald, daß es sich um kein ganz einfaches Problem handelt. Nach dem alten und wahren Worte „Stillstand ist Rückschritt" kann man von einem relativen Rückgange der Kultur reden, der überall dort eintritt, wo ein Volk auf einer einmal erreichten Stufe stehen bleibt, während die Nachbarn auch fernerhin fortschreiten; fast immer verwandelt sich übrigens der scheinbare Rückgang in einen wirklichen, da das eigentliche Kulturleben ohne Fortschritt undenkbar ist und allmählich auch die Kraft zur Erhaltung des Bestehenden verschwindet. Der Verfall im eigentlichen Sinne aber wird in zwei sehr verschiedenen Formen auftreten: entweder verschwindet die Kultur, weil das Volk, an das sie gebunden ist, ausstirbt und zu Grunde geht, oder die Kultur nimmt ab, während das Volk, das sie geschaffen oder doch besessen hat, im übrigen seine Lebenskraft bewahrt und in bescheideneren und ärmlicheren Verhältnissen sein Dasein weiterfristet. Das erste Schicksal pflegt die eigentlichen Naturstämme zu treffen, das andere die menschenreicheren Völker mit höherer Gesittung.

Über das Aussterben zahlreicher Naturvölker, die in Berührung mit unserer Kultur kommen, kann kein Zweifel bestehen. Natürlich wäre es höchst verkehrt, nunmehr alle Stämme, die vom Erdboden verschwunden sind, auf das Konto unserer Zivilisation zu schreiben, da wohl

seit den ältesten Zeiten im Kampf ums Dasein ganze Geschlechter dahingeschwunden sind oder sich als kümmerliche Reste in anderen verloren haben. Auf Neuseeland scheint schon vor dem Eintreffen der Europäer eine Folge blutiger Kriege das Volk bedenklich dezimiert zu haben, und wie in Afrika im beständigen Durcheinanderschieben Stämme zertrümmert und nahezu oder auch völlig vernichtet werden, lehrt schon ein flüchtiger Blick auf die Geschichte des dunkeln Erdteils. In Nordamerika waren die Europäer noch Zeugen des Vertilgungskrieges, den die Irokesen gegen die Huronen und die Stämme der Algonkin führten, und weiter im Süden desselben Weltteils hatten die Kariben auf einem Teile der Kleinen Antillen die Ureinwohner bereits erfolgreich ausgerottet. Nicht umsonst verfügen die meisten Naturvölker über ein Arsenal von Mordwaffen, ist der Krieger ihr Ideal eines Menschen (s. die Abbildung, S. 81). Kulturrückgänge, deren Ursache nicht ohne weiteres zu erkennen ist, lassen sich auch sonst beobachten; auf vielen Inseln Polynesiens z. B. deuten umfangreiche Ruinen (s. die Abbildung, S. 83) darauf hin, daß hier in früherer Zeit lebhaftere Kulturthätigkeit geherrscht haben muß und wohl auch die Bevölkerung zahlreicher war als gegenwärtig. Aber das Aussterben im großen Stile hat doch überall erst mit dem Auftreten der Europäer begonnen. Aus allen Erdteilen wird es berichtet, aus Polynesien wie aus Sibirien, vom Festland Australiens, aus Südafrika und auch aus allen Gegenden Amerikas. Nur vereinzelte Völkergruppen zeigen größere Widerstandskraft, so vor allem die Neger und die meisten der Völker, die auf Grund eigener beachtenswerter Kultur zu mächtiger Volkszahl angewachsen sind, wie die Hindu oder die Chinesen.

Für uns, deren Kolonisatoren und Missionare so gern mit dem stolzen Worte hinausziehen, daß sie den unglücklichen Wilden die Segnungen der Kultur bringen wollen, ist diese Beobachtung peinlich und beschämend, und man hat es nicht an Bemühungen fehlen lassen, die Ursachen des Übels und damit auch die Heilmittel zu finden. Die Mühe wurde nur zu reich belohnt, und die Menge der Gründe, die nach und nach mit einer gewissen Berechtigung für das Aussterben der Naturvölker verantwortlich gemacht worden sind, ist so groß, daß sie eher verwirrend als klärend wirkt. Und doch muß eine Hauptursache vorhanden sein, zu der die übrigen nur ergänzend hinzutreten, da in den verschiedensten Gebieten der Erde, unter den verschiedensten Arten der Behandlung die primitiven Stämme dahinschwinden oder wenigstens zunächst eine furchtbare Abnahme der Zahl erfahren, um dann zuweilen, wie es scheint, sich einigermaßen wieder zu erholen. In Nordamerika z. B. erfolgt der Rückgang der Indianer durchaus nicht mehr so rasch, wie frühere Berichte vermuten lassen, und stellenweise ist sogar eine Zunahme zu beobachten.

Gewaltsame Ausrottung ist leider nichts Seltenes gewesen. In Tasmania war ein Preis auf das „Einfangen" der Eingeborenen gesetzt, was natürlich nur eine schöne Umschreibung für den Beginn eines Vernichtungskrieges war, der denn auch einen höchst erfolgreichen Verlauf nahm. Als man sich dann endlich entschloß, dem Reste der Unglücklichen eine neue Heimat zu geben, da schwand ohne weitere Eingriffe von außen auch dieser Rest dahin, und im Jahre 1876 starb die letzte Tasmanierin, Truganini. Mit noch grausamerer Energie haben die Buren Südafrikas den Kampf gegen die Buschmänner aufgenommen, die als unverbesserliche Viehräuber den tödlichen Haß der Kolonisten auf sich gezogen hatten; zu Hunderten wurden die gegenüber den Feuergewehren fast Wehrlosen zusammengeschossen, ja für zahlreiche Kolonisten war die Jagd auf Buschmänner ein ebenso erlaubter und nützlicher Sport wie die auf Gazellen oder Strauße. Ganz ähnlich ist es in Australien zugegangen, und daß dabei die aus Eingeborenen rekrutierte „schwarze Polizei" sich hervorragend beteiligte, macht das düstere Bild nicht freundlicher.

Zur absichtlichen Ausrottung treten die Verheerungen, die eingeschleppte **Krankheiten** unter den Naturvölkern angerichtet haben, wie die Pocken, die Schwindsucht, Syphilis oder die Cholera. Manche Infektionskrankheiten, die unter den Europäern nur noch sehr bescheidene Opfer fordern, sind in den Gebieten, wo sie bisher unbekannt waren, oft in schwerster Form aufgetreten, so der Schnupfen in Südamerika, ferner die Masern, die z. B. auf Fidschi bei ihrem ersten Erscheinen 40,000 Menschen hingerafft haben sollen, Keuchhusten, Influenza und Dysenterie. Bei der geringen Kopfzahl der meisten Naturvölker müssen derartige Epidemien verhängnisvoll wirken und nicht selten den langsamen Verfall der Volkskraft in einen plötzlichen Zusammenbruch übergehen lassen.

Aber weder Kriege noch Krankheiten genügen zur Erklärung der seltsamen Thatsache, daß so oft das bloße Zusammentreffen mit den Trägern europäischer Kultur hinreicht, um die Zahl eines Naturvolkes zurückgehen zu lassen, selbst wenn ein glückliches Geschick alle schwereren Verwickelungen verhütet. Die Ursache kann nur darin liegen, daß hier zwei so völlig verschiedene Weltanschauungen und Anpassungsformen aufeinander einwirken, daß notwendig die schwächere erliegen muß; und da ja nun das ganze Dasein eines Naturvolkes aufs engste mit seiner harmonischen Anpassung an die Verhältnisse der Natur verknüpft ist, so muß der Zusammenbruch dieser Harmonie zugleich die Lebenskraft des Volkes schwer, ja tödlich erschüttern. Zunächst schon in **geistiger** Beziehung: was der „Wilde" am höchsten geschätzt hat, die müßige Freiheit, das sorglose Lustgefühl des Daseins, das soll er nach dem übermächtigen Beispiel der Europäer aufgeben und gegen eine unbegrenzte Thätigkeit vertauschen, deren Ziel er nicht billigt und nicht versteht. Eine „Umwertung aller Werte" im wahrsten Sinne des Wortes wird ihm angesonnen, das gering Geschätzte, im Überfluß Vorhandene soll er plötzlich achten und sparsam gebrauchen und dafür seine Lieblingsneigungen opfern. Die Zeit, die ihm wie den Zigeunern Lenaus am besten hingebracht scheint, wenn er sie „verraucht, verträumt, vergeigt", und man kann hinzufügen „vertanzt" (s. die Abbildung, S. 85), soll jetzt ein köstliches Gut sein, das mit sparsamem Fleiß ausgenutzt werden muß, der Boden, den er als Jäger sorglos durchstreifte, gilt auf einmal als wertvolles Eigentum, von dem jeder Fußbreit umstritten und genau vermessen wird, und das Menschenleben endlich, mit dem er ebenfalls unbekümmert umging, soll ihm jetzt selbst in der Gestalt des Fremden und des Feindes heilig sein. Kommt zu alledem noch der wohlgemeinte Unterricht in den Errungenschaften der Kultur, dann bricht der überlastete Geist, dem keine Arbeit der Vorfahren die Kraft gestärkt hat, hilflos zusammen.



Ruine von Bauten auf Strongs-Island, Südsee. Nach Hernsheim. Vgl. Text, S. 82.

Während so der geistige Einfluß der Kultur zersetzend wirkt, weicht gleichzeitig das **wirtschaftliche** Leben der Naturvölker aus seinen gewohnten Geleisen. Das bedeutsamste Merkmal primitiver Wirtschaft ist die Selbstbeschränkung; gering und ohne große Wichtigkeit für die Grundlagen des Daseins ist in der Regel der Verkehr mit der Außenwelt; der Boden wird je nach den Kenntnissen des Stammes mehr oder weniger, jedenfalls aber nie intensiv, ausgebeutet, und die Volkszahl entspricht der Möglichkeit der Ernährung. Ein gewisser Kommunismus, der besonders die Nahrungsmittel umfaßt, beherrscht die ganze Lebenshaltung und erleichtert, gerade indem er Wettbewerb und Fortschritt unterbindet, das Dasein des Einzelnen außerordentlich. Alles das widersteht wohl gewaltsamen Eingriffen von außen, wenn sie nicht allzu heftig sind, leidlich genug, aber wenn die ganze Grundlage des Gebäudes verschoben wird, wie das durch die Übertragung unserer Kulturideale geschieht, dann stürzt es rettungslos zusammen und verschüttet unter seinen Trümmern die Bewohner. Unsere Kultur kann das Zerstörte nicht ersetzen, denn sie gibt teils zu viel, teils zu wenig als Geschenk: sie gibt zu viel, indem sie durch Einführung ihrer Produkte die Gewerbthätigkeit, an die die Eingeborenen gewöhnt waren, und die ihrem Wesen entsprach, plötzlich lahm legt, und sie gibt zu wenig, da sie doch nicht im stande ist, die aus der Harmonie ihres Daseins Herausgerissenen der großen Gemeinschaft der Kulturvölker thatsächlich anzugliedern. Die Vernichtung des einheimischen Gewerbfleißes ist besonders verhängnisvoll und geht fast mit Naturnotwendigkeit vor sich.

Wie es z. B. in Ozeanien heute aussieht, beweisen die folgenden Bemerkungen Parkinsons: „In Mikronesien und Polynesien ist bereits der größte Teil der Originalität von der modernen Kultur verdrängt, und leider ist nicht immer an die Stelle des Alten etwas Besseres getreten. Die Bevölkerung mancher Inselgruppen kennt heute nicht mehr die Gerätschaften, womit die Vorfahren zierliche Ornamente auf Waffen und Hausgerät schnitten, und obgleich die Stein- und Muschelwerkzeuge durch weit vollkommenere Eisenwerkzeuge verdrängt sind, ist in der Industrie und Kunstfertigkeit dennoch kein Fortschritt zu verzeichnen; im Gegenteil macht man überall die Beobachtung, daß mit den vollkommeneren Werkzeugen die alte Sorgfalt in der Bearbeitung der verschiedenen Gegenstände mehr und mehr schwindet, und daß die heutigen Erzeugnisse weit hinter denen der Vorzeit zurückstehen.“ Diese Angaben sind auch deshalb wichtig, weil sie zeigen, wie den Leuten die Freude an ihrer Arbeit verloren gegangen ist, ohne daß die Errungenschaften der Kultur, die ihnen diese Freude zerstört haben, den Verlust ernstlich zu ersetzen vermögen. Wenn heute die Bewohner der Südsee sich jahrelang in den Zuckerplantagen von Queensland oder Samoa als Tagelöhner in geisttötender Arbeit abmühen, um dann allerlei europäischen Tand als Lohn auf ihre Inseln zurückzubringen, so ist das, vorläufig wenigstens, ein schlechter Tausch gegen ihr früheres Leben trotz aller damaligen Fehden und des blutigen Zwanges abergläubischer Sitten.

Schon die Erschütterung der primitiven Wirtschaft durch Handel und Verkehr würde genügen, um sie auf die schiefe Ebene des Verfalls zu drängen; daß den Naturvölkern durch das Eindringen der Europäer in der Regel der Boden, oft ohne daß sie es bemerken und verstehen, völlig unter den Füßen weggezogen wird, kommt zum Überfluß dazu und wird durch die ganz verschiedene Schätzung des Landes, die den Europäer von dem Eingeborenen scheidet, ungemein begünstigt. Ein Waldgebiet, das dem Naturvolk vielleicht etwas Wild, einige Beeren und Wurzeln liefert (s. die Abbildungen, S. 87), ist in den Augen der Besitzer entsprechend wenig wert und wird für ein Geringes verschleudert, während der Europäer im Geiste darauf schon blühende Saaten und reiche Städte erblickt. Und doch gehörte der fast umsonst hingegebene Boden zu dem

Gebiet, an das sich der Wildstamm mit seinen Bedürfnissen genau angepaßt hatte, und der anscheinend geringe Verlust wird endlich doch schwer empfunden, da er durch intensivere Ausbeutung des übriggebliebenen Landes nicht ersetzt zu werden pflegt. Am großartigsten haben sich in immer neuen Formen diese Vorgänge in den Vereinigten Staaten abgespielt, wo mit der zunehmenden Einwanderung und der wachsenden Schätzung des Landes die Indianer immer weiter und weiter zurückgedrängt worden sind und jetzt Landstriche bewohnen, die freilich vom Standpunkte des Europäers immer noch mehr als genügend groß für die geringe Menschenzahl sind, aber für den Indianer mit seinen völlig anderen Lebensgewohnheiten nicht ausreichen; es will dem gegenüber nicht viel heißen, daß daneben durch die Einführung des Pferdes die Steppe für den Indianer bewohnbarer geworden ist, da anderseits die schonungslose Ausrottung des Steppenwildes auch die dortigen Nahrungsquellen verstopft hat. Ratzel behält recht, wenn er sagt: „Man würde das vielberufene ‚Aussterben der Naturvölker‘ längst besser verstanden haben, wenn man die große Rolle mehr gewürdigt hätte, die die leichte Wegdrängung vom alten guten Boden dabei gespielt hat.“



Tanzende Samoanerinnen. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 83.

Auch wo der Boden bleibt, kann er doch, wie das oben erwähnte Abschießen der Büffel und anderer Tiere der Prärie beweist, für die Naturvölker allen wirklichen Wert verlieren. Das Aussterben der Karagassen in Sibirien wird zum guten Teil auf die von russischen Ansiedlern verschuldeten Waldbrände zurückgeführt, die das Pelzwild vernichten, auf dessen Fang das Dasein des Völkchens hauptsächlich beruht. Die Ausrottung der Robben hat sowohl den Bewohnern der Küsten Alaskas als den Feuerländern die Grundlage ihrer Existenz erschüttert, und in Südafrika ist die sinnlose Art und Weise, in der europäische Ansiedler gegen das einst so zahlreiche Wild gewütet haben, von traurigen Folgen für die Eingeborenen gewesen.

Dem wirtschaftlichen Verfall entspricht die Zerstörung des alten Schatzes von Sitten und Bräuchen, der wie ein festes Knochengerüst den sozialen Körper stützte und trug. Es ist eine seltsame, aber unbestreitbare Thatsache, daß Sitten, die in einer abgeschlossenen Gemeinschaft mit tyrannischer und fast unzerbrechlicher Macht walten, rasch und rettungslos zusammenfallen, sobald das Beispiel und der Spott höherstehender Völker gegen sie zu wirken beginnen; es sind meist nur die niederen Formen des Aberglaubens, die sich mit größter Zähigkeit halten, wie unausrottbares Unkraut. An die Stelle des zerstörten sozialen Organismus aber pflegt

kein neuer zu treten. Die alten Bräuche selbst bringen durch ihre Zersetzung Fäulnis in den Volkskörper, der infolgedessen gerade für die Gefahren und Gifte der Kultur einen nur allzu günstigen Nährboden bildet. Die ziemlich freien Ansichten über Geschlechtsmoral, die den meisten Naturvölkern eigentümlich sind und innerhalb einer engen Gemeinschaft keinen großen Schaden bringen, öffnen jener widerlichen Prostitution Thür und Thor, die auf manchen polynesischen Inseln oder bei den Indianern von Vancouver zu einem wichtigen Erwerbszweige des Volkes geworden ist; der herkömmliche Kommunismus geht in der Berührung mit Europäern leicht in unwürdige Bettelei oder in gewohnheitsmäßigen Diebstahl über, Lüge und Betrug werden zur süßen Gewohnheit; an die Stelle der festlichen Gelage, bei denen große Mengen schwach berauschender Getränke vertilgt wurden, tritt unmäßiges Branntweintrinken, das der europäische Händler gewöhnlich nach Kräften fördert. Hier und da mag der vernichtende Einfluß des Branntweins überschätzt werden, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß er mit seinen degenerierenden Wirkungen auf die Nachkommenschaft in manchen Gebieten der Erde einen wichtigen Teil der Schuld am Untergange der Eingeborenen trägt.

Die Hauptschuld aber, daran ist festzuhalten, muß der völligen Herausschleuderung der Naturvölker aus den gewohnten Bahnen des Daseins zugeschrieben werden. Aus ihr folgt eine Willenlosigkeit, ein lethargischer Lebensüberdruß, deren Einfluß auf ein ganzes Volk ebenso verhängnisvoll ist wie auf den einzelnen Menschen und entweder zu langsamem Dahinsiechen oder zum Selbstmord führt. Peschel hat das bereits in seiner anziehenden Weise dargestellt. „Nicht Grausamkeit und Bedrückung“, sagt er, „haben irgendwo einen Menschenstamm völlig ausgerottet, selbst neue Krankheiten, die Pocken, mit eingeschlossen, haben nicht Völker vertilgt, und noch weniger die Branntweinseuche, sondern ein viel seltsamerer Todesengel berührt jetzt einst fröhliche und glückliche Menschenstämme, nämlich der Lebensüberdruß. Die unglücklichen Bewohner der Antillen töteten sich auf Verabredung gemeindeweise teils durch Gift, teils durch den Strick. Ein Missionar in Oajaka vertraute dem spanischen Historiker Zurita an, daß sich Horden der Chontalen und Mijes verabredet hatten, jedem Umgang mit ihren Frauen zu entsagen oder die ungeborene Leibesfrucht durch Gift zu entfernen. Darin liegt denn auch die wahre Ursache des Aussterbens so vieler farbiger Menschenrassen, daß kein neues Geschlecht mehr unter ihnen keimt.“

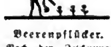
Das Aussterben der Naturvölker bedeutet die Vernichtung kleiner Zweige primitiver Kultur, denen kein weiteres Wachstum beschieden zu sein schien. Volk und Kultur teilen hier das gleiche Schicksal, höchstens bleiben Spuren der alten Zustände in Ortsnamen, Sagen und unbedeutenden Bräuchen, Reste des Volkes in Gestalt von Mischlingen erhalten, die unter Umständen, wie die französisch-indianischen Pelzjäger Kanadas, etwas von der alten Anpassung an die Natur der Heimat bewahren. Ein ganz anderes Schauspiel bieten uns die Völker höherer Kultur, die eine Zeitlang an der Spitze der Menschheit stehen, um dann zuerst von anderen überholt zu werden und endlich rettungslos von ihrer Höhe herabzugleiten. Da das Volk selbst in der Regel erhalten bleibt, wenn auch fast immer in verminderter Zahl, so können die meisten der Gründe, die eine Vernichtung primitiver Kulturen herbeiführen, hier nicht wohl gelten; sieht man ferner, wie zuweilen ein Volk nach tiefem Niedergange sich wieder aufrafft, die weggeworfenen Werkzeuge wieder aufnimmt und wenn nicht als Führer, so doch als wackerer Mitarbeiter wieder in die Reihen der Kulturvölker tritt, so scheint die Frage wohl berechtigt, ob die Kraft, mit der ein Volk dem Fortschritte dient, wirklich eine dauernde, durch den Gebrauch immer wachsende Eigenheit ist, oder ob sie sich allmählich verzehrt und erst nach längerer Ruhe, gewissermaßen nach einem Schlammbade der Unkultur, sich wieder einstellt.

Die Thatsache, daß ein Volk auch ohne äußere Bedrängnis stillsteht und damit bereits den Rückgang einleitet, ist nicht zu bestreiten. Für den Verfall der babylonischen Kultur freilich sind vor allem die Eroberungskriege verantwortlich zu machen, die unendlichen Verwüstungen, die Perser, Römer, Araber, Mongolen und Türken über das Land gebracht haben; aber schon für Ägypten gilt das nicht entfernt in dem Maße, vielmehr ist hier der Anfang vom Ende ein ganz freiwilliges Abschließen von der Kulturentwickelung, die andere Mittelmeervölker durch eine Zeit wilder Roheit endlich auf eine Höhe der Gesittung führt, mit der sich die Ägyptens nicht mehr in allen Punkten vergleichen läßt. Die Ägypter wollen gar nichts von außen lernen, sie haben endlich als Abschluß ihrer jahrtausendelangen Kulturarbeit das Ziel erreicht, das die Naturvölker mit wenigen Schritten gewinnen, die völlige Harmonie mit ihrem Mutterboden und ihrem Klima, sie haben kein Bedürfnis nach weiterem Fortschritt, und sie verschließen die Augen gewaltsam dagegen, daß die griechischen Ideale die Welt erobern. Die alten Kulturen sind vornehm, und „alles Vornehme ist eigentlich ablehnend", wie Goethe treffend sagt. Ganz dasselbe Schauspiel pflegt innerhalb eines Volkes der Adel zu bieten, der ursprünglich durch überlegene Geistes- und Willenskraft herrscht, aber infolge seines selbstgenügsamen, ablehnenden Wesens zuletzt immer von den tieferen Schichten des Volkes an geistiger Regsamkeit und Reichtum übertroffen wird. Nietzsche hat dafür den drastischen Ausdruck „die Macht verdummt".



Eskimo und Renntierherde. Nach der Zeichnung eines Eskimo im U. S. National Museum. Vgl. Text, S. 84.

Als Muster freiwilliger Abschließung gegen äußere Einflüsse können die Kulturstaaten Ostasiens gelten, China, Japan und Korea, vor allem die beiden letzteren, die viel systematischer ihre Grenzen gesperrt haben als das allzu volkreiche China, das des Außenhandels nicht ganz entraten kann. Die Absperrung ging freilich allenthalben von der Regierung aus, die darin ein treffliches Mittel fand, die Völker vor allen Erregungen zu bewahren; aber daß sie überhaupt möglich war, beruht doch zugleich auf dem Wesen des altkultivierten Volkes, auf der „beruhigenden Gewohnheit des Eingelebtseins in eine für unübertrefflich gehaltene Kultur", wie es Ratzel in seiner „Politischen Geographie" nennt. Mit Zähigkeit bewahrt man die einmal errungenen Fertigkeiten, wie die Kunst des Mattenwebens (s. die Abbildung, S. 89), der Porzellanmacherei u. s. w., aber man bildet sie nicht weiter fort. Die volle Harmonie ist erreicht, und was andere bringen, kann sie immer nur stören, aber niemals verbessern.



Beerenpflücker. Nach der Zeichnung eines Eskimo im U. S. National Museum. Vgl. Text, S. 84.

Es scheint in der That, daß die einzelnen Gruppen der Menschheit immer auf das Ziel hinarbeiten, sich mit der Natur ihrer Heimat in Einklang zu setzen, und daß sie still stehen, wenn sie dieses Ziel erreicht haben; mit anderen Worten, jedes Volk vermag aus seinem Boden ein gewisses Maß von Kulturkraft zu ziehen, mit dessen Hilfe es vorwärts schreitet, das sich aber früher oder später erschöpft. Stillstand und damit schon Rückschritt scheint das Schicksal auch des begabtesten Volkes zu sein, solange es allein steht oder durch allzulange Vereinsamung die Fähigkeit verloren hat, Neues von außen her aufzunehmen. Wenn die Kultur Europas vor diesem Schicksal bewahrt geblieben ist, wenn sie es sogar vermocht hat, die Trümmer babylonischer und ägyptischer Weisheit zu bergen, und endlich aus dem allmählichen Vorwärtswandern in einen wahren Sturmschritt übergegangen ist, so dankt sie das dem glücklichen Umstande, daß Europa in eine ganze Reihe verschiedener Gebiete zerfällt, deren

jedes sein eigenartiges Volk hervorgebracht hat, und daß diese Völker nun wetteifernd und einander ergänzend sich bethätigen. Das europäische Kulturkonzert klingt harmonischer als das politische, aber es sind nicht immer dieselben Instrumente, die den Ton angeben, und das stärkere Hervortreten der einen hilft oft über die Pausen oder das unsichere Spiel der anderen hinweg.

Der Rückgang höherer Kulturen aber beruht nicht nur auf freiwilliger Entsagung, auf der Herstellung einer reinen Harmonie, sondern auch auf einer Gefahr, die aus der Kultur selbst entspringt und schon oben (S. 81) flüchtig erwähnt worden ist. Die übermäßige Herrschaft des Verstandes, die so leicht unter dem Einflusse höherer Gesittung eintritt, lähmt die Kraft des Willens und damit die tiefste treibende Macht des Kulturfortschrittes. Nicht als ob ein starker, aber blinder Wille nun zugleich kulturfördernd wirken müßte, er kann seine Kraft in kindischem Spiel oder in wilder Zerstörung verpuffen, ohne der Menschheit im übrigen etwas zu sein; aber er muß doch vorhanden sein, wo ein Fortschritt stattfinden soll, ohne ihn ist der Geist unfähig, wie die feinst ausgedachte Maschine ohne Feuer und Dampf. Mit der Willensschwäche verbindet sich dann leicht ein Überwuchern an sich berechtigter sittlicher und ästhetischer Gefühle, eine zarte Reinheit und Prüderie, die vor allem Rauhen zurückschreckt und es vergessen läßt, daß wir in einer bitterernsten Welt leben, die nicht mit schönen Regungen und sanften Gefühlen zu meistern ist. Ganz naturgemäß muß der allzu verfeinerte vornehme Kulturmensch sich von der Außenwelt abschließen, um sein Lebensideal verwirklichen zu können, und damit betritt er den gefährlichen Pfad des Rückschrittes. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß namentlich unter dem Bürgertum, das nicht durch künstliche Mittel unterstützt wird wie der Adel, die Familien verhältnismäßig selten sind, die auf eine lange Reihe hochgebildeter oder gar gelehrter Vorfahren zurückblicken können; selbst in den alten deutschen Reichsstädten, in denen das Patriziertum noch immer eine Macht ist, haben die hervorragenden Familien einander abgelöst, und nur wenige Namen aus vergangenen Tagen haben heute noch einen lebendigen Klang. An die Stelle der Aussterbenden oder in das Proletariat Hinabsinkenden treten meist die Abkömmlinge des Bauernstandes oder der niederen Volksschichten, die sich emporringen und ihre Kraft der Kulturarbeit widmen. In den ehemaligen süddeutschen Reichsstädten, die als großenteils protestantische Oasen in katholischem Gebiete lagen, zeigt der Rückgang der protestantischen Bevölkerung sehr klar, daß die alten Geschlechter zu Grunde gehen und an ihre Stelle der Nachwuchs aus den benachbarten Landgebieten tritt. Daß auch das ungesündere Leben in der Stadt diese Umsetzung begünstigt, darf man dabei freilich nicht vergessen.

Aber kommt bei den Verschiebungen innerhalb eines Volkes wirklich nur die Kulturhöhe in Betracht? Wenn wir in den Vereinigten Staaten allmählich eine große Menge der Nachkommen ehemaliger Sklaven als Richter, Offiziere, Verwaltungsbeamte auftauchen und endlich sogar den Präsidentensitz in ihre Hände fallen sähen, wäre das auch nur ein Aufstreben der niederen Schichten des Volkes, wie sie natürlich und wünschenswert ist, oder spräche sich darin noch etwas Anderes, Bedenkliches aus? Der Amerikaner europäischer Herkunft würde sich sicher für die zweite Antwort entscheiden, denn der Vorgang bedeutete nicht nur den Sieg der unteren Klassen seines Stammes, sondern den Triumph einer fremden Rasse, damit aber zugleich, wie wir bei dem Charakter und der Begabung der Neger wohl annehmen dürfen, einen ganz empfindlichen Rückgang der Kultur. Was hier nur hypothetisch hingestellt wurde, hat sich auf der Insel Haiti wirklich vollzogen, wo das Negerelement alle Wettbewerber verdrängt hat, und wo jetzt wieder Orgien blutigen Aberglaubens stattfinden, fast ebenso wie im Herzen Afrikas. Dieser Sieg der Neger aber beruht zum guten Teile darauf, daß durch das Klima und durch

innere Kämpfe die Zahl der europäischen Ansiedler dezimiert worden ist, und daß damit auch die Kultur, deren Träger sie waren, verschwinden oder zur Karikatur werden mußte. In Mittel- und Südamerika beginnt sich vielfach in derselben Weise das unterdrückte indianische Volkstum wieder an die Oberfläche zu arbeiten und damit die betreffenden Länder von den Bahnen europäischer Kulturentwickelung abzudrängen.

Werfen nun diese Beispiele nicht vielleicht auch ein Licht auf die Zustände Europas? Theoretisch wenigstens läßt sich die Frage nicht ohne weiteres verneinen. Niemand zweifelt daran, daß die größeren europäischen Völker Ergebnisse intensiver Mischung sind, die zwar durch die allgemeine Verbreitung der arischen Sprachen oberflächlich verhüllt, durch die körperlichen Unterschiede aber zur Genüge bewiesen wird. Man wird vielleicht auch weiter gehen und zugeben können, daß nicht alle Elemente dieser Mischungen von gleicher Kraft des Willens und des Geistes, von gleicher Anlage zum Fortschritt, kurz von gleichem Kulturwerte sind; und wenn sich nun endlich herausstellen sollte, daß ein Bestandteil der Mischung an Zahl und Einfluß zurückgeht, während andere steigen, so wird das nicht ohne Wirkung auf die Kulturhöhe des Volkes bleiben können. Soweit ist gegen die Logik der ganzen Schlußfolgerung nichts einzuwenden; aber der Versuch, die Thatsachen daraufhin zu prüfen, ist nicht leicht, da vorläufig die wissenschaftlichen Methoden der Untersuchung noch nicht genügen und von einer vergleichenden Kulturstatistik im großen Stile, die den Rassenmerkmalen Rechnung trägt, noch nicht die Rede ist. Eine Verschiebung in den Bevölkerungselementen scheint allerdings stattzufinden, was namentlich der Umstand beweist, daß in vielen Gebieten die Langschädel (Dolichokephalen), die in älteren Gräberfunden vorwalten, gegen die Kurzschädel (Brachykephalen) immer mehr zurückzutreten scheinen, so in Süddeutschland, bei den westlichen Slawen u. s. w. Da man nicht ohne Grund die echten Arier für Dolichokephale hält, die sich mit den von ihnen unterworfenen oder in die unfruchtbareren Striche zurückgedrängten Brachykephalen nach und nach gemischt haben, so ließe sich an ein Zurücktreten des arischen Erobervolkes gegenüber den älteren, wahrscheinlich minderwertigen Bewohnern der mitteleuropäischen Länder denken. Mit der Kurzköpfigkeit scheint auch die dunkle Farbe des Haares und der Augen stärker hervorzutreten. Aber aus diesen Vorgängen schlechthin bindende Schlüsse zu ziehen, ist doch kaum erlaubt, da ja erst die Frage entschieden werden muß, ob sich die Schädelformen nicht auch ohne alle Mischung im Laufe der Zeit zu ändern vermögen — unwahrscheinlich ist es freilich —, und da noch eine Menge von Nebenproblemen den Überblick erschwert.



Koreanische Mattenweber. Nach einer koreanischen Zeichnung im Reichsmuseum zu Leiden. Vgl. Text, S. 87.

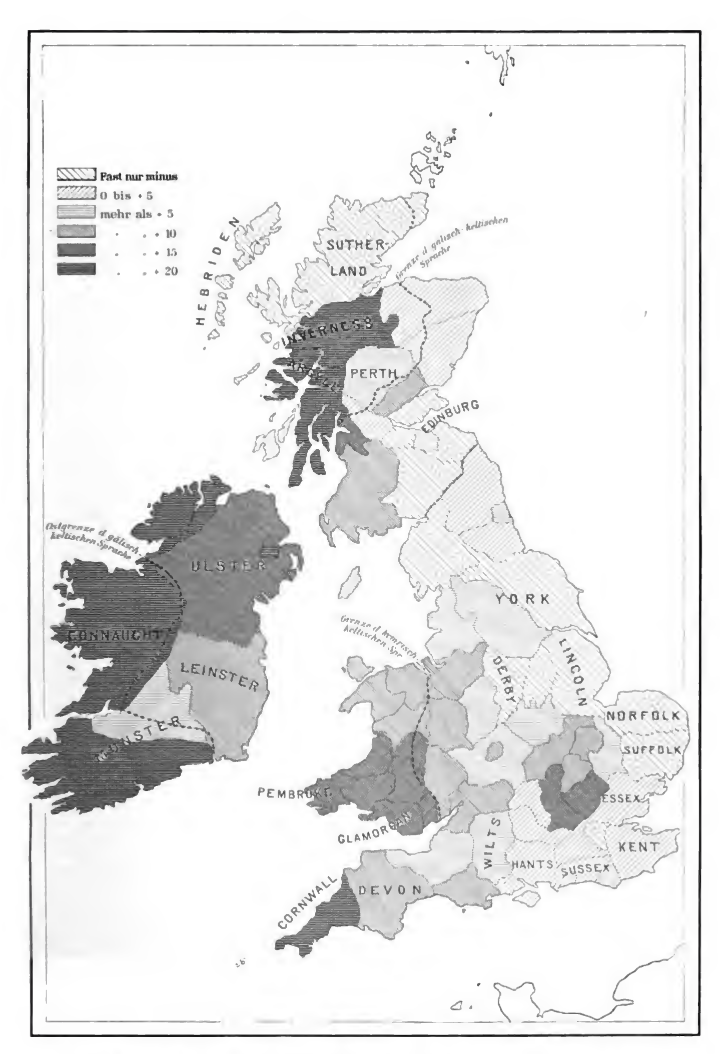
Der Gedanke, daß in manchen Teilen Europas eine Rassenverschlechterung stattfindet, ist nirgends so früh und so entschieden ausgesprochen worden wie in Frankreich. Durch zwei Umstände wurden hier diese Ideen gefördert: einmal durch den Aufschwung der anthropologischen Studien, die mit ihrer exakten Meßarbeit so recht dem französischen Genius zusagen, aber auch in unserem westlichen Nachbarlande zuerst mit Erfolg für die Rassenvergleichung nutzbar gemacht worden sind, und dann durch das drückende Gefühl, daß sich das französische Volk jenem Zustande nähert, der im Erhalten des Gegebenen sein Ziel findet, daß es gewillt scheint, sich zur

Ruhe zu setzen und anderen die Arbeit, aber damit auch die Früchte des Kulturfortschrittes zu überlassen. Besonders deutlich und beängstigend tritt dieser Verzicht auf weitere Entwickelung in der Beschränkung der Kinderzahl hervor: während in den benachbarten Staaten die Volkszahl wächst, bleibt sie in Frankreich sich nahezu gleich, ja sie würde zurückgehen, wenn nicht die Lücken durch Einwanderung gefüllt würden. Die Folgen zeigen sich in der Unfähigkeit, neue Gebiete zu kolonisieren und vor allem, was das Schmerzlichste ist, in militärischer Schwäche gegenüber den Grenznachbarn im Osten; in diesem Sinne fehlt es nicht an Versuchen, die bedenkliche Erscheinung zu erklären und daraufhin womöglich zu beseitigen.

Da sucht nun eine Gruppe französischer Anthropologen, an deren Spitze G. de Lapouge steht, den Stillstand auf die eben erwähnten Rassenverschiebungen, auf den Sieg der brünetten Brachykephalen über die blonden langköpfigen Arier zurückzuführen, und mögen die Beweise für diese Behauptung auch noch recht lückenhaft sein, mag man auch von vornherein sich sagen, daß schwerlich eine einzige Ursache an dem Zurückbleiben schuld ist, so verdienen doch die Ansichten der französischen Forscher und ihre Methoden, die Otto Ammon auch auf Süddeutschland nicht ohne Erfolg angewendet hat, die Beachtung aller Kulturhistoriker. Die Ursachen, denen der Rückgang der blonden Dolichokephalen zuzuschreiben ist, sieht de Lapouge in der Thatenlust und Energie der Rasse, die in allen Kämpfen an der Spitze stand und sich auf diese Weise nach und nach aufrieb; es kommt hinzu, daß sich das blonde Element mit Vorliebe in den Städten anhäuft, wo es ein Feld für seine Thatkraft und seine Ideen findet, aber auch der „menschenverzehrenden“ Macht des Stadtlebens unterliegt, während die Kurzköpfe ruhig das Land bebauen und trotz der geringen Tendenz zu starker Vermehrung doch endlich überall an die Stelle der Langköpfe treten. (Vgl. hierzu auch die Karten auf S. 34 und 35.)

In England hat dagegen das dolichokephale Element gesiegt, daher der Unterschied in der Entwickelung der beiden ehemals rein keltischen Länder: „Der Kampf zwischen Dolichokephalen und Brachykephalen ist der Schlüssel nicht nur zur Geschichte Frankreichs, sondern zu der ganz Europas und selbst Indiens. In England, wo sich die Kurzköpfe zu Ende der prähistorischen Zeit sehr vermehrt hatten, sind sie heute beinahe vernichtet; in Frankreich haben sie zuletzt den Sieg davongetragen, und nur noch eine dünne Schicht von Langköpfen, die von den Ureinwohnern oder den Einwanderern aus dem Norden stammt, schwebt über der großen Masse der Brachykephalen. Der Aufschwung der englischen Macht, der Stillstand in der Entwickelung Frankreichs hängt damit zusammen.“ (S. die beigeheftete Karte „Verbreitung der Brünetten und Dunkeläugigen in Großbritannien und Irland“.) Nach der Ansicht de Lapouges ist der Sieg der Brachykephalen, da er zum Stillstand führt, eben nur ein vorübergehender Triumph: „Solange die Langköpfe den Kampf auf den Schlachtfeldern ausfochten, konnten die Brachykephalen ruhig zusehen, wie sie sich untereinander ausrotteten. Heute ist der Kampf auf das wirtschaftliche Gebiet verlegt, und die Aussichten sind verändert. Man braucht kein Prophet zu sein, um die Niederlage der Brachykephalen und ihre allmähliche Ersetzung durch blonde Dolichokephalen vorauszusehen. Die friedliche Invasion der Belgier und Deutschen, die durch die zunehmende Verödung unseres Gebietes herbeigeführt wird, ist nur die erste Episode in diesem Kampfe.“

Man wird dem französischen Forscher dahin recht geben können, daß in der That in den mittleren und südlichen Ländern Europas wiederholt nordische Eroberer eingewandert sind, die sich dann in der Urbevölkerung verloren, bis ein neuer Nachschub erfolgte; die Verbreitung der arischen Sprache über Europa dürfte ein sprechendes Zeugnis für einen vorgeschichtlichen Eroberungssturm dieser Art sein. Im übrigen aber braucht wohl kaum darauf hingewiesen zu



Verbreitung der Brünetten und Dunkeläugigen in Großbritannien und Irland.
Dargestellt nach Dr. Beddoes System. (Dunkle Pigmentation des Haares = +2, der Augen = +1 gerechnet, helle Komplexion = −1.)

Die Karte zeigt, wie die Reste der älteren brünetten Rassen sich in den unfruchtbaren oder den am weitesten vom Festland entlegenen Teilen Großbritanniens am reinsten erhalten haben, während die Blonden an der ganzen Ostküste vorherrschen.



werden, wie unvollkommen und wie schwach gestützt die Hypothese de Lapouges zum guten Teil ist. Mit der summarischen Einteilung der europäischen Menschheit in Kurz- und Langköpfe ist gar nicht durchzukommen, und ebenso fehlt der Beweis, daß wirklich die Kurzköpfe allenthalben die Vertreter des Stillstandes, die Langköpfe die des Fortschrittes sind; für alle Völker der Erde gilt das keinesfalls, wie das die geringe Neigung der langköpfigen Neger zur eigentlichen Kulturarbeit beweist. Auch die ältesten langköpfigen Bewohner Englands sind weder Träger einer höheren Kultur noch mit den Ariern identisch gewesen, während gerade Kurzköpfe die Kultur der früheren Bronzezeit nach Westeuropa gebracht haben. Es liegt wohl ein gesunder Kern in den Anschauungen de Lapouges und seiner Mitarbeiter, aber vorläufig läßt er sich unmöglich aus der allzu harten Schale herauslösen, und vollends verfrüht wäre es, das System nun auch auf andere Kulturvölker, Ägypter, Babylonier oder Chinesen, anwenden zu wollen. Von Babylonien weiß man, daß gerade die Urschicht des Volkes, die zuerst eine blühende Kultur im Zweistromland entstehen ließ, ganz entschieden kurzköpfig gewesen ist; hier könnte also vielleicht gerade der Sieg dolichokephaler Elemente die Kultur geschädigt haben. Jedenfalls hat de Lapouge das Verdienst, eine wichtige Thatsache der Anthropologie für die Kulturforschung nutzbar gemacht zu haben, die Thatsache nämlich, daß die Völkermischung niemals zum völligen Verschmelzen der verschiedenen Typen führt, sondern daß mit großer Zähigkeit neben allerlei Mischformen die ursprünglichen Elemente wieder erscheinen und sogar, da sie fruchtbarer und zäher als die eigentlichen Mischlinge zu sein pflegen, mit der Zeit verhältnismäßig eher stärker als geringer an Zahl werden.

Wenn sich de Lapouge darauf beruft, daß gerade die besten und thatkräftigsten Schichten eines Volkes am meisten der Abnutzung und Vernichtung ausgesetzt sind, so ist ihm darin, auch abgesehen von allen Rassenfragen, unbedingt recht zu geben. Wie ein Volk durch das Verschwinden seiner tüchtigen Elemente zurückkommen und gewissermaßen anämisch werden kann, zeigt das Beispiel Spaniens in neuerer Zeit: die Entdeckung Amerikas, das alle Unternehmenden über das Meer lockte, die beständigen Kriege, die ebenfalls eine für das Land verhängnisvolle Auslese bewirkten, und die Inquisition, die gerade die geistig Regsamsten vernichtete, haben es dahin gebracht, daß der gesamte Volkskörper bis zum heutigen Tage dahinsiecht und vielleicht erst in ferner Zeit wieder die Kraft gewinnt, die seiner alten Bedeutung und der Gunst des Bodens und der Lage entspricht. Schon früher einmal hat Spanien das Schauspiel gänzlicher Ohnmacht geboten, aber aus anderen Gründen: das entnervte Römertum des Landes, das sich gänzlich ausgelebt hatte, vermochte zur Zeit der Völkerwanderung nicht einmal so viel Kraft aufzubieten, um den germanischen Horden die Pyrenäenpässe zu sperren, sondern ließ in dumpfer Ergebung oder im Taumel des Genusses das Schicksal über sich hereinbrechen. Es sind eben nicht immer die gleichen Ursachen, die den Niedergang bewirken.

In der Regel wird, wie das Geschick des römischen Spaniens zeigt, von außen her dafür gesorgt, daß der inneren Fäulnis der gänzliche Zusammenbruch folgt; Völker, die noch den Willen zum Herrschen haben, werfen mit zerschmetternder Faust das morsch gewordene Kulturgebäude in den Staub und errichten über den Trümmern ein Reich brutaler Gewalt. Es kommt dann auf die Qualität der Eroberer an, ob der Vorgang zu einem dauernden Tiefstande der Kultur führt oder vielmehr zu einer Verjüngung: wo Hunnen und Mongolen gehaust haben, ist wenig mehr als ein vorübergehender politischer Zusammenschluß erreicht worden; den Germanen dagegen, die den Süden Europas eroberten, ist der Anstoß zur Wiedergeburt der abendländischen Kultur zuzuschreiben, nachdem ihre frischere Lebensauffassung sich den

matt gewordenen Völkern römischer Zunge mitgeteilt hatte. Die Steppenvölker, die überall an den Grenzen ihres Gebietes als Eroberer und Staatengründer auftreten, bringen den Ackerbauern, die zur kleinlichen politischen Zersplitterung neigen, wenigstens den Begriff eines großen und straff organisierten Staatswesens, in dessen Rahmen sich der Kulturfortschritt mächtiger zu bethätigen vermag als in kleinstaatlicher Krähwinkelei. Wiederholt sich freilich der Sturm der Eroberung mit seinen unvermeidlichen Verlusten und Zerstörungen allzu oft, regiert dauernd der Säbel statt des Pfluges, dann muß notwendig eine Stufe des Niederganges der anderen folgen, und je mehr die Kultur von beständiger Arbeit abhängt, wie in dem auf künstliche Bewässerung angewiesenen Westasien, desto unaufhaltsamer vollzieht sich das traurige Schicksal. Gerade in Westasien und der Balkanhalbinsel ist die letzte Herrschaft eines erobernden hochasiatischen Volkes, der Türken, für die Kultur fast ganz ohne Vorteil geblieben. Wo einst die unvergänglichen Verse eines Sophokles erklangen, ergötzt sich jetzt das Volk an den blöden Späßen des türkischen Schattenspiels (s. die nebenstehende Abbildung) — eine kleine, aber wundervoll bezeichnende Einzelheit des Kulturverlustes!



Figuren aus dem türkischen Schattenspiel. Nach von Luschan.

Eine ganz andere Art von Kulturverlust findet statt, wenn Angehörige eines zivilisierten Volkes sich auf fremdem Boden, fern von ihrem Vaterland, eine neue Heimat gründen: fast immer werden wenigstens die ersten Generationen nicht auf der Höhe ihrer daheim gebliebenen Zeitgenossen stehen, und zuweilen ist es schwer, ja unmöglich, das Verlorene zurückzugewinnen. Die Ursachen sind leicht zu erkennen. Zunächst erfordert die Kultivierung des neuen Landes alle vorhandenen Kräfte, so daß für die Pflege und Überlieferung des geistigen Besitzes kaum das Notwendigste geschehen kann, und selbst wo der lebhafte Wunsch danach vorhanden ist, wird durch die weite Entfernung von der alten Heimat ein enger Zusammenhang, ein Austausch der Errungenschaften äußerst erschwert. Man hat sich gewundert, daß von den zahlreichen gebildeten Deutschen, die nach den Ereignissen von 1848 sich in die Prärien und Hinterwälder Amerikas begaben, so wenig Zeichen eines regen geistigen Lebens nach Deutschland drangen, aber man hätte eher über das Gegenteil staunen müssen. Auch die englisch sprechende Bevölkerung der Vereinigten Staaten hat ja erst ganz allmählich begonnen, sich an der höheren Kulturarbeit zu beteiligen, und auf manchen Gebieten des Wissens und der Kunst sieht es heute noch verzweifelt öde aus.

Der vorübergehende Kulturverlust dieser Art ist kein Unglück, ja er ist häufig, da er eine Menge latenter Kraft erzeugt, mittelbar nur der Vorläufer einer um so energischeren Entwickelung. Schlimmer steht die Sache, wo die Naturbedingungen dem Fortschritte feindlich sind, wie in den meisten Tropengebieten Südamerikas: die spanischen und portugiesischen Kolonisten sind hier einem Rückfalle der Kultur unterlegen, der dauernd zu sein scheint, da er nicht die Äußerlichkeiten des Besitzes trifft, sondern mit dem Rückgange von Willenskraft und Arbeitslust zusammenfällt. Daß hier durch die Mischung mit den indianischen Ureinwohnern der Verfall noch beschleunigt wird, ist schon erwähnt.

Bei all diesen besonderen Fällen und Möglichkeiten ist es gut, sich den Hauptgrund alles Kulturrückganges, soweit er von innen heraus stattfindet, noch einmal zu vergegenwärtigen, um so mehr, da er im ganzen mit den Ursachen zusammenfällt, die den Fortschritt der

Naturvölker dauernd gehindert haben. Wenn ein Volk, kann man sagen, sich derart an seinen Boden und sein Klima angepaßt hat, daß es sich eines behaglichen Daseins freuen kann, und wenn von außen her nicht mächtige Anregungen wirken, die womöglich auch frisches Blut ins Land bringen, dann wird fast mit Notwendigkeit Stillstand eintreten, den in der Regel endlich äußere Einflüsse in sichtbaren Verfall verwandeln.

Werden die Völker Europas das gleiche Schicksal haben? Es ist nicht möglich, die Lehren der Vergangenheit ohne weiteres auf die Zukunft anzuwenden und etwa den Untergang Babyloniens als warnendes Menetekel hinzustellen. Alle Kulturvölker der älteren Zeit litten unter dem Fluche der anfangs erzwungenen, später freiwilligen Isolierung; ihre Länder lagen wie Inseln in einem wildbewegten Meere des Barbarentums, das immer wieder einmal die Dämme durchbrach und endlich oft genug die Insel hinwegspülte. Die Europäer dagegen haben die Erde bezwungen, deren Oberfläche bald kein Geheimnis mehr für sie bergen wird, und mit ihrer ungeheuern Menschenzahl haben sie in den entlegensten Gebieten der gemäßigten Zonen sich festgesetzt und Stützpunkte ihrer Kulturmacht geschaffen. Neues Kulturleben aber kann, wie die Geschichte zeigt, nur aus den gemäßigten Breiten kommen, deren verschiedene Gebiete immer von neuem eigenartige Gruppen der Menschheit entstehen lassen. So bleibt nur die „gelbe Rasse", die an Zähigkeit und Volkszahl den Europäern gewachsen ist, im Wettbewerb übrig, und es ist wohl möglich, daß in Zukunft einmal das Ostasiatentum vorübergehend an die Spitze der Menschheit tritt, um dann wieder von Europa oder seinen Kolonien abgelöst zu werden. Die Neger, die als widerstandskräftigstes unter den tropischen Naturvölkern, durch das Klima ihrer Heimat vor europäischer Masseneinwanderung geschützt, als dritte Rasse wahrscheinlich neben den ärmlichen Trümmern anderer Naturvölker erhalten bleiben werden, kommen als echte Tropenbewohner im Kampf um die Führung des Kulturfortschrittes nicht in Betracht. So wird denn in Zukunft das Pendel der Kultur zwischen weißer und gelber Rasse hin und her schwingen, bis die Menschheit sich endlich an ihren gesamten Wohnraum, die mütterliche Erde, vollkommen angepaßt hat. Dann kommt die glückliche Zeit, in der die Utopien zur Wirklichkeit werden, die Zeit, in der die Menschheit nichts mehr zu ersinnen hat, in der sie neue Anregungen nicht mehr braucht und nicht mehr sucht, in der sie gemächlich still steht, um nun gründlich zu rasten, — und dann vielleicht beginnt die wahre Götterdämmerung der Kultur.

II. Die Gesellschaft.

1. Anfänge der Gesellschaft.

Die Kultur ist das Ergebnis der im Rahmen der menschlichen Gesellschaft wirkenden, von außen her mannigfach beeinflußten Kräfte: wer die Kultur verstehen will, muß die soziale Gliederung der Menschheit zu begreifen suchen.

Leider sind trotz aller aufgewandten Arbeit die gesellschaftlichen Probleme, soweit sie die Anfänge und ersten Stufen der Entwickelung betreffen, noch lange nicht genügend geklärt, ja es haben sich gerade in neuester Zeit die Ansichten so schroff einander gegenüber gestellt, daß ein ruhiges und vermittelndes Urteil kaum zu gewinnen ist, während es doch ebensowenig geraten scheint, sich blindlings zur einen oder zur anderen Partei zu schlagen. Was die Forschung so überaus erschwert, ist die unendliche Fülle der Thatsachen, die sich in der mannigfachsten Weise gruppieren lassen, ferner die Unmöglichkeit, die eigentliche Urzeit und ihre Zustände kennen zu lernen, so daß in der Hauptsache die Untersuchung der gegenwärtigen Kulturvölker aushelfen muß, die in ihrer Einseitigkeit immer bedenklich ist. Zu alledem kommt noch die Ungenauigkeit vieler Berichte, da gerade die gesellschaftliche Organisation niederer Stämme von den Beobachtern leicht mißverstanden wird. Immerhin ist es der Thätigkeit zahlreicher Forscher gelungen, eine große Menge gesichteten Stoffes zusammenzubringen und mit dessen Hilfe die sozialen Zustände der meisten Naturvölker, auf die es ja zunächst ankommt, hinreichend klarzustellen. Aber selbst über diese Thatsachen ist es nicht leicht, in kurzer und doch klarer Weise zu berichten: die Soziologie (Gesellschaftswissenschaft) ist unter dem Zwange ihres eigenartigen Stoffes teilweise eine entsetzlich trockene Tabellenwissenschaft geworden, die freilich für jeden, den sein Interesse die harte Schale überwinden läßt, einen köstlichen Kern bietet, aber dem harmlosen Laien einen ähnlichen Schauder einzuflößen vermag wie der Anblick unendlich langer astronomischer Tafeln oder das trockene Gerippe statistischer Zahlenangaben, meteorologischer Beobachtungen oder chemischer Formeln.

Wie einfach und klar erschien dagegen früher, als man nur gewisse orientalische Sitten mit denen Europas vergleichen konnte, die ganze Entwickelung! Die polygamische Familie, an deren Spitze mit unumschränkter Macht der Vater, der Patriarch, stand, galt als der Anfang und die Grundlage aller späteren Formen, die rein monogamische, ebenfalls patriarchalische, aber der Frau größere Rechte gewährende Familie der heutigen Europäer als das Endergebnis; im ganzen also schien der Fortschritt darauf hinauszulaufen, daß die Würde und der Einfluß des Weibes gehoben und dadurch mittelbar seine geistigen und sittlichen Kräfte besser entfaltet wurden. Dieser großen und einfachen Entwickelung gegenüber konnten einzelne

fremdartige Bräuche, wie die schon früh bekannte Polyandrie mancher asiatischer Völker, nur als unbedeutende Sonderbarkeiten erscheinen, die nähere Untersuchung kaum verlohnten.

Da war es zuerst Bachofen, der in einem umfangreichen Werke die ganze bisherige Auffassung zu erschüttern unternahm, und dem es in der That gelang, den Ausblick in eine ganz neue Welt der Thatsachen zu eröffnen, obwohl im übrigen seinem Versuche kein voller Erfolg beschieden war, da er sich einseitig fast nur auf Berichte aus dem klassischen Altertum stützte. Bachofen danken wir die Entdeckung der matriarchalischen, der mutterrechtlichen Familie, deren Mittelpunkt, wenigstens in rein verwandtschaftlichem Sinne, nicht der Mann ist, sondern die Frau als Mutter der von ihr geborenen Kinder. Durch die weitere Forschung, der namentlich Morgan ihre Bahnen wies, wurde das neue Erkenntnisgebiet außerordentlich erweitert und bereichert, indem nun auch die Sitten der jetzigen Naturvölker untersucht und nutzbar gemacht wurden, aber es begann damit auch ein Streit der Meinungen, der bis heute selbst in sehr wichtigen Punkten nicht geschlichtet ist. Vor allem tobt der Kampf um die Frage, ob auf den primitiven Stufen der menschlichen Entwickelung innerhalb der einzelnen Gruppen volle Geschlechtsgemeinschaft (Promiskuität, Hetärismus) geherrscht hat, oder ob doch immer die Ehe, also das Verhältnis eines bestimmten Mannes zu einem bestimmten Weibe, wenn auch in unentwickelter Form, die Grundlage der Gesellschaft gebildet hat. Nebenfragen aller Art, deren Beantwortung oft sehr schwer ist, verwirren dabei das Problem aufs äußerste.

Statt in diesem Wirrsal unterzutauchen, ist es wohl richtiger, zunächst einmal den Blick auf die großen Züge zu richten, die den Bau der menschlichen Gesellschaft bestimmen, auf die gegebenen Unterschiede, denen es zu danken ist, daß auch die primitivste Horde kein Haufe völlig gleicher, gleichwertiger und gleichberechtigter Individuen ist, sondern durch die Natur selbst in weitere Gruppen zerlegt und damit zum Anfang der Arbeitsteilung gedrängt wird, die als eine unerläßliche Vorbedingung jedes Kulturfortschrittes gelten muß. Es wird sich dann vielleicht ergeben, daß auch die soziale Ordnung der Menschheit auf die ursprünglichsten aller Unterschiede zurückgeht oder doch wenigstens auf die weiteren Differenzierungen, die unmittelbar aus ihnen folgen.

Der erste und wichtigste Unterschied, der die ganze Menschheit in zwei große, von Natur ungleich geartete Gruppen sondert, ist der des Geschlechtes. Mann und Weib erfüllen bei der Fortpflanzung verschiedene Aufgaben, sie sind in diesem Sinne nicht gleichmäßig belastet. Daraus ergibt sich ohne weiteres eine Reihe von Folgerungen, die zu leugnen erst den der Natur entfremdeten einseitigen Emanzipationsschwärmern unserer Zeit vorbehalten blieb.

Werden an ein Individuum besonders starke Ansprüche in einer bestimmten Richtung gestellt, so kann es diesen nur genügen, indem es seine Thätigkeit und damit allmählich auch seine Leistungsfähigkeit in anderen Richtungen einschränkt, während andere Personen nunmehr diese vernachlässigten Aufgaben übernehmen. Auf diesem Grundsatze beruht ja das ganze Gesetz der Differenzierung oder Arbeitsteilung. Da nun das Weib, indem es die Erzeugung und das Aufziehen der Kinder in der Hauptsache übernimmt, sich eine ungeheure, in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzende Aufgabe auferlegt — nicht mit Bewußtsein natürlich, sondern instinktiv —, so ergeben sich damit für den männlichen Teil der Gesellschaft ganz von selbst eine Reihe von Pflichten. Das Weib ist körperlich schwächer als der Mann, es ist zeitweilig völlig außer stande, sich zu verteidigen; so übernimmt denn nicht nur bei den Menschen, sondern schon in den Gesellschaften höherer Tiere der Mann den Schutz der Weiber und Kinder, die er führt und bewacht. Diese Aufgabe fällt ihm noch aus einem anderen Grunde zu: das

Überwiegen des geschlechtlichen Lebens beim Weibe, also der blinden Kräfte des Innenlebens, führt mit Notwendigkeit zu einem Zurücktreten des rein verstandesmäßigen Erkennens, zu einem Vorherrschen der Gefühlswelt über die Gedankenwelt, das den Aufgaben des sozialen Innenlebens durchaus entsprechend, für den Kampf ums Dasein nach außen hin dagegen weniger erwünscht ist. Nur ausnahmsweise einmal kehrt sich das Verhältnis um, namentlich dann, wenn die Männer ihre Übermacht dazu benutzen, den Frauen alle produktive Arbeit aufzubürden und infolgedessen selbst entarten; daß dennoch auch dann meist die Männer die Führung behalten, beweist ganz besonders, wie tief dem weiblichen Charakter der für das Bestehen der Menschheit nützliche Instinkt der Unterordnung eingeprägt ist. Zuweilen, namentlich in der Gegenwart, täuscht ein besonderer Umstand über die wirklichen Thatsachen hinweg: es hat immer weibische Männer gegeben, die mehr äußerlich als innerlich ihrem eigenen Geschlechte angehörten; bei manchen Naturvölkern, wie den Dayak, sind weibisch sich gebärdende, auch als Frauen gekleidete Männer ziemlich häufig. Als Gegenstück fehlt es nie ganz an männlich beanlagten, mehr oder weniger mit männlichen Instinkten begabten Frauen, deren Verstand mächtiger ist als das Gemüt. Für den Fortschritt der Kultur mögen diese Ausnahmen hier und da etwas leisten; jedenfalls erregen sie mehr Aufsehen als die Millionen von Hausfrauen und Müttern, die ganz in der Sphäre der Weiblichkeit bleiben. Aber wenn ihre Zahl sich allzusehr mehrte, wäre das baldige Aussterben der mit ihnen beglückten Völker zu erwarten.

Das natürliche Verhältnis der Geschlechter ist von denen vergessen worden, die aus dem Bestehen des sogenannten Matriarchates auf eine ehemalige allgemeine Frauenherrschaft schließen wollten. In Wahrheit ist der Mann immer, von besonderen Fällen abgesehen, der Führer der Familien und aller anderen Gruppen der Menschheit gewesen, er hat das Volk nach außen hin vertreten, während dem Weibe die Pflege des inneren Lebens zufiel und damit freilich nur allzuoft, da der Mann seine Macht übermäßig ausnutzte, ein unverhältnismäßiges Maß von Arbeit (s. die Abbildung, S. 97). Die Taufsprüche, wie man sie nennen könnte, mit denen man in Neupommern die neugeborenen Kinder begrüßt, drücken diese Thatsachen in unübertrefflicher Weise aus. Dem Mädchen ruft man zu: „Bestelle die Pflanzung, gebäre Kinder, beiße die Liane zurecht zum Aufreihen des Muschelgeldes, bringe das Getreide herbei, ziehe zu Markte!“ Der Knabe dagegen erhält den Spruch: „Zeige den Fremden deine Verachtung. Zupfe deinen Bart und knirsche mit den Zähnen, schmücke deinen Hals und trage deine Streitkeule, wenn du durch den Busch schreitest, sei ein Krieger!“ Wie die Überlastung des Weibes mit Arbeit sich wenigstens zum Teil aus der wirtschaftlichen Entwickelung ergibt, wird später nachzuweisen sein.

Der Gegensatz zwischen Mann und Weib ist der wichtigste und unvertilgbarste, der die menschliche Gesellschaft durchsetzt, aber keineswegs der einzige ursprünglich vorhandene. Neben ihn tritt der Unterschied im Alter der einzelnen Mitglieder einer Gruppe, der freilich kein konstanter Faktor ist, aber doch so langsam wechselt, daß er in jedem einzelnen Augenblicke seinen Einfluß geltend macht; mögen ferner auch die Individuen heranwachsen und altern, der Gegensatz zwischen Alten und Jungen bleibt deshalb doch immer bestehen, so wie ja auch die Gesellschaft als Ganzes unter dem Wechsel der Individuen ungestört erhalten bleibt. Scharfe Unterscheidungen zwischen den Altersklassen sind zwar nicht möglich, aber im ganzen werden immer die Gruppen der kleinen Kinder, die noch ganz auf die Eltern angewiesen sind, der heranwachsenden Jugend, der in der Vollkraft des Lebens Stehenden und der Alten sich übereinander schichten, nur daß bei Naturvölkern die Zahl der Alten oft sehr gering ist, teils infolge der

Kürze der durchschnittlichen Lebensdauer, teils weil man Greise und Greisinnen absichtlich beseitigt. Die Einteilung der Menschen nach Altersklassen ist von größtem Einflusse gerade auf die primitivsten Verwandtschaftssysteme, ja auf das Entstehen der Gesellschaft überhaupt.

Unabhängig von Alter und Geschlecht sind ferner die zahllosen Unterschiede der Körperkraft und Gesundheit, des Charakters und der Begabung, die zwar bei Naturvölkern nicht so grell hervortreten wie im Bereiche der höheren Kultur, aber doch merklich genug die soziale Stellung des Einzelnen beeinflussen. Überall fast besteht dabei das Bestreben, diesen zufälligen Verschiedenheiten dadurch eine gewisse Dauer zu geben, daß Macht oder Einfluß der Eltern auf die Kinder übergeht und diesen auch dann einen Vorrang sichert, wenn ihre eigenen Gaben ihn nicht rechtfertigen. In noch höherem Grade gilt das von den sekundären gesellschaftlichen Abstufungen, die durch den Besitz überall dort hervorgerufen werden, wo der urzeitliche Kommunismus nicht mehr in voller Stärke wirkt; der Reichtum ist ein Machtmittel, das sich mit größerer Sicherheit vererbt als der persönliche Einfluß und gewissen Klassen der Gesellschaft einen Vorsprung sichert, der von anderen schwer einzuholen ist. Die merkwürdige statistische Untersuchung über die Herkunft der „großen Männer“ Frankreichs, die Odin veröffentlicht hat, beweist wenigstens, daß es begabten Angehörigen materiell schlecht gestellter Volksklassen selten und nur unter günstigen Umständen gelingt, mit den Söhnen der „besseren Stände“ in erfolgreichen Wettbewerb zu treten.



Mehl reibende Magd. Altägyptische Statuette aus Kalkstein von 2600 v. Chr. Königliches Museum in Berlin. Vgl. Text, S. 96.

Wenn so schon innerhalb einer im übrigen einheitlichen Gesellschaft sich die mannigfachsten Differenzierungen fast von selbst ergeben, so bilden sich die Gegensätze überall dort zu grellster Schärfe aus, wo durch Krieg und Sieg ein Volk sich ein anderes unterwirft, oder wo doch vereinzelte Gefangene in den Gesellschaftsorganismus aufgenommen werden und damit sich eine herrschende Klasse über eine dienende lagert. Diese Zustände halten sich oft mit der größten Zähigkeit in der Form von Sklaverei, Leibeigenschaft, Hörigkeit oder zuletzt noch, wie in Deutschland östlich der Elbe, im Vorherrschen des Einflusses einer Adelsklasse, die im übrigen dem Volke gleichgestellt ist; anderswo, wie besonders in Indien, ist das Kastenwesen ein Nachklang der alten Verhältnisse.

Die indischen Kasten der Gegenwart freilich sind noch durch andere Einflüsse bestimmt, durch die Unterschiede nämlich, die sich aus der entwickelten Arbeitsteilung ergeben. Den echten Naturvölkern erscheint angestrengte Arbeit als etwas so Widerwärtiges, daß nur die äußerste Not sie dazu zwingen kann. Damit ergibt sich schon die Anschauung, daß jeder, der arbeitet, ein verächtlicher armer Teufel sein muß. Derartige Begriffe finden sich auch unter kultivierten Völkern, besonders in Südeuropa, wo nicht das Klima schon zur Thätigkeit zwingt. Ein wunderliches Symbol der Vorstellung, daß Handarbeit schändet und die Enthaltung von ihr adelt, ist die widerwärtige, überall auf der Erde nachweisbare Sitte „vornehmer“ Leute, die Fingernägel zu krallenartiger Länge wachsen zu lassen und damit aller Welt zu zeigen, daß der so Geschmückte von aller groben Arbeit frei ist. Vielfach gilt auch ungeheure Körperfülle, die durch systematische Faulheit erworben wird, als Zeichen der Vornehmheit, so in Polynesien

und bei den Kaffern Südafrikas. Auf diese Dinge werden wir noch zurückkommen müssen. Die verschiedenen Arten der Berufe selbst stehen nicht überall in gleichem Ansehen, namentlich ist alle schmutzige oder sonst widerliche Arbeit meist verachtet, weil eben nur Minderwertige sich zu ihr hergeben; im übrigen sind die Ursachen der Geringschätzung sehr mannigfaltig und oft rein zufälliger Art.

Die natürlichen und künstlichen Unterschiede würden die Gesellschaft zersetzen und zersprengen, wenn nicht das Gesetz der Sympathie, die Gleiches zu Gleichem gesellt, die einzelnen sozialen Abteilungen um so enger verbände, während zugleich die Geschlechtsliebe die beiden Hauptgruppen in beständige Beziehung setzt und die Anhänglichkeit zwischen Eltern, Kindern und Verwandten überhaupt gemischte, aber eng vereinigte Gruppen schafft. In der That haben wir in der gegenseitigen Sympathie der Gleichartigen einerseits, in der Geschlechts- und Verwandtenliebe anderseits die beiden Hauptursachen vor uns, die zur Bildung größerer gesellschaftlicher Verbände führen, und es fragt sich nur, welchem von beiden Faktoren die entscheidende Wichtigkeit beizumessen ist. Vielleicht ist es nicht geraten, sich so ohne weiteres der Ansicht anzuschließen, die in der Familie, wie sie z. B. bei den unsteten Völkern sich findet, die „Keimzelle“ der menschlichen Gesellschaft sieht. Selbstverständlich ist ohne die Vereinigung von Mann und Weib und ohne die Erziehung der Kinder bis zu einem gewissen Alter die Menschheit als solche überhaupt nicht denkbar; aber mit Recht hat Espinas darauf hingewiesen, daß unter den höheren Tieren gerade die Monogamen nicht zur Bildung größerer Gruppen neigen, da die Eifersucht des Männchens allen näheren Zusammenschluß hindert. In der That zeigt ein Blick auf die gegenwärtigen Zustände, selbst die der Kulturvölker, daß im allgemeinen das in sich abgeschlossene, sich selbst genügende eheliche Leben die Geselligkeit nach außen hin nicht begünstigt, während die eigentlich sozialen Triebe am lebhaftesten unter den Gleichartigen wirken: die Jugend gesellt sich zur Jugend, die Männer scharen sich in ihren Klubs oder um ihren Stammtisch zusammen, die Berufsgenossen bilden Vereine u. s. w., während die Frauen, bei denen das Geschlechtsleben überwiegt, im allgemeinen geringere Neigung zum Zusammenschluß mit ihresgleichen zeigen. Die Beobachtung der Naturvölker bestätigt diese Erfahrungen; bei den zerstreut lebenden Völkern ist in der That nicht viel mehr als die Familie vorhanden, die sich nur durch die Zahl der Nachkommen oder durch gelegentliches Zusammensein mit anderen erweitert. Von den Buschmännern bemerkt Lichtenstein: „Die einzelnen kleinen Horden der Buschmänner werden immer nur von einer Familie gebildet; geschlechtliche Gefühle, die instinktive Liebe zu den Kindern oder die gewohnheitsmäßige Anhänglichkeit zwischen Verwandten sind die einzigen Bande, welche sie irgendwie zusammenhalten.“ Die Familien können eine bedeutende Zahl von Mitgliedern erreichen, aber höhere soziale Verbände entstehen auf diesem Wege nicht.

Nun ist freilich von der Familie als Anfang der Entwickelung längere Zeit kaum mehr die Rede gewesen. Aus zahlreichen Spuren, die vielleicht etwas zu vorschnell sämtlich als Überlebsel aus älteren Perioden gedeutet wurden, glaubte man auf einen ursprünglichen Zustand der menschlichen Gesellschaft schließen zu dürfen, für den der Name Geschlechtsgenossenschaft am geeignetsten schien. Danach bestand die urzeitliche Horde aus einer Anzahl von Blutsverwandten, Männern, Frauen und Kindern, deren geschlechtliche Verhältnisse untereinander nicht näher geregelt waren, wenn nicht überhaupt, wie die extremen Vertreter dieser Ansicht wollen, vollste Ungebundenheit des Geschlechtsverkehrs herrschte. Daraus ergab sich dann mit Notwendigkeit, daß ein neugeborenes Kind nur zu seiner Mutter in ein engeres Verhältnis trat;

während von einem Vater im Sinne der unmittelbaren Verwandtschaft kaum die Rede sein konnte; der männliche Schützer der Mutter und des Kindes war nicht der Vater, dessen Person in der Regel nicht sicher zu bestimmen war, sondern der Bruder der Mutter. Entstanden nun innerhalb einer an Zahl zunehmenden Geschlechtsgenossenschaft neue Differenzierungen, Gruppen von näher zusammengehörenden Personen, so bildeten die Mütter die natürlichen Mittelpunkte dieser Gruppen, die nun als matriarchalische Familien sich innerhalb der Horde voneinander schieden. Erst allmählich bildete sich die Ehe in unserem Sinne aus, die Gatten und Väter traten an die Stelle der Mutterbrüder, und schließlich war die patriarchalische Familie, gleichgültig ob mono- oder polygamisch, das Endergebnis der Entwickelung.

Es schien, wie gesagt, eine Zeitlang, als ob die „Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit“ auf allgemeine Anerkennung rechnen dürfte. Neuerdings aber hat die Kritik Westermarcks, der freilich nichts Positives an die Stelle des Zurückgewiesenen setzen konnte, ernüchternd gewirkt und wenigstens das Gute gehabt, den Traum Morgans von einer überall nachweisbaren, im wesentlichen gleichartigen Entwickelung der menschlichen Gesellschaft gründlich zu zerstören. Auf Westermarck fußt dann ein interessanter Versuch Ernst Grosses, den engen Zusammenhang der Gesellschaftsformen mit der Wirtschaft nachzuweisen, was freilich nicht ganz gelingt; es tritt eben wieder einmal Einseitigkeit der Einseitigkeit entgegen, während die Wahrheit in der Mitte liegen dürfte.



Peruanisches Thongefäß: Eule, wahrscheinlich totemistisches Symbol. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 101.

Grosse hat unbedingt das Verdienst, mit Entschiedenheit ausgesprochen zu haben, daß es durchaus nicht die rein geschlechtlichen Verhältnisse zu sein brauchen, die den Aufbau der höheren Gesellschaftsformen bedingen. In der That haben wir ja schon gesehen, daß die Beziehungen der Geschlechter zu einander zwar die unerläßlichen Vorbedingungen des sozialen Lebens, aber schwerlich die Ursachen seiner weiteren Ausbildung sind, sondern daß, wie in den Gesellschaften der Tiere und auch bei Völkern höherer Kultur, die gegenseitige Sympathie der Männer, vor allem der Männer gleichen Alters, den engeren sozialen Zusammenhalt größerer Gruppen ermöglicht. Sollte das bei den Naturvölkern nicht auch zutreffen? Es ist sonderbar, aber nach den gegebenen Umständen immerhin erklärlich, daß die zahllosen Erscheinungen, die zu einer entschiedenen Bejahung dieser Frage zwingen, bisher immer nur beiläufig beachtet oder ganz vernachlässigt worden sind. Und doch läßt sich, wie sich aus den folgenden Ausführungen ergeben wird, die primitive Gesellschaft nur dann verstehen, soweit vorläufig überhaupt von wirklichem Verständnis die Rede sein kann, wenn man den Zusammenschluß der Männer zu festen Verbänden und Altersklassen nebst den daraus folgenden, mit den Verwandtschaftssystemen sich kreuzenden Gruppenbildungen berücksichtigt.

Freilich sind diese Durchkreuzungen wieder nicht klar zu durchschauen ohne eine Kenntnis der matriarchalisch-totemistischen Familie. So mag es denn gestattet sein, zunächst einmal diese höhere Entwickelungsform zu schildern, um dann rückwärts schreitend die Verwirrung weiter zu lösen, die gerade bei primitiven Völkern allen Überblick erschwert. Da sich bei den Indianern Nordamerikas der Totemismus mit seinen Besonderheiten am ausgeprägtesten findet, soll auch hier auf diese klassischen Beispiele zurückgegriffen werden, die zuerst von Morgan studiert und wenn nicht immer ihrer Entstehung, so doch ihrem Wesen nach klar erkannt worden sind.

Das Volk der Irokesen, dessen Verhältnisse Morgan am eingehendsten prüfen konnte, zerfiel in eine Anzahl von Stämmen, die politisch einen gewissen Zusammenhalt zeigten, im übrigen jedoch sehr selbständige gesellschaftliche Gebilde waren. Die Stämme selbst aber setzten sich nicht einfach aus Familien zusammen, sondern aus größeren Gruppen von Blutsverwandten, die matriarchalisch organisiert und durch beständige Wechselheiraten miteinander verbunden waren. Morgan bezeichnet eine solche Gruppe als Gens, d. h. er wendet den Ausdruck für die ganz ähnliche Organisationsform der alten Römer auf die irokesischen Zustände an; die Gens entspricht dem schottischen Clan, dem griechischen Genos, der deutschen Sippe u. s. w., sie ist mit einem Worte eine Erscheinung, die sich auf der ganzen Erde und bei den meisten Völkern mehr oder weniger kenntlich wieder findet, während sie bei den heutigen Kulturvölkern Europas erloschen ist und uns deshalb fremdartig anmutet.

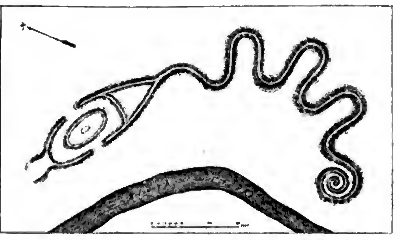
Was der Gens ihre Eigenart gibt, das sind die mit ihr eng verbundenen Heiratsverbote und Heiratsgebräuche. Nehmen wir als einfachsten Fall an, ein Stamm bestände aus zwei Gentes oder Sippen, die wir der Kürze wegen A und B nennen wollen. Ein Mann aus der Gens A darf dann unter keiner Bedingung ein Weib aus seiner eigenen Gens nehmen, sondern muß ein Mädchen aus der Gens B heiraten; umgekehrt dürfen die Männer der Gens B sich nur mit Angehörigen der Gens A vermählen. Jeder Verstoß gegen dieses Sittengesetz würde als Blutschande aufgefaßt und meist viel härter beurteilt werden als Ehebruch. Es findet somit eine fortwährende Blutmischung zwischen den einzelnen Sippen statt, die in untrennbarer Weise miteinander verbunden und doch wieder in gewissem Sinne sehr scharf unterschieden sind.

Die zweite merkwürdige Eigentümlichkeit der Gentilgenossenschaft ist die mutterrechtliche Organisation: die Kinder einer Ehe folgen nicht der Sippe des Vaters, sondern der der Mutter, und so ist denn auch nach echt matriarchalischem Brauche, wie schon oben erwähnt, der nächste männliche Verwandte und Beschützer der Kinder nicht der Vater, sondern der Oheim mütterlicherseits oder, falls keiner vorhanden ist, ein anderer Sippengenosse der Frau. Heiratet also ein Mann aus der Gens A ein Weib aus der Gens B, so gehören die Kinder dieses Ehebundes zur Gens B, mit anderen Worten: die Sippe pflanzt sich durch die Mütter fort, sie nimmt sich der Kinder der zu ihr gehörenden Frauen an, und natürlich fühlen sich die Männer ihrerseits, mögen sie auch mit Frauen der anderen Gens verheiratet sein, immer als Mitglieder ihrer eigenen Sippe. Nach und nach hat die Familie vielfach den Einfluß der übermächtigen Sippe gebrochen, aber zunächst ist sie gegenüber der Gentilgenossenschaft ohne Bedeutung und ohne große Rechte; so eng das Verhältnis zwischen den Kindern und dem Mutterbruder ist, so locker ist es zwischen Kind und Vater; bei den matriarchalich organisierten Stämmen kann es wohl vorkommen, daß bei einem Zwist zwischen den Sippen der Sohn den eigenen Vater bekämpft, aber niemals werden die Genossen einer Gens die Waffen gegeneinander kehren.

Innerhalb der Gens spielt sich ein großer Teil des gesellschaftlichen Lebens ab. Die irokesische Sippe hatte das Recht, ihre Kriegs- und Friedenshäuptlinge zu wählen oder abzusetzen, sie beerbte die verstorbenen Mitglieder, sie trat nach außen hin geschlossen für die Interessen der Sippe ein (Blutrache), sie erteilte ihren Mitgliedern Namen, durfte Fremde in ihre Mitte aufnehmen, hatte einen gemeinsamen Begräbnisplatz und beriet in besonderen Versammlungen über die Angelegenheiten der Genossenschaft. Besonders in der Einrichtung der Blutrache, die wenigstens in Spuren fast überall nachzuweisen ist, tritt der straffe Zusammenhalt der Sippe in glänzender Weise hervor, und es zeigt sich zugleich, wie das Wesen des Einzelnen gegenüber der Masse völlig zurücktritt: wird das Mitglied einer Sippe getötet, dann haftet

die Sippe des Thäters, wenigstens in ihren männlichen Angehörigen, mit ihrem Blute dafür, es ist ganz gleichgültig, ob die Rache am Thäter selbst oder an einem seiner Sippengenossen vollzogen wird. Bei der Umbildung der mutterrechtlichen Gens in vaterrechtliche Familien hat sich vielfach die Blutrache erhalten, wie sie denn stellenweise noch in Europa selbst ausgeübt wird, aber ihren Ursprung hat sie zweifellos in der alten matriarchalischen Sippe.

Das Sippentum besitzt noch eine andere Eigentümlichkeit, die fast überall wiederkehrt und eines der merkwürdigsten Probleme der Völkervergleichung bildet: jede Sippe hat ihr besonderes Abzeichen, Wappen oder Symbol, ihr Totem, wie es die Irokesen nennen. Gewöhnlich ist dieses Totem ein Tier (s. die untenstehende Abbildung), zuweilen eine Pflanze, seltener irgend eine Naturerscheinung, ein Gestirn und dergleichen, wohl auch einmal ein Gerät oder eine Waffe; es macht durchaus den Eindruck, daß die von Tieren abgeleiteten Totems nicht nur die häufigsten, sondern auch die ältesten sind, während die anderen wohl erst bei der Teilung älterer Sippen entstanden sein mögen.



Plan eines Mounds in Form einer Schlange, wohl totemistisches Symbol, Ohio. Nach Cyrus Thomas.

In dieser Annahme wird man durch die Beobachtung bestärkt, daß überall in primitiveren Verhältnissen das Wappentier in einem geheimnisvollen Zusammenhange mit der Gens steht, daß es in der Regel nicht gejagt und gegessen, ja unter Umständen thatsächlich heilig gehalten und verehrt wird. Von Indianern Perus wird berichtet, daß sich die Angehörigen der Jaguarsippe beim Anblick ihres Wappentieres ruhig niedersetzten und sich widerstandslos von der Bestie töten ließen, statt sich zu wehren oder auch nur die Flucht zu ergreifen. Bei weiterem Nachforschen klärt sich auch diese Seltsamkeit auf: das Totemtier gilt als nahe verwandt mit der Sippe, die Wolfsgens z. B. stammt von einem Wolfe ab, und ihre Angehörigen schweifen nach dem Tod in Gestalt von Wölfen umher, der Totemismus verschmilzt also mit der Ahnenverehrung und gewinnt aus ihr eine unwiderstehliche Macht über das Denken und Thun der Sippe. Ein großer Teil des Tierkultus geht auf totemistische Vorstellungen zurück; die Ägypter z. B. zerfielen ursprünglich in eine große Anzahl totemistischer Geschlechter, deren Kultus mit dem Sonnendienste verschmolz und die zahlreichen Tiergottheiten sowie die Sitte, tote Tiere, wie Katzen, Krokodile u. s. w., zu mumifizieren, hinreichend erklärt. Auch die Neigung primitiver Völker, Tiere bildlich (s. die Abbildungen, S. 99 und S. 103), ornamental oder in der Tättowierung des Körpers (s. die Abbildung, S. 105) darzustellen, geht zum guten Teil auf totemistische Anschauungen zurück.

Es wurde oben der Einfachheit wegen angenommen, daß ein Stamm aus zwei Sippen bestehe. Das mag ursprünglich, wie wir noch sehen werden, sehr oft der Fall gewesen sein, aber bei den Völkern, deren totemistische Einteilung wir genauer kennen, haben nur wenige diese einfache Form bewahrt, vielmehr setzt sich der Stamm in der Regel aus einer größeren Zahl von Sippen zusammen, wie einige Beispiele zeigen mögen.

Der irokesische Stamm der Seneka hatte die Totems Bär, Wolf, Biber, Schildkröte, Hirsch, Schnepfe, Reiher, Falke. Der Stamm der Tuskarora zerfiel in die Sippen Bär, Biber, große Schildkröte, Aal, grauer Wolf, gelber Wolf, kleine Schildkröte und Schnepfe. Bei den Jowa fanden sich Adler, Taube, Wolf, Bär, Elch, Biber, Büffel, Schlange, deren Angehörige sich durch die Haartracht unterschieden, bei den Ottawa Hase, Karpfen und Bär, bei den Caddo Wolf, Panther, Bär, Büffel, Biber, Waschbär und Krähe. Während bei den Indianern Nordamerikas nur ganz ausnahmsweise ein nichttierisches Totem vorkommt, überhaupt die totemistische Organisation einen ursprünglichen und straffgeordneten Eindruck macht, ist in Mittel- und Südamerika die Zahl der Totems meist größer, ihre Bezeichnung sehr mannigfaltig. Schon bei den Moquis und anderen Pueblosindianern finden sich neben den Totems Frosch, Papagei, Bär, Klapperschlange und Schmetterling auch solche wie Korn und Sonne. Bei den Arowaken hat E. im Thurn nicht weniger als 47 Sippen nachgewiesen, deren Namen er nur teilweise zu erklären vermochte; es finden sich unter den Totems Hirsch, Uralibaum, schwarzer Affe, Hyamabaum, Rotbrustvogel, Schildkröte, Ratte, Biene, Spottvogel und dergleichen, während manche Sippen einfach nach ihrem Wohn- oder Herkunftsort genannt zu sein scheinen und der Name anderer wieder auf ihre Blutmischung mit benachbarten Stämmen deutet. Unter den Juris fand Martius Sippen, die sich nach dem Kakao, der Rohrpalme, dem Winde und selbst dem Lippenpflock nannten.

Der Totemismus ist in Amerika vielleicht am kenntlichsten ausgebildet und erhalten, aber keineswegs auf dieses Gebiet beschränkt. Die sehr interessanten Formen, die sich bei den Australnegern finden, werden in anderem Zusammenhange noch zu erwähnen sein; unter den Melanesiern, den Urbewohnern Indiens, einigen Negerstämmen Südafrikas sind totemistische Anschauungen noch ganz lebendig, während sie anderswo wenigstens in deutlichen Spuren erhalten sind. Wahrscheinlich deuten die zahlreichen, von Tieren abgeleiteten deutschen Eigennamen (Wolfgang, Wolfram, Bernhard u. s. w.) ebenso auf Totemismus wie die Göttertiere, Wodans Wolf und Rabe, Frohs Eber, Freias Katze.

Wie sind nun die totemistischen Sippen mit ihrer mutterrechtlichen Organisation und ihren Heiratsgesetzen entstanden? Was ist ihre Vorstufe gewesen? Sind sie aus der blutsverwandten, der freien Liebe huldigenden Horde hervorgegangen, wie Morgan und seine Anhänger wollen, haben sie sich aus dem Zusammenschluß einzelner Familien gebildet, wie Morgans Gegner anzunehmen scheinen, oder ist vielleicht noch eine dritte Art der Entstehung möglich?

Zunächst ist die Frage zu entscheiden, ob in der Regel ursprünglich eine große Zahl Sippen vorhanden gewesen ist, die sich erst nach und nach zu wenigen großen Gruppen zusammenballten, oder ob sich umgekehrt aus wenigen anfänglich vorhandenen Gentes neue Unterabteilungen abgeschieden haben, aus denen dann selbständige Sippen entstanden. In vielen Fällen ist eine klare Antwort auf diese Frage zwar nicht möglich; aber da überall, wo überhaupt eine Entwickelung noch festzustellen ist, ein Zerfall der größeren Sippen in kleinere wahrgenommen wird, so darf man wohl annehmen, daß dieser Vorgang die Regel bildet. Die Tlinkit an der Nordwestküste Amerikas zerfallen in zwei Hauptgeschlechter, Wolf und Rabe, von denen jedes wieder in Untersippen geteilt ist, indem zur Wolfgens die Sippen Wolf, Bär, Adler, Walfisch und Alk, zur Rabengens die Sippen Rabe, Frosch, Gans, Seelöwe, Uhu und Lachs gehören. Auch bei den Irokesen finden sich die großen Sippen, die Morgan nach dem Vorgange der Griechen, wo sie ebenfalls vorkamen, als Phratrien bezeichnet. Die oben erwähnten totemistischen Sippen der Seneka bildeten zwei Phratrien, deren erste die Gentes Bär, Wolf,

Biber und Schildkröte, die zweite Hirsch, Schnepfe, Reiher und Falke umfaßte; bei den Cayuga bestand die erste Phratrie aus den Sippen Bär, Wolf, Schildkröte, Schnepfe, Aal, die zweite aus den Sippen Hirsch, Biber und Falke. Diese Verschiedenheit bei zwei so nahe verwandten Stämmen ist beachtenswert, aber sie genügt nicht, um die Ansicht zu erschüttern, daß die Phratrien die ursprüngliche, die Gentes die sekundäre Form des Sippenwesens sind; wenigstens scheint sich gegen diese Meinung, der Morgan, Kohler und andre huldigen, kein ernstlicher Widerspruch erhoben zu haben, und die Beobachtung der Verhältnisse in anderen Gebieten, wie Australien und Melanesien, dient ihr zur Stütze. Auf den Banksinseln und in einem Teile der Neuen Hebriden ist die gesamte Bevölkerung, von der politischen Stellung natürlich ganz abgesehen, in zwei große Sippen (Veve) geteilt, die keine totemistischen Symbole führen, wohl aber stellenweise in kleinere totemistische Gruppen zerfallen. Veve bedeutet „Teilung", und die Mitglieder der einen Hauptsippe sprechen von denen der anderen als von den Leuten „auf der anderen Seite des Hauses". In Australien verhalten sich die Phratrien zu den Sippen ganz ähnlich wie bei den Irokesen, und aus den verwickelten Verwandtschaftsgesetzen ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit, daß die Phratrie als die Mutter der totemistischen Sippen betrachtet werden muß. Es sind also die zahlreichen, fast in der Weise unserer Familien zersplitterten Gentes jünger als die großen mutterrechtlichen Gruppen, die verwickelten Zustände jünger als die einfachen; ob freilich diese einfachen Formen aus dem Zerfall der blutsverwandten Horden entstanden sind oder nicht, ist damit noch nicht entschieden.


Tierfetisch der Zuñi, Nordamerika. Nach F. H. Cushing. Vgl. Text, S. 101.

Eine weitere Frage drängt sich bei der Betrachtung der primitiven Geschlechtsverhältnisse unwillkürlich auf und verlangt, wenn ein klarer Einblick in die Entwickelung gewonnen werden soll, wenigstens den Versuch einer Beantwortung: Wie kommt der Mensch zu der Ansicht, daß nahe Verwandtschaft ein Ehehindernis bildet? Mag man die Macht der Sitte noch so hoch anschlagen, es muß doch zu der unverbrüchlichen Gewissenhaftigkeit, mit der die seltsamen Eheverbote der Gentilgesellschaft beobachtet werden, noch eine andere Kraft beitragen als der Nachahmungstrieb und allenfalls die Furcht vor göttlicher oder menschlicher Strafe, oder es muß doch mindestens der erste Anstoß zu diesen Gesetzen irgend eine starke, überall wirksame Ursache haben.


Tierfetisch der Zuñi, Nordamerika. Nach F. H. Cushing. Vgl. Text, S. 101.

Im allgemeinen berufen sich alle Erklärungsversuche auf die Thatsache, daß Inzucht schädlich, Blutmischung, falls es sich nicht um zu unähnliche Rassen handelt, von Vorteil für die Nachkommenschaft ist; daß man neuerdings wieder einmal versucht hat, diese jedem Tierzüchter bekannte, offenbar auf physiologischen Gesetzen beruhende Erscheinung abzuleugnen, gehört zu jenen Auswüchsen der Überkritik, die von Zeit zu Zeit wie Blasen aufsteigen, um dann wirkungslos zu platzen. Daß die Menschheit mit ihrer Vermeidung der Verwandtenehen, von übertriebenen Einseitigkeiten kindischer Pedanterie abgesehen, ganz auf dem richtigen Wege ist, läßt sich nicht bestreiten; die Frage ist nur, ob hier ein Ergebnis der Beobachtung, wie z. B. Morgan will, die Eheverbote veranlaßt hat, oder ob, wie Westermarck glaubt, ein ursprünglicher Instinkt vorliegt, der zwischen miteinander erzogenen Kindern in der Regel keine Geschlechtsliebe aufkommen läßt, oder ob endlich der gewohnheitsmäßige Frauenraub eine Neigung für die fremden und eine Abneigung gegen die Frauen der eigenen Sippe als

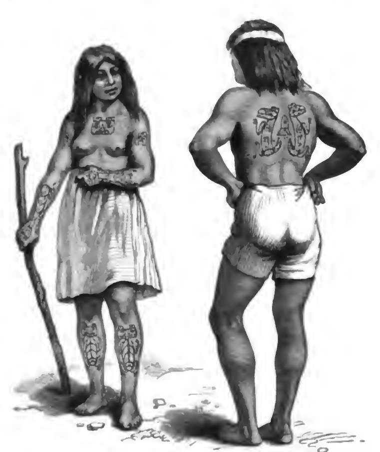
erworbenen, nützlichen Instinkt gezeitigt hat, wie Spencer vermutet. Vielleicht darf man auch an jene allgemeine Kulturerscheinung erinnern, die als ein Zurückdrängen der tierischen Triebe und besonders des Geschlechtstriebes zu Tage tritt, und die ja vor allem darauf hinwirken mußte, daß unter den eng verbundenen, beständig zusammenlebenden Blutsverwandten kein geschlechtlicher Verkehr mehr stattfand; gegenwärtig tritt bei den höheren Kulturvölkern in der That die Abneigung gegen Geschlechtsverkehr unter den nächsten Verwandten mit der Stärke eines sekundären Instinktes auf, wenn es auch an häßlichen Ausnahmen nicht fehlen mag.

Westermarck hat jedenfalls darin recht, daß es in erster Linie das enge Zusammenleben ist, das zwar die Sympathie Gleicher zu Gleichen weckt, aber die geschlechtlichen Begierden dämpft; in der totemistischen Gesellschaft sind es ja auch die innerhalb eines bestimmten Clans aufwachsenden Kinder, die als Geschwister betrachtet, ja oft auch so bezeichnet werden und untereinander nicht heiraten dürfen, während die eines anderen Clans, wenn auch in Wirklichkeit oft sehr nahe verwandt, zur Bewerbung freigegeben sind. Immerhin scheint auch hier die allernächste Blutsverwandtschaft mit Bewußtsein vermieden zu werden, wenigstens in Melanesien. Codrington sagt von den Bewohnern der Banksinseln ausdrücklich: „Es ist offenbar, daß das rein durchgeführte Gesetz der Exogamie die Vermählung sehr naher Blutsverwandter gestattet; denn der Mann gehört nicht zur Verwandtschaft seiner eigenen Kinder oder der Kinder seines Bruders. Aber obwohl vor allem die Ehen zwischen Sogoi, d. h. Mitgliedern des gleichen Veve, streng verboten sind und die Nachkommenschaft immer zur Mutter gerechnet wird, bleibt doch die Blutsverwandtschaft mit dem Vater und dessen nächsten Verwandten nie unberücksichtigt. Infolgedessen wird die Heirat zwischen nahen Blutsverwandten, mögen sie auch nicht Sogoi sein und deshalb dem Gesetz nach einander ehelichen dürfen, nicht gern gesehen. In Mota z. B. gelten Geschwisterkinder als zu nahe verwandt, um einander heiraten zu dürfen .... Wenn sie es thäten, würde es heißen, daß sie Unrecht thun." Man darf also wohl annehmen, daß die matriarchalischen Ehegesetze aus dem Wunsche entspringen, Verwandtenehen zu vermeiden, nur daß die Gesetze in sehr einseitiger Weise entwickelt sind, und da auch die väterliche Verwandtschaft beachtet wird, so läßt es sich verstehen, wie die mutterrechtliche Gesellschaft bei allen höheren Kulturvölkern und auch sonst vielfach ohne große Erschütterung in die anscheinend so ganz verschiedene patriarchalische übergehen konnte.

Beruht aber die matriarchalische oder totemistische Gruppenbildung auf einem sehr ausgeprägten Abscheu vor Blutschande, dann muß die Ansicht, daß sie sich aus dem „Hetärismus" herausgebildet hat, bedenklich erscheinen. Wie kommt es, daß ein Instinkt, der in der „Urfamilie" vollkommen unbekannt war, später ein Mittel der Sonderung wurde, das die Horde schärfer in verschiedene Gruppen trennte als alle von der Natur gegebenen Unterschiede? Und doch scheinen die Beispiele, die von Lubbock und nach ihm besonders von Lippert gesammelt und als Überlebsel ursprünglicher Zustände gedeutet worden sind, auf ursprüngliche Geschlechtsgemeinschaft innerhalb der primitiven Gesellschaftsgruppen zu deuten, auf ein freies Liebesleben, das keine Schranke kannte als allenfalls die Laune des Einzelnen. Aus dem Altertum sind zahlreiche Berichte von Zuständen überliefert, die nahe an die Promiskuität streifen; die freie Liebe vor der Ehe ist bei vielen Naturvölkern der Gegenwart noch zu beobachten, und zahlreiche Bräuche scheinen zu beweisen, daß die Männer des Volkes ein gewisses Anrecht auf jede Frau wenigstens bis zu ihrer Verheiratung behaupten, und daß bei der Hochzeit gewissermaßen als Abkauf die Braut in Wirklichkeit oder doch symbolisch den männlichen Hochzeitsgästen oder deren Vertreter, dem Häuptling, Priester u. dgl., preisgegeben wird (jus primae

noctis). Man hat alle diese, thatsächlich sehr zahlreichen Beispiele kurzweg als Reste der Weibergemeinschaft gedeutet und daraufhin die hetäristische Urfamilie konstruiert; mag man auch dieser Ansicht aus guten Gründen widerstreben, so wird man doch mit den Thatsachen rechnen müssen und hat kein Recht, sie künstlich wegzudeuten.

Aber das ist auch gar nicht nötig. Betrachten wir diese sogenannten Reste der Promiskuität genauer, so zeigt sich bald, daß hier ein sehr ungleichartiges Material vereinigt worden ist, das erst selbst einer genaueren Sichtung bedarf, ehe es sich zu gewagten Schlüssen verwenden läßt. Wo die freie Liebe vor der Ehe in patriarchalisch geordneten Gesellschaftsgruppen vorkommt, da ist sie nichts anderes als ein Überrest aus matriarchalischer Zeit, der im Laufe der Entwickelung verschwindet und dann die seltsam cynischen Hochzeitsbräuche als letzte Spur hinterläßt; nebenbei bemerkt ist der freie Geschlechtsverkehr vor der Ehe bei den meisten europäischen Kulturvölkern, wenigstens bei der Landbevölkerung, noch recht häufig (Probenächte, Fensterln u. s. w.). In der mutterrechtlichen Gesellschaft aber unterliegt diese „freie Liebe" durchaus denselben Gesetzen und Verboten wie die Ehe: die jungen Leute derselben Sippe verkehren nicht miteinander, sondern mit denen der anderen Sippen, so daß auch in diesem Falle Blutschande durchaus vermieden wird. Eine Brücke von der Endogamie zur Exogamie wird also nicht geschlagen, und zum mindesten muß man sich sagen, daß die totemistische mutterrechtliche Gesellschaft nicht wohl unmittelbar aus der endogamen „Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit" herausgewachsen sein kann, sondern daß ihr einfachere Organisationsformen vorhergegangen sein müssen. Damit aber gelangen wir zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen zurück: Die Vorstufe der mutterrechtlichen Gruppierung ist nicht die unorganisierte Horde, sondern die Vergesellschaftung der männlichen Jugend, die nicht auf Geschlechtsliebe, sondern auf Sympathie beruht, und die aus ihr hervorgehende Einteilung der Horde in Altersklassen.



Mann und Frau der Haida mit Tättowierung, Nordamerika. Nach G. Mallery. Vgl. Text, S. 101.

Wenigstens in einem Gebiete der Erde, in Australien, ist diese Erscheinung bereits nachgewiesen, ohne daß freilich weitergehende Schlüsse daraus gezogen worden sind. Wer immer sich mit der Verwandtschaftsorganisation der Australneger beschäftigt, ist erstaunt über den außerordentlich verwickelten Aufbau dieser unkultivierten Gruppen der Menschheit, über die merkwürdigen, zunächst fast unverständlichen Systeme, die das Eheleben regeln, und gegen

die sich die Verwandtschaftsanschauungen und -Bezeichnungen der Kulturvölker wie dürftige Reste ausnehmen. Bereits Morgan hat erkannt, daß die Verwirrung deshalb so groß ist, weil hier zwei Systeme sich durchkreuzen, ohne daß bisher das eine oder das andere den Sieg davongetragen hat, und gleichzeitig tritt er dafür ein, daß von diesen Systemen — dem totemistischen und dem der Altersklassen — das letztere das ursprünglichere und ältere ist. Neuerdings haben besonders die Untersuchungen Cunows in diesem Sinne klärend gewirkt.

Da die Verhältnisse des Stammes der Kamilaroi am besten untersucht sind, so mag der Aufbau dieser auch von Morgan berücksichtigten Gruppe zur Verdeutlichung der merkwürdigen Zustände dienen, die bei vielen Australstämmen, allerdings nicht bei allen, noch heute bestehen. Zunächst zerfällt der Stamm in einzelne Horden, in denen Vertreter aller totemistischen Sippen und Altersklassen zu finden sind, die also für die Verwandtschaftssysteme nicht weiter in Betracht kommen. In mutterrechtlicher Beziehung teilen sich die Kamilaroi in zwei große Phratrien, deren jede, ganz wie bei den Irokesen, wieder mehrere nach Tieren benannte Gentes nach folgendem Schema umfaßt:

1. Phratrie (Dilbi)	1. Duli (Leguan-Eidechse)	2. Phratrie (Kupathin)	4. Dinoun (Emu)
	2. Murriira (Padymelon)		5. Bilba (Bandikut)
	3. Mute (Opossum)		6. Nurai (Schwarzschlange).

Die aus dieser Einteilung hervorgehenden Ehegesetze werden nach den Phratrien bestimmt, d. h. die Angehörigen der ersten Phratrie, mögen sie einer Sippe angehören, welcher sie wollen, dürfen nicht untereinander heiraten, sondern nur Angehörige der zweiten Phratrie und umgekehrt. Auch hier darf man also wohl annehmen, daß die Sippen aus der Phratrie hervorgegangen, nicht aber, daß die Phratrien aus einer Zusammenlegung von Sippen entstanden sind.

Diese ziemlich einfache und übersichtliche totemistische Gesellschaftsordnung ist nun eng verbunden mit dem System der Altersklassen, woraus dann eine weitere außerordentliche Beschränkung der Heiratsmöglichkeiten folgt. Jede Generation einer Sippe bildet nämlich eine Gruppe für sich, die ihrerseits nur unter der entsprechenden Generation der anderen Phratrie ihre Gatten suchen darf; mit anderen Worten, der Stamm zerfällt in bestimmte Altersklassen, die nur unter sich heiraten, aber dabei durch die Gesetze der mutterrechtlichen Einteilung ebenfalls beschränkt werden. Die Bezeichnungen der Klassen wiederholen sich dabei in jeder dritten Generation, d. h. die Großeltern (in mütterlicher Stammesfolge natürlich) gehören zu derselben Altersklasse wie ihre Enkel; ferner aber sind die Namen der Altersklassen, offenbar unter dem Einfluß der totemistischen Einteilung, um den Überblick über beide Organisationsformen gleichzeitig zu gestatten, in der ersten Phratrie andere wie in der zweiten, nämlich folgendermaßen:

		Männlich	Weiblich			Männlich	Weiblich
1. Phratrie	1. Klasse	Kubbi	Kubbota	2. Phratrie	1. Klasse	Ippai	Ippata
	2. Klasse	Murri	Mata		2. Klasse	Kumbo	Buta
	1. Klasse	Kubbi	Kubbota :c.		1. Klasse	Ippai	Ippata :c.

Es war demgemäß Gesetz, daß die erste Klasse der ersten Phratrie nur in die erste der zweiten Phratrie, die zweite nur in die zweite heiraten durfte. Die von der ersten Klasse erzeugten Kinder, also die nächste Generation, gehörten dann zur zweiten Klasse, deren Kinder wieder zur ersten. Wenn also ein Kubbi eine Ippata zum Weibe nahm, so gehörten die Kinder, die nach matriarchalischem Gesetze der Mutter folgten, zur zweiten Altersklasse der zweiten Phratrie, hießen also Kumbo und Buta und konnten nun ihrerseits wieder Gatten unter den Murri und Mata suchen. Es ist klar, daß durch das System der Altersklassen

ebenfalls der Geschlechtsverkehr zwischen Verwandten, und zwar der zwischen den Eltern oder deren Geschwistern und den Kindern, verhütet wird, während die totemistischen Gesetze ihrerseits den zwischen Kindern derselben Mutter unmöglich machen und, da ein Mann immer nur ein Weib aus einer entgegengesetzten Phratrie nehmen darf und folglich alle seine Kinder dieser Phratrie zufallen müssen, die Ehe zwischen Geschwistern überhaupt verhindern.

Wenn Morgans Ansicht, daß die Klasseneinteilung die ältere ist, sich als richtig erweist, dann hätten wir in dieser Einteilung einen ersten Versuch vor uns, innerhalb der Horde oder Urfamilie den Geschlechtsverkehr zu regeln. Daß aber die Klassensonderung selbst aus der Promiskuität hervorgewachsen ist, wird nach der Meinung Morgans bestätigt durch das Dasein der sogenannten Gruppenehe der Australier, die in der Punalua-Ehe der Bewohner Hawais und mancher anderen Erscheinung ihre Parallelen hat. Nachdem sich gewichtige Stimmen gegen die Existenz der wirklichen Gruppenehe erhoben hatten, ist neuerdings besonders Kohler mit Entschiedenheit für sie eingetreten, wenn er auch zugeben muß, daß sie bei den Australiern nur in Resten und Spuren erhalten ist, und ferner darin von Morgan abweicht, daß er die Gruppenehe erst für eine Folge der totemistischen Einteilung hält. Wie man sieht, schwanken die Meinungen noch immer wirr durcheinander.

Die Gruppenehe, die in Wahrheit nirgends in voller Reinheit besteht, würde darauf hinauslaufen, daß alle Männer der einen totemistischen Gens oder Phratrie mit allen Frauen der anderen verkehren dürfen, gewissermaßen mit ihnen verheiratet sind, so daß der eigentliche Gatte höchstens als primus inter pares seine Rechte geltend machen kann. Allein in Australien wenigstens scheint der Gebrauch, daß ein Mann die Gattin seinen unverheirateten Brüdern oder auch anderen Sippengenossen zur Verfügung stellt, zum Teil auf die verwickelten Heiratsverbote zurückzugehen, die es dem Manne oft schwer machen, eine Gattin zu finden; es entspricht ganz dem Wesen der Naturvölker, daß der Brauch stellenweise in ein förmliches System gebracht worden ist (Pirrauru-Ehe). Die auch in Melanesien vorkommende Bezeichnung aller der Bewerbung zugänglichen Mädchen und Frauen als „Gattinnen" und entsprechend aller Männer der entgegengesetzten Phratrie als „Gatten" braucht durchaus nicht auf wirklichen Geschlechtsverkehr zu deuten oder bezieht sich wenigstens nur auf die „freie Liebe" vor der Ehe, keineswegs aber auf gemeinsamen Besitz der Weiber. In diesem Sinne wird aus Verwandtschaftsbezeichnungen viel zu viel gefolgert. Der Australier dehnt z. B. die Bezeichnungen „Vater" und „Mutter" auf die ganze Altersklasse aus, der die Eltern angehören, weiß aber natürlich recht gut seine wirklichen Eltern von der Masse der übrigen zu unterscheiden und wird das auch in älterer Zeit gewußt haben, so daß ein Rest primitiver Verhältnisse hier schwerlich vorliegt.

Mögen die zahlreichen Zweifelsfragen, die sich an die Einrichtung der Altersklassen und der Gruppenehen knüpfen, gelöst werden oder nicht, so viel scheint sicher, daß ein unmittelbarer Beweis für ihr organisches Herauswachsen aus der Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit mit ihrer angeblichen Weibergemeinschaft kaum zu erbringen ist. Da mag es nun erlaubt sein, auf die anfangs geäußerte Vermutung zurückzukommen, die nicht in den geschlechtlichen Verhältnissen, sondern in der Sympathie der Gleichalterigen, vor allem der männlichen Jugend, den Anstoß zur Bildung größerer gesellschaftlicher Verbände sucht. Offenbar sind ja mehrere Stufen der Entwickelung zu unterscheiden: die ältesten Formen, die Familie mit ihrem Anhange, wie sie bei den Buschmännern noch heute zu finden ist, oder die Horde der Blutsverwandten, wie sie Morgan und seine Anhänger an den Eingang der Menschheitsgeschichte stellen, mußten durch die Einführung des Klassensystems und darauf des

mutterrechtlichen Totemismus erst die Fähigkeit erhalten, sich zu Stämmen zusammenzuschließen, und die matriarchalische Gesellschaft wieder mußte zur patriarchalischen umgeschmolzen werden, damit die Bildung von Stammesgruppen und Staaten sich ermöglichte. Bei alledem aber sind es, wie schon die Altersklassen vermuten lassen, der Einfluß und die gegenseitige Sympathie der **Männer**, die den Fortschritt herbeiführen. Immerhin würde diese Theorie in der Luft schweben, wenn sich nicht wenigstens in kenntlichen Resten diese Gesellschaften der Männer nachweisen ließen, auf deren Zusammenschluß die höheren Gesellschaftssysteme beruhen. Dieser Nachweis aber ist möglich; und nicht nur um Reste und Spuren handelt es sich hier, sondern um sehr zahlreiche Thatsachen, die wohl nur deshalb bisher unbeachtet geblieben sind, weil der Kampf für oder gegen die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit den Blick von ihnen ablenkte. Nur J. Lippert hat auf diese Erscheinungen hingewiesen, aber ohne weitergehende Folgerungen daraus zu ziehen.



Männerhaus in Keräpuno, Neuguinea. Nach Finsch.

In Australien fehlt es nicht an Beweisen. Die jungen Leute sondern sich von der Horde ab, sie lagern an besonderen Feuern und bewohnen besondere Hütten, bis ihnen nach der Aufnahme unter die Erwachsenen die Verheiratung gestattet ist. Indessen hindert die unstete Lebensweise der Australier jene dauernden Einrichtungen, denen wir im benachbarten Melanesien und Mikronesien begegnen, die aber auch im Malayischen Archipel, in Indien, in Afrika, in Südamerika ganz unzweideutig und anderwärts wenigstens in Spuren vorhanden sind, so daß wir sie wohl als eine Lebensform betrachten dürfen, die von den meisten Völkern durchschritten, von vielen noch festgehalten und von einigen wenigen vielleicht noch nicht erreicht ist, mag sie auch unter dem Einflusse der verschiedenen wirtschaftlichen Bedingungen die mannigfachsten Gestalten annehmen.

Das äußere, auch dem flüchtigsten Beobachter kenntliche Zeugnis für das Dasein der Männergesellschaft ist das außerordentlich weit verbreitete und trotz aller Nebenzwecke, denen es hier und da angepaßt wird, höchst charakteristische **Männer- oder Junggesellenhaus** (s. die obenstehende Abbildung). Dieses Haus hat den Zweck, den unverheirateten Männern oder allen Männern des Stammes überhaupt als Wohn- und Schlafstätte zu dienen, während die Familien in besonderen, meist viel kleineren Häusern wohnen. Es ergibt sich von selbst, daß sich das Junggesellenhaus vielfach zum Mittelpunkte des Männerlebens überhaupt ausbildet, daß es eine Art Klublokal und zugleich die Beratungshalle der Krieger ist, daß man Fremde dort aufnimmt und Vorräte oder Kostbarkeiten daselbst aufbewahrt. Leicht wird das Haus auch zur Hauptstätte des Ahnenkults, und daraus erklärt sich das Mißverständnis vieler Reisender, die schlechtweg die Gemeindehäuser als Tempel bezeichnet haben; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß sich in der That das Junggesellenheim vielfach zum wirklichen Heiligtum umbildet

und damit seinem ursprünglichen Zwecke völlig entfremdet wird. Wie wenig das wirkliche Junggesellenhaus dagegen als Sanktuarium gelten kann, zeigt die Bemerkung Edelfelts über ein von Chalmers für einen „Tempel" angesehenes „Elamo" der Motu-Motu im südlichen Neuguinea: „Es wäre sehr schön, wenn diese Bezeichnung auch nur einigermaßen zuträfe, aber das ist leider nicht der Fall. Es ist einfach eine Art Klubhaus, das ausschließlich für den männlichen Teil der Bevölkerung bestimmt ist, eine Höhle, wo Klatsch und Unfug vom Morgen bis zur Nacht ausgeübt werden; manche Mordthat an unschuldigen Männern, Weibern und Kindern ist in diesem sogenannten ‚heiligen Hause' geplant worden."

Das ist ein sehr unfreundliches Bild, für das die Farben wohl absichtlich etwas düster gewählt sind. Besser lautet die Schilderung, die Semon von den Junggesellenhäusern am Hall-Sund im südwestlichen Neuguinea entwirft, wo neben den niedrigen, rechtwinkeligen Familienwohnhäusern sich größere, auf hohen Pfählen stehende Gebäude erheben: „Sie werden ‚Marea' genannt und dienen den unverheirateten Männern zur Wohn- und Schlafstätte, sind überhaupt die Klub- und Versammlungshäuser der Männer, die Gasthäuser der fremden Besucher. Den Weibern ist ihr Betreten streng untersagt. Hier hängen und liegen die Waffen und Trophäen, die Pfosten tragen schönes Schnitzwerk, hier und da sah ich auch Schnitzereien, die Vögel, Eidechsen und menschliche Gestalten darzustellen schienen . . . Vor den Mareas befinden sich Plattformen, auf denen die Eingeborenen bei festlichen Gelegenheiten ihre Schweine und Hunde schlachten und ihre Mahlzeiten einnehmen."

Derartig typische Junggesellen- und Gemeindehäuser (s. die Abbildung, S. 110) finden sich im übrigen Melanesien fast allenthalben, ebenso in Mikronesien und vielfach im Indischen Archipel, soweit sie nicht durch den Einfluß höherer Kulturformen beseitigt oder ganz umgestaltet sind; bald verwandeln sie sich dann in Moscheen, bald werden sie zu wirklichen Rathäusern, wie auf den Philippinen, wo die sogenannten „Tribunales" nach der Angabe Hans Meyers noch als Herbergen für Durchreisende dienen. Am besten hat sich die ursprüngliche Einrichtung noch bei den Battak auf Sumatra gehalten: hier ist das Bale oder Sopo, das Haus der Männer und jungen Leute, zugleich der Beratungsraum und das Nachtquartier der Fremden; nach Westenbergs Angabe diente es in manchen Landschaften früher als Citadelle des Dorfes, während jetzt die Bodenräume mit Vorliebe als Reisscheuern benutzt werden. An dem geschnitzten, mit phallischen Figuren gezierten Pfahl eines Bales sah Westenberg die Gesetze der Battak angeschrieben; daß das Gebäude auch als Schatzhaus der Häuptlinge dient, erwähnt Modigliani von den Toba-Battak.

Wenden wir uns dem Festlande Asiens zu, so entdecken wir das Junggesellenhaus in seiner unverkennbarsten Form bei zahlreichen kulturarmen Stämmen Hinter- und Vorderindiens. Den Abor in Assam dient das „Mosup" als Wohnplatz der unverheirateten Krieger und als Rathaus, seine Wände sind mit Tierschädeln und Waffen bedeckt, und der Lärm häufiger Zechgelage erfüllt das Gebäude. Bei den Nagastämmen sind die Männerhäuser an den Dorfeingängen angebracht und dienen zugleich als Wachtstuben, sind also dem beständigen Kriegszustande des Landes angepaßt. Unter den Drawidavölkern haben nach Daltons Zeugnis auch verschiedene die Einrichtung des Junggesellenhauses beibehalten, wie unter anderen die Urau und Maler.

Natürlich fehlen auch dem großen östlichen Ausstrahlungsgebiet des Malayentums, der polynesischen Inselwelt, die Männerhäuser nicht, obwohl hier auf vielen Inseln bei der Entdeckung durch die Europäer bereits allerlei Umbildungen der ursprünglichen Sitte erfolgt

waren. Auf Nukahiwa wie auf Neuseeland schliefen die jungen Männer im Gemeindehaus, das zugleich als Herberge für die Fremden diente und auf öffentliche Kosten erbaut wurde; Cook sah auf Tahiti eins von 200 Fuß Länge. Wie eng das Dasein des Junggesellenhauses mit dem altmalayischen Volksleben verknüpft war, lehrt endlich die Thatsache, daß es auch an der Nordgrenze der malayischen Ausbreitung, auf Formosa, unter den nichtchinesischen Bewohnern angetroffen wird: Kisak Tamai bezeugt, daß die Jünglinge hier vom 16. Jahre bis zu ihrer Verheiratung im Junggesellenhause wohnen, und nach Taylor dient dieses Gebäude (Palangkan) zugleich als Rathaus, Herberge und Wachtstube.

Aber das Männerhaus ist keineswegs eine Einrichtung, die auf das Gebiet der malayischen Rasse beschränkt bleibt. Schon Martius hatte bei dem brasilischen Indianerstamme der Mundruku die Beobachtung gemacht, daß hier die waffenfähige Jugend in einem gemeinsamen Hause, einer Art Kaserne, zu übernachten pflegte; indes konnte diese vereinzelte Thatsache noch Zweifel übrig lassen, die erst neuerdings durch die Beobachtungen Karls von den Steinen gründlich gelöst worden sind. Bei den Bororó fand dieser ausgezeichnete Forscher die Einrichtung des Männerhauses in der typischsten Form. „Der Mittelpunkt des Bororó-Daseins“, sagt er, „ist der Baitó, das Männerhaus, und neben dem unglaublich geräuschvollen Leben, das sich hier Tag und Nacht abspielt, sind die Familienhütten kaum etwas mehr als der Aufenthalt für Frauen und Kinder. Die vereinigten Männer heißen Aróe, und zwar mit besonderer Rücksicht auf die gemeinsame Jagd. In den, man darf ohne viel Übertreibung sagen, fast jeden Tag und jede Nacht im Baitó erschallenden und weithin hallenden Gesängen ist Aróe nicht das dritte, sondern das zweite Wort: denn die Gesänge enthalten Aufzählungen von Tieren und Dingen, deren jedem, sobald es genannt ist, mindestens ein Aróe folgt .... Der Stamm macht den Eindruck eines aus Jägern zusammengesetzten Männergesangvereins, dessen Mitglieder sich verpflichten, so lange sie nicht etwa vierzig Jahre alt sind, nicht zu heiraten, sondern in ihrem Klubhaus miteinander zu leben. Die älteren, mit Familie versehenen Genossen sind die angesehenen Träger von Amt und Würden und können deshalb auch nur wenige Zeit zu Hause zubringen; sie nehmen an den Jagdausflügen teil oder haben im Klubhaus zu wirken, wo sie für Ordnung sorgen, die Gesänge leiten und an den beschäftigten Tagen auch an dem Essen teilnehmen, das die Frauen hinschicken ....



Gemeindehaus und (rechts) Hütte für gute Geister, Palau-Inseln, Ozeanien. Nach Hernsheim. Vgl. Text, S. 109.

Jeder hatte seinen bestimmten Platz: wer nach dem Flusse zu wohnte, in der dem Flusse zugewendeten Ecke und so fort, alle nach der Lage des Hauses der nächsten Verwandten. Hier, wo die Indianer unter sich waren, herrschte, abgesehen von den geschlechtlichen Vorgängen, eine auch nach unseren Begriffen anerkennenswerte Ordnung. Wer nichts zu thun hatte, faulenzte freilich mit großer Ausdauer, aber wer an seinen Waffen, Schmucksachen und Geräten Beschäftigung fand, arbeitete unverdrossen."

Unter den Bewohnern Afrikas ist die Einrichtung des Männerhauses sicher einst weit verbreitet gewesen, aber meist entartet und zwar wahrscheinlich infolge der wirtschaftlichen Entwickelung; was sich von Resten noch vorfindet, genügt wenigstens, um das Dasein der merkwürdigen Institution zu erweisen. Zenker fand bei den Yaunde im östlichen Hinterlande Kameruns große Männerhäuser neben kleineren Frauenwohnungen; die großen Häuser waren der Lieblingsaufenthalt und anscheinend zum Teil auch die Schlafstelle der Männer, da manche von ihnen bis zu dreißig Lagerstätten enthielten, in ihnen wurden die männlichen Besucher untergebracht, Waffen und Schädel schmückten die Wände ganz wie in Hinterindien oder im Malayischen Archipel. Nach Kunds Zeugnis, der dieselben Gebiete bereist hat, dienen die Häuser auch zu Ratsversammlungen, und es wird stets ein Feuer in ihnen unterhalten. Ähnliche Einrichtungen sah Zintgraff bei den Banyang im Norden von Kamerun. Fast noch charakteristischer erscheint das Junggesellenhaus bei den Wabondei in Ostafrika, die nach der Angabe Baumanns Knaben und Mädchen nach dem zwölften Jahre in besonderen Hütten unterbringen; das „Mädchenhaus" ist anscheinend nichts weiter als eine Nachahmung des Männerhauses, die sich auch sonst zuweilen findet, aber durchaus nicht regelmäßig auftritt und schon dadurch ihren sekundären Charakter bezeugt. Ähnliche Verhältnisse herrschen bei den Wapokomo am Tana. Im Kongobecken kommt das Knaben- oder Junggesellenhaus ebenfalls vor. „Im Alter von fünf oder sechs Jahren", sagt Bentley, „verlassen die Knaben ihre Mutter. Die kleinen Knaben, die sich eben der elterlichen Aufsicht entziehen, wenden sich an einige größere, die sich bereits eine Hütte gebaut haben, und bitten sie, mit ihnen leben zu dürfen ... Diese Knabenhäuser heißen Mbonge. Ich kam einmal spät in der Nacht nach einem angestrengten Marsch in einem Dorfe an. Da ich nie vorher dort gewesen war und den Häuptling nicht gern so spät noch stören mochte, ging ich zum Mbonge und fragte die Knaben, ob ich und meine zwei Diener dort schlafen könnten." Diese Bitte wurde sofort bewilligt, indes sagt der Verfasser nicht ausdrücklich, ob das Knabenhaus überhaupt das Absteigequartier für Fremde war, was sonst ausgezeichnet zu den malayischen Sitten stimmen würde. In anderen Teilen Afrikas finden sich Versammlungshäuser, Schauri- oder Palaverhütten, in denen auch Trinkgelage der Männer abgehalten, wohl auch allerlei Arbeiten verrichtet werden; namentlich Stuhlmann erwähnt deren viele aus Deutsch-Ostafrika. Sie sind wahrscheinlich aus den Junggesellenhäusern in derselben Weise hervorgegangen wie die indonesischen Gemeindehäuser.

Für die Bewohner Europas liegt die Periode der Männerhäuser zu weit zurück, als daß wir hoffen dürften, mehr als Reste und Spuren der alten Zustände zu finden; wer suchen will, kann in den Berichten des Altertums manchen Hinweis entdecken, so in den Zechgelagen Homerischer Helden in der Halle der Fürsten, in den gemeinsamen Mahlzeiten der Spartaner und mancher anderen Sitte dieses konservativsten der griechischen Völker. Den indischen Ariern wenigstens, die ja doch ursprünglich zum europäischen Kulturkreise gehören, war noch in der vedischen Zeit die Sabhâ bekannt, die Versammlungshalle der Männer, in der zugleich Zechgelage stattfanden und das Würfelspiel die Köpfe erhitzte.

Handelte es sich bei alledem um nichts weiter als eine eigentümliche Wohnweise, so würde sich vom Standpunkte der Kulturgeschichte kaum eine eingehendere Betrachtung dieser Verhältnisse lohnen. Aber das Männerhaus ist ja nichts Geringeres als der äußere, verhältnismäßig leicht zu erkennende Ausdruck eines sozialen Zustandes wichtigster Art, in ihm verkörpert sich der Zusammenschluß der Männer zu gesellschaftlichen Verbänden, der unter Umständen auch ohne die Einrichtung eines besonderen Hauses bestehen kann. Ob dieser Zusammenschluß der jüngeren, unverheirateten Generation der Männer den Zerfall der allmählich an Menschenzahl wachsenden Horden in kleinere Verbände verhindert, oder ob er die Vereinigung getrennter kleiner Stämme erst herbeigeführt hat, ist schwer zu sagen; das Wahrscheinlichste ist wohl, daß bald das eine, bald das andere geschehen ist. Aus der Verbindung getrennter Horden würde sich allerdings die Entstehung der Phratrien und totemistischen Sippen und der exogamischen Gewohnheiten vortrefflich erklären, und wer seiner Phantasie die Zügel schießen lassen will, kann sich ausmalen, wie erst die Jünglinge zweier benachbarter Horden, von wachsender Abneigung gegen endogamischen Geschlechtsverkehr getrieben, sich Mädchen aus dem feindlichen Stamme raubten, wie sie bei den entstehenden Kämpfen eine Art ritterlicher Hochachtung voreinander gewannen, sich endlich zu einander gesellten und nun statt des wirklichen Raubes nur noch Scheinkämpfe aufführten und in Wahrheit die Mädchen austauschten; dann würde es sich auch erklären, warum der Bruder in der wilden Schar als natürlicher Schützer der Schwester auftritt und seinen Einfluß auch dann nicht verliert, wenn die Schwester nach einigen Jahren freien Liebeslebens einen wirklichen Ehebund eingeht, warum ferner das Mädchen, das an der Vereinigung der jungen Leute keinen Teil hat, seinen Stamm nicht verläßt und somit auch die Kinder der Ehe ihrem eigenen Stamme zubringt. Das alles ist möglich, aber nicht mit Sicherheit zu beweisen; auch hat schwerlich die Entwickelung überall den gleichen Gang genommen.

Die Entstehung der Männergesellschaft hat zweifellos auch eine wirtschaftliche Grundlage: mag auch vielfach die Entwickelung andere Bahnen eingeschlagen haben, in den meisten Fällen läßt sich doch deutlich genug erkennen, daß es die Jäger des Stammes sind, die dem Männerhaus angehören, während den Frauen die Beschaffung der Pflanzenkost obliegt; die Jäger aber sind zugleich die Krieger, der unruhige und kampflustige Teil des Volkes, und wo ihr Einfluß vorherrscht, treten die kriegerischen Interessen stark in den Vordergrund, und Raub und Kampf sind höher geschätzt als produktive Arbeit.

Das Entstehen der Altersklassen, die in der australischen Gesellschaftsordnung als altertümliche Reste die mutterrechtlichen Einrichtungen durchsetzen, geht wahrscheinlich auf den Einfluß des Männerbundes zurück, ohne daß allerdings in der Gegenwart noch ein ganz klares Bild zu gewinnen wäre. Wohl sind es auch jetzt noch in der Hauptsache die jungen Leute, die vom Eintreten der Mannbarkeit bis zur Verheiratung die Junggesellenhäuser bewohnen, aber wo die Ehe sehr früh geschlossen wird, sind nur die Knaben in besonderen Verbänden vereinigt; auf Neuguinea wieder kommt der Fall vor, daß nur die verheirateten Männer zum gemeinsamen Hause Zutritt haben und die Junggesellen ausgeschlossen sind. Derartige Umbildungen sind eben in der Entwickelung der Völker überaus häufig und treten immer dann ein, wenn eine Sitte überflüssig zu werden beginnt oder Umsetzungen im Gesellschaftskörper zum äußeren Ausdruck kommen. Die natürliche Einteilung der Männer in drei oder vier Schichten, nämlich Knaben, mannbare Jünglinge und verheiratete Männer, zu denen zuweilen noch die Gruppe der alten Leute hinzutritt, scheint doch ursprünglich überall zu Grunde zu liegen. Ein vorzügliches Beispiel bietet die Gesellschaftsordnung eines ostafrikanischen Hirtenvolkes, der Massai,

wie sie zuerst von Thomson ausführlicher geschildert worden ist. Der junge Massai bleibt ungefähr bis zum 14. Jahre bei seinen Eltern, die ihn als Hirtenbuben verwenden; dann erhält er Waffen und schließt sich den unverheirateten Jünglingen an, die in einem besonderen Kral mit den jungen Mädchen zusammen ein wildes Leben als Krieger und Räuber führen und von einem Kriegshäuptling, den sie selbst wählen, geführt werden. Zur Ehe schreitet der Massai erst zwischen dem 30. und 40. Jahre, worauf er in den Kral der verheirateten Leute übersiedelt und seine Lebensgewohnheiten vollständig ändert. Hier liegen also die drei Altersklassen scharf geschieden übereinander.

Natürlich hindert nichts, die Zahl der Altersklassen zu vermehren und damit freilich auch die Schärfe der Trennungslinien zu verwischen. Bei den Kaffern bilden nach Fritschs Angabe die zusammen beschnittenen Knaben eine Art Verbrüderung und, falls ein Häuptlingssohn unter ihnen ist, dessen besonderes Gefolge, und ebenso halten bei den Betschuanen die zugleich Beschnittenen beim kriegerischen Aufgebot zusammen und werden von den gleichalterigen Häuptlingssöhnen geführt. Der Indianerstamm der Mandan zerfiel in sechs Gesellschaften, die im allgemeinen nach dem Alter angeordnet waren, und in die man sich nach und nach, von einer zur anderen aufrückend, einkaufen konnte. Das erinnert an das Klubwesen der Melanesier, das schon um seiner selbst willen, namentlich aber weil es den Übergang zu den Geheimbünden bildet, einer besonderen Betrachtung wert ist.



Der Geistertanz (Inspiration) der Siouxindianer. Nach J. Mooney. Vgl. Text, S. 115.

Am besten bekannt und vielleicht auch am typischsten ist der Suqeklub auf den Banksinseln. Er besitzt eigene Klubhäuser, während anderswo Junggesellenheim und Klubhaus noch zusammenfallen, so daß auch hierdurch die Entstehung der Klubs aus der Männergesellschaft hinreichend verdeutlicht wird. Der Suqebund zerfällt in eine Anzahl von Graden, die ursprünglich den Altersklassen entsprochen haben mögen, in die man sich jetzt aber nach und nach einkauft: die Unterschiede von Rang und Besitz haben sich also schon entscheidend zur Geltung gebracht. „Die große Masse der Eingeborenen", sagt Codrington, „erhebt sich niemals über den mittleren Rang, viele erreichen nicht einmal diesen; aber fast alle, mit sehr wenigen Ausnahmen, werden schon als Knaben in die Gesellschaft eingeführt. Ein Mann, der nicht eingetreten ist, führt den Spitznamen eines lusa, von einer Art der fliegenden Füchse, die nicht mit der gewöhnlichen Art zusammen lebt. Beim Eintritt und bei der Erlangung jedes neuen Grades muß den Inhabern dieses Grades Geld gezahlt und ein dem Rang entsprechendes mehr oder weniger kostbares Fest gegeben werden ... Bei der Abwesenheit irgend welcher eigentlichen politischen Einrichtungen

unter dem Volke ist es klar, daß der Suqe ein wertvolles Band gesellschaftlichen Zusammenhaltes bildet, da in ihm die männliche Bevölkerung in der Hauptsache vereinigt ist und durch die reicheren und älteren Leute, die nach ihrem Belieben Kandidaten zu den höheren Rängen zulassen können oder nicht, eine beträchtliche Macht ausgeübt wird." Die Zahl der Grade und damit auch der Öfen im Klubhaus, deren jede Rangstufe einen besitzt, wechselt auf den verschiedenen Inseln; auf Mota gibt es 18 Grade, aber der ganz ähnliche Huqueklub auf den Torresinseln hat nur sieben Stufen. Die verschiedenen Rangstufen haben ihre besonderen Abzeichen, und irgend ein heilig gehaltener Gegenstand bildet in der Regel den eigentlichen Mittelpunkt der kleinen Unterabteilungen des Klubs. Auf den Neuen Hebriden ist das Gemeindehaus (gamal) das Klublokal. „Das Gamal", schreibt Coote, „ist gewöhnlich 30 oder 40 Fuß lang und in kleine Abteilungen geteilt, obwohl keine eigentlichen Trennungswände da sind, sondern nur Palmenstämme auf dem Boden liegen. Es befinden sich drei oder vier Lagerstellen in jeder Abteilung; Pfeile und Bogen hängen über den Betten und eine oder zwei hölzerne Schüsseln an der Wand." Finsch beschreibt auch von Neu-Irland ein „Klubhaus", das den Weibern unzugänglich war, und an dem sie nur in gebückter Stellung oder selbst kriechend vorbeizugehen wagten; indes ist es fraglich, ob hier ein wirkliches Klubwesen entwickelt ist, da das Haus ganz allgemein als Schlafstelle der Junggesellen und Fremden bezeichnet wird.



Tanzmaske der Nutka-Indianer, Vancouver, einen Toten darstellend. Nach W. H. Dall. Vgl. Text, S. 116.

Sehr eigenartige Klubs, die durch Aufnahme von Frauen der ursprünglichen Männergesellschaft schon ferner gerückt sind, weist Polynesien auf. Das Eindringen der Frauen in die Männerhäuser und die Klubs ist eine sehr natürliche Erscheinung überall da, wo die alte Gesellschaftsform zusammenbricht und ihren Sinn verloren hat; während z. B. in Melanesien noch die Frauen streng von den Männerhäusern fern gehalten werden, stellen sich bei den Battak in ihnen tagsüber gelegentlich Frauen ein, die gewerbliche Arbeiten verrichten, und auf den Gilbertinseln, wo die Frauen sich überhaupt eine angesehene Stellung errungen haben, wird das Gemeindehaus von beiden Geschlechtern unterschiedslos benutzt. Übrigens ist wahrscheinlich die strenge Abschließung der Weiber, auch der unverheirateten Mädchen, von den melanesischen Junggesellenhäusern erst eine sekundäre Entwickelungsform, die eng mit der Entstehung der Geheimbünde zusammenhängt. Was nun die polynesischen Klubs anlangt, so ist in erster Linie die merkwürdige Gesellschaft der Areoi auf Tahiti zu nennen. Die Areoi zerfielen nach den am meisten glaubwürdigen Angaben in sieben Klassen, deren höchste nur von wenigen erreicht werden konnten, während in die unteren Leute jedes Standes aufgenommen wurden. Die Hauptaufgabe der Gesellschaft scheinen szenische Darstellungen aus dem Götterleben gewesen zu sein, wohl ein Nachklang des Geistertanzes der Geheimbünde; es wurden aber auch dramatische Vorgänge des gewöhnlichen Lebens aufgeführt, denen oft ein satirischer Beigeschmack, eine Art bessernder Tendenz nicht fehlte, was dann abermals an die Strafgewalt der geheimen Gesellschaften Melanesiens und Afrikas erinnert; von Ort zu Ort ziehend, wo sie überall in den eigens für sie erbauten Klubhäusern Unterkunft fanden, und der freien Liebe huldigend, führten die Areoi eine Art dauernden Junggesellenlebens, während ihre Weiber in derselben Weise das Dasein der unverheirateten Mädchen fortsetzten. Es entspricht dieser künstlich festgehaltenen Lebensart, daß die Areoi mit sehr wenigen Ausnahmen ihre Kinder sofort nach der Geburt töteten, ein Brauch, der natürlich bald durch den Glauben an eine besondere Heiligkeit der Areoi gestützt wurde.

So hat denn in diesem Bunde die ursprüngliche Männergesellschaft einen seltsamen Ausläufer getrieben, der aber doch noch einige der besseren, die soziale Verbindung fördernden Eigenschaften bewahrte, denn Wilson, der sonst nicht gut auf die Areoi zu sprechen ist, muß doch anerkennen, daß sie durch ihre Reisen auch in den entlegenen Gebieten der Insel höhere Bildung, feinere Sitten und den Sinn für Gastfreundschaft verbreitet hätten. Ähnliche Verbände fanden sich auf Raratonga, auf den Markesasinseln und auf Hawai, ohne daß sie freilich den Areoi Tahitis an Bedeutung gleich kamen. Als sehr wichtige Parallele sind die Ulitaos, auf den ganz im Westen der ozeanischen Inselwelt gelegenen Ladronen, nicht zu vergessen. Diese Gesellschaft wohnte auf der ganzen Inselgruppe zerstreut in besonderen Häusern, sie stand in sehr hohem Ansehen und übte einen bedeutenden politischen und religiösen Einfluß aus, der gewaltsam gebrochen werden mußte, ehe das Christentum auf den Ladronen Fortschritte zu machen vermochte; auch die Ulitaos waren permanente Junggesellen, die mit den Mädchen der höheren Stände in freier Liebe lebten, ohne daß sie selbst oder die Mädchen dadurch an allgemeiner Achtung verloren.



Verzierter Dayak-Schädel, Borneo. Nach Ling Roth. Vgl. Text, S. 117.

Über den sehr unheilig lebenden Areois und Ulitaos schwebt, wie schon angedeutet, trotzdem ein Schimmer von Heiligkeit, der einen ganz besonderen Ursprung haben muß. Forschen wir danach, so gelangen wir zu einer neuen Entwickelungsform der Männergesellschaft, zu den Geheimbünden, die als düstere und geheimnisvolle Macht der Masse des Volkes und vor allem den Frauen gegenüberstehen, und deren Blüte und Verfall wir nirgends so klar überschauen können wie in Melanesien und im westlichen Afrika.

Innerhalb des kriegerischen Männerbundes muß fast mit Notwendigkeit eine eigene Art des Ahnenkultus entstehen, die unter günstigen Umständen alle anderen Bestrebungen überwuchert und sich auch nach außen hin entscheidende Geltung verschafft. Der im Kampfe gefallene Krieger scheidet im Tode nicht aus der Reihe seiner Genossen aus, er umschwebt als Geist noch das Haus der Männer, er beansprucht seinen Platz am Feuer und seinen Teil an der Mahlzeit wie bisher; es ist eine Hauptaufgabe der lebenden Genossen, sich mit dem Toten abzufinden, seinen Leichnam oder doch einen Teil, mit Vorliebe den Schädel, aufzubewahren, Holzfiguren als Wohnort der Seele zu schnitzen und durch Tänze (s. die Abbildung, S. 113) den gefährlichen Gast zu unterhalten oder einzuschüchtern. Es sind gerade die Geister der Tapfersten und Gefürchtetsten, mit denen man es hier zu thun hat, und im Verkehr mit denen sich ein förmliches System entwickelt. Nirgends weiß man denn auch so gut wie im Männerhause mit den Gespenstern fertig zu werden; aber Weibern und Kindern ist es nicht geraten, dem Junggesellenheim nahe zu kommen, wo die Schädel der Verstorbenen von den Wänden grinsen,



Tanzmaske aus Ussindja, Ostafrika. Nach Kollmann. Vgl. Text, S. 116.

geheimnisvolle Holzbilder drohend umherstehen und von Zeit zu Zeit die Trommel, die Flöte oder das Schwirrholz die Bewohner zum unheimlichen Geistertanze ruft. Der Männergesellschaft entgeht die Furcht des schwächeren Geschlechtes nicht, die bald als ein Machtmittel ersten Ranges erkannt wird; wenn die maskierten Geistertänzer (s. die Abbildungen, S. 114, 115 unten und 119) erscheinen, stäuben die Ungeweihten in sinnloser Angst auseinander, der Wille der unheimlichen Gesellen ist Gesetz, und so geht denn schließlich vom Männerhaus ein Terrorismus der unwiderstehlichsten Art aus. Allmählich werden vom Männerbunde die Sklaven und die Leute niederen Ranges ausgeschlossen, bis sich endlich klubartig organisierte geheime Gesellschaften herausbilden, die wie eine Art Feme den Stamm beeinflussen oder beherrschen. So oder ähnlich dürfte der Entwickelungsgang in den meisten Fällen verlaufen sein.

In Melanesien wimmelt es von geheimen Gesellschaften, die bald neben den Klubs ihr Wesen treiben, bald ganz an deren Stelle treten, die in derselben Weise in Grade eingeteilt sind, und in die man sich durch Muschelgeld und Ausrichtung festlicher Schmausereien einkauft. Der „Tamate“ auf den Banksinseln besitzt z. B. ein eigenes Klubhaus, Salogoro, das zu gewöhnlichen Zeiten von den Mitgliedern in derselben Weise benutzt wird wie sonst das Junggesellenheim. „Von Zeit zu Zeit aber“, bemerkt Codrington, „entfalten die Mitglieder eine lebhaftere Thätigkeit mit der Absicht, Aufmerksamkeit zu erregen, neue Mitglieder anzulocken, dem Volke ihre Wichtigkeit zum Bewußtsein zu bringen und ein Fest zu feiern. Sie beginnen dann neue Masken und Anzüge in ihrer ‚Loge‘ anzufertigen, und der feierliche Klang des linge tamate (eines eigentümlichen Lärminstruments) verkündet allen Ungeweihten, daß die Mysterien begonnen haben. Das Land ist dann ‚geschlossen‘, und niemand darf es wagen, auszugehen, wenn er nicht Gefahr laufen will, von den ‚Tamate‘ geschlagen zu werden. Diese letzteren gestatten sich die größten Freiheiten, schleppen alles weg, was sie brauchen, plündern die Gärten und berauben die Obstbäume für ihr Fest, und dann ergeht es auch jedem schlecht, der es in irgend einer Weise an dem gebührenden Respekt vor der Gesellschaft hat fehlen lassen. Die Geister in ihrer Verkleidung stürmen in die Dörfer, verjagen die entsetzten Weiber und Kinder und prügeln jeden durch, den sie fassen können; die ungünstige Lage dessen, der sich von dem Bunde fern hält, tritt hier deutlich hervor. Die kleineren Geheimgesellschaften treten mit weniger Anmaßung auf.“

Eine ähnliche Einrichtung ist der bekannte Duk-Duk auf Neulauenburg. Die geheime Gesellschaft besitzt auch hier ihr besonderes Haus, das Ungeweihte nicht besuchen dürfen, und veranstaltet von Zeit zu Zeit ein Auftreten maskierter Tänzer; da sich hierbei die Vertreter verschiedener Distrikte zu vereinigen pflegen, deren jeder einen oder mehrere Duk-Duk-Tänzer stellt, so ist die Zahl der letzteren oft ziemlich groß, wie denn Kleinschmidt ihrer einmal gegen vierzig zugleich erscheinen sah. Die Tänze finden eine Zeitlang täglich statt, wobei den Frauen das Zusehen erlaubt ist und Geschenke an Muschelgeld eingesammelt werden. Nach der Angabe Hübners wird auch ein Duk-Duk-Fest veranstaltet, wenn jemand aus einer Häuptlingsfamilie erkrankt ist; in diesem Falle liegt wohl die Absicht vor, die Gespenster und bösen Geister, die an der Krankheit schuld sind, einzuschüchtern oder zu versöhnen. Daß der Duk-Duk-Tänzer auch die Schädel der Verstorbenen einsammelt (wohl vom Bestattungsplatz), um sie in die Hütten der Nachkommen zu bringen, deutet noch sehr klar auf den Ursprung der ganzen Einrichtung hin; im benachbarten Neupommern werden die Masken der Tänzer noch unmittelbar aus den Schädeln jener Toten selbst hergestellt, deren Geister angeblich tanzend auftreten, und Geheimbünde, die sich dem Sammeln und Zurichten der Schädel widmen, fehlen auch im östlichen Melanesien nicht.





Masken verschiedener Völker.

Masken verschiedener Völker.

1—3. Singhalesische Masken, Ceylon, Krankheitsdämonen darstellend. Nach Grünwedel. 4. u. 5. Masken der Hopi, Nordamerika; Nr. 4 mit dem Symbol der Regenwolke auf der Wange. Beim Powámû-(Erneuerungs- oder Reinigungs-) Fest gebraucht. Nach J. W. Fewkes. 6—8. Westafrikanische Masken (6. Kamerun, 7. u. 8. Loangoküste). Nach L. Frobenius.

Beiläufig mag hier darauf hingewiesen werden, welchen furchtbaren Ausartungen dieser vom Männerhaus ausgehende Schädelkult vielfach unterliegt. Der Besitz vieler Schädel, in denen ja ein Teil der Kraft des Verstorbenen noch lebend ist, und die deshalb als wertvolle Reliquien geschätzt werden, gibt dem Männerhaus und damit dem ganzen Dorf Ansehen und Macht; warum sollen nicht auch die Schädel der erschlagenen Feinde (s. die obere Abbildung, S. 115) in derselben Weise halb als Trophäen, halb als Talismane der Schädelsammlung hinzugefügt, warum nicht endlich die Kopfjagden zum Sport, ja zur Verpflichtung werden, die jeder erfüllen muß, der ins Männerhaus eintreten, ein Weib nehmen oder sonst einen wichtigen gesellschaftlichen Schritt thun will? Daß in der That die wilde Kopfjägerei indonesischer und melanesischer Stämme eng mit dem Ahnenkult zusammenhängt, hat bereits Wilkens gezeigt; zugleich aber ist sie in derselben Weise eine Ausartung des Männerbundes und seiner Gebräuche, wie es die geheimen Gesellschaften sind.



Hametzentanz der Bilchula, Nordwestamerika. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 118.

Auch auf indonesischem Boden haben die Geheimbünde Wurzel gefaßt, so besonders auf der Molukkeninsel Ceram. Am glänzendsten aber entfaltet sich der Geisterspuk mit all seinen Eigentümlichkeiten und seiner summarischen Justizpflege an der Westküste Afrikas, wo von Senegambien bis nach Angola hinab die geheimen Gesellschaften ihr dunkles Wesen treiben und stellenweise eine wahre Schreckensherrschaft ausüben. (S. die beigeheftete farbige Tafel „Masken“.) Bastian schildert das Auftreten des Geistes Oro, der vom Ogbonibund ausgesandt wird, im Gebiete von Yoruba: „Die Stadt Ogbomoscho wird gewöhnlich zweimal jährlich der Gewalt des Oro übergeben. Der Lärm beginnt, nachdem den Frauen die entsprechende Warnung zugekommen ist, in kleinen Hütten, die abseits außerhalb der Stadtmauer stehen, und zu denen kein Zutritt ist als durch die Gebäulichkeiten des Stadtobersten. Während der ganzen Nacht zieht dann der Geist der Vorfahren mit einer mächtigen Bambuspeitsche umher in einer Begleitung sonstiger Masken, die mehr oder weniger stereotyp sind.“ Bei manchen Stämmen des Gabungebietes tritt der Waldteufel Nda in ganz ähnlicher Weise auf, scheucht alle Weiber in ihre Hütten und erpreßt Rumspenden von den Dorfbewohnern; beim Tod eines angesehenen Mannes raubt er Schafe und Ziegen zusammen, die dann von der Bundesversammlung verspeist werden, mit anderen Worten, er veranstaltet zwangsweise einen Leichenschmaus zur Besänftigung des Toten. Ganz besonders der Einschüchterung der Weiber dient der

Mumbo-Djumbo der Mandingo, der zuzeiten vermummt aus dem Walde hervorbricht und die Weiber, die sich irgendwie vergangen haben, vorfordert und züchtigt. Der Bund der Egbo in Kalabar ist besonders merkwürdig wegen seines Klassensystems, das ihn als wichtige Parallele des melanesischen Klubwesens und der australischen Altersklassen erscheinen läßt; auch hier kauft man sich nach und nach in die verschiedenen Grade ein, und selbst Häuptlinge sind machtlos, wenn sie nicht eine entsprechende Rangstufe im Egbobund einnehmen. Die Hauptaufgabe des Bundes ist jetzt die Justizpflege, besonders das Eintreiben von Schulden, das der maskierte Häscher besorgt. Bei den Fulbe in Sierra Leone ist der Purrahbund, der ursprünglich den übrigen geheimen Gesellschaften ganz ähnlich gewesen sein muß, zu einer Art Richterkollegium geworden.

Versetzen wir uns mit einem gewaltigen Schritt aus Afrika nach der nordwestlichen Küste Amerikas, so umweht uns hier dieselbe Luft jenes sozialen Zustandes, der aus der Männergesellschaft die Geheimbünde gleich wildem Rankenwerk emporsprossen läßt, mögen auch im übrigen Klima und Wirtschaftsweise gewaltige Unterschiede bedingen. Die geheimen Gesellschaften der Kwakiutl z. B. lassen in dem charakteristischen Zuge, daß nur ihre Mitglieder an der Ratsversammlung des Stammes teilnehmen dürfen, noch ihre Herkunft aus dem allgemeinen Männerbund erkennen, während anderseits der Brauch, daß nur durch Erbschaft oder Heirat ein Platz in ihnen zu erlangen ist, neue Einflüsse des sozialen Lebens wirksam zeigt. Die Einteilung in Rangklassen findet sich auch hier; im übrigen überwiegen die feierlichen Maskentänze (s. die Abbildung, S. 117), während die richterliche Gewalt der geheimen Gesellschaften durch die Ratsversammlung schon zu genügend gesichert ist, als daß die Einschüchterung der Weiber und Sklaven nach Art des Mumbo-Djumbo nötig wäre.

Wer möchte bei allen diesen weltweit verbreiteten Bräuchen nicht vermuten, daß auch gewisse ältere und neuere Sitten europäischer Völker auf die gleiche Kulturschicht zurückführen, wie die Mysterien der Griechen oder das Haberfeldtreiben der Oberbayern, dieser merkwürdige Gebrauch, der wie ein einsamer Felsblock inmitten einer lachenden Ebene in die Kultur der Gegenwart hineinragt? Daß auch jene deutschen Frühlingsspiele, bei denen die Burschen des Ortes den phantastisch vermummten „Pfingstlümmel" aus dem Walde holen, an diese Dinge noch anklingen, ist möglich; wer Mannhardts Werk über den Baumkultus prüft, wird zahlreiche auffallende Parallelen finden. Hier bleibt der Forschung noch ein weites und fruchtbares Feld zu bebauen.

Es ist immer die Gesellschaft der Männer, aus der die Klubs und Geheimbünde hervorgehen; diese Thatsache wird keineswegs dadurch erschüttert, daß sich hier und da auch die Frauen in ähnlicher Weise organisiert haben: es ist einfach das Beispiel der Männer, das hier gewirkt hat, und vielfach auch das Bestreben, dem Terrorismus der Männerbünde eine entsprechende Organisation entgegenzusetzen. Das alte Lied also: alle „Frauenemanzipation" läuft von jeher mehr auf ein Nachahmen der Männer hinaus als auf die möglichste Entwickelung der echt weiblichen Eigenschaften. Aus der geringeren Zahl, der weniger straffen Durchbildung und dem schwächeren Einfluß der weiblichen Gesellschaften erkennt man sofort, daß es sich bei ihnen um sekundäre Erscheinungen handelt, die sich zum Teil allerdings fast mit Notwendigkeit aus der Organisation der Männer ergeben, wie die Altersklassen der australischen Mädchen und Frauen. Bei den Mandan-Indianern standen nach den Angaben des Prinzen von Wied den sechs männlichen Klassen nur vier weibliche gegenüber. Klubs und Geheimbünde der Weiber finden sich als Gegenstücke der Männerbünde mehrfach in Melanesien und Westafrika, so unter anderem auf den Banksinseln. „Obgleich die Frauen", schreibt Codrington,

„vom Suqeklub der Männer gänzlich ausgeschlossen sind, haben sie doch etwas dem Ähnliches unter sich, was unrichtigerweise denselben Namen führt. Sie erwerben die einzelnen Grade durch Geldzahlungen und Veranstaltung von Festen und werden auf diese Weise tavine motar, Frauen von Auszeichnung.“ In ähnlicher Weise haben sich die Weiber auf den Palauinseln zu Gesellschaften, Klöbergölls, zusammengethan, die namentlich bei Festen eine Rolle spielen, aber den Insassen des Männerhauses an Einfluß durchaus nicht gewachsen sind; die Frauen der Gilbertinsulaner haben es sogar zu eigenen Versammlungshäusern gebracht, die kleiner als die der Männer sind, und in denen gemeinsam weibliche Arbeiten verrichtet werden. Wirkliche Geheimbünde der Frauen, die dem zügellosen Treiben der Männer einigermaßen die Wage halten, sind in Westafrika entstanden. Im Gabungebiete namentlich hat sich unter den Frauen der Mpongwe und der Bakalai der Njembebund gebildet, der nach echt afrikanischer Art eine Fetischhütte besitzt und durch allerlei Zauberspuk seine Gegner einschüchtert, so daß sich in der That die Frauen der beiden Stämme einer besseren Stellung erfreuen als sonst im Durchschnitte die Negerinnen. Männern ist der Zutritt zur Fetischhütte streng untersagt, und Du Chaillu der in eine hineinzuspähen wagte, hatte bald eine erregte Frauenschar auf den Fersen, die ihn zur Zahlung einer Buße nötigte.



Maske von den Mortlock-Inseln, Karolinen. Nach W. H. Dall. Vgl. Text, S. 116.

Die Geheimbünde der Männer sind nur Auswüchse der eigentlichen Männergesellschaft, aber die Keime, aus denen sie unter günstigen Umständen hervorsprossen, sind außerordentlich weit verbreitet, wie uns ein Blick auf die Knaben- und Jünglingsweihen lehrt, auf die Zeremonien also, die den Übergang zur Mannbarkeit und die Aufnahme in den Bund der Erwachsenen oder in die Altersklasse der jüngeren Krieger bezeichnen. Oft bilden die Männer des Stammes zusammen eine Art Geheimbund, der etwas wie ein Klublokal oder eine Loge besitzt; hierher gehören die Nangaplätze auf Fidschi (s. die Abbildung, S. 121), wo sich die Aufnahmezeremonien abspielen. Ein Teil der Weihen besteht in Prüfungen des Mutes und der Standhaftigkeit, die oft zu raffinierten Quälereien ausarten und Leben oder Gesundheit gefährden, in der Hauptsache aber den Sinn haben, nur Tüchtige und Tapfere in den Männerbund aufzunehmen, Schwächlinge aber abzuweisen, wenn nicht zu vernichten. Von diesen Mutproben können wir für diesmal ebenso absehen wie von der Sitte der Beschneidung, die in ihren verschiedenen Formen wohl ursprünglich den Zweck verfolgt, den Geschlechtsverkehr zu erleichtern, und die erst allmählich hier und da, wie bei den Juden, durch sekundäre Gründe gestützt und bis in die ersten Lebenstage des Kindes vorgeschoben worden ist; ebensowenig gehört der seltsame, besonders in Australien übliche Brauch hierher, einige der Knaben zu verstümmeln und dadurch einer unerwünschten Vermehrung der Volkszahl vorzubeugen. Wohl aber sind jene Anschauungen und Sitten der höchsten Beachtung wert, die den engeren Zusammenhang der Knabenweihen mit dem Totenkult erweisen. Bald mehr, bald weniger deutlich tritt der Gedanke hervor, daß die Knaben sterben und wiedergeboren werden, daß ein fremder Geist, offenbar der eines Vorfahren, sich des Novizen bemächtigt und ihn mit neuen Kräften erfüllt, die ihn dann erst tauglich machen, der Männergesellschaft beizutreten und an deren Geistertänzen und Zeremonien ohne Gefahr teilzunehmen. Auf welche Weise diese Anschauung, bei der möglicherweise

selbst Endokannibalismus, Verzehren der eigenen Stammesgenossen, ursprünglich zu Grunde liegt, entstanden sein mag, soll hier nicht weiter untersucht werden; daß sie in der That vorhanden und wirksam ist, läßt sich dagegen leicht an typischen Beispielen zeigen.

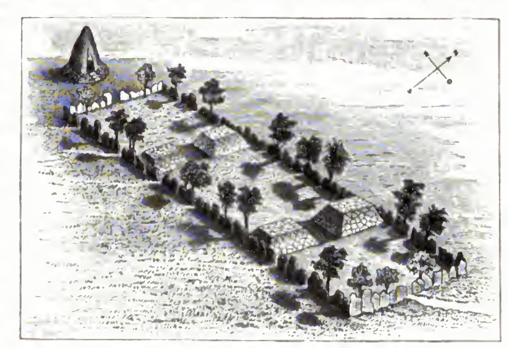
Bei den Eingeborenen Liberias werden, wie Büttikofer ausführlich berichtet, die Knaben in einem Zauberwald erzogen, der bei den Weis als berry oder belly bezeichnet wird. Man bringt die Knaben ungefähr mit dem zehnten Jahre dorthin, wo sie dann etwa ein Jahr lang von alten Männern in der Kunst der Jagd und des Krieges, aber auch in den Rechtsgebräuchen des Stammes ausführlich unterrichtet werden und sich an das Ertragen von Hunger, Durst und körperlichen Schmerzen gewöhnen müssen. Frauen und Ungeweihten ist der Zutritt streng untersagt, Knaben aber, die sich weigern, nach dem Zauberwalde zu gehen, werden von einem maskierten „Waldteufel“ abgeholt. Es wird nun alles gethan, um in den Knaben wie im übrigen Volke die Meinung zu erwecken, daß die Novizen beim Eintritt in den Zauberwald sterben und dann zu neuem Leben erweckt werden. „Ob die Zöglinge“, fügt Büttikofer hinzu, „durch ihre Erzieher beim Eintritt in das Institut auf irgend eine Weise hypnotisiert werden und nachher wirklich an eine Tötung und Wiedererweckung glauben, oder aber einem abgelegten strengen Gelübde zufolge nur thun, als ob sie wirklich getötet und wiedererweckt worden wären, lasse ich dahingestellt ... Sicher ist aber, daß Knaben und auch Mädchen nach der sogenannten Wiedergeburt thun, als ob sie alle Erinnerung an ihr Leben verloren hätten, ihre früheren Bekannten nicht mehr erkennten und alles, was ihnen früher gut bekannt war, ganz aufs neue wieder lernen müßten.“ Weiter im Süden, an der Loangoküste und der Kongomündung, scheint dieser Gebrauch ebenfalls zu herrschen, ja es werden zuweilen — offenbar eine Ausartung der ursprünglichen Sitte, wenn nicht eine Erinnerung an das System der Altersklassen — auch Erwachsene „getötet“ und wiedererweckt. „Den, welchen der Fetisch liebt“, erzählt Bastian nach den Angaben eines Eingeborenen, „führt er fort in den Busch und begräbt ihn oft für eine lange Reihe von Jahren. Wenn er wieder zum Leben erwacht, beginnt er zu essen und zu trinken wie zuvor, aber sein Verstand ist fort, und der Fetischmann muß ihn erziehen und selbst in jeder Bewegung unterweisen wie das kleinste Kind ... Nachdem seine Ausbildung vollendet ist, bringt ihn der Priester seinen Eltern zurück. Dieselben würden ihn selten wiedererkennen ohne die ausdrückliche Versicherung des Feticeros, der ihnen zugleich frühere Ereignisse ins Gedächtnis zurückführt.“

Als ein wüstphantastisches Drama erscheint die Tötung und Wiederbelebung der Knaben bei den Alfuren Cerams. Im dichten Buschwalde liegt hier der Tempel, dessen Name Marel, an Marai und Bale anklingend, in ihm ein umgewandeltes Männerhaus erkennen läßt; hierher bringen die Eltern ihre zitternde Kinderschar, die vom Priester in den dunkeln Tempelraum geleitet wird. Bald klingt Jammern und Angstgeschrei heraus, und blutige Speere fahren unheilkündend von innen durch die geflochtene Wand des Gebäudes. Erst nach drei Monaten kehren die wiedergeborenen Knaben, weiße Stäbe in der Hand, nach dem Dorfe zurück, aber sie haben das Sprechen verlernt und alle Erinnerung an den früheren Zustand verloren, bis dann nach längerem Unterricht das Gedächtnis wiederkehrt.

In der Gegend von Finschhafen auf Neuguinea sah Schellong die beschnittenen Knaben, deren ernstes und apathisches Wesen ihn in Erstaunen setzte, mit geschlossenen Augen nach dem Dorfe zurückkommen; sie öffneten die Augen erst, als ein Mann, der heftig mit dem Stiel eines Palmblattes auf den Boden schlug, sie wiederholt dazu aufforderte, aber auch dann war keine Freude, keine Äußerung des Wiedererkennens an ihnen zu bemerken. Die Idee der

Wiedererweckung ist hier nicht so folgerichtig durchgeführt, aber noch kenntlich genug. Auf dem Festland Australiens endlich beweist die längere Absonderung der Knaben von den Volksgenossen und namentlich den Frauen, der Hokuspokus mit dem Schwirrholz, das die Frauen und Kinder ohne Lebensgefahr nicht einmal sehen dürfen, und manche andere Sitte, daß auch hier die Anschauung von der Neubeseelung den Bräuchen zu Grunde liegt.

In Wahrheit sind alle diese Ideen und Sitten immer nur Ausflüsse des Wunsches, die verbündeten Männer von der Gesellschaft der Frauen scharf zu sondern und ihnen eine Stellung über dem Familienleben anzuweisen, das ja mit seiner Ausschließlichkeit die Vereinigung der Menschheit zu größeren Verbänden hindern würde. In naiver Weise wurde deshalb auch bei der Männerweihe der Hottentotten, wie Peter Kolb berichtet, der Jüngling ermahnt, daß er nun seiner Mutter keinen Gehorsam mehr schuldig sei, sondern sich zu den Männern halten solle. Ganz ähnlich ist das Verfahren bei den Xosa-Kaffern. „Frisch mit Fett und rotem Thon gesalbt", schreibt Fritsch, „und mit neuen Karossen beschenkt, ziehen die Beschnittenen gemeinsam nach dem Hauptkral, wo ein Fest bereitet wird unter Beteiligung aller erwachsenen Männer des Ortes. Diese übernehmen es, die Novizen nochmals auf die Pflichten aufmerksam zu machen, welchen sie als Männer obzuliegen haben, und was sie als kindisch künftig meiden sollen. Zu den ersteren gehört hauptsächlich der Gehorsam gegen den Häuptling, Aufrechterhalten der von den Vorfahren überkommenen Gebräuche, Tapferkeit im Felde und Liberalität gegen die Stammesgenossen; als unmännlich wird ihnen verwiesen, sich von Frauen leiten zu lassen, selbst der mütterlichen Autorität sich nicht mehr zu beugen, keine süße Milch zu genießen oder an den Eutern der Ziegen zu saugen und andere kindische Streiche auszuführen."



Nangaplatz auf Fidschi. Nach A. v. Hügel. Vgl. Text, S. 119.

Zum guten Teil entstammen der Männergesellschaft auch jene zahlreichen, durch die Furcht vor unheimlichen Gewalten wirksam gemachten Verbote, deren bekannteste Gruppe die Tabugesetze Polynesiens und Melanesiens sind; obwohl umgedeutet und zu mancherlei Zwecken nutzbar gemacht, bilden sie doch ursprünglich Parallelen zu jener planmäßigen Einschüchterung der Weiber und Ungeweihten, die von den Geheimbünden ausgeht und ebenso den Keim zu einer gesetzlichen Ordnung des Stammeslebens und zu einer wirklichen, an feste Formen gebundenen Rechtspflege entspringen läßt, wie die Tabusitten später den Begriff des persönlichen Eigentums befestigen helfen.

Daß wir die Wirksamkeit der Männergesellschaft in ihren einfachen Formen wie in ihren Ausartungen noch heute an zahlreichen Naturvölkern studieren können, ist eine Gunst des Schicksals, die uns nicht dagegen blind machen darf, daß im allgemeinen das Männerhaus mit seinen Anschauungen und Sitten der Rest einer verschwindenden Daseinsform ist, die sich allenfalls neben der mutterrechtlichen Familie halten kann, nachdem die ursprüngliche Ordnung nach Altersklassen durch die Sippenorganisation ersetzt ist, von der vaterrechtlichen Familie aber sicher zerstört wird. Ebenso wird der Übermacht des Männerbundes der wirtschaftliche Umschwung oft verhängnisvoll, der die Einführung des Ackerbaues begleitet und nicht selten mit einer Hebung des weiblichen Einflusses verbunden ist, da in primitiven Verhältnissen das Weib die Nährpflanzen anbaut, während der Mann als Jäger und später Viehzüchter für die Fleischnahrung sorgt. Eine Hebung dieser Art scheint bei manchen Wildstämmen Brasiliens stattgefunden und hier und da auch den Mummenschanz der Männer um seine Bedeutung gebracht zu haben. Bei den meisten der am Schingu wohnenden Völkchen fand Karl von den Steinen den Respekt vor dem „Flötenhaus" und den Maskentänzen der Männer noch ungebrochen; die Weiber der Tapirapé in Goyaz aber sind nach Ehrenreichs Zeugnis längst über diesen Zustand frommer Scheu hinaus, und zwar erfolgte der Überlieferung nach der Umschwung dadurch, daß einmal sämtliche Weiber der geheim gehaltenen Tanzmasken durch Zufall — wahrscheinlich aber mit bewußter Absicht — ansichtig wurden, so daß es mit dem Geheimnis und dem Schrecken zu Ende war, da man nicht wohl alle Frauen des Stammes aus Prinzip totschlagen und auf diese Weise die Folgen der weiblichen Neugierde abwenden konnte. Anderswo ist es der Einfluß höherer Kultur, der die Geheimbünde zersetzt. Es ist z. B. kaum daran zu zweifeln, daß die melanesischen Klubs ursprünglich geheime Gesellschaften gewesen sind, die endlich notgedrungen auf ihre terroristischen Bräuche, an die niemand mehr glaubte, verzichtet haben und sie höchstens noch zur Belustigung des Volkes üben, während neben ihnen zum Teil neue Geheimbünde entstanden sind. Auf Florida war der Niedergang des Matambalabundes besonders kläglich. „Keine Matambala-Feier", schreibt Codrington, „hatte seit einigen Jahren mehr stattgefunden; alles junge Volk wußte, was an der Sache war, obgleich die Älteren ihren Glauben nicht aufgaben und der Ansicht blieben, daß doch etwas Übernatürliches dabei im Spiele wäre. Als zuletzt die Hauptperson des Bundes Christ wurde, betrat alles ungescheut den heiligen Bezirk, die Schwirrhölzer wurden zum Kinderspielzeug, und die alten Männer saßen da und weinten über die Entweihung und über ihren Verlust an Macht und Vorrechten." Auch bei den Eskimo, wo maskierte Tänzer (vgl. die Abbildung, S. 123) noch zuweilen auftreten, ist von eigentlichen Geheimbünden nicht mehr die Rede.

Mögen aber auch die Altersklassen und die Männergesellschaften mit allen ihren Auswüchsen verschwinden, ihre Spuren hinterlassen sie doch unbedingt; und hier drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob nicht viele von jenen Sitten, die als Reste einer urzeitlichen Geschlechtsgemeinschaft gedeutet worden sind, nicht vielmehr auf die Anschauungen zurückgehen, die sich innerhalb der Gruppe der unverheirateten jungen Männer und der ihr entsprechenden weiblichen Altersklasse ganz unabhängig von dem daneben bestehenden Familienleben der älteren Leute herausbilden mußten. Das ist wohl der Erwägung wert. Liebe und Ehe haben ja ursprünglich recht wenig miteinander zu thun, vielmehr sind es wirtschaftliche Erwägungen und die Sorge für die Kinder, die ein festes Band um Personen verschiedenen Geschlechtes schlingen; das freie, sorglose Liebesleben der jungen Leute spielt sich vor der Ehe ab, und in der Regel sind es erst die Folgen des Verkehrs, die zur Heirat veranlassen. Das Junggesellenhaus ist,

wo es nicht durch geheimnisvollen Hokuspokus für die Frauen unzugänglich wird, naturgemäß der Mittelpunkt dieses Liebeslebens; auf Yap z. B. dürfen es die Mädchen jederzeit, die verheirateten Frauen nur am Tage betreten, und wie heiter es im Männerhause der Bororó zugeht, hat Karl von den Steinen vortrefflich geschildert. Die Mädchen, die auf den Karolinen in den Bais der Männer leben, die sogenannten Armengols, ziehen oft von einem Männerhaus zum anderen, bis sie endlich einen Gatten finden. In diesen Sitten, die neben festen Eheverhältnissen bestehen, dürfte die Wurzel jener Idee liegen, daß das junge Mädchen eigentlich allen jungen Männern des Stammes gehört, soweit nicht die Eheverbote Schranken ziehen, und daß es, bevor es in eine feste Verbindung mit einem bestimmten Manne tritt, die übrigen auf irgend eine Weise für ihren Verlust entschädigen muß. Damit öffnet sich ein erwünschter Mittelweg, der aus dem alten, nur allzu sehr betonten Dilemma herausführt und manche einseitige Vorstellung beseitigt: die Geschlechtsgemeinschaft hat freilich vielfach, ja vorübergehend vielleicht überall einmal bestanden, sie ist auch jetzt noch nachzuweisen, aber sie bezieht sich nicht auf alle Mitglieder der Gesellschaft, sondern nur auf die jüngeren, und sie ist keine Vorstufe der Ehe, sondern tritt neben ihr unabhängig auf.



Maskierter Eskimo. Nach F. Boas. Vgl. Text, S. 122.

Freilich wird das Treiben der Junggesellen, namentlich wenn es durch Geheimbünde, Klubwesen und Maskentänze (s. die Abbildung, S. 125) gekräftigt wird, leicht in einen gewissen Gegensatz zur Ehe geraten oder zersetzend auf sie einwirken. Die Kameradschaft der jungen Männer ist fester als später das eheliche Band, und wie zwischen den einzelnen ein gewisser Kommunismus des Besitzes herrscht, so kann leicht auch die Gattin als eine Art Besitztum angesehen werden, das dem Freunde gern einmal zur Verfügung steht. Sehr möglich, daß hier die Quelle der Punalua- und Pirrauru-Ehe (vgl. S. 107) liegt! Sie macht wenigstens ganz den Eindruck eines ursprünglich freien Brauches, der nach und nach fest geworden und in bestimmte Formeln gebracht ist, wie das so ungemein oft zu geschehen pflegt. In diesem Sinne würde der gelegentliche Frauentausch ein Vorläufer, das Überlassen der Frau an den Gastfreund eine Ausartung der ursprünglichen Sitte sein. In Afrika ist das „Verleihen" des Weibes an einen Freund nichts Seltenes, namentlich am unteren Congo ist es nach Zuchelli, bei den Mpongwe am Gabun nach Burton und Hecquard ganz gebräuchlich. Daß im Sudan nach einer vereinzelten Angabe Händler, die auf Reisen gehen, ihre Frau für die Zeit ihrer Abwesenheit einem Freund überlassen und wechselseitig das Gleiche erwarten, erinnert an gewisse spartanische Sitten. Bei den Marshall-Insulanern hat zuerst Chamisso die Sitte des Frauentausches nachgewiesen, auch auf den Karolinen ist sie früh erkannt worden, wie sie denn fast in ganz Ozeanien üblich gewesen zu sein scheint, ohne überall, wie in Hawaï und auf den Markesas, zur festen Einrichtung geworden zu sein. Naturgemäß ist der nächste Freund eines Ehemannes der eigene Bruder, der in der That am häufigsten als Mitgatte auftritt oder wenigstens nach der Sitte des sogenannten Levirats die Frauen des verstorbenen Bruders zu ehelichen hat. So dürfte es auch nicht zu gewagt sein, die Polyandrie mancher Völker auf den Anschauungskreis der

ursprünglichen Männergesellschaft zurückzuführen und sie als einen Rest älterer Zustände zu betrachten, der vielleicht aus wirtschaftlichen Gründen mit besonderer Zähigkeit festgehalten worden ist. Die Vielmännerei erscheint von diesem Standpunkt aus nicht mehr als eine wunderliche Ausnahme, sondern als ein ganz natürlicher Ausläufer einer bestimmten Entwickelung.

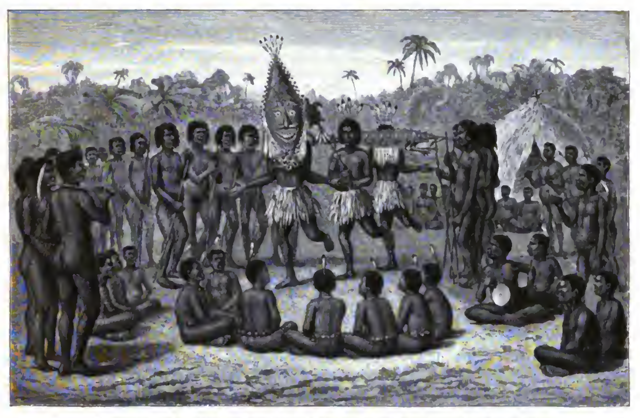
So erhalten wir denn rückblickend ein Bild der älteren Gesellschaftsformen, das geeignet erscheint, die grellen Gegensätze der wissenschaftlichen Auffassungen zu vermitteln. Die Familie mit ihrem natürlichen Anhang mag immerhin die erste Grundlage der Gesellschaftsbildung sein. Durch den Zusammenschluß der Männer entstanden dann größere Verbände, innerhalb deren sich eine neue Organisation, die nach Altersklassen, herausbildete; die freie Liebe oder der Hetärismus herrschten dabei in den jüngeren, die Ehe in den älteren Altersklassen vor. Dieser Organisation gegenüber machte aber allmählich das Familienleben seine Rechte geltend und schuf eine neue, die totemistisch-matriarchalische, die dann nach und nach in die patriarchalische überging. So mag ganz im allgemeinen der Entwickelungsgang gewesen sein, während in jedem einzelnen Falle die verschiedensten Einflüsse bald den Fortschritt beschleunigt, bald Hemmungen und Auswüchse aller Art begünstigt haben.

Die mutterrechtliche Gesellschaft also stellt das Prinzip der Blutsverwandtschaft dem der Altersklassen gegenüber, dem lockeren Treiben des Junggesellen- und Mädchenhauses das geregelte Eheleben und die Erziehung der Kinder innerhalb der Sippe. Im Grunde kommt damit nur die älteste Form der Gesellschaft, wie sie vor dem Entstehen der Männerbünde üblich war, wieder zu erhöhter Geltung, nur mit dem wichtigen Unterschiede, daß es diesmal die Mutter ist und nicht der führende Mann, um die sich die Familie schart. Damit ist freilich noch keineswegs ausgesprochen, daß sich die Frau nun ohne weiteres einer angeseheneren Stellung erfreut: solange die Männergesellschaft auf der Höhe bleibt und das Familienleben nur als Anhängsel und notgedrungenen Abschluß eines trink- und kampfesfrohen Daseins betrachtet, bleibt das Weib trotz seines „Mutterrechtes" ohne Einfluß und Macht. Es sind wirtschaftliche Gründe, die der Frau wenigstens die Möglichkeit gewähren, ihre Stellung zu verbessern, ja unter günstigen Umständen selbst einmal die Herrschaft an sich zu reißen, wie das besonders Julius Lippert in geistvoller Weise nachgewiesen hat.

Schon auf den primitivsten Stufen der menschlichen Wirtschaft tritt, wie wir später genauer sehen werden, eine Arbeitsteilung in dem Sinne ein, daß der Mann vorwiegend die animalische, die Frau die vegetabilische Kost beschafft; allmählich entwickeln sich unabhängig voneinander und natürlich nicht überall in derselben Art aus der weiblichen Thätigkeit der Anbau von Nutzpflanzen, aus der männlichen die Viehzucht. Nun ist aber der Ackerbau der Weiber, wenn nicht älter als die Viehzucht der Männer, doch jedenfalls viel allgemeiner verbreitet: den Hirtenstämmen und den höher kultivierten Völkern, bei denen Ackerbau und Haustierzucht nebeneinander betrieben werden, stehen zahlreiche andere gegenüber, die wohl Hackbau treiben, aber Nutztiere nur in sehr beschränktem Maße aufziehen: die Weiber haben hier bereits einen Kulturfortschritt vollzogen, der ihnen den Männern gegenüber, die auf der Stufe des Jägerlebens stehen geblieben sind, einen gewaltigen Vorzug und, geschickt benutzt, wirkliche Macht verschafft, besonders da, wo der Wildstand gering und die Jagdbeute unbedeutend ist. Dazu treten bei den Frauen oft noch gewerbliche Thätigkeiten, Töpferei, Weberei (s. die Abbildung, S. 127) und dergleichen, die ihnen dort, wo der Handel schon etwas entwickelt ist, eigene Einnahmen verschaffen. Die Männer wissen sich allerdings zu wehren; wie sie durch Geheimbünde die weibliche Organisation zu hindern wissen, haben wir gesehen, und ob nicht

die übertriebene Ausbildung der Kriegslust und des Kannibalismus, wie wir sie besonders bei den Maori finden, ein halbbewußtes Gegenspiel gegenüber der friedlichen, aber machtverleihenden Thätigkeit der Frauen war, ist immerhin zu erwägen.

Die höhere Kultur der Frau zeigt sich auf dieser Stufe auch darin, daß sie sich selbst zu fleißiger Arbeit erzieht, während der Mann, wenn er seine Autorität aufrecht zu erhalten vermag, völlig „verbummelt". So hebt sich der Einfluß des Weibes und der mutterrechtlichen Familie mehr und mehr, bis es dann nicht selten dahin kommt, daß der Gatte nur als ein geduldetes Anhängsel der Mutterfamilie erscheint; das Weib hat sein eigenes Haus, führt seine eigene Wirtschaft, und der Mann tritt als eine Art Eßgenosse in diese Häuslichkeit ein, zu der



Maskentanz der Torresinsulaner, Australien. Nach Haddon. Vgl. Text, S. 123.

er den Ertrag seiner Jagdzüge beizusteuern hat. In dieser Weise hatten sich bei vielen Indianerstämmen Nordamerikas die Verhältnisse entwickelt, wie Loskiel bezeugt, wobei freilich zu bedenken ist, daß die Männer ihrerseits organisiert waren und im Stamme selbst durchaus die Führung hatten. Förmliche Weiberherrschaft ist eine seltene Erscheinung. Bei den Wabuma am Congo fand Meuse weibliche Häuptlinge und Fetischpriesterinnen, deren Einfluß groß genug war, die Polygamie der Männer zu verhüten, während sie selbst sich zahlreiche Gatten zulegten; auch bei den Bewohnern der Yule-Insel an der Südostküste Neuguineas ist nach d'Albertis die Macht der Frauen so bedeutend, daß man von einer Art Weiberherrschaft sprechen kann. Auf die Amazonensagen des Altertums, die in Südamerika und Afrika ihre Parallelen haben, hat Bachofen in diesem Sinne wohl zu großen Wert gelegt. Weibliche Häuptlinge sind dagegen eine sehr häufige Erscheinung, aber ihre Wahl braucht durchaus nicht immer auf mutterrechtliche Ideen zurückzugehen, wie wir denn auch im patriarchalischen Europa noch heute Fürstinnen auf dem Thron erblicken.

Im allgemeinen freilich behauptet der Mann unter allem Wechsel der Verhältnisse seinen Vorrang, sei es zuweilen auch nur deshalb, weil die Frau wegen ihrer Schwäche und ihrer natürlichen Pflichten immer eines Beschützers bedarf; dieser Vorrang spricht sich vor allem in den Verlobungs- und Hochzeitsbräuchen aus, die fast immer zunächst die Frau als Eigentum der Eltern oder ihrer Stellvertreter und als künftigen Besitz des Gatten erscheinen lassen, als einen Gegenstand des Kampfes, des Tausches und des Kaufes, der seinen eigenen Willen nur ausnahmsweise und unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren durchzusetzen vermag. Ein Blick auf einige Hauptformen der Eheschließung wird das zur Genüge beweisen.

Auf dem Festland Australiens sind die alten Formen des Frauenraubes und -Tausches noch in voller Blüte. Wer nicht weibliche Verwandte besitzt, die er im Austausch gegen ein Mädchen eines anderen Stammes geben kann, ist in übler Lage und hat oft keinen anderen Ausweg, als ein Mädchen aus einer benachbarten Horde zu entführen und mit ihr in den Busch zu fliehen. In der Regel wird das Paar bald entdeckt, und der junge Mann hat sich darauf, nur mit einem Schilde bewaffnet, den Männern des beraubten Stammes gegenüberzustellen, die ihre Speere auf ihn schleudern und ihn zuweilen töten; manchmal entsteht ein förmlicher Kampf zwischen beiden Horden, falls es den alten Männern nicht gelingt, eine Vereinbarung herbeizuführen, und kein Mädchen im Austausch für die Geraubte gegeben werden kann. Bei einigen Stämmen in Victoria mußte, wie Bulmer berichtet, der unglückliche Liebhaber auf jeden Fall, auch wenn im Grunde niemand etwas gegen die Verbindung einzuwenden hatte, mit den Verwandten seiner Geliebten fechten und ebenso wie das Mädchen die Schläge und Stöße der anscheinend aufs höchste erbitterten Stammesgenossen erdulden, bis er ihre Einwilligung erhielt.

Diese Hochzeitskämpfe, die in Australien noch einen recht ernsten Hintergrund haben, obwohl durchaus kein regelloser Frauenraub mehr stattfindet, da die Ehegesetze stets beachtet werden, haben sich mit einer ganz merkwürdigen Zähigkeit als Scheinkämpfe in den verschiedensten Gebieten der Erde erhalten. Es ist in der Regel die „Altersklasse" des Bräutigams, die ihn unterstützt und den Preis davontragen hilft. Die Braut hat sich dagegen zu sträuben, sie versteckt sich, sie weint, ruft um Hilfe und muß auf jede Weise zu erkennen geben, daß sie dem Manne nicht freiwillig folgt. Die Mutter des Mädchens spielt bei den meisten Hochzeitsbräuchen nur eine nebensächliche Rolle, und für die Zukunft wird ihr meist aller Einfluß auf das Paar durch die weitverbreitete Sitte abgeschnitten, daß Schwiegersohn und Schwiegermutter sich nicht sprechen, ja womöglich nicht sehen dürfen; mag der Brauch aus dem Wunsche hervorgegangen sein, die Möglichkeit der Blutschande abzuschneiden, was wohl das Wahrscheinlichere ist, oder mag er ein Nachspiel des scheinbaren Raubes sein, jedenfalls hindert er die Organisation der Mutterfamilie und bahnt die Herrschaft des Mannes auch innerhalb jener kleinen Gruppen an, die sich im Bereiche der Sippe um die Mütter naturgemäß bilden. Mit welcher Konsequenz er stellenweise durchgeführt wird, zeigt folgende Bemerkung Codringtons: „Auf den Banksinseln wird kein Mann seiner Schwiegermutter nahe kommen; die Scheu ist gegenseitig: wenn sich die beiden zufällig auf einem Wege treffen, tritt die Frau beiseite und zeigt ihren Rücken, bis der Schwiegersohn vorüber ist, oder wenn es passender scheint, geht er aus dem Wege. Auf Vanua Lava bei Port Patterson wird ein Mann nicht längs der Bai hinter seiner Schwiegermutter hergehen oder sie hinter ihm, bevor nicht die Flut die Fußstapfen des Vorausgehenden hinweggewaschen hat." Der Schwiegervater wird weder von der Frau noch von dem Mann in dieser Art gemieden.

Auch die Sitte, um die Braut zu **dienen**, hat an und für sich nichts mit einer besonderen Hochschätzung der weiblichen Würde zu thun; der Mann erkauft einfach durch seine Arbeit die Frau von ihren Eltern oder ihrer Sippe, und nur mittelbar hebt die demütigende Lage, in die der Bewerber auf diese Weise versetzt wird, den weiblichen Einfluß. Bei den Itälmen auf Kamtschatka läßt sich das recht gut nachweisen. „Wenn jemand von den Itälmen," schreibt Steller, „heyrathen will, so kan er auf keine andre Art zu einer Frauen kommen, als er muß sie dem Vater abdienen. Wo er sich nun eine Jungfer ausgesehen, da gehet er hin, spricht nicht ein Wort, sondern stellet sich, als ob er noch so lange daselbst bekannt gewesen wäre. Fänget an, alle Hausarbeiten gemeinschaftlich mit vorzunehmen und sich vor andern durch Stärke und Leistung unangenehmer und schwerer Dienste den Schwiegereltern und seiner Braut angenehmer zu machen. Ob nun gleich in den ersten Tagen sowohl die Eltern als die Braut wahrnimmt, auf wen es angesehen, dadurch weil er sich allezeit besonders um diejenige Person machet, mit allerlei Handreichung bemühet und sich des Nachts so nahe zu ihr schlafen legt, als er immer kan, nichtsdestoweniger fraget ihn niemand, bis er nach ein-, zwei-, drei-, vierjährigen Knechtsdiensten so weit kommet, daß er nicht nur allein den Schwiegereltern, sondern auch der Braut gefällig werde. Gefället er nicht, so sind alle seine Dienste verlohren und vergebens, und muß er sich wieder ohne alle Bezahlung und Revange wegpacken."



Webendes Mädchen.
Azteken-Zeichnung. Nach W. Matthews. Vgl. Text, S. 124.

Aus Raub, Tausch und Dienen entwickelt sich der **Kauf** der Frau überall da, wo von Privatbesitz einigermaßen die Rede ist; bezeichnenderweise hat das Entstehen des Frauenkaufes ebenfalls nichts mit dem Mutterrechte zu thun, und es hängt ganz von Nebenumständen ab, ob der Brauch die Stellung des Weibes hebt oder herabdrückt. Über die Herabwürdigung, die in der Sache liegt, ist kaum ein Wort zu verlieren; eine Hebung aber findet vor allem in dem Sinne statt, daß nunmehr das Mädchen ein wertvoller Besitz der Eltern ist, daß es infolgedessen nicht so leichthin nach der Geburt getötet oder in der Jugend schlecht behandelt und ungenügend verpflegt wird. Über die Sitte des Weiberkaufes bei den Giljaken sagt z. B. von Schrenck: „Mag sie auch eine für unser Gefühl verletzende Richtachtung der menschlichen Würde und der persönlichen Rechte des Weibes in sich schließen, indem sie es dem Manne gegenüber schlechtweg als Ware hinstellt, so übt sie dagegen doch einen gewissen moralischen Zwang auf die Männer aus. Denn vor allem nötigt sie diese, durch Thätigkeit und Arbeit die Mittel zu erwerben, um ein Weib kaufen und einen eigenen Hausstand gründen zu können, und setzt damit auch allzufrühen Eheschließungen einen wirksamen Damm entgegen. Ferner thut sie durch die materiellen Hindernisse, die sie der Vielweiberei in den Weg legt, der Monogamie Vorschub. Und endlich bietet sie dem Weibe sowohl eine Garantie guter Behandlung seitens der Eltern, indem ein wohl genährtes und gut gehaltenes Mädchen leichter und teurer verkauft werden kann, als besonders auch einen gewissen Schutz gegen rohe Mißhandlungen seitens des Mannes, denn das mühsam und teuer Erkaufte pflegt, zumal beim Naturmenschen, in der Regel auch höher geschätzt und besser gehütet zu werden als das nur mühelos und billig Erlangte oder gar Geschenkte. So bildet der Brautpreis bei den Naturvölkern gewissermaßen ein Korrektiv für die ihnen noch abgehende geistige Schätzung und Hochachtung des Weibes, und je höher er ist, desto größere Wirkung läßt sich von ihm erwarten, und ein desto besseres Prognostikon stellt er den ehelichen und Familienverhältnissen des betreffenden Volkes aus."

Der Frauenkauf ist auch den höheren Kulturvölkern ursprünglich nicht unbekannt; Semiten und Arier hielten noch in historischer Zeit daran fest. Sein Verschwinden geht keineswegs parallel mit dem Entstehen der vaterrechtlichen Familie, sondern ist eine ziemlich selbständige, mit dem Siege der Monogamie eng verbundene Kulturerscheinung, wie es denn immer wiederholt werden muß, daß die Umwandlung der Verwandtschaftsformen höchstens mittelbar und durchaus nicht überall in gleicher Weise auf die Hebung oder den Rückgang des weiblichen Einflusses wirkt. Der Emanzipationskampf findet vielmehr in der Hauptsache auf dem wirtschaftlichen, daneben auch auf dem religiösen und überhaupt geistigen Gebiete statt; gelingt es z. B. den Frauen, das Amt des Priesters oder Zauberers an sich zu reißen, so erlangen sie damit eine gefährliche Waffe, die sie nicht selten mit Geschick benutzt haben, da der Aberglaube der Männer sich meist stärker erweist als ihre Herrschsucht und ihre rohe Kraft. Wo dagegen ein Überwiegen der Sinnlichkeit die Frau zu einem bloßen Werkzeug des Genusses herabdrückt, ist ihre Hebung sehr schwer. Die Geringschätzung des Weibes in der islamitischen Welt, die am deutlichsten in dem Gebote der Verschleierung (s. die Abbildung, S. 129) hervortritt, ist zum Teil in klimatischen Verhältnissen begründet, die der Mohammedanismus nur verstärkt hat.

Wenn aber die Stellung der Frau nur wenig mit den Veränderungen der Gesellschaftsformen und namentlich mit der Zersetzung des mutterrechtlichen Sippenwesens und dem Entstehen der vaterrechtlichen Familie zu thun hat, so kann sie noch viel weniger deren Ursache sein; das Patriarchat entsteht weder im Gegensatze zur Frau noch gar zu ihren gunsten, sondern erwächst aus ganz anderen Motiven, die in engem Zusammenhange mit der Erweiterung des politischen Horizontes, mit der Vermehrung der Volkszahl und mit dem Wunsche nach der Schaffung größerer gesellschaftlicher Verbände stehen, dem die Sippe in ihrer ursprünglichen Form nicht mehr zu genügen vermag.

Rufen wir uns noch einmal die Zustände der Gentilverfassung ins Gedächtnis! Der Stamm besteht aus einer Anzahl von Sippen, die zuweilen zu Sippenverbänden (Phratrien) vereinigt oder vielmehr aus ihnen hervorgegangen sind, und die durch Wechselheiraten in enger Beziehung miteinander stehen; das eigentliche soziale Leben spielt sich durchaus innerhalb der Sippen ab, im Kriege bilden die waffenfähigen Genossen eigene Heeresteile unter besonderen Häuptlingen, nach außen hin tritt die Sippe geschlossen auf, während die Persönlichkeit des Einzelnen der Masse gegenüber gänzlich verschwindet. Die Angelegenheiten des Stammes, der meist ein sehr loses Gebilde ist, werden von den Führern der Sippen entschieden, soweit nicht die Männerbünde sich als Rat der erwachsenen Männer und Krieger erhalten haben. Alles das ist nur denkbar, wenn die Zahl der Sippengenossen nicht derart anwächst, daß ein Überblick über sie unmöglich wird, oder wenn nicht soziale Unterschiede, das Entstehen von Berufen, die Ansammlung von Reichtümern u. s. w., das notwendige Gleichgewicht unter den Mitgliedern der Gens allzu empfindlich stören. Daraus ergibt sich schon, daß die Sippenorganisation bei allen fortschreitenden Völkern ebensogut eine vorübergehende Erscheinung sein wird wie die Einteilung nach Altersklassen. Die Sippe ist zu fest geschlossen, um der gesellschaftlichen Differenzierung Spielraum zu gewähren, sie ist zu groß, um bei der Arbeitsteilung kleinere bestimmte Aufgaben übernehmen zu können, und anderseits zu klein und äußeren Einflüssen zu wenig zugänglich, um die Grundlage eines größeren politischen Zusammenschlusses zu bilden: im Frieden wie im Kriege genügt sie nur bescheidenen Ansprüchen. Die Clans der schottischen Hochlande zeigten so recht die Vorteile und Schäden der Sippenverfassung bei jenen Aufständen zu gunsten der Stuarts, die nach anfänglichen [illegible] Erfolgen immer wieder vor den

straffen englischen Heeren zusammenbrachen: wohl standen die Clans beim Rufe zu den Waffen sofort als treffliche kleine Bataillone da, die mit größter Hingebung an ihren Führern hingen, aber es war einfach unmöglich, aus ihnen ein Heer im Sinne der Neuzeit zu bilden, Spezialwaffen zu formieren und Feldzüge im großen Stile zu unternehmen. Erobernde Völker haben deshalb gern von der Sippenverfassung auf die alte Einrichtung des Männerbundes zurückgegriffen, wie die Germanen der Völkerwanderungszeit, deren Kerntruppen aus den Gefolgsleuten der Fürsten und Häuptlinge bestanden, wackeren Degen, die sich als „Hagestolze" von ihrem Geschlechte getrennt hatten und infolgedessen ein bildsamer Stoff in der Hand des Feldherrn waren. So drängte der Wunsch des Einzelnen, den lästigen Sippenverband zu sprengen, dem der Volksführer, willkürlich mit den Kräften der Masse zu schalten und neue Organisationsformen zu schaffen, machtvoll entgegen, und die Sippe, bald durch Volksmehrung unmäßig ausgedehnt, bald durch Verluste auf kümmerliche Reste eingeschränkt, erlag auf jeden Fall endlich diesen Kräften.



Araberin mit Gesichtsschleier, Ägypten. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 128.

Soweit die Übergangsformen noch zu beobachten sind, ist der Zerfall der übergroß gewordenen Sippen in kleinere Untersippen, deren Führung nunmehr der Vater übernimmt, der häufigste Vorgang. Es ist in diesem Sinne ganz charakteristisch, daß fast überall dort, wo Sippen mit vaterrechtlichem System zu finden sind, die Zahl dieser kleinen Gruppen ungemein groß ist, während bei Völkern, die nach Mutterrecht leben, die Gentes gering an Zahl sind und vielfach auf nicht mehr als zwei Ursippen zurückzuführen scheinen. Das verhältnismäßig doch kleine Volk der Athener bestand nach seiner politischen Organisation aus 4 Stämmen, deren jeder in 3 Phratrien zu 30 Sippen zerfiel, so daß also nicht weniger als 360 Gentes in Attika vorhanden waren. Alle diese Gentes lebten nach Vaterrecht, d. h. die Kinder gehörten zur Sippe des Vaters, aber sie bewahrten im übrigen eine Menge von Rechten und Sitten, die sie als vollkommene Parallelen der irokesischen oder melanesischen Sippen erscheinen lassen. Noch trat die Sippe geschlossen für ihre Mitglieder ein, sie hatte das Recht, ihre Vorsteher zu wählen, besaß einen gemeinsamen Kultus und gemeinsamen Begräbnisplatz, und sie hielt auch, wenn schon mit gewissen Ausnahmen, an dem Brauche fest, nicht innerhalb der Gens zu heiraten. Aber freilich war ihre Macht im Erlöschen. Schon die mathematisch gleiche Verteilung der Sippen auf die Stämme beweist offenbar, daß die Gesetzgeber bei ihren Versuchen auf keinen entschiedenen Widerstand der alten Verwandtschaftsgruppen stießen, sondern sie wie Schachfiguren hin und her schieben konnten, und später wurde ohne Schwierigkeit eine politische Einteilung auf die gentile gepfropft, die endlich die alten Formen ganz überwucherte; die kleinste staatsrechtliche Einheit war in Wirklichkeit nicht mehr die Sippe, sondern die monogamische Familie.

Wie die griechischen waren auch die römischen Gentes sehr zahlreich und, was sich fast von selbst versteht, bereits vaterrechtlich organisiert. Nach der Sage hatte Romulus 100 latinische Gentes zu Rom vereinigt, zu denen später 100 samnitische und endlich noch 100 andere aus benachbarten Stämmen hinzutraten, so daß das römische Volk in drei Hauptstämme und 300 Sippen zerfiel. In der späteren Zeit nahm auch hier der Umwandlungsprozeß, der mit der Einführung des Vaterrechtes begonnen hatte, seinen Fortgang, bis zuletzt die Gens nichts weiter zu sein schien als eine Gruppe verwandter Familien gleichen Namens, die sich gegenüber den Eingewanderten als altrömischer Adel fühlten und den höchsten Wert auf ihren Stammbaum legten.

Ähnliche Verhältnisse müssen im alten China geherrscht haben. Die „hundert Familien" oder richtiger Sippen, von denen herkömmlicherweise noch immer gesprochen wird, sind freilich jetzt auf 3000 gestiegen, aber auch die Zahl hundert läßt schon vermuten, daß in sehr früher Zeit das Vaterrecht bereits den Sieg davongetragen hat. Gegenwärtig sind die Sippen streng patriarchalisch geordnet, aber die Exogamie ist beibehalten, so daß also zwei Personen, die den gleichen Gentilnamen tragen, sich nicht heiraten dürfen; merkwürdigerweise hat man mit echt chinesischer Zähigkeit auch einen Rest der Altersklassen mit ihren Heiratsverboten bewahrt, indem es nur erlaubt ist, Verwandte der eigenen Generation zu heiraten, also z. B. wohl eine Kousine mütterlicherseits (väterlicherseits ist die Ehe überhaupt ausgeschlossen), aber nicht deren Tochter. Die Frau als Gattin steht sehr tief, aber in ihrer Eigenschaft als Mutter genießt sie die höchste Achtung und Verehrung; der Vater dagegen ist der unumschränkte Herr des Hauses und der Kinder, und seine Autorität über die Nachkommen erlischt niemals, nicht einmal mit dem Tode, da die Ahnenverehrung das Gedächtnis an ihn noch sehr lange wach erhält. Nirgends ist der kindliche Gehorsam gegen die Eltern so sehr zur Haupttugend des Volkes geworden wie in China, und wenn auf der einen Seite diese blinde Verehrung, die auf alles Alte und Herkömmliche übertragen wird, auch zu Stillstand und Verknöcherung führt, so ist sie doch anderseits die wichtigste Ursache jener Unverwüstlichkeit, die das chinesische Volk die Stürme vieler Jahrtausende unerschüttert überstehen ließ.

Haben die Chinesen trotz des Überganges zum Vaterrecht die Gesetze der Exogamie in ziemlich weitem Umfange beibehalten, so blieb doch der spitzfindigen Grübelei der Hindu die Aufgabe, trotz des Patriarchats die Heiratsverbote bis ins Unsinnige zu steigern, zunächst durch das Kastenwesen, auf das später zurückzukommen ist, dann aber durch das Gesetz, daß die Braut eines Mannes weder der Familie seines Vaters noch der seiner Mutter dem Familiennamen nach angehören und überhaupt nicht innerhalb des sechsten Grades mit ihm verwandt sein darf. Der zweite charakteristische Zug des gesellschaftlichen Binnenlebens der Hindu ist das Zusammenbleiben der Deszendenten in einem Hause, das sie gemeinsam benutzen, so daß die Familien oft zu enormer Größe, zu wirklichen Sippen anschwellen, die nur im Notfalle neue Zweige aussenden; das Haus wächst mit der zunehmenden Familie durch Anbauten, ein Brauch, der, wie überhaupt die Mehrfamilienhäuser (s. die Abbildung, S. 131), bei vielen Naturvölkern wiederkehrt, und ein „Ältester", der meist wirklich der Älteste der männlichen Linie ist, steht dem Ganzen vor und verwaltet das gemeinsame Vermögen. In Wahrheit haben wir hier das alte Sippenwesen in etwas veränderter, der großen Volkszahl angepaßter Form, aber fast mit allen seinen Vorzügen und Nachteilen. Auch hier tritt die Sippe für den Einzelnen ein und ist seine Stütze in Unglück und Gefahr, auch hier aber verschwindet das Individuum in der Masse und wird an der freien Entfaltung der eigenen Kraft gehindert.

Eine Paralle zu den Sippenfamilien der Hindu bilden die **Hauskommunionen** der Südslawen, während bei den Russen mehr die ganze Dorfgemeinschaft mit ihrem gemeinsamen Landbesitz als größere soziale Einheit hervortritt. Als erste Erweiterung der südslawischen Hausgenossenschaften erscheint das bratstvo (Brüderschaft), ein Gruppe blutsverwandter Familien, die meist ein Dorf oder mehrere ausschließlich bewohnt, ursprünglich exogamisch ist und nach außen ganz nach Sippenart geschlossen auftritt. Aus den bratstvo bilden sich dann die Stämme.

Unter den **Kulturvölkern** ist allenthalben das Sippenwesen vernichtet oder im Rückgange begriffen und zwar, wie schon erwähnt, aus zwei Hauptgründen: das Individuum sprengt von innen heraus die schützende, aber beengende Hülle, und das differenzierende, alles durcheinanderwühlende Treiben der fortschreitenden Gesellschaft zerkleinert die allzu plumpen, zähen Massen der Sippenverbände und duldet auf die Dauer nur die Familie im engsten Sinne des Wortes und den von allen festeren Banden befreiten Einzelnen. Ihre volle Kraft haben diese **atomisierenden Mächte** erst in der Zeit des Dampfes und des Weltverkehrs erhalten. Noch im vorigen Jahrhundert war in den Kleinstaaten und Reichsstädten Deutschlands die Vetternschaft eine Macht, mit der man rechnen mußte, und die auch dem unbegabtesten Tropf aus ihrer Mitte einen guten



„Palenque“, Haus für mehrere Familien in Costarica, Zentralamerika. Nach C. Bovallius. Vgl. Text, S. 130.

Posten zu verschaffen verstand, waren manche Professorensitze in einer Familie geradezu erblich, und traten Familienräte, die übrigens auch jetzt noch vorkommen, in allen wichtigen Fällen zusammen. Mit dem Sippentum eng verbunden erscheint dabei überall eine große Stärke der elterlichen und verwandtschaftlichen Autorität, die sich namentlich den heiratsfähigen Mädchen gegenüber geltend macht und die für das Wohl der kommenden Generation durchaus notwendige Auswahl erschwert oder oft ganz abschneidet, dafür allerdings um so mehr das materielle Wohl bedenkt.

Die **Befreiung des einzelnen Individuums** und vor allem des Weibes von allzu lästiger Vormundschaft ist ein Kulturfortschritt, der sich neben der Umbildung der Gesellschaft und zum Teil unabhängig von ihr vollzieht. Daß die Frau sich allmählich Anerkennung zu verschaffen weiß, spricht sich in sozialer Hinsicht am unmittelbarsten im Entstehen der **Einzelehe** und in der Abschaffung des Brautkaufes aus, ohne daß sich indessen dieser Fortschritt in regelmäßiger Weise vollzieht und etwa die niedrigsten Völker durchweg polygamisch, die höheren monogamisch sind. Gerade die ärmlichsten Stämme huldigen vielfach der Einzelehe, so unter anderen zahlreiche Indianerhorden Kaliforniens, die im übrigen fast die kläglichste Erscheinungsform der

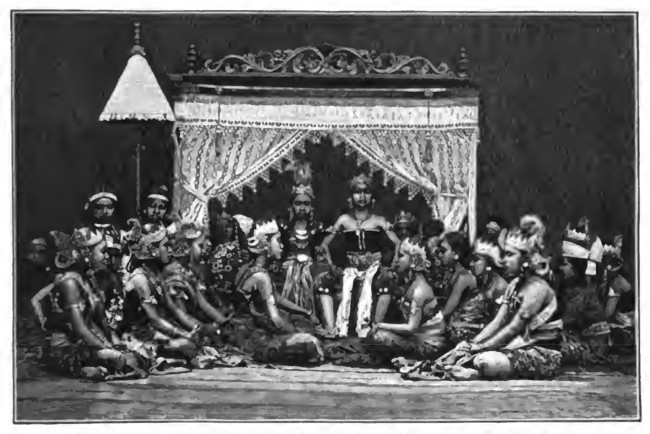
indianischen Rasse darstellen, ferner das Völkchen der Wedda auf Ceylon, die Bewohner der Andamanen und Nikobaren und manche andere; vielleicht ist es eben die Ärmlichkeit des Daseins, das Fehlen aller großen Unterschiede in Rang und Besitz, das die Beziehungen zwischen Mann und Weib natürlicher und herzlicher gestaltet als bei Völkern, die in scharf getrennte soziale Schichten zerfallen. Es sind auch in der That überall die Häuptlinge und die reichen Leute, die sich zuerst den Luxus gönnen, mehrere Frauen zugleich zu besitzen. Bis zur Ungeheuerlichkeit aber pflegt die Polygamie dort auszuarten, wo das Weib die Hauptmasse der produktiven Arbeit zu übernehmen hat und demnach ein zinstragender Besitz ist, in dem man am besten und nutzbringendsten seine Ersparnisse anlegt: die Tausende von Frauen, die z. B. früher den Königshof von Uganda erfüllten, waren kein sinnloser Luxus, sondern ein sehr praktischer Besitz des Fürsten, der wie jedes andere Wertstück vom Vater auf den Sohn vererbt wurde.

Bald als Rest früherer Monogamie, bald als Anfang einer Rückentwickelung zur Einzelehe erscheint sehr häufig die Sitte, nicht allen Gattinnen den gleichen Rang zu gewähren, sondern eine von ihnen als die eigentliche Gemahlin zu betrachten, der die übrigen als minderberechtigt gegenüberstehen. Der völlige Sieg der Monogamie beruht in der Hauptsache auf der wachsenden Achtung vor der Persönlichkeit, mit der mancher äußerliche Fortschritt Hand in Hand geht: Die Frau erhält eine sorgfältigere Erziehung und vermag dem Mann eine geistige Ergänzung seines Wesens zu bieten, sie wird von übermäßiger Arbeit entlastet und bewahrt ihre Jugendfrische längere Zeit, und sie wird, da man die Keuschheit vor der Ehe schätzt und fordert, vor allzufrühem Geschlechtsverkehr behütet, der ebenfalls degenerierend wirken würde. Immer aber, und das ist allen sozialen Emanzipationsbestrebungen gegenüber zu betonen, folgt die Erhöhung des gesellschaftlichen Ranges am sichersten der wachsenden Tüchtigkeit derer, die emporstreben; wer durch die That beweist, daß er ein besseres Schicksal verdient, wird sich endlich doch Achtung erzwingen, mag es nun ein Einzelner sein oder eine ganze Gruppe der Menschheit.

In der Abschaffung des Brautkaufes, an dessen Stelle die **Mitgift** tritt, kommen ebenfalls jene in der Stille wirkenden Kräfte an die Oberfläche, die das Ansehen des Weibes zu heben suchen. Westermarck hat auf die Thatsache hingewiesen, daß es in der Regel zuerst die vornehmen und wohlhabenden Klassen sind, die vom Brautgeld zur Mitgift übergehen, so in Indien, wo zuerst die beiden obersten Kasten die Kaufehe abschafften, während die unteren sie noch längere Zeit beibehielten, oder in Rom, wo die Plebejer in der coemptio wenigstens die Form des Kaufes bis in die historische Zeit bewahrten, im Gegensatze zur vornehmeren confarreatio der Patrizier. Überhaupt bleibt der Scheinkauf oft mit großer Zähigkeit bestehen, nachdem der wirkliche Handel um die Braut längst verschwunden ist; der Austausch von Geschenken zwischen dem Bräutigam und der Braut oder deren Eltern bildet dann den Übergang zur Mitgift. Bei den Völkern höherer Kultur hat sich diese Entwickelung überall vollzogen, aber auch bei manchen tiefer stehenden Stämmen ist in dieser einen Richtung der Fortschritt bis aufs äußerste durchgeführt worden. Die Gefahr, daß die Mitgabe zur Hauptsache wird und der ehemalige Frauenkauf in eine Art Männerkauf umschlägt, liegt nahe genug und hat, wie eine Klage des Euripides bezeugt, schon im Altertum ihre vergiftende Wirkung geübt und die freie Gattenwahl beschränkt.

Die Hebung des Weibes in sozialer und sittlicher Hinsicht fällt zum großen Teile mit jenem verfeinernden Zuge der Kulturentwickelung zusammen, der alle niedrigen, „tierischen" Triebe teils zurückdrängt, teils veredelt. Das Ideal der monogamischen Ehe, das treue Zusammenhalten zweier Gatten bis zum Tode, ist gar nicht denkbar ohne eine Milderung der

ergreifen. Und doch liegt in dem Rufe nach Gleichheit, wie ihn die große französische Revolution erhob, auch ein besserer Sinn: wohl sind schon von der Natur die Menschen in Gruppen geschieden, wohl strebt jeder Tüchtige, der seine Gaben nutzt, im Grunde dahin, neue Unterschiede zu schaffen, aber nur dann ist dieses Treiben gesund, wenn die künstlichen Grenzen nicht zu unübersteiglichen Mauern werden, an denen jedes Streben machtlos zerschellt; nur solange die Schranken dazu reizen, sie durch Thatkraft und geistige Arbeit zu überschreiten, sind sie ein unschätzbares Hilfsmittel des Kulturfortschritts. In der That sehen wir auch sämtliche



Schauspielerinnen des Sultans von Solo, Java. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 134.

aufstrebenden Völker im Laufe der Geschichte unaufhörlich damit beschäftigt, die lästig gewordenen Grenzen zwischen den verschiedenen sozialen Schichten zu zerstören, um dafür neue an anderer Stelle zu schaffen.

Es ist mehr bequem als unbedingt richtig, von künstlichen Scheidungen im Gegensatze zu natürlichen zu sprechen, denn es sind immer natürliche Vorzüge, auf die sich die künstlichen oder, um vorsichtiger zu reden, die sekundären gesellschaftlichen Unterschiede zurückführen lassen; aber freilich geben diese natürlichen Vorzüge oder Mängel nur den ersten Anstoß zur Trennung, die alsdann oft durch viele Generationen erhalten bleibt, unabhängig von der Vererbung der ursprünglichen Eigenschaften. Waren die natürlichen Unterschiede, die sich bei der Entstehung der Gesellschaft wirksam zeigten, die des Geschlechtes, des Alters und der Verwandtschaft, so treten nunmehr die der Kraft und der Begabung mächtig hervor und erzeugen neue soziale Verbände oder zersetzen die alte Ordnung. In sehr verschiedener Weise tritt das zu Tage: bald erlangt ein ganzes Volk kriegerische Vorzüge, so daß es sich wie eine höhere Schicht über die Massen unterworfener Stämme verbreiten kann, bald sind es einzelne innerhalb eines Volkes, die sich emporringen, sei es ebenfalls durch kriegerische Tugend, sei es durch religiöse Begabung

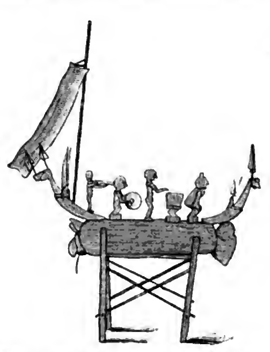
oder durch Erwerbssinn; bald endlich bringt es die Arbeitsteilung mit sich, daß sich, wie in einer trüben Flut, die zur Ruhe kommt, eine tiefere Schicht von einer höheren sondert.

Die Stellung eines Führers oder Häuptlings ist anscheinend ein ganz selbstverständliches Erfordernis für jede menschliche Gemeinschaft, die den Kampf ums Dasein erfolgreich bestehen will; aber nirgends so klar wie in diesem Falle tritt es hervor, wie gerade in einfachen Zuständen sich die äußersten Extreme entwickeln, wie alle Möglichkeiten einmal einseitig durchgeführt und anderseits manche aussichtsvolle Keime völlig verkümmert sind. Man sollte schon aus den Zuständen der Tiergesellschaften schließen, daß immer ein Führer der Horde vorhanden sein müßte; aber freilich darf man nicht vergessen, daß es sich hier meist gleichzeitig um eine Folge der Geschlechtsunterschiede handelt, indem das männliche Tier sein weibliches Gefolge leitet, während wieder Ausdrücke wie „Bienenkönigin" sehr unglücklich gewählt sind. Die Führung der Frauen und Kinder fällt natürlich auch in der kleinsten menschlichen Gesellschaft den Männern zu; hier aber handelt es sich um die Herrschaft über die gesamte Horde, und diese besteht bei zahlreichen Naturvölkern gar nicht oder nur in Zeiten der Gefahr als fest zusammengehörige Gruppe. Manche brasilianische Waldstämme verhalten sich in dieser Weise, auch viele Australier. „Eines Häuptlings", sagt Lumholtz, „bedürfen die Stämme bei Herbert River insofern weniger, als sie nicht offen Krieg gegeneinander führen, sondern nur durch hinterlistigen Überfall morden." Die Entscheidung liegt hier in wichtigen Fällen in den Händen der alten Männer. Die Stämme der Akposso im Hinterlande von Togo bieten ein Beispiel aus einem ganz anderen, von der Kultur schon stärker berührten Gebiete. „Es existiert", schreibt Plehn, „innerhalb der einzelnen Stämme und auch in den einzelnen Dörfern kein Oberhaupt; bis auf einen Stamm herrscht überall völlige Anarchie. Es gibt einzelne reiche Leute und einzelne Fetischpriester, die einigen Einfluß haben, im übrigen thut jeder, was ihm beliebt." Die Fälle, daß Häuptlinge wohl vorhanden sind, aber kaum mehr als dekorativ wirken, sind bei allen Naturvölkern häufig, wobei sich in der Regel die augenblickliche friedliche und gesicherte Lage des Stammes geltend macht. Anderseits kann sich in primitiven Verhältnissen das Häuptlingstum zum völligen Despotismus entwickeln, der selbst im Tode nicht erlischt. Das Grab eines mächtigen Häuptlings (s. die Abbildung, S. 137) bleibt noch lange ein Gegenstand der Ehrfurcht und des Schreckens.

Ist so die Stellung des Häuptlings schon von den wechselnden Zeitumständen abhängig, so kann es kaum wundernehmen, daß auch die gesellschaftlichen Umbildungen der Menschheit nicht ohne Einfluß auf die Häuptlingsmacht bleiben werden, ja daß deren Entstehung ohne Rücksicht auf die sozialen Umsetzungen gar nicht verstanden werden kann.

Bei den unsteten, gruppenweise umherschweifenden Völkern fehlen Häuptlinge entweder ganz, oder sie sind nur von vorübergehender Bedeutung und ohne erbliche Macht. Von den Buschmännern sagt in diesem Sinne Fritsch: „Die ganze Lebensweise verbietet eine straffere staatliche Organisation; wenn sich auch zuweilen eine Anzahl Familien zu einer größeren Horde vereinigt haben und in der Kalahari auch heutigestags noch zu kleinen Dörfern vereinigen, so ist dies doch nur ein mehr zufälliges Zusammenleben, welches nicht nach besonderen Gesetzen geregelt wird. Vielleicht wird einer der Bewohner wegen größeren Ansehens als Kapitän betrachtet, aber dies ist nur nominell, eine wirkliche Führerschaft macht sich nicht bemerklich." Ein wenig weiter fortgeschritten sind manche australische Stämme oder richtiger Horden; sie wählen einen Häuptling (Rupulle), dessen Aufgabe es ist, die Horde nach außen zu vertreten, wohl auch die Jagdbeute zu verteilen, dessen Stellung aber nicht erblich ist und vom „Rate der Alten" sehr beschränkt wird.

Anders liegen die Verhältnisse, wo Sippentum und Männergesellschaft nebeneinander bestehen, wie besonders in Melanesien: mag auch von ursprünglichen Zuständen hier nicht mehr die Rede sein, das eine läßt sich doch erkennen, daß die Sippen anfänglich nicht unter denselben Führern gestanden haben wie die verbündeten Männer, und daß wahrscheinlich unter den beiden Arten von Häuptlingen ein Wettbewerb mit verschiedenem Ausgange stattgefunden hat. Nebeneinander finden wir beide Arten noch auf der Gazellehalbinsel Neupommerns, obwohl sich der Sieg hier unverkennbar auf die Seite der Sippenhäupter neigt, die sich a gala na tutana (die großen Herren) nennen. „Der a gala", sagt Hahl, „ist das Haupt der Familie (Sippe); seine Würde vererbt sich von dem Oheim auf den im Weiberstamme nächsten Neffen. Ihm haben die Familienmitglieder zu gehorchen, er kann ihre Arbeitsleistung zur Bestellung der Felder, zum Hausbau und zum Fischfang fordern, ist aber dann zur Gewährung des Unterhaltes verpflichtet. Im besonderen müssen sich die jungen Leute die für sie gekauften Weiber wieder abverdienen. Wie er die Frauen kauft, so verkauft er die Mädchen in die Ehe. Er verwahrt das in Tabu (Muschelgeld) bestehende Vermögen der Familie und ist der Repräsentant des Grundvermögens. Ihm steht das Recht der Züchtigung und sogar der Tötung zu. Wegen Unwürdigkeit ist er absetzbar; der Nächstberechtigte folgt an seiner Stelle." Neben dem a gala nun erscheint der Luluai, der Kriegshäuptling, der offenbar nichts anderes ist als der Führer des Männerbundes; er erringt seine Würde durch Tapferkeit im Kriege, darf von seinem Gefolge Gehorsam fordern und wird wohl auch bei Streitfällen einmal als Richter angerufen, aber im ganzen steht er doch hinter den „großen Herren" zurück, ja es ist Sitte geworden, daß der letztere die Würde des ersten Luluai mit der seinigen vereinigt und somit auch den Oberbefehl im Kriege an sich reißt. Hier also dürfte der Kriegshäuptling mit der Zeit ganz neben dem Sippenführer verschwinden oder in ihm aufgehen. Wo dagegen das Klubwesen blüht, wie im östlichen Melanesien, triumphieren öfter die Leiter der Männergesellschaften, und die Würde des Sippenhäuptlings wird zur hohlen Form. Auf Santa Anna und Ugi gelingt es nach Guppys Angabe oft einzelnen tapferen Kriegern, die eigentliche Führung der Insassen eines Dorfes an sich zu reißen.



Modell eines Häuptlingsgrabes von Timorlaut, Molukken. Nach Jacobsen. Vgl. Text, S. 136.

Es ist sehr schwer, diese Umbildungen innerhalb der primitiven Gesellschaften jetzt noch im einzelnen nachzuweisen, aber daß der Wettbewerb zwischen Sippen- und Kriegshäuptling vielfach stattgefunden haben muß, und daß dabei auf den Sieg der Sippenhäupter dauernde Zersplitterung, auf den der Männerführer dagegen die Bildung größerer staatlicher Verbände folgen mußte, ist wohl anzunehmen. Eine merkwürdige Spur dieser Vorgänge ist es vielleicht, wenn sich das Männerhaus zur Häuptlingswohnung umgebildet hat, wie so vielfach im Malayischen Archipel und in Neuseeland (s. die Abbildung, S. 139). Auch bei den Indianern Nordamerikas standen sich Friedenshäuptlinge (Sachems) als Vorsteher der Sippen und Kriegshäuptlinge gegenüber, die letzteren als Vertreter des staatlichen Zusammenschlusses,

wie denn z. B. der Bund der Irokesen keinen obersten Friedenshäuptling, wohl aber, wie einst die Römer nach Abschaffung der Königsmacht, zwei Oberführer für den Krieg besaß, in deren Personen sich der Bundesbegriff verkörperte. Innerhalb der einzelnen Stämme hatte dagegen die Ratsversammlung der Sachems das entscheidende Wort.

Solange die Sippenhäupter im Vordergrunde stehen, behält das staatliche Leben einen demokratischen Anstrich und einen kleinlichen Zug; erst der Sieg der durchgängigen männlichen Vorherrschaft, mag er nun auf einer Fortbildung der Altersklassen der Männer beruhen oder auf der Entstehung des Patriarchats, gibt den geborenen Herrschernaturen Raum zur Entfaltung ihrer Thatkraft, die mehr oder weniger bewußt immer nach einer Vermehrung der Macht über die Grenzen des Stammes hinaus und damit zur Schaffung größerer staatlicher Verbände drängt. Aber dieser Fortschritt ist selten rein durchgeführt, und neben dem Neuen halten sich Reste des Alten mit großer Zähigkeit, nur daß Rangstufen den Unterschied des Einflusses andeuten. „Jeder Stamm der Land-Dayak", sagt Grant, „hat einen Orang Kaya (reichen Mann), der Häuptling ist; unter ihm ist ein Pangara (Oberer), der eine weiße Jacke trägt, und ein Pañglima (Kriegshäuptling), der eine rote Jacke trägt. Jedes Langhaus hat einen Tuak (Ältesten), der im mittleren Teile des Gebäudes wohnt, Streitigkeiten schlichtet und für die Gäste zu sorgen hat." Es ist hier nicht ganz klar, welchen Ursprungs die verschiedenen Rangstufen sind, aber man darf annehmen, daß hier Sippen- und Männerhäuptlinge einem allgemeinen, auf der vaterrechtlichen Organisation fußenden Oberhaupte untergeordnet sind.

Die Angaben Grants sind noch in anderer Beziehung bemerkenswert. Die Haupteigenschaft, die an dem Stammeshäuptling hervorgehoben wird, scheint sein Reichtum zu sein, also ein neues soziales Trennungsmittel, das zur Erhöhung der Herrschermacht zu dienen hat, aber unter Umständen auch ganz allein genügt, einem Ehrgeizigen den entscheidenden Einfluß in seiner Gemeinschaft zu geben. In der That bedarf die Häuptlingsgewalt der Verstärkungen am meisten gerade unter sorglosen Naturkindern, denen das Gefühl allgemeiner Gleichheit nur schwer zu rauben ist, und auf die nur eine Würde Eindruck macht, die jederzeit verheißend oder drohend vor ihren Augen emporragt. Verschieden genug freilich sind die Methoden, den Einfluß der Führer zu erhöhen. Am beliebtesten ist die grausame Wildheit, die jeden Augenblick loszubrechen droht und die Herzen der Unterworfenen mit banger Scheu erfüllt, bis sie dann oft genug in Cäsarenwahnsinn ausartet. Muster dieser Art von Herrschern sind zwei Häuptlinge von Fidschi, deren einer Fleischstücke aus dem Körper eines Unglücklichen schnitt, um sie vor dessen Augen zu braten und zu verzehren, während ein anderer von seinem eigenen Weibe Brennholz sammeln und einen Ofen bauen ließ, worauf er sie tötete und im Ofen als Mahlzeit zubereitete; beide Heldenthaten wurden, wie Pritchard bezeugt, eingestandenermaßen nur deshalb begangen, um sich berühmt und gefürchtet zu machen. Afrikanische Häuptlinge sind diesen Vorbildern wenn nicht an raffinierter Grausamkeit, so doch an rasendem Blutdurst oft genug nahe gekommen, und es ist ein trauriges Zeichen für die Menschheit, daß die Erinnerung an Scheusale dieser Art tiefer haftet als die an die besten Herrscher. Weiß doch auch der Italiener der Gegenwart viel mehr von Nero und Caligula als von Vespasian oder Mark Aurel zu erzählen! Güte mit Schwäche und Grausamkeit mit Stärke zu verwechseln, ist ein alter Fehler der Menschen.

Wo die Furcht keinen Gehorsam erzwingt, da bleibt zunächst nur die Überredung, die Anwendung überlegener Klugheit und Gewandtheit, die freilich nur dem glückt, der geistig über der Masse steht. „Die Gewalt des Häuptlings", sagt Brooke von den nördlichen Dayak, „beruht

auf Überredung und hängt von seiner persönlichen Geschicklichkeit ab, aber er kann auf keine Weise den Gehorsam seines Volkes erzwingen."

Die geistige Begabung ist leider nicht erblich, ein Ersatz für sie daher sehr willkommen, und dieser bietet sich im Anhäufen von Reichtümern, die dann ein kluger Vater dem minderbegabten Sohne als wirksame Stütze seines Ansehens hinterläßt. Der bloße Titel ohne Geld macht in der Regel wenig Eindruck, wie das Niblack von den Indianern Nordwestamerikas berichtet: „Die Häuptlingswürde", sagt er, „ist bis zu einem gewissen Grade erblich, aber da sie auf dem Reichtum beruht, vermag jeder freie Mann, der Besitz aufgehäuft hat, sich durch Errichtung eines Hauses und Geschenkfeste zu Ehren seiner Vorfahren endlich zum Vorsteher einer



Das Haus des Häuptlings Taipari, Neuseeland. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 137.

Hausgemeinschaft zu machen und sich zum Unterhäuptling und hervorragenden Mann des Dorfes aufzuschwingen. Gute Geburt, Reichtum und einflußreiche Familienverbindungen sind die ersten Vorbedingungen für einen, der nach dem höchsten Range strebt ... Um die Achtung der übrigen zu bewahren, müssen die Feste und die Austeilungen von Geschenken von Zeit zu Zeit wiederholt werden." Die letzte Bemerkung zeigt schon, daß es für den Häuptling durchaus nicht genügt, seine Schätze sorgsam zu hüten, sondern daß er sie dazu verwenden muß, sich Freunde und Anhänger zu schaffen, auf die er sich in bedenklichen Augenblicken stützen kann; selbst der Häuptling der brasilischen Waldstämme darf nach dem Zeugnis Karls von den Steinen „nicht sehr sparsam sein, wenn ihm um die Wertschätzung seiner Mitbürger, geschweige seiner Stammesnachbarn zu thun ist", und bei den Jabim auf Neuguinea ist Geizhals, wie Vetter berichtet, das ärgste Schimpfwort, das einem Häuptling gesagt werden kann. Ähnliche Zustände herrschten nach Ellis auf Tahiti, wo alle Einkünfte der Fürsten immer sofort unter deren Anhänger verteilt wurden. Hier waren wenigstens bestimmte Einkünfte und die Anfänge

eines geregelten Steuersystems vorhanden; zahlreiche primitive Würdenträger dagegen erheben von ihren Unterthanen überhaupt keine oder nur ganz unbedeutende Abgaben und sind darauf angewiesen, ihre Kasse auf andere Weise zu füllen, falls sie nicht überhaupt erst wegen ihres Reichtums zu Herrschaft gelangt sind. Es sind Nachklänge des allgemeinen Kommunismus, die diese Zustände erklärlich machen, aber auch bei den Kulturvölkern ist eine gesunde Anschauung über Zweck und Bedeutung des Steuerwesens nicht sehr alt; fand man doch, wie uns Taine erzählt, noch kurz vor der französischen Revolution die Behauptung eines Verwegenen, daß die Steuern zur Bestreitung nützlicher Staatsausgaben da seien und nicht den Fürsten bedingungslos zur Verfügung ständen, geradezu unerhört und frevelhaft. In der That treten vielfach die Steuern zunächst in der Form von Geschenken auf, denen man nicht weiter nachrechnet, und die dann vom Fürsten ebenfalls in der Form von freiwilligen Gaben ganz oder teilweise zurückerstattet werden.

Im allgemeinen haben die Sippenhäuptlinge kaum ein Besteuerungsrecht, können aber ziemlich willkürlich über das gemeinsame Vermögen der Sippe verfügen; die Kriegshäuptlinge erhalten in der Regel einen größeren Anteil an der Kriegs- und Jagdbeute sowie freiwillige Geschenke, und wo beide Arten der Herrschaft verschmelzen, finden sich auch beide Formen der Finanzwirtschaft vereinigt. Erst wenn sich die Stammeshäuptlingschaft über die Führer der Sippen und der Männerverbände erhebt, und noch entschiedener, wenn ganze Stämme einem Herrschervolke unterworfen werden, bildet sich eine geregelte Besteuerung heraus, die freilich oft noch in sehr seltsamen Gestalten auftritt. So gehören zu zahlreichen Negerstaaten, wie zu Lunda im Süden, oder auch zu den Reichen im mittleren Sudan halbunterworfene Gebiete, die alljährlich regelrecht ausgeplündert, und deren Bewohner, so viele sich eben einfangen lassen, als Sklaven davongeführt werden. Zuweilen werden auch, wie in Aschanti, bei ostafrikanischen Stämmen und auf Tahiti kurzweg Plünderungszüge im eigenen Lande unternommen, oder man konfisziert das Eigentum willkürlich Angeklagter. Gerichtliche Strafen oder Zahlungen der Rechtsuchenden sind nicht nur oft die ergiebigste, sondern vielleicht überhaupt die erste regelmäßige Steuerquelle der Häuptlinge, die wir ja allenthalben außer mit der Vertretung der Sippe oder des Stammes nach außen auch mit der Schlichtung der innerhalb der Gesellschaft ausbrechenden Streitigkeiten beschäftigt finden, und denen der Gedanke wahrlich nahe lag, die Strafgelder in den eigenen Beutel fließen zu lassen, statt sie dem gemeinsamen Vermögen der Sippe oder des Stammes zuzuteilen. Natürlich können auf diese Weise auch andere Einnahmen dem Häuptling zufließen, bis hier und da die einseitige Entwickelung dahin führt, daß schlechthin alles ursprünglich gemeinsame Eigentum als Besitz des Herrschers gilt. Eine andere, freilich längst nicht überall benutzte Einnahmequelle ist die Besteuerung des Handels, die endlich, wie so vielfach in Afrika, zu förmlichen Handelsmonopolen des Häuptlings führt, nachdem sie meist ziemlich rasch das ursprüngliche Stadium freiwilliger Geschenke der Händler überwunden hat. So können sich mit der Zeit gewaltige Schätze in der Hand des Häuptlings ansammeln.

Aber auch der Herrscher, der sich weder durch wilde Grausamkeit und Thatkraft gefürchtet zu machen versteht noch über große Einnahmen verfügt, hat unter Umständen noch ein Mittel in der Hand, seine Autorität zu heben, ein Mittel, das oft stärker wirkt als die beiden anderen, mit ihnen vereinigt aber vollends von unwiderstehlicher Macht ist. Der Weg dazu ist gegeben. Wir sahen, wie aus der Männergesellschaft sich das Amt des Kriegshäuptlings herausbildete, der zuweilen die Sippenhäuptlinge in den Schatten stellte und die Stammesherrschaft an sich riß. Nun gehört aber zu den berechtigten Eigentümlichkeiten des Männerhauses der Verkehr

mit den Toten, der sich in den Bestattungszeremonien und -Tänzen äußert und oft zur Bildung jener geheimnisvollen Gesellschaften führt, die einen ungeheuern Einfluß auf ihre Volksgenossen zu gewinnen wissen und meist auch die Rechtspflege in die Hand nehmen. Wie sich nun im Kriegshäuptling zuletzt die ganze Macht der Männergesellschaft vereinigt, so geht auf ihn auch jene unheimliche Gabe über, die Geister zu beschwören, er ist zugleich Herrscher und Priester und verdoppelt auf diese Weise seinen Einfluß, indem er Körper und Geist seiner Unterthanen zugleich bedroht. Natürlich kann auch der Sippenführer auf ähnlichem Wege zu einer gewissen Heiligkeit gelangen. Auf den Neuen Hebriden ist es fast nur diese Zaubermacht (mana), die der Häuptlingschaft Ansehen gibt und die Vererbung der Würde ermöglicht. „Der Sohn", sagt Codrington, „erbt nicht eigentlich die Häuptlingswürde, aber er erbt, wenn sein Vater es durchsetzen kann, das, was ihm die Würde gibt, nämlich seines Vaters mana, seine Zaubermittel, magischen Gesänge, Steine und Geräte und seine Kenntnisse über die Art, wie man mit Geistern verkehren kann ... Wenn ein Mann keinen geeigneten Sohn hat, kann er seinen Neffen nehmen; manchmal, wenn der Sohn vielleicht zu jung ist, folgt dem Häuptling sein Bruder; zuweilen, wenn kein Nachfolger da ist, wirft sich ein Mann selbst zum Häuptling auf, oder das Volk wählt sich irgend einen zum Führer." Diese Bemerkungen sind auch deshalb sehr wichtig, weil sie zeigen, wie die Erblichkeit der Häuptlingswürde in wahrscheinlich sehr vielen Fällen entstanden sein mag: Die Zauberkraft ist in den Augen der Naturvölker keine rein geistige Eigenschaft, sondern haftet an gewissen Gegenständen, wie den Ahnenfiguren (s. die Abbildung, S. 142), oder Formeln, die ebensogut vererbt und überliefert werden können wie aufgesammelte Reichtümer. Aber auch eine wirkliche Übertragung der Seele, auf die ja schon die Bestattungssitten hinweisen, wird angenommen und ist dann eine weitere Stütze der erblichen Zaubermacht. Auf Nias glaubt man, daß beim Tode ein Teil der Seele als Hauch sich aus dem Munde entfernt und in der Luft verfliegt. „Wenn dagegen", berichtet Modigliani, „der Sterbende ein Dorfhäuptling ist, der Reichtümer und Nachkommen besitzt, dann geht noch ein anderer Geist von ihm aus, der auf seine Erben übertragen werden kann. Dieser erbliche Geist heißt ehèha, befindet sich im Munde des Sterbenden und muß vom Sohne mit dem eigenen Munde aufgefangen werden. Den Sohn eines Häuptlings, der nicht selbst den väterlichen ehèha in sich aufgenommen hätte, würde man nie zu seinem Nachfolger ernennen, wohl aber den, der ihn aufgefangen hat, und wäre es selbst ein Fremder, weil man glaubt, daß jede Tugend und Fähigkeit nur auf diese Art vom Vater auf den Sohn übergeht."


Sultanhütte in Ussukuma, Ostafrika. Nach Kollmann. Vgl. Text, S. 140.

Wenn so die Häuptlingsmacht aus sehr verschiedenen Quellen entspringt, wenn sie ferner durch mannigfache Umstände, die bald einzeln und bald vereinigt wirken, gestützt und übertragen wird, so erklärt sich wohl die außerordentliche Mannigfaltigkeit, in der sich die Herrscherinstinkte Geltung zu verschaffen vermögen, das Schwanken zwischen den äußersten Extremen von Zügellosigkeit und Gewaltherrschaft und der Wettbewerb zwischen den verschiedenen Vertretern der Häuptlingswürde, denen dann auch noch das selbständig sich entwickelnde Priestertum gegenüber oder zur Seite tritt. Bei dem einen Volke beruht der Einfluß des Häuptlings rein auf persönlicher Tüchtigkeit, und von der Vererbung der Würde ist keine Rede,

bei einem anderen sehen wir die Krieger sich vor einem Weibe oder einem unmündigen Knaben beugen, deren ererbte Reichtümer und Zauberkünste die fehlenden Kräfte vollkommen ersetzen. An die Stelle der erblichen Zaubermittel treten in kultivierteren Verhältnissen allerlei Schmuckstücke und Waffen, die dann auch einen gewissen heiligen Nimbus haben, so die Zepter, die sich schon in Afrika finden (s. die Abbildung, S. 143), die Kronen, Mäntel und Agraffen und sonstige Abzeichen (s. die beigeheftete farbige Tafel „Mexikanische Würdeabzeichen").

In diesem Zusammenhange mag auch nochmals davor gewarnt werden, in dem Dasein weiblicher Häuptlinge immer und überall Reste matriarchalischer Zustände zu sehen, da es ja zunächst gar nicht die nahe Verwandtschaft ist, die bei der Erblichkeit der Würde in Frage kommt, sondern der Besitz gewisser Schätze und Kenntnisse, der auf jeden Beliebigen übertragen werden kann, wenn er auch natürlich mit Vorliebe der nächsten Verwandtschaft überlassen wird. Daß die mutterrechtliche Gesellschaftsform die weibliche Nachfolge mehr begünstigt als die vaterrechtliche, soll deshalb nicht geleugnet werden.



Ahnenbild als Schiffsverzierung, Salomoninseln. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 141.

Wie die Macht des Häuptlings, so schwankt auch die Teilnahme der Unterthanen an der Regierung zwischen den äußersten Grenzen. Wo die Herrscherwürde aus der Gesellschaft der Männer, und vor allem der Krieger, entspringt, da hat ursprünglich die Versammlung der Krieger in allen Fragen das entscheidende Wort, und das Männerhaus ist zugleich das Rathaus der Volksgemeinde, zu dem Weiber und Kinder keinen Zutritt haben; es hindert dann nichts, daß sich auch die Altersklassen der Frauen in ähnlicher Weise organisieren, während zugleich wieder die Sippen unter der Leitung ihrer Ältesten stehen, wie denn überhaupt unter primitiven Verhältnissen immer nur die einzelnen Gruppen einer Horde oder eines Stammes Neigung zu engerem Zusammenschluß und zur Unterordnung unter einen Führer zeigen, das Ganze aber nur lose zusammenhält. Gelingt es einem der Sippenhäuptlinge, sich an die Spitze des Stammes zu stellen, dann wird in der Regel eine aristokratische Regierungsform angebahnt: es ist dann nicht mehr die Versammlung aller Waffenfähigen, die den Ausschlag gibt, sondern der Rat der Sippenhäupter, der vielleicht nur in besonders wichtigen Fällen einmal an die Masse appelliert. Am folgerichtigsten durchgeführt war dieses System bei den Irokesen, deren verschiedene Stämme und Sippen zusammen fünfzig Sippenhäuptlinge oder Sachems wählten, die den obersten Rat des Irokesenbundes bildeten. Bei vielen afrikanischen Stämmen ist die Entwickelung noch weiter fortgeschritten; der Häuptling ist hier von einer Anzahl von Würdenträgern umgeben, deren Amt wohl ursprünglich aus dem der Sippenhäupter hervorgegangen ist, die aber jetzt einen oft wunderlich zusammengesetzten Hofstaat bilden, der bald einem thatkräftigen Häuptlinge gegenüber ganz in den Schatten tritt, bald den entscheidenden Einfluß an sich reißt und den Herrscher zur machtlosen Puppe erniedrigt.

Merkwürdigerweise ist es gerade ein Machtmittel des Häuptlings, das sich unter Umständen gegen ihn wendet, sein religiöses Ansehen nämlich, wie das an allerlei Übergangsformen vortrefflich studiert werden kann. Schon in Polynesien ist der Häuptling oft so heilig, daß er keinen Fuß auf den Boden setzen darf, um ihn nicht für andere unbetretbar zu machen,

Mexikanische Würdeabzeichen.

a. Junger Mann, der einen Feind gefangen nimmt und dafür mit einem Mantel (rechts oben) belohnt wird.

b. Mann mit einem Wappenschild und einem Mantel (rechts oben), ausgezeichnet für die Gefangennahme zweier Feinde.

c. Schmuck eines Mannes, der fünf Kriegsgefangene gemacht hat. Er führt den Titel Quachic.

d. Mann mit dem Abzeichen eines besonders tüchtigen Kriegers. Er führt den Titel Tlacatecatl.

Die Schwerter der beiden Figuren bei a, der stehenden Figur bei b und der knieenden bei c sind insofern bemerkenswert, als sie aus einem Holzschaft mit eingesetzten Obsidiansplittern bestehen.



Mexikanische Würdeabzeichen.

Nach G. Mallery. (Die Bilder stammen ursprünglich aus dem Codex Mendoza nach Lord Kingsborough's Antiquities of Mexico.)



sondern auf den Schultern seiner Diener getragen werden muß, und daß er nicht selbst Ansprachen an das Volk hält, sondern das von einem Hofbeamten thun läßt. Auch bei den Tlinkit in Alaska spricht der Häuptling, wie Boas berichtet, nicht selbst zu gewöhnlichen Menschen, sondern läßt seine Gedanken durch einen Sklaven mitteilen. In Afrika sitzt der Herrscher bei Empfängen oft hinter einem Vorhang und begrüßt Fremde gar nicht oder sehr ungern, und wie sein Anblick anderen gefährlich wird, muß er selbst wieder seine geheiligte Person vor allem Möglichen schützen, das sie bedrohen oder profanieren könnte. Es bedarf nur noch eines Schrittes, und der Fürst lebt, wie früher der Mikado in Japan, als machtloser Schattenkönig versteckt in seinem Palaste, behütet und bewacht von den treuen Hofbeamten, die alle wirkliche Macht in Händen haben. In Afrika sind derartige fragwürdige Herrschergestalten nichts Seltenes, ja es kommt sogar die weitere Parallele zu japanischen Verhältnissen vor, daß ein weltlicher Herrscher das machtlose geistliche Oberhaupt nach außen hin vertritt. „Der König der Eweer“, schreibt Zündel, „ist zugleich auch oberster Priester. In dieser Eigenschaft war er besonders in früheren Zeiten seinem Volke unnahbar. Nur bei Nacht durfte er seine Wohnung verlassen, um sich zu baden u. s. w. Nur sein Stellvertreter, der sogenannte ‚sichtbare König‘, mit noch drei auserwählten Ältesten durften mit ihm verkehren, aber auf einer Ochsenhaut sitzend und ihm den Rücken zuwendend. Er durfte keinen Europäer und kein Pferd sehen, auch die See nicht zu Gesicht bekommen, weswegen er seine Residenz auch nicht für einen Augenblick verlassen durfte“. Man braucht nicht gerade nach Afrika zu gehen, um ähnliche Zustände kennen zu lernen — das Mittel, die Thatkraft eines Fürsten in Zeremonien und Pomp zu zersplittern und ihn als unnahbar heiliges Wesen an allem lebendigen Verkehr mit seinem Volke zu hindern, liegt zu nahe, als daß es nicht auch von europäischen Ministern mit glänzendem Erfolg angewendet worden wäre.


Prachtkeule als Häuptlingszepter, Angola, Westafrika. Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Vgl. Text, S. 142.

Die Einrichtung der afrikanischen Hofämter ist teilweise als ein Übergang zu neuen Organisationsformen, der aber in der Entwickelung stecken geblieben ist, sehr merkwürdig. Hier und da scheinen es wirklich noch die Sippen- und Familienältesten zu sein, die den Häuptling umgeben, so, nach den Angaben Reades, in Aschanti und bei den meisten Kaffernstämmen; dazu treten dann noch häufig die erwachsenen Mitglieder der königlichen Familie. Aber an die Stelle dieser ursprünglichen Volksvertreter hat sich meist ein neuer Hofadel gedrängt, der seine Würde vollständig der Willkür des Fürsten verdankt und sich gar nicht so selten großenteils aus Sklaven rekrutiert, also in gar keiner engeren Beziehung mehr zur Masse des freien Volkes und zu deren natürlichen Führern steht. Damit ist das Sippenregiment gebrochen, und, wie immer in solchem Falle, die Bahn zu regelmäßiger Arbeitsteilung eröffnet: Bildete der frühere Häuptlingsrat im ganzen eine wenig differenzierbare Masse, so entstehen nun wirkliche Hofämter, förmliche Ministerien, in denen zuweilen auch die alten Kriegshäuptlinge als Oberbefehlshaber oder Kriegsminister wieder auftauchen. So befanden sich am Hofe des Muata Kasembe ein Oberfeldherr und ein Oberaufseher der Straßen, am Hofe des Monbuttufürsten Munsa ein Waffenmeister, ein Zeremonienmeister, ein Speiseaufseher, ein Frauenwächter und ein Oberdolmetsch; in Aschanti gehörten dem Häuptlingsrat auch ein Oberster der Scharfrichter und der Hängemattenträger an, in Uganda der Hofkoch und der Hofbräumeister. Der Scharfrichter als Vertreter der Justiz und schreckendes Symbol der

Häuptlingsmacht erscheint sehr häufig unter den Hofbeamten afrikanischer Herrscher. Im Lande der Wasiba am Victoria Njansa kommen nach den Angaben Hermanns unter den Hofwürdenträgern ein Aufseher über die Boote, also eine Art Admiral, ein oberster Viehhirt, ein Hofarchitekt und ein Hofkapellmeister vor. Ganze Kategorien von Beamten dienen der Finanzverwaltung: Vereinzelt finden sich eigentliche Schatzmeister und Finanzminister, häufiger noch Aufseher über Handel und Zollwesen, so der Mafuk in Loango, der die Abgaben von den europäischen Handelsniederlassungen erhebt, und dessen einträgliches Amt vom König an den Meistbietenden vergeben wird; endlich erscheinen auch Aufseher über Jagd, Fischfang und Gewerbe, die dafür zu sorgen haben, daß ein Teil des Ertrages in die königliche Kasse fließt.

Hier aber eröffnet sich bereits ein Ausblick in eine neue Entwickelung, die wir in den Staaten des Sudan schon deutlicher ausgesprochen finden: Die Aufseher der einzelnen Berufsarten, die zunächst nur im Interesse des Fürsten die Abgaben einzutreiben haben, werden nach und nach ganz von selbst die wirklichen Vertreter der ihnen zugewiesenen Gruppen des Volkes, sie bringen deren Wünsche am Hofe vor und vermitteln überhaupt den Verkehr zwischen dem Fürsten und ihren Schutzbefohlenen. So gab es am Hofe zu Jacoba, als Rohlfs diesen Ort besuchte, einen „Fürsten der Eisenarbeiter“ und je einen „Sultan“ der Schlächter und der Schneider; in Dar Fur sah Nachtigal unter den Würdenträgern die Aufseher der Paukenwächter, der Schmiede, der Lederarbeiter und der Verfertiger von Wattepanzern. In Katsena kommt auch ein Minister der Färberei, also einer der mächtigsten Industrien des Landes, unter den Hofbeamten vor. Begünstigt wird diese Entwickelung durch den Brauch, den Angehörigen fremder Völker, die sich als Händler oder Handwerker im Land ansiedeln, einen Angehörigen des Kronrats als Vorsteher zu geben, der sie am Hofe vertritt und von ihnen dafür Geschenke empfängt; selbst die stammlosen Leute haben in Dar Fur ihren Anwalt am Königshofe.

Alles das sind schon Anfänge einer ständischen Vertretung, und wo die Statthalter der einzelnen Provinzen ebenfalls der königlichen Ratsversammlung angehören, da ist schon eine Art Landtag geschaffen, freilich mehr ein Senat als ein Abgeordnetenhaus. Noch ausgeprägter tritt das hervor, wenn ein Herrschervolk in einem eroberten Lande ein förmliches Feudalsystem entwickelt, das in seiner Weise immer auf Verminderung des königlichen Einflusses hinausläuft; die englischen Barone, die mit der Magna Charta sehr wider ihren Willen die Grundlage des konstitutionellen Staates der Neuzeit legten, fanden und finden in Afrika wie in Ostasien gleichgestimmte Seelen, und überall muß der Feudalismus erst gebrochen sein, ehe entweder die unumschränkte Herrschaft des Fürsten oder eine wirkliche Volksvertretung entstehen kann.

Das eine jedenfalls geht aus allem bisher Gesagten wieder hervor: die politische Freiheit hat mit der Kultur unmittelbar recht wenig zu thun, ja das Ideal anarchistischer Schwärmer findet sich auf den primitivsten Stufen der Gesellschaft am reinsten verkörpert; aber vielleicht gehört gerade der vorübergehende Verlust dieser Freiheit zur Erziehung des Menschengeschlechts, und erst nach gründlicher Läuterung vermag es sie mit gutem Rechte zurückzufordern, wie das einst das griechische Volk in den sonnigen Zeiten seiner Jugendkraft und seiner Blüte thun konnte.

Wir sehen, wie die gebrechliche Häuptlingsmacht in vielen Fällen außerordentliche Kraft gewinnt durch die Verbindung mit unheimlichen Gewalten; schon der Sippenführer, der zugleich den Kult seiner Genossen leitet, kann dadurch zu erhöhtem Ansehen gelangen; vor allem aber ist es das Männerhaus mit seinem Masken- und Geisterspuk (s. die Abbildungen, S. 145 u. 146), das der von ihm ausgehenden Herrschermacht die vortrefflichsten Waffen liefert. Aber die enge Verbindung des Priestertums mit der Häuptlingschaft ist doch mehr Ausnahme als Regel, und

im allgemeinen entwickelt sich der Stand der Zauberer und Priester in selbständiger, aber ebenfalls höchst mannigfaltiger Weise; der Streit zwischen Staat und Kirche, der das spätere deutsche Mittelalter durchtobt, wird auch unter primitiven Stämmen mit wechselndem Erfolg ausgefochten.

Wie kommt es dann aber, daß sich das Priestertum überhaupt abspaltet, und daß nicht der Stand der Häuptlinge mit Eifersucht das ungeheure Machtmittel religiösen Einflusses für sich selbst bewahrt? Wer in dem Priester der Naturvölker nichts sieht als einen possenhaften Schwindler, wird auf diese Frage keine Antwort finden. In Wahrheit muß der Priester und Zauberer überall, wo eine höhere Entwickelung noch nicht die Ansprüche umgestaltet hat, gewisse Eigenschaften besitzen, die ihm das Vertrauen des Volkes erwerben, Eigenschaften, die in der Hauptsache angeboren sein müssen und durch geeignetes Verhalten künstlich gesteigert werden, so vor allem die Fähigkeit, in Verzückungen zu verfallen, aber auch andere pathologische Züge, von denen später noch die Rede sein wird. Daß gerade der Häuptling sich jedesmal derartiger Eigenschaften rühmen kann, ist sehr unwahrscheinlich, und so muß er wohl oder übel den Zauberstab in die Hände eines anderen gleiten sehen, dem er dann oft zum Zepter der Stammesherrschaft wird, falls sich die beiden Mächte nicht friedlich vertragen. Die Macht des Priesters wird in den Fällen am größten sein, wo er die Erbschaft der Männergesellschaft antritt und das Junggesellenhaus in einen Tempel umbildet, dessen Götter und Geister ihm zu Gebote stehen; aber auch wo das Priestertum mehr unordentlich aufschießt, wie wildes Kraut im Korn, vermag es durch Verbindung und gegenseitige Förderung sich entscheidenden Einfluß zu schaffen.



Eskimomaske, Prinz William-Sund. Nach W. H. Dall. Vgl. Text, S. 144.

Das Verhältnis zwischen Priestertum und Häuptlingsmacht entwickelt sich in sehr verschiedener Weise. Zuweilen fällt die Würde des Priesters noch mit der des Häuptlings zusammen, so bei den nördlichen Dayak, deren Zustände freilich nicht mehr die älteste Form der Entwickelung zeigen dürften, sondern mehr einen gelegentlichen Rückfall in primitive Verhältnisse. „Die Manangs oder Medizinmänner der Küstendayak", schreibt Brooke Low, „stehen den Tuah Rumah oder Dorfhäuptlingen an Bedeutung zunächst, und es kommt gar nicht selten vor, daß der Medizinmann selbst der Häuptling des Dorfes ist, das er bewohnt. Es steht dem gar kein Hindernis im Wege, vorausgesetzt, daß er populär ist; aber um populär zu werden, muß er erprobter Traumdeuter und ein machtvoller Geisterbanner sein ... Die Würde des Manang ist erblich; sie geht nicht mit Notwendigkeit vom Vater auf den Sohn über, aber bleibt gewöhnlich bei der Familie." Anderswo bestehen die Häuptlings- und Priestergeschlechter friedlich nebeneinander, nicht ohne daß die Überlieferung dabei auf ihre ursprüngliche Zusammengehörigkeit hinweist, wie das z. B. Jellinghaus von den Munda-Kolhs in Mittelindien berichtet; in jedem Dorfe finden sich hier zwei Geschlechter, das Pahan- oder Priestergeschlecht und das Munda- oder Dorfschulzengeschlecht, aus denen der jedesmalige Priester oder Gemeindevorstand gewählt werden muß. „Da sich", fügt Jellinghaus hinzu, „in jedem Dorfe diese beiden Geschlechter als nahe stammverwandte Brüder betrachten und zu einer Stammgenossenschaft jedesmal nach einem Ahnherrn sich nennen, so muß man wohl annehmen, daß bei der Gründung des Dorfes sich die ersten Bewohner, oft wohl zwei Brüder, in diese beiden Ämter geteilt und so in das Mundageschlecht und Pahangeschlecht geschieden haben."

Wo unter den verschiedenen Klassen der Häuptlinge Eifersucht und Wettbewerb herrscht, ist der Priester natürlich ein sehr wertvoller Verbündeter; in Nordwestamerika opfert, wie Niblack bezeugt, oft ein Häuptling einen Teil seines Besitzes, um sich die Hilfe des Medizinmannes zu erkaufen, und beiden gelingt es dann wohl, den feindlichen Machenschaften emporstrebender Rivalen zu begegnen. Das erinnert, wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, an die älteren Zeiten deutscher Kaisermacht, wo die Bischöfe noch die festesten Stützen des Kaisertums gegen den Feudalismus waren, bis dann später der Kampf mit Rom das beiden Teilen nützliche Verhältnis vergiftete.

Im allgemeinen steht das Priestertum der Naturvölker auf einer niedrigen Stufe, aber in ihm verkörpert sich doch in der Regel die gesamte Überlieferung und der geistige Kulturbesitz des Stammes; während die Jugend sonst ohne wirklichen Unterricht aufwächst, haben die Priesterkandidaten in den meisten Fällen nicht nur Proben ihrer Zaubermacht abzulegen, sondern auch eine Vorbereitungszeit durchzumachen, in der ihnen die Traditionen des Stammes überliefert werden. Der Priester ist aber zugleich der Hort des Herkömmlichen, der geheimnisvollen alten Bräuche, der „guten Sitte“, die freilich oft genug schlechte Sitte ist, er ist der berufene Vertreter aller konservativen Kräfte, und mag auch unendlich oft sein Einfluß bedenkliche und verderbliche Wirkungen auf den Fortschritt der Kultur haben, so ist hier doch ein Ausblick auf eine edlere Aufgabe gegeben und ein Weg zu höherer Entwickelung eröffnet, der nicht immer unbeschritten bleibt: der Priester wird der Anwalt der sittlichen Forderungen, und jetzt gewinnt auch seine Stellung neben der Fürstenmacht erhöhte Wichtigkeit. Noch in unbeholfener, aber doch schon kenntlicher Weise zeigt sich das Bewußtsein dieser höheren Aufgaben in den Ermahnungen, die der Oberpriester der Galla an die von ihm geweihten Priesterkandidaten richtet. „Er ermahnt“, sagt Paulitschke, „seine Gäste, sich das Haar nicht zu scheren, sondern dasselbe frei und lang wachsen zu lassen, nach den Gesetzen ihrer Landesfürsten zu leben, das ist jegliche wichtige Angelegenheit nur im Vereine mit der Volksrepräsentanz zu lösen und keinerlei absolute oder willkürliche Herrschaft einreißen zu lassen, die den Einrichtungen der Vorfahren zuwiderliefe.“ In großartigster Weise hat wohl die Priesterschaft des Orakels zu Delphi politisch-sittlichen Einfluß geübt, indem sie sich zum Mittelpunkte des griechischen Geisteslebens zu machen wußte und mit tiefer Einsicht jene Verfassungskämpfe regelte, aus denen endlich der griechische Republikanismus in seiner geläuterten Form als Sieger über Sippenzersplitterung und Tyrannis hervorging. Auch hier also zeigt sich eine wunderbare innere Entwickelung als Parallele jener äußerlichen, die aus der Zauberhütte des Orakelpriesters (s. die Abbildung, S. 147) endlich die Säulenhallen und Tempel höherer Religionsformen hervorgehen läßt.

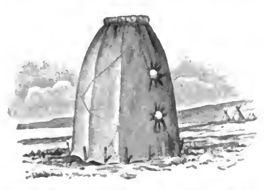


Maske in Form eines Rinderkopfes, Indien. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 144.

Wie es weibliche Häuptlinge gibt, so auch weibliche Priester. Zuweilen gelingt es solchen, beträchtlichen Einfluß zu erlangen und damit die ganze Stellung ihres Geschlechtes zu

heben, ungefähr in derselben Weise, wie das die Geheimbünde der Weiber in Afrika anstreben und auch oft erreichen.

In sehr engem Zusammenhang mit diesen Geheimbünden mögen übrigens auch jene Vereinigungen stehen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit den christlichen Orden haben und besonders an der Westküste Afrikas blühen. Schon an und für sich neigt hier die Priesterschaft zu einem gewissen Zusammenschluß. „Unter den Priestern der verschiedenen Fetische“, sagt Herold über die Zustände in Togo, „besteht Konkurrenz oder Intoleranz nicht im mindesten, vielmehr wie unter den besten Geschäftsfreunden eine gewisse liebenswürdige Kollegialität, welche z. B. zum Ausdruck kommt, wenn ein Priester des allwissenden Afa einen Fragesteller an einen Priester des Fetischs Bagba verweist, wenn er um Regen bitten sollte, da Afa selbst Regen nicht geben kann, oder an einen Priester irgend eines anderen Fetisches, welcher aus irgend einem Grunde beleidigt sei.“ Auch eine recht ausgebildete Arbeitsteilung ist auf religiösem Gebiete in Westafrika zu finden. Unter den Medizinmännern der Goldküste genießen die Priester der Götter, die eigene Tempel besitzen, des höchsten Ansehens, denn sie üben die wichtigsten Kulthandlungen aus und sind die Mittelspersonen zwischen dem Volke und den höheren Gewalten. Geringeren Ranges sind die Wongmänner, die sich durch Trommelschlag und Tanz, ähnlich den Schamanen Sibiriens, in Verzückung versetzen und dann weissagen und Krankheiten heilen, und die sie unterstützenden Otutuleute, die hauptsächlich die Heilkunde ausüben. Spiritistische Künste treiben die Gbalo oder Sprecher, die unmittelbar mit den Geistern zu verkehren behaupten; endlich findet sich noch eine Klasse von Leuten, die Zauberschnüre fertigt und mit ihnen einen gewinnbringenden Handel treibt. Erwägt man endlich noch, daß jeder Fetisch (s. die Abbildung, S. 149) seine besonderen Tugenden hat, so ergibt sich eine bunte Mannigfaltigkeit religiösen und priesterlichen Lebens, wie sie selbst unter Kulturvölkern nicht immer anzutreffen ist.



Zauberhütte der Indianer an der Hudsonbai, Nordamerika. Nach W. L. Turner. Vgl. Text, S. 146.

Häuptlinge und Priester sind in der Regel vereinzelte Erscheinungen, die über die Masse hervorragen, obwohl das Priestertum, wie sich bei den Naturvölkern bereits erkennen läßt, und wie es im Klosterwesen der buddhistischen und christlichen Völker oder in der katholischen Hierarchie noch weit stärker hervortritt, sehr dazu neigt, sich zu geschlossenen Gruppen zu vereinigen. In engem Zusammenhange mit der Herrscherwürde stehen dagegen jene höheren Volksschichten, die man als Adel zu bezeichnen pflegt; indes ist der Adel selbst nur ein Teil einer neuen Organisation, die sich zu den Altersklassen wie zum Sippenwesen in einen gewissen Gegensatz stellt, indem sie das Volk nach seiner Herkunft und meist auch seinem Besitz in Schichten teilt, die verschiedenen Rang beanspruchen und die alte Gleichheit und Brüderlichkeit gründlich zerstören. Es sind mancherlei Vorgänge, die auf diese Entwickelung hindrängen, so die Entstehung größerer Unterschiede im Besitz, die Absonderung einer Kriegerkaste, das Bestreben der Häuptlinge, sich eine ergebene Gefolgschaft zu sichern, das Hof- und Beamtenwesen, endlich die Aufnahme fremder, für minderwertig erachteter Leute in den Stamm. In der Hauptsache aber lassen sich zwei Wege unterscheiden, auf denen der Adel entsteht: er bildet sich entweder innerhalb einer bestimmten Gesellschaft heraus, indem die Masse sich von selbst in übereinanderliegende Schichten

10*

sondert, oder er ist das Ergebnis des Krieges und der Eroberung. Der zweite Fall liegt ziemlich einfach, während der erste wieder in sehr verschiedenen Formen auftritt.

Solange die matriarchalischen Sippen in ihrer ursprünglichen Eigenart erhalten sind, ist für die sozialen Schichtungen kein rechter Raum; die zäh zusammenhaltenden Massen der Sippen müssen erst in kleinere Brocken zerschlagen und zerrührt werden, ehe neue Sonderungen eintreten können. Man kann freilich die Sippenhäupter, die den Häuptling umgeben oder auch ohne alle monarchische Spitze die Geschicke des Stammes leiten, als eine Art Adel bezeichnen, aber das eigentliche Kennzeichen der sekundären gesellschaftlichen Schichtung ist doch die Erblichkeit des Ranges, von der in diesem Falle keine Rede ist, da jeder begabte Angehörige der Sippe Aussicht auf die höchste Stelle hat. Sobald aber die Zersetzung der Sippe in patriarchalische Familien beginnt, ist auch die Entstehung eines Adels ermöglicht, ja sie ergibt sich fast von selbst. Das läßt sich z. B. vortrefflich in Melanesien beobachten, wo infolge der geringen Zahl der Gentes leicht kleinere Familiengruppen entstehen. „Innerhalb der beiden Sippen (veve)", berichtet Codrington, „gibt es unter den Insulanern der Banksinseln einige Familien, deren Mitglieder einen gewissen Familienstolz haben und sich bestreben, durch Zwischenheiraten den Familienzusammenhang aufrecht zu halten." Hier haben wir also auch schon das Streben nach Endogamie in einer im übrigen streng exogamischen Gesellschaft, das so charakteristisch für allen Adel der Welt ist und oft die wundersamsten Blüten treibt. Die vornehmeren Familien, die sich von der Masse der Sippenangehörigen absondern, bewahren dann meist nach dem Verfall der Gentilverfassung am zähesten die Sippentraditionen, die sie ihren neuen Zuständen anzupassen wissen; äußerlich tritt das besonders darin hervor, daß sie die totemistischen Wappenzeichen der Sippen übernehmen oder ähnliche neu schaffen, wie das noch gegenwärtig an allerlei Übergangsformen bei den Küstenstämmen Nordwestamerikas zu beobachten ist; nicht minder ist die Freude an einer sorgfältigen Genealogie, die ursprünglich bei den matriarchalischen Sippen eine Notwendigkeit war, überall auf den Adel übergegangen, während das Volk in seinen unteren Schichten die überflüssig gewordenen Familienregister nicht mehr kennt und schätzt.

Wie aus den Sippen kann auch aus den Resten der Altersklassen, der Männergesellschaft oder dem Bunde der Jäger und Krieger eine Art Adel hervorgehen, der sich dann naturgemäß infolge irgend eines erworbenen Vorzugs von den übrigen Gliedern des Bundes scheidet, oder der, was vielleicht noch öfter der Fall ist, allein die Verbindung des Ganzen aufrecht erhält, während die anderen sie aufgeben. Die tahitischen Areoi scheinen eine solche Adelsklasse gewesen zu sein, die sich allerdings noch aus dem übrigen Volke ergänzte. In der Regel ist es der Reichtum, der eine obere Volksschicht erzeugt, wie ja auch im Klubwesen der Melanesier die höchsten Stufen nur durch große Geldopfer errungen werden können, oder wie in Nordwestamerika nur die Wohlhabenden höheren gesellschaftlichen Rang zu erlangen vermögen. Ein anderes Mittel, emporzukommen, das in der Regel auch bald zu Reichtum verhilft, ist die kriegerische Tüchtigkeit, die immer dort am meisten Aussicht auf Anerkennung hat, wo bereits die Macht eines Herrschers sich voll entwickelt hat und ihre handfesten Anhänger emporhebt. Ein primitiver Staat, der auf kriegerischer Grundlage erwächst, kann zunächst nur im feudalistischen Sinne regiert werden, d. h. der Herrscher, der unmöglich das Land selbst verwalten und bewirtschaften kann, muß es unter sein kriegstüchtiges Gefolge verteilen, auf dessen Kraft sich sein Einfluß stützt: er muß seine Anhänger zu Lehnsleuten umschaffen. Auf diesem Wege ist der niedere und mittlere deutsche Adel in der ersten Hälfte des Mittelalters entstanden, indem sich die ursprünglich unfreien Mannen (milites) der Fürsten als seßhafte Lehnsleute endlich zu einer

bevorzugten Klasse umwandelten. Neben dem Feudaladel bildet sich dann auch leicht ein Beamten- und Hofadel heraus, bis beide Arten endlich verschmelzen, wenn auch nicht immer: in Japan ist der kriegerische Landadel der Daimio, dessen natürlicher Führer der Shogun (oberster Feldherr) war, bis zur Gegenwart vom Hofadel der Kuge, der sich um die geheiligte Person des Mikado scharte, vollkommen getrennt geblieben.

Bei einigen nördlichen Gallastämmen läßt sich die Entstehung des Feudaladels, die einfach eine Folge des an die Stelle der republikanischen oder oligarchischen Regierungsform getretenen Despotismus ist, noch recht gut verfolgen. Ursprünglich zerfiel das Volk in zehn Gruppen (wahrscheinlich Sippen), deren Oberhäupter je zu zweien in einem 40 Jahre umfassenden Turnus die Herrschaft führten. Seit dem Aufkommen der Fürstenmacht ist an die Stelle dieser Sippenhäupter ein neuer, rein feudalistischer Adel getreten, der aus den erprobten Anhängern der Fürsten besteht und anscheinend dadurch, daß auch die ehemaligen Sippenhäupter unter die hervorragenden Lehnsleute mit aufgenommen wurden, einen gewissen historischen Rückhalt bekommen hat. Ein Teil dieses Adels bekleidet zugleich bestimmte Hofämter und ähnelt demnach dem Staatsrate vieler Negerhäuptlinge oder in höherem Sinne den Ministerien kultivierter Fürsten.



Der Donnergott Waya, Fetisch von der Sklavenküste. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 147.

Der Adel, der durch **Eroberung** entsteht, hat wohl immer feudalistische Züge, wie z. B. der normannische in der Normandie und England. Im allgemeinen gelingt es aber einem ganzen Volke selten, sich als obere Schicht ungestört über der unterworfenen Masse zu halten, zum mindesten erfordert es ein großes Maß von dauernder Energie und Klugheit, das Hinabsinken der minderwertigen eigenen Genossen in die tieferen Schichten, das Heraufsteigen tüchtiger Elemente aus den unteren in die oberen zu verhüten oder auf das mindeste Maß zu beschränken. Auf die Dauer gelingt es niemals, die umgestaltenden Kräfte des Völkerlebens in Fesseln zu schlagen und neue soziale Schichtungen zu verhindern.

Aber jeder Adel, nicht nur der feudalistische, sieht seine künstlich aufrecht erhaltene Macht von der doppelten Gefahr eigener Entartung und des Aufstrebens der unteren Klassen unaufhörlich bedroht, und es ist merkwürdig zu beobachten, wie er überall auf der Erde in ähnlicher Weise sich zur Wehr setzt und die Schranken zu erhöhen sucht, die ihn von der Masse der übrigen trennen.

Schon **äußerlich** zeichnet sich der Adel vielfach durch hellere Hautfarbe, höheren Wuchs und körperliche Gewandtheit vor dem Volke aus; mag das hier und da auf den Umstand zurückzuführen sein, daß eine erobernde Rasse in ihm ihre leiblichen Vorzüge vererbt, so beruht es doch in den meisten Fällen auf der besseren Ernährung, der geringeren Arbeitslast und der Neigung zu kriegerischer Thätigkeit; solange zu alledem der Adel noch die geistige Überlegenheit bewahrt, was ihm an sich infolge der Befreiung von drückender körperlicher Arbeit leicht gemacht wird, und solange ihn ein kraftvoller Herrscherwille beseelt, wird seine Stellung nicht leicht erschüttert werden. Aber es zeigt sich, daß ein gewisser Zwang zur Thätigkeit heilsamer ist als vollkommene Freiheit. Manche Abzeichen des Adels, die er oft mit Bewußtsein zur Schau trägt, sind im Grunde deutliche Merkmale der beginnenden oder schon eingetretenen Entartung, so die ungeheure Beleibtheit, eine Folge des trägen und fetten Lebens. Auf vielen Inseln Polynesiens, z. B. auf Hawaï, waren die Häuptlinge und Vornehmen so korpulent, daß ihnen in

gefährlichen Augenblicken, wie nach einem verlorenen Gefecht, die Körperfülle oft verhängnisvoll wurde. Auch der kriegerische Stamm der Sulu durfte mit Stolz auf seine wohlgenährten Häuptlinge blicken; der in den Kaffernkriegen öfter genannte Oham, der sich selbständig nur noch wenige Schritte von der Stelle bewegen konnte, gewann durch diese Eigenschaft anscheinend in den Augen seiner Unterthanen. Zur Korpulenz tritt ein anderes unschönes Merkmal vornehmen Standes, das mit wahrhaft wunderbarer Sicherheit überall wiederkehrt, wo die höheren Volksschichten sich aller körperlichen Arbeit und unmittelbaren kriegerischen Thuns enthalten, die Sitte nämlich, die Fingernägel zu krallenartiger Länge wachsen zu lassen; es geschieht das schwerlich immer mit klar bewußter Absicht, aber man muß wohl zugestehen, daß es kein besseres Kennzeichen müßigen Lebens gibt als diese Klauen, die beim ersten festen Griff um den Stiel eines Hammers oder den Schaft einer Lanze abbrechen oder sich schmerzhaft umbiegen würden. Wie sehr die Unsitte verbreitet ist, mögen ein paar Stichproben zeigen. Unter den Xosa-Kaffern sind nach Kropf kleine Hände und lange Nägel das Zeichen vornehmen Standes, ebenso bei den Sulu nach den Angaben Joests. Von der Goldküste meldet eine ältere Nachricht: „Die Häuptlinge lassen ihre Nägel zuweilen so lang als eines von den Gliedern ihres Fingers wachsen, denn je länger sie sind, desto ansehnlicher sind sie selbst, und desto mehr werden sie geachtet. Diese Nägel dienen ihnen, wenn sie ihre Löffel nicht haben, ihren Goldstaub aufzunehmen, und jeder Nagel hält davon eine halbe Unze." Auch die wohlbeleibten Häuptlinge auf Hawai ließen es sich nicht nehmen, in ihren zahlreichen Mußestunden sich der Pflege ihrer krallenartigen Nägel zu widmen, aber wahrscheinlich haben sie doch nicht die Vorbilder dieses Unfugs erreicht, die chinesischen und hinterindischen Mandarinen, die sogar besonderer Schutzhüllen für ihre kostbaren Nägel bedürfen. In Brasilien fand v. Martius monströse Daumennägel als Häuptlingszeichen bei mehreren Indianerstämmen. Wie sich auch in Europa in gewissen Kreisen die Sitte ganz selbständig immer wieder bemerklich macht, ist psychologisch sehr interessant.

An anderen, willkürlicher gewählten körperlichen Abzeichen des Adels fehlt es nicht. Nicht selten ist es die Tättowierung, an der man den Vornehmen wie an seinem Wappen erkennt, so bei den Maori und manchen Nordwestamerikanern; bei den Tschinuk wird die künstliche Abflachung des Kopfes, die für das Volk charakteristisch ist, wenigstens nicht bei den Kindern von Sklaven angewendet. Der Hochmut rächt sich freilich in fast komischer Weise, denn da sich die nördlicheren Stämme der Küste von Britisch-Kolumbien und Alaska ihren eigenen Bedarf an Sklaven aus den Reihen der Tschinuk zu holen pflegen, gilt weiter im Norden gerade der Flachkopf als das Zeichen des Sklaven.

Wenn es den Häuptlingen oftmals gelingt, einen Schimmer mystischer Heiligkeit um sich zu verbreiten, so zeigt auch hierin der Adel seine Geistesverwandtschaft. Hier und da entsteht ein förmlicher Priesteradel, wie der Stamm Levi im alten Israel, oder die vornehmen Stände bilden aus einem Teil ihrer Angehörigen religiös-kriegerische Verbände, wie die Tempelherren, Johanniter und Deutschordensritter oder die Orden von Santiago, Alcantara und Calatrava des christlichen Mittelalters in Spanien. In primitiveren Verhältnissen begnügt man sich mit einfacheren Mitteln. In Polynesien sind es die Tabugebräuche, die aus dem Totenkult der Männerbünde entspringen und zu einem willkommenen Werkzeuge der Absonderung und Unterdrückung geworden sind, indem sie den Häuptlingen und Höhergestellten eine unheimliche Macht verleihen, der niemand widerstehen mag. Gern schafft sich der Adel auch seine eigene Mythologie und sucht eifersüchtig auch für das Jenseits seine Vorrechte zu behaupten. Nach der peruanischen Überlieferung fielen am Anfang der Dinge drei Eier vom Himmel, ein goldenes,

ein silbernes und ein kupfernes; aus dem ersten kamen die Fürsten, aus dem zweiten die Edelleute, aus dem dritten das gemeine Volk. Die Kariben waren der Ansicht, daß nach dem Tode die niederen Stände sich in Tiere verwandelten und nur die höheren als menschenähnliche Geister weiterlebten; bei den Maya behielt sich der Adel wenigstens die Verwandlung in Vögel mit buntglänzenden Federn oder in größere Säugetiere vor, während die Masse in der Gestalt von Wieseln, Käfern und ähnlichen niederen Wesen fortleben sollte. Noch radikaler gingen die Vornehmen auf Tonga vor, die sich die Überzeugung beigebracht hatten, daß nur die Seelen des Adels im Jenseits weiterlebten, während die des Volkes vernichtet würden. Natürlich werden dann auch die Vornehmen in besonderer Weise bestattet (s. die untenstehende Abbildung).

Auch abgesehen von diesen wunderlichen Auswüchsen ist es klar, daß der Adel oder die höheren Schichten überhaupt den Ahnenkultus mit ganz anderem Eifer betreiben werden als die Masse des Volkes, daß sie in der Regel auch von entfernten Ahnen Rechenschaft geben können und schon wegen der Erbschaftsfragen die Erinnerung an frühere Zustände festhalten. Ohne es bewußt zu wollen, arbeiten die höheren Stände damit an einem mächtigen Fortschritt der Kultur, indem sie den zeitlichen Horizont erweitern, mit den Namen auch die Ereignisse und Lehren der Vergangenheit bewahren, ihrem Volke ein Gedächtnis schaffen, mit einem Worte, die Anfänge der Geschichte begründen. Wie dann der Wunsch, durch äußere Zeichen das Gedächtnis zu unterstützen, zu weiteren Kulturthaten führen muß, ist leicht zu begreifen.



Geschnitzte Särge für Häuptling und Häuptlingsfrau vom Congo. Nach Lemaire.

Es wurde schon erwähnt, wie die Bildung sozialer Schichten nur dadurch möglich war, daß sich das Sippenwesen zu zersetzen begann. Damit ist eigentlich schon gesagt, daß die Standesunterschiede weiter in der Richtung wirken werden, die Gentilorganisation umzuformen und neue, den alten oft ganz entgegengesetzte Sitten einzuführen. Das zeigt sich am deutlichsten im Bereich der Ehegesetze und -Verbote: wenn unter der Herrschaft der mutterrechtlichen Sippe die Exogamie mit der größten Genauigkeit beobachtet wurde, wenn eine Heirat innerhalb der eigenen Sippe als der unerhörteste Frevel galt, so strebt der Adel ganz naturgemäß zur Endogamie. Er kann nicht wohl anders; beruht seine Macht doch auf gewissen Eigenschaften, die es den Nachkommen zu vererben gilt, auf kriegerischer Tüchtigkeit und starken Herrscherinstinkten, und am sichersten findet er diese Eigentümlichkeiten selbstverständlich unter den eigenen nahen Verwandten, unter den Angehörigen der väterlichen Sippe. Es ist damit keineswegs gesagt, daß nunmehr stets eine Verkümmerung infolge allzu häufiger Verwandtenehen eintreten müßte, wenn auch die Gefahr immerhin noch nahe liegt und die schädlichen Folgen der Inzucht nicht selten grell hervortreten; wenn die exogamischen Eheverbote fallen, so tritt an ihre Stelle einfach eine Reihe anderer, die auf vernünftigerer Grundlage beruhen, da sie väterliche und mütterliche Verwandtschaft gleichmäßig berücksichtigen. Jedenfalls ist schrankenlose Exogamie, wie schon die geringe Kinderzahl europäisch-nigritischer oder arisch-semitischer Mischehen zeigt, durchaus nicht das erstrebenswerte Ziel und der Versuch, durch gemäßigte Endogamie gute Eigenschaften der Rasse zu erhalten, nicht schlechthin unvernünftig. „Völker- und Stammesmischung", sagt der Genealog O. Lorenz in diesem Sinne, „ist die Grundlage der großen Revolutionen auf gesellschaftlichen und staatlichen Gebieten. Man darf daraus den Schluß ziehen, daß es gewisse Grenzen gebe, wo Ahnenvermehrung (d. h. möglichst intensive

Mischung der verschiedenen Menschheitsgruppen) schädlich und auflösend für Staat und Gesellschaft zu werden droht, Zunahme der Ahnenverluste (d. h. Endogamie) dagegen als ein rettendes Moment der Verbesserung der Staats- und Gesellschaftszustände erscheinen mußte." Indem er dann auf die Mischung von Weißen und Negern hinweist, fährt er fort: „Viele meinen, es könne auf diesem Wege erreicht werden, was man Verbesserung und Fortschritt zu nennen pflegt, aber wenn für die schwarze Rasse dadurch bessere Zustände geschaffen worden wären, so könnte man doch nicht behaupten, daß dies auch für die weiße gälte. Vielmehr hätte diese ihren Zuwachs an Ahnen mit der Kultur bezahlt, die sie in ihrer auf der Ebenbürtigkeit des Blutes erstandenen Gesellschaft aufgerichtet hat."

Sondert sich ein Volk in soziale Schichten, oder bilden sich aus fremden Elementen neue Volksklassen, so werden es immer die obersten und die untersten Schichten sein, die besondere Aufmerksamkeit erwecken, und die einander auch gewissermaßen bedingen, während die mittleren, falls sie nicht zerrieben werden, noch am treuesten die ursprünglichen und normalen Zustände bewahren und dann auch, da sie am besten vor Entartung geschützt sind, die eigentliche Reserve der Volkskraft bilden.

Das Entstehen der tieferen Schichten, der Hörigen und Sklaven, hängt noch enger mit der wirtschaftlichen Entwickelung zusammen als das der oberen: im großen Stile wenigstens kann die Sklaverei nur in Gebieten gedeihen, wo der Ackerbau blüht oder sich eine stärkere Ausfuhrindustrie entwickelt. Immerhin ist das Sklavenwesen nicht schlechthin an den Ackerbau gebunden, findet sich vielmehr auch bei Stämmen, die auf Fischfang und Jagd ihr wirtschaftliches Dasein begründet haben, so namentlich bei den Küstenbewohnern des nördlichen Stillen Ozeans, auf amerikanischer wie auf asiatischer Seite. Über die Sklaverei bei den Giljaken macht v. Schrenck bemerkenswerte Angaben. Die Sklaven sind niemals geborene Giljaken, sondern stammen von den benachbarten Aino und Golden, die die üble Gewohnheit haben, einen Teil ihrer eigenen Kinder zu verhandeln; sie sind gering an Zahl, vollkommen rechtlos, werden zu allen schweren Arbeiten verwendet und heiraten nur unter sich, da den Giljaken jeder nähere Umgang mit ihnen als eine Schande gilt. Es sind nur reiche Leute, die sich den Luxus gestatten können, Sklaven zu halten. Ganz denselben Verhältnissen begegnen wir bei den meisten Indianerstämmen Nordwestamerikas, besonders an der Küste von Alaska, nur daß hier, nach Simpsons Angabe, doch fast ein Drittel der Bevölkerung aus Sklaven bestand, die in einer womöglich noch traurigeren Lage waren als bei den Giljaken. Bei gewissen festlichen Gelegenheiten pflegte man Sklaven zu opfern, wie man denn überhaupt mit ihrem Leben verschwenderisch umging; ein Häuptling ließ z. B., als er beim Streit mit einem Weißen ein paar Faustschläge erhalten hatte, zu seiner eigenen Erleichterung und um seinem Gegner eine Genugthuung zu geben, einen seiner Sklaven erschießen. Es gab besondere Steinbeile, die nur bei der Opferung von Sklaven gebraucht wurden (s. die Abbildung, S. 153). Die nördlichen Stämme erhielten ihre Sklaven meist durch Zwischenhandel von den Tsimschian, die wieder die Kriegsgefangenen der südlichen Küstenvölker aufzukaufen pflegten.

An den Küsten des Beringmeeres also besteht die Sklaverei, ohne daß hier Ackerbau getrieben würde, aber im allgemeinen darf man wohl sagen, daß erst der Ackerbau das lebhafte Bedürfnis nach hörigen Arbeitskräften schafft. Die unsteten Völker kennen die Sklaverei nicht, ebenso liegt sie den reinen Nomaden ursprünglich ganz fern und kommt bei diesen höchstens als ziemlich bedeutungslose, den wirtschaftlich anders gestellten Nachbarstämmen nachgeahmte Einrichtung vor, so in Nordostafrika. „Im Haushalte der nomadischen Somal und Danakil",

sagt darüber Paulitschke, „rentiert sich die Sklaverei aus dem Grunde nicht, weil die von den genannten beiden Völkerschaften besetzten Gebiete zu dünn bevölkert sind, der Ackerbau unbedeutend ist, und weil überdies die Individuen bei dem Betriebe der Viehzucht verhältnismäßig leicht den Unterhalt erwerben, eine beträchtliche Sklavenmenge von dem Ertrag ihrer Herden auch nicht ernähren können. Bei den Somal und Afar ist daher die Haltung von Sklaven reiner Luxus, den sich nur die reichen Städter, die feinere muslimische Lebensformen beobachten, erlauben können.“ Auch der Ackerbau ist freilich keineswegs notwendig mit der Sklaverei verbunden, da er ja zunächst als eine Wirtschaftsweise der Frauen auftritt und nicht überall in die Hände der Männer, und seien es auch nur Kriegsgefangene oder Gekaufte, übergegangen ist.

Wie sich eine obere Schicht teils innerhalb eines Stammes zu bilden vermochte, teils beim Zusammenstoß zweier Völker entstand, so lagert sich auch die unfreie unterste Volksklasse in derselben doppelten Weise ab, nur daß wahrscheinlich überall die zweite Möglichkeit vorangegangen ist und erst den Anstoß dazu gegeben hat, auch Genossen des eigenen Stammes zu einem Teil des Privatbesitzes herabzuwürdigen und wie Kriegsgefangene zu behandeln. Aber schon der Gedanke, die wehrlosen Feinde nicht abzuschlachten oder, wie das die Einrichtung der Männerbünde sehr begünstigte, als Gleichberechtigte in den Stamm aufzunehmen, ist nicht ohne eine gewisse Vorgeschichte möglich, die übrigens nicht schwer zu verstehen ist: es sind zunächst die *Frauen* gewesen, die man geschont und als nützliche Arbeiterinnen in die Sippen oder Familien aufgenommen hat, wo sie bei ihrer Rechtlosigkeit schon nicht viel mehr waren als Sklavinnen; und von diesem Standpunkt aus gelangt man dann endlich dazu, auch die männliche Arbeitskraft zu benutzen, statt sie in blinder Wut zu vernichten. Auf die wirtschaftliche Bedeutung dieses Umschwunges wird noch zurückzukommen sein.



Opferaxt der Nutka-Indianer mit Steinklinge, Nordamerika. Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Vgl. Text, S. 152.

Unter den brasilischen Waldstämmen, soweit sie überhaupt Sklaven zu machen pflegen, scheint die Entwickelung nicht über das einfachste Stadium hinausgekommen zu sein: nur die *Kriegsgefangenen* werden zu Sklaven, und auch diese sind dann nicht das ausschließliche Eigentum bestimmter Personen. „Der Sklave“, sagt v. Martius, „ist bei allen diesen Völkerschaften nicht bloß seines eigentlichen Herrn unmittelbarer Diener, sondern seine Dienste werden ohne Unterschied von der ganzen Gemeinschaft, vorzüglich von den mit ihm in einer Hütte Wohnenden, in Anspruch genommen.“ Als einzige Spur einer weiteren Umbildung findet sich hier das Recht des Familienvaters, Weiber und Kinder zu verkaufen, das aber nur sehr selten benutzt wird. Die kriegsgefangenen Sklaven mischen sich selten oder nie mit ihren Herren, sondern pflanzen sich untereinander als untergeordnete Kaste fort, die weder Waffen noch die Stammesabzeichen tragen darf; meist sind es geraubte Kinder, aus denen sich diese Leibeigenen rekrutieren, da die erwachsenen Männer im Kriege nur ganz ausnahmsweise geschont werden. Es muß hierbei erwähnt werden, daß die brasilischen Waldvölker, von denen hier die Rede ist, keine reinen Jäger sind, sondern sich auch mit Ackerbau und Fischfang beschäftigen.

Das Beispiel der brasilischen Stämme zeigt schon, wie leicht die Kriegssklaverei zu dem Gedanken führt, auch die *eigenen Stammesgenossen* in gewissen Fällen, wenn nicht selbst

als Sklaven zu gebrauchen, so doch an andere Völker zu verhandeln; der Gedanke, daß ein Mann seine Familie zur Bezahlung von Schulden hingeben darf, daß er aber im äußersten Falle auch selbst die Knechtschaft auf sich nehmen muß, kehrt in allen Erdteilen wieder, und vielfach ist die Zahl der Sklaven, die aus bankrotten Schuldnern hervorgehen, größer als die der ehemaligen Kriegsgefangenen. Es ist eine merkwürdige Ausnahme, daß die Galla, die Sklaven in ziemlicher Menge besitzen, doch die Schuldknechtschaft nicht kennen.

Nirgends ist die Sklaverei so ausgebildet und ein so selbstverständlicher Teil des Volkslebens wie bei den meisten Negerstämmen Afrikas; die Ursachen, die zur Knechtschaft führen können, sind ebenso zahlreich wie die Unterarten der Sklaven, deren Lage und Wertschätzung dann ebenfalls sehr verschieden sein muß. Einen sehr klaren Überblick über die Verhältnisse im ostafrikanischen Distrikt von Kilwa, der allerdings islamitisch beeinflußt ist, gibt Freiherr v. Eberstein, von dessen Angaben hier das Wichtigste als klassisches Beispiel afrikanischer Zustände folgen mag.

Ihrer Herkunft nach zerfallen die Sklaven in verschiedene Gruppen, deren erste die Kriegsgefangenen oder sonstwie Geraubten umfaßt. Dann folgen die Ärzte, denen ihre Kranken bei der Behandlung gestorben sind, und die man nun kurzweg als Ersatz für die Hinterbliebenen verkauft hat, ferner die Verführer verheirateter Frauen, die aus Geldmangel die ihnen auferlegte Buße nicht zu zahlen vermochten, endlich Leute, die bei Hungersnot sich freiwillig als Sklaven zu einem wohlhabenden Manne begeben haben. Als letzte Gruppe erscheinen die Nachkommen von Sklaven, die im Lande geboren sind und als Wazalia von den aus dem Inneren kommenden Sklaven, den Wajono, unterschieden werden.

Ziemlich unabhängig von dieser Einteilung ist die andere, die sich nach der Beschäftigung der Sklaven richtet. Da sehen wir an der Spitze die watuma wa schauri oder ratgebenden Sklaven, die wegen ihrer Treue und Klugheit zu Freunden und Ratgebern ihrer Herren und damit zugleich zu Vermittlern zwischen diesen und den übrigen Sklaven erhoben worden sind; dann die Aufseher und die zu Botendiensten Verwendeten. Die Masse der übrigen zerfällt in die großen Gruppen der Haussklaven und der Feldsklaven. Den weiblichen Dienerinnen winkt außerdem, wenn sie körperliche Vorzüge besitzen, die Beförderung zur Suria (Mitfrau) des Eigentümers, was übrigens an und für sich nicht von der Sklaverei befreit; erst die Geburt eines Kindes hebt die Knechtschaft auf.

Die Lage der Sklaven ist im allgemeinen nicht schlimm. Wegen Faulheit, Ungehorsam oder sonstiger Vergehen können sie gezüchtigt werden; töten aber darf sie der Herr nur, wenn sie im Ehebruch mit einer seiner Frauen ertappt werden, und auch dann läßt man wohl öfter Milde walten. Die Haussklaven werden von ihrem Herrn vollständig ernährt und bekleidet, die Feldsklaven dagegen arbeiten fünf Tage der Woche für ihren Besitzer und zwei Tage, an denen sie sich selbst ernähren müssen, für sich selber; andere leben vollständig für sich und zahlen nur eine bestimmte jährliche Abgabe an ihren Herrn, werden aber samt allem ihren Besitz, zu dem ebenfalls Sklaven gehören können, immer als dessen Eigentum betrachtet. Sklaven, die sich schlecht behandelt oder ernährt glauben, dürfen sich beim Rat der Ältesten beschweren, der, wenn er die Klage für berechtigt hält, entweder Abhilfe schafft oder den Besitzer zwingt, den Beschwerdeführer zu verkaufen.

Es ist sehr bemerkenswert, wie sich hier aus den Sklaven bereits ein Stand von Hörigen zu entwickeln beginnt, der nur noch in ziemlich losem Verhältnis zu seinem Herrn steht; anderswo in Afrika ist dieser Prozeß noch weiter fortgeschritten und hat selbst zu einer bedenklichen

Erschütterung der sozialen Machtverhältnisse geführt, so im Küstenland von Kamerun. „Die Sklaverei im Kamerungebiete", schreibt Conrau, „ist ziemlich milde, namentlich in der Nähe der Küste, wo die Herren ganz machtlos den Sklaven gegenüber sind. Letztere wohnen abgesondert von den Freien in besonderen Dörfern. So erlebte ich hier, daß die Sklaven des Makia in Mokonje, welcher sehr mächtig sein will, ihrem Herrn nicht gestatteten, in der Nähe ihres Dorfes Palmtriebe für mich zu schlagen. Das betreffende Baumaterial mußte von einem anderen Distrikt, der dem Makia selbst gehörte, herbeigeschafft werden. Die Balungs und Bakos gestehen es auch selbst ein, daß sie ihren Sklaven gegenüber völlig machtlos und ganz auf deren guten Willen angewiesen sind. Die Sklaven hier, meist Hochländer aus Bali, Bamum u. s. w., sind physisch und auch geistig ihren Herren überlegen. Sie haben meist auch eine anständigere Gesinnung als diese . . . Dabei kommt es oft vor, daß ein angesehener, thatkräftiger Sklave sich selbst Sklaven kauft und über dieselben in seinem Dorfe herrscht." Die Stämme im Inneren, wie die Bali, halten überhaupt keine Sklaven, sondern verkaufen ihre Kriegsgefangenen nach der Küste und bebauen ihr Land selbst.

Ein besonders düsterer Schatten fällt auf das Sklavenwesen durch die außerordentlich weit verbreitete Sitte, den Verstorbenen Sklaven mit ins Grab zu geben und überhaupt die Unglücklichen als blutige Opfer den höheren Gewalten darzubringen. Zum Teil mögen diese Bräuche auf die gewohnheitsmäßige Tötung der Kriegsgefangenen zurückgehen und insofern eher eine Abmilderung bedeuten, in der Hauptsache aber scheinen sie sich gemeinsam mit der Idee des Totenopfers zu entwickeln und arten dann hier und da zu gräßlichen Schlächtereien aus, so in den Negerstaaten der Küste von Guinea. In Dahomey hatten, nachdem der Sklavenhandel mit den Europäern zu Ende war, die alljährlichen Kriegszüge thatsächlich fast nur noch den Zweck, Menschenopfer für die großen Feierlichkeiten und Totenfeste herbeizuschaffen. Zum Glück hält in den meisten Fällen die Erwägung, daß jeder Sklave eine beträchtliche Summe Geldes wert ist, die Besitzer von einem allzu grausamen Vorgehen ab, wie denn überhaupt die wirtschaftliche Bedeutung der Sklaverei am nachdrücklichsten und frühesten ein Gefühl für den Wert des Menschenlebens und der Menschenwürde hervorruft. Es ist also ganz derselbe Weg, auf dem durch die Zwischenstufe des Frauenkaufes das weibliche Geschlecht höhere Achtung und ein besseres Schicksal erreicht.

Vielleicht noch schärfer als beim Sklavenwesen tritt die Sonderung von der Hauptmasse des Volkes rein nach der Herkunft bei jenen Pariavölkern hervor, die vielfach die Stelle der Sklaven in gewissem Sinne vertreten, ohne doch ihre Selbständigkeit aufzugeben; da sie sich indes, wenn auch offenbar erst nachträglich, auch in ihrem Berufe von den anderen geschieden haben, bilden sie schon einen Übergang zum Kastenwesen. Es wirken eben die einzelnen trennenden Momente in der Regel zusammen oder verstärken einander, so daß es schwer ist, sie als Reinkulturen nachzuweisen. So ist ja auch die Bildung sozialer Schichten nach dem Besitz, die scharfe Trennung von Reichtum und Armut, im Grunde schon bei der Entstehung des Adels und der Sklaven wirksam und kenntlich, als völlig vereinzelter Vorgang dagegen schwer zu beobachten. Es mögen deshalb einige allgemeine Bemerkungen über den Einfluß des Reichtums auf die Gesellschaft und über den Kampf gegen die maßlose Besitzanhäufung genügen.

Unter primitiven Verhältnissen ist es nicht leicht, durch Ansammeln von Reichtum sich über die Menge zu erheben, und noch weniger leicht, diesen Reichtum zu vererben. Für unstete Völker verbietet es sich ohnehin, Wertbesitz in größerer Menge mit sich zu führen, so daß es sich nur um recht kleine Schwankungen und Unterschiede handeln kann. Aber auch

bei seßhaften Stämmen ist der Kommunismus noch lange übermächtig und hindert gerade nach der Richtung hin, in der der Reichtum am ersten zersetzend wirken könnte, jede ungleiche Verteilung der Güter: der Landbesitz geht nur sehr allmählich aus den Händen der Sippe und des Stammes in die einzelner Eigentümer über, und auf die Lebensmittel wie überhaupt auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Daseins hat jeder Stammesgenosse ein Anrecht, mögen sie auch durch die Arbeit eines einzelnen beschafft sein. In anziehender Weise beschreibt Konrad Vetter derartige Zustände, wie sie sich beim Jabimvolke in Deutsch-Neuguinea finden und in der That typisch für viele primitive Stämme sind: „Ein Unterschied von reich und arm existiert nicht, kein Gegensatz verschiedener Stände; nie hat einer Überfluß, während sein Nachbar darbt. Daher findet sich auch kein Wort für reich und arm. Allerdings ist der eine angesehener als der andere, sein Wort wiegt schwerer, und durch seine Hand läuft mehr Wert. Aber sich bereichern, allein seinen Besitz genießen, kann keiner. Wird ein Schwein gekauft, so ist der Anteil dessen, der den Hauptpreis erlegt hat, nicht größer als dessen, der nur eine Kleinigkeit beisteuerte, ja, wer gar nichts dazu beitrug, kann ebenso viel davon essen. Der größte Ruhm für jenen besteht in dem Zeugnis, daß er alles ausgeteilt habe, sich selber mit Geringfügigem begnüge. Ebenso steht dem Jäger nicht freies Verfügungsrecht über ein erlegtes Schwein derart zu, daß er es zu seinem Vorteil verwenden könnte: gemeinschaftlich wird es gegessen ... Ein solcher Kommunismus ist der Feind alles Aufschwungs, alles Strebens; denn wer etwas hat, etwa durch Arbeit bei den Weißen erworben, hat nicht die unbeschränkte Nutznießung seiner Habe, sondern die Verpflichtung, mitzuteilen, um dem Vorwurf des Geizes und der Furcht, verhext zu werden, zu entgehen.“ In der Furcht vor Hexerei schimmert da wieder jenes große Machtmittel durch, das bei niederen Völkern zuweilen den Kulturfortschritt begünstigt, in der Regel aber ihn hemmt, und das erst von den Trägern der bis jetzt höchsten Kultur mit Bewußtsein verschmäht und unwirksam gemacht worden ist, ähnlich wie man sich vergifteter Waffen zu enthalten lernte.


Eisengeld der Fan, Westafrika. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 157.

Die kommunistischen Sitten der Jabim finden sich in derselben Weise bei den Eskimo wieder, die infolgedessen nach der Angabe Nansens nie zu wirklicher Wohlhabenheit kommen können, während die in ihrem Gebiete ansässigen Europäer sich bereichern. Am zähesten hält sich überall die Ansicht, daß Speise und Trank kein Privatbesitz sind, sondern daß jeder Bedürftige sich mit zum Mahle setzen kann, und wenn im Orient und in Spanien noch jetzt wenigstens formell die Umstehenden zur Teilnahme an der Mahlzeit eingeladen werden, so findet sich hier der letzte Rest dieses Kommunismus noch lebendig, und zwar auch in diesem Falle durch Aberglauben gestützt, da man gleichzeitig den „bösen Blick“ hungriger oder mißgünstiger Zuschauer vermeiden will. Das Wort „Essen“ ist in den meisten Sprachen von Wurzeln abgeleitet, die „Teilung, Austeilung“ bedeuten.

Am frühesten wird von dem Menschen das als Eigentum erkannt, was in engster Beziehung zum eigenen Wesen steht, was gewissermaßen einen Teil des Körpers bildet, aber durch willkürliche Arbeit der Laune und dem Charakter des einzelnen angepaßt ist, also zunächst Schmucksachen, Waffen, künstlich geschnitzte und verzierte Geräte, in weiterem Sinne dann auch Kuriositäten aller Art, die von diesem oder jenem aufgesammelt und als wertvoller Besitz bewahrt werden. Wie immer in primitiven Verhältnissen, wirkt der Glaube an Zauberei und überirdische Gewalten bestimmend mit, denn sehr leicht wird der Schmuck zum Talisman,

das Wertstück zur Geisterwohnung und zum Fetisch. Sobald sich Besitztümer in größerer Menge anzuhäufen beginnen, entsteht ein gewisser Kreislauf der Wertsachen innerhalb des Stammes, da sie zu Strafzahlungen und in der Folge als Geschenke und Steuern verwendet oder als Opfergaben den Priestern gebracht werden, bis sich dann endlich der Begriff des Geldes zu entwickeln beginnt, der dann unter dem Einflusse des Außenhandels erst seine volle Bedeutung erlangt. Dieser Außenhandel ermöglicht nun aber dem Klugen und vom Glück Begünstigten, große Schätze aufzuspeichern, und gibt damit den Anlaß zur Bildung einer neuen sozialen Schichtung.

Das geschieht nicht ohne Widerstand und Gegenwirkungen, die meist nur halb bewußt angewendet werden, aber sich anfangs sehr wirksam erweisen. Zunächst kann der Reiche, solange in Bezug auf Landbesitz und Nahrungs- und Genußmittel noch fast unbegrenzter Kommunismus herrscht und die Ansprüche an das Leben fast gleichartig sind, mit Hilfe des aufgehäuften Wertbesitzes sich kaum besondere Genüsse verschaffen, da der Stamm sich einfach bei allen besonderen Schmausereien auch ungeladen als Teilnehmer einstellen würde; es bleibt dem Besitzenden also nichts weiter übrig, als durch großartige Freigebigkeit sich einen Namen zu machen und Anhänger zu gewinnen, die in Streitfällen auf der Seite des Reichen stehen, mit anderen Worten, er muß seinen Besitz in Macht umsetzen; daher erklärt es sich auch, warum in primitiven Verhältnissen nur selten eine soziale Schicht der reichen Leute zu finden ist, sondern fast immer Reichtum und Häuptlingschaft oder Adel eng verbunden erscheinen. So wird bei den alten Indern aus dem Begriff des maghavân, des reichen Mannes, später der des Helden. In Aragonien tritt der Adel im frühen Mittelalter unter der Bezeichnung der ricos hombres, der reichen Leute, auf, was man später, als der Adel sein Ansehen mehr auf die Geburt als den Besitz zu stützen begann, gern symbolisch zu deuten suchte. Auch an die „Richerzeche“ in Köln ist hier zu erinnern. Im nördlichen Neupommern, wo neben den Sippenhäuptern und Kriegshäuptlingen auch die Reichen (uviana), die viel Muschelgeld im Besitz haben, als besondere soziale Gruppe unterschieden werden, fällt diese Gruppe doch meist mit den Sippenführern zusammen.

Wenn der Reichtum nicht nur vorübergehend den Einzelnen, sondern dauernd ganze Familien aus der Masse herausheben soll, muß er erblich sein; das aber liegt zunächst weder im Interesse des Besitzenden selbst noch in dem seiner Nachkommen. Der Kulturhöhe, die das Ansammeln von Reichtümern gestattet, entspricht fast immer eine leidlich geordnete Vorstellung über die Zustände im Jenseits, eine Vorstellung, die naturgemäß an die irdischen Verhältnisse anknüpft und es ganz natürlich erscheinen läßt, daß der Wohlhabende auch nach dem Tode in günstiger Lage sein wird, sofern man ihm nur die Verfügung über seine Schätze läßt. Indem man also mit einer durch Gespensterfurcht noch geschärften Gewissenhaftigkeit dem Toten alle seine Besitztümer mit ins Grab gibt oder sie für Lebende unbrauchbar macht, zerstört man unermeßliche Mengen von Wertbesitz und hindert vollkommen das Entstehen erblichen Reichtums. Es würde auf diese Weise sogar völlig unmöglich gemacht werden, daß sich auf der Grundlage des Besitzes eine dauernde Aristokratie bildete, wenn nicht wenigstens die Quellen des Reichtums erhalten blieben, mögen das nun günstige Handelsbeziehungen und Familienbande oder Landbesitz oder endlich Ansprüche auf die führende Stellung innerhalb des Stammes sein. So ist der Reichtum als solcher auf jeden Fall etwas Vergängliches, und es entspricht ohnehin ganz dem sonstigen Wesen der Naturvölker, sorglos mit ihm umzugehen und ihn lieber prahlerisch zu verschleudern, als ihn für klar erkannte Ziele einzusetzen. Wie kindische Eitelkeit dazu führen

kann, selbst die Quellen des Reichtums zu verstopfen, berichtet Spencer St. John von einem Teil der Kayans in Sarawak, die hauptsächlich vom Einsammeln der eßbaren Schwalbennester und deren Verkauf an chinesische Händler leben. „Ich will erwähnen", schreibt der Reisende, „daß diese Leute so aufgeblasen geworden sind, daß sie sich allen, mit Ausnahme der Europäer, für überlegen halten; und in ihrem Stolze haben sie thatsächlich begonnen, die Schwalben zu töten, die ihren Reichtum ausmachen, indem sie sagen, daß es einem Häuptling zieme, die kostbarsten Dinge zu essen, die er besitze, unbekümmert um die weiteren Folgen."

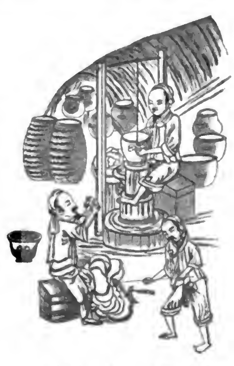
Wie unter höheren Kulturverhältnissen der Reichtum durch Erbteilung, gewagte Spekulationen u. s. w. zu zerfließen vermag, läßt sich in Europa zur Genüge beobachten, und ebenso die Entartung, der die bloße Aristokratie des Besitzes noch viel mehr ausgesetzt ist als der ursprünglich auf kriegerischer Tüchtigkeit beruhende Adel, der mit seinen endogamischen Gewohnheiten doch vor allem auf die Erhaltung einer bevorzugten Rasse hinarbeitet, während die Geldaristokratie derartige Gesichtspunkte nicht kennt oder sie doch nur allmählich annimmt. So kommt es, daß überall die reichen Kaufmannsfamilien die Neigung zeigen, in ihrer Nachkommenschaft zu degenerieren, und daß in Europa wie in China die großen Vermögen selten dauernd erhalten bleiben, sondern von genußfrohen Erben vergeudet werden.

Überblicken wir nochmals die bisher geschilderten sozialen Schichtungen, so zeigt es sich, daß sie verhältnismäßig einfach sind und auch dort, wo sie sich gegenseitig durchsetzen, leicht zusammenfließen und sich zu weniger verwickelten Formen zurückbilden: Adel und Reichtum vereinigen sich, um über der Masse des Volkes zu schweben, Arme und Unfreie sinken nach unten und bilden, mögen sie nun Sklaven heißen oder nicht, den Bodensatz der Gesellschaft; zwischen ihnen hält sich in der Regel, wenn auch nicht immer, der aus freien, aber nicht besonders bevorrechteten oder wohlhabenden Leuten bestehende Kern des Volkes, dessen Einfluß der Regierungsform eine mehr oder weniger demokratische Färbung gibt. Wenn die Kultur fortschreitet, beginnt jedoch auch diese Hauptmasse sich in Schichten zu sondern, die zuweilen die Gesellschaft völlig zersetzen und das gemeinsame Denken und Fühlen des Volkes ganz vernichten, in der Regel indessen nur schwächere und leicht verschwimmende Grenzlinien ziehen. Der Einfluß aber, der diese neuen Sonderungen hervorruft, ist die immer mehr um sich greifende Arbeitsteilung, ein Ausdruck, der freilich immer, wie schon oben gelegentlich betont, mit Vorbehalt gebraucht werden muß, da ja die Hauptmasse der zu leistenden Arbeit nicht von Anfang an vorhanden ist und etwa wie ein Kuchen in Stücke geschnitten und verteilt wird, sondern sich erst im Laufe der Differenzierung mehr und mehr herausbildet und sich aus einer Möglichkeit zur Notwendigkeit umgestaltet.

Dem ganzen Charakter der Naturvölker entspricht es durchaus nicht, anhaltende Arbeit als etwas Wünschenswertes, geschweige als etwas Edles oder nur Achtenswertes zu betrachten; wer nicht muß, arbeitet gewiß nicht in dieser Weise, und wer es doch thut, ist entweder ein armer Teufel oder ein Sklave. Von der ersten und natürlichsten Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib, die ja die gegebenen Unterschiede nur vertieft, aber keine neuen schafft, kann hier abgesehen werden; wohl aber führt es vielfach zur Mißachtung der produktiven Arbeit, daß nach und nach die Thätigkeit der Frauen, die den Bedürfnissen nicht mehr genügt, auf die ärmeren Männer übergeht; daß dieser Übergang meist auf dem Umwege über die Sklaverei erfolgt, trägt eben auch nicht dazu bei, das Ansehen der Arbeit zu steigern. Wenn dann endlich noch gewisse wenig geschätzte Thätigkeiten ganz und gar kulturarmen Pariastämmen oder den aus befreiten Sklaven bestehenden, ursprünglich fremdländischen Volksbestandteilen

zufallen, dann beginnt das eigentliche Kastenwesen emporzuschießen, um endlich, wie in Indien, das unbefangene freie Volksleben ganz zu vergiften. Wie alles das sich entwickelt und zusammenwirkt, läßt sich an einzelnen Beispielen nachweisen, da die Anfänge der komplizierteren Zustände noch gegenwärtig recht wohl zu erkennen sind.

An und für sich ist es ja ganz natürlich, daß auch unter den unkultiviertesten Stämmen die verschiedene Befähigung dazu führt, daß der eine diese, der andere jene Thätigkeit mit Vorliebe betreibt und wenigstens die Keime einer Sonderung nach Berufen entstehen. „Die Australneger“, sagt darüber Lumholtz, „sind im ganzen recht geschickt mit ihren Händen, doch ist ihre Begabung natürlich sehr verschiedenartig; der eine zeichnet sich z. B. als Korbmacher aus, der andere fertigt die besten Fischernetze oder Waffen.“ Wenn sich Berufe auf diese Weise allmählich aus den allgemeinen Beschäftigungen der Männer herausbilden, wird der Zustand der Gesellschaft im ganzen wenig verändert, höchstens erfreuen sich die besonders Geschickten, wie das an sich ja durchaus gerechtfertigt ist, allgemeiner Beliebtheit und Achtung. Die Lage ändert sich aber sofort, wenn Männer sich einer von den Weibern entwickelten Thätigkeit widmen.


Koreanische Töpfer. Nach J. D. E. Schmeltz.

Die wichtigste dieser Thätigkeiten ist der Ackerbau, der mit Notwendigkeit, falls er intensiv betrieben werden soll, aus den Händen der Frauen in die von Männern übergehen muß, die den Landbau zu ihrer vorwiegenden oder ausschließlichen Beschäftigung machen. Da sich, wenn der Übergang einmal stattfindet, in der Regel gleich große Gruppen des Volkes dem neuen Berufe zuwenden werden, so wird der Makel, der an der Feldarbeit haftet, oft rasch verschwinden, aber immer wird der hart arbeitende, von höherer Bildung meist ausgeschlossene Stand der Bauern eine gewisse Neigung zeigen, die unterste Schicht der Gesellschaft zu bilden, immer wird er vor der Gefahr stehen, von den höheren beweglichen Gruppen des Volkes ausgebeutet und unterdrückt zu werden. Die alte Abneigung gegen schwere Arbeit, die ja allerdings die Entfaltung höheren und feineren Geisteslebens hindert, tritt unter den oberen Ständen bis zur Gegenwart in der Gestalt hochmütiger Verachtung gegenüber Bauern und Handwerkern zu Tage. Wo Sklaverei herrscht, erscheint natürlich die Feldarbeit eines freien Mannes doppelt unwürdig, so früher nach Proyart in Loango, wo für den Mann nur die alten Thätigkeiten seines Geschlechts, Jagd und Fischfang, als angemessene Beschäftigungen galten.

Wenigstens der Vorwurf des Weibischen haftet nicht lange an der harten Arbeit des Landmannes; leichteren gewerblichen Berufen wird es dagegen viel schwerer, ihn abzuschütteln, und nicht selten liegt hier der Ausgangspunkt einer Geringschätzung, die erst nach langem Kampfe von der fortschreitenden Kultur überwunden wird. Die „Unehrlichkeit“ der Weber, wohl auch der Töpfer, die in Deutschland bis gegen Ende des Mittelalters bestehen blieb, dürfte auf die ursprünglich weibische Beschäftigung dieser Handwerker zurückgehen, da es an anderen stichhaltigen Gründen für die Mißachtung fehlt. Eine mehr komische Wendung hat die Sache bei den Schneidern genommen, denen es zwar gelungen ist, den Ruf eigentlicher Unehrlichkeit

von sich fernzuhalten, die dafür aber der Volkswitz seit Jahrhunderten unerbittlich mit Scherzen verfolgt, in denen das unmännliche Wesen der Scheren- und Bügeleisenhelden in ein möglichst grelles Licht gestellt und ihre körperliche Schwächlichkeit verhöhnt wird.

Hat eine allgemein verbreitete Grundstimmung schon für jeden angestrengt und, wie als selbstverständlich vorausgesetzt wird, nicht ganz freiwillig Arbeitenden ein gewisses Maß von Geringschätzung bereit, so wächst diese Stimmung bis zum Widerwillen, wenn die Arbeit selbst von besonders unangenehmer, widerlicher und schmutziger Art ist, oder wenn gar eine bedenkliche religiöse Unreinheit durch sie bedingt wird. Abdecker und Wasenmeister, im Zusammenhang damit auch die Gerber, sind vielfach Berufsstände, von denen sich die besseren Klassen geflissentlich fernhalten; wo religiöse Bedenken gegen den Fleischgenuß walten, gesellen sich auch die Fleischer zu der Schar verdächtiger Gewerbtreibender, wie nach Rockhills Angaben in Tibet und überhaupt im Gebiete des Buddhismus. Anderwärts wieder dehnt man den Verruf der Gerber auch noch auf die Sattler und Lederarbeiter aus, wobei vielleicht selbst Nachklänge totemistischer Anschauungen wirksam sind. Aber auch nach einer ganz anderen Richtung entwickelt sich der Abscheu vor gewissen Berufen: solange Gesang und Tanz zur eigenen Belustigung von den Volksgenossen betrieben werden, findet an ihnen niemand etwas Anstößiges, sobald dagegen berufsmäßige Sänger, Tänzer und Gaukler auftreten (s. die Abbildung, S. 161), verfallen sie mit wenigen Ausnahmen alsbald der allgemeinen Verachtung, in der Hauptsache wohl wegen ihres ungezügelten Lebenswandels und ihrer Loslösung vom schirmenden Verbande der Sippe. In Japan und überhaupt in Ostasien gehören diese Leute fast zur tiefsten sozialen Schicht. Wie schwer es selbst in Europa den Schauspielern geworden ist, das Vorurteil gegen ihren Beruf zu zerstreuen, ist bekannt genug, und sie haben ihr Ziel vor allem dadurch erreicht, daß die besseren Elemente ihres Standes sich der sozialen Hebung würdig zeigten.

Aus den verachteten Berufen entstehen leicht besondere erbliche Kasten, da die Söhne der anrüchigen Handwerker in der Regel nicht in die höheren Stände eindringen können, sondern wohl oder übel den Beruf ihres Vaters ergreifen müssen. In Deutschland bildeten auf diese Weise die Scharfrichter bis ins vorige Jahrhundert hinein einen besonderen, notgedrungen streng endogamischen Stand, der sich wohl hin und wieder aus der übrigen Bevölkerung erergänzte, aber äußerst selten eines seiner Mitglieder in andere, weniger verrufene Stände übergehen sah. Es war ein für die damalige Zeit gewaltiger Kulturfortschritt, als gegen Ende des 18. Jahrhunderts einzelne Scharfrichtersöhne sich die Berechtigung erkämpften, Medizin zu studieren — als unzünftige Ärzte hatten die Scharfrichter ja immer gewirkt — und die Heilkunst öffentlich und als „ehrlichen" Beruf auszuüben.

Oft ist es aber gar nicht nötig, daß sich aus dem eigenen Volke besondere Gruppen aussondern, die sich mit den am wenigsten geschätzten Berufen abgeben; die Gelegenheit, diese unangenehmen Thätigkeiten auf Stammesfremde abzuwälzen und somit Berufs- und Rassensonderung zu vereinigen, bietet sich vielfach und wird immer gern benutzt.

Zuweilen scheinen derartige niedere Klassen aus ehemaligen Kriegsgefangenen hervorzugehen. Mit Bestimmtheit läßt sich das von den Yeta behaupten, die in Japan zusammen mit den Hinin (obdachlosen Strolchen japanischen Ursprungs) die achte Klasse, d. h. die Hefe der Bevölkerung, bilden, und die nach der Überlieferung Nachkommen koreanischer Kriegsgefangener sind. Diese Unglücklichen, die außerhalb der Ortschaften wohnen müssen und kein Haus eines Höherstehenden betreten dürfen, sind die Abdecker, Gerber und Lederarbeiter des Landes, denen besonders das Wegschaffen des toten Viehes obliegt. Ihnen gleichgestellt ist, wie gesagt,

nur der völlig verkommene Teil des japanischen Volkes, während die anständigeren Bettler, die Schauspieler und die Freudenmädchen in der siebenten Klasse vereinigt, den Yeta also noch übergeordnet sind.

In der Regel bestehen die stammfremden Berufskasten dagegen aus Naturvölkern, die im Bereiche höherer Kultur zurückgeblieben sind oder sich eingedrängt haben, und die nun, soweit sie nicht von Diebstahl und Bettelei leben, wohl oder übel eine Reihe von Thätigkeiten monopolisiert haben, die ihnen von der kultivierten Rasse mit Freuden überlassen werden. In diesem Sinne vertreten im Somalilande, wie Paulitschke treffend hervorhebt, diese Pariavölker die fehlenden Sklaven. So betreibt der Stamm der Tumalod, wie Haggenmacher berichtet, hauptsächlich die Schmiedekunst, die ja so oft zu den verachteten Gewerben gehört; die Yiber verdienen sich ihr Brot als Zauberer, Tänzer und Jäger, nach anderen Quellen auch als Gerber, Sattler und Teppichmacher; die Midgan endlich sind Jäger, Wasenmeister oder Ärzte. Daß hier auch die Jagd als verachtetes Gewerbe auftritt, erklärt sich aus der Anschauungsweise der Somal, die als echte Nomaden nur in der Viehzucht eine menschenwürdige Beschäftigung erblicken. In einem anderen Teile Afrikas, in Senegambien, sind die Pariavölker ebenfalls von besonderer Wichtigkeit, unter ihnen z. B. die Laobés, die unstet umherziehen, hauptsächlich Holzgeräte fertigen, aber nach den Angaben Hecquards auch als Schmiede und Schuhmacher thätig sind. Wie de Crozals, der sie neuerdings genauer beobachten konnte, über sie berichtet, erbauen sie sich ganz nach Art der unsteten Jägervölker Zweighütten an den Waldrändern; sie sind verachtet, aber wegen ihrer gewerblichen Thätigkeit und ihrer Neigung zum Handeln und Schachern den übrigen Bewohnern des Landes unentbehrlich, heiraten nur unter sich, treiben wie unsere Zigeuner die Wahrsagerei und scheinen Reste einer eigenen Sprache und einer höchst primitiven Religion zu bewahren. Erst in einem einzigen Distrikt ist es gelungen, einen Teil des Völkchens seßhaft zu machen. Inwiefern die Griots in Senegambien zu den eigentlichen Pariastämmen



Chinesische Schauspieler. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 160.

zu rechnen sind, ist immer noch zweifelhaft. Sie ernähren sich hauptsächlich als Musiker, Lobsänger, Tänzer und Tanzmeister, treten auch wohl als Gesandte und Vermittler auf, wozu sie ihre Beredsamkeit und ihre zigeunerhafte Lebensweise besonders geeignet macht, sind beliebt und gern gesehen, aber dabei doch eine Kaste, die von den anderen gesellschaftlich getrennt bleibt und im Grunde verachtet wird. Daß man sie nicht in die Erde begräbt, sondern in hohlen Affenbrotbäumen beisetzt, soll ebenfalls ein Zeichen ihrer verachteten Stellung sein, dürfte aber viel eher auf einen alten Stammesbrauch zurückgehen; Labat erhielt auf alle seine Fragen nur die Erklärung: „Es ist so Landesbrauch."

Seinen günstigsten Nährboden hat das Pariatum in Vorderindien gefunden, wo es neben und unter dem eigentlichen Kastenwesen üppig wuchert. Wie aus den unsteten Zigeunervölkern des Pandschab die niederen Handwerkerkasten hervorgehen, hat Emil v. Schlagintweit so vortrefflich geschildert, daß seinen Worten kaum etwas hinzuzufügen ist. „Wanderstämme und niedere Handwerkerkasten", sagt er, „stehen miteinander in innigster Verbindung; die letzteren sind aus ersteren hervorgegangen. Eine Sippe, die von Walddickicht zu Walddickicht, von Dorf zu Dorf sich wendet, dem Schakal, Fuchs und kriechenden Gewürm nachzieht und von Aas lebt, das sie auf dem Wege findet, sich mit einem Dache aus Riedgras als Hütte behilft, geschlechtlich sich ohne Rücksicht auf Verwandtschaft den Mitgliedern, gegen Geld Dritten hingibt, Gelegenheit zu Diebereien sucht, nicht aber meidet, eine solche Gesellschaft zeigt die Lebensgewohnheiten des Zigeuners und findet sich zahlreich im Pandschab. Die nächste Stufe ist die Niederlassung in Dörfern zur Verrichtung verachteter Arbeit; man lebt noch von Aas. Auf der gesellschaftlichen Leiter steigt weiter, wer vom Mattenflechten aus Gräsern zum Gerben von Häuten übergeht; dem Essen von Aas entsagt diese Gruppe noch nicht. Erst der Gerber, der zur Weberei greift, wird vom Hindu als seinesgleichen erklärt und ist dem unsauberen Mahle von Gewürm und Aas entfremdet. Dieser Wandel geht im Pandschab fortwährend unter den Augen der lebenden Generation vor sich." Es scheint freilich, daß die eigentlichen Wanderstämme zum großen Teile zäh an ihrer alten Lebensweise festhalten, und daß es immer nur Bruchstücke dieser Völkchen sind, die eine aufsteigende Entwickelung einschlagen; so sind namentlich die Beldar, die als Erdarbeiter thätig sind und kurioserweise, weil man sie bei Herstellung der heiligen Teiche und Badeplätze nicht entbehren kann, zur brahmanischen Kaste gerechnet werden, trotz dieser Rangerhöhung die alten heimatlosen Wanderer geblieben. Aus der Bruthitze des Pandschab sind auch unsere Zigeuner ausgeschwärmt, deren Verwandte noch jetzt in zahlreichen zerstreuten Haufen das Stromgebiet des Indus durchziehen und sich durch Seiltänzerkünste, Wahrsagen, Quacksalberei und dergleichen nähren, im übrigen aber wie ein echtes unstetes Naturvolk von den Früchten des Waldes und den Ergebnissen der niederen Jagd leben.

Wie sich in diesen Fällen verachtetes Volk und niederes Gewerbe zusammenfinden, ist verständlich genug; schwieriger läßt sich die Frage lösen, warum bei so zahlreichen Völkern der Schmied eine Sonderstellung einnimmt, sei es, daß er als eine Art verachteter Paria sein Gewerbe treibt und von der Masse des Stammes gesondert bleibt, wie im größten Teile des Sudan, sei es, daß er unbeschadet eines unheimlichen Zuges, der ihm fast immer anhaftet, allen anderen Handwerkern voransteht, wie vielfach in Indonesien (s. die Abbildung, S. 163), und selbst Fürstensöhne im Wetteifer mit ihm den Hammer schwingen sieht. Die Hochachtung vor der Schmiedekunst erklärt sich leicht bei kampfesfrohen Völkern, denen die eiserne Waffe der höchste Besitz ist, und es entspricht ganz dem mutigen Geiste der arischen Vorzeit, daß im alten Hellas der Schmied Hephästos unter den unsterblichen Göttern erscheint oder die düster-gewaltige

Reckengestalt Wielands des Schmiedes sich aus dem wallenden Nebel der deutschen Heldensage bedeutungsvoll emporhebt. Aber woher auf der anderen Seite die Mißachtung, die so oft den handfesten Schmied zum kümmerlichen Anhängsel seines Volkes herabdrückt?

Eine einzige, für alle Fälle genügende Ursache dürfte sich nicht finden, wohl aber wirken mehrere hier verhängnisvoll zusammen. Manchmal scheint der Umstand, daß der Schmied zuerst unter allen Volksgenossen gewerbsmäßig arbeitet und dem edlen Müßiggang des freien Mannes entsagt, bereits zu genügen, um dem fleißigen Mann ein mehr oder weniger großes Maß von Geringschätzung einzutragen. Anderwärts sind es thatsächlich Pariastämme, die sich der Schmiedekunst widmen, und die infolgedessen in Gebieten, wo die Bearbeitung des Eisens noch wenig bekannt ist, als willkommene Einwanderer aufgenommen werden, ohne daß man im übrigen die Mißachtung gegen sie aufgibt. Wo aber die Eisenbereitung aus den Erzen, die ja meist eng mit der Schmiedekunst verknüpft ist, in größerem Umfange betrieben wird, da ist sie wieder, wie Lippert richtig bemerkt, eine an den Ort geknüpfte Thätigkeit, und das ganze Gewerbe ist weniger beweglich als das übrige Volk. So kann es sich ereignen, daß ein fremdes Volk erobernd eindringt und die bisherigen Bewohner aus ihrer Heimat vertreibt, daß dagegen die Schmiede zurückbleiben und als nützliche Kaste geschont, aber freilich dabei in eine Helotenstellung hinabgedrückt werden. Das scheint besonders oft den älteren Bewohnern des erzreichen Altaigebirges geschehen zu sein. Auch der entgegengesetzte Fall ist möglich: man schont im Kriege die gefangenen Schmiede, führt sie aber mit weg und siedelt sie anderswo an, um die Kunst dort einzubürgern; auch dann bleibt die Geringschätzung der ehemaligen Kriegsgefangenen, die überdies Stammesfremde sind, oft noch lange erhalten. Auch andere Handwerker sind im Sudan und in Senegambien zwangsweise in Ländern mit geringer Gewerbthätigkeit angesiedelt worden, und mit den Schmieden, die ja meist die einzigen Handwerker sind, ist das eben nur öfter geschehen als etwa mit Webern oder Färbern. Daß im Grunde doch die Hauptwurzel der Mißachtung in der Geringschätzung körperlicher Arbeit liegt, ergibt sich übrigens aus einem Blick auf die geographische Verbreitung der Pariaschmiede in Afrika: sie finden sich nur dort, wo der Nomadismus mit seiner Arbeitsscheu vorherrscht, nicht aber in den rein ackerbautreibenden Gebieten, deren Bewohner in der Arbeit keine Entwürdigung sehen.



Javanische Schmiede. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 162.

Es wäre seltsam, wenn sich bei alledem nicht wieder jener Glaube an unheimliche Mächte geltend machen sollte, dem wir schon mehrmals als Stütze primitiver Anschauungen begegnet sind; nicht nur das Volk wird in der Thätigkeit des Schmiedes, in seinem vertrauten Umgang mit dem feindlichen Element des Feuers, in dem Sprühen der Funken und den dumpfen

Schlägen des Hammers leicht etwas Geheimnisvolles sehen, auch der Schmied selbst, der ja in keiner Weise über seinen Stammesgenossen steht, wird geneigt sein, durch Zaubermittel und wunderliche Bräuche aller Art den Unfällen und Störungen entgegenzutreten, denen sein Gewerbe mehr ausgesetzt ist als die meisten anderen; er wird sich schließlich zu einem Spezialisten in allerlei Zauberwerk und Kurpfuscherei heranbilden und zum Ratgeber des Dorfes in bedenklichen Fällen. Bei aller Mißachtung ist oft die Furcht vor den geheimen Künsten des Schmiedes sein bester Schutz, ja er kann in den Geruch einer gewissen Heiligkeit kommen und priesterliche Funktionen ausüben, wie der berühmte Schmied von Gretna-Green, der Hort und Trost aller unglücklichen Liebenden in England und Schottland. Auch andere Gewerbtreibende erringen sich auf ähnlichem Wege eine bevorzugte Stellung, wie die Barbiere in Indien oder die heiligen Kahnbauer auf manchen Inseln Polynesiens.

Wenn sich einmal neue soziale Schichten, die aus Gewerbtreibenden verschiedener Art bestehen, innerhalb der Gesellschaft gebildet haben, so werden die gewerblichen Gruppen leicht die Neigung zu engerem Zusammenschluß zeigen, besonders dort, wo das Sippenwesen nicht mehr alle anderen Verbindungen ausschließt oder unnötig macht. Unter einfachen Verhältnissen ist dieser Zusammenschluß, wo nicht eben die Rassensonderung mitspricht, nicht besonders nötig, und es müssen schon eigenartige wirtschaftliche und religiöse Gründe mitsprechen, wenn sich Zustände bilden sollen, wie sie Liebrechts vom mittleren Congo schildert. „Die Dörfer der Eingeborenen", sagt der belgische Beobachter, „liegen oft in Gruppen zusammen. Sie unterstützen sich gegenseitig und ergänzen einander gewissermaßen. Jede Gruppe hat ihre mehr oder weniger ausgesprochene Spezialität: die eine beschäftigt sich mit der Fischerei, die andere mit dem Einsammeln des Malafu, die dritte widmet sich dem Handel und ist die Vermittlerin, die alle von außen kommenden Güter einführt; die nächste betreibt vorzüglich Arbeiten in Eisen und Kupfer, fertigt Kriegs- und Jagdwaffen und verschiedene Geräte. Keine aber kann ihre Besonderheit aufgeben, ohne sich einem allgemeinen Verruf auszusetzen. Es versteht sich von selbst, daß die arbeitsamste Gruppe am reichsten sein wird. Und da der Reichtum von den Mächtigen unterstützt wird, bilden sich in den Dörfern Gesellschaften, die sich bestreben, das ganze Ergebnis der Arbeit an sich zu ziehen. Zur besseren Erreichung dieses Zweckes entsteht ein Einverständnis zwischen den Häuptlingen, den Zauberpriestern und den geschicktesten Arbeitern, und diese Gesellschaft, die an sich schon sehr mächtig ist, legt sich einen heiligen Charakter bei. Die Geschicklichkeit der Arbeiter entspringt übernatürlichen Ursachen. Die Gesellschaften verkünden, daß die große Menge nicht ohne schwere Gefahr ähnliche Arbeiten ausführen könne, und die Masse wird also gewaltsam der Möglichkeit beraubt, ihre Befähigung zur Arbeit zu zeigen."

Es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß hier die Form der Geheimbünde, die ja an sich einer ganz anderen Quelle entspringt, einmal auf das wirtschaftliche Leben angewendet worden ist und Verhältnisse geschaffen hat, die an den mittelalterlichen Zunftzwang erinnern. Wo dieses mächtige Hilfsmittel nicht zur Verfügung steht, ist auch in kultivierteren Gebieten die Entwickelung nicht sehr weit vorgeschritten. Vielleicht gibt den ersten Anstoß zu geselligem Zusammenschluß der Gewerbtreibenden das Marktwesen, das ja besonders in Afrika sehr ausgebildet ist und ganz von selbst dazu drängt, daß die Verkäufer gleicher Waren auch nebeneinander ihre Sitze aufschlagen, um von den Kunden leichter aufgefunden zu werden. Wo Marktordnungen bestehen, wird dieser Brauch zum festen Gesetze, so nach den Angaben Ramseyers und Kühnes in Aschanti. Im Sudan kommt es dann schon vielfach so weit, daß die Handwerker Gesellschaften bilden, an deren Spitze Obermeister oder Aufseher stehen, die meist nicht von den Zunftgenossen,

sondern vom Fürsten ernannt werden und die Abgaben der Handwerker einzutreiben haben; in den größeren Städten wohnen dann auch die Angehörigen einer Zunft gern in einem besonderen Quartiere zusammen, wie in Kátsena nach Barths Bericht die Schuhmacher, Weber und Sattler, in Kano die Grobschmiede. Staudinger fand in Saria die Grobschmiederei in den Händen einer „Gewerkschaft", die Abgaben an einen Obermeister zahlte; dieser letztere fertigte außerdem mit seinen Söhnen, Verwandten und Gesellen die feineren Schmiedearbeiten an; alle Schmiede aber bewohnten zusammen ein bestimmtes Stadtviertel. Auch im Bazarwesen der islamitischen Welt sind die Berufsgenossen in bestimmten Gassen vereinigt, ohne daß in der Regel ein Zwang von oben her dazu nötig ist.

Daß die Handwerkerzünfte auch in Deutschland zunächst nicht demokratisch organisiert waren und erst allmählich das Recht erlangten, sich ihre Vorsteher selbst zu wählen, ist bekannt; die erste Zunft z. B., die der Bischof von Basel in seiner Stadt errichtete, stand unter einem vom Bischof ernannten Obermeister, den wieder einer der bischöflichen Dienstmannen beaufsichtigte. Am frühesten scheinen die Goldschmiede eine selbständige Stellung errungen zu haben, während vielen anderen Gewerben noch lange Reste ihrer Unfreiheit und selbst Unehrlichkeit anhingen; es ist dabei selbstverständlich, daß die aus den Handwerkern sich bildenden sozialen Schichten in der Hauptsache nur in den Städten als bedeutungsvolles Element der Gesellschaft auftreten können, daß somit ihre Wichtigkeit in einem gewissen Verhältnisse zur Zahl und zum Einflusse der Städte steht.

Schon bei der Betrachtung der höheren Stände zeigte sich, daß die den Volkskörper bauenden und belebenden Kräfte geneigt sind, die einander durchkreuzenden sozialen Schichtungen zu vereinigen und zu vereinfachen. Dasselbe hat uns ein Blick auf jene Vorgänge gelehrt, die fremde Volkselemente die niedrigen Berufsarten ergreifen ließen, so daß Rassen- und Klassensonderung zusammenfielen. Aber diese Vereinfachung hat eine Grenze, und wie der menschliche Geist, wenn er einmal auf eine bestimmte Gedankenbahn gebracht ist, durch pedantische Ausbildung gegebener Keime neue und im ganzen wenig lobenswerte Verwickelungen zu schaffen vermag, zeigt am besten das berüchtigte *indische Kastenwesen*, das einem hochbegabten Volke endlich alles Verständnis für Vaterlandsliebe und gesunde Politik geraubt hat.

Das arische Volk, das vor Jahrtausenden in die indische Ebene als erobernde Rasse hinabstieg, war schon damals in drei soziale Klassen geschichtet, indem über der Masse des freien Volkes sich ein Priester- und ein Kriegeradel gebildet hatte; es läßt sich das schon daraus schließen, daß auch die alten Iranier, die nächsten Verwandten der arischen Inder, diese drei Klassen besaßen, unter denen sich später eine vierte, die der Handwerker, als tiefste Schicht entwickelt hat. Aber die indischen Arier, die sich einer ungeheuren Zahl sehr verschieden gearteter, in der Kultur auf ganz ungleichen Stufen stehender Völker und Stämme gegenüber befanden, konnten auf die Dauer mit einer vierten Kaste, der die unterworfenen Ureinwohner angehörten, nicht auskommen, so daß sich schon früh die Neigung zeigt, die dauernd feindseligen oder höherer Kultur unfähigen Elemente der Eingeborenen als Parias von den übrigen zu sondern. Wie sich dann bald durch Teilung der Hauptklassen, bald durch Aufsteigen niederer Schichten und Hinabsinken höherer eine bis ins Unsinnige wachsende Zahl von Kasten gebildet hat, ist bei dem Mangel der Hindus an historischem Sinn, der keine zuverlässige Geschichtschreibung entstehen ließ, nicht mehr zu verfolgen; die oft ausgesprochene Ansicht, daß der Buddhismus das Kastenwesen zertrümmert habe, worauf es nach der Verdrängung der neuen Lehre wieder unordentlich emporgeschossen sei, scheint nicht haltbar, schon angesichts der Thatsache, daß auch

im buddhistischen Ceylon das Kastenunwesen blüht. Es sind wohl in der Hauptsache wirtschaftliche Beweggründe, also die Arbeitsteilung, und die Einflüsse einer pedantischen und dabei wüstphantastischen Weltanschauung und Religion gewesen, die das Wuchern des sozialen Unkrauts, wie man die Kasten vom Standpunkte des menschlichen Fortschritts wohl nennen darf, begünstigt haben, während als Grundzug des Ganzen immer die Rassenfeindschaft zwischen hellfarbigen Ariern und dunklen Urbewohnern erhalten blieb. Alles, was die Trennungen verstärken konnte, wurde dabei gepflegt und hervorgesucht, exogamische und endogamische Heiratsgesetze wirkten nebeneinander, und die alten totemistischen Speiseverbote wurden zu besonders willkommenen Mitteln, allen engeren Verkehr zwischen den verschiedenen Kasten und ihren Unterabteilungen zu hindern. Selbst die Priesterkaste der Brahmanen zerfällt wieder in 35 Unterkasten, zwischen denen keine Wechselheiraten stattfinden, und diese wieder in Gotras (Sippen), die exogamischen Ehegesetzen folgen.



Hindu-Bauern. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 165.

Es wäre indessen verkehrt, nur die üble Seite des Kastenwesens ins Auge zu fassen; handelt es sich bei dieser Einrichtung doch im Grunde nur um einen verzweifelten Kampf zur Erhaltung edlerer Rasseninstinkte und höherer Kultur, den ein in tropisches Klima und unter rohe Völker versetzter arischer Stamm seit Jahrtausenden besteht. Das Erziehende, das in der Sonderung nach Kasten liegt, tritt auch heute noch deutlich zu Tage, denn wenn auch die Heiratsverbote und sonstigen Schranken nicht fallen, so hängt es doch nur von dem Verhalten und der Lebensweise einer Kaste ab, ob sie sich mit der Zeit höherer Schätzung erfreuen oder in der Achtung der übrigen sinken soll. Es mag hier genügen, an jene Worte Schlagintweits zu erinnern, die das Aufsteigen der Parias in eine höhere Rangordnung schildern (vgl. S. 162).

Über die Verhältnisse auf Ceylon, die als Parallele zu den hinduistischen Zuständen sehr wichtig sind, hat Emil Schmidt einen klaren Überblick gegeben. Die höchste Klasse der

buddhistischen Singhalesen, die natürlich keine Brahmanen haben, sind die Goiwansa, wahrscheinlich die reinsten Nachkommen der arischen Einwanderer, die Kaste der Landbebauer und Krieger. Ihnen zunächst im Range folgt die Kaste der Fischer, ferner die der Palmweinbauern, dann die in zahlreiche Unterabteilungen zerfallende Kaste der Handwerker, der indessen nicht alle Gewerbtreibenden angehören; gewisse Berufe gelten auch hier für weniger vornehm oder für anrüchig. So vertreten die Töpfer und die Barbiere besondere Kasten, die aber immerhin noch zu den angeseheneren gehören. Eine Mittelstufe zwischen den höheren und niederen Kasten bilden die Wäscher, unter denen eine Unterabteilung nur die Wäsche der besseren Volksklassen besorgt und diesen zugerechnet wird, während die anderen zu einer tieferen Schicht gehören. Gering geschätzt sind die Kasten der Zimtsammler, der Zuckersieder, der Kalkbrenner, der Weber, der Grasschneider und der Palankinträger, der Eisenschmelzer, der Henker und Leichenträger und der Trommler; noch tiefer stehen die Korbflechter, die Mattenweber, die Tänzer und die Unterkaste der Wäscher, die sich mit den Kleidern dieser niedersten Klassen befaßt. Die Hefe des Volkes endlich bilden die Rodias, die den Parias der vorderindischen Halbinsel entsprechen. „In der Zeit", schreibt Schmidt, „wo noch nicht europäischer Einfluß an den gesellschaftlichen Anschauungen und Formen gerüttelt hatte, galt jede Berührung mit ihnen als die größte soziale Verunreinigung; begegneten sie jemandem, und war dieser auch nur ein Mitglied der niedersten Kaste, so mußten sie in weitem Bogen ausweichen, weil schon die Luft in ihrer Nähe verunreinigte. Sie mußten auf dem Marsche immer laut rufen, damit jeder Entgegenkommende Zeit hatte, so lange stehen zu bleiben, bis sie die vorgeschriebene Entfernung seitlich vom Wege erreicht hatten, mochten sie dabei auch im Schlamm eines Reisfeldes versinken oder von den Dornen eines Dschangels blutig gerissen werden. Es war gar nicht daran zu denken, daß sie sich einem Hause hätten nähern, geschweige denn es betreten dürfen; von weitem mußten sie vor einem Tempel stehen bleiben, wenn sie beten wollten, von weitem vor dem Gerichtshaus, aus dem ihnen bei Verhandlungen Fragen zugerufen wurden."

Das indische Kastenwesen ist wohl die raffinierteste Anwendung aller trennenden Schranken innerhalb eines Volkskörpers, ohne doch die Reinheit der Rasse und der Kultur verbürgen zu können. Unter den Kulturvölkern Europas und zum Teil auch Ostasiens hat die steigende Gesittung alle Ansätze zu kastenartiger Sonderung zersprengt und als letzte und edelste Form der sozialen Schichtung die nach Charakter und Bildung übriggelassen, nach Eigenschaften also, die unter primitiveren Verhältnissen nur als nebensächliches Moment mit wirksam sind. Die chinesischen Examina, die wie durch immer enger werdende Siebe die männliche Bevölkerung des Landes durchgehen lassen, würden vielleicht in diesem Sinne das leuchtendste Vorbild auch für uns sein, wenn sich die Tüchtigkeit und Gediegenheit eines Menschen überhaupt durch Prüfungen vollständig ermitteln ließe. Die Erfahrung zeigt doch, daß die europäische freiere Lebensart die wertvollen Elemente des Volkes leichter an die Oberfläche gelangen läßt, als dies das pedantische Prüfungswesen der Ostasiaten vermag.

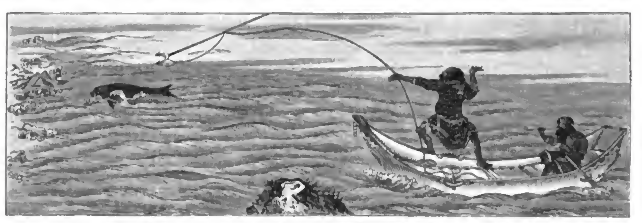
---

3. Anfänge des Staates.

Der Staat ist die höchste Entwickelungsform des „sozialen Körpers", wie Schäffle die organische Verbindung zwischen Gesellschaft und Gütern bezeichnet hat, und nicht alle Gruppen der Menschheit haben diese Stufe erreicht. Freilich wird es, wie das im Gebiete der Völker- und

Gesellschaftskunde nun einmal der Fall ist, keine scharfe Grenze zwischen den einfacheren Formen des sozialen Zusammenlebens und dem Staate geben, aber die ungefähre Lage dieser Grenze muß doch angegeben werden, wenn der Begriff des Staates vom entwickelungsgeschichtlichen Standpunkt aus bestimmt werden soll; die zahlreich vorhandenen haarscharfen Definitionen, was er ist und was er bezweckt, können uns hierbei nichts nützen.

Zweifellos sind es nun die Sippen und die ursprünglich durch die Männergesellschaft verknüpften Altersklassen und Sippenverbände, mit anderen Worten die Stämme, die allmählich zu Staatenbildnern werden. Aber ein Stamm als solcher ist noch kein Staat und kann nie einer sein; das Wort Staat umfaßt zugleich den gemeinsamen Besitz des Stammes an beweglichen und unbeweglichen Gütern. Keines dieser Güter aber ist so wichtig wie der Boden oder das Gebiet, auf dem das Leben des Stammes und Volkes sich abspielt. Mag daher immerhin die gesellschaftliche Entwickelung der Sippen zu Stämmen, der Stämme zu Völkern mit gemeinsamem Bewußtsein der wichtigste Vorgang bei der Entstehung des Staates sein, so geht doch



Aino beim Seehundsfang. Japanische Zeichnung. Nach D. Mac Ritchie. Vgl. Text, S. 170.

unabänderlich nebenher eine festere Verknüpfung mit dem Boden im wirtschaftlichen und im politischen Sinne, in den meisten Fällen auch eine Ausdehnung des Gebietes. Es ist seltsam genug, daß erst Friedrich Ratzel in seiner „Politischen Geographie“ dieser Thatsache völlig gerecht geworden ist, nachdem unzählige scharfsinnige Köpfe seit Aristoteles das Problem des Staates durchdacht und behandelt hatten — wahrlich ein schöner Beweis, welche Verjüngung die geographisch aufgefaßte Völkerkunde mit ihrem unerschöpflichen, auf Beobachtung beruhenden Stoffe alternden Wissenschaften zu bringen vermag. „Wenn wir von einem Staate reden“, sagt Ratzel, „meinen wir, gerade wie bei einer Stadt oder einem Weg, immer ein Stück Menschheit und ein menschliches Werk und zugleich ein Stück Erdboden. Sie gehören notwendig zusammen. Der Staat muß vom Boden leben. Nur die Vorteile hat er fest in der Hand, deren Boden er festhält. Wir sehen im Laufe der Geschichte alle politischen Kräfte sich des Bodens bemächtigen und eben dadurch staatenbildend werden ... So wird uns denn der Staat zu einem Organismus, in den ein bestimmter Teil der Erdoberfläche so mit eingeht, daß sich die Eigenschaften des Staates aus denen des Volkes und des Bodens zusammensetzen.“ Es ergibt sich schon aus dieser kurzen Darstellung, daß ein Staat um so höher steht, je fester er mit seinem Boden verknüpft ist, während es ein Stadium lockerer Verknüpfung geben muß, das den Begriff des Staates ausschließt. Das Festhalten am Boden aber tritt teils innerhalb des Volkes zu Tage, indem die Einzelnen bestimmte Besitzrechte erwerben und das herrenlose oder gemeinschaftliche Gebiet mehr und mehr aufgeteilt und in seinen Resten fest umgrenzt wird, teils erscheint es

nach außen hin in der Entwickelung fester Grenzen, die gemeinsam verteidigt oder bei wachsender Volkszahl und Kraft erweitert werden; an die Stelle der verschwommenen Rechte aller auf das Land tritt die gemeinsame Bürgschaft des Volkes für die Besitzrechte jedes Einzelnen.

Damit dieser Umschwung möglich werde, muß an die Stelle des Sippen- und Familienbewußtseins ein allgemeines politisches Bewußtsein treten, das nur entstehen kann, wenn die kleinen Gruppen durch Zusammenschluß größere gesellschaftliche Organisationen bilden, die dann weniger durch Blutsverwandtschaft als durch die gemeinsame Sprache und Sitte zusammengehalten werden. Je stärker der Stammes- und Volksverband wird, desto mehr verfällt das ursprünglich engherzige Sippenwesen der Zersetzung, desto vollkommener kann sich das eigentliche Staatsleben ausbilden. So gehört denn zum Begriff des Staates eine gewisse Größe der Volkszahl und damit in der Regel auch des Wohngebietes. Der Zusammenschluß zu größeren Verbänden kann in verschiedener Weise erfolgen. Wundt hat darauf hingewiesen, daß sich ein Staat entweder aus der Familie oder Geschlechtsgenossenschaft durch Vermehrung der Menschenzahl entwickeln kann oder durch Vereinigung verschiedener Elemente bei gemeinsamer Gefahr; es scheint aber, daß am häufigsten beide Ursachen in gewisser Weise zusammenwirken, indem eine Gruppe sich in neue, kleine Gruppen spaltet, die sich zunächst feindselig gegenüberstehen oder wenigstens keinen engeren Verkehr haben, bis sie dann mit wachsender Kultur sich einander wieder nähern und auf Grund der vorhandenen Sprachverwandtschaft zu einem größeren Volke zusammenschließen. In dieser Weise scheint das Volk der Athener auf dem Boden Attikas entstanden zu sein. Freilich kann auch Unglück und Menschenverlust die Einigung begünstigen; die Beobachtung, daß starke Völker der Ameisen sich wütend bekriegen, schwache dagegen die Neigung zeigen, sich zu vereinigen, ist in der Menschheitsgeschichte nicht ohne Parallelen.



Walfischjagd. Eskimozeichnung. Nach W. J. Hoffman. Vgl. Text, S. 170.

Bei der Entstehung des Staates handelt es sich also um die Beziehungen der Menschen zum Boden, zunächst um den gemeinsamen Besitz, an dem jedes Mitglied der Sippe oder des Stammes Anteil hat, dann um die Ansprüche des Einzelnen an bestimmte Teile des Landes, wodurch auch die Gemeinschaft als Ganzes erst feste Wurzeln im Boden schlägt, und endlich um die höheren Organisationsformen in ihrem Verhältnis nach innen und außen, wie sie durch die Art der Siedelung und der Ausnutzung des Bodens bedingt werden, denn diese letzteren Ursachen sind in diesem Falle wichtiger als die allgemeine Kulturhöhe eines Volkes.

Es gibt Stämme und Völker, die ohne feste Beziehung zum Boden stehen, indem sie symbiotisch innerhalb fremder Volksorganismen leben und so gewissermaßen nur mittelbar an der Erde haften; sie bilden dann fast in derselben Weise eine soziale Schicht innerhalb der bodenständigen Gesellschaft wie etwa die Angehörigen gewerblicher Berufe, die ebenfalls erst durch Vermittelung der Ackerbauer und Grundbesitzer enger an den Boden gefesselt werden. Pariastämme niedrigsten Ranges können eine solche Rolle spielen, aber auch hochkultivierte Völker, wie die Juden und neuerdings die Armenier; im Grunde sind ja auch die Europäer, die als Kaufleute und Spekulanten in fremden Gebieten leben, in der gleichen Lage.

In diesen Verhältnissen ist schon angedeutet, warum zur Bildung eines Staates zwar ein Minimum der Volkszahl, unter das nicht wohl hinabgegangen werden kann, erforderlich ist, aber

kein bestimmtes Maß des Bodens: das Staatsgebiet braucht nur Wohnraum zu sein, das Erwerbsgebiet kann außerhalb seiner Grenzen liegen. Das ist schon dort der Fall, wo ein großer Teil der Nahrung durch Fang von Fischen oder Meersäugetieren von zuweilen weit entlegenen Fischgründen beschafft werden muß (s. die Abbildungen, S. 168 und 169). Die völlig parasitisch lebenden Völker vermögen natürlich keinen Staat zu bilden, da ihnen der Boden überhaupt fehlt, wohl aber können Handelsvölker auf einer winzigen Erdscholle Staaten begründen, die wenigstens vorübergehend weiträumige Reiche an Macht und Reichtum übertreffen; Phöniker, Griechen, Venetianer, die Bewohner des Felsenbrockens von Ormus oder der kleinen Inseln Ägina, Rhodus und Gotland haben bewiesen, daß ein blühendes Staatsleben auf schmaler Kante fußen und sich zuweilen durch lange Jahrhunderte behaupten kann. Auf den Verkehr mit der Außenwelt angewiesen, wirken diese Staaten kulturfördernder als die in sich abgeschlossenen, sich selbst genügenden Gebiete.

Auf primitiven Stufen entsprechen diesen Handelsstaaten die nicht selten erscheinenden Stämme, die ihre Existenz auf Krieg und Raub begründen, und bei denen natürlich das feste Wohngebiet, sofern überhaupt eines vorhanden ist, ebenfalls nicht mit dem Erwerbsgebiet zusammenfällt. Ostafrika ist ein halbes Jahrhundert lang die Beute solcher Völker gewesen, und selbst friedliche Ackerbauer haben, dem bösen Beispiel folgend, vorübergehend die Tracht der gefürchteten Räuber angenommen und als „Sulu-“ oder „Wangoni-Affen“ sich ihren Nachbarn furchtbar gemacht. Auf der Grundlage des Raubes bilden sich dann leicht aus abgesplitterten Existenzen seßhafter Völker neue Gruppen, wie etwa die Flibustier Mittelamerikas; das gefürchtete Volk der Dschaggas, das lange Zeit Mittelafrika erschütterte, ergänzte sich überhaupt nicht aus der eigenen Nachkommenschaft, sondern aus den Kindern der besiegten und zertrümmerten Stämme, so daß der politisch-kriegerische Zusammenhalt das einzige feste Band der Genossen war und weder Erblichkeit der Rasseneigenschaften noch Landbesitz viel für sie bedeuteten. Wo indessen, wie doch in der Regel, ein Stamm auf die Erträgnisse seines Landes angewiesen ist, da entwickelt sich früh ein Verständnis für den Wert des Bodens, dessen Besitz nach außen hin festgestellt und behauptet wird. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß zuweilen die steigende Kultur einen Rückgang dieser Wertschätzung bedingt, aber natürlich genug: das unstete Volk, das auf die freiwilligen Gaben der Natur angewiesen ist, nutzt das von ihm beanspruchte Gebiet im räumlichen Sinne vollständiger aus als das ackerbauende, das zunächst gewöhnlich nur einen Teil des Landes unter Kultur hat und das übrige höchstens zu gelegentlichen Jagdausflügen benutzt. So erklärt es sich auch, warum der Australier einen feineren Sinn für Landbesitz und bestimmte Grenzen hat als im Durchschnitt der Neger, der gern Grenzwildnisse, auf die niemand Anspruch erhebt, sein Gebiet umranden läßt. Man kann sagen, daß das Kulturleben unsteter Völker den Boden wie mit einer dünnen, aber gleichmäßigen Schicht überzieht, während bei den primitiven Ackerbauern die Kulturschicht stärker, aber nur stellenweise vorhanden ist, bis dann mit wachsender Gesittung der Kultureinfluß sich wieder der gesamten Bodenfläche bemächtigt.

Es ist bei den unsteten Völkern freilich mehr der gemeinsame Besitz des Stammes oder der Sippe, der empfunden wird, als die engere Beziehung des Einzelnen zum Boden. Aber es wäre ein großer Irrtum, wenn man z. B. dem Australier keinen Begriff des privaten Landeigentums zuschreiben wollte; er kennt diesen Begriff sehr wohl, wenn er auch teilweise ganz anders zu entstehen scheint, als man vom Standpunkte des Kulturmenschen aus vermuten sollte. Es öffnet sich hier ein Ausblick in Verhältnisse, die von großer Wichtigkeit, aber leider

sehr ungenügend erforscht sind, da die Quellen höchst spärlich fließen und doch nur durch umfassende Vergleichung des Stoffes ein sicherer Grund gelegt werden kann. Einen gewissen Einblick in diese merkwürdigen Zustände bei den Eingeborenen Victorias gestatten uns die Angaben Brough Smyths. „Mitglieder des Stammes“, sagt er, „hatten Ländereien, die sie ihr Eigentum nannten; das Recht auf solche Landstücke vererbte sich von Generation zu Generation, es wurde von allen geachtet und von den Besitzern mit Eifersucht aufrecht erhalten.“ Zuweilen wurden Jagden auf solchen Ländereien abgehalten, und alles Wild fiel dann dem Eigentümer zu; Väter teilten ihr Land unter ihre Nachkommen, aber es gab auch nicht selten mehrere Anteilhaber an einem bestimmten Gebiete. Smyth hat keine andere Erklärung für das Entstehen des privaten Grundbesitzes finden können als die sehr bestimmte Angabe Bulmers, daß jeder als der Eigentümer des Bezirkes betrachtet wurde, in dem sich die Mutter zufällig bei seiner Geburt befand; wie indessen die vielen Zweifelsfragen, die sich in solchen Fällen erheben mußten, gelöst wurden, vermag auch Bulmer nicht zu sagen.

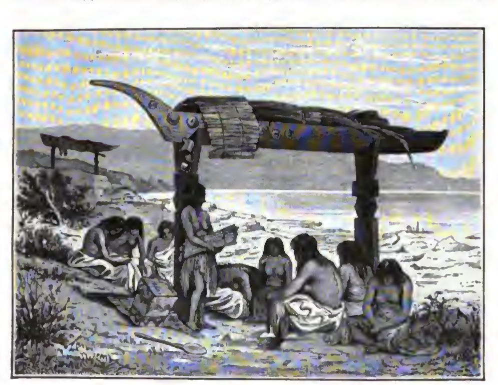
Zum Glück werden diese unsicheren Andeutungen beleuchtet und ergänzt durch das, was wir über die Bewohner Neuseelands erfahren. Colenso, dem wir die genauesten Angaben verdanken, teilt die Landrechte der Einzelnen in bestimmte und unbestimmte ein. Die ersteren konnten auf neun verschiedene Arten erworben werden, ganz abgesehen vom Wege der Erbschaft oder der Schenkung, der vorhandene Rechte einfach auf neue Personen übergehen ließ. Auch in Neuseeland erwirbt der, dessen Geburt auf einer bestimmten Stelle geschieht, damit zugleich ein lebenslängliches Anrecht auf diesen Boden, und zwar, weil beim Zerreißen des Nabelstranges hier sein erstes Blut vergossen wurde; es ist also der dadurch erlangte Anspruch im Grunde nur ein besonderer Fall eines anderen allgemeinen Gesetzes, daß jeder Eigentümer des Landes wird, auf das sein Blut beim Kampfe oder bei irgend einer sonstigen Gelegenheit geflossen ist. Hier erscheint also schon wieder ein mystischer Zug, wie das nun einmal bei Naturvölkern unvermeidlich ist, und er bleibt nicht der einzige: Landansprüche nämlich hat man auch an den Boden, auf dem nahe Verwandte entweder begraben liegen oder getötet und verzehrt worden sind, ja es genügt schon, daß irgend eine Verwünschung im Zusammenhange mit dem Boden über jemand ausgesprochen wird — z. B. mögen die Beeren dieses Gehölzes in deinem Schädel gekocht werden —, um dem Verwünschten ein Anrecht auf das Land zu geben. Auch das Stück Land endlich, wo die Nachgeburt eines Menschen begraben wird, ist sein Eigentum.

Neben den mystischen Ansprüchen stehen bei den Maori als einem fruchtbauenden Volke auch bereits die wirtschaftlichen. Man wird demgemäß auch Eigentümer des Grundstückes, das man zuerst ohne Widerspruch anderer bebaut hat, oder des Bodens, auf dem man nach öffentlich erteilter Erlaubnis des bisherigen Besitzers sein Haus errichtet. Unbestimmte Landrechte hat jeder Teilnehmer eines Kriegszuges und selbst jeder, der diesen Zug mit Nahrungsmitteln oder Waffen unterstützt hat, auf das eroberte Gebiet, ferner der Gatte auf das Land seiner Frau, solange die Kinder noch nicht erwachsen sind und nach Mutterrecht ihr Eigentum verlangen können; andere „unbestimmte Rechte“ scheinen nichts weiter zu sein als die in Neuseeland wie überall vorhandenen Ansprüche jedes Einzelnen auf das gemeinsame Gebiet der Sippe oder des Stammes. Es ergibt sich aus dem Gesagten schon, wie außerordentlich verwickelt die Besitzrechte sein mußten, und der alte Erfahrungssatz des Aristoteles, daß das Einfache und Klare nicht das erste, sondern das letzte zu sein pflegt, zeigt sich auch hier als wahr.

Merkwürdig ist die Erscheinung, daß hier immer von Landstücken die Rede ist, ohne daß deren Grenzen, die doch vor allem wichtig wären, genannt würden. Man muß annehmen, daß

das Land an sich schon in kleinere Stücke geteilt ist, und diese Ansicht wird durch die Zustände bei vielen Naturvölkern bestärkt. Namentlich in Südafrika zerfallen die Stammesgebiete in kleine „Gaue", die man vielleicht am besten mit den besonders benannten Wiesenfluren und Forstrevieren Deutschlands vergleichen kann. Die Namen dieser Gaue sind älter und bekannter als die der Berge oder Flüsse, die in den meisten Fällen selbst erst nach dem Gau benannt werden, in dem sie sich befinden.

Es wäre ein verlockender Versuch, nunmehr eine Reihe der Entwickelung aufzustellen und, vom Beispiele der Australier ausgehend, die mystischen, in der Hauptsache mit dem Totenkult verknüpften Landansprüche der Einzelnen an die Spitze, die wirtschaftlichen in die zweite Linie zu stellen, ja vielleicht die Toten als die ersten Landbesitzer zu preisen; man könnte hinzufügen, daß die weit verbreitete Sitte, die Leichen nicht im Boden zu begraben, sondern auf Bäumen oder Gerüsten niederzulegen (s. die nebenstehende Abbildung), wahrscheinlich den Zweck hat, die lästigen Ansprüche der Toten zu umgehen. Indessen genügen die Beweise für diese Ansicht nicht, und von einer überall gleichmäßigen Entwickelung, wie sie Morgan annahm, kann überhaupt nicht die Rede sein. Außerdem dürfte der auf den Totenkult zurückzuführende Zweig der Sache vielfach verkümmert sein und den wirtschaftlichen Fortschritt nur sehr unbedeutend beeinflußt haben.



Bootsarg nordwestamerikanischer Indianer. Nach H. C. Yarrow.

Jedenfalls ist die Theorie, daß die Aufteilung des Landes an die Einzelnen erst mit dem Ackerbau beginnt, auch dann unhaltbar, wenn man von den mystischen Besitztiteln ganz absieht und nur das auf volkswirtschaftlicher Grundlage entstehende Eigentum berücksichtigt. Es gibt auch bei Völkern, die den Anbau von Nutzpflanzen nicht kennen, gewisse Örtlichkeiten oder Landstriche, die von Einzelnen oder doch von kleinen Untergruppen des Stammes oder der Sippe ausgebeutet werden, so in Nordwestamerika die Orte, wo Vogeleier gesammelt werden, oder bestimmte Fischgründe, deren Besitz sich vererbt. Auf der polynesischen Insel Nauru ist der fischreiche Binnensee das Eigentum mehrerer Eingeborener, die ihre Anteile genau abgegrenzt haben; ähnliche Beispiele ließen sich noch viele beibringen.

Es handelt sich freilich bei alledem weniger um den Boden als solchen als um das, was auf ihm zu erlangen ist, und erst allmählich entsteht eine wirkliche Schätzung des Landes.

In Polynesien ist diese Schätzung in sehr verschiedener Weise entwickelt. Auf der eben erwähnten, jetzt in deutschem Besitz befindlichen Insel Nauru beginnt in sehr interessanter Weise aus dem Eigentumsrecht auf Fruchtbäume das auf den Boden sich erst allmählich herauszubilden. „Der Grund und Boden", schreibt Senfft, „wird als res nullius (niemandem gehörig) betrachtet, nur da, wo ein Fleck ausschließlich mit Bäumen desselben Besitzers bestanden ist, pflegt dieser eine Grenze zu errichten, um zu verhindern, daß andere dazwischen pflanzen; sonst werden bloß Ansprüche auf die Bäume, in erster Linie Kokospalmen, erhoben, von denen jede mit dem Zeichen des Eigentümers in der Rinde versehen ist. So kommt es, daß der Besitz eines Einzelnen über die ganze Insel zerstreut sein kann. Daraus ergeben sich viele Streitigkeiten, die vor dem (deutschen) Bezirksamt zum Austrag gebracht werden." Diese noch sehr einfachen Verhältnisse stechen bedeutend von denen anderer polynesischer Inseln ab, auf denen die Begriffe über Landbesitz hochentwickelt sind, aber sie haben ihre Parallele in den Oasen der Sahara, wo der Boden meist ganz andere Besitzer hat als die auf ihm wachsenden Bäume, und in vielen anderen Gebieten der Erde.

Ganz im allgemeinen läßt sich sagen, daß sich das persönliche Eigentumsrecht auf Land nach der Art des beanspruchten Bodens in zweierlei Weise herausbilden kann: je nachdem es sich um den gemeinsamen Besitz der Sippe handelt, der aufgeteilt wird oder in die Hände eines Einzigen fällt, oder um herrenloses Land. Beide Arten der Entwickelung lassen sich nachweisen. Wie bei unsteten Völkern der glückliche Finder, der einen von Bienen bewohnten oder mit eßbaren Früchten beladenen Baum zuerst entdeckt und sein Zeichen in die Rinde schlägt, als der Eigentümer dieses Schatzes betrachtet wird, so gilt bei den Ackerbauern in der Regel der erste, der ein Stück Wildnis urbar macht, als der Besitzer des neuen Kulturlandes, und der allgemeine Kommunismus, der daneben immer noch recht mächtig sein kann, erstreckt sich nur noch auf die Ernte, die der neue Boden trägt. Das Eigentumsrecht bleibt dabei zunächst nur so lange in Kraft, als die Benutzung dauert, und es muß schon ein höherer Grad von Seßhaftigkeit und staatlicher Ordnung erreicht sein, wenn das Land erblich werden soll; besteht ja doch die primitive Wirtschaftsweise ohnehin in beständigen Neurodungen, während die alten Felder aufgegeben werden. Bei den Galla muß der Fürst, der als Eigentümer alles ungerodeten Landes gilt, erst die Erlaubnis zur Urbarmachung erteilen, dann aber geht das Grundstück in den erblichen Besitz des Anbauers über, und die Ansprüche des Fürsten bleiben nur in der Form einer Grundsteuer erhalten. Es ist das zugleich ein Beispiel, wie Königs- und Volksrechte sich miteinander abzufinden pflegen.

Das Herrscherrecht selbst aber entsteht im Grunde erst aus einer Einschränkung des alten gemeinsamen Sippen- und Stammesrechts: indem sich der Häuptling über die Volksgenossen erhebt und gewissermaßen alle Unterthanen in sich verkörpert, erlangt er zugleich das ausschließliche Verfügungsrecht über das Land, wobei natürlich die Entwickelung wieder auf sehr verschiedenen Stufen Halt machen oder auch bis zu den äußersten Konsequenzen durchgeführt werden kann. In den meisten Fällen muß der Herrscher seinen Besitz doch wieder an die Einzelnen verteilen, die dadurch gewisse Rechte auf bestimmte Grundstücke erwerben, und die aus dieser Quelle fließenden Gegensätze und Kämpfe, mögen sie nun in kleinen Prozessen und Volksunruhen sich abspielen oder in feudalistischer Weise unter dem Schalle „ritterlicher Prügel" ausgefochten werden, führen dann doch endlich fast überall zu der natürlichen Lösung, daß der Herrscher gewisse allgemeine Rechte, vor allem das der Besteuerung, sich bewahrt, dafür den Schutz des Landes vor äußeren und inneren Feinden übernimmt und allen nicht aufgeteilten

Boden verwaltet, während die Einzelnen ihren Landbesitz ungestört benutzen, verkaufen und vererben dürfen. Dieser wirtschaftliche Kompromiß pflegt meist früher zu stande zu kommen als eine gerechte Verteilung des politischen Einflusses; immerhin war er z. B. in Polynesien erst auf Hawaï durchgeführt, wo die Herrschernatur Kamehamehas I. mit den früheren wirren Verhältnissen aufgeräumt hatte.

Wenn der Ackerbau immer eine zeitweise oder dauernde Verteilung des Landes an Einzelne fordert, so drängt dagegen die Viehzucht zur Bewahrung gemeinsamer Weidegründe hin. Wo beide Wirtschaftsformen vereinigt sind, wie beim größten Teile des mitteleuropäischen Bauernstandes, da erhält sich meist neben den einzelnen Gütern die Gemeindeweide, nicht selten auch der Gemeindewald, der hauptsächlich die Streu für das Vieh zu liefern hat; wo es aber dem Adel gelungen ist, wie in England und Mecklenburg, diesen gemeinsamen Besitz der Dorfgenossen an sich zu reißen, ist der meist kräftige und freie Bauernstand vernichtet oder zu armseligen Landarbeitern herabgedrückt worden. Der Wunsch, an Stelle gemeinschaftlicher Rechte die eines Einzigen zu setzen, zeigt sich überall wirksam.

Das Festwurzeln der Einzelnen am Boden, das eine Vorbedingung höheren Staatslebens ist und auch in der Folge wenigstens den eigentlich produktiven Ständen eigentümlich bleiben muß, ist nun nicht denkbar ohne feste Siedelungen, deren Entstehung zum guten Teil wieder mit der Wirtschaftsweise zusammenhängt. Weder der unstete Jäger und Sammler noch der Nomade besitzt dauernde Wohnstätten, und der primitive Ackerbauer muß von Zeit zu Zeit den erschöpften Grund verlassen und neue Wohnsitze erbauen. In Gebieten des Nomadismus würde infolgedessen kein Staatsleben denkbar sein, wenn nicht an Kultusstätten, wie in Mekka, oder in dem Ackerbau günstigen Oasen, wie in Medina, oder endlich an Knotenpunkten des Verkehrs, wie in Palmyra, die Bevölkerung sich dauernd dichter zusammenscharte und durch städtische Wohn- und Befestigungsweise sich fest an den Boden klammerte. In den Städten pulsiert denn auch das Staatsleben: die Geschichte des islamitischen Weltreichs spielte sich in ihrem ersten Teile zwischen Mekka und Medina, in ihrem zweiten zwischen Damaskus und Kufa ab, während die eigentlichen Wanderhirten Arabiens nur vorübergehend an der großen staatenbildenden Bewegung teilnahmen; die märchenhafte Blüte Palmyras aber, dessen Herrscher sich die Beduinen der Syrischen Wüste dienstbar gemacht hatten, erlosch sofort mit der Zerstörung der Städte.

Es liegt sehr nahe, als die ursprünglichste Art der festen Ansiedelung jene „Dorfhäuser" aufzufassen, in denen alle Mitglieder der Sippe beisammen hausen, und die durch Anbauten zugleich mit der wachsenden Volkszahl vermehrt werden; aber die auffallende Thatsache, daß derartige Massenwohnungen gerade in den Gebieten am häufigsten sind, in denen die Männerhäuser am charakteristischsten erscheinen, deutet zugleich mit allerlei Übergangsformen darauf hin, daß es sich in den meisten Fällen wohl um Gesellschaftshäuser der Männer handelt, die nach und nach von den Sippen in Beschlag genommen und in gemeinsame Wohnhäuser aller umgewandelt sind. Die unsteten Völker kennen diese Massenquartiere überhaupt nicht.

Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls sind die Sippen der Blutsverwandten naturgemäß die ersten, die beim Entstehen fester Siedelungen zusammenhalten und Dorfgemeinden bilden, die damit oft kleine selbständige Staatswesen darstellen, falls man ihnen diesen anspruchsvollen Namen überhaupt beilegen darf. In Neupommern besitzt jede Sippe ihr Dorf und einen dazugehörigen Landstrich, wenn auch bereits durch Zuzug fremder Elemente die ursprünglichen Verhältnisse etwas umgeändert sind, so daß die politischen Gesichtspunkte den

verwandtschaftlichen den Rang streitig machen. Bis zu Sippen- und Dorfstaaten dieser Art, die fast unabhängig voneinander sind, ist auch auf den Palau-Inseln erst die staatliche Entwickelung fortgeschritten. Bei den Malayen bildeten anscheinend in älterer Zeit die Sukus oder Sippen ebenfalls die politische Einheit, nur daß meist mehrere Sukus in einer Ansiedelung zusammenwohnten und bereits eine zusammenfassende Stammesorganisation bestand. Im allgemeinen ist das Sippenwesen, wie schon früher erwähnt, dem Entstehen höherer Staatsordnungen nicht günstig, und infolgedessen geht der Aufschwung des Staatslebens fast überall mit der Zertrümmerung oder Umbildung des Sippenverbandes und mit dem Aufkommen der patriarchalischen Familie Hand in Hand. Die reine Sippenorganisation kann sogar derart die politischen Interessen überwuchern, daß ursprünglich eng verbundene Siedelungen in feindliche Lager zerfallen, die sich gegeneinander absperren und sich gelegentlich aufs wütendste bekämpfen. Unter den Berbern Nordafrikas tritt diese Erscheinung mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf, ebenso unter einigen birmanisch-indischen Grenzstämmen.



Dorf Nyóma in Usindja, Ostafrika. Nach Stuhlmann. Vgl. Text, S. 174.

Auf die Zersetzung der Sippenmacht hat zweifellos hier und da das Beispiel von Stämmen und Staaten eingewirkt, die aus Trümmern und Splittern anderer Gesellschaften entstanden sind, mit anderen Worten solcher, deren Mitglieder ursprünglich aus Verbannten, Verbrechern oder entlaufenen Sklaven bestehen. Rom war der Sage nach in seinen Anfängen ein solcher Staat, und es ist immerhin möglich, daß ein Kern von Wahrheit in der Überlieferung steckt und der großartig staatsmännische Zug des römischen Wesens auf einen Keim dieser Art zurückführt. Unerhört ist die Entstehung solcher Staaten auch in der Gegenwart keineswegs. Polack berichtet von einem neuseeländischen Stamme, der sich aus ehemaligen Sklaven bildete und zunächst auf Bäumen wohnte, bis er genügend erstarkt war, um Landbesitz zu behaupten. Im Hinterlande von Togo ist in neuerer Zeit am Volta der Ort Bombata entstanden, dessen Bewohner fast ausschließlich aus geflüchteten Sklaven bestehen, die ursprünglich verschiedenen Stämmen angehörten. Am zahlreichsten sind derartige Staaten vielleicht im Gebiete der Galla- und Somalistämme Ostafrikas, so das Reich Kabjuna, das nach Cecchis Angaben von einem verbannten Thronprätendenten eines benachbarten Staates begründet und durch Zuzug von Sklaven, Abenteurern und Verbrechern zu einer gefürchteten Macht geworden war, deren Hauptort zugleich infolge der günstigen Handelslage rasch emporblühte; oder das Reich Goscha an der Mündung des Djub, wo jeder entlaufene Sklave unter die freien Männer aufgenommen wird,

während man allerdings nicht verschmäht, durch Krieg oder Handel sich selbst wieder Sklaven zur Bebauung der Äcker zu verschaffen. Da die Flüchtlinge natürlich in der Hauptsache aus Männern bestehen, so kommt die altbewährte einigende Macht der Männerbündnisse, die durch das Sippenwesen teilweise gelähmt wird, wieder entscheidend zur Geltung.

Überhaupt ist es für alle Staaten von Bedeutung, ob die kriegerische oder die friedliche Seite des Daseins den entscheidenden Einfluß auf die Staatsformen gewinnt. Schon früher wurde erwähnt, daß das urwüchsige Häuptlingstum aus zwei Quellen entspringen konnte, aus dem Sippenwesen oder aus dem Verbande der kriegerischen Männer, und daß demnach die Hauptaufgabe des Herrschers entweder die Schlichtung innerer Streitigkeiten oder der Kampf nach außen sein mußte. In diesem Sinne scheinen sich die altgermanischen Würden des Königs und des Herzogs, die oft in einen entschiedenen Gegensatz treten, zu unterscheiden, und im Grunde ist in der Geschichte Roms derselbe Gegensatz wirksam: an Stelle des erblichen, nur mäßig eroberungslustigen Königtums treten die Konsuln als alljährlich gewählte Kriegshäuptlinge, deren Wirkungskreis in der Hauptsache außerhalb des Staatsgebietes im feindlichen, neu zu erwerbenden Lande liegt. Ähnliche Verhältnisse finden sich im alten Sparta wieder.

Über das Wachstum der Staaten hat zum ersten Male Friedrich Ratzel in seiner „Politischen Geographie" vom Standpunkte des Geographen und Völkerkundigen Klarheit verbreitet. Er hebt hervor, daß jedem politischen Ausgreifen eine Erweiterung des geographischen Horizontes vorausgeht, und daß die neuerrungenen Räume nur durch die Kultur festgehalten und mit dem ursprünglichen Besitz staatlich verschmolzen werden; Verkehr und Ausbreitung religiöser Ideen bahnen den politischen Mächten den Weg, die Kultur aber zwingt ein Volk, indem sie seine Zahl sich beständig vermehren läßt, an die Vergrößerung des Wohn- und Machtgebietes zu denken. Je geringer die Kultur, desto weniger Neigung ist vorhanden zur dauernden Besitznahme neuen Bodens, den man mit den vorhandenen Mitteln nicht übersehen und bewältigen kann; und wo ein Volksstamm einen Zweig nach außen entsendet, bildet er damit auch einen neuen Kleinstaat, der mit dem ursprünglichen kaum mehr zusammenhängt. Erst die Kultur gewährt die Möglichkeit, weitere Räume zu umfassen, aber sie allein genügt nicht zur Bildung von Großstaaten; es ist doch oft erst die Thatkraft und Beweglichkeit der Steppenbewohner, mögen es nun Beduinen (s. die Abbildung, S. 177), Fulbe oder Türken sein, die den kultivierteren, aber in Kleinstaaten zersplitterten Ackerbauern den politischen Zusammenschluß aufzwingt. Wie überall die kriegerische Energie ihre staatenbildende Kraft offenbart, erkennen wir aus der Geschichte der meisten europäischen Reiche, in denen die politische Einigung allenthalben von dem durch Klima und Schicksal gehärtetsten, kriegerisch tüchtigsten Stamme ausgegangen ist, so von den Kastiliern in Spanien, den Piemontesen in Italien, den Brandenburgern in Deutschland, den normannischen Warägern in Rußland.

Die Erweiterung der Staaten findet ihre Grenze am Widerstand anderer, und das Ergebnis ist eine An- und Abgleichung, die endlich, wie in Europa, zu einem „politischen Gleichgewichte" führt; die Weltreiche, Rom vor allen, verdanken ihre ungeheure Ausdehnung dem Umstande, daß ihnen kein ebenbürtiger Nebenbuhler entgegentrat, und daß nur die Unmöglichkeit, weitere Räume politisch zu umfassen, dem Wachstum Schranken setzte. Sehr merkwürdig sind dabei die Kämpfe zwischen Kulturstaaten, deren Bewohner mit der alten Roheit auch einen Teil der kriegerischen Kraft verloren haben, gegen weniger kultivierte, aber von kampflustigen Instinkten erfüllte Völker; fast immer gelingt es dem gesitteteren Staate, der auch der reichere zu sein pflegt, einen Teil der Gegner in seine Dienste zu ziehen oder aus

entfernteren Gebieten Söldner heranzulocken, die nunmehr die Grenzen schützen und erweitern. Handelsstaaten, wie Karthago und Venedig, haben auf diese Weise jahrhundertelang ihre Macht bewahrt, Rom spielte lange Zeit mit Erfolg Germanen gegen Germanen aus, und in großartigster Weise hat Byzanz durch eigene Staatsklugheit und fremde Kriegskraft das von allen Seiten bedrohte und so oft dem Sinken nahe Staatsschiff trotz aller Angriffe der Perser, Bulgaren, Araber und abendländischen Kreuzfahrer über Wasser gehalten, bis es endlich doch dem Ansturm des Osmanentums erlag. Es ist das ein neues Zeugnis für die alte Erfahrung, daß im Grunde doch immer der Geist die Welt regiert und die feindlich tobenden Kräfte zu eigenem Nutzen zähmt und lenkt.



Beduinen des Jordanlandes bei der Mahlzeit. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 176.

Dem Wachstum des Staates nach außen entsprechen **innere Umbildungen und Kämpfe.** Der Staat ist ein zu verwickelter und zugleich zu fest gefugter Organismus, als daß ihm das halbbewußte Hindämmern primitiver Zustände genügen könnte: er braucht ein Gehirn, das mit Klarheit alle Bedürfnisse erkennt, und er braucht Nerven und Organe, die der Leitung des Gehirnes dienen. Es sind immer nur wenige, die in Wirklichkeit regieren; die große Masse kann höchstens in Zwergstaaten unmittelbar an der Leitung des Staates teilnehmen, wie etwa in einigen der kleinsten Schweizer Kantone. So laufen denn auch alle „Verfassungskämpfe" im Grunde nicht auf die Herrschaft der Masse über sich selbst hinaus, wenn sie auch scheinbar dies Ziel verfolgen oder ihm nahe zu kommen suchen, sondern sie sind Ergebnisse der immer größeren Differenzierung innerhalb der Kultur und zugleich der wachsenden Gesittung, die es beide dem einzelnen Regierenden unmöglich machen, alle Bedürfnisse und Wünsche der Staatsentwickelung zu übersehen, ihn vielmehr zwingen, die Vertreter dieser Bedürfnisse in irgend einer Weise heranzuziehen. Bei aller inneren Politik sind es immer nur Fragen der Wirtschaft und des Kulturfortschritts, die sich hinter allem Streit um Volks- und Fürstenrechte verstecken; je mannigfaltiger die Kultur und damit die Interessen des Einzelnen werden, und je mehr der Einzelne im stande ist, diese

Interessen klar zu erkennen und auszusprechen, desto sicherer erzwingt er früher oder später die mittelbare Teilnahme an der Regierung des Staates. Das Regieren selbst wird immer darauf hinauslaufen, daß ein Rat erfahrener Leute mit monarchischer Spitze oder ohne eine solche die öffentlichen Angelegenheiten leitet, und die Frage, wie dieser Rat gebildet wird, ist gegenüber der anderen, ob er gut und tüchtig ist, erst in zweiter Linie zu erwägen. Wenn ein wirklich einsichtsvoller Fürst die Besten des Landes nach eigener Wahl zu seinen Räten beruft und ihnen den gebührenden Einfluß gestattet, wird das Ergebnis vielleicht besser sein, als wenn bei allgemeinem, gleichem Stimmrecht die rohe Mehrheit Männer ihres Vertrauens in die Regierung entsendet. Daß sich dennoch in allen wahren, in fortschreitender Entwickelung befindlichen Kulturstaaten eine wirkliche Volksvertretung herausbildet, liegt, wie gesagt, in der steigenden Kultur auch der Massen und in den verwickelten Bedürfnissen des inneren Lebens, die selbst der einsichtsvollste Herrscher nicht mehr allein und auch nicht mit Hilfe der nach Gutdünken gewählten Berater zu überblicken vermag, sondern die er nur erkennen kann, wenn ein lebendiger Widerhall des Volkslebens beständig von den Tiefen des Staates bis zur Arbeitsstätte des allgemeinen Denkorgans hinaufklingt.

Wo die Kultur nur langsam fortschreitet oder, wenigstens in der Masse des Volkes, ganz still steht, genügen einfachere Arten der Verfassung; daraus ergibt sich wieder von selbst, daß alle primitiveren Regierungsarten im eigensten Interesse dazu neigen, den Kulturfortschritt zu hemmen und die geistige Aufklärung des Volkes wenigstens nicht zu begünstigen. Übrigens kann jede Regierung, mag sie zu stande kommen, wie sie will, gut oder schlecht sein; bei der Alleinherrschaft und ihren gemäßigten Abarten gibt darin der Charakter und die Begabung des Fürsten den Ausschlag, aber auch die Demokratie, die so oft als Ideal der Entwickelung hingestellt wird und unter Umständen in der That Großes leistet, wird nie hindern können, daß Einzelne nach Gutdünken herrschen; sie begünstigt außerdem das Emporkommen von Strebernaturen und unfruchtbaren Kritikern und Wühlern, während sie zugleich durch ihr beständiges Hineinreden die fruchtbare Arbeit stört.

Die Art der Verfassung ist also immerhin nur eine sekundäre Frage, und alle Schwärmer, die von politischen Prinzipien, von Staatsgrundgesetzen und Erklärung der Menschenrechte das alleinige Heil erwarteten, sind bis jetzt bitter enttäuscht worden; die Verfassungen folgen dem Fortschritt, aber sie machen ihn nicht. Das Bedenkliche aller einseitigen Theorien tritt noch mehr zu Tage, wenn wir die wirklichen Verhältnisse ins Auge fassen und sehen, wie alle Staaten wieder in kleinere Organisationen zerfallen, deren Regierungsform oft eine ganz andere ist als die des ganzen Staates: es gibt autokratisch regierte Reiche, deren Städte und Dörfer eine fast republikanische Selbstverwaltung besitzen, und es gibt Republiken, wie Frankreich, wo die übertriebene Zentralisation dem staatlichen Kleinleben im Inneren einen autokratischen Zug verleiht.

Die Verfassungsfragen der höheren Kulturvölker sind in ihren Keimen schon bei primitiven Stämmen zu erkennen, und Reste ursprünglicher Lösungen ragen oft noch tief in die Kulturwelt hinein. In den kleinsten Gesellschaftsgruppen der rohesten Völker ist das demokratisch-kommunistische Ideal nicht selten nahezu verwirklicht, ja es läßt sich nachweisen, daß bei jeder näheren Bekanntschaft mit Naturstämmen diese Ideale unter den zivilisierten Völkern neue Kraft gewonnen haben, wie noch in neuerer Zeit die Gedanken Rousseaus sehr eng mit den Entdeckungsfahrten in der Südsee und den Schilderungen der dortigen Zustände verknüpft sind. Der Rat der Sippenältesten, der bei zunehmender Volkszahl an die Stelle der

Volksversammlung tritt, ist eine Vorstufe des parlamentarischen Lebens, soweit es in Pairskammern, Ober- oder Herrenhäusern verkörpert ist, während die anderswo in erster Linie maßgebende Versammlung der Krieger an die eigentliche Volksvertretung erinnert. In den afrikanischen Thronräten, die meist vom Häuptling oder König gewählt werden, haben wir die Vorbilder der Ministerien, also der Arbeitsteilung innerhalb der vollziehenden Gewalt, die auf diese Weise auch ohne Befragen des Volkes zu regieren vermag, und zugleich mehrfach die Anfänge eigentlicher Berufsstände, auf die vielleicht auch einmal die europäischen Kulturvölker zurückkommen werden, wenn die einseitige Durchführung des territorialen Wahlsystems unleidlich wird. Statt durch Ministerien hat sich die Einzelherrschaft auch durch die besondere Art von Dezentralisation, die man als Feudalismus bezeichnet, in den verschiedensten Gebieten der Erde bei wachsender Volkszahl und Kultur die Regierung erleichtert oder überhaupt ermöglicht, und fast überall hat endlich ein Kampf zwischen dem Feudalismus und der Einzelherrschaft, die sich auf unmittelbare Beamte zu stützen begann, stattgefunden und entweder mit kleinstaatlicher Zersplitterung oder mit dem Siege des „aufgeklärten Despotismus“ geendigt, dem dann bei wachsender Kultur der Konstitutionalismus zu folgen pflegt.

Zu all diesen Umbildungen kommt dann noch der Einfluß der gesellschaftlichen Schichten, die zum Teil eine Zeitlang alle Macht an sich reißen, zum Teil erst nach mühseligen Kämpfen dazu gelangen, ihre Stimme in politischen Angelegenheiten erheben zu dürfen. Auch die mystischen Vorzüge, auf die sich die Häuptlingschaft niederer Völker so gern stützt, ragen im „Gottesgnadentum“ bis in die Gegenwart hinein, ganz abgesehen von Reichen mit kirchlicher Oberleitung, wie dem ehemaligen Kirchenstaat und dem Staatswesen der Jesuiten in Paraguay, oder islamitischen Religionsreichen, wie dem der Wahabiten in Arabien und dem des Mahdi im Sudan. Wie daneben der Reichtum immer offen oder versteckt entscheidenden Einfluß gewinnt und gerade in demokratischen Staatswesen in der häßlichsten Form seine Macht geltend zu machen weiß, dafür liefert die Plutokratie der Vereinigten Staaten oder des Kaplandes genügende Beispiele.

Wenn es sich bei Verfassungskämpfen nur um Befriedigung der Herrscherinstinkte oder um bloße Rechtsfragen handelte, würden sie schwerlich mit der Erbitterung durchgefochten werden, die so bezeichnend für sie zu sein pflegt. In Wahrheit ist der Staat zugleich die **wirtschaftliche** Zentralmacht, und wer ihn beherrscht, verfügt damit über einen Teil des Volksreichtums und bestimmt die Zwecke, für die die öffentlichen Einkünfte zu verwenden sind. Es gehört ein hohes Maß von Kultur und gerechtem Sinn der Regierenden dazu, diese Macht nicht zum persönlichen Nutzen zu mißbrauchen, und wo diese Bürgschaften nicht gegeben sind, vermag keine Regierungsform die Verschleuderung des Volksvermögens zu verhindern, ja die Demokratie, die in solchem Falle nur die Zahl der Verschwender vermehrt und sie zum Überfluß von Zeit zu Zeit durch neue Hungrige ersetzt, wirkt verderblicher als jede andere. Das Schicksal der meisten Republiken Südamerikas leidet unter diesem Fluche, gegen den es kein Mittel gibt als allgemeine geistige und sittliche Hebung des Volkes. Auch in diesem Falle berühren sich die Gegensätze: wie der Häuptling ursprünglich seine Geschenke und Abgaben nicht zu allgemeinen Zwecken des Stammes und Staates verwendete, sondern um sich durch Freigebigkeit Anhänger und Freunde zu schaffen, so dienen dem ausgearteten Parlamentarismus die Staatsmittel nur dazu, die Parteigenossen zu belohnen und ihre Zahl und Macht zu vermehren. Das Gerüst der Büreaukratie, das sich in höher entwickelten Staaten mit Notwendigkeit ausbildet, hält dann noch notdürftig das wankende Gebäude aufrecht und wird schon deshalb

geschont, weil die Beamtenstellen ein wichtiger Teil des Raubes sind. Übermäßige Vermehrung dieser Stellen und der Sinekuren ist für derartige Zustände besonders charakteristisch.

So sinken Staaten mit den „besten Verfassungen" auf primitive Daseinsstufen herab, und keine Theorien, keine papierenen Gesetze vermögen den Verfall zu hindern, solange nicht das Volk als solches der Barbarei entsagt. Die Kultur selbst wiederholt nur in geläuterter Form die Zustände älterer Zeit, denn es sind Menschen, die den Staat bilden, und kein Volks- oder Herrscherwille vermag ein lebendiges Volk dauernd zu einer gleichartigen Masse zu zerreiben, aus der alsdann der Gesetzgeber Phantasieformen schaffen könnte, die ihm sein dürftiger Einblick in einen kleinen Teil des Weltganzen als höchstes Ziel des Strebens erkennen läßt, die aber im Werden und Vergehen der irdischen Kräfte als leblose Spielwerke pedantischen Denkens rasch wieder zerfallen und zerstieben müßten.

4. Sitte und Brauch.

Der Versuch, die Gesellschaft mit einem Organismus zu vergleichen, ist nur teilweise durchführbar und nicht immer ratsam, aber in manchen Fällen trägt er doch dazu bei, verworrene Verhältnisse klar zu beleuchten. Wenn wir es einmal versuchen wollen, die menschliche Gesellschaft als einen aus Individuen wie aus Zellen zusammengesetzten Organismus aufzufassen, wenn wir sie als ein eigenartiges Lebewesen von einer Lebensdauer betrachten dürfen, die das Existenzmaß der einzelnen sie bildenden Wesen in jedem Falle außerordentlich übertrifft, so muß dieser langlebige Organismus auch in besonderer, langsamer Art auf die Einwirkungen der Außenwelt reagieren und sich selbst während seines Wachsens und Bestehens Form und Gestalt zu verleihen suchen.

Einen Teil dieser äußeren Gestalt hat uns die Betrachtung der Gesellschaftsformen und ihrer Entwickelung gezeigt. Aber dem äußeren Aufbau entspricht auch eine innere Struktur. Der große, langsam sich umbildende und umsetzende Körper eines Volkstums wird durch die zufälligen, wechselnden Störungen des täglichen Lebens, solange sie nicht ungewöhnlich heftig sind, nicht beeinflußt; dazu ist er zu schwerfällig und zu massig. Auf diese kleinen Wirkungen durch Widerstand oder Anpassung zu antworten, ist Sache der einzelnen Individuen. Aber die großen, beständig und regelmäßig oder doch häufig wirkenden Kräfte rufen Wesenszüge des Gesellschaftskörpers hervor, die, wie alles, was zur Kultur gehört, als geistiger Besitz bereit liegen, um rechtzeitig auf die entsprechenden Ereignisse oder Einflüsse zu reagieren, in derselben Weise, wie etwa die Ohren auch in der Stille der Nacht stets bereit sind, Geräusche aufzufangen, oder die Hautnerven, Berührungen und Temperaturunterschiede dem Gehirn zu melden, oder endlich die Verdauungsorgane, sich mit den ihnen zugeführten Nährstoffen zu beschäftigen. Diese dauernden Wesenszüge der Gesellschaft nun bezeichnen wir als Sitten und Bräuche; auch sie bilden sich um, aber sie sind zäher als der einzelne Mensch, in ihnen triumphiert das unsterbliche Lebewesen der Gesellschaft über das sterbliche Individuum.

Man kann die Sitten auch das Knochengerüst der Gesellschaft nennen oder noch besser sie mit jener harten Schale vergleichen, die den Leib der Krebse und anderer Krustentiere umgibt und der weichen Körpermasse zugleich Schutz und Halt gewährt. Aber wenn der Körper wächst oder neue Gestalten anzunehmen sucht, wird die starre Schale ein Hindernis der Entwickelung, das Gefühl schmerzhafter Beengung wird immer allgemeiner empfunden, bis endlich die harte

Kruste gesprengt, aber auch alsbald eine neue, besser geeignete gebildet wird. Daß sie den Widerstand der Schale nicht zu überwinden vermögen, ist eine Hauptursache des Stillstandes der Naturvölker. „Der Kaffer hängt an den alten Sitten, die ihn doch quälen wie eine Fessel", sagt Macdonald sehr treffend. Die Geschichte der Kulturvölker aber ist zum großen Teil nichts anderes als die Geschichte des Kampfes zwischen den starrgewordenen Wesenszügen des Volkskörpers und den Trägern des geistigen Fortschritts, die neue Daseinsformen zu schaffen suchen, also im Grunde des großen Kampfes zwischen erhaltenden und bewegenden Kräften, der aller lebenden und wachsenden Kultur eigentümlich ist.

Es sind die erhaltenden Mächte, die sich in der Sitte verkörpern, und sie finden hier ihren schönsten und zugleich ihren furchtbarsten Ausdruck. Alles freundlich Beruhigende, Ehrwürdige und Heilige des Alten und Herkömmlichen spricht aus Sitte und Brauch, alle Verluste an bescheidenem Glück und stillem Behagen, die das Fortschreiten der Kultur uns zufügt, werden am klarsten und rührendsten offenbar, wenn wir uns in das Wesen alter, dahinschwindender Sitten versenken; aber das freundliche Bild wird getrübt, wenn wir der verblutenden Opfer gedenken, die dem eisernen Zwange starr und leblos gewordener Bräuche, Formen und Dogmen erlegen sind, und der Märtyrer des Fortschritts, die mit ihrem Leben den Versuch bezahlt haben, ihr Volk aus den veralteten Fesseln geistigen und sittlichen Zwanges zu befreien. Der Kampf des Einzelnen gegen althergebrachten Brauch ist in der That der eines Zwerges gegen einen Riesen; das vergängliche Individuum streitet hier gegen ein großes, dauerndes Lebewesen, dem es selbst erst sein Dasein und seine Kraft verdankt, und es müssen sich viele Kämpfer zu dem ersten gesellen, ehe der Sieg errungen wird.

Nicht immer freilich handelt es sich um Kampf; öfter noch gelingt es, das gewaltige, aber schwerfällige und blinde Dauerwesen des Volkstums zu täuschen und ihm wohl die liebgewordenen äußeren Formen seines Daseins zu lassen, aber sie mit einem neuen Inhalte zu erfüllen oder statt der gewohnten Bräuche ähnliche, aber im innersten Wesen verschiedene unterzuschieben. Auch dies ist eine immer wiederkehrende Art des Kulturfortschrittes.

Der Kampf gegen das unnütz und schädlich gewordene Herkommen würde leichter sein, wenn es nicht so oft von einem Schimmer des Heiligen, Unverletzlichen umflossen wäre, der Vorwitzige zurückschreckt oder sie dem Zorne des Volkes weiht, das sich selbst in seinen Göttern und den Geistern der Ahnen angegriffen fühlt. Göttlich aber erscheint der Menschheit die eigene dauernde Daseinsform, diese unsterbliche Seite des vergänglichen Menschenlebens. Wer Sitte und Brauch verletzt, der bedroht und schändet dieses Heiligtum, das in mancherlei Gestalt von allen verehrt wird, und Zorn und Haß der Genossen wenden sich gegen ihn. Wie dieser Widerstand, der seine Kraft aus mystischen Anschauungen zieht, sich bis zum Terrorismus steigern kann, haben die Geheimbünde mit ihren Maskeraden uns schon gezeigt. (S. auch die Abbildung, S. 182.)

Die Sitten sind also Reaktionen der Gesellschaft auf äußere Einflüsse oder innere Ereignisse, oder, wenn wir so wollen, vorhandene Schemen, die der Einzelne oder die Gesellschaft der augenblicklich Lebenden im eintretenden Fall ohne weiteres Nachdenken benutzen; sie gehören demnach zum mechanisch gewordenen geistigen Kulturbesitz, sind aber zugleich so eng mit dem Wesen der Gesellschaftsformen verknüpft, daß sie am besten im Anschluß an diese behandelt werden; man könnte sogar die Gesellschaftsformen selbst nicht ohne Grund als eine besondere Unterabteilung des großen Gebietes der Sitten und Bräuche betrachten, und ebenso gehört ein großer Teil der Religion, der Kunst u. s. w. eigentlich hierher, ja alle menschliche Thätigkeit gewinnt äußere Formen, die eben auch nichts weiter sind als Sitten und wie diese erstarren oder sich umbilden.

Indes ist es besser, das Gebiet zu beschränken und an dieser Stelle nur die Gruppen von Gebräuchen zu behandeln, die den immer wiederkehrenden Ereignissen und Konflikten des menschlichen Daseins entsprechen und als feste Formeln jedesmal beim Eintreffen der Geschehnisse angewendet werden. Auch dann noch ist ihre Masse so groß und ihre Mannigfaltigkeit so verwirrend, daß nur ein allgemeiner Überblick über die Hauptformen möglich ist.

Eine Untersuchung der Gebräuche auf ihre Ursachen ist schwierig, da die meisten Völker eine Unzahl Sitten bewahren, deren Sinn längst vergessen ist und nun durch läppische Erklärungen ersetzt wird. Ein großer Zug aber geht durch die Geschichte der menschlichen Sitten und Bräuche, der in der deutschen Sprache schon durch die Ableitung des Wortes „sittlich" von Sitte angedeutet wird. Alle Sitten sind, da sie sich in ihren Ursachen und Wirkungen über das Interesse des vergänglichen Einzelwesens hinaus auf das Wohl der Gesamtheit beziehen, zugleich ein Teil der Morallehre jedes Volkes, und sie erweitern dann auch, wie alle Moral, mit dem Fortschritte der Kultur mehr und mehr ihre Kreise. Sie entstehen zunächst innerhalb der engsten primitiven Gemeinschaft, während nach außen hin regelloser Kriegszustand herrscht; sobald ein wenigstens zeitweiliger freundlicher Verkehr mit anderen Gemeinschaften sich herausbildet oder eine durch wirtschaftliche Vorgänge begründete Teilung der Horde eintritt, die nicht zu völliger Entfremdung führt, regeln alsbald feste Sitten die neuen Beziehungen und geben ihnen Dauer und Halt. Die Gebräuche sind gewissermaßen der allgemeine Nährboden, aus dem dann Staats- und Rechtsformen, Sittengesetze und Religionen emporwachsen.


Maske der Zuñi, Nordamerika. Nach T. E. Stevenson. Vgl. Text, S. 181.

Sitten und Bräuche wurden oben mit einer festen Schale verglichen, die sich stützend und schützend um den beweglichen Gesellschaftskörper legt, wie der Panzer um den weichen Leib des Krebses. Ein solcher Panzer kann je nach der Ernährung und dem sonstigen Wesen des Tieres nicht nur stärker oder schwächer sein, er kann auch entweder einfach und den unmittelbaren Zwecken angemessen oder phantastisch und wunderlich gefärbt und gestaltet sein. Auch die Gebräuche haben die Neigung, unter günstigen Umständen üppig zu wuchern und seltsame überflüssige Schößlinge zu treiben, besonders in isolierten oder engen und dumpfen Verhältnissen, während sie unter dem Einfluß regen und zweckbewußten Lebens sich vereinfachen. Sobald die Kraft, die zur Aufrechterhaltung geschraubter Etiketteformen gebraucht wurde, bessere Verwendung findet, sinken die aufgeblasenen Nichtigkeiten in sich zusammen, und nur die bewährten kurzen Formeln, die den Verkehr thatsächlich erleichtern, bleiben erhalten. Deshalb sind es auch keineswegs die Kulturvölker, soweit sie im Fortschreiten begriffen sind, bei denen die Gebräuche am breitesten und üppigsten wuchern, sondern die Naturvölker und neben ihnen ehemalige Kulturträger, die zum Stillstand gekommen sind und nun wieder überschüssige Energie für den Ausbau des Formenwesens besitzen, wie die Chinesen.

Bei einer Einteilung der Gebräuche in Gruppen, die zur Vereinfachung des Überblickes unbedingt nötig ist, empfiehlt es sich, vom Einfacheren zum Komplizierteren fortzuschreiten. Es sind also zunächst die Bräuche zu nennen, die den Ereignissen des täglichen Lebens entsprechen, vor allem die Grüße bei Begegnungen, die Eß- und Trinksitten und dergleichen. Dann würde die wichtige Gruppe der Sitten folgen, die sich auf seltenere, aber immer wiederkehrende Vorkommnisse des Daseins beziehen, also auf Geburt, Pubertät, Verlobung, Hochzeit, Tod und

Begräbnis, und die meist einen festlichen Charakter tragen; ihnen schließen sich naturgemäß andere Bräuche und Feste an, die mehr auf das Naturleben und die Wirtschaft Bezug haben, also auf Sonnenwende und Frühlingsanfang, Aussaat und Ernte, Fischerei, Jagd und Viehzucht. Endlich wären dann die Gebräuche des „internationalen Verkehrs", wenn dieser etwas zu stolze Ausdruck erlaubt ist, hier anzuführen, die Vorschriften für Gesandtschaften, Handelsverbindungen, Kriegs- und Friedensschluß, und was sonst in diese Reihe gehört. Schon diese Übersicht zeigt, daß viele dieser verschiedenen Sitten besser in anderem Zusammenhang behandelt werden, so daß kurze Andeutungen genügen können.

Die Grußformen und überhaupt die Höflichkeitsformen des täglichen Verkehrs wie des Umganges mit Höherstehenden verdienen zunächst Aufmerksamkeit. Man kann sie wieder in Grußbewegungen oder -Haltungen (s. die Abbildung, S. 184) und in Grußworte einteilen, wobei natürlich gleich zu bemerken ist, daß beide Arten des Grußes häufig gleichzeitig angewendet werden. Manche Begrüßungen sind kurz und einfach, andere langwierig und aus vielen einzelnen Handlungen und Formeln zusammengesetzt, so daß man das übermäßige und zwecklose Wuchern der Gebräuche an den Grüßen besonders gut studieren kann. Welcher Unterschied zwischen dem knappen, allenfalls mit dem Abnehmen des Hutes verbundenen „Guten Morgen" des Europäers und den endlosen Zeremonien der mißtrauischen Tubu, wie sie Nachtigal schildert! Als ein treffender Beweis für die Unmöglichkeit, die verwickelten Bräuche der Naturvölker weiterhin in dieser ausführlichen Art darzustellen, möge sein Bericht hier folgen. Nachtigal, in dessen Karawane sich ein Tubu, Namens Kolokömi, befand, erzählt, wie ein anderer Tubu sich näherte und nun die Begrüßung zwischen den beiden Stammesgenossen, die einander nicht genauer kannten, vor sich ging. „Da er (der Fremde) allein war", fährt Nachtigal fort, „machte Kolokömi beruhigt die zur Begegnung nötige Toilette, d. h. trug Sorge, daß von seinem Gesichte nur die Augen sichtbar blieben und alles übrige sorgfältig in die verhüllende Turbantour gewickelt war, ergriff Lanze und Wurfeisen und trat dem Fremdling entgegen, der, sein Kamel an langer Halfter führend, jetzt ebenfalls seinen Litham (Gesichtsschleier) über die Nase in die Höhe zupfte. In der Entfernung von etwa sechs Schritten voneinander hockten sie nieder, in der einen Hand die auf den Boden gestemmte Lanze, in der anderen das Wurfeisen, und vollzogen den wichtigen Akt der wortreichen Begrüßung. Kolokömi begann mit der Frage nach dem Befinden des Fremden, welche er abwechselnd durch ‚Lahaïnkennaho' oder ‚Lahadintschēda' oder ‚Lahannthuni' oder ‚Killahāni' ausdrückte, und dieser antwortete durch ‚Laha' oder ‚Killcha'. Sobald diese Fragen und Antworten etwa ein Dutzend Mal wiederholt worden waren, intonierte Kolokömi ein lautes, kräftiges ‚Jhilla', auf das der Fremdling dasselbe Wort erwiderte, und es folgte nun eine wechselseitige Wiederholung dieses Grußes, welche uns durch ihre Länge in Verzweiflung setzte. Anfangs in kräftigster Mannesstimme erschallend, stieg das ‚Jhilla' in allmählicher Tonleiter bis zu dumpfem, unverständlichem Murmeln abwärts, das Ganze wurde mit einem so würdevollen Ernst ausgeführt, daß der Uneingeweihte viel eher irgend eine wichtige Zeremonie als eine einfache Begrüßung vermutet hätte. Waren sie an dem tiefsten Laut ihres Kehlkopfes angekommen und schien ihre Stimme im leisesten Murmeln zu ersterben, so begann wieder einer der beiden ein lautes, hochtöniges ‚Laha', und das ‚Jhilla' machte von neuem die ganze Tonleiter durch. Dabei schienen sie durchaus kein gegenseitiges Interesse an ihren Personen zu nehmen, sondern sahen sich selten an und schienen vielmehr geflissentlich entweder den Blick in die weite Ferne schweifen zu lassen oder vor sich in den Boden zu bohren. Nach einiger Zeit wurde das sonderbare Wechselspiel durch zahlreiche Variationen der Frage: ‚Wie geht es dir?'

und durch die Antworten ‚Gut!‘ oder ‚Mit Frieden!‘ unterbrochen, und erst gegen das Ende des ganzen Begrüßungsaktes mischten sich andere Fragen nach Ausgangspunkt und Ziel der beiderseitigen Reisen, nach den Ereignissen des Landes, nach Lage und Zustand der nächsten Brunnen unter die stereotypen Fragen und Antworten. Nachher kehrte man zwar stets wieder zum ‚Jhilla‘ zurück, doch kürzer und kürzer wurden die Reihen desselben, bis allmählich die gewöhnliche Unterhaltung die Oberhand gewann und die Begrüßungsformeln ganz aufhörten.“

Glücklicherweise sind solche ungeheuerliche Begrüßungen Ausnahmen; aber das Mißtrauen, das aus dieser langwierigen Zeremonie spricht, ist typisch für viele Begrüßungsarten der Naturvölker, und zwar richtet sich dieses Mißtrauen nicht nur gegen Unbekannte, sondern selbst gegen Freunde, die längere Zeit fern gewesen sind. In letzterem Fall ist es die Gespensterfurcht, die sich geltend macht: wie leicht könnte ein Dämon die Gestalt des Freundes angenommen haben oder dieser selbst verunglückt sein und nun als spukhafter Geist wiederkehren! Man begegnet dieser Gefahr meist dadurch, daß die Sitte dem Ankommenden gebietet, sich in einiger Entfernung schweigend niederzusetzen, bis dann allmählich eine Annäherung und ein Gespräch zu stande kommt. Bei brasilischen Waldstämmen wieder stürmen die Gäste schreiend und mit Waffenlärm in das Dorf der Wirte, die ihnen ebenfalls bewaffnet und lärmend entgegenstürzen, bis sie aus dem Geschrei genügend erkannt haben, daß hier keine unheimlichen Geister sich einzuschleichen suchen, sondern wirkliche menschliche Besucher angekommen sind. Manche unverständlich gewordenen Grußgebärden und -Formeln mögen noch auf diese Anschauungen zurückführen, so wenn bei den Sioux nach Lederers Angabe jeder Gast, ob Freund oder Feind, zunächst in Fesseln gelegt wurde; andere dagegen, die ähnliches vermuten lassen, dürften eher ein Rest der primitiven Ansicht sein, daß der Fremde vogelfrei ist und am besten einfach totgeschlagen wird. Hierher gehören die merkwürdigen „Grußduelle“ der Eskimo, über die Boas berichtet. „Kommt ein unbekannter Fremder in ein Dorf, so wird er durch ein großes Fest bewillkommt. Die Bewohner ordnen sich in eine Reihe, und einer von ihnen steht vor der Front. Der Fremde nähert sich diesem langsam mit verschränkten Armen und auf die rechte Seite geneigtem Kopfe. Dann schlägt ihn der Ansässige mit aller Gewalt auf die rechte Wange und beugt nun seinerseits den Kopf, um einen Schlag des Fremden zu empfangen. Während dieser Vorgänge spielen die anderen Männer Ball und singen dazu. So fährt man fort, bis einer der Kämpfer



Japanische Begrüßungsart. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 183.

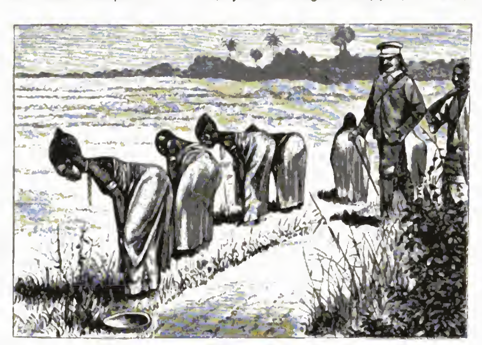
ohnmächtig wird. . . . Diese Wettkämpfe sind zuweilen gefährlicher Art, da der Sieger das Recht hat, seinen Gegner zu töten; aber in der Regel enden sie friedlich."

Tylor und Ling Roth haben bereits eine Einteilung der Grußgebärden versucht, die allerdings noch der Ergänzung bedarf. Im Grunde handelt es sich um eine Art Gebärdensprache, die bestimmte Empfindungen in drastischer Weise ausdrücken soll und in der Mehrzahl der Fälle durch die Lautsprache unterstützt wird. Als erste Gruppe können die Grüße zusammengestellt werden, die Zuneigung und freundschaftliche Vereinigung ausdrücken, und deren bekanntestes und am weitesten verbreitetes Beispiel das Händedrücken und -Schütteln ist. In Westafrika wird dazu vielfach ein Knacken oder Schnalzen der Finger gefügt. Als Symbol noch innigerer Freundschaft wird die Umarmung angewendet, die in Zentralasien wie in Australien eine Lieblingsform des Grußes ist. Der Kuß, der hauptsächlich im europäischen Kulturkreise beliebt ist, drückt sogar ein rein körperliches Wohlgefallen aus, wie es der Geschlechtsliebe eigen ist, und findet seine Parallele im Nasengruß der Ozeanier, der schwerlich etwas anderes bedeutet als ein gegenseitiges „Beriechen", während man den Kuß als eine veredelte Form des „Beleckens" ansehen darf. Auf Fidschi ergreift man die Hand des zu Begrüßenden und riecht an ihr, wie St. Johnson berichtet. Eine andere Art zärtlicher Berührung ist endlich das Streicheln des Freundes, das z. B. bei den Aino neben anderen Grußformen vorkommt. Auf größere Entfernung treten an die Stelle körperlicher Berührung freundliche Winke, Händeklatschen und dergleichen. Es ist aber nicht zu empfehlen, alle Grüße mit Garrick Mallery in zwei große Gruppen zu zerlegen, solche mit körperlicher Berührung und solche ohne diese.

Wo die Gesellschaft in verschiedene soziale Schichten zerfällt, reichen die rein freundschaftlichen Grüße nicht mehr aus; die Gefühle, die der Niedere dem Höheren gegenüber in seinem Gruße zum Ausdruck zu bringen sucht, sind nicht mehr Freundschaft oder Wohlwollen, sondern Demut, Hingebung und Ehrfurcht. Die einfachste und beliebteste Form ist die Verkleinerung der eigenen Gestalt durch Verbeugen, Niederknieen, Niedersetzen und Niederwerfen; bei den meisten Arten des Grußes kommt sie wenigstens beiläufig mit vor. Sehr häufig sind symbolische Handlungen, die Wehrlosigkeit, Armut, Schwäche und Niedrigkeit andeuten sollen. Als wehrlos erscheint der Orientale, der die Arme über der Brust kreuzt oder die geöffneten Hände emporhält, als niedrig und verworfen der Kaffer, der Staub auf sein Haupt streut oder sich ganz mit Schmutz bestreicht. Da reiche und vollständige Kleidung Vornehmheit andeutet, teilweise Nacktheit Armut und niedrigen Stand, laufen zahlreiche Grüße auf eine teilweise Entblößung des Körpers hinaus: der Europäer lüftet den Hut, der westafrikanische Neger entblößt die Schultern oder den ganzen Oberkörper, der Orientale entledigt sich der Schuhe. Zuweilen kommt freilich diese Anschauung in Konflikt mit den Forderungen des Anstandes, die Verhüllung gebieten, und dann erscheint gerade die letztere als Teil des Grußes, wie oben bei der Begrüßungszeremonie der Tubu. Das ist schon ein Übergang zu anderen Grußformen, die den Begrüßten als etwas Heiliges und Unnahbares behandeln, das selbst durch Blicke entweiht würde; es ergibt sich daraus der Brauch, beim Zusammentreffen mit Höherstehenden aus dem Wege zu gehen und das Gesicht zu verhüllen oder abzuwenden, indem man entweder den Kopf zur Erde beugt oder selbst dem Begrüßten den Rücken zukehrt (s. die Abbildung, S. 186). Endlich erklärt man sich wohl auch durch den Gruß für tributpflichtig, indem man wirkliche oder symbolische Geschenke überreicht; wer die altpersischen Großkönige begrüßte, mußte dabei stets ein Geschenk übergeben, und Herodot berichtet, daß ein Bauer bei einer plötzlichen Begegnung nichts anderes darzubringen wußte als eine Hand voll Wasser.

Eine dritte Gruppe von Grüßen gehört in das mystische Gebiet und soll der Abwehr böser Einflüsse dienen, die sich gerade bei der Freude des Wiedersehens störend herandrängen könnten. Am deutlichsten erscheint diese Tendenz im Anspucken oder Bereiben mit Speichel, da man infolge einer eigentümlichen Ideenverbindung diesen Handlungen heilsame Kräfte zuschreibt. Ob die Sitte, bei freudigen Begegnungen zu weinen und zu jammern, auch auf eine Versöhnung dämonischer Feinde hinausläuft oder aber mehr eine physiologische Ursache hat, steht dahin; sie findet sich auf den Andamanen, in Australien, auf Neuseeland und anderwärts in der Südsee.

Den Grußgebärden entsprechen die Grußworte. Auch sie drücken Freundschaft, Ehrfurcht oder Hingebung aus, am häufigsten aber gehen sie der eben erwähnten dritten Gruppe von Gebärden parallel und bestehen aus Segenswünschen, die entsprechend erwidert werden. Das ist namentlich bei Abschiedsgrüßen der Fall. Dank der größeren Ausdrucksfähigkeit der Wortsprache enthalten die Grußformeln auch schon ausgeführtere Gedanken, besonders gern Fragen nach der Gesundheit oder der Zufriedenheit des Begegnenden, denen dann die herkömmlichen Antworten und Gegenfragen folgen.



Grüßende Fulbefrauen, Sudan. Nach Passarge. Vgl. Text, S. 185.

An den Grußgebärden und -Worten läßt sich besonders leicht ein charakteristischer Zug aller Umgangsformen und -Sitten beobachten, der eng mit dem Leben und Sterben dieser gesellschaftlichen Organe verbunden ist, die Neigung nämlich, die Formen abzukürzen und aus wirklichen Handlungen bloße Symbole zu machen, deren Sinn dann oft rasch in Vergessenheit gerät. Wie aus unserer ursprünglichen Formel „Ich wünsche dir einen guten Morgen" im Munde vieler ein an sich ganz sinnloses „Morgen" wird, so wird anderswo das Aufheben des Staubes, mit dem man sich ursprünglich bestreute, durch ein bloßes Berühren des Erdbodens angedeutet u. s. w. Es sind naturgemäß die Höherstehenden, die zuerst abkürzen, und es entspricht einem Aufstreben der unteren Schichten, also einer sehr wichtigen Kulturbewegung, wenn auch diese die verkürzten Formen annehmen.

Die Grußformeln leiten uns ungezwungen zu den Dankformeln über, da beide oft sehr ähnlich sind und viele Grüße ja aus einem Danke für empfangene Segenswünsche bestehen. Die Dankgebärden und -Worte entsprechen meist der zweiten und dritten Gruppe von Grüßen, die Hingebung und gute Wünsche ausdrücken. Mit dieser kurzen Bemerkung würden sie genügend charakterisiert sein, wenn hier nicht die beste Gelegenheit wäre, zu erwähnen, daß der Dank als ausgesprochene Verkehrsform durchaus nicht Allgemeingut der Menschheit

ist, wenn auch das Gefühl der Dankbarkeit nirgends ganz unbekannt sein mag. Von den Australiern Queenslands versichert Lumholtz ausdrücklich, daß bei ihnen von Dank für empfangene Wohlthaten keine Rede ist, und bei den Giljaken des Amurlandes fand v. Schrenck weder ein Wort für „danken", noch irgendwelche Äußerungen der Dankbarkeit. Die Zahl dieser Beispiele ließe sich noch stark vermehren, sie erscheinen aber nicht wunderbar, wenn wir die gesellschaftlichen Zustände erwägen, denen sie entstammen. In der primitiven Gesellschaft, in der so gut wie alles Gemeinbesitz ist und es für selbstverständlich gilt, daß jeder einzelne am Erwerb des anderen ohne weiteres Anteil hat, muß der Dank überflüssig und sinnlos erscheinen. Was von dem kargen Privatbesitz den Eigentümer wechselt, wird entweder ausgetauscht oder mit einer bestimmten Absicht gegeben oder aus Großmannssucht verschenkt und veranlaßt in allen diesen Fällen zunächst keine Ausbrüche der Dankbarkeit, die sich, wenn sie geweckt wird, mehr im allgemeinen Verhalten als in bestimmten Gebärden und Formeln äußert. Auch unter den niederen Klassen der Kulturvölker findet man neben großer gegenseitiger Hilfsbereitschaft und Opferfähigkeit oft ein äußerst geringes Maß formeller Dankbarkeit. Vereinzelt wird dagegen die letztere unter weniger kultivierten Völkern als wichtige Umgangsform entwickelt, selbst bis zum Übermaß, wie bei einigen westafrikanischen Stämmen. Auch den Dayak rühmt Low großes Gefühl für Dankbarkeit nach.


Kochtopf der Bali, Kamerun. Nach Photographie.

Unter den Bräuchen des täglichen Lebens sind noch die Eß- und Trinksitten als wichtige Gruppe zu nennen. Diese Sitten entspringen vorwiegend aus zwei Quellen, aus den sozialen Zuständen und aus der Furcht vor Behexung und Vergiftung. Der vielfach sehr scharfen Trennung zwischen männlicher und weiblicher Wirtschaft, die in der Einrichtung des Männerhauses äußerlich am deutlichsten hervortritt, entspricht die Sitte, daß die Männer nicht mit den Frauen zusammen essen, sondern entweder gemeinsam speisen oder wenigstens zuerst das Mahl einnehmen, worauf dann die Reste den Weibern und Kindern zufallen. Die Furcht vor Zauberei führt dagegen, namentlich in Afrika, dahin, daß vornehme Personen ganz allein speisen oder beim Trinken das Gesicht verhüllen, und zu jenem Vorkosten des Trankes, das auch in Europa noch abgemildert und umgedeutet in der Sitte des Zutrinkens besteht. Sehr allgemein sind die Gebräuche, Göttern oder Geistern etwas von der Mahlzeit zu opfern, begünstigten Gästen die besten Bissen in den Mund zu schieben und durch Gebärden oder allerlei Naturlaute den Dank für die genossene Mahlzeit zu bezeugen. Bestimmte Eßstunden kennen die wenigsten der ganz primitiven Völker, da sie völlig von der Hand in den Mund leben; im übrigen findet sich meist die natürliche Reihenfolge einer leichten Morgenmahlzeit, einer zweiten um die Mitte des Tages und einer dritten am Abend, wenn auch im einzelnen wieder große Unterschiede obwalten, namentlich die Mittagsmahlzeit oft wegfällt.

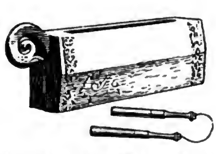
Unendlich ist die Zahl der Gebräuche, Ge- und Verbote, die sich auf sonstige kleine Ereignisse des Daseins beziehen; sie bilden eine Volksphilosophie eigener Art und eine wunderliche Vorstufe der Wissenschaft, die nach den Ursachen der Dinge forscht und aus ihrer Erkenntnis Gesetze abzuleiten sucht. Es ist, als ob der primitive Mensch sich von so unzähligen dunkeln Gefahren umdrängt sieht, daß er nur Schritt für Schritt sich vorwärts zu tasten wagt, ängstlich

nach allen Anzeichen eines guten oder bösen Gelingens ausblickt und jede wirkliche oder scheinbare Erfahrung sich ins Gedächtnis schreibt, bis ein Wust von Regeln und Bedenken ihn förmlich erstickt. In gefährlichen und außergewöhnlichen Lagen wächst die Zahl der Vorschriften ins Ungeheure; Krieger, Kranke, Schwangere haben auf jede ihrer Handlungen peinlich zu achten, um nicht das Herkommen zu verletzen und dadurch allerlei Unheil heraufzubeschwören. Der Kampf, den das Individuum für seine Befreiung von den beengenden Banden der Gesellschaft führt, richtet sich zum guten Teil gegen diesen verworrenen Komplex starrer und sinnlos gewordener Regeln. Wie zäh aber diese Regeln sind, zeigt sich an der Thatsache, daß sie unter der Masse der Kulturvölker noch vielfach beliebt sind und mit Gewissenhaftigkeit befolgt werden; es sei nur an den Aberglauben erinnert, der sich an den zunehmenden und abnehmenden Mond knüpft, an das „Versehen“ der Schwangeren, an die Weihnachts- und Ostergebräuche und an die ganze „Rockenstubenphilosophie“, wie sie sehr bezeichnend genannt wird. Es handelt sich dabei meist um kleine und kleinliche Regeln, die ohne viel Aufhebens befolgt werden.


Kalebassen-Löffel mit geschnitztem Holzstiel aus Wadumbo, Ostafrika. Nach Stuhlmann. Vgl. Text, S. 187.

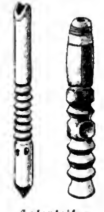
Mit der Bedeutsamkeit der Ereignisse wachsen auch die Formen: die Bräuche, die die großen Wendepunkte des Daseins, Geburt, Mannbarkeit, Eheschließung und Tod, begleiten, werden gern zu groß angelegten Festen, deren jedes wieder in zahlreiche, genau geregelte Abschnitte zerfällt. Auch die Trauersitten bei der Bestattung nehmen, indem sich aus der Umbildung ursprünglich zweckbewußter Bräuche die Leichenschmäuse, Trauertänze und Geschenkverteilungen entwickeln, leicht einen festlichen Charakter an. Lärmende Musik (s. die untere Abbildung und die auf S. 189) und Tänze fehlen bei den Festen beinahe niemals. Ein Fest darf man als großen und geregelten Massenausdruck einer Empfindung bezeichnen, und die zugleich starre und dabei doch explosionsartig starke Form dieses Ausdrucks entspricht ganz besonders dem ungleichen, zwischen Stumpfheit und Überreizung schwankenden Seelenleben der niederen Rassen. Infolge dieses Wesenszuges haben viele Feste einen kulturwidrigen, zerstörenden Charakter, vor allem die Totenfeiern, bei denen leicht der in jedem Menschen schlummernde Vernichtungstrieb zur Betäubung des Schmerzes heraufbeschworen wird.

Die Gebräuche und Vorschriften, die sich um die Geburt eines Kindes gruppieren lassen, sind außerordentlich mannigfaltig und setzen meist schon mit dem Beginn der Schwangerschaft ein. In der Hauptsache haben sie das Wohl des Kindes im Auge und stellen eine Art primitiver Hygiene dar, die meist von falschen Voraussetzungen zu falschen Schlüssen kommt; von jenen gar nicht seltenen Fällen, wo Nachkommenschaft nicht gewünscht wird, ist natürlich dabei abzusehen. Die Mutter muß sich in der Regel bestimmter Speisen enthalten, während anderseits Wert darauf gelegt wird, daß sie ihre oft sonderbaren „Gelüste“ befriedigt, und zahlreiche mystische Handlungen sollen das Geschlecht des Kindes bestimmen oder von vornherein einen glücklichen Verlauf der Geburt sichern. Auch der Vater hat sich häufig gewissen Regeln zu unterwerfen.


Holztrommel aus Sarawak, Nordborneo. Nach Ling Roth.

Zu dieser Gruppe hygienischer Vorschriften tritt gern eine andere, die ihre tiefste Wurzel wohl in der Totenfurcht hat. Mutter und Kind befinden sich zur Zeit der Geburt zweifellos in Lebensgefahr und in ähnlicher Lage wie Schwerkranke. Wie man nun die bedenklich

Erkrankten gern aus den Wohnungen entfernt, damit nicht nach dem Tode ihr Geist dort Aufenthalt nimmt und den Lebenden ihr Heim verleidet, so zwingt man auch oft die Wöchnerinnen, an irgend einer abseits gelegenen Stelle ihr Asyl aufzuschlagen. „Infolge abergläubischer Vorstellungen", schreibt v. Schrenck, „die sich bei den Giljaken wie bei allen Völkern hauptsächlich an die Geburt und den Tod des Menschen knüpfen, wird bei ihnen das Weib in der Zeit, da es am meisten der Schonung und Pflege bedarf, während der Niederkunft und in den auf dieselbe folgenden Tagen, trotz Wind und Wetter unbarmherzig aus dem Hause gewiesen." Dieser Unsitte schreibt v. Schrenck wohl mit Recht einen Teil der Schuld an der langsamen Vermehrung der Giljaken zu. Bei zahlreichen Völkern gemäßigter und tropischer Landstriche, wo der Geburtsakt fern von den Wohnungen im Wald oder am Meeresstrande vollzogen wird, sind die Folgen weniger bedenklich. Verwandt mit diesen Vorschriften und in ihren Wirkungen ihnen ähnlich sind andere, die von der Vorstellung ausgehen, daß Mutter und Kind zunächst unrein sind. Die Sitte der alten Inder, ein besonderes Gebärhaus in einiger Entfernung von den Wohnstätten zu errichten, geht wohl darauf zurück; derartige besondere Hütten finden sich bei Naturvölkern aller Erdteile, und entsprechend zahlreich sind die Zeremonien, durch die sich Mutter und Kind reinigen müssen, ehe sie mit den Volksgenossen verkehren dürfen.



Holzpfeifen der Lendu, Innerafrika. Nach Stuhlmann. Vgl. Text, S. 188.

Unter diesen Reinigungen, die im Grunde nur symbolisch gedeutete körperliche Reinigungen sind, ist die Taufe der Neugeborenen deshalb am wichtigsten geworden, weil sie von den europäischen Kulturvölkern in die Reihe ihrer Kulthandlungen aufgenommen worden ist, den Eintritt in die christliche Gemeinschaft versinnlicht und zugleich mit der Namengebung verbunden erscheint. Sie ist indessen auch bei nichtchristlichen Völkern sehr weit verbreitet. In ganz ähnlicher Weise können andere Handlungen, die ursprünglich einfach gesundheitliche Zwecke verfolgten, mystisch gedeutet werden, wie dies besonders Ploß an einer ganzen Reihe von Gebräuchen nachgewiesen hat. Er nennt das Bestreichen des Kindes mit Öl und Fett, das als Teil der Taufzeremonie bei christlichen Sekten des Orients vorkommt, das Reinigen des Kindeskörpers mit Hilfe von Salz, das Beräuchern mit Tabak, das bei den nordamerikanischen Indianern als allgemeines Heilmittel gilt und auch den Neugeborenen in feierlicher Form zu teil wird, und endlich das Bestreichen mit Speichel.

Auch die anderen Gebräuche, die bei der Geburt üblich sind, hat Ploß untersucht, um sie auf ihre ursprünglichen Zwecke zurückzuführen. Er nennt als Motive die Freude über die Ankunft des neuen Sprößlings, die feierliche Anerkennung und Einweihung des Kindes als Mitglied der Familie und die Herbeiziehung schützender Kräfte und Mächte zur Abwehr bösen Schicksals und zur Förderung künftigen Glückes. Von der Wichtigkeit, die man der Vermehrung des Volkes beilegt, und von dem Range der Familie des Neugeborenen hängt es dann ab, ob größere Gruppen von Bräuchen aus diesen Grundanschauungen erwachsen oder nicht. Die Aufnahme in die Gemeinschaft erfolgt übrigens nicht so ohne weiteres, und den natürlichen Gefahren, die das Leben des Kindes bedrohen, gesellen sich soziale hinzu: Zwillinge werden vielfach mit Mißtrauen angesehen, und wenigstens der eine von ihnen beseitigt; Kinder, die in ungewöhnlicher Art zahnen, werden als verdächtig betrachtet und getötet; anderswo sind sämtliche unehelichen Kinder, Albinos oder Mischlinge von vornherein dem gleichen Schicksal verfallen.

Vielleicht die eigentümlichste Sitte, die sich an den Geburtsakt knüpft, ist die des männlichen Wochenbettes oder der Couvade, die in ihren extremsten Formen wie ein zugleich unerklärliches und lächerliches Rätsel erscheint, in Wahrheit aber nur der wunderliche Schößling allgemein verbreiteter Anschauungen, wenn auch durch sekundäre Beweggründe vielfach neu motiviert ist. Nur so erklärt es sich auch, daß der Gebrauch über alle Erdteile, allerdings in lückenhafter Weise, verbreitet ist. Selbst in Europa herrscht angeblich noch bei den Basken die Sitte, daß sich der Mann unmittelbar nach der Geburt des Kindes ins Bett legt und so die Glückwünsche seiner Freunde empfängt, während die Frau sofort wieder ihren häuslichen Pflichten nachgeht, als ob nichts geschehen wäre. An Erklärungen der seltsamen Erscheinung hat es nicht gefehlt, auch der übliche Versuch, die Thatsachen ganz abzuleugnen, ist zur Abwechselung einmal vorgenommen worden.

Gerade die Couvade ist nun ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, daß man mit einer einzigen Erklärung, die alle vorkommenden Fälle deuten soll, derartigen Fragen gegenüber niemals auskommt. Man hat immer zwischen einer Anfangsursache, die sehr gleichgültiger Natur sein kann, und unterstützenden oder ganz an die Stelle der ersten Ursache tretenden Beweggründen zu unterscheiden und von diesen wieder die nachträglichen, oft höchst läppischen Erklärungen unverständlich gewordener Sitten zu trennen. Als erste Ursache des Männerkindbettes sind wohl die Anschauungen zu bezeichnen, die beiden Eltern, und ursprünglich in erster Linie der Mutter, bestimmte Verhaltungsmaßregeln, Diät u. s. w. vorschreiben; denkt man sich mit diesen Ideen jene anderen verschmolzen, die eine Ausstoßung der Kreißenden aus den Wohnstätten herbeiführen, so zeigt sich der Weg, auf dem schließlich der Vater dazu kommen konnte, der ausschließliche Vollzieher jener Schonungs- und Diätvorschriften zu werden, denen die Mutter in ihrem unbequemen Aufenthalt nicht nachzukommen vermochte. Als unterstützender Beweggrund mag zuweilen der Wunsch hinzutreten, die der Wöchnerin drohenden unsichtbaren Feinde durch Unterschieben des Mannes irre zu führen.

Eine große soziologische Bedeutung aber gewinnt, wie schon Bastian hervorgehoben hat, die Couvade in den Zuständen, wo das Matriarchat in das Patriarchat überzugehen beginnt, mit anderen Worten, wo es fraglich wird, ob die Kinder der väterlichen oder der mütterlichen Familie angehören sollen: durch sein feierliches Wochenbett beweist der Vater, daß der Neugeborene ein Teil seines eigenen Selbst ist und fortan ihm zugehört. Die einmal festgewurzelte Sitte kann sich dann, auch wenn alle Ursachen vergessen sind, noch sehr lange halten, um dann allmählich in immer gleichgültiger werdenden Gewohnheiten auszuklingen.

Nicht lange nach der Geburt pflegt die Namengebung zu erfolgen. Bei den Kulturvölkern Europas sind mindestens zwei Namen vorhanden, deren einer, der Vatersname oder bei unehelichen Kindern der Name der Mutter, ohne weiteres feststeht, während ein oder mehrere Vornamen der Wahl der Eltern unterliegen. Auch bei Naturvölkern finden sich oft mehrere Namen, im übrigen aber sind die Verhältnisse so grundverschieden, daß sie einer näheren Betrachtung bedürfen.

Der Kulturfortschritt, den die Einführung der Namen bedeutet, ist von unermeßlicher Tragweite, denn in ihm erscheint äußerlich zum ersten Male das Bewußtsein, daß der Einzelne der Gesamtheit als einzig in seiner Art, als selbständiges und selbstbewußtes Wesen, mit einem Wort als Individuum gegenübersteht; in der immer entschiedeneren Loslösung des Individuums von der Volksmasse aber erkennen wir einen Hauptzug aller Kulturentwickelung. Der Fortschritt liegt weit zurück, denn Völker, die keine Personennamen kennen, gibt es nicht mehr;

er dürfte eng mit den Anfängen der Sprache verknüpft sein. Wie alle Neuerungen, hat sich auch diese schwerlich leicht und ohne Widerstand vollzogen; der Eigenname war zunächst gewiß etwas Bedenkliches, ein Zeichen von Anmaßung und zugleich Träger einer mystischen Kraft. Auch heute noch erscheint vielen Völkern der Eigenname eines Menschen keineswegs als ein selbstverständliches und im Grunde gleichgültiges Attribut, sondern als ein Teil seines Wesens, ja seiner Lebenskraft. Wer den Namen eines Menschen kennt, gewinnt damit Macht über ihn; gefährlich aber sind vor allem die Namen der Toten, denn sie rufen die Verstorbenen herbei und reizen die aus ihrer Ruhe Gestörten zu rachsüchtiger Unthat. Aber auch der Lebende thut wohl, nicht zu oft den eigenen Namen zu nennen, da immer unheimliche Gewalten oder zauberkundige Feinde auf der Lauer liegen, um diese Unvorsichtigkeit zu mißbrauchen. Aus dieser mystischen Anschauungswelt ergeben sich allerlei entsprechende Sitten, ohne daß freilich von einem festen Prinzip die Rede ist; was dem einen Naturvolk höchst wichtig erscheint, wird von dem anderen oft gar nicht beachtet. Es verhält sich mit den Namen der Kinder in gewissem Sinne ähnlich wie mit ihrem Spielzeug: dieselben Puppen, mit denen die Kinder des einen Stammes harmlos spielen (s. die nebenstehenden Abbildungen), würden bei einem anderen als unheimliche Dinge gelten, die man der eigenen Nachkommenschaft nie in die Hände geben würde. Die Einseitigkeit der Entwickelung spricht sich in diesen Gegensätzen sehr schlagend aus.


Puppen der Akudnirmiut-Eskimo. Nach F. Boas.

An und für sich liegt der Wunsch nahe, den Kindern hochtrabende und anmutige Namen zu geben, aber zuweilen überwindet die Furcht, Geister und Götter dadurch zu reizen, diesen natürlichen Hang, und man wählt verächtliche und häßliche Namen, in Siam z. B. „Hund, Schwein, Blutegel“, die das Kind wenigstens in seinen ersten Jahren führt. Ähnlichen Erwägungen mag die weitverbreitete Sitte entspringen, den Namen bei bestimmten Gelegenheiten zu ändern, z. B. zunächst dem Säugling einen vorläufigen Namen zu geben, den endgültigen aber zur Zeit der Geschlechtsreife. Die Vererbung von Namen stößt natürlich auch auf Schwierigkeiten; zwar gibt es Naturvölker, die gewohnheitsmäßig die Kinder nach dem Großvater oder dem zuletzt Verstorbenen nennen, andere aber, wie die meisten Melanesier, vermeiden nicht nur die Namen der Toten, namentlich ehemals einflußreicher Personen, ganz und gar, sondern sie tilgen selbst die entsprechenden Wörter aus ihrer Sprache, die infolgedessen beständig in ihrem Wortschatz umgebildet werden muß. Schon im Leben gilt es als höchste Unschicklichkeit, jemand nach seinem Namen zu fragen. Wo aber, wie bei manchen Stämmen Afrikas, dennoch dem Kinde der Name eines Verstorbenen erteilt wird, geschieht es oft unter Aufführung einer förmlichen Komödie, die den Zweck hat, den Toten von schädlichen Possen abzuschrecken. Bei den Makalaka spielt je nach dem Geschlechte des Kindes ein männliches oder weibliches Familienmitglied den Geist des Toten, den Motsimo. Man fängt unter lautem Geschrei den Motsimo ein und bringt ihn nach der Hütte des Täuflings, wo er sich die Hände wäscht, etwas Speise und Trank genießt und von den ihn umtanzenden Frauen beschenkt wird; der nunmehr versöhnte Pseudogeist entfernt sich, und das Kind kann nun ohne Gefahr seinen Namen tragen.

Daß sich die Eigennamen als besondere Gruppe von dem übrigen Wortschatz abheben, daß überhaupt bestimmte Namen immer wiederkehren, ist nicht überall der Fall; die Ursache liegt

wenigstens zum Teil in der Furcht vor den Namen Verstorbener. So sind eigentümlicherweise bei vielen Naturvölkern die Namen individueller und bedeutungsvoller als bei den Kulturvölkern, wenigstens scheinbar, denn der Eigenart der einzelnen Benennungen entspricht meist ein wenig tiefsinniger Inhalt, da man den Namen dann gern nach einem zufälligen und oft ganz nichtssagenden Ereignisse bei der Geburt wählt; bei den Kalmücken z. B. geht der Vater vors Zelt und nennt das Kind nach dem ersten besten Gegenstand, der ihm ins Auge fällt. Immerhin sind manche dieser Namen merkwürdige Anfänge einer geschichtlichen Überlieferung, indem durch sie gewisse Vorkommnisse wichtiger Art festgehalten werden, wie Hungersnot, Krieg, Wanderungen und dergleichen. Bei vielen Naturvölkern hat das erste Erscheinen von Europäern entsprechende Kindernamen veranlaßt. Die Gewohnheit, die Kinder nach Tieren oder Pflanzen zu nennen, hat wieder in anderem Sinne große Bedeutung, da sie eng mit der Entstehung des Totemismus zusammenhängen dürfte. Im übrigen treffen wir unter den Namen ebenso die Erzeugnisse nüchternster Phantasielosigkeit wie die kürzesten und schlagendsten Ausdrücke des Volksideals; während von dem einen Stamm die Kinder einfach gezählt und demgemäß benannt werden — auch bei den nüchternen Römern erscheinen die Vornamen Quintus, Sextus u. s. w. —, während man sie in Westafrika hier und da nach dem Wochentage der Geburt benennt, spiegelt sich in den germanischen Namen die ganze Kampfes- und Siegesfreudigkeit der Rasse, in den griechischen zugleich die Neigung zu anmutiger Rede und heiterer Lebensführung.

Bei den Naturvölkern hat das Kind fast allgemein nur einen Namen, wie das auch sinngemäß ist, und legt, falls es einen neuen annimmt, den alten ab; die Menge von Vornamen, mit denen viele europäische Kinder beglückt werden, ist im Grunde ein Unfug, der freilich historisch erklärbar ist. Die Familiennamen sind auch bei vielen Kulturvölkern verhältnismäßig jungen Datums und zeigen in ihrer merkwürdigen Verworrenheit, daß sie nicht einer inneren naturgemäßen Entwickelung entsprungen sind, sondern äußerer Notwendigkeit. Im Grunde hat freilich auch bei Naturvölkern jedes Kind seinen Familien- oder richtiger seinen Sippennamen, nur daß es nicht gebräuchlich ist, ihn mit dem Eigennamen zusammen zu nennen; ob sich z. B. der Haida, der dem Wolfsgeschlecht angehört, wirklich Wolf nennt oder nicht, ist nebensächlich. Die Umwandlung der mutterrechtlichen Sippe in die patriarchalische Familie aber bleibt nicht ohne Einfluß, denn nun taucht die Sitte auf, dem eigenen Namen den des Vaters anzuhängen, oder gar, wie bei den Semiten, die Namen aller Vorfahren dem eigenen wie eine endlose Kette hinzuzufügen.

Mit besonderer Klarheit und Folgerichtigkeit haben die Römer die mutter- und vaterrechtlichen Verhältnisse in ihrer Namengebung verkörpert: in den Worten Publius Cornelius Scipio ist erstens der Vorname, zweitens der der Sippe und drittens der Name der väterlichen Familie genannt, die eine Unterabteilung der Sippe bildet, während andere, auf gesellschaftliche Verdienste deutende Übernamen, wie in diesem Falle Africanus, noch hinzugefügt werden können, bis dann das Ganze ein Geschlechtsregister und ein historisches Dokument in kürzester Form ist. Auffallend wenig individualisiert waren dagegen die römischen Frauennamen, die meist einfach in der weiblichen Form des Geschlechtsnamens, an das Mutterrecht erinnernd, bestanden, wie Cornelia oder Tullia.

Wenn die Geschlechts- und Vatersnamen uns einen Blick rückwärts auf das große und dauernde Lebewesen der Gesellschaft werfen lassen und deshalb bei allen kultivierten Völkern in irgend einer Form gebräuchlich sind, so ist doch auch ein anderes Verfahren denkbar, das das Schwergewicht in die heranwachsende hoffnungsvolle Generation legt und von dieser eine nähere

Bestimmung des Elternnamens entnimmt. In der That erfreut sich der Gebrauch, daß sich die Eltern, sobald Nachkommenschaft vorhanden ist, nach ihren Kindern („Vater oder Mutter des N. N.“) nennen, keiner geringen Verbreitung, besonders im malayo-polynesischen Kulturgebiet, und selbst bei den Arabern finden sich Spuren dieser Sitte.

Aus der großen Wichtigkeit, ja Gefährlichkeit des Namens läßt sich schon vermuten, daß seine Erteilung nicht ohne feste Gebräuche und Regeln erfolgen wird, und das ist denn in der That der Fall. Die Tauf- und Reinigungszeremonieen, zu denen stellenweise auch die Beschneidung tritt, obwohl sie eigentlich den Pubertätsgebräuchen angehört, sind schon erwähnt; sie sind häufig mit der Namenverleihung eng verbunden. Es ist nicht immer nur eines der Eltern, das den Namen gibt, sondern man zieht zu dem feierlichen Akte gern das Haupt der Sippe oder den Priester hinzu und versammelt eine Anzahl von Zeugen, die natürlich nicht unbeschenkt und unbewirtet bleiben dürfen. Auch die Wahl des Namens überläßt man oft dem Zauberer, bei einigen Stämmen aber, wie den Korjäken, den Chonds, den Kafirs und den Tscheremissen, läßt man das Kind selbst seinen Namen aussuchen, indem man eine Reihe von Namen hersagt und den wählt, bei dem das Kind zu schreien oder eine bestimmte Bewegung zu machen beginnt. Häufig erhält zugleich mit der Namengebung das Kind seine erste Nahrung, und die Versammelten versäumen nicht, gleichfalls gut und reichlich zu schmausen. Wo entwickelte Kultusformen bestehen, wird die Namengebung zur religiösen Feier.



Tättowiernadel der Batuba, Congostaat. Nach Photographie.

Gleich nach der Geburt oder nach Befinden später erhält das Kind jene körperlichen Abzeichen, die es als Mitglied eines bestimmten Stammes kennzeichnen, und die sich erst bei den Kulturvölkern fast ganz verloren haben, also die Durchbohrungen von Ohren, Nase, Lippen oder Wangen, die später zur Aufnahme von Zieraten dienen sollen, die tättowierten (s. die obere und untere Abbildung) oder eingeschnittenen Stammesmarken u. s. w. Auch diese Vorgänge werden gern mit Festlichkeiten verbunden. Andere Verschönerungen, wie das Ausschlagen oder Spitzfeilen der Zähne, können natürlich erst in späterer Zeit erfolgen und werden dann mit Vorliebe in jene Gruppe festlicher und mystischer Veranstaltungen mit hineingezogen, die den nächsten großen Abschnitt der natürlichen menschlichen Entwickelung, die Zeit der Mannbarkeit, bezeichnet.

Über die Knabenweihen, die den Übergang der Knaben in die Klasse der Männer in mystischer Weise versinnlichen, ist schon an anderer Stelle berichtet worden (vgl. S. 120). Der Gedanke, daß die nunmehr zeugungskräftigen Knaben mit einem neuen Geiste begabt, ja daß sie getötet und wiedergeboren werden, drückt sich in langer Absperrung oder Verweisung der jungen Leute aus, in der Beilegung neuer Namen und in geheimnisvollen feierlichen Festlichkeiten. Es findet sich dabei reichlich Gelegenheit, durch allerlei Qualen und Schreckmittel den Mut und die Standhaftigkeit der Knaben zu erproben, die Stammesabzeichen anzubringen, durch Verstümmelungen der Genitalien, die an allen oder doch an einzelnen vorgenommen werden, der allzustarken Vermehrung des Stammes vorzubeugen u. s. w. Am furchtbarsten ausgebildet war die Quälerei der jungen Krieger bei den Mandanindianern Nordamerikas. Die Mädchenweihen sind überall unbedeutender und harmloser, doch fehlt es bei zahlreichen südamerikanischen Indianerstämmen nicht an peinlichen Prüfungen, und die langwierige, oft jahrelang dauernde Einsperrung der jungen Mädchen findet sich in Nordwestamerika wie auf Neubritannien. An



Tättowiermesser aus Adamaua, Westsudan. Nach Passarge.

die Pubertätsweihen knüpft sich oft die einzige geordnete Unterweisung in allerlei Fertigkeiten, Künsten und Überlieferungen, die der heranwachsenden Jugend zu teil wird, ein Unterricht, der meist von alten Männer und Frauen oder von Zauberpriestern erteilt wird und als erster Keim der Schule gelten kann.

Wenn die Mädchen in der Reifezeit milder behandelt werden, so bleiben sie dafür bis zum Beginn des Greisenalters gewissen Sitten unterworfen, die sich an die Menstruation knüpfen. Die Menstruierende gilt meist für unrein und wird ebenso wie die Wöchnerin vom übrigen Volk abgesondert, muß sich auch wohl, wenn sie zurückkehrt, einer bestimmten Reinigung unterziehen. Stellenweise, wie auf Nukuor, sind besondere Häuser für Menstruierende errichtet.

Handelt es sich bei Geburts- und Pubertätsfeiern um festliche Hervorhebung rein natürlicher Vorkommnisse, so tragen die Bräuche, die sich an die Eheschließung knüpfen, einen anderen, vorwiegend durch soziale Einflüsse bestimmten Charakter. An und für sich ist gewiß die Vereinigung zweier Menschen verschiedenen Geschlechts ein natürlicher und zugleich für die Fortdauer des Volkes höchst wichtiger Vorgang, aber wir brauchen uns nur an die primitiven Formen des freien Geschlechtsverkehrs und der locker geknüpften Ehe zu erinnern, um die Eheschließung als eine vorwaltend soziale Erscheinung zu würdigen, die durchaus nicht immer mit dem Beginn des geschlechtlichen Umgangs zusammenfällt; vielmehr ist es erst die Einrichtung der Ehe, die nach und nach dazu führt, daß die geschlechtliche Zügellosigkeit wenigstens in der Theorie beseitigt wird. Diese Zügellosigkeit aber ist eine notwendige Beigabe des Sippenwesens, an dessen Stelle gleichzeitig mit der wachsenden Wichtigkeit der Ehe die patriarchalische Familie tritt. Der freie Geschlechtsverkehr unter den Angehörigen verschiedener Sippen ist so lange ohne bedenkliche Folgen, als die Kinder zur mütterlichen Sippe gehören und von dieser festen Organisationsform auch ohne Mithilfe des Vaters geschützt werden; fällt dagegen Schutz und Erziehung der Kinder der väterlichen Familie zu, dann liegt die feste und dauernde Verbindung der Eltern im Interesse der Gesellschaft, und die Eheschließung wird zu einem höchst wichtigen, von der Gesamtheit des Stammes kontrollierten Vertrag. So erklärt es sich, warum die feierliche und festliche Art der Hochzeit sich mit wachsender Kultur nicht verliert, wie das doch bei Totenfeiern so merklich der Fall ist, sondern sich eher befestigt.

An dieser Stelle soll nur von den Zeremonieen die Rede sein, die als äußerer Ausdruck der sozialen Vorgänge erscheinen, in denen sich aber die ganze Geschichte der Ehe widerspiegelt. Vor allem sind es die alten Formen der Raub- und der Kaufehe, die in den Hochzeitsbräuchen Spuren ihres Daseins hinterlassen haben. Wirklicher Raub der Braut und ernstlicher Kampf mit ihren Angehörigen findet sich nur noch ausnahmsweise, am ersten noch in Australien, wo aber auch schon die ursprüngliche wilde Unordnung einigermaßen festen Regeln Platz gemacht hat. Es bleibt hier, wie schon früher erwähnt (vgl. S. 126), den Unglücklichen, die keine weiblichen Verwandten zum Austausch besitzen, nichts übrig, als ein Mädchen zu rauben; der Entführer muß sich dann, nur mit einem Schild bewaffnet, den Verwandten stellen, die mit Speeren nach ihm werfen und ihn gelegentlich wirklich verwunden und töten. In anderen Teilen Australiens ist der scheinbare Raub einfach zur Heiratszeremonie geworden. „Es war gerade", schreibt Lumholtz aus Nordqueensland, „ein Lager der Eingeborenen im Aufbruch begriffen, als ich plötzlich einen alten Mann auf eine Frau zugehen sah; er faßte sie ums linke Handgelenk und rief ‚jonggul ngeipa' (diese gehört mir!). Sie stieß ihn mit den Füßen und schrie; aber er schleppte sie trotz ihres Heulens und Widerstandes fort, und noch im Abstand einer Meile konnten wir ihr grausiges Kreischen hören. Ich fragte Spaßes halber meine Leute, ob sie ihr nicht helfen

wollten; aber sie lachten und sagten, es sei schon lange die Rede von dieser Partie gewesen, dies sei nur die öffentliche Erklärung und die einzige gebräuchliche Hochzeitszeremonie.“ In den weitaus meisten Fällen ist denn auch der Brautraub eine Posse, die mit lärmender Begeisterung dargestellt wird, endlich aber in abgeblaßter Gestalt nur als unverstandene Sitte erhalten bleibt, z. B. als offizielles Weinen bei den deutschen Bauernmädchen, die zu diesem Zwecke wohl auch noch eigens ein Tuch in der Hand tragen müssen.

Aus der Kaufehe, die sich von Anfang an als ein feierlicher Vertragsschluß darstellt, geht eine große Zahl von Eheschließungszeremonien hervor; die Eltern übergeben nach Empfang des Preises die Braut dem Bräutigam in der Anwesenheit von Zeugen; wo sich entwickeltere religiöse Formen finden, da macht die Gegenwart und Mitwirkung des Priesters den Akt, der dann gern in den Tempel oder ein sonstiges Heiligtum verlegt wird, noch weihevoller. Die Zahl der dabei gesprochenen Formeln und der symbolischen oder rituellen Handlungen ist groß und mannigfaltig. Am allerhäufigsten freilich ist eine dritte Gruppe von Symbolen, die sich auf die künftigen Gatten ausschließlich bezieht und ihre enge Vereinigung und das dauernde Zusammenleben versinnlichen soll. Hierher gehört das Zusammenlegen der Hände, das Zusammenknüpfen der Kleider, das gemeinsame Essen oder Trinken. Daß es meist die Frau ist, die das Gericht bereitet und dem Manne zu essen gibt, deutet auf das alte Verhältnis der getrennten Wirtschaft; die Frau macht symbolisch den Mann zum Teilhaber ihrer Nahrungsvorräte und ihrer Arbeitskraft.

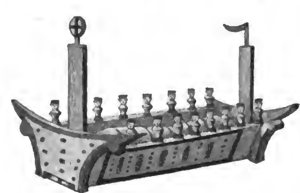


„Türme des Schweigens“ der Parsen, Ostindien. Nach Yarrow. Vgl. Text, S. 197.

Höheren Entwickelungsformen entspricht es, daß die Frau den Göttern des Hauses und, wenn sie von auswärts kommt, auch denen der Sippe oder des Dorfes feierlich vorgestellt und damit in die neue Gemeinschaft aufgenommen wird. Als Rest der Sitte hat sich bei christlichen Völkern das Herumführen der Braut um den Herd, den alten Sitz der Hausgeister, erhalten. Es mag hierbei darauf hingewiesen sein, daß die individuell freieste Gattenwahl unter den primitivsten und unter den höchstkultivierten Völkern stattfindet, während bei den übrigen sich der Einfluß der Sippe und Familie leicht so entschieden geltend macht, daß von freier Wahl nicht mehr die Rede sein kann. Wo die Macht des Familienlebens durch besondere Einflüsse, wie hohen sozialen Rang oder großen Reichtum, stark vermehrt wird, ist auch bei den Angehörigen der europäischen Kulturwelt die Gattenwahl sofort beschränkt. Die Familie aber als dauernde Erscheinung ist in den Hausgöttern verkörpert, ihnen wird daher die Braut zunächst zugeführt.

Mag übrigens die Hochzeit auch ein weniger bedenkliches Ereignis sein als die von Todesgefahren umdrohte Geburt, so erscheint sie doch primitiven Völkern keineswegs als ein harmloser

Vorgang. Es mag dabei die Erwägung mitspielen, daß es sich um die Einführung eines neuen Mitgliedes in die Sippe oder Familie handelt, deren Götter vielleicht diesen Zuwachs übel aufnehmen, noch mehr aber der Umstand, daß durch die feste Verbindung des Weibes mit dem Manne die übrigen Volksgenossen benachteiligt werden, nachdem sie vorher, in der Zeit der freien Jugendliebe, keine Beschränkung des Verkehrs gekannt hatten. Die wirkliche oder symbolische Entschädigung für diesen Nachteil führt zu mancherlei cynischen Hochzeitsbräuchen, zugleich aber werden Maßregeln getroffen, um auch die unsichtbaren Mächte, die das Ehebündnis nicht gern sehen, abzulenken. Hieraus erklärt sich das vielfach übliche Fasten der Brautleute und Neuvermählten, vor allem aber die Sitte, daß die geschlechtliche Vereinigung nicht sofort stattfindet, sondern erst nach kürzerer oder längerer Zeit, damit inzwischen alle neidischen Menschen und Geister die Sache vergessen. Eine Menge nebensächlicher Hochzeitsbräuche läuft auf Abwehr- und Versöhnungsmaßregeln hinaus, gehört also zu einer Gruppe von Erscheinungen, die am besten zugleich mit den Anfängen der Religion besprochen wird.



Idol in Form eines Bootes von den Nikobaren. Nach Svoboda. Vgl. Text, S. 198.

Weit einfacher als die Hochzeitszeremonien sind die der Scheidung. Es genügt meist, daß die Frau entläuft oder der Mann sie hinaustreibt, um die endgültige Trennung zu vollziehen; noch das mohammedanische Recht begnügt sich mit einer Scheidungsformel, die der Mann jederzeit aussprechen kann. Bei der Kaufehe liegt die Sache nicht so einfach, da hier der Mann den Brautpreis ganz oder teilweise zurückfordern kann, und bei Völkern höherer Kultur zwingt die Sorge für das Schicksal der Kinder, die ja ganz auf das Dasein der väterlichen Familie angewiesen sind, die Vertreter der Gesellschaftsordnung dazu, die Scheidung nach Möglichkeit zu erschweren und nur auf sehr triftige Gründe hin zu gestatten. Immerhin sind auch hier die eigentlichen Scheidungsbräuche und -Formeln einfach, da ein Anlaß zu festlicher Ausgestaltung nicht vorhanden ist.

Am gewaltsamsten und erschütterndsten greift der Abschluß des Daseins, der Tod, in das Leben der Gesellschaft ein, die in jenem Gefühl der Unvergänglichkeit, wie es die Zugehörigkeit zu einer dauernden, von Geschlecht zu Geschlecht ununterbrochen fortgesetzten Lebensgemeinschaft gibt, das allmähliche Hinschwinden der einzelnen Teile des Ganzen schwer zu fassen vermag. Wie aus dieser Quelle eine Fülle wirtschaftlicher, religiöser und künstlerischer Bethätigung entspringt, die bald festigend und fördernd, bald zerstörend auf das Dasein der Menschheit wirkt, wird in anderem Zusammenhange zu berichten sein. Hier möge im Vorübergehen der Totenklage gedacht sein, die oft mit Verwundungen und Verstümmelungen verbunden ist, ebenso leicht aber zu einem rein konventionellen Geplärr entartet und dann oft besonderen Personen (Klageweibern) übertragen wird; wichtiger sind die eigentlichen Bestattungsbräuche. Die Leiche des Toten, der eben noch lebensfrisch unter den Seinen weilte und nun rascher Zersetzung anheimfällt, ist bald ein unheimlicher Gast, dessen man sich auf sehr verschiedene Weise zu entledigen weiß, wobei die mannigfaltigsten Anschauungen erscheinen und sich kreuzen, bald eine teure Reliquie, deren völlige Vernichtung man auf alle Weise zu hemmen sucht: man wünscht den Toten, dessen Geist noch lebendig ist, entweder gründlich zu beseitigen oder zu

versöhnen und an sich zu fesseln. Ein enger Zusammenhang der Bestattungsbräuche mit der Kulturhöhe besteht nicht, und die verschiedensten Bräuche finden sich oft bei einem und demselben Volke; die unserer Empfindung nach niedrigsten Formen sind zuweilen verhältnismäßig hoch kultivierten Völkern eigen, während wir bei niederen Rassen sehr entwickelte Bestattungsweisen antreffen. Das eine freilich scheint sicher, daß schon eine gewisse geistige und materielle Kultur dazu gehört, um Bestattungszeremonieen in größerem Maßstabe zu ermöglichen, aber im übrigen besteht eine Launenhaftigkeit in der Verbreitung der verschiedenen, oft sogar nebeneinander vorkommenden Bräuche, die dazu zwingt, einfach einen Überblick über die einzelnen Formen zu geben, wie das in vortrefflicher Weise bereits der amerikanische Ethnolog H. C. Yarrow in Bezug auf die indianischen Sitten gethan hat.

Vielleicht die niedrigste und, wenn wir Steinmetz glauben dürfen, die ursprünglich allgemein verbreitete Art, über den Leichnam zu verfügen, ist wohl dessen wirtschaftliche Ausnutzung: er wird einfach verzehrt, wenn nicht von den Verwandten selbst, so doch von anderen, denen man ihn im Austausch überläßt. In Innerafrika bestehen dergleichen Sitten noch, und es mag immerhin sein, daß der Gebrauch, gefallene Feinde zu verzehren, der sehr weit verbreitet ist, nur als ein gemilderter Rest der allgemeinen Leichenverspeisung zu gelten hat. Völlig bewiesen ist diese Anschauung freilich noch nicht, aber wenn sie recht hat, dann ist diese gedanken- und gefühllose Ausnutzung der Leichen gewiß unter den Stufen, von denen augenblicklich noch Beispiele anzutreffen sind, wenn nicht die älteste, so doch vom Standpunkte des sittlichen Kulturfortschritts die primitivste.

Als höhere Form kann es dann schon gelten, wenn der Leichnam einfach ausgesetzt und den Tieren zur Beute überlassen wird, wie das bei ostafrikanischen Stämmen, z. B. den Massai, die Regel ist. Auch in diesem Verfahren liegt eine Gefühllosigkeit, die uns erwarten läßt, daß es nur bei sehr kulturarmen Völkern üblich sein mag. Aber in etwas verfeinerter Art huldigen die Anhänger des tiefsinnigen, sittlich hochstehenden persischen Feuerkultes noch heute demselben Brauche, indem sie die Toten in den „Türmen des Schweigens“ (s. die Abbildung, S. 195) den Raubvögeln als Beute vorwerfen. Ein solcher Turm, der eigentlich mehr einer altrömischen Arena ähnelt, enthält dann die Gebeine vieler Generationen, und die ganze Einrichtung ist vom Standpunkte der Gesundheitspflege sehr lobenswert; die Reinheitsideen der Zarathustrischen Lehre, die weder Erde, noch Feuer, noch Wasser durch den Leichnam verunreinigt sehen will, haben in diesem Falle eine sehr günstige Wirkung. Dabei ist es indessen wahrscheinlich, daß die persische Bestattungsweise älter ist als der Feuerkult und von dessen Bekennern nur ihren Zwecken angepaßt ist. Aus alter Zeit wird berichtet, daß man die Toten einfach auf das freie Feld warf, wo sie dann von Raubtieren, bei den Baktriern aber von besonderen, heilig gehaltenen Hunden verzehrt wurden; die letztere Angabe wirft nebenbei ein interessantes Streiflicht auf die Entstehung totemistischer Anschauungen. Auch im Gebiete des Buddhismus, in Tibet und in Bhutan, findet sich die Sitte, den Leichnam mit Ausnahme des Kopfes entweder zu zerschneiden und den Raubvögeln zu überlassen oder auf Bergspitzen auszusetzen. Mit der tibetanischen Form des Buddhismus hat sich dann dieser Brauch über die ganzen Mongolei verbreitet, deren Bewohner früher die eigentliche Bestattung übten.

Eine andere, sehr einfache Methode, sich eines Leichnams gründlich zu entledigen, ist die, ihn ins Wasser zu werfen, wo ihn dann entweder die Flut wegführt oder die Fische sein Fleisch verzehren; namentlich mit Sklaven oder Leuten niederen Standes verfährt man gern in dieser summarischen Weise, so in Melanesien und im nordwestlichen Amerika. Kulturvölker

halten auch bei zunehmender Kultur gern an dieser Sitte fest und veredeln sie in charakteristischer Weise: der Tote wird auf ein Floß oder ein Schiff gesetzt, mit Speise und Trank versehen und dann den Fluten überlassen. Bei den germanischen Seevölkern wurde das Schiff wohl auch angezündet, also Feuer- und Wasserbestattung vereinigt. Weitere Kulturfortschritte, die zu engerem Verkehr benachbarter Völker führen, lassen meist die Wasserbestattung verschwinden, da man seine Toten nicht gern anderen Stämmen auf diese Weise zuschicken mag. Als Erinnerung an den alten Brauch hält sich dann oft lange Zeit die Sitte, die Toten in Kähnen oder kahnförmigen Trögen beizusetzen oder auch kleine Modelle von Totenschiffen zu fertigen (s. die Abbildung, S. 196); möglicherweise sind auch die Särge der europäischen Kulturvölker, die schon in vorgeschichtlicher Zeit üblich waren, Reste des Totenschiffes. (S. auch die nebenstehende Abbildung.)



Holzsarg von Borum Eshöi, Dänemark. Nach von Boye.

Am gründlichsten gelingt freilich die Vernichtung der verwesenden Leiche durch das Feuer, eine Bestattungsform, die zugleich vom Standpunkte der Gesundheitspflege die empfehlenswerteste ist. Natürlich hat dieser Gesichtspunkt mit den ursprünglichen Ideen, die zur Leichenverbrennung geführt haben, nichts zu thun, sondern die Gespensterfurcht wird hier wie bei den meisten Bestattungsbräuchen wirksam gewesen sein; gilt es doch immer, den Toten entweder gründlich unschädlich zu machen oder zu versöhnen und als freundlichen Helfer zu gewinnen. Die älteste Form der Verbrennung mag wohl auch die gewesen sein, daß man die Hütte des Toten, in der sich sein Leichnam befand, in Brand steckte.

Interessant sind die Ideen über den Zweck der Verbrennung, wie sie Adam Johnston von dem Indianerstamm der Bonaks berichtet wurden. „Die ersten Indianer“, so lautet die Erzählung, „waren Coyoten (Präriewölfe). Als einer von ihnen starb, wurde der Körper voll von kleinen Tieren oder von Geistern, wie sie glaubten. Nachdem diese eine Weile auf dem Leichnam umhergekrochen waren, nahmen sie alle Arten von Gestalten an, einige die des Hirsches, andere die des Elchs, der Antilope u. s. w. Man bemerkte indessen, daß viele von ihnen Flügel bekamen und sich eine Zeitlang in der Luft herumtummelten, aber wohl auch wegflogen nach dem Monde. Die alten Coyoten oder Indianer, die fürchteten, daß auf diese Weise die Erde entvölkert werden würde, beschlossen, dem ein Ende zu machen, und setzten fest, daß, wenn einer von ihnen stürbe, der Körper verbrannt werden solle. Seitdem verbrennen sie die Leichen der Toten.“ Diese kleine Sage eröffnet einen ausgezeichneten Blick in die Denkweise primitiver Völker und erklärt, indem sie das Mißtrauen gegen die den Leichnam belebenden Organismen zeigt, warum man so große Sorgfalt darauf verwendet, den Toten entweder sofort zu vernichten oder durch allerlei Mittel vor der Zersetzung zu schützen. In den Würmern und Insekten verkörpert sich ein Teil der Seele des Verstorbenen, ebenso wie in den Raubtieren, die von dem Leichnam fressen.

Diese Anschauungsweise aber, die in dem Toten ein gefährliches Wesen sieht — wozu die Erfahrungen, die man mit Leichengift machte, sicher beigetragen haben — kann in eine freundlichere übergehen, ohne daß die ursprünglichen Bestattungsgebräuche sich ändern; der Tibetaner, der seinen Vater den Tieren vorwirft, bewahrt doch den Kopf als ein Heiligtum auf, und die Völker des klassischen Altertums verbrannten wohl ihre Toten, aber sie sammelten sorgfältig die Asche und glaubten die Geister der Vorfahren als schützende Hausgötter um sich zu haben. Deshalb bleibt auch alle Einteilung der Bestattungsweisen nach der äußeren Form, mag sie der Übersicht wegen auch nützlich sein, doch immer oberflächlich und ungenügend.

Diese Wahrheit bestätigt sich, wenn wir uns den Bestattungsformen zuwenden, die auf ein Vergraben des Leichnams in die Erde oder ein Beisetzen in Höhlen, Klüften u. s. w. hinauslaufen und in ihren primitiven Formen doch wohl nichts weiter bezwecken, als den Toten zu beseitigen. Nachklänge der Höhlengräber finden sich in der Form gemauerter Grabnischen noch heute bei den Spaniern und ihren Abkömmlingen in Amerika (s. die nebenstehende Abbildung). Auch die Grabmäler aus Stein, die wir noch heute errichten, dürften auf Steinhaufen zurückgehen, die ursprünglich mit der Absicht aufgetürmt wurden, den Toten im Grabe festzuhalten und an spukhaftem Umherschweifen zu hindern. Auf diese Steingrabmäler, die von hoher Wichtigkeit für die Kultur geworden sind, wird bei der Besprechung von Wohnstätten zurückzukommen sein. Übrigens ist gerade bei der Erdbestattung der Zusammenhang zwischen Wohnweise und Bestattungsform sehr merklich; den halb oder ganz unterirdischen Wohnungen entsprechen vielfach die Erdgräber, die anfangs oft nichts anderes gewesen sein dürften als Behausungen, die man dem Toten überlassen und zugeschüttet hat. Das Beerdigen des Verstorbenen in seiner eigenen Hütte ist ein weitverbreiteter Brauch, aber wieder findet sich der psychologisch begründete Unterschied, daß die Nachkommen entweder dann die Hütte verlassen, oder daß sie weiter, gewissermaßen in Gesellschaft des Toten, darin wohnen bleiben. Der Wunsch, gleichzeitig die Seele oder die Kräfte des Toten auf die Nachkommen zu übertragen, führt in Melanesien und benachbarten Gebieten dabei zu sehr unschönen Sitten. Die gebräuchlichste ist die, daß man die vom verwesenden Leichnam abtropfende Flüssigkeit sammelt oder durch eine Röhre aus dem Sarg ablaufen läßt und sich dann damit einsalbt oder sie sogar trinkt.



Nischengräber in Panama. Nach Photographie.

Daß die Gemeinschaft mit Leichen der Gesundheit nicht nützlich ist, hat man dagegen hier und da selbständig eingesehen. Auf Tahiti fand sich die Überlieferung, daß man in alter Zeit die Toten in den Hütten aufbewahrt habe, später aber von diesem Brauch abgekommen sei und besondere Totenhäuschen errichtet habe, in denen die Leichen untergebracht und von Zeit

zu Zeit mit Nahrung versehen wurden. Das wäre also schon eine **oberirdische** Bestattungsweise. In seinen charakteristischsten Formen läuft der Brauch, die Toten hoch über der Erdoberfläche (s. die untenstehende Abbildung), auf Bäumen oder Gerüsten, beizusetzen, wohl auf den Wunsch hinaus, die Raubtiere von ihnen abzuhalten, da man in diesem Falle die völlige Vernichtung der Leichen **nicht** wünscht. Deshalb ist auch die oberirdische Bestattung besonders häufig mit Mumifizierung der Leichen verbunden. Wo dagegen der Leichnam nur oberirdisch in einem Hause, Zelte und dergleichen beigesetzt wird, handelt es sich wohl, wie in dem eben erwähnten Falle von Tahiti, um Nachbildungen der gewöhnlichen Wohnstätten. Durch Ummauerung mit großen Steinen oder Überschütten mit Erde wird dann gern die Totenhütte vor Zerstörungen geschützt; damit ist denn wieder ein Übergang zur Beerdigung gegeben. Auch die Bestattungen in hohlen Bäumen, wie sie z. B. die Griots in Senegambien beibehalten haben, sind wohl eine Erinnerung an eine alte Wohnweise.



Grab der Longkiputs, Nordborneo. Nach Kükenthal. Die Reste des Verstorbenen liegen oben auf der Säule, in eine Matte gewickelt.

Das **Mumifizieren** der Leichen hat den Zweck, die Zersetzung des Körpers oder doch eines Teiles des Körpers zu verhüten, und es werden dazu teils dieselben Mittel angewendet, die im Wirtschaftsleben zum Konservieren des Fleisches dienen, also Trocknen, Räuchern und Einsalzen, teils andere, wie Behandeln mit Harzen und aromatischen Stoffen. Da die Mumifikation des ganzen Körpers sehr schwierig ist, so entfernt man meist die Eingeweide, zuweilen schabt man selbst das Fleisch von den Knochen und läßt über ihnen nur die Haut zurück, die dann leicht getrocknet werden kann. Bei altperuanischen Küstenstämmen kam es vor, daß man nur die Haut aufbewahrte und sie mit Asche ausstopfte; ähnliche ausgestopfte Leichen kannte man auch auf Samoa. Die mumifizierten Leichen können dann im Hause behalten oder in beliebiger Art beigesetzt werden; in Peru wurden sie zuweilen in großen Töpfen oder selbst silbernen und goldenen Gefäßen aufbewahrt, mit Vorliebe aber bringt man sie entweder in Höhlen unter oder in künstlichen Häusern oder endlich auf Plattformen und Bäumen. Als **Skelettieren** kann man den Brauch bezeichnen, nur die Knochen aufzubewahren, nachdem man entweder das Fleisch sofort entfernt oder durch zeitweiliges Beerdigen der Leiche beseitigt hat. Im Gabungebiet gibt es nach dem Berichte Guirals Stämme, die das Skelettieren durch Ameisen besorgen lassen und dann die Gebeine in Körben aufbewahren.

Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Bestattungsbräuche wird durch zwei Umstände sehr vermehrt: einmal pflegt man die verschiedenen sozialen Klassen und die verschiedenen Geschlechter und Altersstufen eines Volkes auch auf verschiedene Weise zu bestatten, und dann ist es oft üblich, sogar noch einzelne Körperteile besonders zu behandeln. Namentlich der Kopf wird gern vom Körper getrennt und entweder mumifiziert oder als fleischloser Schädel aufbewahrt, da man offenbar annimmt, daß die Seele des Toten in ihm wohnen bleibt. Manchmal wird er auch nur auf seine eigene Art zerstört, wie bei den Achomawi-Indianern Kaliforniens, die den kopflosen Leichnam begraben, dann einen Holzstoß über dem Grab errichten, den Kopf darauflegen und das Holz anzünden. Knochen Verstorbener werden gern als Reliquien bewahrt und zu Amuletten, Geräten und dergleichen umgearbeitet; aus Schädeln fertigt man Trinkgefäße, aus Röhrenknochen Flöten, und auf der Osterinsel waren die wirksamsten Angelhaken aus den Knochen verstorbener tüchtiger Fischer hergestellt. Wenn bei sittlich aufsteigenden Völkern sich Bedenken gegen diese Profanation der Reste von Eltern und Verwandten einstellen, bleibt es oft noch üblich, erschlagene Feinde in dieser Weise zu behandeln, was dann leicht infolge des Wandels der Beweggründe als ein Ausfluß unstillbaren Racheburstes erscheint. Eine andere Umbildung findet statt, indem man den Urnen, in denen die Asche Verstorbener beigesetzt wird, die Gestalt ganzer Figuren oder Köpfe gibt, die den Toten vorstellen sollen (s. die nebenstehende Abbildung).



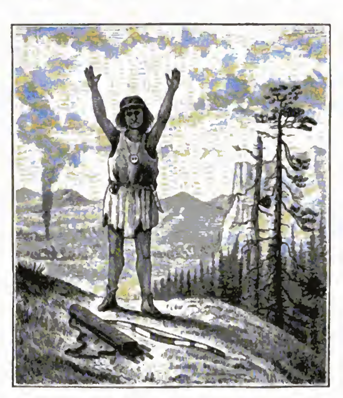
Gesichtsurne aus Arkansas, Nordamerika. Nach F. S. Dellenbaugh.

Will man eine andere Einteilung der Bestattungsbräuche als die bisher gegebene versuchen, so kann man auch zwischen Einzelbegräbnissen und Sammelgräbern unterscheiden. Es ist ein sehr natürlicher, aber nicht überall durchgeführter Gedanke, die Reste der Toten an bestimmten Örtlichkeiten zu sammeln, wie besonders in Höhlen, oder alle Gräber nebeneinander zu errichten und vielleicht die Stätte, die nun etwas Unheimliches hat, durch Umzäunungen von dem übrigen Lande zu trennen. In einem gewissen Zusammenhang mit dieser Sitte steht eine andere, die ebenfalls ein merkwürdiges Motiv der Einteilung bietet: es gibt Völker, die ihre Toten nur einmal und endgültig begraben, und andere, die eine zweimalige Bestattung kennen. Die letztere Bestattungsweise hat wohl, wie oben erwähnt, den Zweck, daß man zunächst die natürliche Zerstörung der Weichteile abwarten will, um dann die Knochen zu reinigen und ihnen ihre dauernde Ruhestätte, gewöhnlich in großen gemeinsamen Grabhöhlen oder -Kammern, anzuweisen. Vereinzelt findet sich dieses System in den verschiedensten Gegenden, seine größte Entwickelung aber hat es bei den malayischen Stämmen und ihren Verwandten, also in Indonesien und der Südsee.

Der Einfluß des Klimas und der geographischen Lage auf die Bestattungsarten ist nicht zu verkennen. In trockenen, wüstenhaften Strichen, wie in Ägypten oder an der peruanischen Küste, gibt die Natur selbst die Anleitung zum Mumifizieren der Leichen, an der See und an Flüssen ist die Wasserbestattung die nächstliegende, in höhlenreichen Gebieten sind die

natürlichen Grufthallen mit Vorliebe benutzt worden. Ferner aber kommt den Grabstätten eine wichtige soziale Bedeutung zu: die Gräber bedeutender Verstorbener und vollends die Massengräber werden leicht zu Sammelpunkten und Heiligtümern eines ganzen Volkes und bilden den Kristallisationskern festerer gesellschaftlicher Gebilde.

Die Totenfeste und Begräbnisbräuche sind im Grunde ein Teil des Ahnenkultus und geben in ihrem unmerklichen Übergange von den Gefühlen der Furcht zu denen der Pietät, von blutigen Opfern zu heiteren und gedankenlosen Gelagen eine vorzügliche Reihe von Beispielen, die den Wandel der Beweggründe bei oft starrem Festhalten an der äußeren Form verdeutlichen. Aber auch von anderen Volksfesten gilt das. Fast alle ackerbauenden Stämme kennen die Erntefeste, aber nicht alle verbinden den gleichen Sinn damit; auf primitiven Stufen eine sinnlose Völlerei, wird das Fest allmählich zu einem feierlichen Versuch, die Gunst unsichtbarer Mächte auch für die Zukunft zu sichern, um endlich bei höherer Kultur in dankerfülltem Jubel für die Wohlthaten göttlicher Mächte auszuklingen. Ähnlich haben sich die Sonnwendfeste umgebildet, die besonders den nordischen Völkern eigen waren, als deren letzter und edelster Ausläufer bei den Christen das Weihnachtsfest erscheint.



Ein Friedenszeichen nordamerikanischer Indianer. Nach G. Mallery. Vgl. Text, S. 203.

Unermeßliche Bedeutung für die Kultur der Menschheit gewinnen Sitte und Brauch, sobald sie beginnen, die Verhältnisse der einzelnen selbständigen Gesellschaftsgruppen, der Stämme und Völker, zu einander zu regeln. Schwerlich würden die gelegentlichen freundlichen Berührungen zweier Horden dauernde Folgen haben oder nach dem ersten besten Konflikte, der ja nie ausbleibt, wieder angeknüpft werden, wenn nicht die Neigung des primitiven Menschen zum Formalismus und die Treue, mit der er an den einmal gewonnenen Formen hängt, ein festes Schema entstehen ließen, das immer wieder benutzt wird, bis endlich die inniger werdenden Beziehungen die äußere Schablone überflüssig machen und Freundschaft als Regel, Feindschaft als Ausnahme gilt. Die Wirkung der erstarkten sittlichen Kräfte zieht dann auch weitere Kreise: es sind nicht nur die Mitglieder bestimmter Nachbarvölker, mit denen man freundlich verkehrt, sondern auch der Fremde schlechthin, der das Gebiet eines Stammes betritt, darf auf Schutz und Entgegenkommen rechnen, während der primitiven Anschauung, die noch jetzt stellenweise herrscht, jeder Fremde als vogelfrei gilt. Wenn wir die „internationalen" Bräuche in zwei Gruppen teilen können, in solche, die den friedlichen Verkehr regeln, und in andere, die den Krieg in bestimmte Formen bringen, so dürfen wir die ersteren als die älteren bezeichnen. Der friedliche Verkehr mußte schon etwas Gewöhnliches sein, ehe man daran denken konnte, auch den Krieg aus rohem Überfall, Raub und Totschlag zu einem geregelteren und damit auch edleren Ausfluß der Thatkraft zu erheben.

Einfach in ihrer Entstehung und verständlich in ihrer Weise sind die Handlungen, die symbolisch Frieden und freundliche Absicht andeuten sollen, und es ist nicht wunderbar, daß sie in allen Teilen der Erde in ähnlicher Form wiederkehren. Zu ihnen gehört das Ablegen der Waffen, das Erheben der geöffneten Hände (s. die Abbildung, S. 202), das Winken mit grünen Zweigen und weißen Tüchern; wo mündliche Verständigung möglich ist, fehlt es nicht an bestimmten Formeln. Gemeinsames Essen, Trinken, Rauchen (Friedenspfeife) befestigte das friedliche Einvernehmen (s. die untenstehende Abbildung).

Ein Gesandtschaftsrecht entwickelt sich früh auf natürliche Weise, doch auf verschiedenen Wegen. Zunächst läßt der Frauenraub immer die Möglichkeit zu, daß nach dem Erlöschen des kriegerischen Eifers neue Beziehungen mit Hilfe der geraubten Weiber angebahnt werden. Eine andere, leider noch wenig klar erkennbare Verständigung scheint zwischen den Gruppen der jungen Leute verschiedener Stämme stattzufinden, die immer die Neigung haben werden, neue Bekanntschaften mit ihresgleichen zu suchen und den kriegerischen Zusammenstößen friedliche Feste folgen zu lassen. Die totemistischen Beziehungen, die ohnehin die Stämme miteinander verknüpfen, hängen damit eng zusammen. Es sind meist bestimmte Personen, die als Gesandte verwendet werden, und auch wo häufigerer Verkehr herrscht, sind es oft mehr die verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen Bande zwischen den einzelnen Mitgliedern der Stämme, die ihn ermöglichen, als unterschiedslose gegenseitige Zuneigung. Gerade die wachsende Kultur mit ihrer Zersetzung des Gemeineigentums begünstigt zunächst diese Sachlage; wo noch das Männerhaus besteht, ist der reisende Fremde freilich der Gast des ganzen Stammes oder wenigstens der männlichen Jugend, wo aber der vollständige Zerfall in Familien eingetreten ist, da muß der Ankömmling sich einen Gastfreund suchen, der ihn aufnimmt, schützt und verpflegt; und er thut oft wohl, das recht schnell zu vollbringen, da ihm sonst leicht ein übles Schicksal blühen könnte. Auch in diesem Falle gibt es bestimmte Bräuche: vermag der Fremde das Haus oder den Herd eines Ansässigen zu erreichen, sein Kleid zu berühren u. s. w., so ist er gesichert. In eigentümlicher Wendung der Ideen erreicht er seinen Zweck wohl auch dadurch, daß er dem Ansässigen irgend einen kleinen Schaden zufügt, etwa ein Gefäß zertrümmert; der Thäter ist nun dem Geschädigten verantwortlich und damit der Willkür der übrigen Ortsbewohner entrückt. Aus Geschenken, deren Annahme und Erwiderung den Schutz bekräftigt, entsteht z. B. bei den Somal eine regelmäßige Abgabe, die der Schützling zu zahlen hat; es ist erklärlich, daß der Häuptling als der Mächtigste des Ortes auch mit Vorliebe von den Fremden aufgesucht wird, bis er dann endlich den Fremdenschutz als sein Monopol beansprucht und die dabei einlaufenden Geschenke eine wichtige Einnahmequelle bilden. Solche Verhältnisse sind in Afrika besonders häufig.



Steinerne Tabakspfeifen virginischer Indianer. Nach G. Fowke.

Achtung vor den Gesandten ist nicht ausschließlich eine Eigenschaft höherer Kulturvölker. Sehr bemerkenswert ist in diesem Sinne das Zeremoniell der Australier, wie es Brough Smyth beschreibt. „Wenn sich ein Stamm gelagert hat“, sagt er, „ist es keinem anderen Stamm erlaubt, sich dem Lager ohne Ankündigung zu nähern . . . Mag es sich um eine freundliche Zusammenkunft oder um Krieg handeln, der Stamm, der ein Zusammentreffen sucht, muß sein Kommen in gehöriger Form melden. Ein Bote (we-arr-garr), dessen Pflicht es ist, zu dem Lager zu gehen und die Absichten der Besucher anzuzeigen, wird in aller Form von den Häuptlingen unter Beihilfe der alten Männer in der Ratsversammlung gewählt. Den jungen

Männern wird unter keiner Bedingung gestattet, an so wichtigen Verhandlungen teilzunehmen, wie die sind, die den Besuch oder Empfang eines fremden Stammes betreffen. Bei besonders feierlichen Gelegenheiten werden zwei Boten oder Gesandte gewählt, sonst nur einer. Der Bote muß ein Abzeichen tragen, das ihm Sicherheit gewährleistet, wenn er die Gebiete verschiedener Stämme durchzieht. Das Abzeichen ist ein Stück Holz, acht oder zehn Zoll lang, manchmal rund und manchmal flach, aber selten mehr als einen Zoll im Durchschnitt dick. Auf das Holz schreibt man Hieroglyphen, die man lesen und deuten kann, und die allen Leuten die Art der Botschaft kundmachen. Wenn die Botschaft freundlich ist, wird der Stock meist mit rotem Ocker bestrichen, ist sie aber unfreundlich, oder hat sie den Zweck, Genugthuung für begangenes Unrecht zu fordern oder Krieg anzukündigen, so wird er meist mit weißem Thon bestrichen ... Wie unangenehm die Neuigkeiten auch sein mögen, die Personen der Boten sind unverletzlich, und immer hört man sie geduldig an und behandelt sie gastfreundlich. Bedarf die Botschaft einer Antwort, so wird diese erteilt, und der Bote wird sicher zu den Grenzen des Gebietes zurückbegleitet, das er betreten hat.“ In Australien wird also der Gesandte jedesmal neu bestimmt; im benachbarten Polynesien dagegen, wo sich die Sitte des Tabu auch für diese Zwecke nützlich erwies, gab es geheiligte (tabuierte) Gesandte von Beruf, und noch häufiger Gesandtinnen, alte Weiber, die dann auch den Tauschhandel zu vermitteln hatten.


Schlagstock und Pariersch ild der Wataturu, Ostafrika. Museum für Völkerkunde in Leipzig.

Wie der friedliche Verkehr, so gewinnt auch der **Krieg** leicht bestimmte Formen. „Als chronisches Übel verwandelt man ihn in eine feste Institution“, sagt Ratzel treffend vom Kriege der Polynesier. Man kündigt ihn durch eigne Gesandte an oder durch symbolische Zeichen, die man auf dem feindlichen Gebiet anbringt; man vermeidet meist aus abergläubischer Furcht nächtliche Kämpfe und schafft damit unwillkürlich einen Anfang des geordneten Waffenstillstandes, man schließt endlich Frieden unter bestimmten Formen.

Der Krieg selbst bleibt dabei von jener Umbildung der Motive nicht verschont, die so bezeichnend für alle menschlichen Sitten und Einrichtungen ist. Vielleicht ist die älteste Form der einfache Raubzug, um die Leichen erschlagener Feinde als willkommene Speise einzubringen, die nächste ein Austoben überschüssiger Kraft, dem erst allmählich Motive der Blutrache oder anderen zu sühnenden Unrechts untergeschoben werden. Es kommt, wo dauernde Anstöße zu kriegerischen Verwickelungen vorhanden sind, wie etwa die Sitten der Blutrache oder der Kopfjagd, zuweilen dahin, daß der Kriegszustand der normale wird und der Frieden eine Ausnahme bildet. Solche Verhältnisse sind aber nur dann nicht einfach verderblich, wenn der Krieg selbst eine leidlich harmlose Form annimmt; durch Neutralisieren von bestimmten Orten, Wegen oder Tagen werden wohl auch friedliche Oasen im Kriegsleben geschaffen.

Der Zweck unserer modernen Kriege, den Feind so rasch wie möglich aufzusuchen und zu vernichten, und das damit bedingte Vorwalten großer Entscheidungsschlachten scheint uns, die wir im Kriege nur ein trauriges äußerstes Mittel zur Erreichung bestimmter Ziele des Volksdaseins erblicken, fast als selbstverständlich. Aber schon die Kabinettskriege des 18. Jahrhunderts, die mehr aus Märschen und Manövern als aus großen Kämpfen bestanden, lassen erkennen, wie mit der Häufigkeit der Kriege und der Geringfügigkeit der Anlässe die Neigung zu raschen und vernichtenden Schlägen dem Wunsche Platz macht, den Gegner zu ermüden und zu erschöpfen. Bei den Naturvölkern steigert sich das noch außerordentlich; es kommen jahrelang währende Kriege vor, in denen nur eine verschwindend kleine Anzahl von Menschen das Leben verliert. Daneben gehen Verhandlungen mit anderen Stämmen her, deren Hilfe man zu erkaufen, oder deren feindliches Eingreifen man zu hindern sucht. Der primitive Grundgedanke, daß nicht die Vernichtung des feindlichen Stammes der Zweck ist, sondern die Rache für den Tod eines oder mehrerer Stammesmitglieder, kommt in der Häufigkeit der Zweikämpfe, die oft einen feierlichen Charakter annehmen, zum Ausdruck. Noch in der Welt Homers ist der Zweikampf der Fürsten die Hauptsache, der Massenkampf ohne Bedeutung. Bei dem schleppenden Gange der Kriege, während deren die täglichen Beschäftigungen und vor allem die wirtschaftliche Thätigkeit fortdauern müssen, bietet sich außerdem die Gelegenheit zu Überfällen der Feldarbeiter oder Hirten und zum Niedermetzeln von Weibern oder vereinzelten Wanderern, die das sichere Dorf verlassen haben; wo freilich einmal ein vollständiger Sieg gelingt, ist erbarmungslose Vernichtung des Feindes die Regel.

Auf allerlei Umwegen, aber unverkennbar, bahnt sich indessen bei steigender Kultur eine Milderung der Kriegsbräuche an. Die primitivsten Völker kennen kaum einen eigentlichen Kampfpreis des Krieges, und keine Rücksicht hindert sie daher, schonungslos zu verwüsten und zu vernichten; wo aber wertvoller Besitz vorhanden ist und geschätzt wird, da macht die rohe Zerstörungslust bald vernünftiger Überlegung Platz. Der Nomade wird die kostbaren Herden seines Feindes meist nicht zusammenhauen, sondern nur wegtreiben, und dem anderen bleibt immerhin die Aussicht, sie im Wechsel des Kriegsglückes zurückzugewinnen. Der Ackerbauer hofft sein Gebiet zu vergrößern und wird zwar gern das reifende Getreide des Gegners vernichten, aber doch die Fruchtbäume schonen, die ihm selbst zufallen können; aber auch die Person des Feindes, den er gefangennehmen und als Sklaven benutzen oder teuer verkaufen kann, ist ihm nicht etwas durchaus Wertloses und Schädliches, das um jeden Preis zu vertilgen ist. Hinterindische Waldstämme bedienen sich noch heute im Kriege vergifteter Pfeile, wenn sie aber einen Kriegszug unternehmen, um Sklaven zu erbeuten, so lassen sie diese verderblichen Waffen zu Hause. Hier ist vielleicht der erste, rein praktische Anstoß, der alle Kulturvölker zum Verzicht auf unedle Kampfmittel bewogen hat; das erste Motiv ist mit dem Verschwinden der Sklaverei hinfällig geworden, aber neue und bessere sind an seine Stelle getreten. Der Krieg, früher ein wichtiger Bestandteil des Volkslebens, ist nach bestimmten Gesetzen geregelt und eingeschränkt und nach Möglichkeit zu einer reinen Handlung des Staates erhoben, die das Eigentumsrecht und Wirtschaftsleben der Einzelnen nur mittelbar berührt. Gerade hier aber zeigt sich die Sitte in ihrer ganzen Macht: was ein siegreiches Kulturvolk hindert, den Gegner durch Mord und Raub völlig zu vernichten, ist nicht die Furcht vor einem einzelnen Rächer, sondern die Scheu vor dem großen Lebewesen, von dem jedes Volk nur ein Teil ist, und das in dem Völkerrechte sich seine Organe geschaffen hat, vor der Menschheit.

III. Die Wirtschaft.

1. Aufgaben und Anfänge der menschlichen Wirtschaft.

Die Kultur lebt nur, solange Menschen leben, in deren Geist sie sich offenbart. Wohl kann sie erstarren und in der Form schriftlicher Überlieferung oder unzerstörbarer Werke wie schlafend Jahrtausende überdauern, aber sie wieder zu erwecken, bedarf es der Menschen, bedarf es lebendigen Blutes und jugendfrischer Kraft. Diese Menschen und dieses frische Leben ruft keine neue Schöpferthat aus dem Nichts hervor; mögen die Träger alter Gesittung dahinsinken und aussterben, irgendwo muß sich doch die Menschheit von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, müssen sich neue Flammen des Lebens an den erlöschenden entzünden, wenn die Gesittung selbst sich erhalten oder doch zu neuer Kraft erwachen soll. Die Kultur lebt nur mit den Lebendigen.

Leben aber heißt sich beständig erneuern. Im unaufhörlichen Spiele werden Stoffe angezogen, umgewandelt und abgestoßen, und nur so lange dieses Spiel dauert, währt das Dasein des Organismus; wie das zarte Gebild des Regenbogens nur am Himmel glänzt, wenn in immer erneuter Fülle die Regentropfen herabströmen, wie es aber erbleicht und verschwindet mit den abnehmenden und aufhörenden Güssen, so erlischt auch das Leben, wenn der Wechsel des Stoffes stockt und endet. Alles Lebende bedarf der Nahrung, um leben zu können, und so ist das erste, natürlichste und unzerstörbarste Bedürfnis jedes Organismus, nach Nahrung zu streben. Der Mensch kann sich diesem Gesetze nicht entziehen, ja er muß sich, auch wenn er in seinem Thun und Denken das Gewaltigste erreicht, dennoch gestehen, daß der Zwang, durch Stoffzufuhr die Lebensflamme zu nähren, der erste und stärkste Sporn alles menschlichen Fortschrittes war und bleibt.

Die Thätigkeit, die sich unmittelbar aus dem Nahrungsbedürfnis ergibt und seiner Befriedigung dient, nennen wir mit einem einfachen Namen die Wirtschaft. Aber es genügt nicht, eine verwickelte, in ihren Folgen unübersehbare Erscheinung mit einem schlichten Namen zu bezeichnen, sondern es gilt vor allem, sie abzugrenzen und näher zu bestimmen.

Da ist zunächst zu bedenken, daß zur Erhaltung des Lebens auf der Erde noch anderes nötig ist als der Stoffwechsel. Jedes lebende Wesen ist beständig von Gefahren bedroht, von Feinden umlauert, mögen nun die Naturkräfte sein Dasein zu vernichten suchen, oder mag der Kampf um die Ernährung unter den höher organisierten Geschöpfen, die auf gegenseitige Vernichtung oder doch auf Zerstörung niederer Lebensformen angewiesen sind, die Daseinsfrist der einzelnen Wesen zu verkürzen streben. Schutz gegen diese Gefahren ist also eine unerläßliche Bedingung des Daseins. Aber auch ohnedies ist die Lebensdauer der Individuen

nicht unbegrenzt; sie sind ja selbst nur wie vorübergleitende Tropfen des Regens oder eines Wasserfalles, der scheinbar unverändert besteht und doch in seinen Teilen ewig wechselt. Wie der Einzelne beständig Stoffe verbraucht, um zu leben, so verbrauchen die dauernden Formen der Gattungen, der Rassen und Völker die Individuen, um sich immer wieder frisch und neu darzustellen, um zu leben im höheren Sinne des Wortes. So wird denn die Fortpflanzung eine weitere große Bedingung alles Lebens. Diese drei Aufgaben aber, die der Einzelne innerhalb seines gesellschaftlichen Verbandes zu lösen hat, nämlich sich zu nähren, zu schützen und durch Erzeugung anderer Wesen seiner Art zu erneuern, greifen aufs engste ineinander, so daß eine Trennung kaum möglich erscheint.

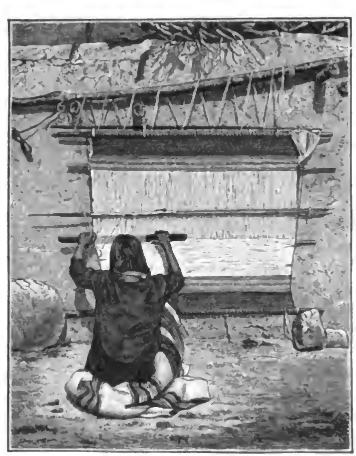
Und doch muß diese Trennung erfolgen, wenn wir die Verhältnisse der Menschheit mit klarem Blick überschauen wollen. In der That läßt sie sich erreichen: Schutz und Fortpflanzung, können wir sagen, sind die Aufgaben der gesellschaftlichen Formen der Menschheit, oder richtiger gesagt, die Gesellschaftsformen sind durch diese Aufgaben bedingt, die Wirtschaft dagegen dient unmittelbar oder mittelbar immer der Ernährung.

Eine so entschiedene Abgrenzung mag zunächst befremden. Gehört denn, könnte man fragen, z. B. der Gewerbebetrieb eines Webers (s. die Abbildung, S. 208) nicht auch zur Wirtschaft, obwohl der Mann doch durchaus nichts zur Ernährung beiträgt, sondern offenbar Schutzmittel gegen die Unbilden des Wetters erzeugt? Treibt ferner der Kaufmann, der die Gewebe aufkauft, sie nach entfernten Gegenden bringt und dort verhandelt, nicht ebenfalls eine wirtschaftliche Thätigkeit? Kann nicht selbst rein geistige Arbeit unter Umständen eine wirtschaftliche Leistung sein?

Aber es ist leicht, sich zu verständigen: nicht um die Thätigkeit an sich handelt es sich in den angeführten Fällen, sondern um den subjektiven Zweck. Nur in den allerprimitivsten Verhältnissen nimmt jeder Arbeitsfähige auch thatsächlich an der Beschaffung der Nahrung unmittelbar teil, wie das die Betrachtung der unsteten Sammlervölker noch zeigen wird; auf allen höheren Stufen dagegen erfordern zunächst die aus dem Schutzbedürfnis hervorgehenden Thätigkeiten und dann im weiteren Verlaufe noch viele andere die ganze Arbeitskraft bestimmter Individuen, die nun nicht mehr unmittelbar dem Nahrungserwerb nachgehen können. Daß sie dennoch nicht verhungern, dafür sorgt die Gesellschaft, die mit der Arbeitsteilung auch eine entsprechende Nahrungsteilung sich entwickeln läßt. Nur unter dieser Voraussetzung sind Arbeiter möglich, die sich rein gewerblicher Thätigkeit widmen; wirtschaftlich aber ist und bleibt auch die Arbeit dieser um deswillen, weil sie in erster Linie geleistet wird, um auf Umwegen einen entsprechenden Anteil an der Nahrungsmenge, die von dem Reste der Gesellschaft erzeugt wird, zu erlangen. Der Kaufmann wieder, der mit gewerblichen Produkten handelt, ist nur ein eingeschobenes Zwischenglied, das infolge der Erweiterung der gesellschaftlichen Verbände notwendig wird, er selbst aber müht sich in seinem Berufe nur, um ebenfalls seinen Teil an Nahrung zu gewinnen. In diesem Sinne ist denn auch der Geistesarbeiter wirtschaftlich thätig, sobald er durch den Verkauf seiner Arbeitsergebnisse sein Dasein zu erhalten sucht. Daß bei höherer Kultur das „tägliche Brot“, um das der Stifter unseres Glaubens mit schlichten Worten zu bitten lehrt, zum „Brot im allerweitesten Sinne“ wird, ist selbstverständlich, kann aber die einfachen Anfänge der Erscheinung nicht verhüllen.

Im Grunde also hat es die Wirtschaft immer mit dem zum Leben Unerläßlichen zu thun, und das ist eben die Nahrung. Wenn man in der Regel auch die Thätigkeiten, die dem Schutzbedürfnis dienen, der Wirtschaft ohne weiteres zurechnet, so hat das insofern einen Sinn, als

wenigstens in kälteren Himmelsstrichen Kleidung (s. die beigeheftete farbige Tafel „Giljaken, Sibirien, in Winterkleidung“) und Wohnung zu unumgänglichen Bedürfnissen der Lebenshaltung geworden sind. Das Wort „Bedürfnisse“ aber erweckt gleich einen Ausblick in neue Entwickelungen: mit der Kultur wachsen diese Bedürfnisse, die wirklichen wie die eingebildeten, und damit wächst auch der Umfang der Wirtschaft. Kultur ist in diesem Sinne Verwöhnung der Einzelnen wie der Gesamtheit; um die Lebensflamme zu erhalten und zu schirmen, bedarf es der Zufuhr immer zahlreicherer, künstlich verfeinerter Stoffe, bedarf es infolgedessen auch immer neuer Hilfsmittel und Kräfte. Es kommt hinzu, daß jede Befriedigung natürlicher Bedürfnisse zugleich einen Genuß auslöst, der in den Augen des Einzelnen leicht zur Hauptabsicht, ja zum Selbstzweck wird und der höchsten Verfeinerung fähig ist. Von den Tafelfreuden gilt das in ganz besonderem Grade, ja es würde nur durch spartanische Mittel möglich sein, die Verwöhnung zu vermeiden, die durch das einfache Angebot wohlschmeckender Nahrungsstoffe hervorgerufen wird. Auf diesem Wege wachsen die Bedürfnisse außerordentlich rasch, da sich der Körper den neuen Bedingungen anpaßt, wie er sich ja auch an reichlichere Kleidung und bessere Wohnungsverhältnisse gewöhnt. Einem Angehörigen der wohlhabenden Klassen der Gegenwart würde es kaum möglich sein, unter den Verhältnissen zu bestehen, wie sie im frühen Mittelalter in Europa allgemein waren. So ergibt sich denn, daß mit wachsender Kultur die Bedürfnisse zunehmen, und daß damit auch der Kreis der wirtschaftlichen Thätigkeit sich ins Ungeheure ausdehnen muß. Immer aber bleibt die Wirtschaft die unmittelbarste Vorbedingung alles menschlichen Daseins, die wirtschaftliche Arbeit die erste und unerläßlichste von allen. Und wie der Einzelne durch nichts gründlicher erregt und erschüttert wird als durch eine Gefährdung oder gar Zerstörung seiner ökonomischen Grundlage, so auch jede größere Gruppe der Menschheit, der Stamm und das Volk.



Deckenweber der Navajo, Nordamerika. Nach J. Stevenson. Vgl. Text, S. 207.

Aber ist sich der höher kultivierte Teil der Menschheit dieser Thatsache immer bewußt geblieben? Der Augenschein lehrt das gerade Gegenteil. Wenn wir die Dokumente überblicken, die das Werden und Sein der Kulturvölker behandeln sollen, wenn wir also die Aufzeichnungen betrachten, die man etwas anmaßend schlechthin als „Weltgeschichte“ zu bezeichnen pflegt, da machen wir die merkwürdige Erfahrung, daß von den wirtschaftlichen Fragen als Ursachen geschichtlicher Vorgänge immer nur sehr wenig die Rede ist; nur als Folgen der um ganz andere Dinge geführten Kämpfe scheinen Störungen oder Förderungen des wirtschaftlichen Daseins aufzutreten.



Giljaken (Sibirien) in Winterkleidung

Nach v. Schrenck.



Wer mit den Augen vieler älterer Historiker die Ereignisse betrachtet, dem möchte die Erde wie eine Schaubühne vorkommen, auf der Könige und Helden mit gewaltigen Gebärden und großen Worten einander gegenübertreten, während das Volk, um dessen Wohl und Wehe es sich doch im Grunde handelt, nur tüchtig zu zahlen oder zu bluten hat und im übrigen höchstens einmal bei besonders gelungenen Stellen Beifall klatschen darf. Selbst wo es sich um Thaten des einfachsten wirtschaftlichen Egoismus handelt, wird ein ideales Aushängeschild angebracht: die Portugiesen, die den Weg nach dem reichen Indien suchten und dann eifersüchtig ihr Monopol des Handels und der Ausbeutung hüteten, hätten gar zu gern die Welt glauben gemacht, daß die Bekämpfung der Ungläubigen ihr Hauptzweck sei; sie stehen mit dieser klugen Heuchelei durchaus nicht vereinzelt da. Erst neuerdings hat sich der Blick der Geschichtsforscher von diesem täuschenden Flitter abgewendet und den wirtschaftlichen Kern des politischen und selbst des geistigen Lebens klar zu erkennen gesucht. Nun gewinnt die Weltgeschichte ein anderes Aussehen: die großen Männer, die willkürlich zu befehlen und die Geschicke der Völker zu lenken schienen, treten zurück oder erweisen sich oft nur als Wortführer der Massen, deren große und wachsende Bedürfnisse den Gang der Ereignisse in der Hauptsache bestimmen, während die launenhaften Eingriffe der Einzelnen immer nur kleine Ablenkungen oder Verzögerungen bewirken können. Es sind vor allem die Arbeiten Karl Lamprechts, die der Wirtschafts- und Kulturgeschichte zum Sieg über die rein politische verholfen haben.

Die neue historische Schule bedeutet einen großen Schritt vorwärts in der Selbsterkenntnis der Menschheit. Aber es ist die Frage wohl der Erwägung wert, welche Gründe das auffallende Bestreben der Geschichtsforscher nicht nur, sondern auch der Regenten und Völker selbst bewirkt haben mögen, die wirtschaftlichen Grundursachen zu verschleiern und mit Vorliebe an ihrer Stelle Fragen des Rechtes oder gar des religiösen Glaubens zu betonen. Sieht es nicht aus, als schämte man sich, für rein wirtschaftliche Fragen das Schwert zu ziehen? Und wenn das der Fall ist, wie konnte dieses Schamgefühl entstehen, und welche Berechtigung kommt ihm zu?

Es handelt sich hier wohl um nichts anderes als um einen Teil jener Selbsterziehung des Menschengeschlechts, die auf ein Zurückdrängen der rein sinnlichen, instinktiven Triebe gegenüber den sittlichen, ästhetischen und geistigen Beweggründen hinausläuft und der Entwickelungsbahn des menschlichen Fortschritts entspricht. Am entschiedensten ist dieser Kampf, wie schon früher erwähnt, auf dem Gebiete des Geschlechtslebens ausgefochten worden: einer der gewaltigsten, notwendigsten und in seinem Endzwecke keinesfalls zu mißbilligenden Triebe darf sich in der Kulturwelt in seinen natürlichsten, rohesten Formen nicht mehr zeigen, sondern kann nur in verhüllter und veredelter Gestalt auf Duldung rechnen. Die Vorsicht aber und Entschlossenheit, mit der die Äußerungen der geschlechtlichen Sinnlichkeit zurückgedrängt werden, beruht auf dem Umstande, daß der an sich reine und edle Trieb der Fortpflanzung durch Lockungen angeregt und durch Lustgefühle niederer Art belohnt wird, die leicht zum Selbstzweck werden und den Einzelnen in verhängnisvoller Weise von seinen Pflichten gegen die Gesellschaft und von der höheren Kulturarbeit ablenken. Der Kulturmensch kann die einfachen Lustgefühle nicht mehr naiv und rein genießen, weil ihn das Bewußtsein edlerer Zwecke nicht verläßt und das Niedere, wenn es vorübergehend Gewalt über ihn gewinnt, ihn beschämt; mit dem bitteren Schmerze dieses Zwiespaltes erkaufen wir unsere besten Güter.

Was aber von der Fortpflanzung gilt, das läßt sich, wenn auch in milderer Form, auf die Ernährung anwenden: auch hier handelt es sich um einen natürlichen, unwiderstehlichen Trieb, dessen Erfüllung mit Lustgefühlen verknüpft ist, die dem Tiere und dem naiven Menschen als

Hauptsache erscheinen und in derselben Weise wie schrankenloser Geschlechtsgenuß verderblich wirken können; die unerfreuliche Gestalt des Schlemmers und Prassers, der innerhalb einer thätigen und strebenden Welt nichtigen Gaumenreizen nachjagt, zeigt die Gefahr dieser Anschauung und ihren schlimmen Einfluß auf die Kultur, die nun einmal nur im beständigen Fortschritt wahrhaft lebt. Ein unnützer Schlemmer zu sein, gilt nur dort für eine Ehre, wo die Freude an der wahren Kulturarbeit erloschen ist. Dieser Anschauung entsprechend zeigt denn schon der Einzelne die Neigung, die wirtschaftlichen, auf Ernährung hinauslaufenden Interessen zu verhüllen und zu beschönigen; so werden alljährlich zahllose „Vernunftehen", also Ehen aus rein wirtschaftlichen oder besser finanziellen Gründen geschlossen, aber verhältnismäßig selten findet sich jemand, der offen zugibt, nur nach dem Gelde geheiratet zu haben, genau so wenig, wie man rein sinnliche Beweggründe gern als einzige Ursachen einer Eheschließung eingesteht.

Unter den großen Völkergruppen herrscht nun ganz dasselbe Bestreben: wer um ideale Gesichtspunkte streitet oder doch zu streiten vorgibt, meint ein besseres Recht auf seiner Seite zu haben als der, den rein materielle Gründe bewegen. Selbst der nackte Eroberungskrieg, wie ihn Alexander der Große oder Napoleon I. pflegten, wird milder beurteilt als der wirtschaftliche Interessenkampf, da hier andere und idealere Leidenschaften erregt sind als beim Streit um das tägliche Brot und um Reichtum. Unter den zahlreichen Proklamationen, die schon an ausrückende Heere erlassen worden sind, findet sich schwerlich jemals das Geständnis, daß der beginnende Kampf um rein irdische Besitztümer geführt wird; der fadenscheinigste ideale Vorwand wird eifriger betont als die treibenden wirtschaftlichen Kräfte, man will, mit einem Worte, lieber zu strafen und zu bessern als zu rauben scheinen. Blickt einmal nackte Selbstsucht allzu deutlich durch die Kulturhülle, wie etwa beim Opiumkrieg der Engländer gegen China oder bei dem Kampfe desselben Volkes mit den Buren Südafrikas, dann ist die Empörung der Zuschauer allgemein, und es mag wohl überhaupt ein Teil der instinktiven Abneigung der Völker gegen Handelsstaaten, unter der England wie einst Karthago zu leiden hat, der Ursache zuzuschreiben sein, daß Handelsmächte ihre wirtschaftlichen Beweggründe weniger verstecken wollen und können als andere. Alledem gegenüber ist es zweifellos ein Fortschritt, wenn die schimmernde und täuschende Oberfläche, die das wirtschaftliche Getriebe verhüllt, einmal beseitigt und damit ein Wust unseliger Heuchelei zerstört wird, ein Fortschritt in doppeltem Sinne. Ist schon an sich jede neue Erkenntnis als reiner Gewinn zu begrüßen, so wird in diesem Falle die Kultur selbst durch die Enthüllung des materiellen Inhalts angeblich idealer Bestrebungen von falschen Wegen abgelenkt, und die Völker werden vielleicht allmählich lernen, die wirtschaftlichen Fragen ruhig, maßvoll und vernünftig zu behandeln, ohne sie mit heuchlerischen Phrasen zu verbrämen, daneben aber die idealen Ziele um so fester im Auge zu behalten und um so reineren Sinnes zu verfolgen, je weniger sich der Streit um die Ernährung mit dem edleren Kampf der geistigen Kräfte mischt.

Falsch aber würde es sein, das Schamgefühl der Menschheit gegenüber wirtschaftlichen Fragen, das die Ursache so vielen unechten Glanzes ist, an und für sich für eine Verirrung zu halten und rücksichtslos zu bekämpfen; es ist ein gutes und richtiges Gefühl, und sein gesunder Kern ist auch die Ursache davon, daß es trotz allen Mißbrauchs immer lebendig und wirksam geblieben ist.

Das gilt auch noch in anderem Sinne. Bedenkt man, daß die Ernährung die Grundlage alles Daseins und damit alles Volkslebens und aller Kultur überhaupt ist, so ergibt sich leicht die ungeheure Tragweite der wirtschaftlichen Fragen: jedes wirtschaftliche Ereignis hat seine

Folgen auf geistigem Gebiet. Ein Volk verkörpert in sich eine Unzahl zum Teil ihm allein eigentümlicher materieller, sittlicher und geistiger Güter, und jede Gefahr, die sein wirtschaftliches Dasein bedroht, stellt zugleich diese Güter in Frage. Der Wirtschaftskampf wird zum Volks- und Rassenkampf. Wie unmöglich es in solchen Fällen ist, geistige und materielle Beweggründe zu trennen, lehrt vielleicht am besten das feindselige Verhältnis, in das im Laufe der Geschichte viele Völker, und neuerdings auch ein Teil der Deutschen, zu den auf gleichem Boden wohnenden Juden getreten sind. Gewiß handelt es sich hier in erster Linie um eine wirtschaftliche Frage, um eine Gegenwirkung gegen die nicht abzuleugnenden parasitären Neigungen des jüdischen Stammes mit ihren wirtschaftlich bedenklichen Folgen; aber daneben sind es auch die Denkweise und der Charakter des Judentums, die Neigung zu zersetzender Kritik, die eigenartigen sittlichen und rechtlichen Anschauungen u. s. w., die den Widerwillen geweckt haben und lebendig erhalten.

Man kann noch weiter gehen und zugeben, daß auch Kämpfe um rein geistige Interessen möglich sind, die nur in ihren Folgen, aber nicht in ihren Ursachen auf das Gebiet der Volkswirtschaft übergreifen. Deutschland, das sich im Dreißigjährigen Krieg um den Preis unsäglichen Elends die religiöse und geistige Freiheit errungen hat, darf hier an erster Stelle genannt werden. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht selbst die religiösen Ideen auf wirtschaftliche Grundursachen bezogen werden könnten — welches geistige Gut stände auch nicht in irgend einem Zusammenhang mit der Wirtschaft? Sicher haben Boden, Klima und Lebensweise der germanischen Stämme erst einen Charakter in ihnen herausgebildet, der sie nach geistiger Freiheit verlangen ließ. Aber von diesem mittelbaren Zusammenhange jedes Volkstums mit der Wirtschaft, dieser selbstverständlichen Voraussetzung alles menschlichen Daseins, ist in diesem Falle ja nicht die Rede.

Greller und unzweideutiger treten die wirtschaftlichen Fragen dort hervor, wo Gruppen desselben Volkes sich befehden. Hier umschließt ja alle das gemeinschaftliche Volkstum, an dessen Wohl allen gelegen ist, wenn auch die Ansichten über den besten Weg zum Wohlsein verschieden sein mögen; was den Zwiespalt innerhalb einer Gesellschaftsgruppe oder eines Volkes erregt, läuft fast immer auf verschiedene Ansichten über die gerechte Verteilung der Güter hinaus. Auch dem Kampf der Volksschichten um politische Rechte liegt in Wahrheit der Wunsch der Zurückgesetzten zu Grunde, bei der Güterverteilung und der Verwaltung des gemeinsamen Besitzes mitreden zu dürfen. Daß man sich trotzdem in der Regel scheut, den wirtschaftlichen Kern der Fragen offen zuzugeben, ist ja natürlich genug, führt aber wegen der kleineren Verhältnisse zu noch bedenklicherer Heuchelei, als die ist, die bei den Streitigkeiten der Völker hervortritt, ja es kostet manchmal Mühe, den wahren Kern überhaupt zu erkennen. Man kann z. B. in der englischen Geschichte gut bewandert sein, ohne zu wissen, daß hinter der Partei der Torys der ländliche Großgrundbesitz, hinter der der Whigs der Handels- und Gewerbestand steht, und daß sich im Kampfe dieser Parteien die allmähliche Umwandlung Englands von einem Ackerbaustaat zu einer Handels- und Industriemacht verkörpert. Selbst wenn eine Partei offen wirtschaftlichen Zielen nachstrebt, hüllt sie sich gern in ein ideales politisches Mäntelchen, wie denn die sozialistische deutsche Arbeiterpartei sich zugleich als demokratisch zu gebärden liebt, obwohl Sozialismus und Demokratie an sich wenig oder nichts miteinander zu thun haben. Es ist jedenfalls ehrlicher und würdiger, wie es neuerdings von seiten der „Agrarier“ geschieht, die wirtschaftlichen Bestrebungen offen zuzugeben und dadurch auch die Gegner zu nötigen, ihr wahres Gesicht zu zeigen; nur muß man sich dabei bewußt bleiben, daß auf der Wirtschaft

zwar die Kultur beruht, die echte Kulturarbeit aber, an der alle ohne Unterschied mithelfen sollen, auf geistigem Gebiete vollbracht wird und dem Gezänk der Wirtschaftsparteien durchaus entzogen bleiben muß.

Im ganzen zeigt die eben geschilderte Entwickelung wiederum jenes rhythmische Hin- und Herschwanken, das für den Kulturfortschritt im allgemeinen charakteristisch ist: dem übermäßigen Betonen geistiger und idealer Güter folgt als einseitige Gegenwirkung ein Sieg des Realismus, der das Leben wieder auf seinen ursprünglichen gesunden Boden stellt, um dann selbst, sobald er in platte Genußsucht auszuarten beginnt, durch einen neuen Vorstoß der geistigen Kräfte zurückgedrängt zu werden. Unmerklich, aber sicher hebt sich bei diesem Spiele der Stand der Kultur.

Indes auch abgesehen von diesen Wechselwirkungen, muß sich die Bedeutung der Wirtschaft für das Volksleben mit der steigenden Kultur ändern; sie ist gering auf den untersten Stufen, wächst auf den höheren und tritt auf den höchsten, wo sie sich neben den geistigen Bestrebungen zu behaupten hat, abermals zurück. Die geringe Wichtigkeit der Wirtschaft für die primitivsten Völker der Erde hat sogar hervorragende Volkswirte dazu verleitet, ihnen ein wirtschaftliches Bewußtsein überhaupt abzusprechen; nach Karl Bücher stehen sie auf der Stufe der „individuellen Nahrungssuche", d. h. der Einzelne sorgt zunächst für sich, ohne sich viel um das Wohl und Wehe seiner Genossen zu kümmern, und es sind nicht wirtschaftliche, sondern rein gesellschaftliche Bande, die eine primitive Menschengruppe zusammenhalten. Im Grunde kommt das auf die alte Anschauung hinaus, daß die Entwickelung der Volkswirtschaft mit der Einzelwirtschaft beginnt, und daß, wie ein Gebäude aus einzelnen Steinen errichtet wird, so sich die Wirtschaft eines Volkes aus der seiner Mitglieder, von denen jedes eine eigene für sich hat, allmählich zusammensetzt und aufbaut.

Diese Anschauung muß jedem bedenklich erscheinen, der das Verhältnis des Einzelnen zu seinen Stammes- und Volksgenossen, nicht nur zu den Lebenden, sondern vor allem auch zu den ihm Vorangegangenen und Nachfolgenden erwägt. Schon früher wurde die menschliche Gesellschaft und jede ihrer natürlichen Gruppen mit einem Wasserfall oder dem Strahl eines Springbrunnens verglichen, der scheinbar immer seine Gestalt behält, in Wahrheit aber nur durch den beständigen Wechsel auftauchender und wieder verschwindender Wasserteilchen verkörpert wird. So gehört denn auch der einzelne Mensch als kleines, flüchtig vorüberziehendes Teilchen einer langlebigen Organisationsform an, er ist ein Teil einer unendlichen Reihe, von der er ebensogut, ja noch stärker abhängt als von seinen mitlebenden Volksgenossen; ist ja doch alles, was er mitbringt, ein Erbteil vergangener Geschlechter! Merkwürdigerweise fehlt es an einer sprachlichen Bezeichnung für eine Gruppe der Menschheit, die nicht nur die Lebenden umfaßt, sondern auch die Vorfahren einschließt. Wenn ich hierfür einstweilen den Namen „Dauergruppe" oder „Dauergesellschaft" vorschlagen möchte, so geschieht es in Ermangelung eines besseren und schlagenderen Ausdruckes, der hoffentlich mit der Zeit gefunden werden wird. Es mag also erlaubt sein, das Verhältnis in die kurzen Worte zu fassen: auch wirtschaftlich ist der einzelne Mensch niemals und nirgends ein selbständiges Wesen, sondern immer das Glied einer Dauergruppe. Auch wer sich völlig von menschlicher Gesellschaft scheidet und als Einsiedler oder Robinson lebt, wirtschaftet doch mit der Erbschaft der Vorfahren, die sich in seinem Körper, seinen Neigungen und seinem Wissen offenbart; wer aber seiner Gemeinschaft treu bleibt oder auch sich einer neuen zugesellt, nimmt teil an der ganzen Summe wirtschaftlicher Kenntnisse, die seine Genossen besitzen oder erlangen, mögen diese Kenntnisse auch

in den Augen eines Kulturmenschen lächerlich gering und zum Teil sogar sehr fragwürdiger Art sein. Die **wirtschaftliche Gemeinschaft** ist also auch auf den tiefsten der noch zu beobachtenden Stufen der Entwickelung vorhanden; ob der Einzelne die Nahrung, die er auf Grund des gemeinsamen Wissens aufspürt, dann ganz für sich behält, ob er anderen davon abgibt oder sie zum Tausch verwendet, ist der Hauptthatsache gegenüber von geringem Belang. Natürlich kann auch keine Rede davon sein, daß der primitive Mensch den Pflichten, die ihm seine Zugehörigkeit zu einer Dauergruppe auferlegt, mit Bewußtsein nachkommt, aber die natürlichen Triebe sorgen dafür, daß er sein Geschlecht fortpflanzt und dem Nachwuchs das unentbehrliche Maß von Nahrung, Schutz, Pflege und Belehrung zukommen läßt. Wäre das nicht der Fall, so müßte die Menschheit längst vom Boden der Erde verschwunden sein.


Kochtopf der Kassa, Westsudan. Nach Passarge.

Die Ernährung, dieser Hauptzweck aller Wirtschaft, ist nur auf den niedersten Stufen der Entwickelung ein verhältnismäßig einfacher Begriff, und selbst das im Grunde nur scheinbar. Gehen wir zur Prüfung dieser Frage auf die Tierwelt zurück! Eine Herde von Antilopen, die auf einer grasreichen Steppe weidet, scheint ein treffliches Beispiel einfacher Nahrungssuche: jedes Tier nimmt unmittelbar den Nahrungsstoff auf, den ihm die Natur bietet, ohne dabei mehr als die unentbehrlichste Arbeit des Wanderns von einer Stelle zur anderen, des Abreißens, Kauens und Schluckens zu verrichten. Die Naturvölker primitivster Art scheinen sich nur wenig über diese Stufe zu erheben, so daß es in der That bedenklich scheinen möchte, den Ausdruck Wirtschaft auf ihr dem augenblicklichen Bedürfnis gewidmetes Treiben anzuwenden.

Aber in Wahrheit ist das, was jene Antilopenherde leistet, kein einfacher, sondern ein sehr verwickelter Vorgang. Es ist das Ergebnis einer unendlichen Entwickelungsreihe, das uns hier als etwas Lebendiges und scheinbar Selbstverständliches entgegentritt. Der Körper der Antilope ist der Nahrung, die sie in der Steppe findet, aufs genaueste angepaßt; er ist mit den besten Mitteln ausgestattet, diese Nahrung aufzunehmen, zu zerkleinern und zu verdauen. Jedes einzelne Tier ferner hat den sicheren Instinkt, welche Stoffe ihm zuträglich sind und welche nicht, und die Herde endlich kennt seit Generationen die Futterplätze, wo sich diese Stoffe finden, kennt die Wasserplätze in der Steppe und vielleicht auch eine jener willkommenen Stellen, wo salzhaltige Erde zu Tage tritt. Das ist alles nichts Selbstverständliches; man braucht nur das wirtschaftliche Dasein dieser Antilopenherde mit dem einer Löwenfamilie zu vergleichen, die vielleicht dieselbe Steppe bewohnt, um die zahlreichen Möglichkeiten der Entwickelung zu ermessen.


Vorratshaus der Eskimo. Nach F. Boas. Vgl. Text, S. 215.

Nun wissen wir längst, daß beim Menschen an die Stelle der körperlichen Anpassung die geistige getreten ist. Übertragen wir diese Erkenntnis auf das Gebiet der Ernährung, so ergibt sich, daß die körperliche Beschaffenheit des Menschen sich nur in geringem Maß unter dem Einfluß der Nahrung ändern kann, daß er dagegen dank seiner geistigen Kraft **die Nahrungsmittel umzubilden** und für sich verwendbar machen lernt (s. die obere Abbildung). Auch

hier paßt sich der Mensch nicht mehr dem Stoffe, sondern er paßt den Stoff seinem eigenen Wesen an. Während Tiere, die zu einer neuen Ernährungsart gezwungen werden, sich im Bau des Körpers allmählich den neuen Bedingungen anbequemen, erweitert der Mensch das Gebiet seiner Nahrungsquellen, indem er unverdauliche Stoffe in genießbare umwandelt und sich Nahrungsmittel, die ihm sonst kaum zugänglich wären, durch künstliche Vermehrung seiner Waffen und Werkzeuge zu verschaffen weiß. Den unbewußten Fortschritt des Organismus ersetzt er also auch hier durch den bewußten der Gesellschaft; er organisiert, indem er den Kampf ums Dasein führt, nicht seinen Körper, sondern die außer ihm liegenden Dinge. Diese Thätigkeit aber, soweit sie sich auf die Ernährung bezieht, ist eben das, was wir **Wirtschaft** nennen.

Wir werden uns demnach hüten müssen, die Wirtschaft auch der primitivsten menschlichen Gruppe als etwas Einfaches und Unbedeutendes zu betrachten. Es lohnt wohl, sich einmal die **Hauptrichtungen** klar zu machen, in der sich die wirtschaftliche Thätigkeit des Menschen bewegt; auch hierbei wird sich, ohne daß in jedem einzelnen Fall ein Hinweis nötig wäre, die alte Wahrheit ergeben, daß die menschlichen Bestrebungen eine Parallele sind zu den Maßregeln, durch die das dunkle, aber zweckmäßige Walten der Natur die lebenden Organismen nährt und schützt oder sie in Gestalt unwiderstehlicher Triebe zu eigenem entsprechenden Thun antreibt.

Es mag hierbei nützlich sein, zu erwähnen, daß auf dem Gebiete der Wirtschaft die Menschheit nicht scharf von der Tierwelt getrennt ist. Zahlreiche Tiere sind wirtschaftlich thätig, wie die Bienen und die Ameisen, oder der Hamster, der einen Vorrat für den Winter in seinem Baue aufhäuft. Es gibt primitive menschliche Gruppen, deren eigene Wirtschaftsthätigkeit gegenüber der mancher Tiere sich sehr ärmlich ausnimmt und sich nur dadurch zu ihrem Vorteil von der anderen unterscheidet, daß sie nicht mehr rein triebartig, sondern in zweckbewußter Weise ausgeübt wird und deshalb einer rascheren und höheren Entwickelung fähig ist, falls entsprechende Anregungen erfolgen.

Wirtschaft ist undenkbar ohne Sorge für die Gegenwart und Zukunft. Eine grasende Herde treibt in diesem Sinne keine Wirtschaft, wohl aber sammelt der Körper jedes einzelnen Tieres in unbewußt wirtschaftlicher Thätigkeit Reservestoffe auf, nachdem er die zugeführten Nahrungsmengen verarbeitet und das Brauchbare vom Unbrauchbaren geschieden hat. So ist denn auch der Mensch, insofern er einfach die zufällig gefundene Nahrung aufnimmt und verzehrt, nicht im eigentlichen Sinne wirtschaftlich beschäftigt; wandelt er aber die Stoffe vorher um, zerschlägt er z. B. auch nur mit einem Steine die Schale einer Kokosnuß oder einen markhaltigen Knochen, legt er ferner einen Teil der Speise für späteren Gebrauch zurück, oder nimmt er sie für seine Kinder mit nach Hause, so darf man bereits von Wirtschaftsthätigkeit reden. Nun bezeichnen wir alles Thun, was nicht augenblicklicher Laune, sondern der Zukunft dient, als **Arbeit**, alles Unterlassen, das ebenfalls das zukünftige Wohl im Auge hat, als **Enthaltsamkeit**. In diesem doppelten Sinn, als Arbeit und Enthaltsamkeit, entfaltet sich denn auch die Wirtschaft. Es ist unbedingt richtiger, von diesem umfassenden Standpunkt aus einen Überblick gewinnen zu wollen, als vorwiegend die stoffliche Seite der Frage berücksichtigen; und so ergeben sich denn von selbst zwei große Gruppen der wirtschaftlichen Bethätigung.

Arbeit ist nötig zur Beschaffung der Lebensnotdurft einer Familie oder eines Stammes, da immer für einzelne, die nicht selbst thätig sein können, gesorgt werden muß; ein Teil dieser Arbeit besteht im Kampfe gegen menschliche und tierische Feinde, die entweder die Gesellschaft unmittelbar bedrohen oder ihr die Nahrungsquellen streitig machen. Wird der Kampf zur Hauptsache und aktiv geführt, dann entsteht die **Raubwirtschaft**, der zahlreiche Gruppen der

Menschheit mit Vorliebe huldigen. Arbeit und Kampf aber erfordern Kräfte und Kenntnisse, die entwickelt und geübt werden müssen. Indem man nun weiterhin durch Werkzeuge, Waffen und Maschinen teils die Kräfte vermehren, teils sparsam und zweckentsprechend verwenden lernt, eröffnet man sich die Bahn zu unbegrenztem Fortschritt. Gleichzeitig wird die mächtigste aller Kraftersparnisse durch Übertragung der erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten von Geschlecht zu Geschlecht erzielt.

Auf der Enthaltsamkeit beruht die zweite große Seite des Wirtschaftslebens, die sich neben und mit den gesellschaftlichen Formen in mannigfacher Weise entwickelt und im Grunde darauf hinausläuft, daß der Einzelne auf augenblicklichen und ausschließlichen Genuß verzichtet und damit aus den Grenzen der Gegenwart und des eigenen Ichs heraustritt. Aus dem Wunsche, Nahrungsstoffe für die Zukunft aufzusparen (s. die untere Abbildung, S. 213), entspringt die höchst wichtige Reihe wirtschaftlicher Thätigkeiten, die der Konservierung der Nahrungsstoffe gewidmet ist. Vor allem aber zeigt sich mit steigender Kultur, daß eine Regulierung des Verbrauchs nötig ist, eine gute und gerechte Verteilung der vorhandenen Lebensbedürfnisse einerseits, eine Beschränkung unsinnigen Verbrauches anderseits. Aber auch ohne Verschlenderung der Nährstoffe kann es vorkommen, daß die Volkszahl stärker wächst als die Mittel, sie zu erhalten; hier vermag nur eine Beschränkung der Volksmenge, also eine ganz besondere Art der Enthaltsamkeit, zu helfen, und in der That bilden die verschiedenen Mittel, dies Ziel zu erreichen, ein bedeutsames und umfangreiches Kapitel in der Wirtschaftslehre der Menschheit.

Es ist nötig, diesen schematischen Überblick nun weiter im einzelnen auszuführen, um ein lebendiges Bild der Verhältnisse zu erhalten.

Alle Thätigkeit, die mittelbar oder unmittelbar wirtschaftlichen Zwecken dient, heißt Arbeit. Aber wie sich alle anscheinend so einfachen und klaren Begriffe der Kulturwelt, wenn wir ihre Entwickelung zu erforschen suchen, je weiter wir rückwärts schreiten, um so seltsamer entstellen und verzerren, bis wir ganz an ihrem Wesen irre werden, so erscheint auch die Arbeit in ihren primitiven Anfängen als ein wunderliches Zwitterding und als eng verwandt mit Bethätigungen, die auf höheren Stufen der Entwickelung ihr beinahe als Gegensatz gegenüberstehen. Es ist dem genialen Blicke Karl Büchers gelungen, diese Verhältnisse klarer zu durchschauen. Seine Ergebnisse sind im folgenden benutzt, aber teils erweitert, teils eingeschränkt.

Bei den Naturvölkern wird Arbeit, wie sie die Kulturvölker kennen, also regelmäßige und zweckbewußte Thätigkeit, nur in geringem Maße geübt, oder sie erscheint wenigstens in der Form einer launischen, oft willkürlich unterbrochenen Bemühung; bei den meisten Tieren ist von eigentlicher Arbeit überhaupt nicht die Rede. Und doch muß etwas vorhanden sein, woraus sich die höheren Formen der Thätigkeit entwickeln.

Nun ist in der That kein lebendes Wesen ganz unthätig, darf es auch nicht sein. Leben ist, da es durch den Wechsel des Stoffes bedingt wird, notwendig zugleich Bewegung; was weder innerhalb seiner Organe, noch nach außen hin aktive Bewegung zeigt, ist tot. In der Pflanzenwelt spielen sich die Lebensregungen fast ganz innerhalb des Organismus ab, die Tiere dagegen, die ihre Nahrung aufsuchen müssen, antworten mit nach außen gerichteten Bewegungen auf äußere Reize. Diese Thätigkeit nach außen hin bildet dann, auch abgesehen von Zweck und Ergebnis, eine Notwendigkeit des Daseins: ein Tier, das sich seine Nahrung durch lebhafte Bewegungen zu verschaffen pflegt, wird in einem engen Käfig auch bei reichlichster Fütterung verkommen. Auf die physiologischen Ursachen der Erscheinung kommt es hier nicht an; die Thatsache selbst ist nicht abzuleugnen.

Aus dem allgemeinen **Bewegungszwang** erwächst nun zweifellos auch die Arbeit. Aber ist es denn nötig, daß der vorhandene Bewegungstrieb sich immer in zweckmäßigen Handlungen äußert? Wenn Hunger oder Gefahr ihren Einfluß geltend machen, dann werden freilich die Kräfte und Kraftüberschüsse in dieser Weise verwendet werden; tritt dieser Zwang aber zurück, dann strömen sie in freier, ungebundener Weise aus, und der Bewegungstrieb setzt sich nicht in Arbeit um, sondern in **Spiel**. Wo es sich darum handelt, Kräfte durch harmlose Übung erst zu gewinnen, tritt das Spiel ganz an die Stelle zweckmäßiger Thätigkeit: fast alle jungen Tiere üben spielend ihre Kraft, genau in derselben Weise wie die Kinder der Menschen, und wenn man die Naturvölker gern als große Kinder bezeichnet, so ist ihre Freude am Spiel und ihre Abneigung gegen regelmäßige Arbeit wohl der Hauptgrund dieser Ansicht (s. die nebenstehende Abbildung). Besonders dem Tanze wird mit einer Hingebung und einem Kraftaufwande gehuldigt, wie sie für wirkliche Arbeit niemals zu haben sind, eine Thatsache, die besonders Ferrero hervorgehoben und beleuchtet hat. Der Tanz aber besteht, was sehr wichtig ist, aus einer rhythmischen Wiederholung einfacher körperlicher Bewegungen.



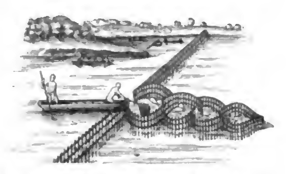
Ball spielende Menomini-Indianer, Nordamerika. Nach W. J. Hoffman.

Die Leidenschaft für den ermüdenden Tanz zeigt deutlich, daß es nicht die **körperliche**, sondern die **geistige** Anstrengung ist, der der Arbeitsscheue aus dem Wege zu gehen sucht. Jede zweckbewußte Arbeit erfordert ein gewisses Maß von Aufmerksamkeit und geistiger Anspannung, das den Ungeübten rasch ermüdet; auch die Kinder der Kulturvölker müssen das Arbeiten erst erlernen, während sie das Spiel freiwillig und oft mit Ausdauer treiben. Der Tanz mit seinen eintönigen und zwecklosen Bewegungen erfordert diese geistige Anspannung nicht oder nur in sehr geringem Grade.

Die Scheu vor der Arbeit wird durch den Zwang der Not und durch die Hoffnung auf Genuß überwunden; die Fähigkeit, auch einen sehr entfernten Genuß ins Auge fassen und daraufhin arbeiten und entsagen zu können, ist der große Vorzug der Kulturvölker vor den primitiven Stämmen. Erleichtert aber wird diese Überwindung durch einen eigenartigen Vorgang, den aufgehellt zu haben Büchers besonderes Verdienst ist: die Arbeit tritt in ihren Anfängen vielfach in den Formen des Spieles auf oder, mit anderen Worten, durch die

Umwandlung in eine Art rhythmisches Spiel wird die geistige Anstrengung des Arbeitens so weit herabgemildert, daß auch ungeübte Geister sie leisten können.

Über die Bedeutung des Rhythmus wird bei der Kunst die Rede sein, die ja nichts als ein veredeltes Spiel ist. Hier mag es genügen, auf die Thatsachen hinzuweisen und gleichzeitig die Ansicht Büchers anzuführen, daß rhythmische Arbeit auch deshalb weniger ermüdet, weil hier die Kraftausgabe in geregelter und angemessener Form erfolgt. Das Wesen des Arbeitsrhythmus aber schildert Bücher selbst sehr schön und treffend: „Daß der nach festem Maßverhältnis geregelte Gang gleichmäßig sich fortsetzender Arbeiten in der That die Tendenz hat, sich rhythmisch zu gestalten, gelangt uns am meisten zum Bewußtsein bei den zahlreichen Verrichtungen, bei welchen die Berührung des Werkzeuges mit dem Stoff einen Ton abgibt, und wo wir aus den lauten, in gleichen Zwischenräumen aufeinander folgenden Schlägen oder Stößen ebensowohl auf die gleiche Stärke der sie hervorbringenden Kraft als auf das gleiche Zeit- (und Raum-) Maß der sie begleitenden Bewegungen schließen müssen. Der Schmied, der Schlosser, der Klempner, der Keßler lassen den Hammer in gleichem Takt auf das Metall niederfallen; der Tischler läßt die Stöße des Hobels, der Säge, der Raspel, der Ziehklinge in gleichen Zeitabschnitten aufeinander folgen, und wer kennt nicht den eigenartigen Laut des Schusterhammers, der Flachsbreche, des Weberschiffchens, der Zimmermannsaxt, der Pflasterramme, des Steinmetzmeißels?" Bücher spricht dann von Arbeiten, die in Stärke und Dauer sich differenzieren und einen Tonrhythmus, eine Art Melodie entstehen lassen. „Natürlich", fährt er fort, „ist der Tonrhythmus in diesen Fällen nichts Selbständiges, sondern wird durch den Rhythmus der Arbeit bedingt. Dennoch darf nicht bezweifelt werden, daß auch der Tonrhythmus seine Bedeutung für die Intensität der Arbeit hat. Nicht nur, daß er das Festhalten eines gleichen Zeitmaßes der Bewegung unterstützt; er übt auch zugleich durch das ihm innewohnende musikalische Element eine incitative Wirkung aus und unterstellt die Arbeit selbst der Kontrolle aller derjenigen, die ihren Schall vernehmen können. Man wird also sagen können, daß der Tonrhythmus die Arbeit erleichtert und fördert."


Fischzaun virginischer Indianer, Nordamerika. Nach Hariot. Vgl. Text, S. 219.

Das Anreizende der Musik, das Bücher hier erwähnt, und das jeder empfindet, dem es bei einem Walzertakt in den Füßen zuckt, beruht nun ebenfalls auf dem Rhythmus, der durch das Ohr am leichtesten und sichersten zum Bewußtsein kommt; in ganz ähnlicher, obwohl weniger entschiedener Weise kann auch der Anblick rhythmischer körperlicher Bewegung zur Nachahmung reizen. Hierin liegt ein neuer wichtiger Vorteil des Tonrhythmus, ein Vorteil, der leicht erkannt wird und dahin führt, daß man auch bei Arbeiten, die wenig oder kein Geräusch machen, rhythmische Klänge zur Begleitung, als Zeit- und Kraftmaß wie als Reizmittel, hervorzubringen strebt. So entstehen die Arbeitslieder. Freilich wäre es ein großer Irrtum, nun sofort den Schluß zu ziehen, daß die Dichtung mit und aus der Arbeit entstünde; die Dichtung ist, wie wir sehen werden, ein rhythmisches Spiel, und wenn sie zur Erleichterung der Arbeit herangezogen wird, so teilt sie dieses Schicksal mit den Schwesterkünsten, der Musik und dem Tanz. In der That kann man ebensogut von Arbeitstänzen wie von Arbeitsliedern sprechen: wo es die Art einer Arbeit gestattet, wird sie bei den Naturvölkern gern mit

tanzartigen Bewegungen ausgeführt, meist natürlich unter Musikbegleitung, die den Takt genau regelt. Schadenberg beobachtete, daß im südlichen Mindanao sogar die Ackerbestellung gelegentlich im Tanzrhythmus vorgenommen wurde.

Die Arbeitslieder treten besonders dort auf, wo eine Anzahl von Leuten in gleichmäßiger Weise beschäftigt ist, vor allem dann, wenn ein taktmäßiges Arbeiten nötig wird. Die Ruderlieder sind vielleicht die häufigsten unter allen, aber sie sind doch nur ein Bruchteil einer zahllosen Menge. Der Inhalt der Gesänge, auf den es zunächst ja gar nicht ankommt, ist oft äußerst dürftig oder besteht nur aus einer Reihe von Ausrufen oder sinnlosen Wörtern. „Ohne langgezogene Töne abzusingen", schreibt Stuhlmann von den Bewohnern der Gegend von Bukoba am Victoriasee, „können die Männer fast keine Arbeit verrichten. Einer singt vor, und die anderen antworten häufig mit einem einzigen langgezogenen Ton." Oft besteht der Einzelgesang aus wirklichen Improvisationen, während der Chor mit einem herkömmlichen Verse antwortet; noch häufiger sind indessen die Arbeitslieder und -Melodien zum geistigen Kulturbesitz geworden und werden bei den entsprechenden Gelegenheiten immer in gleicher Weise vorgetragen. Auf den Gesellschaftsinseln gab es, wie Ellis berichtet, ein Lied für die Fischer, eins für die Kahnbauer, andere, die beim Fällen eines Baumes, beim Stapellauf eines Bootes u. s. w. gesungen wurden. Die Nilschiffer haben für jede Thätigkeit ihres Berufes eigene Lieder, die auch noch je nach der Tageszeit wechseln. Dafür, daß auch die deutschen Schiffer und die ihnen verwandten Berufe früher einen ähnlichen Liederschatz besaßen, möge der folgende Gesang der Schiffszieher (sogenannten Hohenauer oder Hagenauer) von Inn und Donau beweisen, den Bücher nach einer älteren bayrischen Quelle anführt:

Hagenauer, schlaget ein, alles Geschlecht
Der Schiffsknecht;
Schnalzt zusammen, schreit und sprecht:
Ho, ho, ho, reidt an, reidt an!
Ho, ho, ho, dauch an, dauch an!
Jodl, dauch an, Jodl, dauch an!
Ho, dauch an, mein Steuermann!

Thut Ehr' beweisen der Wunder-Hagenau!
Die Ruader niedersenckt und grüasset dise Fraw!
Dein Gemüath und Hertze wendt, den schönen Ort anschaw!
Den Schiff-Leuthn ist sie gewogn,
Unsre liebe Fraw von Pogn.
Jodl, dauch an, Jodl, dauch an,
Nur fein tapfer angezogn!

Es ist sicher nicht nur die Macht des Rhythmus, die dazu anreizt, die Arbeit in der Form eines Spieles zu treiben; mindestens ebenso wirksam ist der Schein der Freiheit und Sorglosigkeit, der über der spielartigen Beschäftigung schwebt, bis endlich die Gewöhnung an regelmäßige Arbeit eintritt und das spielende Beiwerk verschwindet. Die Arbeitslieder sind wichtige Dokumente der halbbewußten Selbsterziehung der Menschheit.

Der Übergang von der Thätigkeit, wie sie ein Naturvolk ausübt, zur strengen Berufsarbeit der Kulturvölker ist in der That sehr schwer und überhaupt nur innerhalb des weiten Rahmens einer Dauergruppe allmählich durchführbar; die Lebenszeit eines Einzelnen ist für diese ungeheure Anpassung an neue Verhältnisse viel zu kurz. Und doch wäre es falsch, die primitiven Menschen für Nichtsthuer zu halten, denn auch sie setzen einen Teil ihrer Kräfte, und oft einen ganz bedeutenden, in Thätigkeit um, nur daß sich diese Thätigkeit gern auf Spielereien wirft, wie auf Anfertigung von Schmuck, oder doch aller Regelmäßigkeit entbehrt, weil eben eine dauernde Anspannung der Aufmerksamkeit unmöglich ist. „Der Dayak", sagt Mac Dougall über die Bewohner Borneos, „ist nicht faul. Er wird freilich nicht in der Art arbeiten, wie wir es müssen, aber er hat immer etwas zu thun, Werkzeuge zu schnitzeln oder Hausgeräte zu fertigen. Die Frauen arbeiten überdies sehr angestrengt." Erst die Kulturvölker haben das Bedürfnis in sich hervorgerufen, den größten Teil der notwendigen

Bewegung in Form von Arbeit zu leisten, ja Freude und Beruhigung in ihr zu finden (das „Evangelium der Arbeit").

Alle wirtschaftliche Arbeit hat nun im Grunde den Zweck, die Basis des Daseins zu verbreitern. Für den primitiven Menschen, namentlich für den, der keinen allzu begünstigten Boden bewohnt, ist diese Grundlage schmal genug. Die ewig unentschiedene Streitfrage, ob der Mensch ursprünglich von Vegetabilien, namentlich Baumfrüchten, gelebt hat, oder ob er seit sehr früher Zeit schon unter die Allesesser zählt, soll hier nicht aufgerollt werden; aber jedenfalls zeigt ein Blick auf den Körperbau des Menschen, daß weder seine ursprüngliche Bewaffnung noch die Beschaffenheit seines Gebisses ihn befähigen, größere warmblütige Tiere zu überwältigen, zu zerreißen und zu verzehren. Erst nach der Erfindung der Waffen und der Entdeckung des Feuers kann sich der Urmensch zum Jäger im großen Stile umgebildet haben. Aus der ursprünglichsten Wirtschaft, die wohl einfach in einem beständigen Ortswechsel zum Zwecke der Nahrungssuche bestand, entwickeln sich also schon früh höhere Formen. Aber auch der bloße Ortswechsel ist kein planloses Umherziehen, sondern durch Erfahrungen und Überlieferungen bedingt, die in dem Sinn erweiterungsfähig sind, daß neue Stoffe als genießbar erkannt, neue Fundorte entdeckt und fortan regelmäßig ausgebeutet werden.



Wurfschlinge der Eskimo zum Vogelfang. Nach J. Murdock.

Die Ausbildung der Waffen und Fangmethoden (s. die Abbildung, S. 217, und die nebenstehende) ebenso wie die der Werkzeuge, um Wurzeln zu graben (s. die Abbildung, S. 220) oder Bäume zu erklettern, ermöglicht eine Vermehrung der Nahrungs**menge**. Der Anbau von Nährpflanzen, die Zucht von Milch- und Schlachtvieh sind nur weitere Fortschritte auf diesem Wege, der auf eine möglichst intensive mittelbare Ausnutzung des vorhandenen Bodenraumes, zu dem in diesem Fall auch das Meer und alle fischreichen Gewässer zu rechnen sind, hinausläuft.

Eine andere Reihe wirtschaftlicher Thätigkeiten bezweckt dagegen, die **Beschaffenheit** der Nahrungsstoffe zu verbessern, sie genießbarer zu machen und gründlicher auszunutzen. Es geschieht das durch mechanisches Kneten, Schlagen (s. die Abbildung, S. 221) und Zerreiben oder durch die chemischen Prozesse, wie sie durch Faulen, Gärung, vor allem aber durch Erhitzung hervorgerufen werden. Die Wichtigkeit des Feuers für die menschliche Kultur ist unermeßlich, aber am frühesten und dauerndsten ist es doch benutzt worden, um ungenießbare oder schwer verdauliche Nahrungsstoffe aufzuschließen und ihnen den Reiz der Schmackhaftigkeit zu verleihen.

In einem scharfen Gegensatze zu den Verbreiterungen der Daseinsgrundlage, wie sie durch produktive Arbeit hervorgerufen werden, steht die **Raubwirtschaft**, die auf Kosten produktiver Elemente die Daseinsmöglichkeiten zu vermehren strebt. Sie erreicht ihr Ziel durch Krieg und Gewalt, aber es wäre falsch, nun den Krieg einfach als äußeren Ausdruck der Raubwirtschaft zu bezeichnen; er ist ein Mittel zum Zweck, das aber nur dort angewendet wird, wo die Beraubten Widerstand leisten, ja man kann beinahe mit demselben Rechte kriegerische Tüchtigkeit als ein Schutzmittel der produktiven Wirtschaft bezeichnen, da ja auch der friedlichste Stamm den Kampf ums Dasein gegen Tiere und Menschen durchfechten muß. Den beiden großen Gruppen der Angriffs- und der

Verteidigungswaffen (s. die Abbildung, S. 222) entsprechen in diesem Sinn auch die Arten der kriegerischen Thätigkeit. Ganz auf Raub gestellt ist übrigens eine Gruppe der Menschheit nur ausnahmsweise. Am häufigsten treiben die beiden Geschlechter in diesem Sinne getrennte Wirtschaft, indem die Weiber sich der produktiven Arbeit, die Männer dem Kriege widmen. Dabei hat die Raubwirtschaft ihre Phasen wie andere auch, und jeder wirtschaftlichen Stufe entspricht eine besondere Art des Kriegs- und Raubsystems mit wechselnder Beute und veränderter Methode; der Krieger des primitiven Kannibalenvolkes, der einfach Feinde totschlägt, um sie zu verzehren, ist eine ganz andere Gestalt als der bewaffnete Viehräuber eines Hirtenstammes, als der Ackerbauer auf dem Kriegspfade, der Sklaven zur Bearbeitung seiner Felder zu gewinnen sucht, oder endlich der kampflustige Kaufmann, der den Handelsgewinn zu monopolisieren strebt und ganze Völker in wirtschaftliche Abhängigkeit bringt. Raubwirtschaft ist natürlich auch ohne Gewalt denkbar; ein Volk wie die Zigeuner gründet einen guten Teil seines Daseins auf Diebstahl; Raubwirtschaft kann oder konnte man stellenweise den Parasitismus der Juden, Armenier u. s. w. nennen, und als feinste Blüte des Systems erscheint bei den höchstentwickelten Kulturvölkern der Börsenjobber. Wie es neben den produktiven Völkern immer raubwirtschaftlich organisierte gegeben hat, so gibt es auch innerhalb ihres sozialen Gefüges immer einzelne Anhänger der Raubwirtschaft, wenn sie auch selten ihr Handwerk offen treiben.


Grabstock der Buschmänner. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 219.

Im großen und ganzen wird die Raubwirtschaft in der Entwickelung der Menschheit immer nur eine Nebenrolle spielen, schon weil sie das Dasein produktiver Wirtschaftsformen mit Notwendigkeit voraussetzt; aber sie zeigt zugleich, daß sich die Verbreiterung der Nahrungsgrundlage produktiver Stämme kaum jemals ungestört vollzieht, da beutelustige Nachbarn selten fehlen werden. Und doch sind die Hemmnisse, die innerhalb der einzelnen menschlichen Gruppen dem wirtschaftlichen Fortschritt und der gründlichen Ausnutzung natürlicher Vorteile entgegenstehen, oft noch mächtiger und verhängnisvoller als die räuberischen Eingriffe von außen.

Kein Volk der Erde nutzt alle brauchbaren Stoffe wirklich so aus, wie es auf Grund rein wirtschaftlicher Erwägungen thun müßte; ein seltsames Schauspiel aber ist es, daß selbst bei hochstehenden Völkern die Toten des eigenen Stammes die gewaltigsten Opfer an Arbeit und Nahrungsstoffen, den Verzicht auf die wichtigsten Existenzbedingungen fordern und erhalten. Der wirtschaftliche Einfluß der Totenfurcht und des Totenkultus ist unter primitiven Verhältnissen ganz unermeßlich, am größten freilich dort, wo der Kulturbesitz bereits ansehnlich, aber die Reinigung und Vergeistigung des Unsterblichkeitsglaubens noch nicht recht gelungen ist. Die unendliche Fülle der einzelnen Vorgänge darzustellen, ist hier unmöglich, wohl aber lassen sich die Hauptrichtungen angeben, in denen der Totenkult verhängnisvoll auf das wirtschaftliche Wohl der Nachlebenden einwirkt.

Die Totenscheu, wie man mit einem doppeldeutigen Worte die Sache wohl am besten bezeichnet, kann zweierlei Werte zerstören, indem sie einmal die wirtschaftliche Arbeit hemmt und Arbeitskräfte vernichtet, anderseits Nahrungs- und sonstige Gebrauchsstoffe dem Verderben preisgibt. Schon die endlosen Totenklagen, die Trauerverstümmelungen u. s. w. wirken ungünstig auf die wirtschaftliche Arbeit, noch furchtbarer aber sind die Opfer an kräftigen Menschenleben,

die vielfach die Totenscheu gebieterisch fordert. Es sind nicht die primitivsten Stufen der Entwickelung, auf denen diese Massenopfer fallen, vielmehr tragen gerade gewisse fortgeschrittene Anschauungen über das Jenseits und die Götterwelt zur Ausartung derartiger Schlächtereien bei. Die Völker von geringerer Kulturhöhe bringt dafür oft der Hexenglaube zu der Idee, daß kein Todesfall natürlichen Ursachen zuzuschreiben sei, sondern daß immer ein Mensch des eigenen oder eines fremden Stammes das Unheil angerichtet habe und mit dem Tode bestraft werden müsse. Aber auch die Verstorbenen selbst stiften noch Schaden, da man vielfach die verwesenden Körper im Boden der bewohnten Hütten vergräbt oder sonst irgendwie in gefährlicher Nähe behält.

Eine sehr wichtige Weiterbildung der Totenscheu ist der Wunsch, den Verstorbenen ihre Ruhestätte möglichst glänzend und angenehm zu gestalten, damit sie nicht zürnend nach ihren früheren Wohnungen zurückkehren; so entsteht wohl die sonderbare Erscheinung, daß die Häuser der Toten bei weitem größer und schöner sind als die der Lebenden. Ganze Stämme der germanischen Urzeit mögen sich mit vereinten Kräften bemüht haben, dem dahingegangenen Stammeshäuptling, der während seines Lebens eine dürftige hölzerne Halle bewohnte, aus riesigen Steinblöcken eine mächtige Grabkammer herzustellen und einen hochragenden Hügel darüber zu türmen; die amerikanischen Mounds (s. die Abbildung, S. 223) hat man lange Zeit für Werke untergegangener Kulturvölker gehalten, während sie doch den Vorfahren der heutigen Indianerstämme zuzuschreiben sind, und weit über alle Königspaläste stiegen am Nilstrande die Pyramiden empor, in denen die toten Herrscher in wohlversteckter Kammer ruhten.



Sagoklopfer von Halmahera, Molukken. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 219.

Bedenklicher noch als die Vergeudung der Arbeitskraft wirkt die **Zerstörung wirtschaftlicher Güter**, die aus der Totenscheu entspringt. Uns Kulturmenschen scheint nichts natürlicher, als daß die Nachkommen die Besitztümer der Toten übernehmen und daß schon die Lebenden einen Teil ihrer Arbeitslust aus dem Wunsche schöpfen, ihren Kindern dereinst ein Vermögen hinterlassen zu können, das ihnen den Daseinskampf erleichtert. Aber zu dieser freundlichen Anschauung hat sich die Menschheit erst sehr allmählich durchgerungen. Den Naturvölkern scheint es im Gegenteil selbstverständlich, daß der Verstorbene, der nunmehr ein gespensterhaftes Dasein führt, die Ansprüche auf seinen Besitz nicht aufgibt und jeden mit seiner unheimlichen Rache bedroht, der sein Eigentum anzutasten versucht. Man läßt ihm also wohlweislich das Seine, indem man es nicht mehr benutzt, oder sendet es ihm durch Verbrennen oder Vergraben ins Jenseits nach. Aber auch seine anderen Ansprüche an die Gesellschaft gibt der Tote nicht auf; er verlangt nach wie vor seinen Anteil an der Nahrung und den Genußmitteln der anderen oder hindert die fernere Benutzung von Fruchtbäumen, Milchkühen und dergleichen, die ihm gehört haben. Wo die wirtschaftliche Basis eines Stammes oder einer Familie ohnehin schmal ist, können diese Anforderungen sehr lästig und bedenklich werden. Anderswo, wie im Malayischen Archipel, werden zur Ehre und Besänftigung der Toten verschwenderische Feste gegeben, die schon oft ganze Familien an den Bettelstab gebracht haben.

Schon gemischt mit anderen Anschauungen erscheinen die wirtschaftlichen Schäden des Totenkultes in den **Speiseverboten**, die gerade bei primitiven Völkern in anscheinend höchst

willkürlicher Weise die Zahl der Nährstoffe beschränken und ein starkes Hemmnis der wirtschaftlichen Fortentwickelung sind. Eine Menge dieser Verbote steht in engem Zusammenhang mit der Totenscheu und den aus ihr entspringenden gesellschaftlichen Formen, die als Totemismus schon eingehender geschildert sind: der Gedanke, daß sich der Ahnherr oder überhaupt jeder Tote eines Geschlechtes in einem bestimmten Tier oder ausnahmsweise auch einer Pflanze verkörpert, hindert aufs wirksamste deren wirtschaftlichen Gebrauch. Den Eingeborenen Südafrikas gelten nicht nur die Schlangen, sondern auch die ihnen ähnlichen Fische für Seelentiere, sind also als Speise unbenutzbar. Natürlich gibt es auch Ausnahmen, wie z. B. die Aino und die Amurvölker das Fleisch des Bären, dem sie eine Art Kultus widmen (s. die Abbildung, S. 224, und die beigeheftete Tafel „Bärenfest der Giljaken"), besonders schätzen.

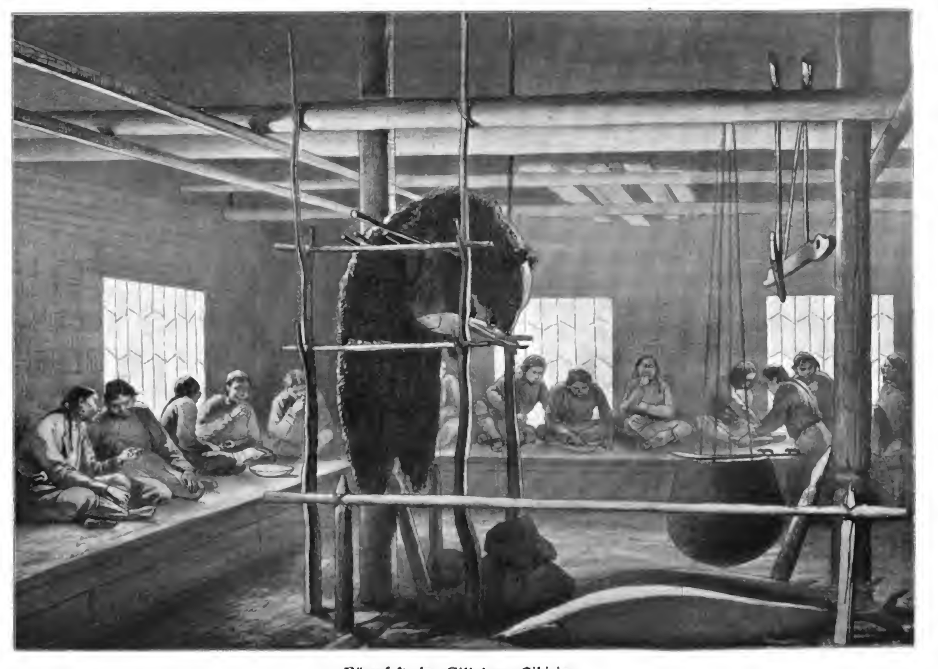


Lederschild der Apachen, Mexiko. Museum für Völkerkunde in Leipzig. Vgl. Text, S. 220.

Eine andere Gruppe von Speiseverboten freilich hängt nicht mit dem Totenkult zusammen, sondern führt uns auf ein neues Gebiet der Wirtschaftsbeschränkung. Bei vielen höher kultivierten Völkern ist das Rind, das den Pflug zieht, aus der Reihe der Schlachttiere gestrichen, mit der ausdrücklichen Begründung, daß es ein Freund und Gefährte des Menschen sei, dessen Arbeit man nicht in schnöder Weise lohnen dürfe. Es sind also sittliche Beweggründe, die hier die Nahrungsquellen beschränken. In diese Reihe gehört wohl auch die Scheu der meisten Kulturvölker vor Pferde- und Hundefleisch, obwohl ein klares Bewußtsein der Ursache des ungeschriebenen Speiseverbotes nicht vorhanden ist. Ihren größten Triumph aber feiern die ethischen Speisegesetze in der Beseitigung des Kannibalismus.

Das Problem der Menschenfresserei ist weder seinem ethischen noch seinem wirtschaftlichen Wesen nach bisher vollkommen geklärt. Seltsam berührt es gewiß, daß in der höheren Tierwelt das Verzehren der eigenen Rassegenossen nur ausnahmsweise vorkommt, während es Gruppen der Menschheit gibt, die einen Teil ihres wirtschaftlichen Daseins auf Kannibalismus aufbauen, und noch zahlreichere andere, die wenigstens gelegentlich den Genuß von Menschenfleisch nicht verschmähen. Die meisten Forscher, die der Frage nähergetreten sind, neigten zu der Ansicht, daß der Kannibalismus erst nachträglich erworben sein müsse; die Thatsache, daß meist die erschlagenen Feinde verzehrt werden, ließ an eine krasse Ausartung der Rachsucht denken, die in einer völligen Vernichtung des Feindes schwelgte.

Neuerdings ist dagegen R. Steinmetz infolge eingehender Untersuchungen zu einem anderen Ergebnis gelangt, das zwar noch manchen Bedenken unterliegen dürfte, aber doch der größten Beachtung wert ist. Er weist die außerordentliche Verbreitung des Endokannibalismus, d. h. des Verzehrens der eigenen verstorbenen oder wegen Krankheit, Altersschwäche, Verbrechen u. s. w. getöteten Stammesgenossen, unter den Naturvölkern nach und hält ihn für eine ursprüngliche, der ganzen Menschheit eigene Sitte; bei den Stämmen, die nur die Leichen erschlagener Feinde verzehren, wäre also schon eine kleine Veredelung des Brauches eingetreten, bis er dann bei den Kulturvölkern aus sittlichen Gründen ganz beseitigt wird.

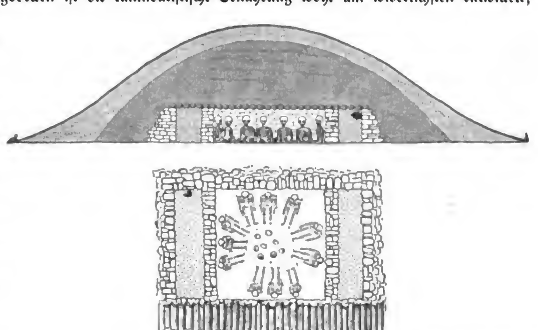


Bärenfest der Giljaken, Sibirien.
Nach v. Schrenck

Das Fell des feierlich geopferten Bären wird im Inneren eines Hauses aufgehängt, wo sich die Gäste versammeln und das Fleisch des Bären unter vielen Zeremonien verspeisen. Das Fest dauert viele Tage.

Aber auch abgesehen von dieser Theorie ist so viel sicher, daß Menschenfleisch stellenweise einen nicht unbeträchtlichen Teil der Nahrungsmenge bildet, mit dem Verschwinden des Kannibalismus also die Daseinsgrundlage verschmälert wird. Von den Bewohnern Queenslands erzählt Lumholtz: „Bei Herbert River kommt es vor, daß geradezu Expeditionen zur Erlangung von Menschenfleisch veranstaltet werden. Zu solchen Zwecken sammelt sich dann eine kleine Truppe der dreistesten Männer, die wegen ihres Mutes großes Ansehen genießen. Es sind ihrer nicht viele, denn es gelten diese Überfälle meist nur kleinen, aus 4—6 Individuen bestehenden Familienstämmen ... Demnach sind die Eingeborenen in Nordqueensland Kannibalen, und meine Leute machten durchaus kein Geheimnis daraus, im Gegenteil, sie wählten abends vorzugsweise dies Thema zum Gegenstand ihrer Unterhaltung, das mich zugleich aufbrachte und anekelte."

Im Kongobecken ist die kannibalistische Ernährung wohl am widerlichsten entwickelt; neben Stämmen, die Sklaven als Schlachtvieh kaufen, finden sich andere, die gegenseitig — offenbar durch beginnende sittliche Regungen veranlaßt — ihre Verstorbenen miteinander austauschen, um nicht gerade die eigenen Verwandten verzehren zu müssen, ohne doch den kostbaren Nahrungsstoff zu vergeuden. Auch ein Stamm am Ogowe kauft nach dem Zeugnis Payeur-Didelots den umwohnenden Völkern ihre Toten ab, um sie zu verspeisen. Diesen eigentümlichen Volkswirten müßte in der That einer unserer Kirchhöfe als ein wahres Monument großer unwirtschaftlicher Verschwendung erscheinen.



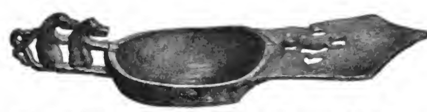
Durchschnitt eines Grabhügels (Mounds) in Illinois, Nordamerika. Darunter das Innere desselben Grabhügels, von oben gesehen. Nach Cyrus Thomas. Vgl. Text, S. 221.

Noch in mancher anderen Hinsicht haben sich die Kulturvölker genötigt gesehen, den ursprünglichen Speisezettel der Menschheit zu kürzen; Gefühl für Reinlichkeit und Schönheit und hygienische Gesichtspunkte haben vielfach zusammengewirkt. Die Liebhaberei für verfaultes Fleisch, die vielleicht auf die Zeit vor Erfindung der Feuers zurückführt, ist bei den Kulturrassen verschwunden, das Verzehren gewisser Erdarten, das sehr verbreitet ist, verliert ebenfalls an Freunden, Insekten und Gewürm aller Art werden verschmäht.

Damit ist freilich ein Weg betreten, der zu sinnlosen Übertreibungen führen kann, sobald die Idee religiöser Reinheit sich in die wirtschaftlichen Beweggründe mischt. Der Hindu, der seinen Reis wegschüttet, weil der Schatten eines vorüberwandelnden Europäers darauf gefallen ist, oder der orthodoxe polnische Jude, der seine vielleicht sehr unreinliche Mahlzeit

für „reiner" hält als das sauberste Mahl eines Christen, sind Beispiele dieser Verirrung an sich edler, mit dem sittlichen Fortschritt zusammenhängender Vorstellungen.

Diese einzelnen Ausnahmen ändern indessen nichts an der Thatsache, daß der Mensch mit steigender Kultur die Zahl seiner Nahrungsquellen vermehrt und die vorhandenen Nährstoffe immer besser ausnutzen lernt. Das gilt übrigens nicht nur von diesen, sondern von allen nutzbaren Pflanzen, Tieren und Mineralien, von allen Naturkräften überhaupt, die der menschliche Geist den wirtschaftlichen Zwecken in irgend einem Sinne dienstbar macht. Die gründliche Ausbeutung beginnt schon auf primitiven Stufen der Entwickelung, nur in einseitiger Weise; es gibt Gebiete der Erde, die eine förmliche Bambuskultur besitzen, wo fast alle kleinen Probleme der Wirtschaft mit Hilfe des Bambus gelöst sind, dessen Sprossen als Nahrungsmittel, dessen dünnere Zweige als Speere, Bogen und andere Geräte dienen, aus dessen stärkeren Stammstücken man Gefäße fertigt (s. die obere Abbildung, S. 225), und mit dem man Häuser baut und Palissaden errichtet. In den Polargegenden hat sich die ganze Kraft des Volksgeistes auf die Ausnutzung des Tierkörpers geworfen, aus dessen Knochen, Sehnen, Zähnen (s. die untere Abbildung, S. 225), Fell und Horn fast alle Gegenstände des Kulturbesitzes geformt werden, während das Fleisch und das Fett die Nahrung zu liefern hat.

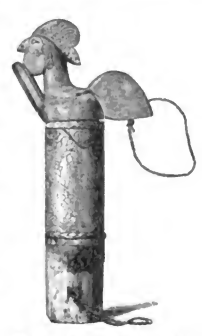


Holznapf der Giljaken mit Bärenamulett, Sibirien. Nach Jacobsen. Vgl. Text, S. 222.

Aber noch in anderer Weise verbreitert der wirtschaftliche Fortschritt die Daseinsgrundlage. Es wird gleich darauf zurückzukommen sein, von welcher außerordentlichen Wichtigkeit die Regelung des Verbrauches für das Volksleben und die Kultur überhaupt ist; aber die natürlichen Verhältnisse sind einer solchen Regelung an und für sich nicht günstig. Nur zu bestimmten Zeiten reifen die Früchte der Bäume und Felder, erscheinen die Zugvögel oder die laichenden Fische, und die wechselnde Gunst der Witterung vermehrt im Verein mit mancherlei anderen Umständen noch die Ungleichmäßigkeit der Ernährung, die bei primitiven Völkern oft in greller Weise hervortritt: auf Zeiten des Überflusses, die durch wüste Völlerei gefeiert werden, folgen Perioden des Hungers und der Verzweiflung. Es sind, wie wir sehen werden, zum Teil Schwächen des Charakters, die einen Fortschritt über diese traurige Stufe hinaus erschweren; aber alle sittliche Hebung bliebe vergebens, wenn nicht gleichzeitig Mittel entdeckt würden, die Nahrungsstoffe vor dem Verderben und der Vernichtung durch Tiere zu schützen und zunächst wenigstens die einzelnen Hungerperioden einigermaßen zu beseitigen.

Man kann auch hier wieder rein mechanische und chemische Mittel unterscheiden. Es genügt oft schon, besondere Vorratshäuser zu erbauen, die den Mäusen und anderen Schädlingen unzugänglich sind, die Nahrungsmittel gelegentlich zu lüften oder umzupacken, die Feuchtigkeit abzuhalten u. s. w., um das Ziel zu erreichen. Einfaches Austrocknen reicht schon hin, um Fleisch und Früchte haltbarer zu machen; bei dem Versuche, Fleisch über Holzfeuer zu trocknen, wird man dann die konservierende Kraft des Räucherns kennen gelernt haben. Daß auch durch Braten und Rösten das Fleisch dauerhafter gemacht wird, und daß vielleicht zu diesem Zwecke das Feuer mit am ersten verwendet worden ist, hat Karl von den Steinen hervorgehoben. Die Polarvölker haben natürlich früh entdeckt, daß Nahrungsmittel in gefrorenem Zustande lange

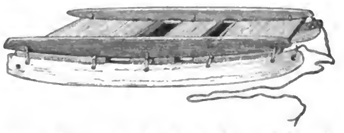
Zeit frisch bleiben, während andere, denen die Gunst der Verhältnisse zu Hilfe kam, sich mit den Vorteilen des Einsalzens vertraut machten. Die Kulturvölker haben dann noch eine Menge konservierender Stoffe entdeckt und die Kunst der Aufbewahrung hoch entwickelt. Einigermaßen gehört hierher auch der Gebrauch, leicht verderbende Nahrungsmittel in eine haltbare Form überzuführen, z. B. aus Milch Käse zu bereiten. Viele afrikanische Stämme huldigen nur deshalb im Übermaß dem Biertrinken, weil sie zur Erntezeit die Massen von Getreide, falls sie nicht vor dem Genuß verderben sollen, zum Teil zu Bier verbrauen müssen; übrigens ist dieses Bier so reich an Nährstoffen, daß einzelne zeitweilig überhaupt nichts weiter genießen.



Bambusbüchse von Bali, Sunda-Archipel. Museum für Völkerkunde in Berlin. Vgl. Text, S. 224.

Aber was nützen die besten Aufbewahrungsmethoden, solange die Menschheit nicht die augenblickliche Gier besiegen lernt, solange die Sorge für die Zukunft nicht stärker ist als die Freude an unsinnigem Genuß, an Vergeuden und Verschwenden? Der Sieg über sich selbst, den die Vorfahren der heutigen Kulturvölker allmählich errungen haben, ist einer der größten Triumphe des Menschengeschlechts, eine Leistung, die sich dreist den mythischen Kulturthaten des Herakles an die Seite stellen darf.

Große Gruppen der Menschheit haben kaum den ersten Schritt in dieser Richtung gethan, wie viele Australneger, die nach Howitts Zeugnis nur allenfalls vor größeren Festlichkeiten Nahrungsmittel aufsparen, um sie dann um so wilder zu vergeuden — ein charakteristisches Zeugnis, daß auch hier Spiele und Feste von größerem bewegenden Einfluß sind als vernünftige wirtschaftliche Einsichten, die erst nach und nach das Übergewicht erlangen. Ist doch selbst unter den Kulturvölkern der alte Vergeudungs- und Zerstörungstrieb noch so lebendig, daß ihn die Erziehung immer nur bei einem Teile der heranwachsenden Jugend genügend eindämmen kann, während ein starker Prozentsatz nie wirkliche Selbstbeherrschung lernt. Es sind auch nicht nur die unsteten, von der Hand in den Mund lebenden Völker, die durch sinnlose Schwelgerei ihr wirtschaftliches Wohl gefährden, sondern auch ackerbauende Stämme. Von den Bari im oberen Nilthal z. B. sagt Vita Hassan: „Wenn der Bari seine Ernte eingebracht hat, bezahlt er den Tribut an die Regierung und verzehrt den Rest in kurzer Zeit, in zwei oder drei Monaten; wenn er nichts mehr hat, verschafft er sich seine Nahrung durch etwas Fischfang oder Jagd und Einsammeln wilder Früchte ... Wegen seiner Verschwendung und seiner Sorglosigkeit um den kommenden Tag sagen die Araber der Provinz, daß er gleich dem Raben sei, der drei Monate im Jahre Datteln und während der übrigen neun Aas frißt.“ Hungerzeit und Schwelgerei bedingen überdies einander; der Ausgehungerte verbraucht die ihm plötzlich zuströmende Nahrung in maßloser Weise und bereitet damit schon wieder die nächste Periode des Mangels vor. Es scheint fast unmöglich, aus diesem Wechselspiele herauszukommen, und viele Völker haben es thatsächlich bis heute nicht vermocht.



Kleiner Schlitten der Eskimo mit Kufen aus Walroßzähnen. Nach J. Murdoch. Vgl. Text, S. 224.

Wie sich bei den heutigen Kulturvölkern der Fortschritt vollzogen hat, ist nicht mehr genau nachzuweisen. Glücklicherweise ist aber noch heutigestages an einem klassischen Beispiel zu beobachten, auf welch seltsamen Umwegen die wirtschaftliche Entwickelung stattfindet, und wie unter Umständen Mittel, die ganz anderen Gebieten entstammen, mehr oder weniger bewußt ökonomischen Zwecken dienstbar gemacht werden, bis ein sich selbst genügender moralischer Halt gewonnen ist. Es handelt sich dabei um die merkwürdigen Tabugesetze, die man oft irrtümlicherweise als rein wirtschaftliche Maßregeln betrachtet hat, während sie doch auf anderem Grund erwachsen sind.

Auf den Inseln Polynesiens und Melanesiens ist der Brauch verbreitet, daß bei drohender Hungersnot oder vor Festen, die voraussichtlich große Nahrungsmengen beanspruchen, von den Häuptlingen gewisse Speisen mit dem Tabu (Tapu, Tabun) belegt und dadurch zeitweilig dem Genuß entzogen werden; kein Eingeborener wird es wagen, ein tabuiertes Nahrungsmittel zu genießen. Beispielsweise berichtet Reginald E. Guise von den Bewohnern der Hood-Halbinsel im südlichen Neuguinea, daß hier vor der Feier des großen Kepafestes fast alle Speisen mit dem Tabu belegt werden, zuerst die jungen Kokosnüsse, die sonst zum großen Teil unreif verbraucht werden würden, einige Wochen vor dem Feste auch die Bananen, bis dann bei Beginn des Festes das Verbot aufgehoben wird. Wenn Hungersnot zu drohen scheint, versammeln sich die einflußreichsten Leute des Ortes, und auf ihren Wunsch tabuiert dann der Häuptling ebenfalls die jungen Kokosnüsse, so daß für den Notfall eine Nahrungsreserve vorhanden ist. Von einem anderen Teile Südneuguineas erzählt Copland King, daß hier die Frauen ihre Pflanzungen tabuieren, was äußerlich durch bestimmte Zeichen und durch öffentliche Erklärung im Dorfe bekannt gemacht wird, und daß die Männer dann nicht wagen, die Ernte zu berauben. Auf Neuseeland war die am meisten angebaute Knollenfrucht (kumera) überhaupt bis zur Ernte tabu. Die Tabuzeichen dienen dann weiterhin auch als persönliche Eigentumsmarken an Fruchtbäumen, Feldern u. s. w., und man darf wenigstens vermuten, daß auch ein Teil der Ornamentik, womit so viele Naturvölker ihre Waffen und Geräte versehen, auf ähnliche Beweggründe zurückführt.

Das sind alles rein wirtschaftliche und nebenbei privatrechtliche Wirkungen der Tabugesetze. Aber wie kommt es, daß diese Gesetze überhaupt befolgt werden, und zwar mit einer Gewissenhaftigkeit, die den Neid jedes europäischen Gesetzgebers erregen könnte? Strafen im gewöhnlichen Sinne sind nur ausnahmsweise auf Tabubruch gesetzt, und sie würden schwerlich genügen, Raub und Diebstahl so gründlich zu hindern, wie es thatsächlich der Fall ist. In Wirklichkeit müssen hier außerordentlich kräftige Einflüsse wirksam sein, da ihnen die Riesenaufgabe gelingt, den wirtschaftlichen Leichtsinn gänzlich zu unterdrücken.

Welche Kräfte dies aber sind, zeigt ein Blick auf die Entwickelung und die Nebenformen des Tabu, die noch heute zu beobachten sind. Das Tabu haftet ursprünglich nicht an den Sachen, sondern an den Personen, die es erst von sich auf andere Personen oder auf beliebige Gegenstände übertragen, und zwar selbst durch zufällige Berührung. Auf manchen polynesischen Inseln ist das Tabu der Häuptlinge so stark und gewissermaßen ansteckend, daß sie nicht einmal den Erdboden mit den Füßen berühren dürfen, weil er sonst tabuiert und der Benutzung entzogen würde; sie werden deshalb bei Ausgängen von ihren Dienern umhergetragen. Bei weitem das mächtigste Tabu aber ist allen Personen und Dingen eigen, die mit Leichen zu thun haben oder überhaupt in irgend einer Beziehung zu den Toten stehen, und hier liegt denn auch die Wurzel des ganzen Brauches, die man freilich aus den späteren

Entwickelungsformen kaum mehr ahnen kann: es ist die Furcht vor den Toten, die den Bruch des Tabu hindert und selbst das leichtsinnigste Gemüt zur Enthaltsamkeit zwingt. Die Häuptlinge, deren Ahnengeister mächtiger sind als die der Leute aus dem Volke, ja die man stellenweise als lebende Atuas (Geister) betrachtet, vermögen deshalb beliebig das Tabu zu verhängen und finden blinden Gehorsam für ihre Befehle. Damit aber ist ihnen die Möglichkeit gegeben, diese mächtige Waffe auch zu rein wirtschaftlichen Zwecken zu nutzen und mit einem Schlage etwas zu erreichen, was mit Vernunftgründen oder Strafen niemals durchzusetzen wäre. Gleichzeitig ist das Tabu, indem es von den einzelnen Besitzern zum Schutz ihres Eigentums angewendet wird, von gewaltigem Einfluß auf die Befestigung des Privatbesitzes gegenüber dem fast schrankenlosen Kommunismus der Urzeit. In gleicher Weise wirken in Afrika fetischistische Anschauungen. Nach Conraus Angaben nimmt überall dort im Kamerungebiet, wo der Glaube an Fetischismus gering ist, der Diebstahl überhand.



Wasserpfeife aus Jsangi am Congo, Zentralafrika. Museum für Völkerkunde in Leipzig. Vgl. Text, S. 228.

Es lohnte sich wohl, auf das Tabu etwas näher einzugehen, weil es ein gutes Bild der Art und Weise gibt, wie eine Sitte äußerlich dieselbe bleibt, während sie ihr inneres Wesen vollständig ändert, und wie gerade auf diesem Wege der Fortschritt sich verhältnismäßig rasch vollziehen kann. Natürlich kann auch die Erkenntnis des wirtschaftlichen Nutzens unmittelbar zu zweckmäßigen Handlungen führen, selbst unter primitiven Verhältnissen. Von den Australnegern wenigstens, die man sonst gern als Muster unwirtschaftlicher Sorglosigkeit hinstellt, scheint das zu gelten. „Es war ihr Brauch", sagt Brough Smyth, „in den Wäldern das alte Gras, die Blätter und die herabgefallenen Äste wegzubrennen, damit frische Weide für die grasfressenden Säugetiere entstände; sie schonten teilweise die jungen Tiere, um die natürliche Vermehrung zu sichern, und wenn sie auch keinen Anbau im gewöhnlichen Sinne trieben, so sorgten sie doch dafür, daß fruchttragende Pflanzen nicht verletzt würden."

Bei den bisher geschilderten Bestrebungen handelt es sich um eine vernünftige Ausnutzung der Nahrungsquellen und eine richtige zeitliche Verteilung der Güter. Aber mit wachsender Kultur tritt noch eine andere Frage hervor, die auf primitiveren Stufen der Entwickelung nur wenig zum Bewußtsein kommt, die Frage nach einer gerechten und zweckmäßigen Verteilung der wirtschaftlichen Güter unter die einzelnen Glieder der Gemeinschaft. Die moderne Volkswirtschaft widmet sich mit einer solchen Vorliebe diesem Problem, daß man sich schwer entschließen kann, zu glauben, daß es für große Gruppen der Menschheit kaum existiert.

Und doch ist dem so. Der Kommunismus, der so manchem als die höchste, heiß zu erstrebende Blüte der Kulturentwickelung erscheint, ist im Gegenteil von den fortgeschrittenen Gruppen der Menschheit längst überwunden, während andere noch heutigestages bei ihm verharren. Wirtschaftlicher Kommunismus, d. h. also vor allem gemeinsamer Anteil an der vorhandenen Nahrungsmenge, ist die Eigentümlichkeit der meisten primitiven Völker, und der Begriff „Reichtum", der sich auch bei ihnen vielfach findet, bedeutet nicht einen größeren oder besseren Anteil an Speise und Trank, sondern bezeichnet den Besitz von Schmuck, Waffen, Gerät, Weibern u. s. w. und gibt mehr politischen Einfluß als wirtschaftliche Vorteile. Im

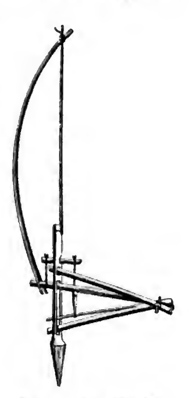
Abschnitt „Gesellschaft“ sind diese Zustände bereits berührt worden (vgl. S. 156), und bei der Besprechung des Geldes wird nochmals auf sie zurückzukommen sein.

Die großen Vorteile des urzeitlichen Kommunismus für die Gesundheit des Volkskörpers sind nicht zu verkennen, namentlich wenn daneben der Begriff des Privatbesitzes genügend ausgebildet ist, um den zu jedem Fortschritt unentbehrlichen sozialen Wetteifer anzufachen. Aber verschiedene unwiderstehliche Einflüsse arbeiten mit steigender Kultur immer entschiedener daran, die gemeinsame Bürgschaft für die allgemeine Ernährung zu zerstören. Der mächtigste Hebel ist die Arbeitsteilung, die den verschiedenen Wert der Kräfte und der Arbeit erkennen läßt und demgemäß eine verschiedene Höhe des Arbeitslohnes bedingt; damit hängt dann die Einführung des Geldes als eines allgemeinen Wertmessers eng zusammen, der aber gerade das Maß des natürlichen Anspruches an die Hauptbedürfnisse verschleiert. Mit der Kultur steigert sich ferner die Zahl und Mannigfaltigkeit der möglichen Genüsse, so daß die Wohlhabenden beginnen, ihr Übergewicht dazu zu verwenden, das Monopol der feineren Genüsse an sich zu reißen; wo noch Herr und Knecht dieselbe Nahrung genießen und unter dem gleichen Dache wohnen, ist im Grunde immer noch ein Stück Kommunismus erhalten, das erst in den größeren Kulturstädten gründlich vernichtet wird. Der Zustand wird krankhaft, wenn die gesteigerten Ansprüche eines Volksbruchteils einem anderen die notwendige Nahrung verkümmern. Die praktische Volkswirtschaft wird immer dahin zu arbeiten haben, daß das Mindestmaß der wirtschaftlichen Bedürfnisse und vielleicht noch ein wenig mehr allen Gliedern der Gesellschaft zu teil wird, daß aber alles, was darüber hinaus liegt, ein ungleich verteiltes Lockmittel des Fortschrittes und der Arbeit bleibt. Es ist bemerkenswert, wie selbst kleine Lockmittel dieser Art, z. B. der allgemein beliebte Tabak (vgl. die Abbildung, S. 227), eine gewisse künstliche Arbeitslust auch bei Naturvölkern erzeugen können.

Wie mit den Nahrungsmitteln und überhaupt den Nutzstoffen hausgehalten werden muß, so auch mit den **Kräften**. Nichts ist für die primitive Wirtschaft so charakteristisch wie die sorglose Kraftvergeudung und dann wieder die lange und aufreibende Arbeit, die zu unbedeutenden Zwecken, etwa zum Aushöhlen eines zu einem Boote bestimmten Baumstammes oder zum Schleifen einer Steinaxt, aufgewendet wird. Da einer regelmäßigen Thätigkeit auch eine gründliche Ruhe zu entsprechen pflegt, so unterscheidet sich selbst der Schlaf der Kulturvölker von dem der primitiven Stämme. Die Missionare klagen, wie aus einem Berichte Mac Gregors hervorgeht, daß die Eingeborenen Neuguineas die ganze Nacht tanzen und dann früh nicht zum Unterricht kommen mögen. Auch bei den Negern sind nächtliche Tänze so allgemein, daß W. Reade verzweifelt ausruft: „Ob die Neger überhaupt schlafen, ausgenommen an Regentagen, ist eine Frage, die ernste Untersuchung verdient.“ Ganz typisch ist die Schilderung des Nachtlebens der Indianer Guayanas, die Im Thurn entwirft. „Wenn der Tag“, schreibt er, „endlich zu Ende ist und die Weiber genug Feuerholz für die Nacht zusammengelesen haben, werfen sie sich in ihre Hängematten, und ein allgemeines Gespräch beginnt. Bis tief in die Nacht hinein erzählen die Männer endlose Geschichten, die sie manchmal wie einen einförmigen Gesang summen, manchmal auch mit einem erstaunlichen Aufwand von Pathos und Gebärdenspiel zu Gehör bringen. Die Knaben und jungen Männer tragen ihr Teil zum Lärme bei, indem sie um die Häuser wandeln und Hörner oder Flöten blasen. Es ist nur wenig Nachtruhe in einer Indianersiedelung zu finden. Diese Leute schlafen nach Art der Hunde ohne Schwierigkeit nur für kurze Zeit, dafür aber um so öfter, gleichgültig ob bei Tag oder Nacht, und ganz nach Laune. Die Männer, die Tags über von Zeit zu Zeit geschlafen haben, brauchen keine Nachtruhe, und auf

die Weiber nimmt man keine Rücksicht.“ Es geht aus dieser Darstellung hervor, daß das ununterbrochene Wachen am Tage und der feste und viele Stunden umfassende Nachtschlaf erst Errungenschaften der Kultur sind.

Alles Regulieren der Arbeit würde indes noch keine großen Fortschritte ermöglichen, wenn die Menschheit nicht lernte, die eigene Kraft durch geeignete Maschinen und Geräte zu vermehren und vor allem andere Kräfte zum eigenen Nutzen zu lenken, seien es nun die gewisser Tiere oder die noch unendlich mächtigeren Naturgewalten. Jede Kraftvermehrung ist aber zugleich Kraftersparnis, die wieder der geistigen Arbeit, für die nun die Mittel frei werden, zu gute kommt; das Maschinenwesen setzt jene Entwickelung fort, die an die Stelle bewußter Thätigkeit durch Übung die mechanische treten läßt und auf diese Weise einen Überschuß freier geistiger Kräfte erzeugt (vgl. S. 9). Andere maschinenartige Geräte, als deren erste Vorbilder die Fallen zum Fang der Tiere zu gelten haben (s. die nebenstehende Abbildung und Abbildung S. 236), entlasten wieder in besonderer Art den Menschen, indem sie seine aufgesammelte Kraft an Punkten wirksam werden lassen, an denen er sich selbst gar nicht befindet. In diesem Zusammenhang ist aber auch an die andere große Kraftersparnis zu erinnern, die durch die Überlieferung wirtschaftlicher Errungenschaften von Geschlecht zu Geschlecht bewirkt wird; jede Generation der Menschheit erbt eine Summe von Erfahrungen und Kenntnissen, die sie nicht erst selbst zu erringen braucht.



Tierfalle von Sarawak, Nordborneo. Nach Ling Roth.

Aber aller Fortschritt kann oft nicht hindern, daß die Menschenzahl eines Volkes rascher zunimmt als die Menge und Ergiebigkeit der Nahrungsquellen. Vielleicht sieht sich einmal die ganze Menschheit diesem Problem gegenüber, wenn erst die ganze Erde ein einziges Wirtschaftsgebiet bildet und die zerstörenden Faktoren — Krieg, Seuchen, Unglücksfälle, unzweckmäßige Lebensweise u. s. w. — aufs äußerste eingeschränkt sind. Lange Zeit hat die europäische Kultur geblüht, ehe die Frage der Übervölkerung von wissenschaftlicher Seite behandelt worden ist; die beständigen Kriege und der immer wiederholte Todeszug der Pest und anderer Krankheiten hinderten die Ansammlung großer Menschenmassen, und die häufigen Hungersnöte waren mehr der Absperrung der Grenzen und dem Mangel billiger Transportmittel, also schlechter Verteilung der Nahrungsmengen, zuzuschreiben als wirklichem Mangel von Nährstoffen im Verhältnis zur Menschenzahl Europas. Am frühesten ist die drohende Gefahr in dem von Kriegesnot verhältnismäßig freien England erkannt worden, wo Malthus und seine Schule endlich begannen, das Problem ernsthaft ins Auge zu fassen.

Wer freilich glauben möchte, daß erst den geistig regsamen Kulturvölkern Europas die Frage klar geworden sei, der würde sich in einem schweren Irrtum befinden: die Welt, die uns erst allmählich zu klein zu werden beginnt, ist zahlreichen Naturvölkern schon längst zu eng geworden. Es ist ja selbstverständlich, daß jedes primitive Volk fast ausschließlich in seiner Ernährung auf den Boden angewiesen ist, den es besitzt und bewohnt; die Nachbarn sind entweder feindlich oder haben selbst nur eben genug zum Leben, und der Handel, dessen Anfänge fast nirgends fehlen, bezweckt deshalb zunächst mehr den Austausch von Schmuck, Waffen und

dergleichen als den von Nährstoffen. Ein Stamm auf dem Festlande kann wenigstens durch Krieg sein Wohngebiet und seine Nahrungsquellen zu erweitern suchen; aber die Oasenbewohner der Wüste oder die Besiedler kleiner Inseln stehen bald an der Grenze der Volksdichtigkeit, die unter den gegebenen Verhältnissen noch erträglich ist. Die Not ruft alsbald Gegenwirkungen hervor, die dann zu festen und in der Folge oft mißverstandenen und umgedeuteten Bräuchen verknöchern.

Bei den unsteten Völkern kommt der Umstand hinzu, daß sich das Dasein nur durch beständige Bewegung von Ort zu Ort fristen läßt, so daß natürlich alle Mitglieder des Stammes, deren Beweglichkeit ungenügend ist, Kinder sowohl als Alte und Kranke, zu einer Last werden, die nur bis zu einem gewissen Grade ertragen werden kann. Alles Überflüssige wird denn auch schonungslos beseitigt; Alte und Kranke tötet man oder stößt sie aus, so daß sich dann zuweilen aus diesen jammervollen Verbannten eigene Dörfer bilden; ebenso verbreitet ist die Ermordung überzähliger Kinder. Aber nicht nur der Kindesmord und Abortus wird geübt, sondern häufig auch ganz im Malthusschen Sinne durch allerlei Maßnahmen die Befruchtung überhaupt verhindert. Eine besonders merkwürdige Gruppe bilden die Sitten, durch Verstümmelung der männlichen Genitalien, die übrigens nicht mit der ganz andere Zwecke verfolgenden Beschneidung zu verwechseln ist, die Zeugungsfähigkeit der Männer herabzusetzen und bei einem Teile von ihnen ganz zu vernichten. Ob gewisse unnatürliche Laster, die z. B. bei den nordostasiatischen Hyperboreern sehr beliebt sind, ursprünglich ähnlichen Beweggründen entsprungen sind, ist schwer zu sagen, da hier mancherlei andere Fragen mitsprechen.

Bei den Kulturvölkern zeigt sich schon vielfach die Neigung, die Kinderzahl zu beschränken, aber charakteristischerweise nicht unter den ärmeren Volksklassen, sondern unter den wohlhabenden; nicht wirkliche Not, sondern hochgesteigerte Bedürfnisse bringen hier die Erscheinung hervor, die stets zugleich einen Stillstand der Entwickelung bedeutet, da sie auf Harmonie und nicht auf Fortschritt hinzielt.

So ist denn eine unendliche Summe von Kräften in der Wirtschaft thätig, eine unabsehbare Zahl von Stoffen wird allmählich zweckmäßig benutzt, und doch sind die Hauptzüge des Bildes einfach und klar. In diesem Sinne läßt sich von der Wirtschaft der Menschheit schlechthin reden. Aber das Menschengeschlecht zerfällt in allerlei Völker und Stämme und bewohnt die verschiedensten Gebiete des Erdballs; treten wir diesen einzelnen Daseinsformen näher, dann erscheint an Stelle der großen Züge die bunteste Mannigfaltigkeit der Mischung: jedes Volk, jedes Land, jede Kulturstufe hat eine eigene Art der Wirtschaft, und das große Ziel, das Dasein zu erhalten, wird auf die verschiedenste Weise erreicht.

---

2. Wirtschaftsformen.

Die Urform der menschlichen Wirtschaft, soweit im beständigen Gange der Entwickelung von ihr überhaupt die Rede sein kann, und damit den Ausgangspunkt aller weiteren Bildungen zu kennen, wäre von unermeßlichem Wert, aber es wird schwer sein, zuverlässige Kunde von ihr zu erhalten. An sich scheint es freilich eine leichte Aufgabe, die primitivsten Formen der gegenwärtigen menschlichen Wirtschaftsweisen mit den zahlreichen Spuren prähistorischer Wirtschaft zu vergleichen und aus ihnen ein Bild zu gewinnen, das wenigstens annähernd der Wahrheit entspricht; aber es kann in diesem Falle nicht genug vor zu raschen Schlüssen gewarnt werden.

Die Frage nach der Urform der Wirtschaft hängt untrennbar mit der nach der Urheimat des Menschen zusammen, und solange diese nicht gelöst ist, wird auch jene ein Rätsel bleiben. Dabei genügt es nicht einmal, den Ort der Heimat zu kennen, sondern es muß auch über die geographischen und klimatischen Bedingungen in einer so weit zurückliegenden Zeit Aufschluß erlangt werden; seit dem Ende der Tertiärzeit, in der die ersten zuverlässigen Spuren des Menschen auftauchen, hat sich das Verhältnis von Land und Wasser, Ebene und Gebirge, hat sich vor allem das Klima mehrmals entschieden geändert. Es wäre gleich widersinnig, einen vorgeschichtlichen Bewohner des halbvereisten Europa oder einen tropischen Wald- oder Steppenbewohner der Gegenwart einfach als den Typus hinzustellen, an dem sich die älteste Wirtschaftsweise der Menschheit studieren läßt.

Die Frage, ob der Urmensch pflanzlicher, gemischter oder gar rein tierischer Kost huldigte, macht das Problem noch schwieriger, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß der Mensch schon in sehr frühen Entwickelungsperioden die doppelte Ernährungsweise kannte und gerade deshalb sich den verschiedensten Verhältnissen anbequemen konnte; gegenwärtig gibt es ja Wirtschaftsweisen, die fast ausschließlich auf pflanzlicher Ernährung, andere, die fast ebenso ausschließlich auf tierischer beruhen, keine von beiden aber entspricht vielleicht der Urform.

Es ist sehr verlockend, die rückständigsten Stämme der bewohnten Erde als lebende Zeugnisse des Urzustandes zu verwerten, und gewiß hat der Versuch seine Berechtigung. Aber wir dürfen dabei eins nicht vergessen: diese primitiven Völkchen wohnen nicht in den fruchtbarsten, für das menschliche Dasein geeignetsten Gebieten, deren sich vielmehr längst fortgeschrittenere Völker bemächtigt haben, sondern in den armseligsten Landstrichen, in die man sie hineingedrängt hat, oder die ihnen niemand neidet; den vorgeschichtlichen Bewohnern gesegneter Länder würden sie als armselige Bettler gegenüberstehen, auch wenn sie ihnen an geistiger Kultur im allgemeinen gleich wären. Und dabei sind auch unter diesen Primitivsten der Lebenden noch gewaltige wirtschaftliche Unterschiede zu beobachten, je nach den Nahrungsquellen, die sie vorwiegend ausbeuten.

Da es also vergeblich scheint, ein klares Bild des Urzustandes zu gewinnen, wird es richtiger sein, die Hauptformen der menschlichen Wirtschaft, wie wir sie gegenwärtig übersehen können, zu charakterisieren. Den ersten Schritt zur klaren Darstellung bildet immer eine übersichtliche Einteilung des Stoffes; aber auch diese ist nicht so leicht, wie sie dem scheint, der sich der herkömmlichen Sonderung in Jäger, Nomaden und Ackerbauer erinnert. Karl Bücher hat treffend darauf hingewiesen, daß „die als typisch geltenden Beispiele von Jäger-, Fischer- und Nomadenvölkern sich nur unter ganz besonderen geographischen und klimatischen Verhältnissen finden, die eine andere Art des Nahrungserwerbes kaum zulassen". In der Steppe, die keinen Ackerbau duldet, kann freilich nur der Jäger oder der Viehzüchter gedeihen, im Polargebiet nur der Jäger, auf den Küsten Feuerlands der Fischer, aber doch wird jeder von diesen das geringe Maß pflanzlicher Nahrung, das ihm erreichbar ist, emsig ausnutzen, und wo ein Gebiet mannigfache Nahrungsquellen erschließt, verliert sich bei aller Kulturarmut sofort die Einseitigkeit der Wirtschaft. So behält zwar die alte Einteilung immer einen gewissen Wert, aber zur Gruppierung der Menschheit im großen eignet sie sich schlecht.

Das Wort „Kultur" selbst zeigt uns einen besseren Weg der Sonderung; bezeichnet es doch im Grunde jene umsichtige Ausnutzung der Natur, die sich im Anbau nährender Gewächse und in der Zucht der Haustiere offenbart, aber noch kein Gemeingut der heutigen Menschheit ist. So zerfallen denn die menschlichen Bewohner der Erde ohne Schwierigkeit in zwei große

wirtschaftliche Gruppen, deren eine alle die umfaßt, die ausschließlich die freiwilligen, durch bloßes Aneignen zu erlangenden Gaben der Natur benutzen, während der anderen alle mit Feldbau oder Viehzucht vertrauten Völker angehören. Von der gewerblichen Stoffumwandlung, die dem Nahrungserwerb gegenüber ohnehin zurücktritt, sowie von Handel und Verkehr muß dabei abgesehen werden, da kein Volk derartiger Kenntnisse und Beziehungen ganz entbehrt.

Die Sonderung in aneignende und kultivierende Völker ist nicht ganz scharf, aber doch ausreichend; dabei ist zu berücksichtigen, daß sich die ursprüngliche Wirtschaftsform des Aneignens auf höheren Stufen nicht verliert, sondern daß sie nur zurücktritt, aber in Resten erhalten bleibt. Bei den wirtschaftlich tiefstehenden Insulanern der Nikobaren ist der Fischfang eine Hauptquelle der Ernährung, die dazu nötigen Werkzeuge (vgl. die untenstehenden Abbildungen) sind ihnen unentbehrlich; aber auch der Angler, der am Sonntagabend ein paar Gründlinge aus der Spree herausfischt, treibt in diesen Stunden mitten im großstädtischen Leben Aneignungswirtschaft primitivster Art.



Fischspeere von den Nikobaren. Nach Svoboda.

Die Möglichkeiten der Einteilung sind mit dem Gesagten noch nicht erschöpft. Ein anderer mächtiger Spalt durchzieht in ganz anderer Richtung, die wirtschaftlichen Schichtungen gewissermaßen quer durchsetzend, die Menschheit, bald breit auseinanderklaffend, bald sich zur unbedeutenden Trennungslinie verschmälernd; es ist der Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Wirtschaft. Er tritt am klarsten und ursprünglichsten darin hervor, daß der Mann die tierische, die Frau die pflanzliche Nahrung beschafft, nicht aus besonderer Vorliebe des einen oder des anderen, sondern weil die Jagd mit größerer Anstrengung verbunden ist und mehr Mut erfordert als das Sammeln von Pflanzenstoffen. Deshalb ist auch diese Grenze nicht scharf gezogen; die Frau wird es niemals verschmähen, kleine Tiere, Gewürm oder Muscheln, die ihr leicht zugänglich sind, zugleich mit den Pflanzenstoffen zusammenzutragen, und der Mann wird gewiß einen Fruchtbaum, den er auf seinen Jagdstreifereien findet, nicht ungeplündert lassen. Allmählich entwickeln sich indessen festere Formen der Wirtschaft daraus und treten mit gesellschaftlichen Zuständen in Beziehung. Die Männer, gruppenweise vereinigt, monopolisieren die Jagd und ihre Erträgnisse, die Frauen dagegen wissen durch Erfahrungen und Erfindungen ihre Nahrungsquellen zu erweitern und ihre Küche schmackhafter zu machen, so daß sie auch dem Mann anlockend erscheint, der nun seinerseits gern seine Jagdbeute der Frau übergibt und dafür ihr Mahl teilt. So wird eine Vereinigung der beiden Wirtschaftsformen angebahnt, und während die Feuerstellen im Männerhause veröden, sammeln sich um das häusliche Feuer der Frauen die Sippen und endlich die Familien, deren feste Grundlage die Ehe zwischen Mann und Frau ist.

Natürlich kann eine solche schematische Darstellung nur ganz im allgemeinen den Verlauf andeuten, und es wäre vollends übertrieben, der wirtschaftlichen Lage kurzweg die Entstehung der Ehe zuzuschreiben; dagegen spricht schon die Entwickelung bei den Polarvölkern, die keine weibliche Sonderwirtschaft mit vorwiegender Pflanzenkost, wohl aber die Ehe kennen.

Unter den Völkern mit aneignender Wirtschaft muß je nach der Art und dem Nahrungsreichtum der Wohngebiete ein bedeutender Unterschied herrschen; von Art und Fülle der

Nahrung aber hängen wieder zum guten Teile die Kraft und innere Festigkeit des Volkes und selbst sein gesellschaftlicher Aufbau ab. Eine gleichmäßige, harmonische Ausnutzung der wichtigsten Nahrungsquellen findet sich nirgends, und nicht selten beruht die Wirtschaft fast ausschließlich entweder auf der Jagd gewisser Tiere, auf Fischfang oder Muschelsammeln, oder auf einer Fülle bestimmter wild wachsender Pflanzen. Als kurzsichtigere, enger an das Naturleben geknüpfte Daseinsform hängt die aneignende Wirtschaft viel stärker vom Wechsel der Jahreszeiten ab: auf Monate reichlichen Jagd- oder Fischereiertrages folgen andere, wo minderwertige Pflanzenstoffe, Gewürm und dergleichen das Leben mühsam bis zu Zeiten neuer Völlerei hinfristen müssen; namentlich das Ausgraben eßbarer Wurzeln (s. die untenstehende Abbildung) muß oft über die Tage des Mangels hinweghelfen. So spiegelt sich in dem ungleichmäßigen, zwischen Extremen schwankenden Charakter des primitiven Menschen, wie er an anderer Stelle geschildert worden ist, seine Wirtschaft wider, und beide bedingen einander.

Auch in anderem Sinn ist die Kultur eines Volkes an die Ernährung geknüpft. Die beständige Beschäftigung mit der Zurichtung der Nahrungsmittel, namentlich der erjagten Tiere, führt dahin, daß man auch den Nutzen der Abfälle, also der Häute, Knochen und Sehnen, bei Pflanzen der zähen Fasern, der Schalen, der Blätter, Dornen und Kerne allmählich kennen lernt und diese Dinge zu Schmuck und Gerät umformt. Es wird also durch die Nahrung der ganze Kulturbesitz beeinflußt und in seinem Stoffe wie in seinem Stil in eine bestimmte Richtung gewiesen.



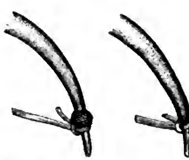
Wurzeln grabende Aino. Japanische Zeichnung. Nach D. Mac Ritchie.

Als erste Vertreter der rein primitiven aneignenden Wirtschaftsweise mögen zwei afrikanische Volksgruppen erwähnt sein, die beide den kleinwüchsigen, hellfarbigen Bewohnern des Erdteils, den sogenannten Zwergvölkern, zugehören und offenbar anthropologisch eng verwandt sind, aber unter sehr verschiedenen örtlichen Bedingungen leben; es sind das die zwerghaften Waldstämme Innerafrikas und die in den Steppen Südafrikas hausenden Buschmänner. Von einer Urwirtschaft ist wohl auch bei ihnen nicht mehr die Rede, aber sie sind Typen vollkommener Anpassung einer gleichen Rasse an zwei durchaus verschiedene Wohngebiete, und in ihrer Kultur zählen sie unbedingt zu den am meisten zurückgebliebenen Völkern der Erde. Es ist bemerkenswert, daß gerade ihre niedere Kulturstufe sie einander ähnlicher macht, als man erwarten sollte.

Vom Wirtschaftsleben der Waldpygmäen sagt Stuhlmann: „Die Kulturstufe der afrikanischen Pygmäen ist die der nomadisierenden Jäger. Nirgends haben sie feste Ansiedelungen, nirgends treiben sie Ackerbau, sondern gehen, von einem Orte zum anderen ziehend, dem Wilde nach. An günstigen Plätzen etablieren sie sich wochen-, bisweilen monatelang, verlassen diese aber, sobald das Wild in der Umgegend spärlich wird. Der Ertrag ihrer Jagd bildet ihren hauptsächlichsten Lebensunterhalt. Da sie aber bei ausschließlicher Fleischnahrung nicht existieren können, so sind sie gezwungen, Früchte oder Pilze im Walde zu sammeln.“ Da haben wir gleich einen Hauptcharakterzug der niederen aneignenden Wirtschaft, ihren unsteten Charakter, der sich aus der Sparsamkeit der Nahrungsquellen erklärt; auch die kleinste Gruppe der hierhergehörigen Völker muß, um leben zu können, ein großes Gebiet ausbeuten, da sie zu beständigem Umherwandern gezwungen ist, von Seßhaftigkeit also keine Rede sein kann. Natürlich haben diese Wanderungen meist ihre bestimmten Grenzen und werden mehr ein rhythmisches Hin- und Herschwingen im Stammesgebiete sein.

Stuhlmann gebraucht für die Pygmäen den Ausdruck „nomadisierende Jäger“, der aber nicht glücklich gewählt ist; den Ausdruck „Nomaden“ spart man besser für die wandernden Viehzüchter auf, denen er ja auch ursprünglich zukommt, und die in ihrer ganzen Wirtschaftsweise nichts mit den afrikanischen Zwergen zu thun haben. Besser nennt man sie „Sammler“, wie Eduard Hahn will, oder „unstete Völker“. Auch die Wendung, daß die Zwerge „gezwungen“ sind, Pflanzennahrung zu sammeln, kann leicht zu Mißverständnissen führen; es handelt sich einfach um die überall vorhandene Doppelwirtschaft, die nur in den Polargebieten sich ganz zu Ungunsten der Pflanzenkost verschiebt. Die Jagd wird von den Zwergen mit Pfeil und Bogen (s. die untenstehende Abbildung), aber auch mit verschiedenen Arten von Schlingen und Fallen betrieben; das einzige Haustier ist der Hund. Trotz aller Armseligkeit ihres Daseins sind die Zwergvölker doch in ihrem Kulturbesitz vielfach von ihren gesitteteren Nachbarn beeinflußt und leben meist in einem symbiotischen Verhältnis mit ihnen, auf das noch zurückzukommen ist.

Ist es vorwiegend die Tierarmut des innerafrikanischen Urwaldes, die alle Pygmäenstämme zum unsteten Umherwandern zwingt, so wird in der südafrikanischen Steppe neben der aneignenden Wirtschaftsweise vor allem der Wassermangel zur Ursache der Unseßhaftigkeit. Der Wildreichtum war wenigstens früher bedeutend, die Menge der Nutzpflanzen gering; so erklärt sich das Vorwiegen der Fleischkost. „Wie fast alles Nasse“, schreibt Fritsch, „was nicht geradezu Gift ist, für die Buschmänner trinkbar erscheint, so betrachten sie alles, was irgendwelchen Nahrungswert enthält, als genießbar. Besonders aus dem Tierreich verschmähen die Kinder der Wüste nicht leicht etwas, was die Zähne bewältigen können: haben sie kein größeres Wild, so helfen sie sich durch das Verzehren von Eidechsen, Schlangen, Heuschrecken und Termiten, welche letzteren besonders geschätzt sind; auch macht es ihnen wenig Unterschied, ob etwas halb verfault ist, wenn es in ihren Mund gelangt: sie behandeln ihre Geschmacksnerven mit souveräner Verachtung ... Meist rösten die Buschmänner nur das Fleisch oberflächlich und verschlingen es kaum halbgar; auch das Ausnehmen der Tiere und das Reinigen der Gedärme gilt als eine überflüssige Arbeit.“ Naturgemäß sind die Fähigkeiten der Jagd am glänzendsten ausgebildet; mit ihren vergifteten Pfeilen, mit Schlingen und Fallen wissen die Buschmänner dem Wilde beizukommen. Das Vorwiegen der Jagd bringt es mit sich, daß die weibliche Sonderwirtschaft nicht sehr merklich entwickelt ist; immerhin fällt dem Weibe das Beschaffen des Wassers, des Brennholzes und der spärlichen Pflanzenkost vorwiegend zu, und der Beutel, den es beständig mit sich herumträgt, charakterisiert es als Sammlerin.



Besehnung der mittelafrikanischen Waldbogen. Nach Stuhlmann.

Wollen wir deutlichere Beispiele primitiver Doppelwirtschaft kennen lernen, so müssen wir uns einem anderen Gebiete zuwenden, dem australischen Festlande. Die Untersuchung der dortigen Zustände ist deshalb von so hohem Werte für die vergleichende Wirtschaftskunde, weil hier ein großes Land, das trotz seiner allgemeinen Dürftigkeit doch sehr verschieden ausgestattete Gebiete einschließt, vor dem Eintreffen der Europäer von einer ziemlich gleichmäßigen, in der Kultur wenig differenzierten Bevölkerung bewohnt war. Die Australier sind eine vereinsamte, aber nicht, wie die Buschmänner, in den ödesten Strichen eines Landes festgebannte Rasse, und es gab Stämme unter ihnen, denen verhältnismäßig reiche Nahrungsquellen zu Gebote standen, namentlich solche pflanzlichen Ursprungs. Sofort tritt denn auch die wirtschaftliche Thätigkeit der Frau entschieden in den Vordergrund.

„Bei den Australnegern“, sagt Lumholtz, der die Bewohner Nordqueenslands im Auge hat, „sind es die Frauen, die wesentlich für den täglichen Bedarf an Nahrungsmitteln zu sorgen haben, und sie unternehmen oft lange Ausflüge zu diesem Zweck. Im ganzen ist die Stellung der Frau, wie bei allen wilden Völkern, eine sehr untergeordnete. Sie muß alle grobe Arbeit verrichten, mit ihrem Korb und Stock ausgehen, um Früchte zu sammeln, Wurzeln auszugraben und Larven aus den Bäumen zu hauen. Früchte findet sie teils auf dem Felde, teils in den Bäumen, welche sie erklettert, wenn auch mit weniger Fertigkeit als die Männer. Der erwähnte Stock, das einzige Gerät des Weibes, ist ihr auf ihren Expeditionen unentbehrlich, er ist von hartem, festem Holz, 1½—2 m lang und am Ende zugespitzt. Sogar zu den Festen und zum Tanze nimmt die verheiratete Frau ihren Stock mit sich als Zeichen ihrer Würde als Familienversorgerin. Oft muß sie auch tagelang ihr kleines Kind auf den Schultern umhertragen und legt es nur weg, wenn sie graben oder klettern muß. Kommt sie dann nach Hause, so hat sie meistens viel mit der Zubereitung der gesammelten Schätze und dem Auswässern der giftigen Früchte zu thun ... Der Beitrag des Mannes fürs Haus besteht gewöhnlich in Honig, manchmal auch in Eiern, Wild, Eidechsen u. s. w. Animalische Speise behält er am liebsten für sich selbst, und die Frau ist meistens auf Pflanzenkost angewiesen, die sie für sich und ihr Kind schafft. Der Mann treibt die Jagd mehr zum Vergnügen als zum Nutzen seiner Familie, um die er sich nicht viel bekümmert, da er gar keine Pflichten als Familienvater fühlt; er lebt nur für seine Bequemlichkeit, geht vormittags erst auf die Jagd, wenn das Gras nicht mehr naß vom Tau ist, und kommt oft mit leeren Händen ins Lager zurück, nachdem er das Erlegte auf der Stelle verzehrt hat.“ Ergänzend mag hinzugefügt sein, daß manche Männer berühmt und geehrt sind wegen ihrer Fertigkeit, Menschenfleisch zu verschaffen; es ist das ein Zug, der sich weder bei den Buschmännern noch, so viel sich erkennen läßt, bei den Pygmäen findet.

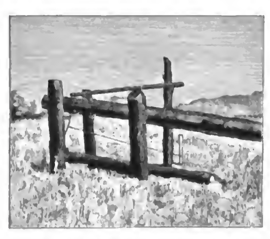
Das Wirtschaftsleben der Australier richtet sich nach den Jahreszeiten, wie das besonders Bulmer bei den Bewohnern Victorias beobachtet hat. Im Frühling und Sommer lebten die Schwarzen von Gippsland in der Hauptsache von Vegetabilien; zur Frühlingszeit gab es außerdem viel wildes Geflügel, im Sommer aber wanderten die Horden an die Flußmündungen und Seen, um Fische und besonders Aale zu fangen, die sich um diese Zeit massenhaft an gewissen Stellen einfanden. Zur Abwechselung wurde gelegentlich eine Jagd auf Wallabys veranstaltet. Im Winter, wo man solidere Hütten errichtete und größere Jagdzüge unternahm, überwog die Fleischnahrung; der Herbst endlich, wo die Menge reifer Früchte das Dasein besonders leicht gestalten mochte, war die Zeit der gegenseitigen Besuche, der Tänze und Feste. Jedenfalls war auch bei den Bewohnern der begünstigtsten Landstriche von wirklicher Seßhaftigkeit keine Rede.

Dieser Unstetigkeit des Daseins huldigen alle Vertreter der aneignenden Wirtschaft, wenn auch in sehr verschiedenem Grade; in gut ausgestatteten Gebieten beschränkt sie sich auf die Benutzung zweier Wohnplätze, die gewöhnlich als Sommer- und Winterdorf unterschieden werden, oder es werden von einer dauernden Siedelung aus kleine, nur auf kurze Zeit errichtete Wohnstätten nach den Jagd- oder Fischgründen vorgeschoben. Zweifellos ist das unstete Dasein das größte Hindernis des Kulturfortschrittes, mag er aus eigener Kraft oder durch fremden Einfluß erfolgen; der im Lauf unzähliger Generationen befestigte Hang zum Umherschweifen wird ein unzerstörbares Merkmal des Charakters. „Die Gewohnheit, beständig ihren Wohnplatz zu wechseln“, sagt Wilhelmi von den Australiern, „ist so groß, daß sie nicht davon lassen können, selbst wenn sie an Orten verweilen, wo sie alle ihre Bedürfnisse reichlich befriedigen

könnten. Eine gewisse Sehnsucht, den oder jenen Ort wiederzusehen, für den sie besonders eingenommen sind, erfaßt sie, und weder Versprechen oder Überredungen können sie jemals bewegen, ihr zu widerstehen; nur mit der Zeit und gradweise scheint dieses Gefühl nachzulassen."

Der unstete Charakter ist also ein Ergebnis der aneignenden Wirtschaft auf dürftigem Boden, und zwar eins, das geeignet scheint, auch große Änderungen der äußeren Verhältnisse lange Zeit zu überdauern. Damit aber gewinnen wir den Schlüssel zum Verständnis einer ganzen Anzahl rätselhafter unsteter Völkchen, die man, da ihre bekanntesten Vertreter die Zigeuner sind, als **Zigeunervölker** bezeichnen darf.

Diese Völker sind nichts anderes als Anhänger der unsteten Sammelwirtschaft, die auch mitten unter den Vertretern höherer Kultur die Hauptzüge ihres Wesens und ihrer Daseinsart beibehalten haben. Es ist charakteristisch, daß sie sich meist in steppenhaften Gebieten oder in deren Nähe befinden, wie im Galla- und Somalilande, in Senegambien und im nordwestlichen Indien; freilich hat sie teilweise ihr ruheloses Wesen zu großen Wanderungen veranlaßt, wie denn ein Teil der indischen Zigeuner im späteren Mittelalter über Persien, Kleinasien und die Balkanhalbinsel nach Europa gelangt ist. Ihre ursprüngliche, einer höheren Entwickelung fast unfähige Wirtschaft, ihre Unstetigkeit und ihre Scheu vor fortdauernder, geregelter Arbeit bleibt auch dann ein Merkmal der zigeunerhaften Stämme, wenn sie sich genötigt sehen, durch kleine Künste, wie Wahrsagerei, Quacksalberei und Tierarzneikunst, durch Tanzen, Musizieren und Taschenspielerei, durch allerlei mißachtete Geschäfte, wie Abdeckerei und Kuppelei, endlich durch leichtere Gewerbe oder Handelsbetrieb ihre Nahrungsquellen zu ergänzen. Schon die zwerghaften Waldbewohner Innerafrikas leben meist mit den nigritischen Ackerbauern, die kultivierend in die Wildnis vordringen, in einer Art Lebensgemeinschaft, indem sie ihre Jagdbeute gegen Feldfrüchte eintauschen und gleichzeitig als nützliche Verbündete die Siedelungen bewachen.



Wildfalle der Menomini-Indianer, Nordamerika. Nach W. J. Hoffman. Vgl. Text, S. 237.

Unausrottbar, weil ebenfalls ihrer Wirtschaftsweise entspringend, ist freilich bei den meisten zigeunerhaften Völkern die **Neigung zum Diebstahl**, den sie nicht als Verbrechen aufzufassen vermögen; gewohnt, alles zu jagen und zu sammeln, was ihnen Genießbares in den Wurf kommt, halten sie auch Haustiere und Feldfrüchte für gute Beute. Nichts hat so sehr zur Ausrottung der Buschmänner in einem großen Teile Südafrikas beigetragen wie ihre unvertilgbare Gewohnheit, das Vieh der weißen Ansiedler als Jagdwild zu betrachten. Abgesehen indessen von dieser Gefahr, zeigen gerade die unsteten Pariastämme eine merkwürdige Zähigkeit, und während edlere Rassen aussterben, leben diese Sperlinge unter den Völkern behaglich inmitten einer Kultur, vor deren Gefahren sie die primitive Eigenart ihres Wesens schützt.

Den Vertretern der unsteten Sammelwirtschaft steht die Gruppe der Völker gegenüber, die ebenfalls nur die aneignende Wirtschaftsform kennen, aber in reicheren Gebieten wohnen und deshalb zur **halbseßhaften Lebensweise** neigen. Aus Völkern dieser Art sind wohl die höheren Kulturtypen hervorgegangen, während die Bewohner dürftiger Striche die Neigung zeigen, auf ihrer niederen Stufe zu beharren oder, falls sie erst in die unfruchtbaren Gebiete

gedrängt sind, ihre schon erworbene Kultur größtenteils wieder einzubüßen; deshalb sind die halbseßhaften „Sammler“ für die Erkenntnis der Kulturentwickelung bei weitem wichtiger als die unsteten Stämme. Bei den ersteren erscheinen auch bereits Sklaven als Arbeiter, die bei den letzteren, als überflüssig, vollkommen fehlen; ebenso wächst die Fürsorge für die Zukunft mit der Seßhaftigkeit.

Als Muster der höheren Sammelwirtschaft mögen die Bewohner der Nordwestküste Amerikas genannt sein. „Fische und Beeren“, sagt Niblack, „bilden das Lebenselement der Indianer dieser Gegend. Um die Sommerlager kann man jederzeit Streifen von Heilbutt oder Lachs im Rauche der Wohnhäuser aufgehängt oder auf Gestellen in der freien Luft trocknen sehen. Im Sommer ist ein Überfluß aller Arten von Nahrung vorhanden, aber die Indianer sind eifrig bemüht, Vorräte für den Winter anzulegen.“ Außer Fischfleisch wird auch Fischrogen für den Winter aufbewahrt. Von der Masse der Beeren, Wurzeln und Kräuter, die der Sommer bringt, wird ebenfalls ein Teil getrocknet; andere pflanzliche Nahrungsmittel sind Seegras, das, in Kuchenform gepreßt, sich lange genießbar erhält, und die innere Rinde gewisser Bäume. In der Jagd auf dem Lande sind die Nordwestamerikaner viel weniger geschickt als in der Fischerei, immerhin wissen sie Fallen zu stellen, und namentlich das Fleisch der Hirsche tritt unter den Nahrungsstoffen hervor und ist im Winter, wenn die Vorräte zu Ende gehen, sehr erwünscht. Die Meeressäugetiere, wie Robben, Seelöwen und Walfische, sind natürlich eine beliebte Beute. Auch hier sind die Männer Jäger und Fischer, die Frauen dagegen sammeln die Vegetabilien.

Es ist sehr bemerkenswert, daß der einzige Anbau von Kulturpflanzen, der sich bei einigen der nordwestamerikanischen Stämme fand, nicht einem Nahrungsgewächs galt, sondern einer dem Tabak ähnlichen *narkotischen Pflanze*, die nicht geraucht, sondern gekaut wurde. Auch das einzige Haustier, der Hund, war von geringem Nutzen für die Besitzer, zur Jagd wenig zu brauchen, ohne hervorragende Eigenschaften, aber doch sehr geschätzt. Das gestattet schon einen Blick auf die Art, wie die wirtschaftlichen Fortschritte entstehen. Mit der reinen Nützlichkeitstheorie ist da nicht weit zu kommen. Daß in der ganzen Lebensart der Nordwestamerikaner aber bereits die Disposition zu höheren Wirtschaftsformen lag, hat sich gezeigt, als durch Europäer die Kartoffel eingeführt und bald von den Eingeborenen massenhaft angebaut wurde.

Die Völker mit aneignender Wirtschaft leben, solange es sich irgend thun läßt, von gemischter Kost, schon einfach deshalb, weil sie nicht leicht etwas Genießbares verschmähen; im übrigen aber passen sie sich eng der Natur an, und ihre Ernährung wird immer dort einseitig, wo die Natur selbst nur eine einseitige Entwickelung begünstigt. Daraus erhellt im Grunde schon, daß es nur wenige primitive Stämme geben wird, die fast ausschließlich von *Pflanzenkost* leben, denn wo reichliche Pflanzennahrung vorhanden ist, fehlt es auch nicht an Tieren aller Art. Es sind in der Regel nur gewisse Jahreszeiten, in denen die Pflanzenkost vorwaltet, mag es nun die Reifezeit des wilden Reises sein, wie bei vielen Indianerstämmen Nordamerikas, oder der Beeren, wie bei den meisten Sibiriern, oder die anderer wilder Früchte. Bei den alten Bewohnern Europas dürften Eicheln und Bucheckern einen großen Teil der Winterkost gestellt haben.

Vorwiegend der Pflanzennahrung scheinen die nordafrikanischen Lotophagen, die Lotusesser, gehuldigt zu haben, von denen Herodot berichtet; noch heutigestages bilden Wurzeln und Früchte des Lotus einen wichtigen Teil der Nahrung bei den Anwohnern des oberen Nils, wie früher wohl bei den meisten Bewohnern Ägyptens und Indiens. Da es vorkommen kann, daß

Seen und Sümpfe reiche Lotusnahrung liefern, während im übrigen das Land arm an Pflanzen und folglich auch Tieren ist, so kann man sich die Lotophagen in der That als ein Volk mit fast rein vegetarischer Kost vorstellen.

Bei weitem zahlreicher sind die fast ganz auf Fleischnahrung angewiesenen Stämme, deren typischste Vertreter wir in den Polargebieten finden. Der Pflanzenwuchs des Landes ist dort so dürftig, daß allenfalls gewisse Tierarten, wie Renntier und Mufflon, davon leben können, der Mensch aber höchstens eine dürftige, mehr als Leckerei zu betrachtende Beisteuer zu seiner Küche aus ihm entnehmen kann. Vortrefflich gedeihen dagegen die großen Meersäugetiere in den Küstengewässern der Polargebiete, und so erscheint die Wirtschaft der Polarvölker, als deren beste Typen wir die Eskimo betrachten dürfen, auf die Jagd und Ausnutzung dieser Tiere begründet. Auch hier sind natürlich Unterschiede möglich; die Bewohner reicher Gebiete sind halbseßhaft und stehen an Kultur höher als andere, die der Mangel zum häufigen und unregelmäßigen Wechseln des Wohnortes zwingt.

Der Eskimo jagt das ganze Jahr Robben, nur die Jagdmethoden wechseln. Im Winter lauert er den Tieren an den Luftlöchern auf, die sie sich durch das Eis gestoßen haben, und lockt sie dabei wohl durch Kratzen mit einem besonderen Instrument heran (s. die nebenstehende Abbildung), im Sommer beschleicht er die auf dem Lande schlummernden Tiere oder jagt sie zu Wasser, indem er sein leichtes Fellboot besteigt. Im Sommer werden auch Landsäugetiere, besonders Renntiere und Moschusochsen, erlegt, die man bezeichnenderweise gern angreift, wenn sie ein Gewässer durchschwimmen, oder die man ins Wasser scheucht und dort tötet. Für den Fang von Wasservögeln sind sinnreiche Geräte vorhanden.

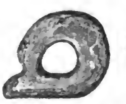
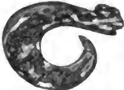
Vegetabilische Nahrung fehlt fast ganz; von den Eskimo bei Point Barrow erwähnt z. B. Murdock nur, daß Weidenknospen zuweilen gegessen werden. Die unappetitliche Sitte, den Inhalt des Magens und selbst der Gedärme des Renntiers zu verspeisen, läßt auf Neigung zur Pflanzenkost schließen. Von einer besonderen vegetarischen Küche der Frauen ist natürlich nicht die Rede, wohl aber ist die Arbeitsteilung in dem Sinne durchgeführt, daß dem Manne die Jagd obliegt, der Frau dagegen die Kochkunst und die Besorgung des Haushaltes.

Kratzer der Eskimo zum Anlocken der Seehunde. Nach J. Murdock.

Überblicken wir die verschiedenen Formen der aneignenden Wirtschaft, so sind wir wohl im stande, auch die älteren, vorgeschichtlichen Zustände Europas zu verstehen. Die Völker der Diluvialzeit, die in der Nähe des Eisrandes der ungeheuren Gletscher lebten, müssen in ihrer Wirtschaftsweise den heutigen Eskimo sehr verwandt gewesen sein, wie namentlich die Funde an der Schussenquelle in Württemberg beweisen. Die alten Bewohner dieser Gegend waren ein Jägervolk wie die Eskimo, nur daß sie vorwiegend Landsäugetiere erlegten, darunter an erster Stelle das Renntier, das ihnen zugleich die Grundstoffe ihres materiellen Kulturbesitzes lieferte. Unter einem milderen Himmel treten dann die pflanzlichen Nahrungsmittel hinzu, wie die Funde von Eicheln, Bucheckern, Schlehen und dergleichen beweisen. Die Wirtschaft primitiver Küstenvölker lernen wir dagegen aus den Abfallhaufen (Kjökkenmöddingern) kennen, wie sie sich am häufigsten in Dänemark finden. Diese Haufen, die die Nahrungsreste ganzer Generationen enthalten, bestehen in der Hauptsache aus den Schalen eßbarer Muscheln, ferner aus Fischgräten und Knochen von Wasservögeln, daneben aber auch aus Resten des Hirsches, Rehes, Wildschweines u. s. w.; man hat also alle Möglichkeiten der Nahrungsgewinnung benutzt. Auf Fischnahrung deuten übrigens auch die Funde von Angelhaken, die auch sonst in

vorgeschichtlichen Gräbern häufig zu finden sind (s. die untenstehende Abbildung). Pflanzenkost kann, wie wenigstens aus dem Fehlen deutlicher Spuren zu schließen ist, nur in geringer Menge verbraucht worden sein. Der Hund, von dem an der Schussenquelle keine Reste gefunden wurden, war bei dem dänischen Küstenvolke vorhanden, und sein Fleisch scheint eine beliebte Speise gewesen zu sein. Man kann wohl annehmen, daß der Hund das früheste Haustier des Menschen gewesen ist, und daß er zugleich das Charaktertier der Völker bildet, die auf der Stufe rein aneignender Wirtschaft stehen.

Auf den höheren Stufen dieser Wirtschaftsform ist bereits ein harmonischer gesellschaftlicher Zustand erreicht, der bei fortgeschritteneren Völkern gerade unter dem Einflusse der Kulturergebnisse wieder stark erschüttert wird, bis ein neuer Ausgleich der Interessen zu stande kommt: ein weitgehender Kommunismus in Bezug auf Nahrungsstoffe ist allen Vertretern der aneignenden Wirtschaft eigentümlich, verhindert das grelle Hervortreten sozialer Unterschiede und gibt dem Dasein eine verhältnismäßig sichere Grundlage. Besonders günstig aber ist die gerechte und sachgemäße Teilung der Arbeit zwischen den beiden Geschlechtern: dem Manne fällt die schwerere und gefahrvollere Aufgabe, Jagd und Fischfang, zu, dem Weibe das leichtere und seiner Natur besser entsprechende Einsammeln der Pflanzenkost und die Versorgung des Hauses. Unter dürftigen Verhältnissen, die die Verrohung des männlichen Charakters begünstigen, kann dennoch die Stellung des Weibes sehr gedrückt sein, wie vielfach in Australien. Im ganzen aber ist es geachteter als bei vielen Ackerbauern, wo es ganz zur Arbeitsmaschine und zur Ware wird, und es ist gewiß bemerkenswert, daß selbst bei den armseligen Buschmännern eine edlere Art der Liebeswerbung und des Liebeslebens herrscht als bei den Kaffern oder den nigritischen Ackerbauern Innerafrikas.

Angelhaken aus Muschelschale; der linke unvollendet. Grabfund aus Kalifornien. Nach W. H. Holmes.

Wie schlecht auch der Boden von den Vertretern der „Sammelwirtschaft" ausgenutzt wird, so ist er doch die Grundlage des Daseins und sein Besitz deshalb wertvoll. Daher kommt es, daß der Krieg, soweit er wirtschaftlichen Ursachen entspringt, gerade auf dieser niederen Stufe sich um den Besitz von Jagd- und Fischgründen zu entspinnen pflegt, während die Raubwirtschaft höher kultivierter Völker sich gleichzeitig auf den angesammelten Besitz richtet oder die Gewinnung politischer Übermacht anstrebt. Auch in diesem Sinne sind die Zustände bei aneignender Wirtschaft im ganzen leicht verständlich und vernünftig begründet. Fortschritte der geistigen und sittlichen Kultur sind übrigens unter günstigen äußeren Bedingungen wohl möglich, wie denn viele Stämme dieser Stufe aus eigener Kraft dem Kannibalismus ganz oder teilweise entsagt und beachtenswerte religiöse Systeme geschaffen haben. Handel und Gewerbe sind bedeutender Entwickelung fähig, wo es die Verhältnisse gestatten.

Aus dem eben Gesagten ergibt sich schon, daß man die Völker mit ausschließlich aneignender Wirtschaft zwar im großen und ganzen als die unterste Schicht der heutigen Menschheit bezeichnen darf, daß aber im einzelnen diese Anschauung nicht durchzuführen ist; es gibt Ackerbauer und Viehzüchter, die ihrer geistigen Kultur nach tief unter den besten Vertretern der Sammelwirtschaft stehen, und es ist außerdem sicher oft genug vorgekommen, daß ein Stamm von der schon erreichten Höhe ökonomischer Kultur wieder in die Schicht der primitiven Sammelvölker und unsteten Steppen- und Waldbewohner zurückgesunken ist.

Eine altherkömmliche Anschauung lehrt, daß aus dem Jägertum sich der Nomadismus, aus diesem der Ackerbau entwickelt habe, so daß sich ein regelmäßiges Aufsteigen von den niederen zu den höheren Formen beobachten ließe. Statt diese Ansicht ausführlich zu widerlegen, könnte man eher fragen, wie sie überhaupt zu entstehen vermochte, da sie doch mit allen Thatsachen der Völkerkunde in grellem Widerspruche steht. Zunächst ist ja der nomadische Viehzüchter der Vertreter einer Wirtschaftsform, die man sich ebensowenig in allen Gebieten der Erde denken kann wie den reichlichen Anbau von Nutzpflanzen; der wandernde Viehhirt mit seinen Herden nutzt vorwiegend die grasreiche Steppe aus, die der Ackerbauer notgedrungen meidet, der Ackersmann dagegen rodet mit Vorliebe den Wald, der der Viehzucht nicht günstig ist, und weicht vor allzu heißen und trockenen wie vor allzu kalten Landstrichen zurück. Es gibt freilich Gebiete, wo beide ihre Rechnung finden, aber diese umfassen doch nur einen beschränkten Teil der bewohnten Erde. Vor allem aber müßte ein Blick auf die Verhältnisse Amerikas die alte Anschauung sofort beseitigen. Vor Ankunft der Europäer fand sich dort nirgends Viehzucht in großem Stile, geschweige eigentlicher Nomadismus, wohl aber war der Anbau von Nutzpflanzen weit verbreitet, darunter bei Stämmen, die zweifellos von der aneignenden Wirtschaft unmittelbar zu ihm übergegangen waren. Also hier ist der Ackerbau unbedingt älter als die Viehzucht. Man könnte vielleicht weiter gehen und schließen, daß die Zucht von Haustieren überhaupt zunächst durch die größere Seßhaftigkeit bedingt worden sei', die der Ackerbau mit sich brachte, indem man erst dann an ein längeres Einhegen eingefangener Tiere denken konnte; indes mag die Erkenntnis genügen, daß an ein Hervorgehen des Ackerbaues aus dem Nomadismus nicht zu denken ist, daß man aber die Entscheidung, welche Wirtschaftsform die ältere ist, nur von Fall zu Fall prüfen kann und vorläufig am besten auf sich beruhen läßt.


Spaten der Haussa, Sudan. Nach Passarge. Vgl. Text, S. 243.

Die frühere Einteilung hatte allerdings den Vorzug einer wundervollen Einfachheit; in Wahrheit ist das Bild der Verhältnisse sehr mannigfaltig, und wenn auch die Grundlagen jener Gruppierung leicht verständlich sind, so ist doch infolge der Übergänge und Verschiebungen die Zahl der Gruppen außerordentlich groß. Da ist zuerst zu erwägen, daß die verschiedenen Formen der aneignenden Wirtschaft nicht verschwinden, sondern zunächst überwiegen und erst allmählich zurückgedrängt werden, ferner daß sie bald in Verbindung mit Ackerbau, bald mit Viehzucht und bald mit beiden zugleich auftreten können, und endlich, daß auch der Anbau von Nutzpflanzen und die Zucht von Tieren in sehr verschiedenen Verhältnissen nebeneinander hergehen können. Das Hervortreten von Gewerbe und Handel, das bei allen Gruppen möglich ist, gestaltet das Bild noch bunter und unübersichtlicher, und man kann dem gegenüber nur den Satz wiederholen: Jedes Volk hat seine eigene gemischte Wirtschaftsform. Die verschiedenen Gruppen einzeln zu betrachten, ist im Rahmen einer zusammenfassenden Darstellung nicht möglich, es muß vielmehr auch diesmal ein Hinweis auf die großen Züge genügen. Der Anbau von Pflanzen wird dabei in erster Linie zu berücksichtigen sein.

Vorher aber drängt sich noch eine Frage auf: Wem verdankt wohl die Menschheit den mächtigen Kulturfortschritt, der im Übergange vom Sammeln zum Anbau, von der aneignenden zur erzeugenden Wirtschaft liegt?

Es liegt nahe, an die zu denken, denen in der primitiven Zeit das Sammeln der pflanzlichen Nahrungsmittel oblag, an die Frauen, und die Vermutung wird fast zur Gewißheit,

wenn wir auch fernerhin die Weiber das Land bebauen und erst ganz allmählich den Mann beginnen sehen, sich ebenfalls dieser anfangs von ihm verachteten Thätigkeit zu widmen. Lippert ist wohl der Erste gewesen, der das klar erkannt hat. In neuerer Zeit ist Karl von den Steinen durch die Beobachtung der Schingu-Indianer zu den gleichen Ergebnissen gekommen; die Männer sind hier Fischer, daneben auch Jäger, die Frauen Ackerbauer. „Mann und Frau", schreibt von den Steinen, „repräsentieren beide einen Stand oder eine bestimmte Summe von Fachkenntnissen ... Die relative Seßhaftigkeit, die mit dem Fischerleben verbunden war, hatte sich erst zur dauernden befestigen können, als die Frauen gelernt hatten, zu pflanzen, Töpfe zu machen und Mehl zu bereiten. Obwohl der Feldbau am Schingu bereits zu achtungswerter Vervollkommnung gediehen war, ließ sich doch an kleinen Zügen erkennen, welchen Ursprung er wenigstens hier genommen hatte. Man pflanzte die in der Nachbarschaft vorkommenden nützlichen Gewächse an, jeder Stamm machte auf seinem eigenen Boden seine eigenen Erfahrungen, und durch die Frauen, die im Frieden oder im Kriege zu anderen Stämmen kamen, wurden sie verbreitet." Die letzte Bemerkung zeigt zugleich, wie der einmal erlangte Kulturfortschritt bald weitere Kreise zu ziehen vermag.

Über die Art, wie der Fortschritt zu stande kommen konnte, läßt sich natürlich nichts Bestimmtes sagen. Nur das eine wäre vielleicht zu bemerken, daß das schwierigste Problem in diesem Falle nicht dort liegen dürfte, wo man es zunächst suchen möchte, d. h. daß nicht die Erfindung des Anbaues selbst die Hauptsache war. Daß Pflanzen aus Samenkernen erwachsen, und daß es also möglich sein muß, auf diese Weise Nutzpflanzen in bequemer Nähe des Dorfes oder des Lagers zu ziehen, ist eine zu nahe liegende Beobachtung, als daß sie einem primitiven Stamm entgehen könnte, der Tag für Tag in der Wildnis umherschweift und keimende Samen wie junge Pflanzen in jedem Stadium des Wachstums zu sehen gewohnt ist. Von den Australiern erzählt wenigstens Grey, daß sie den Nutzpflanzen besondere Schonung widmeten, und selbst Anfänge eines wirklichen Anbaues werden berichtet. Das bei weitem Schwierigste ist die Selbsterziehung, die als Vorbedingung der neuen Wirtschaftsform zu betrachten ist — auch hier also eine geistige Grundlage anscheinend rein materieller Vorgänge. Bei den Versuchen wohlmeinender Europäer, primitiven Stämmen den Ackerbau beizubringen, hat sich immer gezeigt, daß die größten Feinde der neuen Kultur die damit Beglückten selbst waren. Entweder wanderten die Sämereien und Wurzeln statt auf den Acker kurzerhand in den Magen, oder wenn das Feld unter Anleitung Sachverständiger bestellt war, wurden die jungen Pflanzen halbreif abgerissen und verzehrt, aber nicht der mindeste Vorrat für den nächsten Anbau zurückgelegt. Wie soll nun gar die schwache Frau eines unkultivierten Stammes die wenigen Pflänzchen, die sie versuchsweise heranziehen will, vor der Eßlust der Männer und dem Übermut der Kinder schützen? Der Versuch mag tausendmal gemacht worden sein, ehe er dauernde Folgen hatte.

Hiebgerät der Walinga, Afrika, zum Abschlagen von Bananen und anderer Früchte. Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Vgl. Text, S. 243.

Man möchte fast glauben, daß auch in diesem Falle mystische Ideen, wie sie in den Tabugesetzen so wirksam hervortreten, herangezogen worden sind, die sich später, als sie überflüssig geworden waren, größtenteils wieder verloren. Noch heute ist auch bei uns ein tiefer Respekt vor dem Hauptnahrungsmittel, das der Ackerbau erzeugt, vor dem Brote, vorhanden, und bedenkliche Folgen bedrohen den, der es unwürdig behandelt oder mutwillig vergeudet. Vielleicht

waren die Toten, auf deren Grabstätten man Fruchtbäume pflanzte, die ersten Besitzer angebauter Nutzpflanzen, wie sie vielfach die ersten Bewohner steinerer Häuser gewesen sind. Ein anderes Schutzmittel war wohl der Gebrauch, die Pflanzungen weit entfernt von den Siedelungen, mitten im Wald, anzulegen, wie das heute noch viele Naturvölker zu thun pflegen.

Der Übergang von der rein aneignenden zur teilweise erzeugenden Wirtschaft wird überall dort, wo er sich ohne äußere Anregung innerhalb eines Volkes vollzieht, zunächst durchaus nicht den Charakter eines großen Ereignisses haben, sondern ganz allmählich und in kleinlichen Formen stattfinden. Von einer scharfen Grenze ist auch hier keine Rede. Noch etwas anderes trägt dazu bei, die eigentlichen sozialen Wirkungen der erzeugenden Wirtschaft, die Seßhaftigkeit und das Privatrecht auf Grund und Boden, sich nur langsam entwickeln zu lassen.



Hacke aus Tibet. Museum für Völkerkunde in Berlin. Vgl. Text, S. 243.

Der Anbau von Pflanzen ist zunächst der reine Raubbau; auf neugerodetem, durch Feuer geklärtem und mit Pflanzenasche gedüngtem Grunde gedeihen die Nutzgewächse ein paar Jahre vortrefflich, dann aber ist der Boden ausgesogen, und neue Rodungen werden nötig. Auf unergiebigem Boden kann das zu einem Wechsel des Wohnortes führen, der sich zwar nur in größeren Perioden wiederholt, dem Dasein indessen noch immer einen unsteten Charakter gibt. Aber auch wo die Siedelung an ihrer Stelle bleibt, ist es doch für ihr Gedeihen notwendig, daß der größte Teil des Stammesgebietes Wildnis ist oder nach kurzer Benutzung der einzelnen Teile immer wieder zur Wildnis wird. Dies unkultivierte Land ist natürlich Gemeingut; den Einzelnen hindert zwar nichts, durch Rodung sich ein Feldstück zu schaffen, das vorübergehend sein Eigentum wird, aber auf die Dauer kann er es, da der Boden bald genug erschöpft ist, dem Gemeinbesitz nicht entziehen. Wird so auf der einen Seite die Entstehung des privaten Landbesitzes gehindert, so bleibt anderseits dank der großen Fläche unkultivierter Wildnis die Jagd- und Sammelwirtschaft eine wichtige, ja zuweilen die überwiegende Quelle der Volksernährung.

Das sind Verhältnisse, wie sie noch im frühen Mittelalter in Deutschland vorherrschten; noch jetzt besitzen zahlreiche Gemeinden Waldungen als Rest der alten „Allmend“. In den russischen Landgemeinden ist der Landkommunismus, der mit intensiver Ausnutzung des Bodens unverträglich ist, noch heute vorhanden. Freilich gibt es auch Naturvölker, bei denen aller Landbesitz bereits unter die einzelnen Familien aufgeteilt ist, wie vielfach im südlichen Neuguinea; es sind das Beispiele jener vereinzelten Entwickelungsextreme, die ein allgemeingültiges Bild so schwer gewinnen lassen.

Ein weiterer Fortschritt ist dadurch möglich, daß die Erschöpfung des Bodens verhindert wird. In diesem Sinn erscheint mir die Einführung der Düngung und des Fruchtwechsels viel wichtiger als die Verbesserung der Geräte des Feldbaues (s. die Abbildungen,

S. 240, 241 und 244), die neuerdings wohl zu sehr als Hauptmerkmal höherer Kultur betrachtet worden ist. Düngung in größerem Maßstab ist wieder nur möglich, wenn zum Anbau von Nutzpflanzen die Viehzucht hinzukommt. Da dann auch, sobald Zugtiere vorhanden sind, an die Stelle der Hacke (s. die Abbildung, S. 242) beim Landbau der Pflug tritt, der eine gründlichere und ausgedehntere Ausnutzung des Bodens gestattet, so ergibt sich für die höhere Bodenkultur eine ganze Reihe von eng zusammengehörigen Merkmalen, und infolgedessen ist auch eine große Anzahl von Bezeichnungen möglich. Wenn Eduard Hahn die niedere Form als Hackbau, die höhere als Ackerbau bezeichnet, so hält er sich freilich an ein mehr äußerliches Kennzeichen; aber man kann sich, falls man nur die übrigen Merkmale nicht außer acht läßt, mit diesen Ausdrücken wohl befreunden.

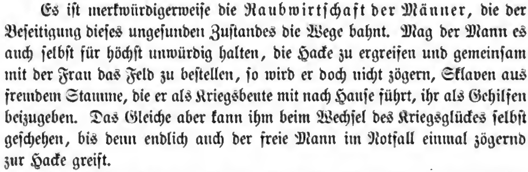
Der Hackbau, der in seinen ältesten Formen mehr der Erzeugung von Knollenfrüchten als von Getreide zu dienen scheint, ist, wie gesagt, von den Frauen erfunden und bleibt lange Zeit ihr Monopol, während der Mann seinerseits an der aneignenden Wirtschaft festhält. Die Folgen dieses Verhältnisses sind sehr verschieden, bald günstig für die soziale Stellung der Frau, bald — und zwar viel häufiger — sehr ungünstig. Am besten scheint sie zu fahren, wenn der Ertrag der Männerwirtschaft bedeutend genug ist, um gleichwertig neben dem des Hackbaues zu stehen; es bildet sich dann eine wirkliche Doppelwirtschaft heraus, die in Verbindung mit dem mutterrechtlichen Sippenwesen eine sehr selbständige Stellung der Frau ermöglicht. Der Mann liefert dann seine Jagdbeute an die Frau ab und empfängt von ihr die zubereitete gemischte Kost, von der sie natürlich selbst ihren Anteil beanspruchen darf, er wohnt als Gast in ihrer Hütte, während die unverheirateten Männer im Junggesellenhaus ihr Wesen treiben. Wir finden deshalb auch so oft, daß jede Frau eines Stammes ihr besonderes Haus hat, das sie als Mittelpunkt einer eigenen kleinen Wirtschaft bewohnt, gleichgültig, ob ihr Mann neben ihr noch andere Weiber besitzt. So kann es kommen, daß der Mann als bloßes Anhängsel erscheint oder wenigstens keinen Teil am Vermögen der Frau hat, wie bei den Sakalaven auf Madagaskar. „Unter Sakalava-Eheleuten", sagt Nilsen-Lund, „herrscht getrennte Vermögensverwaltung im strengsten Sinne des Wortes. Alles, was eine Frau etwa früher an Sklaven, Vieh oder anderen Vermögensstücken besaß, verbleibt ihr auch nach ihrer Verheiratung, und sie pflegt genau darauf zu achten, daß sich das Ihrige nicht verringere ... Der Mann seinerseits hat die Verpflichtung, den Unterhalt seiner Ehehälfte zu bestreiten und ab und zu eine Portion Schimpfreden einzustecken, wenn er ihren Forderungen nicht immer gerecht wird." Auch Schweinfurth mußte beim Einkauf ethnographischer Gegenstände von den Monbuttu alle Augenblicke die Bemerkung hören: „Frage meine Frau, der gehört es!" Bei den Bewohnern Uguhas sind nach Hutley sogar alle Haushaltungsgegenstände doppelt vorhanden, für die Männer und für die Frauen.

Diese für die Frauen vorteilhafte Entwickelung ist im ganzen die Ausnahme. Der Anbau von Nutzpflanzen vermehrt die Nahrungsquellen, aber er wirkt zerstörend auf die aneignende Wirtschaft, indem er die Wildnis lichtet, die Jagdbeute mindert und gleichzeitig eine Volksvermehrung begünstigt, die die Menge des vorhandenen Wildes zur Zahl der Jäger in ein immer größeres Mißverhältnis setzt. Vielfach wird das Wild bis auf ärmliche Reste ausgerottet und die Wirtschaft der Männer dadurch vernichtet. Wären die Männer die Schwächeren, so würde das verhängnisvolle Folgen für sie selbst haben, in Wahrheit aber ergibt sich das Gegenteil: die ganze Last der Wirtschaft fällt nunmehr auf die Frauen, und während die Männer sich vergnügen oder höchstens leichte gewerbliche Arbeiten treiben und überflüssige Kriege führen,

sinken die Weiber auf die Stufe von Arbeitstieren und Sklavinnen hinab. Das schwächere Geschlecht, dessen Hauptaufgabe die Sorge für die Fortpflanzung und Erhaltung der Rasse sein sollte, erliegt unter dem Druck übermäßiger und allzu schwerer Arbeit. Vielleicht erinnerten sich die Saponi-Indianer an den Ursprung der ganzen Entwickelung, wenn sie behaupteten, die Arbeit sei durch eine Sünde der Frauen in die Welt gekommen und bleibe ihnen deshalb mit Recht allein überlassen.



Rechen aus Usandaui, Ostafrika. Nach Werther. Vgl. Text, S. 243.



Es ist merkwürdigerweise die Raubwirtschaft der Männer, die der Beseitigung dieses ungesunden Zustandes die Wege bahnt. Mag der Mann es auch selbst für höchst unwürdig halten, die Hacke zu ergreifen und gemeinsam mit der Frau das Feld zu bestellen, so wird er doch nicht zögern, Sklaven aus fremdem Stamme, die er als Kriegsbeute mit nach Hause führt, ihr als Gehilfen beizugeben. Das Gleiche aber kann ihm beim Wechsel des Kriegsglückes selbst geschehen, bis denn endlich auch der freie Mann im Notfall einmal zögernd zur Hacke greift.

So vollzieht sich ein Umschwung, der endlich dahin führt, daß alle schwere Feldarbeit dem Manne zufällt und die Frau sich wieder vorwiegend der Hauswirtschaft und Kindererziehung widmet. Mit der Umbildung des Hackbaues zum Ackerbau haben übrigens diese Vorgänge wenigstens unmittelbar nichts zu thun; Sklaven- und Männerarbeit ist auch bei Anhängern des Hackbaues anzutreffen, während allerdings die Einführung der Viehzucht und des Pfluges der schweren Frauenarbeit dauernd ein Ende macht. Stellenweise mögen noch andere Ursachen den Umschwung begünstigen. Überall haben z. B. die Männer eine starke Neigung für Narkotika und sonstige Genußmittel, wie Tabak, Betel, Kolanüsse und dergleichen, die fast alle dem Pflanzenreich entstammen und natürlich ebensogut durch geregelten Anbau gewonnen werden können wie Nährpflanzen. Diese Art des Anbaues nun scheinen die Männer vielfach selbst von Anfang an nach dem Vorbild der Weiber ausgeführt zu haben, da sie es offenbar nicht für richtig erachteten, daß die Frauen sich mit diesen hochgeschätzten, ja stellenweise heiligen Pflanzen irgendwie beschäftigten.

Das bisher Gesagte mag durch einige Beispiele erläutert werden, aus denen die Art und Weise primitiven Anbaues zu ersehen ist. Ein Bild der Periode, in der die Jagdwirtschaft der Männer noch gleichberechtigt neben dem Hackbau der Frau steht, gibt Im Thurn von den Indianern Guayanas. „Jagen“, sagt er, „ist die wichtigste Beschäftigung im Leben eines indianischen Mannes. Bei der sehr einfachen Lebensart, der diese Leute huldigen, darf man die Nahrungsmittel als das Wichtigste bezeichnen, für das sie sich anzustrengen haben. Was sie an Kleidung und Obdach brauchen, ist sehr leicht beschafft; nur für Nahrung muß unaufhörlich gesorgt werden. Die Frauen, denen die Männer dabei nur sehr wenig helfen, gewinnen einen Teil davon, indem sie gewisse Pflanzen anbauen, besonders Kassawa, und die Männer tragen das Ihrige durch die Jagd bei. So wichtig ist letztere für sie, daß sich der Rang eines Indianers in seinem Dorfe nach seiner Jagdgeschicklichkeit richtet.“ Der Anbau selbst findet in der primitivsten Form statt. „Man kann die Stellen, wo die Indianer ihre Pflanzungen anlegen, nur in Ermangelung eines besseren Wortes als Felder bezeichnen. Wer zum erstenmal ein Feld der Indianer inmitten der Wildnis sieht, möchte es eher für einen früher

bebauten Platz halten, auf dem wieder die wilden Pflanzen ungestört wuchern. Die Kassawa- und anderen Pflanzen verlieren sich unter dem Buschwerk, das um den Stock der gefällten Bäume aufschießt, die ihrerseits mit ihren Stämmen und Ästen daliegen, wohin sie in dem dürren Gebüsche gefallen sind ... Oft ist es fast unmöglich, bei alledem den engen Fußpfad zu erkennen, der durch das Feld läuft, indem er sich zwischen gefallenen Bäumen und Kassawapflanzen hindurchwindet." Die Männer sind es, die den Wald durch Feuer lichten, alle übrige Arbeit fällt den Frauen zu; es mag hierbei daran erinnert sein, daß das Niederbrennen des Waldes zu Jagdzwecken ein herkömmlicher Brauch der Männer ist, der also hier einfach einem neuen Zwecke dienstbar gemacht wird.



Ornament (Mehl stampfende Weiber u. s. w.) von einer Bambusbüchse der Wanyinbo, Ostafrika. Nach v. Luschan. Vgl. Text, S. 244.

Über die Arbeitslast, die bei den ostafrikanischen Negern auf der Frau ruht, spricht sich J. Macdonald zusammenfassend aus. „In einem afrikanischen Dorfe wird die Arbeit hauptsächlich von den Frauen verrichtet; sie hacken das Feld, säen den Samen aus und bringen die Ernte ein. Ihnen fällt außerdem alle Arbeit beim Hausbau, Kornmahlen, Bierbrauen, Kochen und Waschen zu, überhaupt fast alle Sorge für die materiellen Interessen der Gemeinde. Die Männer hüten das Vieh, jagen, führen Krieg und, merkwürdig genug, vollführen alle Näharbeit an ihren Kleidern und denen ihrer Frauen."

Bei den Papua an der Geelvinkbai im westlichen Neuguinea beteiligen sich die Männer schon lebhafter an der Feldarbeit, deren äußerst primitive Art van Hasselt schildert. „Will ein Papua", schreibt er, „eine Plantage anlegen, so sucht er sich ein Stück Land aus, das ihm dazu geeignet zu sein scheint; die darauf stehenden Bäume werden gefällt, die stärksten Stämme und Äste werden verbrannt, die Baumstümpfe und Wurzeln läßt man dagegen ruhig im Boden stecken. Es bedarf nun nur noch einer starken Umfriedigung, und das Bestellen kann beginnen. Während die Männer vorausgehen und mit zugespitzten Stöcken Löcher in den Grund, in gleichem Abstande voneinander, bohren, werfen die hinterdrein folgenden Frauen das Saatgut hinein, drücken die Erde wieder an, und damit ist das Bestellen der Plantage erledigt. Ist die Aussaat aufgegangen, so wird die Pflanzung von Unkraut gereinigt und gegen die Angriffe der Vögel und Wildschweine bewacht, bis schließlich die reife Frucht geschnitten werden kann. Manchmal wird noch eine zweite Ernte, meist die eine oder die andere Erdfrucht, aus der Plantage erzielt; aber dann ist der Boden auch ausgesogen, die Pflanzung verwandelt sich wieder in Waldland und ein anderer Fleck wird als Plantage hergerichtet. Von Umgraben und Düngen ist natürlich keine Rede; die abgefallenen Blätter und Zweige bilden die Humusschicht, welche die Aussaat aufnimmt, und es ist zu bewundern, wie viel bei einer so primitiven Behandlung des Bodens noch geerntet wird."

Im Grunde ist das Verbrennen der Stämme und Äste schon ein Anfang zur Bodenverbesserung. Auch in anderer Beziehung werden Fortschritte gemacht, so durch Fruchtwechsel, künstliche Bewässerung und Terrassenbau; letzteren findet man namentlich in den Gebieten der Reiskultur. Die Landwirtschaft der Japaner hat sich sogar ohne nennenswerte Viehzucht auf

eine bedeutende Höhe gehoben, indem man die pflanzlichen Dungmittel aufs beste auszunutzen lernte und sogar die Gründüngung, die in Europa erst in neuerer Zeit angenommen worden ist, mit Verständnis zu verwenden wußte.

In wie mühseliger Weise man in Polynesien hier und da den unergiebigen Boden zum Anbau vorbereiten mußte, zeigen die Mitteilungen Parkinsons über Ontong Java. „Sehr umständlich", schreibt er, „ist der Anbau einer Taro-Art. Soll eine Pflanzstätte hergerichtet werden, so wird im Inneren der Insel der Korallenboden aufgebrochen, in der Regel bis zu einer Tiefe von 4 m. Die Länge einer solchen Grube schwankt zwischen 20 und 30 m bei 10—15 m Breite. Das ausgebrochene Material wird ringsum aufgeschüttet und der Boden dadurch um etwa 1 m erhöht. Auf dem Boden der Grube erzeugt man nun durch hineingeworfene Kokosblättter und andere vegetabilische Abfälle mit der Zeit eine Humusschicht, welche von Jahr zu Jahr durch neu hinzukommendes Material bereichert wird. Diese Humusschicht, mit Sand vermischt, bildet das Feld für die Taropflanze, welche nur faustgroße Knollen bildet." Da ist ein Übermaß von Arbeit und Geduld an ein recht kleines Ergebnis verwendet. Es ist wohl verständlich, daß der Ackerbau im großen sich zuerst in den begünstigten Gebieten entwickeln mußte, wo die Natur selbst die Düngung des Landes übernimmt, wie an den Ufern des Nils oder des Euphrat.


Getreideklopfer aus Ostafrika. Nach Kollmann.

Die Raubwirtschaft der primitiven Landbebauer wird durch die neuen Bedingungen stark beeinflußt. Es gibt jetzt im Kriege nicht nur zu morden und zu brennen, es gibt auch Wertvolles zu rauben; zunächst die Menschen selbst, und vor allem die Frauen, die ein lebendiges Kapital darstellen, dann die Erntevorräte und endlich allerlei andere Besitztümer, die von den seßhaft gewordenen Stämmen in den Hütten aufgehäuft werden. Im ganzen nimmt aber die Neigung, Kriege vom Zaune zu brechen, mit der wachsenden Bodenkultur ab, da der mögliche Verlust immer größer ist als der mögliche Gewinn. Der Boden selbst wird ja jetzt höher geschätzt und kann ganz oder teilweise dem Sieger als Beute zufallen. Es lohnt sich nun auch, ganze Völker zu unterdrücken und zur produktiven Arbeit im Dienst des Herrschervolkes zu zwingen, aber es sind in der Regel nicht andere Ackerbauer, die dieses Joch auflegen, sondern Hirtenvölker. In den Ackerbauern gewinnen die Tugenden des Weibes, Sparsamkeit, Fleiß, Geduld, das Übergewicht und bestimmen allmählich den Charakter des Volkes, in den Hirten dagegen bilden sich die Eigenschaften des Mannes, Thatkraft, Verwegenheit und Herrscherwille, aufs entschiedenste aus; denn wenn die Frau den Landbau erfunden hat, so ist der Mann der Bändiger der Tierwelt, und die ersten Hirten sind Männer, wie die ersten Bauern Weiber gewesen sind.

Der Weg, auf dem die Zucht der Haustiere sich zu dem entwickelt hat, was sie heute bei den Kulturvölkern ist, war zweifellos schwieriger und launenhafter als der andere, auf dem das Weib zur Pflanzenkultur gelangte. Wenn Theorien genügten, so ließe sich freilich die Sache leicht erklären: die jagenden Männer werden zu Zeiten, wo großer Wildüberfluß vorhanden war, auf den Gedanken gekommen sein, nicht alles Wild zu töten, sondern einen Teil des Jagdgrundes einzuhegen und dort eine Anzahl der Tiere zu verwahren, bis Fleischmangel eintrat. Das wäre also eine Art verbesserter Konservierungsmethode. Mit der Zeit erkannte man dann, welche Tiergattungen sich am besten zur Einsperrung eigneten, man sah, wie die Tiere im Gehege sich vermehrten und die Jungen sich bereits an ihre Lage gewöhnten, so daß es genügte, sie einfach zu bewachen, und so gelangte man endlich dazu, Viehherden zu

züchten und auf diese Weise mittelbar die pflanzlichen Nahrungsstoffe auszunutzen, die für den Menschen ungenießbar sind.

Es läßt sich wohl annehmen, daß die Entwickelung teilweise wirklich so verlaufen ist; aber zum mindesten hat sie ihre Vorspiele gehabt, die sich noch heute bei primitiven Völkern beobachten lassen. Auch bei der Zucht der Haustiere macht sich das alte Gesetz geltend, daß der Mensch nicht zunächst nach dem Nützlichen, sondern nach dem Angenehmen strebt: weit früher als die Nutztiere hat man andere gezähmt, die nichts weiter als eine Art Spielzeug waren oder höchstens eine gewisse mystische Bedeutung hatten (s. die untenstehende Abbildung), und auch die brauchbaren Eigenschaften und Gaben der Nutztiere selbst sind erst nach und nach erkannt worden. Der Gedanke, daß die „nützlichen" Tiere zunächst nur deshalb zu Gefährten des Menschen geworden sind, weil ihr Charakter sie dazu befähigte, und daß man erst nachher daran gedacht hat, von ihnen praktischen Nutzen zu ziehen, drängt sich also von selbst auf und hat in vielen Fällen gewiß seine Berechtigung. Alles über einen Kamm zu scheren, empfiehlt sich indessen nicht, da die Zähmung jeder einzelnen Tierart ein Problem für sich ist und wenigstens in späterer Zeit, nachdem eine Anzahl von Haustieren bekannt war, eine zweckbewußte Züchtung neuer Tiergattungen sehr nahe lag.



Aino mit zahmen Eulen als Haustieren. Japanische Zeichnung. Nach D. Mac Ritchie.

Diese Fragen mögen hier, wo es sich um die wirtschaftliche Seite der Viehzucht handelt, einstweilen zurückgestellt sein. Wie wenig indessen auch bei eigentlichen Hirtenvölkern an eine rein zweckmäßige und gründliche Ausnutzung des Viehstandes zu denken ist, wird sich an einzelnen Beispielen zeigen, die zugleich als Proben primitiver Viehwirtschaft gelten dürfen.

Immer gewinnt die Neigung die Oberhand, die Tiere, namentlich die Rinder, nicht als Nutztiere zu schätzen, sondern als Wertbesitz, den man nur ungern und im äußersten Notfall vermindert. Wie sich bei den arischen Indern der alten Zeit alles Thun und Denken, aller Kampf und alle Freude um den Besitz von Kühen drehte, so noch heute bei zahlreichen Naturvölkern. So kommt es, daß sich aus dem Herdenbesitz oft nicht eine Vorliebe für Fleischkost, sondern ein Vorwiegen der Milchwirtschaft entwickelt, zugleich aber auch eine fast freundschaftliche Stellung zu den Tieren, die nicht ohne Folge für den Charakter bleibt. Alten Jägervölkern sind derartige Regungen fremd; bei den Indianern Nordamerikas herrscht vielfach der Gebrauch, daß sie das von der Regierung ihnen gelieferte Vieh nicht zur Zucht verwenden oder doch einfach schlachten, sondern jagen, wobei es an abstoßenden Szenen nicht fehlt.

Die **Milchgewinnung** ist keineswegs eine selbstverständliche Beigabe der Viehzucht, sondern ein mühsam errungenes Kulturergebnis, das in jeder Beziehung lückenhaft verbreitet ist. Die gesamte ostasiatische Kulturwelt kennt die Milchwirtschaft überhaupt nicht, weder Chinese noch Japaner, die doch beide die Rinder als Zugtiere verwenden, verwerten die Milch dieser Tiere. In Hochasien ist die Pferdemilch ein Hauptnahrungsmittel, während in Europa das Melken der Stuten nicht üblich ist. Die Dinka wiederum im oberen Nilgebiete besitzen gewaltige Rinderherden, deren Milch sie benutzen, aber die Milch der Ziegen, die ebenfalls massenhaft vorhanden

sind, wird von ihnen verschmäht. Auch ist ein reicher Ertrag der Milchwirtschaft nur dort zu erwarten, wo durch beständiges Melken der Tiere eine Neigung zu stärkerer Milcherzeugung hervorgerufen wird, und schon diese Thatsache läßt erkennen, wie wenig selbstverständlich und einfach die ganze Entwickelung dieser Wirtschaftsform gewesen sein muß. Auch die weitere Ausnutzung der Milch ist nicht allgemein bekannt; neben den zahlreichen Hirtenvölkern, die Butter bereiten (s. die Abbildung, S. 249), gibt es manche, die von dieser Verwendung der Milch nichts wissen, und die Kenntnis der Käsemacherei ist noch weniger verbreitet.

Dafür werden stellenweise wieder die Herdentiere in einer Weise nutzbar gemacht, die den europäischen Kulturvölkern fremd ist; in Afrika ist das Blut, das man lebenden Rindern von Zeit zu Zeit abzapft, eine beliebte Speise; mit dem Urin der Kühe reinigt man Gefäße, den Kot braucht man als Bindemittel beim Hüttenbau, und wenn wir nur gewohnt sind, das Rind vor dem Wagen zu sehen, ist es in Südafrika und anderwärts ein so beliebtes Reittier, daß selbst die deutsche Schutztruppe in Südwestafrika Reitochsen in Dienst gestellt hat. Auch als Lasttier muß das Rind hier und da dienen, z. B. bei den Kaffern. Nichts spricht wohl so sehr für das Launenhafte und Zufällige, das den Untergrund aller scheinbar so zweckbewußten Wirtschaft bildet, als der Umstand, daß nirgends auf der Erde, auch bei den höchststehenden Kulturvölkern nicht, die Kräfte und Eigenschaften eines so lange schon gezähmten Tieres, wie es das Rind ist, vollkommen ausgenutzt werden.

Viehwirtschaft als ausschließliche Quelle der Ernährung kommt wohl nirgends vor; immer sind mit ihr wenigstens gewisse Formen der aneignenden Wirtschaft verbunden, am häufigsten aber der Feldbau, der dann natürlich in der Hauptsache den Frauen obliegt. Daß die Männer die Viehzucht ins Leben gerufen haben, zeigt sich schon an der Eifersucht, mit der sie die Weiber von allen damit verbundenen Verrichtungen fernhalten, bis dann allmählich die Vernunft siegt und eine gerechtere Arbeitsteilung den Männern die schwierigsten Arbeiten des Ackerbaues, den Frauen die leichteren der Viehzucht, wie das Melken, Tränken u.s.w., zuweist. In Afrika ist noch heute vielfach die Viehzucht ein streng gehütetes Monopol der Männer; die Arier haben dagegen früh diese Stufe überschritten, wie das uralte Wort Tochter (duhitar, die Melkerin) beweist.

Beispiele der tiefen Wirkung, die die Rinderzucht auf *Lebens- und Anschauungsweise* eines Volkes ausübt, mögen in älterer Zeit viele arische und semitische Stämme geboten haben; gegenwärtig zeigt Afrika die ausgeprägtesten Typen. „Rindviehzucht“, sagt Kropf von den Xosakaffern, „ist der Kaffern größte Leidenschaft und Gottesdienst und ein Haupthindernis für eine bessere Landwirtschaft. Sie weiden ihre Augen an dem Vieh mit so großer Lust, daß ihre Phantasie sich Tag und Nacht damit beschäftigt. Sie besingen und loben dessen Eigenschaften, vergleichen es mit den höchsten Ideen von vernünftigen Menschen und noch höheren Kräften. Sie meinen, daß zwischen ihnen und ihrem Vieh eine besondere Sympathie nicht bloß auf Erden, sondern auch nach dem Tode stattfinde. Das Brüllen und Schreien desselben, seine Kampfeslust und Stärke, sein Siegen oder Unterliegen im Kampfe sind ihnen gute und böse Anzeichen. Ochs, Bulle und Kuh sind Ehrentitel für starke, freigebige Leute geworden. Der Bulle war früher nur Eigentum des Häuptlings und versinnbildet dessen Macht und Stärke; Reichtum, Glück und Freigebigkeit stellt die Kuh dar. Jeder Stamm hat einen Stammesochsen, nach dem er auch, um ihn zu ehren, genannt wird; ebenso hat jeder vornehme Mann einen solchen Ochsen, dem er allerhand Ehrentitel gibt, der im Kriege geschont wird und nicht getötet werden darf, sondern wieder ausgeliefert werden muß. Die Krankheit und der Tod eines geliebten Ochsen veranlassen oft Klage und Geschrei, wie solches bei einem kranken oder gestorbenen

Menschen laut wird ... Und wie beim Tod eines Menschen, so verlassen die Kaffern oft den Platz, wo der geliebte große Ochse verendet ist. Um Vieh zu bekommen, thut der Kaffer alles. Hat er keins, so läuft er sich monatelang müde und matt, um es sich bei den Reicheren zu erbetteln, oder sucht es zu stehlen."

All diesem Überschwang gegenüber ist zu bemerken, daß der größte Teil der Nahrung der Kaffern nicht von den Herden stammt, sondern durch den Ackerbau aufgebracht wird, daß also der wirtschaftliche Nutzen des Viehes sehr im Gegensatze zu der ihm gezollten Verehrung steht. Immerhin entschließt sich doch der Kaffer noch zuweilen, eines der Rinder zu schlachten; aber es gibt afrikanische Hirtenstämme, die selbst das nicht übers Herz bringen und ihre Leidenschaft für Rinderbesitz in noch groteskerer Weise äußern als die Kaffern. „Alles Dichten und Trachten der Dinka", schreibt Schweinfurth, „dreht sich um Rinderbesitz und Rindererwerb; ja diesen Tieren wird in gewisser Hinsicht ein förmlicher Kultus gewidmet, und alles, was vom Rind kommt, gilt für rein und edel; der Mist, zu Asche gebrannt, um darauf zu schlafen oder um sich weiß anzutünchen, der Harn als Waschwasser und zum Ersatz für das in allen diesen Teilen Afrikas den Negern fehlende Kochsalz sind ihre täglichen Bedürfnisse. Nie wird ein Rind geschlachtet, kranke pflegt man mit Sorgfalt in eigens dazu errichteten großen Hütten; nur die gefallenen und verunglückten Tiere werden verspeist. ... Unbeschreiblich ist der Gram und das tiefe Leid, welches derjenige empfindet, den der Tod oder hartherzige Fremdlinge seiner Rinder beraubten. In solcher Lage ist der Dinka bereit, den Wiederbesitz des Verlorenen mit den schwersten Opfern zu erkaufen; denn die Kühe sind ihm teurer als Weib und Kind. Das gefallene Rind wird indes nicht nutzlos vergraben, dazu ist der Neger nicht sentimental genug; von den Unbeteiligten wird ein solcher Fall als freudiges Ereignis begrüßt, und die Nachbarn veranstalten einen Schmaus, der epochemachend in das einförmige Leben der Dinka eingreift, aber nur die Nachbarn; der Betroffene selbst ist durch den Verlust zu sehr erschüttert, um es über das Herz bringen zu können, Hand anzulegen an die teuere Hülle des Verschiedenen. Nicht selten gewahrt man solche Leute schweigsam und verstört in ihrem Gram viele Tage zubringen; solches Unglück scheint ihnen kaum ertragbar."



Buttergefäß der Wassindja, Ostafrika. Nach Kollmann. Vgl. Text, S. 248.

Die Toda in Indien endlich verdienen in dieser Reihe den Preis, denn sie leben nur von der Milch ihrer Kühe, essen niemals Fleisch und halten einige besonders schöne Rinder als heilige Tiere in besonderen Gehegen. Das sind Charakterzüge, die allen Hirtenvölkern anhaften, obgleich selten in so übertriebenem Maße; auch von den Mongolen versichert Prschewalsky, daß ihre ganze Aufmerksamkeit dem Wohl der Herden gewidmet ist, während ihr eigenes und das ihrer Familie zurückstehen muß.

Durch die Viehzucht wird die Ausnutzung von Gebieten ermöglicht, die für den Ackerbau ungeeignet sind, und insofern erfüllen auch die Hirtenvölker eine große Aufgabe in der Kultur der Menschheit. Die höchste Entwickelung aber bleibt den Nomaden versagt, da sie notwendig unstet sein müssen und an eine unbegrenzte Aufhäufung von Kulturbesitztümern nicht denken können, und da ferner ihre Lebensweise wohl zu kriegerischen Thaten, nicht aber zur Arbeit schult. Charakteristischerweise ist ihnen denn auch die Raubwirtschaft die willkommenste Nebenbeschäftigung, die sie zu einem großartigen Ferment des Völkerlebens macht; beständig herrscht unter den Hirten selbst Krieg und Raub, denn als Beute winken unwiderstehlich die Herden des Nachbarstammes, aber mehr als einmal hat auch der Ansturm arabischer, türkischer

und mongolischer Nomadenhorden die Kulturen Westasiens und Europas, Indiens und Chinas bis in ihre Wurzel erschüttert.

Ein weiterer Charakterzug der Hirtenvölker ist es, daß der Ackerbau, der oft nebenbei von den Frauen und teilweise vielleicht auch schon von den Männern betrieben wird, meist in gar keiner Beziehung zur Viehzucht steht. Der Kaffer denkt nicht daran, die Kraft seiner Ochsen für den Landbau nutzbar zu machen, und während er durch Aschedüngung seinem Acker Fruchtbarkeit zu geben sucht, läßt er die Unmassen von Rinderkot, die sich in den Viehkralen ansammeln, nutzlos verrotten. Erst die Erfindung des Pfluges und die Benutzung der tierischen Dungstoffe schafft jene **harmonische Wirtschaftsform**, die den höheren Kulturen der Alten Welt zu Grunde liegt und uns deshalb leicht als das allein mögliche Ideal erscheint. Jedenfalls ist sie sehr alt. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie in jenem Gebiet entstanden ist, wo turanischer Hackbau und semitische Viehwirtschaft zusammentrafen, im babylonischen Tiefland, und vielleicht hat Eduard Hahn nicht Unrecht, wenn er bei der Zucht und Verwendung des Rindes allerlei mystische Vorstellungen wirksam glaubt; derartige Gedanken schlechthin abweisen kann nur der naive Kulturmensch, der gutgläubig immer das einfach Nützliche an den Anfang aller Dinge setzt, weil ihm selber das richtig und natürlich scheint.

Die gemischte Wirtschaftsform, die Ackerbau und Viehzucht vereinigt, darf um deswillen als die wichtigste Grundlage unserer Kultur gelten, weil sie zuerst die **vollständige Seßhaftigkeit** ermöglicht. Fortan nährt ein bestimmtes Stück Boden dauernd seinen Besitzer und dessen Nachkommen, die Wildnis ist nicht mehr ein notwendiger Teil des Gemeinde- oder Stammbesitzes, und dieser Besitz selbst wird nun unter die einzelnen Familien aufgeteilt; damit wird die Familie statt der Sippe die Einheit, aus der sich jedes Volk zusammensetzt. Und doch werden die alten Verhältnisse nicht völlig zerstört, nur daß an die Stelle der Sippe jetzt die Gemeinde tritt; ein Teil des alten Kommunalbesitzes bleibt in der Regel gemeinsames Eigentum, dient als Viehweide und liefert das nötige Brennholz und die Streu, ja bietet mit seinen Beeren, Pilzen und oft auch dem Jagdwild noch den Ärmeren Gelegenheit, einen Rest der alten Sammelwirtschaft weiter zu treiben. Notwendige Bedingung der neuen Kulturform ist dieser Gemeindebesitz allerdings nicht, da es nunmehr möglich ist, alles zur Wirtschaft Nötige — Feld, Wiese und Wald — in kleinen Stücken jedem Einzelnen zuzuteilen.

Leider ist gerade das Gemeindeland vielfach die Ursache wirtschaftlichen Unheils gewesen. In der Zeit des Feudalismus erhielten die Dörfer in vielen Staaten Europas auf die eine oder die andere Weise ihre „Herren", die als Grundbesitzer ihren Anteil am Gemeinbesitz forderten, allmählich aber die Anschauung geltend zu machen wußten, daß ihnen als den natürlichen Vertretern und Beherrschern der Gemeinde dieses noch ungeteilte Land von Rechts wegen gehöre. Mit brutaler Entschiedenheit ist dieser Gedanke vor allem in England in die That umgesetzt worden; das Gemeindeland wurde von den Lords eingezäunt und meist in Schafweide verwandelt, dadurch aber den Bauern die Viehwirtschaft unmöglich gemacht. Ohne Vieh war wieder das Land der Bauern nicht in ertragsfähigem Zustande zu erhalten: die einst so zufriedenen und kräftigen Landleute, die noch zu Cromwells Zeit die Schlachten des Parlaments entschieden hatten, obwohl schon damals ihre Zahl arg gelichtet war, verarmten völlig, und England wurde erfüllt von jener Unmasse von Bettlern und Vagabunden, denen man nichts entgegenzustellen hatte als drakonische Armengesetze. In Deutschland ist besonders der mecklenburgische Adel diesem traurigen Beispiele gefolgt, und in der That kann Mecklenburg mit seinem feudalen Großgrundbesitz, seinen armseligen ländlichen Tagelöhnern und seiner übermäßigen Auswanderung

als Beispiel einer rückschreitenden Entwickelung dienen, die ein gut Teil alten Kulturgewinnes zum besten einiger Weniger rücksichtslos vernichtet hat. Anderwärts hat die übermäßige Teilung des ländlichen Grundbesitzes, die mit der Zunahme der Bevölkerung erfolgte, den Ertrag der bäuerlichen Wirtschaft unter das notwendige Maß hinabgedrückt; in diesem Falle hilft man sich durch anderweitige Verwertung der Arbeitskraft, durch Hausindustrie, Handel oder durch zeitweilige Auswanderung einzelner Familienmitglieder nach Gegenden mit lohnender Arbeit.

Der mit der Viehzucht verbundene Ackerbau mit Hilfe des Pfluges ist nicht die intensivste Form der Landwirtschaft; die äußerste Ausnutzung des Bodens wird durch den Gartenbau, also eigentlich den aufs höchste entwickelten Hackbau, erreicht, wie er z. B. in vielen Teilen Chinas üblich ist. Der Viehstand hat hier keine Bedeutung, seine Ernährung würde zu viel fruchtbaren Boden beanspruchen; es sind hier die Stoffwechselprodukte des Menschen selbst im Verein mit allen sonstigen Abfällen, die zur Düngung des Landes dienen, und so ist es eben die ungeheure Menschenzahl Chinas, die den Gartenbau auf einem seit Jahrtausenden ausgesogenen Boden ermöglicht und bedingt. Hier ist die größtmögliche Harmonie in Verbrauch und Ersatz, das Äußerste an Sparsamkeit erreicht. Einen Fortschritt darüber hinaus hat die europäische Kultur nur durch die wissenschaftliche Untersuchung der Pflanzennährstoffe, die zur Einführung mineralischer Dungmittel führte, zu erzielen vermocht; die außerordentlich dichte Bevölkerung Europas verdankt neben dem Weltverkehr, der den Überschuß landwirtschaftlicher Produkte den vorwiegend gewerbtreibenden Gebieten zuführt, ihre Ernährung dem intensiven Ackerbau, der aus teilweise weit entfernten Bergwerken die Stoffe bezieht, mit denen er den erschöpften Boden neu befruchtet, oder der die alten Guanolager tropischer Küsten ausbeutet. Das Vorbild zur Benutzung dieser Lager hat übrigens der Landbau der alten Peruaner gegeben, die bereits den Guano ihrer Küstengebiete als Dünger verwendeten und daneben auch die Abfälle der massenhaft gefangenen Fische benutzten, während sie den Kot ihrer Haustiere, der Lamas, in der Hauptsache nur als Brennstoff geschätzt zu haben scheinen.

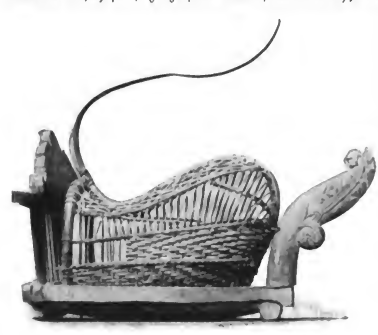
---

3. Kulturpflanzen und Haustiere.

Wie ein gejagtes Wild, das mit Kraft und List sich seinen Verfolgern zu entziehen strebt, mag in düsteren Augenblicken die Menschheit dem erscheinen, der ihre Not und ihren Jammer überblickt, und die ganze Kulturarbeit mag sich ihm darstellen wie ein Wechselspiel von Kampf, Kriegslist und Flucht. Aber dies tragische Bild zeigt nur einen Teil der Wahrheit. Wo müßte die Not als Lehrmeisterin mit härteren und grausameren Zügen erscheinen als in der Wirtschaft, die das nächste, beständig drängende Bedürfnis des Lebens zu befriedigen unternimmt? Aber wir sehen mit Erstaunen, wie es oft ein müssiges Spiel ist, das zu nützlichen Entdeckungen leitet, wie überschüssige Kräfte nicht der produktiven Arbeit, sondern der Verschönerung des Daseins gewidmet und erst allmählich in den Dienst des bewußten Fortschrittes gestellt werden. Da erscheint der Menschengeist vielmehr als eine Kraft, die in freier Willkür die Gaben und Mächte der Natur in ihren Bann zieht, mit ihnen spielt, sie umformt und endlich sie nutzen lernt. Auch dieses Bild ist freilich einseitig, aber es ist die notwendige Ergänzung jenes anderen, das nur die dunkle Seite des Daseins zeigt.

Die Pflanzen und Tiere, die der Mensch um sich sammelt und nach seinem Willen beeinflußt, vermehrt, erhält und erzieht, scheinen auf den ersten Blick dem Gebiet rein wirtschaftlicher

Kultur zuzugehören; ihre Zucht erfolgt scheinbar nur aus praktischen Beweggründen, ihr Wert wird nach dem Nutzen abgeschätzt. Ein Blick auf ein Beet blühender Blumen oder auf einen jener Käfige, in denen irgend ein zutraulicher bunter Vogel seine Weisen trillert, ist freilich geeignet, vor allzu raschen Schlüssen zu warnen, indes scheinen diese Ausnahmen nur zu jenen Spielereien zu gehören, wie sie sich die höhere Kultur im Gefühl ihre Herrschermacht gestattet; wer Nutztiere und -Pflanzen zu züchten gelernt hat, der wird seine Kunst in müßigen Stunden auch rein des Vergnügens halber einmal üben wollen. In der That scheint auch die höhere Kultur die eigentliche Ursache dieser wirtschaftlich nutzlosen Zuchtversuche zu sein: indem die Menschheit durch zweckbewußte Thätigkeit die Natur um sich her verändert und entstellt, vermag sie doch nicht so rasch die uralte Freude am Grün des Waldes und dem lustigen Treiben des Wildes in sich selbst zu zerstören und strebt danach, wenigstens eine Spur des Vermißten neu zu schaffen. Etwas von diesem Gefühl lebt sicher in dem Großstädter, wenn er vor seinem Fenster, das auf den öden, brunnenartigen Hof einer Mietskaserne hinausschaut, ein paar kümmerliche Pflanzen züchtet und einen Bauer mit einem Kanarienvogel aufhängt.



Vogelbauer der Battak, Sumatra. Bremer Museum.

Allein wenn wir versuchen, die Grenze der Kultur festzustellen, mit der diese Spielereien beginnen, dann müssen wir tiefer und tiefer hinabsteigen, ohne sie jemals zu finden. Das gilt vor allem von der Zähmung der Tiere: es gibt zahlreiche Völker mit aneignender Wirtschaft, die keine Nutztiere züchten, wohl aber es lieben, allerlei zahmes Getier in oder bei ihren Wohnstätten zu haben und es zu pflegen, ohne wesentlichen Nutzen von ihm zu ziehen (s. die obenstehende Abbildung). Was die Pflanzen anlangt, so gehört die Zucht von Ziersträuchern und Blumen bei kulturarmen Völkern freilich zu den Ausnahmen, dafür aber drängt sich eine andere Pflanzengruppe in den Vordergrund, deren wirtschaftlicher Nutzen zum mindesten sehr fragwürdig ist: es sind die Gewächse, die narkotische oder berauschende Stoffe liefern. Der außerordentlichen Bedeutung des Tabaks, des Kaffees, Thees, Kakaos, des Weines und des Opiums (s. die Abbildung, S. 253) für den Handel der europäischen und asiatischen Kulturvölker entspricht die Wichtigkeit der Betelnuß (s. die Abbildung, S. 254) im malayo-polynesischen Gebiete, der Kolanuß im Sudan, der Kawa in Polynesien und des Tabaks bei den meisten Naturvölkern. Es wird auf die Erzeugung dieser Genußmittel ein Maß von Arbeit verwendet, wie man es für den Anbau wirklicher Nutzgewächse oft nicht in gleicher Weise übrig hat, und die rein vernünftigen wirtschaftlichen Erwägungen haben weder bei der Erzeugung noch beim Verbrauch das entscheidende Wort.

Immerhin gehört der Anbau von Pflanzen entschieden und von Anfang an in der Hauptsache dem Gebiet der Wirtschaft an, wohl besonders deshalb, weil der Mensch nicht so früh und so leicht in ein gemütliches Verhältnis zu den Pflanzen tritt wie zu den Tieren, die ästhetische

Freude an der Pflanze aber erst ein Ergebnis höherer Entwickelung zu sein pflegt; ist es doch bezeichnend, daß in der Kunst der Naturvölker pflanzliche Formen weit seltener auftreten als Menschen- und Tiergestalten. Was der primitive Mensch also von Gewächsen zu pflegen beginnt, muß ihm wenigstens in irgend einem Sinne nützlich sein und brauchbare Produkte liefern, seien es nun Nahrungs- und Genußmittel oder Stoffe, die gewerblichen Zwecken dienen können. Religiös-mystische Beziehungen werden für den Anfang selten in Betracht kommen, wenigstens nicht unmittelbar.

Der Übergang von der einfachen Ausnutzung der Pflanzen zum regelrechten Anbau geschieht natürlich nicht plötzlich und kann in den einzelnen Fällen auf den verschiedensten Stufen stehen bleiben. Der einfachen Schonung der fruchttragenden Gewächse und zufälligen Aussaat durch weggeworfene Samenkerne folgt die bewußte Anpflanzung auf geeignetem Boden; ein weiterer Fortschritt ist es schon, wenn dieser Boden vorbereitet wird, ein abermaliger dann, wenn auch nach der Auspflanzung durch Ausjäten des Unkrautes, Behäufeln, Begießen, Beschneiden u. s. w. das Gedeihen der Pflanze befördert wird, bis man denn endlich lernt, mit Absicht auf die Veredelung der Gewächse hinzuarbeiten. Im Grunde läuft alles darauf hinaus, der Pflanze den Kampf ums Dasein zu erleichtern und ihr die denkbar günstigsten Bedingungen des Gedeihens zu schaffen, und auf diese Weise wird es möglich, das natürliche Verbreitungsgebiet der Kulturgewächse außerordentlich zu erweitern. Eine wild wachsende Pflanze muß im stande sein, je nach ihrer Heimat die Kälte des Winters oder die Dürre des Sommers zu ertragen, und sie muß diesen Bedingungen genügend angepaßt sein, um im Wettbewerb mit den auf gleichem Boden wachsenden Pflanzen nicht zu erliegen; sie muß ferner ihren Samen massenhaft ausstreuen, um die Fortdauer ihrer Gattung zu ermöglichen: die Kulturpflanze ist an diese gegebenen Bedingungen nicht mehr gebunden und vermag auch in Ländern zu gedeihen, die der wild wachsenden Schwester verschlossen sind. Die Samen oder Knollen, die im Winter erfrieren würden, werden erst nach dem Ende der Frostperiode der Erde anvertraut, die heimischen Unkräuter, die den Fremdling gern ersticken möchten, erliegen der säubernden Hacke, über den dürren Boden wird Wasser geleitet, das magere Land durch Düngung ergiebig gemacht. Es sind vor allem die kühleren Zonen, die jetzt auch Gewächse wärmerer Breiten hervorzubringen vermögen, und darin liegt ein Teil jener Vorzüge, die den Hauptsitz menschlicher Kultur in die gemäßigten Länder verlegen.

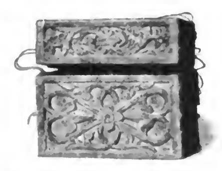


Chinesischer Opiumraucher. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 252.

Aber bei all dieser vermehrten Möglichkeit der Verbreitung tritt doch wieder der konservative Sinn der Menschen entschieden hervor. Jede Kulturpflanze erfordert ihre besondere Art der Behandlung, die erst durch längere Erfahrung erworben und durch Übung im Gedächtnis erhalten wird, und in der primitiven Menschheit ist die Grenze, jenseits deren neue Erfahrungen eher schädlich als nützlich wirken, sehr eng gezogen. So finden wir eher das Streben,

die einmal bekannten Kulturpflanzen bis aufs äußerste auszunutzen, als den Wunsch nach immer neuen Arten. Dieses Ausnutzen wieder erschwert sehr eine übersichtliche Einteilung, etwa in Nährpflanzen, Gespinstpflanzen, Farbpflanzen u. s. w. Die Kokospalme z. B. liefert außer Nahrungsstoff auch Fasern für Stricke, Matten und Bürsten, die leeren Nüsse dienen als Gefäße (vgl. die Abbildung, S. 255), die Blätter als Material zum Dachdecken, und das Holz des Stammes wird wieder zu den verschiedensten Zwecken verwendet. Der Bambus wird vielleicht noch gründlicher ausgebeutet. Selbst von der Banane gewinnt man einen geschätzten Faserstoff neben den Früchten. So treten die Nutzpflanzen in Wechselbeziehung zur Kultur ganzer Völker und Länder und drücken ihr den Stempel ihres Wesens auf.

Die Kultur wieder bleibt nicht ohne Einfluß auf die Pflanzen, die durch Zucht und Pflege ihren Aufgaben immer besser angepaßt werden. Die Früchte der Gartenobstbäume unterscheiden sich sehr von denen ihrer wilden Geschwister, manche von ihnen entbehren sogar der Kerne und opfern somit, ähnlich wie kastrierte Tiere, dem ihnen aufgedrungenen Zwecke die Fähigkeit der Fortpflanzung, wenigstens soweit sie durch die Samen stattfindet; fast alle in das Kulturleben hineingezogenen Pflanzen erleiden mehr oder weniger wichtige Veränderungen. So zeigt sich in einem angebauten Kulturlande bis ins einzelnste die Wirkung des menschlichen Geistes, denn nicht nur Zeit und Ort der Pflanzen hat er nach seinem Willen verändert, sondern selbst ihr innerstes Wesen: sie sind unselbständig gewordene Geschöpfe, die ohne ihn nicht mehr gedeihen können.



Betelkasten von Goram, Molukken. Museum für Völkerkunde in Berlin. Vgl Text, S. 252.

Versuche, einen Überblick über die Kulturpflanzen zu geben, können von sehr verschiedenen Standpunkten aus angestellt werden. Für diesmal kann es sich nicht darum handeln, die botanischen, pflanzengeographischen oder entwickelungsgeschichtlichen Fragen in den Vordergrund zu stellen, sondern, der Richtung des ganzen Buches entsprechend, die kulturgeschichtlichen, und ferner ist es weder möglich noch nötig, alle Pflanzen zu nennen; es wird richtiger sein, die für die Kultur großer Menschengruppen wichtigsten und am meisten charakteristischen Nutzgewächse anzuführen und kurz zu besprechen.

Es sind weder alle bewohnten und anbaufähigen Teile der Erde, die zu der Zahl der wichtigeren Nutzpflanzen beigesteuert haben, noch ist überall, wo sich wilde Formen eines Kulturgewächses zeigen, der Anbau wirklich versucht worden; vielmehr gibt es bestimmte Gebiete, von denen eine ganze Reihe von Kulturpflanzen ausstrahlen, während viele andere nur das Gegebene aufgenommen, aber kaum etwas Neues beigetragen haben. Das ist auch sehr natürlich: wo einmal seit alter Zeit der Anbau von Pflanzen bekannt ist, dort wird man leicht neue Versuche anstellen, und zwar, da die psychischen Hindernisse hier nicht mehr überwunden werden müssen, oft mit Erfolg; wo diese Vorbedingungen fehlen, gelingt dergleichen nur sehr schwer. So sind es denn einige Teile der Erde, deren Bewohner als Vorkämpfer in dem großen Kriegszuge zur Bezwingung und Zähmung der Pflanzenwelt gelten dürfen; freilich hat schon so früh ein Austausch der Errungenschaften stattgefunden, daß es fast unmöglich ist, die Urheimat mancher Gewächse zu nennen.

Unter den Gebieten der Alten Welt hat sich das ostasiatische Kulturreich am selbständigsten entwickelt. Abgeschnitten vom Westen durch wüstenhafte, von unruhigen Nomaden bevölkerte Striche, im Norden an die kulturarmen Urbewohner Sibiriens, im Osten an ein früher

wenig belebtes Meer grenzend, hat China, das Kernland Ostasiens, erst verhältnismäßig spät den Süden seines gegenwärtigen Gebietes erobert und damit den Zusammenhang mit der indischen und später auch der europäischen Kultur gewonnen. Nur ein uraltes gemeinsames Gut besitzen Ostasien und die westliche Welt, den Weizen. Wenn die Chinesen thatsächlich einst von den Oasen Hochasiens in ihr heutiges Wohngebiet eingedrungen sind, dann darf man wohl annehmen, daß schon damals Weizenkörner als kostbarer Besitz die Wanderer begleitet haben. Noch heute ist Nordchina ein vorwiegend Weizen bauendes Land, während im Süden der Reis an erster Stelle steht. Wenn der Weizen auf eine alte Verbindung mit der westasiatischen Kultur hindeutet, so der Reis vielleicht auf eine solche mit der indischen, ohne daß sich freilich entscheiden läßt, wo der erste Anbau stattgefunden hat. Da der Schwerpunkt der chinesischen Kultur lange Zeit im Norden lag, wo der Reis, wie gesagt, nur wenig angebaut wird, so spricht manches für Indien, das schon zur Zeit der arischen Einwanderung die Reiskultur gekannt zu haben scheint; indes lassen auch die chinesischen Überlieferungen auf ein hohes Alter des Anbaues schließen, so daß möglicherweise eine sehr alte Kulturströmung, über die sich vorläufig nichts Genaueres sagen läßt, die Verbindung vermittelt hat.



Gefäß aus Kokosschalen, von der Malabarküste. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 254.

Die wirtschaftliche Eigenart Ostasiens tritt am deutlichsten in seinen Baumfrüchten hervor, die erst verhältnismäßig spät der übrigen Welt bekannt geworden sind; am frühesten der Pfirsich, der schon zu Anfang unserer Zeitrechnung über Persien bis nach Italien vorgedrungen war und fast gleichzeitig mit der Aprikose erschien, am spätesten die Apfelsine, die erst zu Ende des 17. Jahrhunderts nach allen wärmeren Weltgegenden verpflanzt wurde. Als typische Hülsenfrucht haben die Ostasiaten die Sojabohne kultiviert, als Genußmittel den Thee (s. die Abbildung, S. 257), der wie die meisten Genußstoffe der ganzen Kultur ein noch charakteristischeres Gepräge verleiht als die Eigenart der Ernährung.

Ostasien gehört in der Hauptsache der gemäßigten Zone an, das nächstgelegene Kulturgebiet dagegen, **Vorderindien**, der tropischen. Die älteste Kulturgeschichte dieses Landes ist noch sehr dunkel; es ist indessen sehr wahrscheinlich, daß die vorarische Bevölkerung Indiens bereits den Anbau von Nutzpflanzen betrieb, als die nomadischen Arier von Nordwesten her in das Land einbrachen. Ein Teil der indischen Nutzgewächse ist dann nach Westasien und Europa gebracht worden, wie die Melone, die Gurke und das Zuckerrohr. Der Reis ist, wie erwähnt, wahrscheinlich eine alte indische Kulturpflanze, und zu ihm treten noch einige Getreidearten, z. B. Eleusina und Amarantus, ferner mehrere Bohnen, dann vor allem die Banane, die in ihren kultivierten Formen eines der wichtigsten Nutzgewächse weiter tropischer Gebiete geworden ist. Der Baumwollbau ist eine indische Errungenschaft, doch haben auch die amerikanischen Kulturvölker selbständig den Anbau dieser Gespinstpflanze aufgenommen. Mancherlei Baumfrüchte endlich scheinen in Indien zuerst kultiviert worden zu sein, und der Flaschenkürbis, dessen massenhafte Verwendung dem Besitz mancher tropischen Stämme einen eigenen Charakter verleiht, dürfte demselben Lande entstammen.

Unklar ist die Stellung Vorderindiens zu einem benachbarten tropischen Kulturgebiete, zu den **Sunda-Inseln**. Wer den jahrhundertelangen Einfluß erwägt, den indische Kultur und Religion auf die westlichsten und wichtigsten dieser Inseln ausgeübt haben, der möchte wohl

geneigt sein, Indonesien einfach als ein wirtschaftliches Anhängsel der vorderindischen Halbinsel zu betrachten. Aber dem widerspricht doch so manches. Die Sunda-Inseln sind selbst wieder der Ausgangspunkt einer Kultur, die sich über alle ozeanischen Inseln bis Hawai und Neuseeland schon in früher Zeit verbreitet hat, und die der indischen nur wenig ähnlich ist. Wir finden da als eigenartige Nährgewächse den Taro (Arum esculentum), die Hauptfrucht des polynesischen Feldbaues, ferner die Yamswurzel (Dioscorea), den Brotbaum (Artocarpus incisa), als Ölpflanze den Sesam, der höchst wahrscheinlich auf den Sunda-Inseln zuerst angebaut worden ist, und als Genußmittel die Betelnuß, die freilich auch in Vorderindien beliebt ist, aber als deren leidenschaftlichste und wohl auch älteste Verehrer die Bewohner Indonesiens gelten dürfen. Vielleicht ist dieser Liste noch die Kokospalme hinzuzufügen, die jedenfalls für die malayo-polynesische Rasse die größte Bedeutung hat und von ihr am gründlichsten ausgenutzt wird. Weniger eigentliche Kultur- als wichtige Nutzpflanzen des Gebietes sind noch der Bambus und die Sagopalme. Indonesien besitzt also einen durchaus originellen Stamm von Nutzgewächsen, der sich bei der großen Beweglichkeit der malayischen Rasse schon früh über weitere Gebiete verbreitet hat; es ist das ein neuer Beitrag zu den Spuren einer sehr alten, zwar nicht allzu entwickelten, aber doch beachtenswerten Kultur im Sunda-Archipel.

Das Stammland der westlichen Kultur Asiens und Europas, die babylonische Tiefebene nebst den angrenzenden Gebirgsländern, ist natürlich auch der Ausgangspunkt zahlreicher Nutzpflanzen, unter denen der Weizen wegen seines ebenfalls sehr alten Vorkommens in China eine besondere Stelle verdient. Auch die Gerste scheint dem westasiatischen Kulturlande zu entstammen, während die Gebirge im Norden dieses Gebietes, die Hochländer von Armenien, Kurdistan u. s. w., die Heimat zahlreicher Fruchtbäume sind, vor allem aber die des Weinstockes, dessen berauschende, vielbesungene Gabe der westlichen Kultur in derselben Weise ihr Gepräge gibt wie der Thee der ostasiatischen. Die Dattelpalme ist wohl auch ein altes babylonisches Kulturgewächs, ferner der Mandelbaum, der Granatbaum, von Feldfrüchten wahrscheinlich noch die Linse und die Pferdebohne.

Europa hat den größten Teil seiner Nährpflanzen von Westasien empfangen, doch hat der Norden des rauheren Klimas wegen sich selbständiger entwickelt. Die empfindlicheren Getreidegräser des Südens ersetzte er durch Roggen und Hafer, die wohl beide europäischen Ursprungs sind, Äpfel und Birnen traten an die Stelle der Granaten und Datteln, als Ölfrucht wurde eine einheimische Kohlart (Rübsen) kultiviert, wie denn überhaupt die Zucht der zahlreichen Kohlvarietäten europäisch zu sein scheint.

Merkwürdig gering scheint der Beitrag Ägyptens zu den Nutzgewächsen zu sein. Ob der Flachs hier oder in Babylonien zuerst gezogen wurde, ist zweifelhaft; der Ölbaum stammt anscheinend aus Nordafrika, hat aber in Ägypten keine große Bedeutung gehabt, und die Papyrusstaude war keine eigentliche Kulturpflanze. Am ersten scheint man noch die Hirse als ursprüngliches Eigentum Ägyptens betrachten zu dürfen, eine Nährpflanze, die einst auch für die Wirtschaft der europäischen Völker viel wichtiger war als gegenwärtig. Von den innerafrikanischen Hirsearten ist es schon wieder sehr zweifelhaft, ob ihr Ursprung auf Ägypten zurückgeht. Die Ursache dieser auffallenden Armut ist wohl darin zu suchen, daß das Nilthal nur sehr wenige wild wachsende Pflanzen bot, die sich zum Anbau eigneten, und daß infolgedessen Ägypten auf die Anregung von außen her angewiesen war. Möglicherweise verdanken wir noch die Veredelung der Feige den Ägyptern, aber es ist wahrscheinlicher, daß die Anregung zu intensiver Kultur dieser Pflanze aus dem Osten gekommen ist.

Als durchaus selbständiges Gebiet liegt der Alten Welt Amerika gegenüber. Abgeschieden von der übrigen Menschheit, hatten die Kulturvölker Amerikas eine ganze Anzahl eigenartiger, zum Teil höchst wertvoller Nutzgewächse herangezogen, die sich nach der Entdeckung des neuen Erdteils mit erstaunlicher Schnelligkeit über weite Gebiete verbreitet und deren Wirtschaftsweise gründlich umgestaltet haben. Auffallend ist es namentlich, mit welcher Raschheit amerikanische Nährpflanzen von der westafrikanischen Küste aus ins Innere vorgedrungen sind, und wie gründlich sie die früheren Fruchtarten verdrängt haben — „die Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen sind gegenwärtig fast sämtlich amerikanischen Ursprungs“, sagt H. Ward von den Negern des unteren Congo — und wie vor allem das typische Genußmittel der amerikanischen Kulturwelt, der Tabak, einen förmlichen Triumphzug über die Erde gehalten und sich vielfach in kurzer Zeit so eingebürgert hat, daß man ihn für einheimisch in Afrika und in Melanesien halten wollte. Unter den Gaben Amerikas ist die Kartoffel für die gemäßigten Länder der Alten Welt von ungeheurer Bedeutung geworden, der Mais, der in Nordeuropa nicht mehr gedeiht, dafür aber bis in die Tropen massenhaft angebaut wird, vielleicht für ein noch größeres Gebiet; der Maniok hat sich rasch über das mittlere Afrika verbreitet, die Batate wird jetzt in den meisten tropischen Gegenden angebaut, und von Fruchtbäumen und -Pflanzen sind der Papayabaum, die Ananas, der Feigenkaktus, die Tomate und der Kakao schon weithin gewandert. Daß man in Mexiko und Peru auch die Baumwolle eifrig anbaute, wurde schon erwähnt. Möglicherweise liegt auch die Urheimat der Kokospalme in Amerika, wofür neuerdings wieder A. Oppel beachtenswerte Gründe angeführt hat.



Theestrauch. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 255.

Im Bereich der europäischen und teilweise auch der ostasiatischen Kultur ist man dahin gelangt, daß der gesamte Pflanzenwuchs des Landes einer Aufsicht unterzogen und im Sinne des Nutzens oder des ästhetischen Genusses beeinflußt wird. Der Wald ist fortan aus bestimmten Baumarten fast ausschließlich zusammengesetzt, die Weideflächen werden mit den geeignetsten Grasarten besät, und in der Nähe der Wohnstätten, in Gärten und Anlagen, wachsen Zierpflanzen, die zum Teil entfernten Gebieten entstammen. Nur die kleinen einheimischen

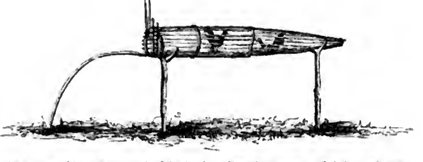
Pflanzengattungen, die dem Ort und Klima ausgezeichnet angepaßt sind, kämpfen noch als „Unkräuter“ unentwegt für ihr altes Recht an Erde und Sonnenschein.

Dem Sieg über die Pflanzenwelt reiht sich der über das Tierreich würdig an, ja er ist größer und entscheidender gewesen. Ganze Tiergeschlechter sind den Waffen des Menschen erlegen und von der Erde verschwunden, andere haben ihren Nacken unter das Joch beugen müssen oder werden als harmlos und erfreulich geduldet. Aber wenn schon den Pflanzen gegenüber die Theorie, daß alle Kämpfe und Errungenschaften dem Streben nach Nutzen zu verdanken seien, bedenklich ins Wanken kam, so versagt sie ganz, wenn es die Anfänge der Tierzüchtung zu erforschen gilt. Gerade die zahmen Tiere, denen wir bei den primitivsten Stämmen begegnen, sind keine Nutztiere, und auch bei höher entwickelten Völkern werden die Eigenschaften und Produkte der Haustiere oft sehr ungenügend ausgebeutet, so daß es manchmal fraglich erscheint, weshalb man sich die Mühe der Aufzucht eigentlich macht. Einige Beispiele mögen zunächst diese Verhältnisse erläutern.

„Haustiere in unserem Sinne“, schreibt Karl von den Steinen von den Schingu-Indianern, „gab es nicht, Hunde waren dem Eingeborenen unbekannt. Er erfreute sich an bunten Vögeln, denen er gelegentlich die Federn ausriß, namentlich an schwatzenden Papageien und krächzenden Araras, ließ im Dorf umherspazieren, was gerade jung eingefangen war, ob Specht oder Reiher oder Hokkohuhn, und bewahrte im riesigen Stangenkäfig zum Ergötzen der Gemeinde den fauchenden Adler, die Harpyia destructor, oder sonst einen Raubvogel auf; er hatte Eidechsen mit dem Schwanz an der Hängematte aufgehängt, damit sie unter den lästigen Grillen ein wenig aufräumten — weiter war man in der Verwertung der Tiere nicht gediehen, und während man wilde Pflanzen um des Nutzens willen beim Dorf ansiedelte, dachte man nicht daran, eßbare Tiere zu züchten.“ Das gilt von den meisten brasilischen Indianern, wenn sich auch hier und da schon die Neigung zeigt, die gezähmten Tiere etwas besser auszunutzen; Fortpflanzung der Tiere in der Gefangenschaft wird aber nie angestrebt, und im wesentlichen dienen sie als lebendes Spielzeug. „Oft findet man“, erzählt Martius, „in der Hütte des Indianers ebenso viele gezähmte Affen als Menschen. Die kleineren Arten sind gleichsam die Schoßhündchen der Indianerinnen, bei denen sie auch während kühler Nächte, wie junge Kätzchen schnurrend, Zuflucht suchen ... In der Hütte bekunden Aras und Tucans, mehrere Arten Papageien und Perikiten, auf Stangen sitzend oder frei umherhüpfend und kletternd, die Neigung des Indianers, mit Tieren zu verkehren. Jedes Familienmitglied hat unter diesen Affen und schön befiederten Vögeln, deren Gesellschaft manchmal durch ein lebend heimgebrachtes Faultier oder einen kleinen Ameisenfresser vermehrt wird, seinen Liebling, mit dem es sich vielfach unterhält. Der einsilbige Hausvater belustigt sich schweigend an den drolligen Bewegungen seiner Menagerie. Die gesprächigere Mutter und die älteren Kinder sind stundenlang bemüht, dem Papagei sein Geplauder anzulernen. Die Kleinen treiben sich in wechselndem Spiele mit jedem dieser Tiere umher, welches ihnen in den Weg kommt.“ So ist es nicht wunderbar, daß auch Nutztiere europäischen Ursprungs, die sich bei den Indianern verbreitet haben, nur als Spielzeug dienen oder allenfalls als Wertsachen, denen kein wirklicher Nutzen entspricht. Das gilt besonders von den Hühnern; man vertauscht sie, wie Ehrenreich berichtet, an die weißen Ansiedler und gebraucht sie somit gewissermaßen als Geld, verzehrt aber weder sie selbst noch ihre Eier. Gerade das Hausgeflügel (s. die Abbildung, S. 259) scheint öfter ohne nützlichen Endzweck gezogen zu werden; die Urbewohner von Hainan z. B. haben das Huhn von den Chinesen übernommen und züchten es in Menge, gebrauchen aber das Tier kaum als Nahrung und verschmähen die Eier, und

bei den Wakamba Ostafrikas fand Hildebrandt das Vorurteil, daß die Hühner zu den unreinen Geiern gehörten und deshalb ungenießbar seien, während die Eier als Exkremente betrachtet und ebenfalls nicht gegessen wurden. Auch weiter im Inneren fand Kollmann, daß die Hühner vielfach nur zu Orakelzwecken benutzt wurden. Die Taube ist ganz besonders häufig in dieser Reihe zu finden; der orthodoxe Russe ißt sie so wenig wie der Perser, und oft sind wenigstens die Tauben an bestimmten Plätzen unverletzlich, wie die der Kaaba in Mekka oder die Taubenschwärme auf dem Markusplatz zu Venedig. Ins Düstere gewendet finden wir die Idee in der von Schrader nachgewiesenen alten indogermanischen Anschauung, daß die Taube ein Totenvogel ist.

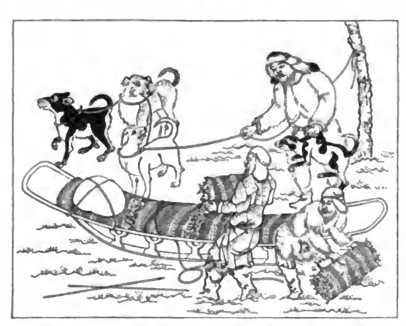
Die Neigung, sich mit gezähmten Tieren zu umgeben, besteht nicht nur in Südamerika. Es mag noch auf die Insulaner von Nauru in Ozeanien verwiesen sein, die Senfft schildert. „Auffallend“, schreibt er, „ist die Vorliebe der Naurukanaken für Fregattvögel und eine Schnepfenart, die, in Mengen gezähmt, bei den Häusern auf eigens dazu errichteten Gerüsten gehalten werden. Die gezähmten Schnepfen sitzen in gewissen Abständen voneinander und haben die Eigentümlichkeit, niemals ihren Platz zu wechseln, ebensowenig leidet die eine, daß eine andere ihr auch nur einen Zoll näher rückt. Eine Hütte ohne diese Vögel habe ich auf der ganzen Insel nicht bemerkt, sie gehören noch mehr zu jedem Haushalt als bei uns der Kanarienvogel oder das Rotkehlchen.“ Mit der fortschreitenden Kultur vermindert sich die Neigung zu den Tieren nicht, wenn auch eine gewisse Auswahl getroffen und einige Rücksicht auf den Nutzen oder die Annehmlichkeit genommen wird; so verwendete man während des Mittelalters in Deutschland zahme Störche und Kraniche als Geflügelwächter, ein Amt, das ihnen wohl auch erst nachträglich übertragen war. Immer scheint die Spielerei dem Ernste voraufzugehen, was sich am klarsten an der Geschichte des verbreitetsten, ältesten und treuesten aller Haustiere, des Hundes, zeigt.



Hühnerstall in Atekindi, Ostafrika. Nach Stuhlmann. Vgl. Text, S. 258.

Es ist schon viel darüber gestritten worden, weshalb der Mensch sich den Hund ursprünglich zum Gefährten gewählt haben mag, ob seines Fleisches wegen oder als Gehilfen bei der Jagd, ob als Wächter des Hofes oder gar als Geisterseher, der die Gespenster durch sein Bellen verscheucht, ob als Zugtier oder als Vertilger von Abfällen und Unrat. Wer die eben angeführten Beispiele zweckloser Tierzucht überblickt, wird in diesem Streite gar nicht erst Partei ergreifen, sondern alle diese Zwecke als sekundär betrachten. Der Hund ist offenbar zu dem Menschen gekommen, wie alle die „Haustiere“ des Indianers oder Feuerländers, als jung eingefangenes Tier, das zunächst einfach als Spielzeug diente; seine außerordentliche Fruchtbarkeit ermöglichte die Fortpflanzung in der Gefangenschaft, ja wahrscheinlich sind die Hunderassen der Gegenwart alle erst Ergebnisse der Züchtung, während die Urahnen des Hundes in Wahrheit der Wolf und der Schakal sind. Von dem neuen Haustier Nutzen zu ziehen, hat man erst nach und nach und meist in sehr unvollkommener Weise gelernt. Zahlreiche Völker essen Hundefleisch, ja ein südafrikanischer Stamm züchtete Hunde statt der von den Sulus geraubten Rinder, andere verschmähen diese Speise vollkommen; bei manchen Jägervölkern sind die Hunde zu höchst brauchbaren Jagdgefährten geworden, bei anderen leisten sie in dieser Hinsicht so gut wie nichts. Das

Dasein der Eskimo und anderer Hyperboreer (s. die untenstehende Abbildung) beruht zum guten Teil auf den Leistungen ihrer Zughunde, im Amurlande hat der Hund auch als Lasttier zu dienen; die halbzahmen Hunde des Orients haben dagegen höchstens die Aufgabe, die Straßenreinigung zu besorgen. Jeder Phase der menschlichen Entwickelung entspricht eine neue Thätigkeit des Hundes: dem seßhaften Ackerbauer bewacht er das Haus und die Erntevorräte, dem Hirten hilft er die Herde zusammenhalten, der Pflanzer wußte Flüchtlinge aus seiner menschlichen Herde, den Negersklaven, durch Bluthunde aufzuspüren, und im Gegensatz dazu sind es ebenfalls Hunde, die auf den verschneiten Alpenpässen Verirrte aufsuchen oder nach der Schlacht die Verwundeten finden und melden. Das Bellen ist eine Eigenschaft des Hundes, die er sich erst im Dienste des Menschen angeeignet hat; verwilderte Hunde verlieren diese Eigentümlichkeit, die für sie keinen Wert hat, oft schon nach kurzer Zeit.



Hundeschlitten der Aino. Japanische Zeichnung. Nach D. Mac Ritchie.

Es kann also keine Rede davon sein, daß man den Hund von Anfang an in einer bestimmten Absicht gezüchtet hat, geschweige daß man wirtschaftliche Zwecke im engeren Sinne verfolgt hätte. Auch der Ausdruck, daß man die jungen Tiere als „Spielzeug" verwendet hat, ist nur ein Notbehelf. In Wahrheit ist hier dasselbe Gefühl wirksam, dem die menschliche Gesellschaft ihr Dasein und ihr Wachstum verdankt, und das von Anfang an in der Seele der Menschen lebendig war, das Gefühl der Sympathie oder, wenn man so will, der Hang zur Geselligkeit. Das Streben, ein Echo unseres Daseins in den mitlebenden Geschöpfen zu erwecken, ist uns allen angeboren, und es sind nicht nur die Mitmenschen, bei denen wir es suchen; auch unter den Kulturvölkern wendet der Einsame oder Verbitterte gern seine Neigung irgend einem Tiere zu, in dessen Zutraulichkeit er einen gewissen Trost findet. Primitivere Rassen empfinden den Unterschied zwischen Tier und Mensch ohnehin nicht so lebhaft, ja sie betrachten oft die Tiere völlig als ihresgleichen, glauben nach dem Tode selbst in Tiergestalt fortzuleben oder meinen, daß ihr Geschlecht von einem tierischen Ahnherrn abstamme. So mischen sich leicht auch mystische Beziehungen ein, und es läge wohl nahe, diesen ein großes Gewicht bei der Zähmung der Haustiere beizumessen, wie denn Eduard Hahn insbesondere die Zucht des Rindes auf uralte Kultbräuche zurückzuführen sucht. Das mag zuweilen zutreffen, im ganzen aber sprechen die Beobachtungen, die man an den Naturvölkern der Gegenwart anstellen kann, nicht gerade dafür, daß es zunächst „heilige Tiere" sind, die man aufzieht; man schont diese gespensterhaften Wesen, aber vermeidet näheren Verkehr. Was an zahmen Tieren vorhanden ist, das ist fast alles jung eingefangen und als Spielgefährte und Freund der Kinder aufgewachsen, und die Grundursache der Erscheinung ist und bleibt die Sympathie.

Diese Sympathie für die Haustiere wird naturgemäß beeinträchtigt und übertäubt, sobald man beginnt, die bisherigen Freunde und Genossen herdenweise als Schlachtvieh zu ziehen, aber sie bricht doch, sobald es die Verhältnisse irgend gestatten, mit merkwürdiger Kraft wieder durch. Daß es Hirtenvölker gibt, die ihre Rinder niemals schlachten, ist schon erwähnt, und mag auch der Geiz dabei seinen Einfluß geltend machen, so ist es doch zweifellos, daß zugleich Mitleid und Zuneigung das Schlachtmesser von den teuren Vierfüßlern fern halten. Bei den Kulturvölkern Europas und zum Teil Asiens ist das Fleisch des edelsten Haustieres, des Pferdes, eine fast verfemte Speise, die nur von den ärmeren Volksklassen genossen wird. Nach Deutschland ist dieses Speiseverbot mit dem Christentum gelangt, und päpstliche Bullen untersagten den Genuß des Pferdefleisches, obwohl die christliche Lehre keine Speisegesetze kennt; aber die Ansicht, daß man damit einen heidnischen Opferbrauch treffen wollte, ist nur bedingungsweise wahr, vielmehr handelt es sich um die Übertragung einer im Süden bereits längst durchgedrungenen Sitte nach dem Norden.

Noch weit charakteristischer ist das Verhalten zahlreicher, voneinander ganz unabhängiger Völker zu den Rindern, deren Arbeitskraft zum Ziehen des Pfluges benutzt wird: überall kommt der Gedanke zum Ausdruck, daß es unrecht sei, diese Genossen des Menschen zum Lohn für ihre Arbeit schließlich zu töten und zu verzehren. Der Spruch des Pythagoras: „Lasse die Hand vom Pflugstier!“ drückt nur eine weitverbreitete Volksansicht schlagend aus. Im alten Italien gab es sogar gesetzliche Bestimmungen, die das Schlachten des Pflugochsen, des socius hominum in rustico opere et Cereris minister (Genossen des Menschen bei der ländlichen Arbeit und der Ceres Diener), wie ihn Varro nennt, bei Strafe des Todes oder der Verbannung untersagten. Nach Älian bestanden in Phrygien ähnliche Gesetze, und in Attika durfte der Pflugstier wenigstens nicht als Opfer dargebracht werden. In ganz derselben Weise ist der Pflugochse in der ostasiatischen Kulturwelt geschützt, in Birma nach Bastians Angabe direkt durch ein Gesetz, daß den Übertreter mit dem Tode bedroht, in China wenigstens durch allgemeines Herkommen; hier sind denn auch die Fleischer, deren Beruf wenig beliebt ist, meist tatarischer Abstammung.

Einer verwandten Anschauung entspricht es, wenn vor allem die milchgebende Kuh aus der Liste der Schlachttiere gestrichen wird. Von den Ägyptern und Phönikern versichert Porphyrius — von anderen zahlreichen Quellen abgesehen — daß beide Völker Ochsen opferten und verzehrten, aber lieber Menschenfleisch als Kuhfleisch gegessen haben würden. Bei den arischen Indern ist die Verehrung und Schonung der Kuh bis zur Karikatur entwickelt und zu den äußersten Konsequenzen verfolgt, was dem halb phantastischen, halb pedantischen Geist des indischen Volkes entspricht; im Reiche der Sikhs stand Todesstrafe auf dem Schlachten der Kuh, und mehrfache wütende Aufstände haben die mohammedanischen wie die europäischen Eroberer belehrt, daß in diesem Punkte mit dem Hindu nicht zu scherzen ist. Wieder einer anderen Wendung der Idee entsprechend, verschmähen die Kirgisen und auch viele Russen das Kalbfleisch, um das heranwachsende Geschlecht nicht zu vernichten; auf einer ähnlichen Anschauung beruht es wohl auch, daß die Bewohner von Molekula auf den Neuen Hebriden grundsätzlich weder weibliche Tiere noch Eier verzehren, wie Somerville berichtet.

Gegenüber Pferden und Rindern tritt die Schonung aus Achtung und Sympathie am kenntlichsten auf, aber sie fehlt auch anderen Haustieren gegenüber nicht ganz. Der Haushahn z. B. ist wegen seiner Verdienste als Wecker und Wetterprophet vielfach als verbotene Speise betrachtet worden, am entschiedensten von den alten Iraniern; die Katze, deren Fleisch wohlschmeckend

sein soll, wird bei uns durch ein ungeschriebenes Speiseverbot geschützt, und das Kaninchen wird in Deutschland vielfach gezüchtet, ohne daß man daran denkt, es zu essen. Daß sich die Scheu vor dergleichen Speisen als Ekel äußert und der tiefere Grund oft dem Einzelnen gar nicht zum klaren Bewußtsein kommt, ist ein sehr interessanter, aber für diesmal nebensächlicher Zug.

Mit der beginnenden Ausnutzung der Haustiere hängt das Züchten bestimmter Formen eng zusammen, die teils durch unmittelbare Beeinflussung, teils durch Begünstigung natürlicher Variationen erhalten werden. Die reichliche Milchabsonderung der zahmen Kuh ist erst eine Folge des beständigen Melkens, auch die Neigung zu übermäßigem Fettansatz ist manchen Haustieren, vor allem dem Schwein, angezüchtet; die Gelehrigkeit des Hundes ist



Arbeitende indische Elefanten. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 263.

sicher das Ergebnis einer langen Erziehung. Indem man die Fortpflanzung der Tiere kontrolliert, gelingt es, zufällige Spielarten zu dauernden zu machen und z. B. aus der Urform des Pferdes den schweren Karrengaul wie das leichte Rennpferd herauszubilden. Bei den Tieren selbst scheint durch die Zähmung das Variieren begünstigt zu werden, was sich besonders an der Farbe der Haare oder Federn zeigt. Die wilden Formen sind meist einheitlich und ihrer Umgebung entsprechend gefärbt, so daß ihr Kleid zugleich als Schutzmittel dient, und auch zahme Tiere, die verwildern, fallen meist in diese Einfarbigkeit zurück; die Haustiere dagegen neigen zur Mehrfarbigkeit oder werden völlig weiß, wie ein Vergleich der zahmen Gans mit der Wildgans oder ein Blick auf die launenhaften Färbungen der Hunde und Pferde bestätigt. Der Umstand, daß die Haustiere nicht mehr der genauen Anpassung an Boden und Nahrung bedürfen, ist offenbar die Ursache dieser Erscheinung; es macht den Eindruck, daß wie im Menschenleben auch im körperlichen Haushalt der Tiere die nunmehr frei werdenden Kräfte sich in spielender und launenhafter Weise bethätigen.

Auch in anderer Beziehung kommen Variationen vor, eine Verkürzung des Gesichtsschädels (Mopskopf), Kräuselung des Haares u. s. w., die dann oft durch Züchtung befestigt werden. Als besonders geneigt zu derartigen Veränderungen hat sich die Haustaube erwiesen. Man kann sagen, daß ein Tier erst dann ganz Haustier geworden ist, wenn es durch körperliche Umbildung den Einfluß der neuen Verhältnisse an sich erkennen läßt. Manche gezähmte Tierarten sind wenig dazu geneigt, z. B. das Renntier; anderseits kann auch bei jenen Haustieren von bewußter Züchtung keine Rede sein, die sich in der Gefangenschaft überhaupt nicht fortpflanzen, wie der Elefant, dessen Zähmung freilich trotzdem dank seiner Intelligenz in ausgezeichneter Weise gelingt (s. die Abbildung, S. 262). Aber auch in anderer Art wirkt der Mensch auf die Fortpflanzung der Haustiere ein, indem er durch Kastration der überzähligen die Menge der zeugungsfähigen männlichen Tiere beschränkt. Die Anfangsursache dieser wenig anmutigen Sitte ist noch dunkel; schwerlich hat man sie zuerst geübt, weil die kastrierten Männchen zu übermäßiger Korpulenz neigen und deshalb als Schlachtvieh sehr schätzbar sind, eher darf man annehmen, daß man das Wildwerden der jung eingefangenen Tiere beim Erwachen des Geschlechtstriebes, das alle Erfolge der Zähmung zu vereiteln drohte, von vornherein zu hindern suchte. Jedenfalls ist der Gebrauch sehr alt.

Wenn es bei der Schilderung der Kulturpflanzen vorteilhaft war, bei den einzelnen Kulturgebieten der Erde nachzufragen, welche Gaben ihnen die Menschheit verdankt, so empfiehlt sich den Haustieren gegenüber diese Art der Betrachtung weniger, denn es gelingt weit schwerer, bestimmte ältere Kulturländer als Ausgangspunkte der Züchtung festzustellen. Das hat übrigens seinen guten Grund: es werden, wie das Beispiel der brasilischen Indianer beweist, gar nicht immer die fortgeschrittensten Stämme sein, die sich mit Vorliebe der Zähmung der Tiere widmen, sondern gerade tiefstehende mit aneignender Wirtschaft, die im übrigen wenig geschichtliche Spuren hinterlassen. So mag es genügen, die wichtigsten Haustiere einzeln zu nennen und das Nötigste zu ihrer Charakteristik zu sagen.

Unter den Tieren, die sich dem überlegenen Geiste des Menschen dauernd gebeugt und sich im gezähmten Zustand fortgepflanzt haben, ist der Hund zweifellos das erste gewesen; es ist bezeichnend, daß er zugleich am meisten jene freundschaftliche Stellung zu seinem Herrn behauptet hat, die als erste Phase der Zähmung gelten darf, und daß er nur ausnahmsweise zum reinen Nutztier, zum Schlacht- und Arbeitsvieh, herabsinkt. Wahrscheinlich geht die Zähmung des Hundes oder richtiger seiner wilden Vorfahren nicht von einem einzigen Punkte der Erde aus, denn wenigstens der amerikanische Hund scheint sich selbständig entwickelt zu haben. Die europäischen und sonstigen Rassen sind wohl auch später noch mit Wölfen oder Füchsen willkürlich gekreuzt worden. Man kann das Tier jetzt zum allgemeinen Kulturbesitz der Menschheit rechnen; einige wenige Stämme Afrikas und Brasiliens, die keine Hunde züchten, sind unbedeutende Ausnahmen wahrscheinlich rein zufälliger Art. Hunde haben den Menschen nach den Eisgefilden des Nordens wie nach den polynesischen Inseln und nach Australien begleitet, und auf jeder Kulturstufe haben sie sich irgend einer neuen Aufgabe unterziehen müssen, ohne doch ihrem Hauptberufe, Freunde und Genossen des Menschen zu sein, jemals ganz untreu zu werden. Mit ihrem Herrn haben sie sich allen Klimaten und allen Lebensbedingungen angepaßt, und selbst zu reinen Vegetarianern sind die Nachkommen von Wölfen und Schakalen im Notfalle geworden. Wirtschaftliche Bedeutung haben sie in höherem Grade nur dort gewonnen, wo sie als Zughunde dienen, wie in den Polargegenden; als Jagdgehilfen und Herdenwächter sind sie nicht so unentbehrlich und so allgemein verwendet, wie man wohl glauben möchte.

Ganz anders ist die Stellung des Rindes. Zwar verleugnet sich auch ihm gegenüber, wie wir gesehen haben, der Zug der Sympathie durchaus nicht, aber es ist doch überall zugleich Nutztier im vollsten Sinne des Wortes, wenn es auch in sehr verschiedener Art verwendet und selten oder nie gänzlich ausgenutzt wird. Man verwendet entweder vorwiegend seine Körperkraft, indem man es zum Zug- oder Reit- und Lasttier ausbildet, oder seine Milch oder endlich sein Fleisch und seine Haut.

Das Rind wird nur in der Alten Welt, hier aber seit sehr langer Zeit, als eine kultivierte Form des Urs (Bos primigenius Bojanus) gezüchtet; möglicherweise ist sein Besitz wie der des Weizens ein uraltes gemeinsames Kulturgut West- und Ostasiens, und jedenfalls ist es das erste gezähmte Nutztier, das dem Verständnis für die Züchtung weiterer Haustiere die Wege bereitet hat. „Es ist“, sagt Eduard Hahn, „so sehr das Vorbild und die Grundlage unserer ganzen ökonomischen Kultur, daß die anderen wirtschaftlichen Haustiere eigentlich nur Gefolgsleute sind, die sich ihm anschlossen.“ Indem das Rind vollständig zum Haustier wurde, gewann es an Größe und Gewicht und neigte zu Variationen in der Farbe und im Schädelbau, die wieder Anlaß zur Züchtung mannigfaltiger Rassen gaben; in Europa unterscheidet man drei alte, offenbar auf geographische Einflüsse zurückgehende Hauptrassen: das Steppenvieh, das nordische oder Niederungsvieh und das Alpenvieh, und so hat im Grunde jedes größere Gebiet der Erde, wo Rinderzucht überhaupt seit langer Zeit betrieben wird, seine besondere Rasse.



Arabisches Pferd aus Schoa, Abessinien. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 265.

Der Ausgangspunkt der Zähmung dürfte in Westasien liegen. Von hier aus hat sich das Rind nach Ägypten und weiterhin bis zur Südspitze Afrikas, nach Europa und mit den arischen Wanderhirten auch nach Indien verbreitet. Der alten vorarischen Kultur Indiens und Indonesiens scheint es unbekannt gewesen zu sein, nach Ozeanien ist es nicht mitgewandert, und nach Amerika brachten es erst die Europäer. Man könnte glauben, daß in Indonesien der jetzt so wichtige Büffel die Stelle des Rindes ursprünglich vertreten hat, doch scheint dessen Zähmung verhältnismäßig spät erfolgt und nichts weiter als eine Nachahmung

der Rinderzucht zu sein. Das gilt wohl auch von der Domestizierung anderer Verwandten des Rindes, wie des Banteng, der in Indonesien und Hinterindien verbreitet ist, des Gayal, der in Assam als Haustier vorkommt, und des Yak, der in Tibet und dessen Nebenländern die gleiche Aufgabe erfüllt.

Als letzter Vertreter einer einst weithin, auch auf amerikanischem Boden verbreiteten Tierart, die nur in Hochasien noch wilde oder vielleicht nur verwilderte Genossen hat, ist das Pferd völlig unter den Einfluß des Menschen getreten und dabei in allerlei Rassen zerfallen. Die merkwürdige Eigenschaft, daß Tiere auf kleineren Inseln zu zwerghaftem Wuchse neigen, zeigt sich beim Pferd in auffallender Weise; die zahlreichen Ponies und Zwergpferde sind fast ausschließlich von insularer Abstammung. Die Gegend, in der das Pferd zum erstenmal gezüchtet wurde, scheint Hochasien zu sein, wo es noch heute als eigentliches, Milch und Fleisch lieferndes Herdentier erscheint. Die Sitte, es zum Reiten zu benutzen, ist wohl erst sehr lange nach der Zähmung aufgetaucht, und zwar anscheinend abermals bei den Nomaden Hochasiens, die dann bei ihren zahlreichen Vorstößen nach den Fruchtländern West- und Ostasiens die Lehrmeister der dortigen Kulturvölker wurden. Im Bereich der Kultur tritt das Pferd überall zuerst als Zugtier auf, das bei den Griechen Homers wie bei Ägyptern und Assyrern, bei den Chinesen und den alten Indern den Kriegswagen zieht, auf dem die Vorkämpfer ihren Platz haben. Es ist dann das Lieblingstier der westasiatisch-europäischen Kultur geworden, und zwar wird fast ausschließlich seine Körperkraft ausgebeutet, während die Milch nur stellenweise, z. B. in der römischen Campagna, verwendet und das Fleisch eben nur gegessen wird, um den wertvollen Nahrungsstoff nicht verkommen zu lassen. Für das tropische Afrika hat das Pferd keine Bedeutung gewonnen, da ihm das Klima offenbar wenig günstig ist; dagegen hat seine Einführung in die amerikanischen Steppengebiete zu einer sehr merkwürdigen ethnologischen Umbildung geführt: aus unsteten Steppenvölkern sind bewegliche Reiterstämme geworden, die oft eine bedenkliche Neigung zur Raubwirtschaft zeigen. Dahin gehören namentlich die Bewohner Patagoniens, die zugleich das Fleisch der Pferde wirtschaftlich ausnutzen, und ein Teil der nordamerikanischen Indianerstämme, wie die Keiowäh, die Apachen und Komanchen.



Lastkamele aus Brussa, Kleinasien. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 266.

Die Zucht des Esels ist möglicherweise älter als die des Pferdes und wahrscheinlich innerhalb des westasiatischen Kulturkreises zuerst erfolgt. Als Schlachtvieh hat der Esel in größerem Maßstab anscheinend nie und nirgends gedient, er hat immer, wo er überhaupt benutzt wurde, die Aufgabe eines Zug- und Lasttieres zu erfüllen gehabt, und es fehlt nicht an Gegenden, wo er in diesem Sinne das wichtigste Haustier ist. In Ägypten erscheint er weit früher als das

Pferd, schon auf den Bildern aus der 6. Dynastie ist er zu erkennen, während das Pferd erst zur Zeit der 18. Dynastie auftritt. Für den Norden Europas hat der Esel wenig Bedeutung gewonnen, wichtiger scheint er für Ostafrika zu werden. Durch Kreuzung des Pferdes mit dem Esel entstehen Maultier und Maulesel, die bis zu einem gewissen Grade die günstigen Eigenschaften beider Arten vereinigen, aber auch nur für gewisse Kulturgebiete, wie Südeuropa, unentbehrlich geworden sind.

Ein Tier der Steppe, und daher wahrscheinlich zuerst von Steppenvölkern gezüchtet, ist das Kamel. Da in Hochasien noch wilde Formen vorkommen, dürfte hier die Heimat des Tieres liegen, das bekanntlich jetzt in zwei Abarten auftritt, als zweibuckeliges (baktrisches) Kamel und als einbuckeliges Dromedar. Von Hochasien aus mag es sich nach Persien, Syrien und Arabien verbreitet haben; verhältnismäßig spät, etwa seit dem Beginn unserer Zeitrechnung, ist es über Ägypten nach der Sahara und ihren Randländern gelangt, und ganz neuerdings hat man im australischen Steppengebiet günstige Erfahrungen mit ihm gemacht. Die Anpassung des Kamels an die Steppe bringt es mit sich, daß das Tier gerade für die höheren Kulturvölker unmittelbar wenig Bedeutung hat, während es allerdings mittelbar, da es den Karawanenverkehr durch wüstenhafte Striche vielfach allein ermöglicht, eine unentbehrliche Hilfe des Welthandels geworden ist (s. die Abbildung, S. 265). Für die meisten Stämme, die es besitzen, bildet es die Grundlage ihres Daseins, indem es als Lasttier die nomadische Beweglichkeit begünstigt, in seinen Haaren den Grundstoff der Kleidung liefert, sein Fell zur Herstellung von allerlei Hausgerät und sein Fleisch als geschätzte Speise bietet.

Von kleineren Vierfüßlern haben sich Ziege und Schaf am engsten an den Menschen angeschlossen, beides ursprünglich ausgesprochene Gebirgstiere, deren Heimat wohl in Westasien liegt. Die Ziege ist nach Hahns Ansicht das ältere Haustier. Obwohl in Westasien das Ziegenhaar zu Kleiderstoffen verarbeitet und das Fleisch von vielen Völkern geschätzt wird, ist die Ziege doch bei den europäischen Kulturvölkern vorwiegend zum Milchtier geworden, während das Schaf im Gegenteil als Wollträger und Schlachtvieh hervortritt und nach beiden Richtungen hin durch die Kultur stark beeinflußt ist. Die Wolle des Schafes ist erst infolge der Zähmung als eine jener Variationen entstanden, die oben erwähnt wurden, und zugleich mit ihr die weiße Farbe des Haares; anderswo haben sich Schafe mit Fettschwänzen entwickelt, die denn auch bei manchen Nomadenstämmen Hochasiens fast alles für den Haushalt nötige Fett zu liefern haben. Die Benutzung der Schafwolle ist von großem Einfluß auf den äußeren Charakter der nordischen Kulturen, da durch sie das Pelzwerk größtenteils verdrängt und damit eine gründliche Umbildung der Trachten verursacht worden ist.

Ein Geschenk Westasiens ist vielleicht auch das Schwein, das übrigens in China ebenfalls in sehr früher Zeit auftritt und überall nur als Schlachttier ausgenutzt wird, abgesehen allenfalls von den Borsten und dem Schweinsleder, die beim Schlachten mit abfallen. Immerhin scheint es den Babyloniern der älteren Zeit nicht bekannt gewesen zu sein, auch in den Weden und im Avesta wird es nicht erwähnt. Die Stellung des Schweines unter den Haustieren erscheint deshalb höchst eigenartig, weil es aus weiten Gebieten seiner ehemaligen Verbreitung durch religiöse Speiseverbote verdrängt worden ist, über deren ursprünglichen Grund sich wenig Sicheres sagen läßt. Immerhin dürfte die Unreinlichkeit des Schweines und die Gefräßigkeit, mit der es widerliches Futter verschlingt, am meisten zur Entstehung von Speisegesetzen beigetragen oder wenigstens deren Anwendung auf das Borstentier begünstigt haben, sobald man die anfänglichen Verbote, die vielleicht totemistischer Art waren, zu einem förmlichen

Codex erweiterte. Anderwärts stellt das Schwein, das mit dem Menschen bis Polynesien gewandert und auch in einem Teile Afrikas jetzt vertreten ist, die Hauptmasse der Fleischnahrung; die Ergebnisse der Zähmung zeigen sich im Verlust der Borsten, Hellfarbigkeit und Neigung zum Fettansatz.

Waren die bisher genannten Tiere über weite Gebiete verbreitet, so erscheint das Renntier nur bei gewissen Völkern der Polargegenden als ein Haus- oder richtiger Herdentier, das sich trotz der Zähmung kaum von den wild lebenden Genossen unterscheidet. Die Zucht scheint nicht sehr alt zu sein, wie sich schon aus diesem letzten Umstande vermuten läßt; von den Eskimo wird es nur gejagt (s. die untenstehende Abbildung). Seine Verwendung zum Ziehen und Tragen von Lasten, selbst zum Reiten, und daneben als Milch- und Schlachttier gibt dem Ren eine hohe Bedeutung für die Polarnomaden, die sich seiner bedienen, sich aber auch in ihrem ganzen Dasein nach den Gewohnheiten des Tieres richten müssen. Auf Island, wo man es als Haustier einzuführen suchte, ist es verwildert, dagegen dringt es im inneren Norwegen in Gesellschaft des Lappen neuerdings nach Süden vor.

Auf ihr ursprüngliches Gebiet sind im ganzen auch die einzigen größeren Haustiere Amerikas, das Lama und das Pako (Alpaka), beschränkt geblieben, nämlich auf die peruanischen Kordillerenländer, wo auch die wilden Formen noch zu finden sind. Daß sie sich nach der Entdeckung Amerikas nicht weiter verbreitet haben, ist ihrer geringen Nutzbarkeit und wohl auch ihrer zu engen Anpassung an das Hochgebirge zuzuschreiben; als Lastträger wie als Wolltiere werden sie von altweltlichen Haustieren weit übertroffen, Milch wird von ihnen nicht gewonnen, und das Fleisch gilt nicht als sehr wohlschmeckend.


Renntierjagd und Trocknen der Felle. Eskimozeichnung. Nach W. J. Hoffman.

Von sonstigen Vierfüßlern, die eine gewisse Wichtigkeit für die Kultur haben, wäre allenfalls noch die Hauskatze zu nennen, die man in Ägypten zuerst gezähmt zu haben scheint, und zwar offenbar zunächst nicht ihres kleinen Nutzens wegen, den sie bei der Vertilgung der Nagetiere leistet, sondern aus Sympathie und religiösen Beweggründen. Sie hat sich durch ihren Kampf gegen die Mäuse eine gewisse Stellung im Wirtschaftsleben der europäischen Völker errungen, ist aber oft genug, wie der Hund, einfach ein Spielzeug und ein sympathischer Hausgenosse.

Nicht gering ist die Zahl der gezähmten Vögel. Auch von ihnen dienen die meisten nicht ausschließlich als Schlachttiere, und viele werden, den ursprünglichsten Verhältnissen entsprechend, rein als angenehme Luxustiere gehalten. Wie man durch Entnahme der Milch von zahlreichen Vierfüßlern einen regelmäßigen Zins erhebt, so gewinnt man als Tribut vieler Vögel die Eier, treibt also gewissermaßen eine Art urwüchsiger Chemie, indem man Nahrungsstoffe, die dem Menschen an sich ungenießbar oder unangenehm sind, auf diese Weise in eine höchst nahrhafte und verdauliche Speise umsetzt. Wie weit jedoch das Vorurteil gegen Eier verbreitet ist, wurde schon erwähnt. Von größerer Bedeutung für die Volkswirtschaft sind nur wenige zahme Vögel, nämlich das Huhn, die Gans, die Ente, die Taube und allenfalls das Zuchttier der alten Mexikaner, der Truthahn. Die Zähmung des Straußes, dessen Federn ein wichtiger Handelsartikel sind, hat erst neuerdings Bedeutung erlangt, und die Verwendung von Falken und dergleichen zur Vogeljagd ist bei den meisten Kulturvölkern nur vorübergehend und mehr als Sport beliebt gewesen, während sie allerdings bei den Nomaden Hochasiens von

höherer Bedeutung war (s. die untenstehende Abbildung); eine gewisse Wichtigkeit besitzt der Kormoran in den chinesischen Gewässern als Gehilfe des Fischfanges.

Das Huhn dürfte aus Indien stammen. Wie bei so vielen Haustieren hat wohl auch bei ihm die wirtschaftliche Bedeutung seines Fleisches und seiner Eier zunächst nicht die weitere Verbreitung begünstigt, sondern man hat besondere Eigenschaften des Hahnes — seine Kampflust und seine Gewohnheit, den Morgen zu verkünden — am meisten geschätzt. Noch heute sind in Indonesien die Hahnenkämpfe das beliebteste, mit leidenschaftlicher Erregung verfolgte Schauspiel, im Altertum kannte man sie auch in Griechenland, wie noch jetzt in Spanien. Das Krähen des Hahnes zu bestimmten Stunden der Nacht hat nicht nur dazu geführt, daß er als „Uhr" verwendet wurde, seine Eigenschaft, die Sonne anzukündigen, gab ihm auch eine mystische Weihe, ja eine gewisse Heiligkeit. Erst nach und nach hat sich die prosaische Hauswirtschaft des Huhnes bemächtigt, das jetzt durch seine Eierproduktion einen sehr wichtigen Beitrag zur Ernährung der europäischen Kulturvölker liefert.



Kirgise mit Jagdfalken. Nach Wereschtschagin.

Die Gans ist wohl eine Kultureroberung Europas, obwohl sich das nicht mit voller Bestimmtheit behaupten läßt; eine verwandte Form ist die chinesische Gans (Höckergans). In ähnlicher Weise scheint die Ente in Europa wie in China selbständig gezüchtet worden zu sein. Die chinesische Ente ist ihres Fleisches wie ihrer Eier wegen von großer Wichtigkeit für die Wirtschaft des Volkes und vertritt gewissermaßen die Stelle des Huhnes; es ist charakteristisch, daß in dem übervölkerten, aber wasserreichen Lande gerade die Zucht eines Wasservogels an erster Stelle steht.

Je tiefer wir auf der Leiter der Tiergattungen hinabsteigen, desto geringer wird die Zahl der Haustiere und desto schwächer die Einwirkung des Menschen auf die wenigen, die allenfalls zu nennen sind; es fehlt das Band der Sympathie, das engeren Anschluß ermöglicht. Halbzahme Schlangen als sorgsam geschonte und gefütterte Hausbewohner kommen vielfach vor, doch mischen sich hier wohl immer mystische Vorstellungen ein. Von Fischzucht im engeren Sinn ist nur bei Kulturvölkern die Rede, und die Meister auf diesem Gebiete sind die Chinesen, die denn auch den Triumph erzielt haben, bei einigen karpfenartigen Fischen jenes Variieren in Farbe und Form zu erzielen, das für die Haustiere so charakteristisch ist: der Goldfisch mit seinen goldglänzenden Schuppen und die zahlreichen Abarten dieses Fisches mit Mopskopf oder vorstehenden Augen oder übermäßig entwickelten Flossen sind Erzeugnisse der geduldigen chinesischen Zucht.

Als letzte Vertreter der Haustiere sind zwei Insekten zu nennen: die Biene und der Seidenschmetterling, beide von außerordentlicher wirtschaftlicher Wichtigkeit. Was die Biene namentlich früher, als Zucker teuer und selten war, für Europa bedeutet hat, läßt sich

kaum mehr ermessen; es kommt hinzu, daß auch eines der ältesten berauschenden Getränke, der Met, aus Honig hergestellt wurde. Die Zucht der Bienen, die bis in die neueste Zeit eigentlich nur darin bestand, daß man ihnen eine passende Wohnung bot und sie gelegentlich fütterte, ist sicher sehr alt und wohl an verschiedenen Punkten selbständig erfunden. Der Seidenspinner, dessen Zucht das Verdienst der Chinesen ist, scheint tiefer als die Biene durch die beständige Pflege beeinflußt zu sein. Die Erzeugung der Seide bildet immer noch eine der Grundlagen der chinesischen Wirtschaft, wenn es auch mit Erfolg gelungen ist, die Seidenraupe und die zu ihrem Gedeihen unentbehrlichen Maulbeerbäume in andere Gegenden zu verpflanzen.

Ob die Zahl der Haustiere sich im Laufe der Zeit noch stark vermehren wird, erscheint fraglich; in alle Winkel der Erde dringt jetzt der Europäer, gestaltet die Natur nach seinen Interessen um und bringt die Tiere mit, die nach seiner Erfahrung wirtschaftlich am nützlichsten sind, und so erliegen die einheimischen Tiere oft, ehe noch ein ernstlicher Versuch der Zähmung gemacht werden konnte. Anderseits freilich werden jetzt mit Bewußtsein und Verständnis Zuchtversuche angestellt werden, die ein besseres Ergebnis versprechen als manche früheren.

Die größte Gefahr droht freilich den Haustieren, deren Kraft durch Maschinen ersetzt wird, so vor allem dem Pferde; man darf sagen, daß dieses prächtige Tier heute nur noch von der Gnade des Menschen lebt, und daß es verschwinden wird, sobald das mächtigste Geschöpf des Erdballes seine Hand von ihm abzieht.

4. Gewerbe und Handel.

Unter primitiven Verhältnissen ist das Nahrungsbedürfnis nicht nur das dringendste, es ist oft das einzige überhaupt, dem eine gewisse regelmäßige Thätigkeit gewidmet wird. Was darüber hinausliegt, wird gelegentlich von den Einzelnen geleistet, oder es tritt wohl auch, wenn größere Aufgaben vorliegen, wie der Bau eines Hauses, eines Schiffes, die Rodung eines Waldstückes, die ganze gesellschaftliche Gruppe einmal zusammen und schafft das Erforderliche durch gemeinsame Arbeit, die meist mit einem Feste und Schmausereien eng verknüpft ist, durch „Bittarbeit", wie Bücher sie zu nennen vorschlägt. Derartige Bethätigungen kann man nicht als **Gewerbe** bezeichnen; der Begriff des Gewerbes ist ohne den der **Arbeitsteilung** nicht denkbar, die darauf hinausläuft, daß Einzelne es unternehmen, bestimmte Bedürfnisse einer ganzen Gruppe zu befriedigen, worauf sie von den Angehörigen dieser Gruppe wieder ihren Lebensunterhalt und sonstige Bedarfsgegenstände beziehen. Indem dieser Austausch festere Formen annimmt, wird er zum **Handel**. Gewerbe und Handel bedingen sich freilich nicht unmittelbar, aber sie gehören doch so eng zusammen, daß sie am besten von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus betrachtet werden.

Das Wort Arbeitsteilung ist ein bequemer Ausdruck, der aber nur mit Vorbehalt gebraucht werden darf; könnte er doch leicht zu der Ansicht verleiten, daß die Arbeit etwas Gegebenes, von Anfang zu Leistendes wäre, das dann nach und nach an Einzelne verteilt wurde, während doch in Wahrheit mit den Fortschritten der Kultur beständig neue Thätigkeiten notwendig und von einzelnen Gruppen übernommen werden, ohne daß sich jemals die Gesamtheit mit ihnen befaßte. Nicht einmal in dem Sinne, daß in der Urzeit jeder auch jedes Notwendige leisten mußte, deutet der Ausdruck den Gang der Entwickelung richtig an. Wenigstens finden wir schon auf den primitivsten Kulturstufen, die wir überhaupt noch mit den gegenwärtigen

Hilfsmitteln der Forschung zu erkennen vermögen, bereits die wirtschaftliche **Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib** mit Entschiedenheit durchgeführt, und die Entwickelung der gewerblichen Thätigkeit wird gerade in ihren Anfängen durch diese gegebenen Verhältnisse mit bestimmt; wenn sich aus freier und launenhafter Arbeit ein Gewerbe zu entwickeln beginnt, sehen wir es meist von einem der beiden Geschlechter ausschließlich ausgeübt, und oft ist es die Aufgabe der Kultur, diese Art der Arbeitsteilung nicht noch mehr zu befestigen, sondern zum Zwecke weiteren Fortschritts zu zerstören. Ein derartiger Vorgang hat, wie wir gesehen haben, den Feldbau umgestaltet, indem die schwere Arbeit der Feldbestellung nach und nach den Frauen abgenommen und auf die für sie geeigneteren Männer übertragen wurde.



Töpfer der Sandeh, Zentralafrika. Nach Lemaire.

Die nächste Stufe der Entwickelung ist in der Regel nicht die, daß sich besondere Gewerbebetriebe innerhalb eines Stammes oder einer Dorfgemeinde herausbilden; die Menschengruppe, um die es sich handelt, ist meist zu klein, als daß größere Sonderungen möglich wären, und zu einheitlich, um einen Zerfall in Berufsstände zu begünstigen. Viel häufiger geschieht es, daß sich die ganze Gruppe einem bestimmten Gewerbe zuwendet und mit anderen Gruppen in Austausch tritt. Das wird durch äußerliche Umstände begünstigt: eine ganze Reihe von Gewerben kann nur dort aufblühen, wo die nötigen Rohstoffe vorhanden sind, also die Töpferei im großen (s. die nebenstehende Abbildung) nur in der Nähe passender Lehmlager, die Eisenindustrie dort, wo Erz und Holzkohlen leicht zu beschaffen sind, die Schiffsbauerei nur an Stellen, wo geeignete Bäume in der Nähe schiffbarer Gewässer wachsen. So bilden oft größere Landstriche, deren Bevölkerung sonst politisch und vielleicht auch sprachlich in scharf getrennte Gruppen zerfällt, doch im wirtschaftlichen Sinn eine Einheit, indem sich die Arbeit der einzelnen Gruppen ergänzt; es ist das ein primitives Beispiel der Lehre, daß der wirtschaftliche Verkehr der politischen Vereinigung vorauszugehen pflegt. Die Gruppen selbst aber können je nach dem Stande der gesellschaftlichen Entwickelung Sippen, Familien oder Stämme sein; der Ausdruck **Stammesgewerbe** ist deshalb ungenügend und vielleicht besser durch **Gruppengewerbe** zu ersetzen.

Die gewerbliche **Arbeitsteilung der Geschlechter**, die zunächst einer kurzen Betrachtung wert ist, geht unmittelbar auf die Thätigkeit beim Erwerb und der Zubereitung der Nährstoffe zurück. Überall sehen wir die weibliche Kochkunst, wenn der Kürze wegen dieser ungenaue Ausdruck erlaubt ist, sich zu einer besonderen und geschätzten Fertigkeit entwickeln, während der Mann beim Zubereiten seiner Jagdbeute sich mit dem einfachen Braten am Spieß oder in heißer Asche begnügt. Die Vegetabilien, mit denen die Frau es zumeist zu thun hat, sind nur zum Teil auf so primitive Weise genießbar zu machen, sondern bedürfen der Behandlung mit heißem Wasser oder Wasserdampf. Aus dem Braten mit Hilfe glühender Steine, die zugleich mit den Speisen in Erdlöcher vergraben werden, entwickelt sich die früheste Form des Kochens: erhitzte Steine werden in hölzerne oder geflochtene, mit Wasser gefüllte Gefäße geworfen, bis

die Flüssigkeit zu sieden beginnt, ja selbst in den Fellen erlegter Tiere kocht man auf diese Weise das Fleisch oder Wurzeln und Früchte. Es ist immer die Frau, die sich diesen Künsten mit Vorliebe widmet, bis sie schließlich auch die Jagdbeute des Mannes bereiten darf, und bis auf diese Weise ihr Herdfeuer der Mittelpunkt des häuslichen Daseins wird. Da liegt ihr der Gedanke nicht fern, sich durch ihre Fertigkeit auch anderweitigen Gewinn zu schaffen, und in der That sehen wir in Afrika vielfach Frauen mit gekochten Speisen den Markt beziehen oder an den Handelsstraßen auf Käufer warten. Hier ist auch das Bierbrauen Sache der Weiber, und so finden wir denn nicht selten kleine Anfänge des Schankbetriebes, wo gerade die Gelegenheit dazu günstig ist.

Als ein Abkömmling der Kochkunst ist eine große Erfindung der Frau zu betrachten, die sich mit einer gewissen Berechtigung neben die des Hackbaues stellen kann, die Töpferei. Selten ist es so leicht, die Entwickelung einer gewerblichen Fertigkeit in derartig klarer Weise zu erkennen wie in diesem Falle. Nicht als ob irgend welche geschichtliche Überlieferung eines Kulturlandes, von dem die Erfindung ausgegangen wäre, uns hier zu Hilfe käme; es sind im Gegenteil sehr primitive Völker als die ersten Töpfer zu betrachten, und von einem Zentrum der Ausstrahlung kann schwerlich die Rede sein. Wir haben hier eine Entwickelung, die fast mit Notwendigkeit aus gegebenen Voraussetzungen hervorgehen mußte und sich deshalb an verschiedenen Punkten der Erde selbständig vollzogen hat. Auf die technische Seite dieses Vorganges kann hier nicht eingegangen werden; daß aber überall die Frauen bei ihrer kulinarischen Thätigkeit auf den Gedanken gekommen sind, die mit Lehm gedichteten Körbe und Schalen absichtlich dem Herdfeuer auszusetzen, um sie zu härten, und daß sie von da zur eigentlichen Töpferei übergegangen sind, kann nicht wohl bezweifelt werden: bei allen primitiven Völkern sehen wir die Keramik in den Händen der Frauen (s. die obenstehende Abbildung und die S. 272), und erst unter dem Einfluß höherer Kulturformen wird sie zu einem Handwerke, das von Männern ausgeübt wird.



Töpfernde Frauen von der Goldküste, Westafrika. Nach Photographie.

Da haben wir zunächst die Verhältnisse Afrikas. Überall in diesem Erdteile töpfern die Weiber, nur dort, wo die asiatische Kultur eingewirkt hat, bei den hamitischen Stämmen im Norden und Nordosten sowie in den hamitisch beeinflußten Wahumastaaten, gibt es männliche

Töpfer. Es ist anziehend, zu sehen, wie auch im nigritischen Afrika die Männer sich hier und da mit der Keramik zu befreunden beginnen, indem sie Tabakspfeifen aus Thon fertigen: wieder ein Beispiel, wie gelegentlich nicht die eigentliche wirtschaftliche Not, sondern die Neigung für ein Genußmittel die anfängliche Scheu vor der Weiberarbeit überwindet. Natürlich hat sich die Töpferei vielfach, obwohl sie den Frauen eigen ist, zum Ortsgewerbe entwickelt, da ja nicht überall geeignete Thonlager vorhanden sind; oft sind es auch nicht mehr alle Frauen eines Ortes, die sich der Töpferei widmen, sondern nur einige besonders geschickte.

In ganz Melanesien ist das Töpfern Weiberarbeit, die schon einen rein gewerblichen Charakter annimmt, denn der Topfhandel nach weniger begünstigten Orten steht vielfach in Blüte. Auf Fidschi widmen sich die Weiber der Fischer dem Gewerbe; einer wenig glaubwürdigen Sage nach sollen hier die Bewohnerinnen von Malaki nach dem Beispiel der Mauerbienen die ersten Töpfe gefertigt haben. Auf amerikanischem Boden erscheinen abermals die Frauen als Töpferinnen, so bei den Huronen, wo die Männer ebenfalls nur ihre Tabakspfeifen zu fertigen pflegten, und bei den Pueblo-Indianern. Besonders lehrreich in ihrer Einfachheit sind die Zustände, die Karl von den Steinen bei den Indianern des Schingugebietes antraf. Hier gab es noch Stämme, die nur Kürbisgefäße fertigten und diese gegen Thongefäße an die Töpferstämme verhandelten; die Töpfe, die immer von den Frauen gefertigt wurden, erweisen sich durch ihre Form als Nachbildungen der Kürbisschalen. Auch in Guayana findet sich noch ein blühendes, ausschließlich von Frauen ausgeübtes Topfgewerbe. Nicht ohne Grund hat man darauf hingewiesen, daß die einfachen und nüchternen Formen so vieler Thongefäße primitiver Völker durch die Phantasiearmut der Frauen bedingt sind. Ganz auffallend ist z. B. der Unterschied zwischen den mit Ornamentik überladenen Holzschnitzereien der melanesischen Männer und den schlichten Töpfen, die von ihren Frauen hergestellt werden. Immerhin gilt das nicht überall, wie denn die eben genannten keramischen Erzeugnisse der Indianerinnen von Guayana ein nicht geringes Maß von künstlerischem Sinn und Phantasie verraten.



Glätten von Töpfen bei den Zuñi, Nordamerika. Nach J. Stevenson. Vgl. Text, S. 271.

Aus der Töpferei entspringt leicht, wie das besonders in Afrika zu beobachten ist, eine andere Thätigkeit. Wie man Körbe mit Lehm zu dichten pflegt, so auch das Geflecht der bienenkorbartigen Hütten, und stellenweise wird denn auch das Geflecht ganz weggelassen und das Haus einfach aus Lehm erbaut. Da die Frauen mit der Bearbeitung des Stoffes vertraut sind, so fällt ihnen beim Hausbau oft eine wichtige Rolle zu; ein wirkliches Gewerbe entwickelt sich jedoch aus dieser Thätigkeit nicht.

Auf anderen Wegen kommen die Männer zu besonderen Berufen, und es braucht kaum erst gesagt zu werden, daß ihre ersten gewerblichen Arbeiten von der Jagd und dem Kriege herzuleiten sind. Die Herstellung der Waffen aus Holz und Stein wird niemals den Weibern überlassen, vielmehr weiß jeder tüchtige Mann sie selbst zu fertigen, bis dann allmählich Einzelne



Spinnende algerische Negerin.

Nach Photographie.

sich besonders hervorthun. Das Schnitzen der Waffen aus Holz führt zur Holzarbeit im allgemeinen, die so gut wie überall den Männern zufällt und gewissermaßen ein Gegenstück zur Töpferei der Frauen ist; in der Schnitzerei beginnen sich auch am ersten die künstlerischen Triebe zu offenbaren, da man wenigstens die geliebte Waffe gern verziert und durch besondere Abzeichen von anderen unterscheidet. Wo man auch Kähne aus Baumstämmen fertigt, sind es natürlich ebenfalls die Männer, die mit Axt und Feuer die Waldriesen aushöhlen.

Das größere Wild liefert außer Nahrungsstoffen seine Felle, deren Bearbeitung (s. die untenstehende Abbildung) zunächst der Mann zu übernehmen hat. Als Parallele zur Felltracht scheinen die Frauen die Herstellung von Stoffen aus Baumrinde erfunden zu haben, obwohl das mit Sicherheit nicht mehr nachzuweisen ist; in Polynesien sind es die Frauen, die den Rindenstoff fertigen, der dort in Ermangelung größerer Jagdtiere doch auch als Kleidung der Männer dient, und die Verhältnisse in anderen Gebieten widersprechen wenigstens der Möglichkeit nicht, daß es sich hier um eine ursprünglich den Frauen vorbehaltene Thätigkeit handelt. Aus der Bearbeitung der Felle entwickeln sich nach und nach besondere Gewerbe, wie das des Gerbers, des Sattlers, des Schuhmachers, stellenweise auch des Schneiders; in ganz Ostafrika schneidern die Männer, wie Macdonald versichert, und in Südafrika läßt sich noch nachweisen, wie diese des Mannes nicht ganz würdige Thätigkeit, die ja bei uns zu zahllosen Volkswitzen über das ehrsame Schneiderhandwerk Anlaß gegeben hat, mit dem Zusammennähen kleinerer Felle zu Mänteln (Karossen) beginnt, worauf dann natürlich, wenn europäische Kleiderstoffe eingeführt werden, der Mann seine Schneiderkunst auch auf diese anwendet. Es sind allerdings meist die älteren Männer, die sich in dieser Art beschäftigen: ein sehr bemerkenswerter Zug! Die Erscheinung wiederholt sich vielfach, daß die älteren, zu Jagd und Krieg nicht mehr tauglichen Leute durch gewerbliche Thätigkeit ihre fernere Daseinsberechtigung erkaufen und damit auch die herkömmlichen sozialen Begriffe und Bräuche beeinflussen. In Nordafrika ist z. B. das Herstellen von Körben aus Strohbändern ganz allgemein eine Beschäftigung der ärmeren Greise.



Fellkratzer der Wakwaia, Ostafrika. Nach Photographie.

Manche Fertigkeiten werden von beiden Geschlechtern ausgeübt, so die Flechtkunst und die aus ihr entspringende Weberei; immer aber zeigt sich die Neigung, daß wenigstens innerhalb einer bestimmten Gruppe der Menschheit entweder die Männer oder die Frauen sich diesen Künsten ausschließlich widmen, oder daß z. B. die feinere Flechtkunst, wie bei den Kaffern, von den Männern geübt wird, die gröbere von den Weibern. Das Spinnen (s. die beigeheftete Tafel „Spinnende algerische Negerin") und Weben ist in ganz Indonesien Sache der Frauen, in Westafrika dagegen pflegen die Frauen zwar zu spinnen, mit anderen Worten die von ihnen gebaute Baumwolle zur weiteren Verarbeitung vorzubereiten, die Weberei aber ist meist Männerarbeit. Häufig flechten auch die Weiber Körbe, die Männer Matten, und es entsteht dann wohl aus der Mattenflechterei ein wirkliches Gewebe, wie vielfach im Sudan; das einfache, sehr wenig Anlagekapital erfordernde Mattenflechten ist oft das Gewerbe der armen Teufel, die kein anderes Mittel besitzen, ihr Dasein zu fristen, und steht dann natürlich nicht sehr in Ansehen. Das

Flechtgewerbe kann sich unter Umständen noch weiter differenzieren, so daß sogar das Flechten falscher Zöpfe als ein Beruf erscheinen kann, wie in Korea (s. die untenstehende Abbildung).

Das eben genannte Beispiel zeigt, wie sich innerhalb einer Gemeinschaft die Arbeitsteilung zu wirklichem Gewerbebetrieb fortbildet; aber während diese Umbildung in primitiven Verhältnissen nur dürftige Fortschritte macht, erhebt sich dafür eine andere Art des Betriebes, das Orts- und Gruppengewerbe, zu höchster Wichtigkeit. Ganze Gemeinden und Volksgruppen gründen ihr Dasein teilweise oder manchmal fast ganz auf gewerbliche Arbeit und treten in engen Wechselverkehr mit ihren Nachbarn, die ihnen entweder andere Gewerbserzeugnisse oder Naturprodukte liefern. Einige Beispiele aus verschiedenen Gebieten der Erde mögen das erläutern.

In Guayana besitzt, wie Im Thurn berichtet, nahezu jeder Stamm sein besonderes Gewerbe. „Von den Küstenstämmen machen die Warrau weitaus die besten Boote und versorgen damit die benachbarten Völker ... In derselben Weise bauen weit im Inneren die Wapiana Boote für alle Stämme des Gebietes. Die Makusi haben zwei Erzeugnisse, die bei allen Stämmen sehr gesucht sind; das eine ist das Urali, das zum Vergiften der Pfeile und der Blasrohrbolzen dient, das andere ein großer Vorrat baumwollener Hängematten, denn obwohl diese jetzt auch von den Wapiana und den eigentlichen Kariben gefertigt werden, sind die Makusi doch die Hauptlieferanten. Die Arekuna bauen, spinnen und verhandeln den größten Teil der Baumwolle, die von den Makusi und anderen zu Hängematten und anderen Dingen verarbeitet wird. Die Arekuna liefern auch alle Blasrohre... Die Taruma und die Woyowai haben ein vollständiges Monopol für die Herstellung der Reibhölzer, auf denen die Indianer aller Stämme ihre Kassawa reiben; diese zwei entfernten Stämme sind auch die wichtigsten Züchter und Abrichter von Jagdhunden ... Nur die Ackowai haben, soweit mir bekannt ist, ihren Nachbarn kein besonderes Produkt zum Austausch zu bieten; diese Indianer werden von allen anderen besonders gefürchtet und ungern gesehen.“ Ganz ähnlich, wenn auch nicht so systematisch entwickelt, sind die Verhältnisse in Australien. So tauschten die Stämme am Murray von einem bestimmten Stamme Dioritstücke (Grünstein) gegen Speere ein, andere verschafften sich für ihren Überfluß an Aalen von den Nachbarn eßbare Wurzeln; Speere und Keulen wurden gegen Matten, Netze und Decken vertauscht, von den Stämmen am Coopers Creek, nach Howitts Angabe, auch Schilde gegen Gürtel, und die Stämme an der Nordspitze der Yorkhalbinsel verschafften sich von den Torresinsulanern Bogen, Pfeile und Trommeln. Ein Völkchen in Inneraustralien hatte sich sogar dem Berufe zugewendet, gegen Bezahlung Vorderzähne auszuschlagen, betrieb also eine „persönliche Dienstleistung“ nach Art eines Gewerbes.



Koreanerinnen, falsche Zöpfe flechtend. Koreanische Zeichnung. Nach J. D. E. Schmeltz.

In vielen Teilen Afrikas, besonders unter den ansässigen Stämmen des Westens, ist die Arbeitsteilung in ähnlicher Weise durchgeführt, nur daß es hier mehr die einzelnen Dörfer sind, die besondere Gewerbe entwickelt haben. Es ist in erster Linie die Eisenindustrie, die Mittelpunkte des Betriebes besitzt; überall sind die Männer Schmiede, nur beim Schlämmen des eisenhaltigen Sandes werden die Frauen herangezogen, die in den goldreichen Distrikten auch oft als Goldwäscherinnen thätig sind. Dörfer, in denen die Weberei besonders blüht, sind in

Westafrika häufig zu finden (s. die untenstehende Abbildung). Sehr charakteristisch für Afrika sind die Orte, in denen die Salzmacherei betrieben wird. Bei der vorwiegend vegetabilischen Kost der Neger ist das Bedürfnis nach Salz ungemein groß, und es gehört zu den allgemein verbreiteten Kenntnissen der Frauen, aus der Asche gewisser Pflanzen salzartige Substanzen auszulaugen, die notdürftig die Stelle des reinen Kochsalzes vertreten; wo aber Salz im Boden oder Wasser enthalten ist, also selbstverständlich auch an der Meeresküste, bildet sich die Salzsiederei als ein gewinnbringendes Gewerbe heraus, das nun hauptsächlich in den Händen der Männer liegt. Ähnliche Verhältnisse mögen im vorgeschichtlichen Europa geherrscht haben; an den wenigen Orten Böhmens, wo etwas Salz gewonnen werden kann, finden sich regelmäßig die Reste alter Siedelungen, Hallstatt im Salzkammergut scheint ein wahres Kulturzentrum gewesen zu sein, und um die Quellen von Salzungen rangen nach Tacitus' Bericht Hermunduren und Chatten in heißem Kampfe.



Weber von der Goldküste, Westafrika. Nach Photographie.

Neben den Orts- und Stammesgewerben, die einen ziemlich entwickelten Handelsverkehr voraussetzen und deshalb auf den Kontinenten, wo allseitige Berührung möglich ist, am besten gedeihen, entwickeln sich auch innerhalb der einzelnen Stammesgruppen bestimmte Berufe, die als Anfänge eines Handwerkerstandes betrachtet werden dürfen. Übrigens stehen sich die beiden Entwickelungsformen nicht schroff gegenüber; es kommt auch bei den Ortsindustrieen vor, daß nur ein Teil der Gemeinde, meist eine Anzahl bestimmter Familien, sich dem Gewerbe widmet, während vielleicht die Mehrzahl dem Feldbau oder der Jagd obliegt, oder es wird auch nur zu gewissen Jahreszeiten gewerblich gearbeitet.

Es sind wohl immer zunächst die alten oder die verkrüppelten, zu Krieg und Jagd unbrauchbaren Männer, die ein Gewerbe berufsmäßig betreiben, und die, indem sie ihre Fertigkeit auf ihre Nachkommen übertragen, einen Handwerkerstand ins Leben rufen. Es ist bezeichnend, daß mit am ersten die Herstellung von Waffen als Beruf Einzelner erscheint; vor der Zeit der Metalle ist es das Bearbeiten der Steine, später das Schmieden des Eisens, die als besondere Fertigkeiten geschätzt und von bestimmten Personen gewerbsmäßig betrieben

werden. Bei den Indianern Nordamerikas war das vor Ankunft der Europäer vielfach der Fall. „Ein Krieger oder ein Jäger“, schreibt darüber Schoolcraft, „pflegte freilich seine Waffen und Geräte selbst zu fertigen, aber die Verarbeitung von Feuerstein oder Hornstein zu Speer- und Pfeilspitzen erfordert zu viel Übung und mechanische Geschicklichkeit, als daß die Mehrzahl der Indianer darin etwas leisten konnte. Wie die Odschibwä berichten, gab es vor Einführung der Feuerwaffen eine Klasse von Leuten unter den nördlichen Stämmen, die den Namen ‚Pfeilspitzenmacher‘ trugen. Sie wußten die geeigneten Steine auszuwählen und widmeten sich ganz ihrem Berufe, indem sie im Austausche für ihre Erzeugnisse Tierhäute und Fleisch entgegennahmen.“ Noch bestimmter sind die Berichte aus Georgien, die Jones mitteilt. Es gab dort unter den Gebirgsindianern eine gewisse Klasse von Männern, die sich ausschließlich mit der Anfertigung steinerner Lanzenspitzen beschäftigte. Sobald sie einen genügenden Vorrat zusammengebracht hatten, begaben sie sich nach der Küstenebene, zogen dort von Ortschaft zu Ortschaft und verhandelten ihre Ware gegen andere Dinge, die in den Bergen nicht zu haben waren. An kriegerischen Unternehmungen beteiligten sie sich niemals, ja sie hatten selbst bei Stämmen, mit denen ihr eigener Stamm in Fehde lag, jederzeit freien Durchzug; ihr Beruf galt als ehrenvoll, wir haben hier also eine ausnahmsweise günstige Stellung der Handwerker. Daneben tritt auch oft schon eine zunftmäßige, durch berechnete Geheimniskrämerei verstärkte Abschließung auf. Catlin beschreibt die Herstellung von Pfeilspitzen (s. die nebenstehende Abbildung) bei den Apachen, die von zwei Arbeitern mit Hilfe eines Hammers zugeschlagen werden, und fügt hinzu: „Beide singen dabei, und die Hammerschläge werden genau im Takte der Musik abgegeben und mit einem scharfen und ‚zurückprallenden‘ Schlag, worin, wie die Indianer sagen, die große Medizin oder das Geheimnis der Arbeit liegt. Jeder Stamm hat seine Werkstätte, in der diese Pfeilspitzen gefertigt werden, und nur bestimmte Adepten können oder dürfen sie für ihren Stamm herstellen.“ Außer diesen Künstlern gab es bei vielen Indianerstämmen auch besondere Pfeifenmacher. Kohl lernte einen bei den Odschibwä kennen, der seine Pfeifen mit eingelegten Steinen verzierte, sehr langsam arbeitete, aber auch ungemein hohe Preise forderte.



Steinerne Pfeilspitze der Apachen, Nordamerika. Nach W. J. Hoffman.

Zuweilen ist die Arbeitsteilung innerhalb des Stammes schon beträchtlich fortgeschritten. Bei den Indianern am Kap Flattery im Staate Washington fand Swan Handwerker, die die Geräte für den Walfischfang fertigten, andere, die Taue herstellten, noch andere, die Boote erbauten; überhaupt bildete hier fast jedermann eine besondere Geschicklichkeit aus, mochte es nun der Fischfang und die Walfischjagd sein oder irgend eine mehr gewerbliche Thätigkeit. Weiter im Norden finden wir dieselben Verhältnisse. „Manche Männer und Frauen“, sagt darüber Niblack, „erwerben sich besondere gewerbliche Fertigkeiten und verhandeln die Erzeugnisse in ihren Mußestunden. Einige Männer sind erfahrene Haus- oder Bootbauer, Korbmacher, Gerber, Holzhacker, Metallarbeiter, Schnitzer in Holz, Stein, Horn, Knochen und Schiefer, Verfertiger von metallenen Geräten, Verzierungen, Hausrat u. s. w. und werden regelmäßig für ihre Dienste bezahlt. Das gilt ganz besonders von den Holzschnitzern, die sich mit der Anfertigung und Bemalung von Wappen- und Grabpfählen beschäftigen. Andere haben Ruf als erfolgreiche Jäger gewisser Tiere oder als erfahrene Fischer. Einige von den Frauen sind geübte Korbmacherinnen, oder sie schnitzen Hausgerät, weben Kleider und Matten aus Zedernrinde und Wolle oder fertigen Tanz- und Zeremonialtrachten. Im allgemeinen sind die Männer Schnitzer und die Frauen Weberinnen.“ Es bilden sich also hier auch aus der Frauenarbeit bestimmte Berufe heraus,

und die Folge ist, daß sich das weibliche Geschlecht einer ungewöhnlich angesehenen und unabhängigen Stellung erfreut. Es ist das ein sehr interessanter Gegensatz zu der Erniedrigung, die aus der Feldarbeit der Weiber zu entspringen pflegt; die Erklärung des Unterschiedes liegt wohl darin, daß die gewerbliche Frauenarbeit immer den Charakter einer halb freiwilligen Thätigkeit hat, während der Feldbau, dem es zukommt, die unentbehrliche Nahrungsgrundlage zu liefern, auf jeden Fall geleistet werden muß.

Auf manchen Inseln Polynesiens, wo eine Lokalisierung der Gewerbe nur in sehr geringem Maße möglich sein würde, haben sich förmliche Handwerkerkasten gebildet, die mit



Bazar in Kairuan, Tunis. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 278.

ihren Rangunterschieden und ihrer Erblichkeit an indische Zustände erinnern; daneben gab es Fertigkeiten, die von allen Angehörigen des einen oder des anderen Geschlechts geübt wurden. Auf den Tongainseln fertigten nach Mariners Zeugnis die Frauen Rindenstoffe (Gnatu), Matten, Körbe, Kämme, Zwirn u. s. w., die Männer dagegen Seile und Waffen. Außerdem fanden sich Gewerbe, die von bestimmten Männern berufsmäßig ausgeübt wurden; da waren die Kahnbauer, die zugleich Arbeiten aus Fischbein herstellten, die Erbauer von steinernen Grabgewölben, die Netzmacher, die Häuserbauer, die Tättowierer, die Keulenschnitzer, die Seilmacher, die Barbiere und die Köche. Die Reihenfolge der Berufe entspricht auch ungefähr der Achtung, deren sie sich erfreuten, die zuerst genannten Künste waren also am meisten geschätzt. Übrigens

gab es auch unter der allgemeinen Frauenarbeit gewisse Unterschiede: die vornehmeren Frauen widmeten sich gern der Herstellung von Kämmen, während die Zwirnmacherei mehr bei den niederen Volksklassen beliebt war.

Wie in Afrika die Handwerker teils dadurch Ansehen erlangen, daß sie in die Umgebung der Häuptlinge gezogen werden, teils künstlich organisiert werden, indem man sie der Aufsicht von Hofbeamten unterstellt, ist schon früher erwähnt worden, ebenso die eigentümliche Erscheinung, daß unstete Wanderstämme gern irgend ein leichteres Gewerbe ergreifen und auf diese Weise in eine Art Lebensgemeinschaft mit den seßhaften Bewohnern des Landes treten, aber freilich auch das Gewerbe selbst in Mißachtung bringen. Charakteristischerweise finden sich in Afrika die Pariahandwerker vorwiegend in den Gebieten, die den wüstenhaften Strichen des Nordens und Ostens angehören oder ihnen wenigstens benachbart sind, denn einmal sind gerade hier die unsteten Wanderer am häufigsten vertreten, und dann sind, wie ebenfalls schon erwähnt wurde, die hamitischen und semitischen Nomaden, die hier die Herren spielen, geborene Verächter der mühseligen Handarbeit. Die echten Neger kennen eine derartige Verachtung nur ausnahmsweise; die Schmiede, die im Bereich des Nomadismus eine wenig beneidenswerte Stellung einnehmen, sind bei ihnen in hohem Ansehen, das sie durch allerlei mystische Gebräuche noch stark zu vermehren wissen. „Es ist keinem Fremden“, schreibt Spieß von den Evhenegern im Togoland, „außerhalb der Familie eines Schmiedes gestattet, das Handwerk zu erlernen. Ist es in einer Familie nicht erblich, und ein Glied derselben hat doch angefangen, eine Schmiedewerkstätte zu errichten, so wird ihm dieser Übergriff nicht gut thun; er wird nach Anschauung der Evheneger seinen Tod in dieser Arbeit finden. Warum das? Der Hammer des Schmiedes ist eine Gottheit (Trö), und diese kann solcher Pfuscharbeit nicht ruhig zusehen. Die Gottheit wird einen solchen mit Krankheit schlagen und ihm den Tod bringen. Begreift unter den Kindern eines Schmiedes jemand das Schmiedehandwerk gut, und geht dessen Arbeit voran, dann wird von ihm gesagt, der Hammer hat ihn bezaubert. Damit ist sein Zeugnis ausgestellt, und er kann in die Fußstapfen des Vaters treten, der denn auch, wenn er alt ist, ruhig seinem Sohne das Geschäft übergibt.“

Überall wo zahlreiche Handwerker eines Berufes leben, liegt der Gedanke an einen engeren Zusammenschluß nahe. Die Entwickelung wird durch den Umstand begünstigt, daß auch bei verhältnismäßig fortgeschrittenen Völkern oft noch Reste des Familien- oder Stammgewerbes bestehen, so daß es immer Leute gleicher Abstammung sind, die bestimmte Berufe ergreifen; nicht minder aber begünstigt der Markt- und Handelsverkehr die Vereinigung, indem es überall bald zur festen Sitte wird, daß die Berufsgenossen immer zusammen an bestimmten Stellen des Marktes, wo sie von den Käufern leicht gefunden werden, ihre Erzeugnisse feilhalten. Entstehen endlich aus den periodischen Märkten dauernde Verkaufsstellen, wie die Bazare im Orient und Nordafrika (s. die Abbildung, S. 277), dann wohnen auch meist die Handwerker zusammen. Von oben her werden ihnen dann Aufseher gesetzt, die natürlich zunächst die Aufgabe haben, die Gewerbesteuern einzutreiben, die aber zugleich die Vertreter des Handwerks beim Hofe sind. In dieser Weise ist auch das Handwerk in Deutschland ursprünglich organisiert worden, bis es allmählich erstarkte und dazu gelangte, sich im wesentlichen selbst zu regieren.

Das klassische Land der Gilden und Zünfte ist aber China. Möglich, daß auch hier der Anstoß zur Organisation von oben gekommen ist: gegenwärtig ist jedenfalls die Neigung zum Zusammenschluß aller, die irgend gleichartige Interessen haben, den Chinesen so gründlich in Fleisch und Blut übergegangen, daß ein großer Teil des staatlichen Zusammenhaltes auf diesen freien Vereinigungen beruht, ohne die man das Dasein Chinas und seines Volkes gar

nicht verstehen kann. Alles schließt sich zusammen: die Kaufleute, die Handwerker, die Tagelöhner, aber auch die Gauner und Bettler organisieren sich und wissen von der vermehrten Macht, die ihnen ihre Einigkeit gibt, in jeder Weise Nutzen zu ziehen; auch die politische Unzufriedenheit findet ihren ersten Ausdruck stets in der Entstehung geheimer Gesellschaften, die ja neuerdings als „Wasserliliensekte", „Boxer", „Gesellschaft vom großen Messer" und dergleichen tiefgehende Unruhen erregt haben. Innerhalb der Verbindungen herrscht eine strenge Disziplin, die durch Strafzahlungen, Boykottierung u. s. w. aufrecht erhalten wird; von ihr werden Streitigkeiten beigelegt, die Preise festgesetzt, die Gefahren der Konkurrenz bekämpft, Verarmte und Kranke unterstützt, habgierige Beamte durch geschlossenes Auftreten eingeschüchtert. Daß die elende Beamtenwirtschaft Chinas das Land nicht längst zu Grunde gerichtet hat, ist nur dieser eigenartigen und ganz unzerstörbaren Selbstregierung des Volkes zuzuschreiben, deren Schwerpunkt im engen Zusammenschluß der verschiedenen Berufsgenossen liegt.



Verkäufer von Töpferwaren zu Nyangwe, Congostaat.
Nach E. J. Glave.

Der Umsatz gewerblicher und wirtschaftlicher Erzeugnisse, der **Handel**, ist in der Hauptsache eine Folgeerscheinung der menschlichen Produktion und kann sich jenen natürlichen Entwickelungsgesetzen nicht entziehen, die anfangs zu einer Teilung der Arbeit zwischen beiden Geschlechtern und dann zur Entstehung bestimmter Berufe geführt haben; auch der Handel entfaltet sich zunächst in zwei Richtungen, als Männer- und als Frauenhandel, bis sich dann ein wirklicher Kaufmannsstand herausbildet. Die Zwischenstufe, daß ganze geschlossene Gruppen sich einem bestimmten Berufe widmen, kehrt beim Handel wieder, denn oft genug weiß ein Stamm den lohnenden Zwischenhandel zu seinem Monopol zu machen, so daß er sein wirtschaftliches Dasein völlig auf diese Thätigkeit zu gründen vermag.

Der Handel der Männer steht dem der Frauen nicht so schroff gegenüber, daß nicht zahlreiche Übergangsformen möglich wären, im ganzen aber lassen sich die beiden Arten deutlich genug charakterisieren: der Männerhandel hat immer einen größeren Zug und einen halb kriegerischen Anstrich, er läuft auf **Expeditionen** nach entfernteren Gegenden und Stämmen hinaus, der Frauenhandel dagegen bleibt in engeren Grenzen und entwickelt sich als **Marktverkehr**. Die Entstehung beider Arten läßt sich noch recht gut verfolgen.

Der Fernhandel der Männer hat eine charakteristische Vorstufe. Es gibt Naturschätze, die auch von primitiven Völkern schon leidenschaftlich begehrt werden, und zwar handelt es sich, wie das immer wieder zu beobachten ist, weniger um Nahrungsmittel oder sonstige notwendige Bedarfsgegenstände als um Genußmittel, Schmuckstoffe und dergleichen. Wo Dinge dieser Art zu finden sind, das wissen meist die Stämme eines ausgedehnten Landstriches ganz genau, denn der Ruhm solcher Fundstellen verbreitet sich weithin, und der Wunsch, an den Schätzen teil zu haben, ist die unvermeidliche Folge davon. Auf dieser Grundlage entsteht aber nicht gleich ein wirklicher Handelsverkehr, für den alle anderen Voraussetzungen fehlen; es wird vielmehr üblich, daß die entfernteren Stämme bewaffnete Expeditionen nach den Fundstätten senden, dort durch eigene Arbeit die begehrten Stoffe gewinnen und zurichten und dann, mit diesen Schätzen beladen, sich nötigenfalls mit Gewalt rückwärts den Weg nach ihrer Heimat bahnen.

Australien bietet vorzügliche Beispiele dieser Vorstufe des Handels. Es sind da vor allem die Stellen wichtig, wo sich die hochgeschätzte rote Erde findet, mit der man bei festlichen Anlässen den Körper bemalt. Ein solcher Ort lag an den Haywardbergen und war im Besitz eines Stammes, der anderen den Zutritt gestattete; es durften jedoch, wie Jessop erzählt, nur zwei oder drei Leute an einem solchen Zuge teilnehmen, und die Rückkehr mußte innerhalb einer bestimmten Zeit erfolgen. So friedfertig geht es aber nicht überall zu. Die Expedition, die alljährlich von einer Abteilung der Dieri nach einer Fundstelle des roten Ockers ausgeschickt wurde, bestand aus 70 bis 80 wohlbewaffneten Leuten, die sich, wenn ihnen andere entgegentraten, mit Gewalt den Durchgang erzwangen. Die Ockerexpedition der Yantruwunta am Coopers Creek hatte 300 englische Meilen weit durch feindliches Gebiet hin- und zurückzuwandern und mußte sich auf der Reise die nötige Nahrung selbst verschaffen; gleichzeitig wurde ein Sandsteinbruch besucht und ausgebeutet, aus dem man Platten zum Zerreiben von Grassamen gewann. Noch wichtiger war allerdings die Reise nach der Gegend, wo die Pitcheripflanze wuchs, deren Blätter und Zweige als Narkotikum gekaut wurden; die Expedition hatte hier gegen 200 Meilen zu durchziehen und wurde bei ihrer Rückkehr mit großen Festlichkeiten empfangen.

Über ähnliche Verhältnisse bei den Eskimo des Baffinlandes berichtet Boas. Seine Angaben sind um so wichtiger, als sie gleichzeitig über die Anfänge eines wirklichen Handels, wie er sich auf diesem Weg entwickeln muß, Auskunft geben. „Zwei Bedürfnisse“, schreibt er, „geben den Hauptanlaß zu langen Reisen, die manchmal sogar Jahre dauern: Holz und Seifenstein. Die Küsten der Davisstraße und des Cumberlandsundes sind nahezu ganz ohne Treibholz, und aus diesem Grunde mußten die Eingeborenen entfernte Gegenden aufsuchen, um diesen notwendigen Stoff zu erlangen. Tudjaqdjuaq besonders war der Zielpunkt ihrer Reisen. Sie fuhren in ihren Booten südwärts, und wenn das Holz gesammelt war, wurde ein Teil davon auf der Stelle zu Bootrippen und Schlittenkufen verarbeitet, die man dann auf der Rückreise mitnahm; ein anderer Teil wurde zu Bogen gebraucht, obwohl man diese auch aus kunstvoll verbundenen Hirschgeweihen fertigte. Ein Teil des Holzhandels scheint in den Händen der Nugumiut, die das Holz in Tudjaqdjuaq sammelten und nach Norden schafften, gelegen zu haben. Ein anderer notwendiger und wichtiger Handelsartikel, Seifenstein, wird zu Lampen und Töpfen verarbeitet. Er wird nur an wenigen Stellen gefunden und sehr selten in Stücken, die groß genug zur Herstellung der genannten Gegenstände sind. Von Plätzen, die von den Eingeborenen besucht werden, um ihn zu holen, mögen genannt sein: Cautaq, östlich von Naujateling, Qarmaqdjuin (Exeter-Bay) und Committee-Bay. Die Besucher kommen aus allen Teilen des Landes, und der Seifenstein wird von den Felsen gegraben oder ‚eingehandelt‘,

indem man im Austausch einige Kleinigkeiten niederlegt." Die letzte Angabe ist nicht ganz klar, soll aber wohl besagen, daß man den Besitzern des Steinbruchs eine Entschädigung zahlt. So werden auch die Goldminen in Westafrika meist von allen umwohnenden Negern ausgebeutet, und die Besitzer erhalten nur eine kleine Entschädigung, z. B. nach Pobéquin die Eigentümer der Minen von Kokombo. Anderswo gelten solche Plätze als gemeinsames Gut und neutrales Gebiet, wie früher der große Pfeifensteinbruch an der Quelle des Missouri, den Expeditionen entfernter Indianerstämme ungehindert besuchen durften.

Ist aber ein Stamm im Besitz einer geschätzten Fundstätte und nicht ohne weiteres geneigt, andere an seinem Reichtum teilnehmen zu lassen, dann bleiben für die Nachbarn nur zwei Wege übrig: entweder sie suchen mit Gewalt das Verweigerte zu nehmen, wie denn z. B. in Nordwestamerika nach Ermans Zeugnis oft blutige Kämpfe um die Fundstellen von Blaueisenerde, Eisenocker u. s. w. ausgefochten wurden, oder sie bieten irgend eine Gegengabe, die dem besitzenden Stamm willkommen ist; liefert ihr eigenes Land keine geeigneten Erzeugnisse, dann bleibt nichts übrig, als irgend eine Gewerbsthätigkeit so fleißig zu betreiben, daß ein Überschuß von Tauschartikeln gewonnen wird, durch den man sich dann das ersehnte Gut verschafft. Von einem Tausch im kaufmännischen Sinne des Wortes, der ohne ein genaues Abmessen des Wertes nicht gedacht werden kann, ist freilich dabei zunächst nicht die Rede, sondern die Gegengabe wird als ein Geschenk angeboten und genommen; handelt es sich doch auch in der That nicht um einen wirklichen Austausch von Gütern, sondern um das Erkaufen der Erlaubnis, auf dem Boden eines fremden Stammes Naturerzeugnisse gewinnen zu dürfen. So sind es also teils räuberische Instinkte, teils Triebe der Sympathie — denn das Geschenk entspringt der Sympathie — die den Anfängen des Handels ihren eigenen Charakter geben; noch die alten phönikischen Kauffahrer, die bald als willkommene Gäste in einen befreundeten Hafen einliefen, bald als kecke Seeräuber Sklaven und Güter raubten, sind gute Beispiele dieser Art des Verkehrs, und sie haben noch viele verwandte Seelen als Nachfolger gehabt. Auf sie und ihresgleichen zielen die bekannten Worte Goethes:

Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Daß der Handelsverkehr so wenig geschäftsmäßig mit dem Austausch von Geschenken beginnt, liegt hauptsächlich darin begründet, daß gegenseitige freundschaftliche Besuche überall, wo nicht gerade kriegerische Spannung herrscht, ein überaus beliebter Zeitvertreib zu sein pflegen. Besuche und Gastgeschenke aber stehen in so enger und natürlicher Beziehung, daß sie auch bei den Kulturvölkern im kleinen Maßstabe noch immer zusammen vorkommen; wer die Gastfreundschaft entfernter Freunde oder Verwandten in Anspruch nimmt, bringt gern irgend eine willkommene kleine Gabe aus der Heimat mit oder gibt seinen Dank durch ein nachträgliches Geschenk zu erkennen.

Über die Neigung der Naturvölker zu Gastreisen liegen zahlreiche Zeugnisse vor. „Weil sie sich", berichtet Steller von den Kamtschadalen, „alle untereinander als Verwandte ansahen, so brachten sie den ganzen Winter mit gesellschaftlichen Gastereien zu, um den eingesammelten Vorrat zu verzehren. Zu Anfang des Winters gingen die von der Mündung den Fluß aufwärts zu Gaste; vom März an gingen die, so nahe an denen Quellen, den Fluß unterwärts zu Gast, bis sie nach zwei Monaten, keinem vorbei zu gehen, unterwegs endlich an die See kamen, wenn die Fische anfingen, aus der See aufzusteigen." Auch die Eskimo sind besonders im Winter in Bewegung, sobald das Eis festgeworden ist, und es vergeht dann fast kein Tag,

ohne daß Gäste in einer Siedelung vorsprechen und aufs freundlichste bewirtet werden, mögen sie nun einfach als Besucher kommen oder zu Handelszwecken. Diese Winterbesuche pflegen nur kurz zu sein; im Frühling und Sommer aber besuchen sich Familien gegenseitig oft für Monate und scheuen dabei große Entfernungen nicht. Gemeinsame Spiele, Turnkünste (s. die untenstehende Abbildung) und andere Vergnügungen würzen das Zusammensein. Ähnliche Reiselust beobachtete Somerville bei den Bewohnern der Neuen Hebriden. „Die Eingebornen", schreibt er, „haben außerordentliche Neigung für Reisen auf verhältnismäßig weite Entfernung (20—30 Meilen), um benachbarte freundliche Stämme auf ihrer eigenen oder auf anderen Inseln zu besuchen. Sie sprechen oft eine andere Sprache als diese Stämme. Manchmal bleiben sie mehr als einen Monat weg, wahrscheinlich wegen der Windverhältnisse. Die Rückkehr eines Bootes oder die Ankunft entfernter Freunde wird durch das Blasen von Muscheltrompeten angekündigt."

Wie auf diesem System der Gastreisen ein wirklicher Handelsverkehr im wesentlichen zu beruhen vermag, wird am besten durch die Verhältnisse erläutert, die bei den Angami-Nagas in den Gebirgen von Assam herrschen, einem Volke, das wegen seiner politischen Zersplitterung in einzelne Gemeinden, seiner beständigen Fehden und seines Hangs zur Kopfjägerei ganz besonders schlecht geeignet erscheint, lebhaftere Handelsbeziehungen zu unterhalten. Trotz alledem sind die Männer dieses Volkes eifrige und erfolgreiche Händler. „Die Schwierigkeiten des Verkehrs", sagt hierüber Pain, „werden durch ein hochentwickeltes System der Gastfreundschaft überwunden. Der Angami eines beliebigen Dorfes findet in jedem anderen wenigstens ein Haus, wo er Obdach und Nahrung erhält und vor plötzlichen Mordgelüsten in Sicherheit ist. Zwischen seinem Dorfe und diesem bestimmten Hause besteht eine Art Gastfreundschaft ... Keine noch so bittere Fehde erlaubt eine gänzliche Verletzung dieses Verhältnisses. Bei ihren Handelsgeschäften schachern und markten sie nicht; ein Preis, gewöhnlich dem Wert entsprechend, wird genannt als das, was sie nehmen oder geben wollen, und der Handel wird sogleich abgeschlossen oder fallen gelassen."



Turnende Eskimo. Eskimozeichnung. Nach W. J. Hoffman.

Wen erinnert dieses einfache Handelssystem nicht an altgriechische Verhältnisse? Die ungeheure, den jetzigen Kulturvölkern fast unverständliche Wichtigkeit der Gastfreundschaft bei den Hellenen wird dadurch klar beleuchtet; mit Recht wies ein handelseifriges Volk, wie die Griechen, dem höchsten ihrer Götter, dem Donnerer Zeus, den Schutz der gastfreundlichen Sitte zu. Immer aber sind es zunächst verwandtschaftliches Gefühl und Sympathie, wie ich im Gegensatze zu Schrader behaupten möchte, die zu Gastreisen antreiben, und auch das gegenseitige Beschenken ist anfangs nichts anderes als ein Sympathiebeweis, dem kühle Berechnung fremd bleibt, so noch in der Hauptsache zur Zeit Homers. In naiver Weise spricht sich aber bereits der beginnende Geschäftsgeist aus in der Bemerkung des Dichters, als er die Begegnung der Gastfreunde Diomedes und Glaukos in der Schlacht schildert und darauf erzählt, wie sie als Freundschaftszeichen ihre sehr ungleichwertigen Rüstungen tauschen: hundert Farren, ruft er halb bewundernd, halb mißbilligend aus, war die eine wert, neun Farren die andere. Der Gastfreund zahlte überdies für seine Bewirtung nicht bloß mit Waren oder sonstigen Geschenken, er war auch ohne diese gut aufgenommen: brachte er doch die willkommenste Gabe in der Zeit langsameren Verkehrs und dürftiger Nachrichten, erzählte er doch Neuigkeiten aus der Ferne, teilte neue Lieder und Geschichten mit und weckte in den Besuchten eine Fülle lieber Erinnerungen. Es ist

einer von den unwiederbringlichen Verlusten, für die wir unsere Kultur erkaufen, daß an die Stelle dieses menschlich-schönen Verkehrs das geschäftsmäßige Treiben des Kaufmannstandes und das Gasthofswesen getreten ist.

Noch heute spielt sich in unkultivierten Strichen des Erdballes der Handel als Geschenkhandel ab oder wird doch auf diese Weise eröffnet. Jeder afrikanische Fürst erwartet sein Geschenk, ehe er die Erlaubnis zu weiterem Verweilen des fremden Kaufmannes erteilt, selbst der einzelne Kauf wird gern mit Geschenken eröffnet und geschlossen, um dem geschäftsmäßigen Abschluß wenigstens den Schein eines Sympathiebeweises zu geben, wie das z. B. am Gabun, nach Bosmans Zeugnis, früher üblich war. Wie selbst der Handel im großen die Form des Geschenkverkehrs bewahren kann, zeigen die Angaben Emins über den Beginn des Handels der Araber mit den Wahumastaaten Zentralafrikas. „Es herrscht", schreibt er, „in Unyoro sowohl als in Uganda der Gebrauch, daß jeder Kaufmann bei seiner Ankunft etwa die Hälfte der mitgebrachten Güter, besonders Pulver, Blei, Schrote und Gewehre, dem Herrscher darbringt, der dafür dem Fremden Haus, Garten, Gaben an Vieh und Früchten zu Gebote stellt und bei seiner schließlich doch einmal erfolgenden Abreise ihm ein Gegengeschenk an Elfenbein macht, dessen Wert gewöhnlich drei- bis fünffach den Wert jener ersten Geschenke darstellt. Beide Teile fahren dabei nicht schlecht: der Araber, dem sein Kapital Frucht trägt, und der König, dem das Elfenbein nichts kostet, da die getreuen Unterthanen es liefern."

Auch die Indianer Nordamerikas hatten zum Teil Handelsformen bewahrt, die man als Geschenkhandel bezeichnen darf, so die Stämme südwestlich vom unteren Mississippi, von denen Brackenridge schreibt: „Ihre Art des Handels ist ganz primitiv. Es gibt kein Schachern und Streiten um den Preis. Ein Volk oder Stamm kommt zu einem Dorfe, schlägt in der Nähe ein Lager auf, und nach tausend barbarischen Höflichkeitsbezeigungen von beiden Seiten, die ebenso aufrichtig sind wie die der verfeinerten Kultur, überreicht die eine Partei alle Waren, deren sie sich entäußern kann, als ein allgemeines Geschenk. Die andere erwidert das kurz darauf mit einem ähnlichen Geschenk. Der Markt wird dann durch eine Menge von Spielen, Wettkämpfen und Tänzen beschlossen. Die Art, wie die Weißen handeln, scheint ihnen sehr verächtlich. Es zeugt, wie sie sagen, von einem engherzigen und niedrigen Geist, alle Kleinigkeiten zu wägen und zu zählen. Der Preis wird gewöhnlich vom Häuptling und seiner Ratsversammlung bestimmt, und der Stamm sowohl als die Händler müssen sich ihm fügen." Hier haben wir also ein gegenseitiges Beschenken der Stämme, ganz so, wie Tacitus das von den Germanen berichtet. Noch viel später war es in Europa üblich, wenigstens die Gesandten anderer Völker mit Geschenken zu überhäufen, so in Rußland, wo im Mittelalter nach Brückners Angabe derartige Geschenke einen Hauptposten der Staatsausgaben ausmachten.

Da unter primitiven Verhältnissen von einem genauen Abmessen des Wertes gar keine Rede ist, so findet man sich für Handelsgeschenke wohl auch in anderer Weise als durch Gegengaben ab. So brachten die Tonganer, die nach Fidschi Handel trieben, als Entgelt für die Waren der Fidschianer zwar in der Regel Stoffe, Waffen, Walfischzähne u. s. w. mit, aber sie leisteten wohl auch statt dessen Kriegshilfe oder sie führten eine Anzahl Weiber mit, die sie während ihres Aufenthaltes den Gastfreunden zur Verfügung stellten.

Der Geschenkhandel ist einer weiteren Ausbildung sehr wohl fähig; es ist durchaus nicht nötig, daß ein Stamm nur seine eigenen Produkte auf diesem Wege gegen andere umtauscht, er kann auch die erhaltenen Geschenke weiter verhandeln, ohne daß deswegen die Form der Gastreisen und des Geschenkverkehrs wegfallen müßte. Bei den nordamerikanischen Indianern

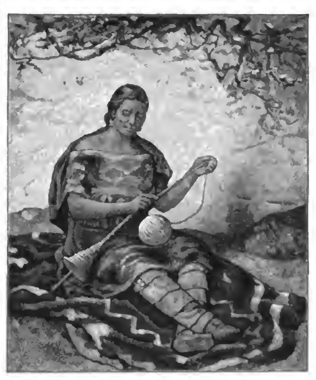
war und ist dieses System sehr entwickelt. Alljährlich besuchen z. B. die Kräheninidianer die benachbarten Stämme der Mandan, Minnetari und Ahnahhamäh, von denen sie im Austausch gegen Pferde, Lederzelte und dergleichen europäische Waren, vor allem Schießbedarf, zu erhalten pflegen. Sie werden dann ihrerseits von den Schlangenindianern und anderen Stämmen besucht, denen sie einen Teil der eingetauschten Waren gegen Pferde und Maultiere überlassen; auf diese Weise vermitteln sie thatsächlich den Handel zwischen weit voneinander entfernten Völkern. Auf die Dauer kann sich natürlich der Geschenkhandel nicht halten, da er zu sehr zum Mißbrauch reizt und thatsächlich von schlauen Händlern in sehr unschöner Weise zum eigenen Vorteil benutzt worden ist. Der wirtschaftliche Rückgang der Tungusen beruht zum Teil darauf, daß sich beständig jakutische Handelsleute bei ihnen einfinden, auf Kosten ihrer Wirte herrlich und in Freuden leben und sie dann beim Abschluß des Handels in schamloser Weise übervorteilen.

Wer die bisher gegebenen Beispiele aufmerksam betrachtet, wird leicht erkennen, daß der primitive Geschenkhandel in zweierlei Art stattfindet: entweder kommen ganze Stämme in Bewegung und besuchen sich gegenseitig, um bei Fest und Tanz, die ursprünglich wohl die Hauptsache waren, ihren Markt zu halten, oder es sind einzelne Personen, die ihre Gastfreunde bei fremden Stämmen aufsuchen und bei dieser Gelegenheit den Handel vermitteln. In beiden Fällen muß den Besuchern Friede und Sicherheit gewährleistet sein, ein Ziel, das nicht immer auf gleiche Weise erreicht wird. Zuweilen ist der Händler jedes beliebigen Stammes durch allgemeinen Brauch vor feindlicher Begegnung geschützt und darf selbst die Dörfer der Stämme ungescheut besuchen, mit denen sein eigenes Volk im Kriege liegt. So stehen die Verhältnisse in Guayana. „Jeder Stamm“, schreibt Im Thurn, „hat sein besonderes Gewerbe, und seine Mitglieder besuchen beständig die anderen Stämme, selbst die feindlichen, um die Erzeugnisse ihrer eigenen Arbeit gegen solche auszutauschen, die nur von anderen gefertigt werden. Diese handeltreibenden Indianer dürfen unbelästigt feindliches Land durchziehen. Als ich unter den Makusi lebte, hatte ich oft den Spaß, eine Anzahl dieser Indianer in mein Haus rennen zu sehen, in dessen Wand wir ein Fenster angebracht hatten, und nun zu beobachten, wie sie mit angehaltenem Atem, halb erschreckt und halb vergnügt, durch das Fenster auf eine Gruppe ihrer Feinde, die Arekuna, zeigten, die mit Baumwollballen und Blasrohren zum Tauschhandel ankamen. Es sind diese Händler, die alle Neuigkeiten verbreiten.“

So unverletzlich ist der Händler freilich nicht überall, und statt daß ihm gegenüber der Stammeshaß erlischt, scheint er mit seinen Waren vielmehr eine willkommene Beute. Daher kommt es, daß völlig Stammesfremde, die gar nichts mit den örtlichen Fehden zu thun haben, oft als Handeltreibende besonders willkommen sind; mancher europäische Händler verdankt gerade dieser Eigenschaft seine Erfolge, so Cabeza de Vaca, der im Jahre 1528 sich als Krämer zu den Cherruco-Indianern begab und sechs Jahre lang als hochwillkommener Gast und Handelsvermittler von Stamm zu Stamm reiste. Wo eine solche Vermittelung fehlt und ein so entwickeltes System der Gastfreundschaft, wie es oben von den Naga erwähnt wurde, nicht besteht, sind es in der Regel bestimmte Personen, die als Gesandte wie als Händler freien Zugang auch zu feindlichen Stämmen haben; Männer wie Frauen erscheinen in dieser Rolle. „Reisen und Besuche“, schreibt Kowald von den Bewohnern der Südküste Neuguineas, „finden beständig zwischen den verschiedenen Stämmen statt, wenn sie auf freundschaftlichem Fuße miteinander stehen, aber sie reisen nicht gern auf weite Entfernungen, und es scheint sie weder Ehrgeiz noch Neugierde dazu anzutreiben, neue Stämme kennen zu lernen; aber in jedem Dorfe gibt es gewöhnlich einige wenige Leute, die weiter als die übrigen gehen und beständig unterwegs

sind. Diese Leute haben meist keine feste Wohnung und können Dörfer betreten, die mit den Leuten ihres eigenen Stammes verfeindet sind." Auch Weiber, die durch Verwandtschaft nach beiden Seiten gedeckt sind, vermitteln hier im Kriegsfalle den Verkehr, indes sind sie nicht vor jeder Gefahr geschützt.

Auf dem Festlande Australiens wird auf ganz eigentümliche Weise eine Art Verwandtschaft oder Gastfreundschaft zwischen bestimmten Leuten hergestellt, die dann als Handelsvermittler dienen, so bei den Narrinyeri. „Wenn einem Manne", berichtet Taplin, „ein Kind geboren wird, so bewahrt er die Nabelschnur auf, indem er sie in ein Bündel Federn wickelt. Das nennt man Kalduke. Er gibt es dann dem Vater eines oder mehrerer Kinder, der zu einem anderen Stamme gehört, und diese Kinder sind jetzt Ngia-Ngiampe des Kindes, von dem der Kalduke stammt, und das Kind ist Ngia-Ngiampe für sie (der Ausdruck erinnert an das Fidschiwort Ngane, das Geschwister und nahe Verwandte bedeutet, die sich geschlechtlich zu meiden haben). Von dieser Zeit an darf keines der Kinder, denen der Kalduke gegeben worden ist, mit seinem Ngia-Ngiampe sprechen oder auch nur ihn berühren oder ihm nahekommen, noch darf dieser mit ihnen reden... Wenn die Personen, die in solchem Verhältnis zu einander stehen, herangewachsen sind, werden sie Handelsagenten der betreffenden Stämme. So würde z. B. ein Schwarzer vom Mundustamme, der bei einem Stamme weiter aufwärts am Murray einen Ngia-Ngiampe hätte, mit den besonderen Erzeugnissen des Mundustammes versehen werden, um sie seinem Ngia-Ngiampe zu bringen, der im Austausch dann die Sachen senden würde, die von seinem Stamme gefertigt werden." Sehr bequem ist das System allerdings nicht, da die Agenten nicht unmittelbar verhandeln können, sondern durch dritte Personen miteinander verkehren müssen. Es scheint übrigens, daß derartige Verhältnisse auch unter Erwachsenen auf bestimmte Zeit abgeschlossen werden können.



Spinnendes Navajo-Weib, Nordamerika. Nach W. H. Dall. Vgl. Text, S. 286.

Eine sehr eigentümliche Form des Geschenkhandels, die in keine Kategorie so recht hineinpaßt, mag hier anhangsweise ihre Stelle finden. „Wenn ein Schwarzer", erzählt Howitt von den Dieri in Australien, „auf einige Entfernung fortgeht, sei es zu einer der Horden oder kleineren Abteilungen, sei es zu einem benachbarten Stamme, so wird einer aus seinem Lager sein ‚Yutschin'. Dies geschieht so, daß ihm ein Strick von Menschenhaar oder einheimischem Flachs um den Nacken gehängt wird, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, Geschenke mitzubringen. Es wird dann seine Pflicht, Geschenke für seinen Yutschin bei der Rückkehr mitzubringen, und dieser sammelt ebenfalls, während er fort ist, Geschenke für ihn... Dieses Verfahren wird angewendet, um zu tauschen. Wenn jemand z. B. einen geschnitzten Bumerang sähe, den er gern haben möchte, so würde er zu dem Eigentümer sagen: ‚Ich will dir dies oder jenes dafür geben, wenn du mein Yutschin sein willst.' Einigen sie sich, so werden sie Yutschin,

und der eine von ihnen kommt nach einer Reise zu einem fremden Lager des Stammes oder sonst wohin mit den Dingen zurück, über die man handelseinig geworden ist, übergibt sie, und der Tausch wird vollzogen." Es macht den Eindruck, daß hier eine Verkehrsform des Fernhandels auf den Binnenverkehr übertragen ist, um einen geregelten Tauschhandel zwischen Stammes- und Lagergenossen, die sonst nur Kommunismus oder einfaches Schenken kennen, überhaupt zu ermöglichen.

Der Gegensatz zum Fernhandel wäre der Handel innerhalb einer kleineren sozialen Gruppe, eines Stammes, einer Sippe oder einer Gemeinde, und wenn den Gast- und Tauschreisen der Männer, wie gleich anfangs erwähnt wurde, der Kleinhandel der Frauen als besondere Erscheinung gegenübersteht, so wären dessen Anfänge vielleicht in diesem engsten Binnenverkehr zu suchen; die Frau wird ja ganz besonders geneigt sein, aus den überschüssigen Produkten ihrer kleinen Hausindustrie, der Spinnerei (s. die Abbildung, S. 285), Weberei, Töpferei u. s. w., durch Handel Gewinn zu ziehen. Allein in Wahrheit entsteht innerhalb der kleinen, durch Sympathie verbundenen Gruppen der geschäftsmäßige Austausch am spätesten oder überhaupt nicht; auch der Frauenhandel beginnt zwischen getrennten Gruppen, nur daß er sich in bescheideneren Grenzen hält. Eine scharfe Trennung zwischen Männer- und Frauenhandel ist deshalb nicht möglich, so sehr sich auch die ausgeprägten Formen unterscheiden.

Immerhin mag es nützlich sein, hier zunächst einen Blick auf die wenigen Beispiele eines primitiven Binnenhandels zu werfen, die freilich bei genauerem Zusehen den Namen eines Handels kaum verdienen, sondern auf ganz anderen als rein wirtschaftlichen Anschauungen beruhen dürften. Wie sie entstehen können, lehren vielleicht die Zustände auf der ozeanischen Insel Nauru; hier verzehrt nach den Berichten Senffts jeder die Nahrungsmittel, die er selbst gewinnt, nur die gefangenen Fische werden stets vertauscht. Tauschhandel ist dies merkwürdige Verfahren natürlich nicht, vielmehr dürfte es auf der weitverbreiteten Anschauung beruhen, daß in den Fischen sich die Seelen Verstorbener verkörpern, die nun leicht den Wunsch hegen könnten, sich nach dem Verspeisen durch Krankmachen an dem zu rächen, der sie ihrem Element entrissen hat; der Tausch wäre also weiter nichts als einer jener massenhaft vorkommenden Versuche kindlicher Logik, die erzürnten Geister hinter das Licht zu führen und in ihrer Rache irre zu machen. Vielleicht beruht auch der Binnenhandel auf den Palau-Inseln auf ähnlicher Grundlage, nur daß er jetzt ein Teil eines merkwürdigen, auf Geldverkehr und -Besitz gegründeten sozialen Systems ist. „Ansammeln des Geldes", schreibt Kubary, „welches mit der Umgehung des sittlich gebotenen Geldausgebens nur durch einen völligen Ausschluß aus dem Verbande des gesellschaftlichen Lebens möglich würde, wird dadurch unmöglich gemacht, daß niemand selbständig leben und nicht ausschließlich sein eigener Produzent sein darf. Sachen, die er selbst verfertigt, darf er nicht gebrauchen, er muß sie verkaufen, dagegen muß er die für eigenen Gebrauch kaufen und bezahlen. Hier sind wieder, um dem Ausbeuten und Übervorteilen zu steuern, die Preise und Zahlungen stabil, d. h. im voraus bestimmt, unveränderlich und jedermann bekannt." Dieser ganze Binnenhandel ist also eng mit den Geldverhältnissen verknüpft.

Der Frauenhandel ist in den meisten Fällen gleichbedeutend mit dem Markthandel, der ja selbst bei Kulturvölkern — man betrachte die Figuren eines Wochenmarktes einer kleinen deutschen Stadt! — noch größtenteils in den Händen der Frauen liegt, ja auf den sie stellenweise ein wirkliches Monopol besitzen und zu behaupten wissen. Im alten Nicaragua waren die Männer bei Prügelstrafe vom Markte ausgeschlossen; auch bei den Dschagga am Kilimandjaro wird nach den Zeugnissen von der Deckens und Volkens' der Markt nur von Frauen

besucht, den Männern ist der Zutritt versagt, und ebenso werden im südlichen Neuguinea die Märkte, auf denen Küsten- und Buschleute ihre Erzeugnisse umsetzen, ausschließlich von den Weibern abgehalten. Auch wo Männer zugelassen sind, pflegt die Zahl der Händlerinnen bei weitem zu überwiegen.

Ein zweiter charakteristischer Zug des Marktverkehrs ist der, daß es sich bei ihm in erster Linie um den Austausch von Nahrungsmitteln handelt, während der Fernhandel der Männer zunächst mehr der Beschaffung von Genußmitteln, Schmuck und dergleichen gilt. Die Frauen sind ja auch die ersten Bebauer des Feldes und naturgemäß sehr geneigt, die Überschüsse ihrer meist etwas reizlosen Kost gegen andere Nahrungsmittel umzutauschen. Bezeichnenderweise entsteht der Markthandel am leichtesten dort, wo ackerbauende Stämme an Fischervölker grenzen: die beiden Arten einseitiger und zeitweise überreichlicher Produktion drängen von selbst zu gegenseitiger Ergänzung. Dieser Drang kann so stark sein, daß selbst zwischen Stämmen, die sich bekriegen oder aufs äußerste einander mißtrauen, eine Art Markthandel entstehen kann, der dann gern die Form des sogenannten „stummen Handels“ annimmt. Der stumme Handel dient auch nicht selten als erste Anknüpfung des Verkehrs, aber schwerlich darf man ihn als die Urform alles Markthandels überhaupt bezeichnen. Immerhin läßt er sich so oft und in so verschiedenen Gegenden beobachten, daß er die größte Aufmerksamkeit verdient; es handelt sich offenbar um einen aus gleichen psychologischen Vorbedingungen überall in gleicher Weise entstehenden Vorgang.



Arabischer Zuckerbäcker, Tunis. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 289.

Stummen Handel trieben nach alten, aber nicht unglaubwürdigen Berichten bereits die Phöniker an der afrikanischen Küste, und ganz ähnliche Formen des Verkehrs lassen sich noch heutzutage in Afrika beobachten. Der Handel findet in der Weise statt, daß die eine Partei ihre Waren an einem bestimmten Platze niederlegt und sich dann zurückzieht, worauf die andere herbeikommt, an Stelle der Waren, die mitgenommen werden, andere Güter niederlegt und nun endlich die erste Partei zurückkehrt und die ausgetauschten Güter an sich nimmt. Persönliche Berührung und mündliche Verhandlungen sind also ausgeschlossen. Trotzdem ist ein Markten um den Preis möglich, indem die Partei, die mit dem Tausche nicht zufrieden ist, die niedergelegten Dinge nicht berührt, sondern sich wieder zurückzieht und abwartet, ob etwas zugelegt wird. Der stumme Handel scheint am häufigsten dort aufzutreten, wo ein höher

kultiviertes Volk mit einem primitiven und scheuen Stamme in Tauschverkehr zu treten wünscht, aber auch der umgekehrte Fall ist denkbar; so pflegen nach Casatis Angabe die Zwergstämme des innerafrikanischen Urwaldes, die in der Nähe nigritischer Ackerbauer wohnen, nachts Bananentrauben aus den Pflanzungen zu holen und dafür Stücke Fleisch aufzuhängen.

Es ist, wie gesagt, sehr fraglich, ob aller Marktverkehr zuerst in dieser schüchternen Weise begonnen hat; ist doch bei allen diesen Fragen zu bedenken, daß zwar vielfach die Bewohner eines Gebietes in zahlreiche und oft feindlich einander gegenüberstehende Stämme gespalten sind, daß aber doch diese Sonderung meist erst durch eine Teilung ursprünglich einheitlicher Gruppen entstanden ist, die auch nachher noch einen gewissen Zusammenhang bewahrt haben mögen, der das Entstehen des Marktverkehrs begünstigen mußte.

Das klassische Land der Märkte ist Afrika. Nur ganz vereinzelt finden sich hier Stämme, denen das Marktwesen fremd ist, den meisten übrigen ist es mehr als eine Notwendigkeit des wirtschaftlichen Lebens, es ist eine der unentbehrlichsten Bethätigungen und Freuden des Daseins überhaupt. Alle Leute, auch die keine Geschäfte haben, besuchen im Congogebiet nach Wards Zeugnis gewissenhaft den Markt, der hier aller vier oder acht Tage an dem gleichen Orte stattzufinden pflegt; da nun täglich irgendwo in der Gegend Markt ist, bleibt die Bevölkerung in beständiger Bewegung. Trotz der Teilnahme der Männer stellen die Frauen die Hauptmasse der Besucher, und meist sind es nur gewisse Waren, die von Männern feilgeboten werden, falls überhaupt männliche Verkäufer vorhanden sind.

Die Marktplätze liegen ursprünglich, wie das dem Ursprung der Verkehrsform entspricht, nicht innerhalb der Ortschaften, da ja deren Bewohner untereinander nichts zu tauschen haben und Fremde ungern innerhalb ihres festen Wohnplatzes sehen, sondern im Grenzsaum der Orts- und Stammesgebiete. Noch heute finden die Märkte am Congo meist im freien Land, auf Hügeln oder unter Bäumen statt; ganz dieselben Verhältnisse herrschen im südlichen China und in Tongking, wo die Marktplätze mit ihren Buden an wichtigen Straßen liegen, aber sich nur an bestimmten Tagen beleben und sonst höchstens von Gesindel bewohnt sind. Die Städte dort sind nur Festungen und Zufluchtsstätten für die Zeit der Not, das Volk in seiner Masse aber bewohnt die Dörfer. Auch bei den Galla liegen die Marktplätze an günstigen Punkten zwischen den Siedelungen. Selbst dort, wo man von diesem System zurückgekommen ist und die Märkte nach den Ortschaften verlegt hat, oder wo sich, was vielleicht noch häufiger vorkommt, aus dem Marktplatz eine Stadt entwickelt hat, hält man die großen Märkte gern außerhalb der Mauern ab, und nur die kleinen täglichen Märkte, auf denen nur unbedeutender Verkehr herrscht, dürfen in der Stadt selbst stattfinden.

Der Markthandel kann natürlich nur blühen, wenn die Besucher vor allen Feindseligkeiten geschützt sind und während des Marktes selbst Ordnung herrscht. In Zentralafrika übernimmt meist der Häuptling des Ortes, auf dessen Gebiete der Markt stattfindet, die Oberaufsicht, oder es vertritt ihn ein alter Zauberer, der sich oft noch besser Respekt zu schaffen weiß. In der Regel ist es verboten, Waffen mitzubringen, nur die Marktwächter, die den Aufseher in seinem Beruf unterstützen, sind bewaffnet und schreiten im Notfall rücksichtslos ein. Am unteren Congo werden die Marktfrevler mitten auf dem Platze bis zum Hals in die Erde vergraben und ihnen dann der Schädel zerschmettert; anderwärts in dieser Gegend gräbt man nach Nipperdeys Angabe die Gewehre der hingerichteten Störenfriede derart in den Boden des Marktplatzes, daß die Mündungen als Warnungszeichen herausragen. Im Sudan, wo das staatliche Leben geregelter ist, gibt es überall amtlich bestellte Marktaufseher, die meist in einem

besonderen Haus auf dem Marktplatze wohnen und als Schiedsrichter bei Streitigkeiten zu dienen haben. Anderson war Zeuge, wie in einer Stadt im Hinterlande Liberias der Aufseher vor Beginn des Marktes eine Ansprache an die versammelten 6—7000 Besucher richtete, worin er sie ermahnte, Frieden und Ordnung zu halten; auch durfte kein Palmwein auf dem Markt verkauft werden, um Ausschreitungen Betrunkener zu vermeiden. Oft freilich wird die Sorge der Aufseher für Ordnung zur Nebensache, und als ihre Hauptpflicht erscheint das Einfordern der Marktsteuer. Auch die Congohäuptlinge haben längst eingesehen, daß sie für ihre schützende und ordnende Thätigkeit eine Entschädigung verlangen dürfen, und erheben z. B. im Aruwimigebiet 1/20 aller angebrachten Waren als Abgabe, in Nyangwe sogar 1/6 bis 1/10 des Wertes.

Im Sudan gibt es Märkte, deren Häuser und Buden beständig stehen bleiben und sich an jedem Markttage mit Verkäufern füllen. Damit ist schon der Übergang zu den ständigen Märkten, den Bazaren oder Suks gegeben, die in ihrer ganzen Anlage die Entstehung aus den temporären Märkten noch zur Genüge bekunden. Es gibt in ihnen neben den in Buden wohnenden Handwerkern und Kaufleuten stets auch halb oder ganz ambulante (s. die Abbildung, S. 287). Die ständigen Märkte werden dann leicht die Mittelpunkte von Siedelungen, die sich im günstigen Falle zu mächtigen Handelsstädten entwickeln können. Ein Beispiel dieser Art ist Timbuktu, das ursprünglich nur ein zeitweise besuchter Markt zwischen Wüstenbewohnern und feldbauenden Negern war, in gewissem Sinn auch Mekka, das als religiöses Heiligtum zugleich ein wichtiger Marktort und endlich eine für arabische Verhältnisse bedeutende Stadt wurde.


Gezackte Muschelwurfscheibe aus einem prähistorischen Grabe zu Nashville, Nordamerika. Nach W. H. Holmes.

Als eine Verschmelzung des Fern- und Nahhandels kann man in der Regel den Zwischenhandel bezeichnen, der eine weite Versendung von Waren ermöglicht, ohne daß die einzelnen Händler diese Reise mitzumachen brauchen; von einem Stamm an den anderen verhandelt, gelangen die Güter endlich in die entferntesten Gegenden, wie in älterer Zeit Kauris aus dem Indischen Ozean an die Ostsee oder Seemuscheln tief in das Innere Nordamerikas (s. die obenstehende Abbildung). In primitiven Verhältnissen hat freilich der Zwischenhandel alles andere als den Zweck, den Güterverkehr zu erleichtern. Indem ein Volk ein Monopol auf den Handel mit gewissen Waren oder in einer bestimmten Gegend erwirbt, vermag es den Preis eigenmächtig zu bestimmen und reichen Gewinn zu ziehen; wo der Verkehr stark ist, wie vielfach in Westafrika, haben manche Küstenstämme alle produktive Arbeit aufgegeben und leben vollständig von einem Zwischenhandel, der im übrigen wirtschaftlich überflüssig oder vielmehr schädlich ist.

Das Entstehen eines Zwischenhandels liegt an sich sehr nahe und ist selbst sehr primitiven Völkern nicht fremd. Die Pitcherizweige, die sich, wie oben erwähnt, die Dieri durch eine weite Expedition selbst verschaffen, verhandeln sie an andere Stämme weiter; von da ist nur ein Schritt zum Weiterverhandeln von Waren, die sie selbst erst von anderen eingetauscht haben. In Guayana ist diese einfache Form des Zwischenhandels schon ganz gebräuchlich; wie in den westlichen Vereinigten Staaten die Krähenindianer als Handelsvermittler dienen, ist schon geschildert worden, und im Westen hielten die Tschilkat alle Inlandstämme von der Küste fern, um sich das Monopol des Durchgangshandels zu sichern. Bei alledem kann der Zwischenhandel mehr dem Reiseverkehr oder mehr dem Marktwesen entsprechen; entweder nämlich bildet sich der vermittelnde Stamm zu einem beweglichen Volk von Reisenden aus, das seine beiderseitigen

Kunden regelmäßig aufsucht und den Transport der Waren selbst in die Hand nimmt, oder er benutzt die Gunst des Ortes, um einfach die Handelsstraße zu sperren und im eigenen Gebiet einen Markt einzurichten, der nun von beiden Seiten abwechselnd besucht wird. Die letzte Form, die in Afrika besonders blüht, ist wirtschaftlich unfruchtbarer und für die Ausgebeuteten bedenklicher als die andere. Ein Beispiel der ersten Art boten dagegen früher die Tschinuk in Nordwestamerika, die als Handelsvermittler nach Norden und nach Süden hin weite Reisen unternahmen; in Afrika sind die Haussa als unermüdliche Reisende zu nennen, die zugleich auf ihren Fahrten gewerblich thätig sind, und ferner manche an größeren Strömen wohnende Stämme, wie die Kakanda, die den Niger befahren, die Bajansi am mittleren Congo und die Bassombo am Kwango.

Neben den Stammesmonopolen können auch solche einzelner Personen oder kleinerer Gruppen bestehen. So war es bei den Huronen allgemeine Sitte, daß eine Familie, die den Handel nach irgend einer Richtung hin eröffnet hatte, ihn nun auch ausschließlich betreiben durfte; wahrscheinlich hängt dieser Brauch eng mit der Entstehung des Handels aus Gastreisen zusammen, die natürlich auch nur der unternehmen konnte, der am Reiseziele Freunde oder Verwandte besaß.

Das Monopol des Zwischenhandels läßt sich nur ausnahmsweise auf die Dauer festhalten. Allmählich bildet sich ein Stand von Kaufleuten heraus, die den Fernhandel weiter ausbilden und einen geregelten Geld- und Kreditverkehr ins Leben rufen. In unsicheren Gegenden reisen die Händler gruppenweise in Karawanen, die nicht selten schon mit einer gewissen Regelmäßigkeit kommen und gehen; daß auch bei dieser Entwickelung nicht ausschließlich wirtschaftliche Erwägungen maßgebend sind, ergibt sich aus der Bedeutung der Pilgerzüge, wie sie am großartigsten im Gebiete des Islam auftreten und anscheinend oft dem Handel erst den Weg bahnen oder selber den Warenverkehr nebenbei vermitteln. Die seßhaften Völker und Städte, durch deren Gebiet sich der Handel bewegt, geben dann den aussichtslosen Versuch auf, den Zwischenhandel zu beherrschen, und entschädigen sich durch das Erheben von Zöllen, Weg- und Brückengeldern und sonstigen Abgaben. Diese Abgaben brauchen nicht immer in Waren oder Geld zu bestehen; die Karawanen, die durch Ugogo in Ostafrika zogen, mußten für die Erlaubnis des Durchzuges gelegentlich bei Festungsbauten helfen oder als Bundesgenossen einen kleinen Kriegszug mitmachen.

Die Unverletzlichkeit der reisenden Händler ist auch eines jener primitiven Güter, die mit steigender Kultur zunächst verloren gehen; der Kaufmann wird das Lieblingsopfer alles Raubgesindels zu Wasser und zu Lande, die Sicherung der Straßen eine Hauptaufgabe aller regierenden Gewalten. Freilich behält auch der Händlerberuf selbst leicht einen halb kriegerischen, halb räuberischen Charakter, eine Neigung, Vorteile mit Gewalt zu nehmen, wo Tausch und Überredung nicht hinreichen, wie das besonders in der Politik der Handelsstaaten hervortritt, die ja im Grunde großartig organisierte kaufmännische Gilden sind. In Altmexiko war der Kaufmannsstand eine halb politische Einrichtung; die Kaufleute, die sich anscheinend größtenteils aus dem unbegüterten Adel rekrutierten, dienten zugleich als Kundschafter und zogen wohl auch, wenn ihnen ein Land zur Genüge bekannt war, als Krieger aus, um es zu erobern und zu kolonisieren.

Wie die Wanderungen der primitiven Stämme sich dorthin richten, wo die wichtigsten wirtschaftlichen Güter ihres einfachen Daseins zu holen sind, so sucht auch der Handel der Kulturvölker naturgemäß die Gebiete auf, die begehrenswerte Güter besitzen und erzeugen. „Wir lernen“, sagt Peschel, „als Verbreitungsmittel der menschlichen Gesittung und als

Lockmittel für Völkerwanderungen die Seltenheiten und Kostbarkeiten der drei Reiche verehren, und wir gewahren, daß diejenigen Ländereien, die durch den Besitz solcher Schätze begünstigt waren, früher als andere in den Kreis einer höheren Gesittung hineingezogen wurden, so daß der Ortsbewegung der Kultur dadurch vielfach ihre Bahnen vorgeschrieben worden sind." Die Kulturvölker geben im Austausche für die natürlichen Schätze des Bodens oder Klimas teilweise die Ergebnisse ihrer höheren Intelligenz und ihrer regelmäßigen Arbeit, nämlich gewerbliche Produkte, die sie dank einer hochentwickelten Arbeitsteilung fabrikmäßig und sehr wohlfeil herzustellen vermögen. Die Fortbildung des Gewerbes vom Haus- und Lohnwerk zur eigentlichen Industrie steht ja im engsten Zusammenhange mit dem Fortschritte des Handels, denn beide



Chinesischer Palankin und Tschinrikischa. Nach Photographie.

bedingen und ergänzen einander. Wo sich weder natürliche Reichtümer finden noch Kulturarbeit die Stoffe veredelt, bleibt der Handel fern.

Der Landhandel ist nicht denkbar ohne Straßen, und selbst in den Steppen, wo man nicht erst „künstliche Ebenen" zu schaffen braucht, müssen wenigstens Richtpunkte des Verkehrs vorhanden sein, bis dann die beständige Benutzung dauernde Spuren hervorbringt. Die Beschaffenheit der Wege richtet sich unmittelbar nach den Transportmitteln des Verkehrs: wo der Mensch selbst der Lastträger ist, wie im größten Teile Afrikas, genügen schmale Pfade, das Auftreten des Wagens dagegen bedingt breite und verhältnismäßig ebene Straßen (s. die obenstehende Abbildung). Es ist freilich nicht ausschließlich der Handel, der den Fortschritt auf diesem Gebiet begünstigt: wie die rein sozialen Gefühle der Sympathie und Verwandtschaft die Anfänge des Verkehrs zum guten Teil geschaffen haben, so wirken sie in veredelter Form auch fernerhin als treibende Kräfte mit, indem sie bessere und raschere Verbindung zwischen den Gruppen der Menschheit fordern.

Dies Doppelgesicht aber zeigen alle mit dem Verkehr zugleich sich entwickelnden Einrichtungen. Was wir heute die Post nennen, dient den Interessen des Handels wie den rein

gesellschaftlichen Bedürfnissen gleichmäßig, und beide haben ihren Anteil an der Entstehung und dem Fortschritte des Postwesens. Das Mittel, sich durch Signale zu verständigen, ist allen Naturvölkern bekannt; in den verhältnismäßig windstillen Steppen Australiens sind Rauchsignale gebräuchlich, anderswo verständigt man sich durch Trommelschlag (s. die untenstehende Abbildung) oder durch aufgesteckte Zeichen. Es sind die Anfänge der Telegraphie. Zugleich aber sendet man Botschaften durch eigene Gesandte, bis dann beim Entstehen eines geregelten Handelsverkehrs die Kaufleute zugleich Boten und Briefbeförderer werden, denen endlich in höheren Kulturzuständen der Staat als stärkste soziale Macht wieder den Briefverkehr abnimmt. An die Stelle des Boten oder Reisenden, der die ganze Entfernung zwischen Absender und Empfänger zurücklegen muß, tritt ein System von untereinander verbundenen Vermittelungsstellen. Im großen Stile scheinen zuerst die Perser diese Einrichtungen durchgeführt zu haben, allerdings nur für den Gebrauch der Regierung, also zu rein sozialen Zwecken. Wie dann auch der **Krieg** die Verkehrsmöglichkeiten zu vermehren vermag, haben am großartigsten die Straßenbauten Napoleons I. bewiesen, die z. B. in Nordwestdeutschland die ersten großen Verkehrswege gewesen sind.



Signaltrommel von der Ramu-Mündung, Neuguinea. Nach Krieger.

Wer das Zusammenfließen sozialer und kommerzialer Einrichtungen in allen Verhältnissen des Verkehrs klar erkannt hat, den wird es nicht wundernehmen, wenn er auch das wichtigste Hilfsmittel des Handels, das **Geld**, aus zwei verschiedenen Wurzeln sich entwickeln sieht. Was von den Kulturvölkern der Gegenwart als Geld bezeichnet wird, dient gleichzeitig gesellschaftlichen Aufgaben und Handelszwecken; bei den Naturvölkern lassen sich dagegen noch Formen unterscheiden, die entweder der einen oder der anderen Aufgabe ausschließlich gewidmet sind.

Aus dem Gemeinbesitz der Horde oder des Stammes sondern sich zunächst die Dinge aus, die in besonders enger Beziehung zum Ureigentum des Einzelnen, zu seinem **Körper** stehen; gleichzeitig aber schafft jeder Mensch eine Zone eigensten Einflusses um sich her, indem er Gegenstände der Natur nach seiner Laune umformt und ihnen damit den Stempel seines Wesens aufprägt, so daß sie nun gewissermaßen zu ihm gehören, individuell geworden sind und damit sich der allgemeinen Benutzung entziehen. Beide Bedingungen treffen am ersten beim **Schmuck** des Körpers zu. Man darf sagen, daß die Schmucksachen das erste Privateigentum der Menschen sind, und daß sie die Anregung zu weiterem Sammeln persönlichen Besitzes gegeben haben. Aber so fest der Schmuck in diesem Sinne mit dem Einzelnen verbunden ist, so ist er doch zugleich beweglich; er kann von anderen nachgeahmt werden und dadurch seinen individuellen Charakter wieder verlieren, und er kann auch selbst durch Schenkung, Tausch oder Raub in den Besitz anderer gelangen, deren Wohlgefallen er erregt hat. In dieser doppelten Eigenschaft des Schmuckes liegt der Keim zu der älteren, der **sozialen** Art des Geldes.

Es liegt ungemein nahe, den Schmuck und sonstigen ihm verwandten Privatbesitz als Geschenk dem anzubieten, dessen Zorn man besänftigen will, oder von dem man eine Gunst oder einen Dienst erwartet, der über das übliche Maß gegenseitiger Hilfeleistung hinausgeht. So entsteht die wichtige Sitte des Brautkaufes und der noch viel wichtigere Brauch, Vergehen und Verbrechen durch Darbringung von Geschenken zu sühnen. Indem sich nun bald die Macht der Sitte und Gewohnheit nach ihrer Weise dahin geltend macht, daß nur noch bestimmte, allgemein beliebte Arten von Schmuck und anderem Wertbesitz zu Strafzahlungen und dergleichen verwendet werden dürfen, entsteht ein Zahlungsmittel, das wir als Geld für soziale Zwecke oder, da es nur innerhalb eines Stammes zirkuliert und mit dem Außenhandel nichts zu thun hat, als **Binnengeld** bezeichnen dürfen. In der Regel wird solches Geld auch von den Angehörigen des Stammes selbst gefertigt werden (s. die untenstehende Abbildung), aber es kann auch der Rohstoff und sogar das fertige Geld selbst von außen bezogen worden sein, ohne daß der wesentliche Charakter des Binnengeldes (der Umlauf nur innerhalb des Stammes) dadurch berührt wird. So ist z. B. zweifellos das Perlengeld der Palau-Inseln in älterer Zeit als Ware eingeführt worden, aber jetzt ist es ein ganz typisches Binnengeld geworden, das nur auf diesen Inseln selbst geschätzt wird, und mit dem man in keinem anderen Teile der Erde etwas kaufen kann.



Eisengeld der Banza, Zentralafrika. Nach Thonner.

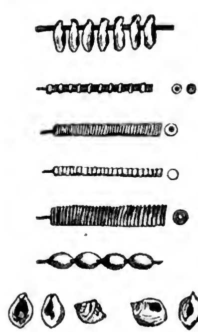
Durch das Binnengeld wird nach und nach das soziale Gefüge der Gesellschaft gewaltig beeinflußt und umgestaltet. Der Begriff des **Reichtums** bildet sich; das Geld erscheint als eine neue Macht neben den bisherigen Quellen des Einflusses, der Abstammung und der persönlichen Tüchtigkeit, indem es sie bald durch sein Hinzutreten zu unwiderstehlicher Stärke anschwellen läßt, bald sie beeinträchtigt und vermindert. Dem Ansammeln des Geldes sind keine Schranken gesetzt, obwohl es anfangs nicht an allerlei halbbewußten Gegenwirkungen fehlt; so wird das Vererben des Reichtums lange Zeit durch den Brauch unmöglich gemacht, allen Wertbesitz eines Verstorbenen zu vernichten oder zu verschenken, und ebenso hält der urzeitliche Kommunismus oft sehr zäh dem Streben nach übermäßigem Besitz die Wage.

Aus den Strafzahlungen entstehen die **Steuern** und damit eine Finanzwirtschaft der Gesellschaft als solcher oder zunächst doch ihrer Führer. Ursprünglich bezogen die Häuptlinge, zu welcher Klasse sie auch gehören mochten, keine Abgaben, sondern höchstens Geschenke und einen größeren Anteil an der Kriegsbeute; noch heute erhält in vielen Teilen Afrikas der Häuptling keine regelmäßigen Steuern, sondern unternimmt förmliche Bettelreisen oder plündert wohl auch die eigenen Unterthanen aus. Überall sind die Geldstrafen das erste und willkommenste Mittel, die Einkünfte zu vermehren, und diese Möglichkeit wird wieder bedingt durch das Vorhandensein eines Geldes, das zugleich ein genaueres Abmessen der Strafe gestattet.

Aus dem oben Gesagten geht hervor, daß sich das Binnengeld vorwiegend aus dem Schmuck entwickelt, und in der That sind die klassischsten Typen des Binnengeldes ursprünglich Schmucksachen. Hier ist vor allem das **Muschelgeld** zu nennen, das in verschiedenen sehr interessanten Formen auftritt, und das stellenweise, indem seine Wertschätzung nicht an die engen Schranken einzelner Stämme gebunden bleibt, zugleich zum Handelsgeld geworden ist, also fast als vollgültige Parallele zu den europäischen Geldarten betrachtet werden darf. Solch hohe Bedeutung hat in weiten Gebieten die Kaurischnecke (Cypraea moneta) erlangt. Seit alter Zeit hat sich diese Muschel, die fast nur von den malediviſchen Inseln ausgeführt wird, als Schmuck und vielleicht schon früh auch als Geld weithin verbreitet, selbst bis zur Küste der

Ostsee, wie zahlreiche Gräberfunde beweisen. In Bengalen, Hinterindien, China und auf den Philippinen war die Kauri lange Zeit das beliebteste Geld, bis in China die Muschelschnüre durch die in gleicher Weise aufgereihten Messingmünzen (Cash, Sapeken) ersetzt wurden. Dafür hat die Kauriwährung große Gebiete Afrikas erobert, so in Guinea und im westlichen Sudan, wohin die Muscheln erst durch die Araber, später auch durch europäische Händler massenhaft gebracht wurden. Neben den von den Malediven stammenden Muscheln hat man auch eine verwandte Art, Cypraea annulus, von der ostafrikanischen Küste her in Guinea eingeführt. Die Muscheln werden entweder, ihrer ursprünglichen Bestimmung als Schmuck entsprechend, auf Schnüre gereiht oder in Körben abgemessen. In manchen Teilen Afrikas dient die Kauri noch jetzt ausschließlich als Schmuck, kursiert aber nicht als Geld.

Sehr merkwürdige, gleichzeitig als Schmuck verwendete Arten des Muschelgeldes sind auf Neupommern und den benachbarten Inseln im Umlauf; es sind kleine, künstlich zugeschliffene und auf Fäden gereihte Scheibchen (s. die nebenstehende Abbildung), deren Herstellung ziemlich mühsam ist. Dieses Geld, auf Neulauenburg Diwarra genannt, dient vorwiegend sozialen Zwecken, doch auch dem Kauf und Verkauf innerhalb des Stammes, während es für den Fernhandel nicht zu brauchen ist. Melanesien ist überhaupt das klassische Land des Schmuckgeldes: Armringe, gekrümmte Eberhauer, Hundezähne u. s. w. erscheinen hier als Binnengeld und zugleich als beliebteste Schmucksachen. Aber auch hier ist nicht jeder Schmuck zugleich Geld.


Verschiedene Arten melanesischen Muschelgeldes. Nach Finsch.

In Afrika kursierte ehemals ein einheimisches Muschelgeld in Angola und auf Fernando Po, und noch zahlreicher waren die Muschelgeldsorten Amerikas. Das berühmte Wampum der nordamerikanischen Indianer war ein aus Muscheln hergestelltes Geld, das freilich daneben noch manchen anderen Zwecken zu dienen hatte; indem man z. B. die kleinen Muschelscheibchen als Verzierung auf Gürtel nähte, gelangte man zu einer Art Bilderschrift, und die Wampumgürtel wurden so Dokumente der Stammesgeschichte oder Träger wichtiger Botschaften, die freilich erst von Kundigen gedeutet werden mußten. In Nordwestamerika gab es Geld aus Dentalium- und Haliotis-Muscheln, die an der Küste gefischt wurden (s. die Abbildung, S. 295), anderes Muschelgeld fand sich bei kalifornischen Stämmen, und vereinzelt kam es in Yucatan und in Venezuela vor.

An die Stelle des Muschelschmuckes treten bei Handelsverkehr mit den Kulturvölkern meist die Glasperlen, die dann, falls die Einfuhr nicht zu massenhaft geschieht und die Mode nicht zu rasch wechselt, nicht selten die Rolle des Geldes übernehmen. Besonders anziehend sind die Arten des Perlengeldes, die aus älterer Zeit stammen und auf alten Handelsverkehr deuten, jetzt aber ganz als Binnengeld dienen. Auf den Palau-Inseln kursieren alte Perlen, die zum Teil venezianischen Ursprungs zu sein scheinen, und in den alten Golddistrikten Afrikas, an der Westküste wie im Südosten, findet sich ein ehrwürdiges Perlengeld, das offenbar in vergangenen Jahrhunderten durch den Goldhandel in diese Gebiete gelangt ist (Aggriperlen).

Zunächst unabhängig vom sozialen oder Binnengeld entwickelte sich das kommerzielle oder Außengeld als ein natürliches Erleichterungsmittel des Warenaustausches. So lange der

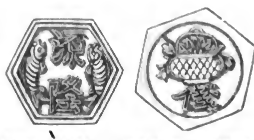
Handel nur ganz wenige Dinge umfaßt, wird das Bedürfnis danach nicht empfunden, da sich der Preis der Waren ohne Wertmesser leicht erkennen und bestimmen läßt. Wenn z. B. ein Stamm Getreide, der andere Fische zu Markte bringt, so genügt der einfache Austausch vollkommen; sind wenig Fische da und viel Getreide, so muß man entsprechend mehr Getreide für einen Fisch geben als im umgekehrten Falle. Aber wenn die Art und Menge der Waren wächst, dann wird der Verkehr immer mühsamer und zeitraubender, da sich die Bedürfnisse der Käufer und Verkäufer selten entsprechen werden. Da ist z. B. ein Verkäufer von Getreide, der gerade Baumwollenstoffe braucht, dort ein anderer, der Getreide kaufen möchte, selber aber Zwiebeln zu Markte bringt; wollen die beiden sich verständigen, so muß erst der Zwiebelbesitzer jemand suchen, der ihm Baumwollenstoffe für seine Zwiebeln gibt, was vielleicht wieder erst auf großen Umwegen möglich ist. Derartige Zustände auf sudanischen Märkten hat Barth anschaulich geschildert. Es ist klar, daß diesem Übelstande dadurch abgeholfen werden kann, daß eine bestimmte Ware zum allgemeinen Tauschmittel erhoben wird, das jeder ohne Schwierigkeit nimmt und ausgibt. Vorausgesetzt, dieses Tauschmittel wäre in dem eben angeführten Falle das Salz, so braucht der Zwiebelhändler nur seine Zwiebeln gegen Salz umzusetzen, um dann für das Salz, das auf jeden Fall in Zahlung genommen wird, das Getreide einzutauschen, und er kann das thun, ohne vorher nach den besonderen Wünschen des Getreidehändlers gefragt zu haben. Ein vollkommenes Geld in unserem Sinn entsteht freilich auf diese Weise noch nicht, da dem Handels- oder Außengeld der Charakter als Ware noch zu deutlich anhaftet, als daß es unter allen Umständen ein zuverlässiger Wertmesser bleiben und außerdem innerhalb der Gesellschaftsgruppen die Aufgaben eines sozialen Geldes erfüllen könnte. Wir sehen denn auch überall, daß sich das Allgemeingeld der Kulturvölker aus dem Binnengeld entwickelt, das den Zwecken des Außenhandels dienstbar gemacht wird: schon in der Kaurimuschel lernten wir ein Schmuckgeld kennen, das zum echten, allen Aufgaben gewachsenen Gelde geworden ist, und auch Gold und Silber verdanken ihre Wertschätzung ursprünglich nur dem Umstande, daß sie für Schmuck und Prunkgerät vorzüglich geeignet sind.



Speerartiges Gerät zum Fischen der Dentalium-Muscheln, Nordwestamerika. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 294.

Das Handels- oder Außengeld erscheint in unzähligen Formen bei den verschiedensten Völkern, da ja jede zur längeren Zirkulation geeignete Ware die Rolle eines Wertmessers und Tauschmittels spielen kann. Dinge, die raschem Verderben ausgesetzt sind oder wenig begehrt werden, eignen sich natürlich nicht dazu, und solche, die nur in großen, unteilbaren Stücken in den Verkehr kommen, lassen sich nur im Großhandel verwenden. In der That finden wir in Afrika oft ein Großgeld (z. B. Elfenbein, Gewehre, Gold, Sklaven) neben dem Kleingeld. Als Handelsgeld erscheinen am häufigsten das Salz, Baumwollenstoffe, eiserne Barren oder Hacken, Kupfer, Getreide, Datteln, Tabak, in Ländern mit europäischer Einfuhr auch Messingdraht, Rum und Schießpulver. Zuweilen kursiert die Ware gar nicht mehr als Geld, dient aber noch immer als Wertmesser, wie an der westafrikanischen Küste stellenweise die Eisenbarre oder das Stück Baumwollenstoff. Anderswo bewahrt das Geld dagegen die Form der ursprünglichen Waren, wie ältere chinesische Bronzemünzen, die noch die Gestalt von Messern haben.

Diese imaginären Wertmesser führen uns auf das Zeichengeld, das man geneigt sein könnte, als höchste Blüte der Kultur den primitiven Geldarten gegenüberzustellen. In Wahrheit erscheint das Zeichengeld schon früh als eine Abart des Binnengeldes; hat ja das letztere an sich schon, da es aus dem Schmuck und Tand hervorgeht, einen halb eingebildeten oder konventionellen Wert, dem keine praktische Verwendbarkeit entspricht. Für Getreide kann man immer wirkliche Werte als Gegengabe erhalten, daß aber jemand derartige Werte für Kaurimuscheln oder selbst für Gold abgibt, beruht doch auf Übereinkommen und ist nichts weniger als selbstverständlich. Gewisse Arten des Binnengeldes haben auch eine mystische Bedeutung und infolgedessen für die Besitzer einen Wert, den Außenstehende weder begreifen noch anerkennen. Die Versuche, das umlaufende Bargeld systematisch durch Zeichengeld zu ersetzen, sind allerdings erst auf höheren Kulturstufen möglich. So wurden im mittelalterlichen Rußland die Felle von Pelztieren, die ursprünglich als Geld dienten, eingezogen und am Zarenhof aufgestapelt, während dafür abgestempelte Fellstückchen (Ohren) in den Verkehr gebracht wurden. Den großartigsten Versuch dieser Art machten die Herrscher des mongolischen Riesenreiches, die an Stelle von Gold- und Silbergeld, das massenhaft in der Residenz der Mongolenkaiser aufgespeichert wurde, nach chinesischem Vorbilde Papiergeld ausgaben, freilich ohne dauernden Erfolg. Reines Zeichengeld sind manche chinesische Münzen aus Lack oder Porzellan (s. die obere Abbildung); auch die Bleimünzen gehören eigentlich hierher (s. die untere Abbildung).


Chinesische Porzellanmünzen. Nach Schlegel.

Eine besondere Gruppe bilden die „lebenden Gelder“, Vieh und Sklaven, die beide als Wertmesser und Wertbesitz vielfach Verwendung finden; da die Völker des klassischen Altertums von der Viehwährung zum Metallgeld übergingen, ist bei der leider noch sehr verbreiteten einseitigen Berücksichtigung dieser Zustände der Irrtum entstanden, daß überall das Vieh als ältestes und natürlichstes Geld gedient habe. In Wirklichkeit kann das Vieh nur dort diese Aufgabe übernehmen, wo es in größerer Zahl vorhanden und überall genügende Weide zu finden ist, und auch dann ist es nur Großgeld, neben dem eine Art Scheidemünze umlaufen muß; im alten Hellas gab es in der That ein Eisengeld, das sich am längsten in Sparta erhalten hat, wo es mit Bewußtsein zum echten Binnen- und Zeichengeld umgestaltet wurde; in Italien bestand neben der Vieh- eine Kupferwährung. Die Sklavenwährung kann natürlich auch nur bei Völkern entstehen, die Verwendung für Sklaven haben. Was aber das Vieh- und Sklavengeld von allen anderen Arten unterscheidet, ist die Thatsache, daß es unmittelbar Zinsen trägt; die Milch, die Wolle und die Jungen der Tiere, die Arbeitskraft der Tiere und Menschen ergeben einen Gewinn, der die Kosten des Unterhaltes übersteigt, also eine wirkliche Verzinsung des in ihnen angelegten Kapitals.





Chinesische Bleimünzen. Nach Schlegel.

Damit ist aber nicht gesagt, daß erst der lebende Besitz den Anstoß zum Zinsennehmen und -Geben geboten habe; im Bereich echten primitiven Binnengeldes finden wir die Idee, daß für das Umwechseln und das Leihen von Geld wie für jeden anderen außerordentlichen Dienst bezahlt werden müsse, gar nicht so selten. Wer auf den Palau-Inseln ein größeres Geldstück

wechselt, muß Zuschlag zahlen, und in ganz Melanesien ist das Ausleihen von Geld gegen hohe Verzinsung bekannt und gebräuchlich.

Im ganzen ist die Wirkung des Geldes auf die sozialen Zustände stärker als auf den Verkehr, vor allem auf den Großhandel, der recht gut auch ohne Geld auskommen kann. Haben doch gerade die Handelsvölker des Altertums, die Phöniker und Karthager, kein großes Geldsystem entwickelt, sondern am Tauschhandel festgehalten, und auch die Römer fanden es vorteilhafter, wenigstens das Gold, das als wichtigstes Tauschmittel galt, nicht auszuprägen, sondern als Ware zu behandeln. Selbst ein ausgebildeter Kreditverkehr ist ohne gemünztes Geld denkbar, ja im internationalen Güteraustausch wird auch das Münzgeld wieder zur Ware. Ihre volle Bedeutung gewinnt die Münze immer nur innerhalb einer Gemeinschaft, mit anderen Worten, sie hat stets mehr die Eigenschaften des Binnen- als des Außengeldes. Bei den Scheidemünzen hindert man ja absichtlich, indem man sie minderwertig ausprägt, daß sie im Außenhandel verwendet werden.

Aus dem Gesagten ergibt sich auch, daß die Stadien der Natural-, Geld- und Kreditwirtschaft, die nach der landläufigen, zuerst von Bruno Hildebrand aufgestellten Ansicht die Menschheit nach der Reihe durchlaufen soll, nur sehr bedingte Geltung haben. Es gibt Naturvölker, wie die Palau-Insulaner oder die Bewohner Neupommerns, die in ihrer Art eine höchst entwickelte Geldwirtschaft haben, während in mancher europäischen Kolonie aus Mangel an gemünztem Geld oft lange Zeit wieder die reine Naturalwirtschaft geherrscht hat, ohne daß deshalb ein großer Rückgang der Kultur erfolgte. Von zahlreichen primitiven Völkern aber läßt sich behaupten, daß sie überhaupt nicht in unserem Sinne Volkswirtschaft treiben. Einen großen Fortschritt gegenüber der Einteilung Hildebrands oder gar der noch älteren Lists, nach der die Kulturmenschheit die Stufen des Jäger- und Hirtenlebens, des Ackerbaues, der Agrikultur-Manufakturperiode und der Agrikultur-Manufaktur-Handelsperiode nacheinander durchlaufen haben soll, bedeutet die von Karl Bücher vorgeschlagene Einteilung in die Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft (reine Eigenproduktion, tauschlose Wirtschaft), die Stufe der Stadtwirtschaft (Kundenproduktion oder Stufe des direkten Austausches) und die Stufe der Volkswirtschaft (Warenproduktion, Stufe des Güterumlaufs). Aber der Mannigfaltigkeit des Wirklichen gegenüber ist auch sie ungenügend. Wie auf allen Gebieten des menschlichen Daseins, so herrscht bei den Naturvölkern, und am meisten bei den isolierten, von außen wenig beeinflußten, die Neigung zur Einseitigkeit vor. Oft entwickelt sich der Keim einer Anlage oder eines Triebes zu einem so mächtigen Schößling, daß er bei den Kulturvölkern kaum seinesgleichen findet, aber dafür sind die anderen Keime schwach und verkümmert; was die Kulturmenschheit hoch über die primitiven Stämme erhebt, ist nicht ihre absolute Vollkommenheit auf jedem Gebiete, also auch in jedem Zweige der Wirtschaft, sondern die harmonische Entwickelung aller Kräfte und Kenntnisse. Den zahllosen Wirtschaftsweisen der Naturvölker steht die ihre als verhältnismäßig einheitlicher Begriff gegenüber, der alle Möglichkeiten umfaßt und vermittelt.

IV. Die materielle Kultur.

1. Benutzung und Beherrschung der Naturkräfte und Naturstoffe.

Alle Untersuchungen des stofflichen Kulturbesitzes müssen mit dem Körper des Menschen beginnen, denn die Elemente, die ihn bilden, sind die ersten Dinge der Außenwelt, die von den geheimnisvoll schaffenden Kräften des Innenlebens herangezogen, umgestaltet, in einen Teil des Menschen selbst verwandelt und nach vollendetem Kreislauf wieder abgestoßen werden. Es ist nur ein Schritt darüber hinaus, wenn der Mensch mit Bewußtsein Stoffe und Kräfte, die ihm zugänglich sind, zu Hilfsmitteln seines Daseins umbildet, wenn er die leibliche Zone seiner Bethätigung mit einer weiteren umgibt, innerhalb deren er umschaffend und neuordnend wirkt und allen Dingen einen Hauch seines Wesens einflößt.

Im Grunde ist alles Lebende von einer solchen Zone des Einflusses umrahmt, die es unwillkürlich oder mit wachem Bewußtsein schafft, und die des Menschen unterscheidet sich nur dem Grade, nicht dem Wesen nach von den übrigen. Dennoch ist der Unterschied ungeheuer. Der Mensch ist das Wesen, dessen ganze Entwickelungs- und Anpassungsfähigkeit sich im Bewußtsein konzentriert, er unternimmt es, die umgebende Welt durch den Verstand zu bezwingen, und eben darum paßt er sich weder den äußeren Umständen noch auch der von ihm selbst umgestalteten Umgebung dauernd an, sondern strebt beständig nach neuen Zielen; seine geistige Kraft wächst mit ihrer Bethätigung, er überblickt die Möglichkeiten weiteren Fortschrittes und fügt sich nicht in die bestehende Welt, sondern biegt, zersetzt oder zerschlägt sie, um sie seinen Idealen gemäß neu zu formen. „Der Mensch", sagt Reclus, „macht die Natur geschmeidig und verwandelt die Naturgewalten in gezähmte Kräfte." Alles das freilich gilt nur von den Führern der Bewegung. Wie der einzelne Mensch sein Denkorgan besitzt, so hat die Menschheit als Ganzes ihre Gehirne, die für die Massen denken und schaffen, während der Durchschnittsmensch gern in friedliche Harmonie mit seiner Umgebung tritt und nicht geistigen Kampf sucht, sondern Schutz und Ruhe für die Fortpflanzung und Erhaltung des Geschlechts.

Alle materielle Kultur ist eine Schöpfung des Geistes und deshalb aufs engste mit der geistigen verbunden, ja zum Teil so unmittelbar von ihr abhängig, daß es widersinnig wäre, sie scharf von ihr zu sondern. Die Kunstwerke des Malers oder Bildhauers sind gewiß stofflicher Art, aber der Stoff ist hier viel mehr Nebensache als bei einem Messer oder einem Ruder. Der materiellen Kultur im engeren Sinne wird man deshalb vor allem das zurechnen müssen, was mit ihrer eigensten Basis, dem menschlichen Leibe, in näherer Verbindung steht: alle Dinge, die bestimmt sind, den Körper zu verstärken oder zu entlasten, gehören ihr an. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch zunächst eine peinlich genaue Einteilung in Waffen,

Werkzeuge, Geräte u. s. w. gar nicht nötig, denn alle Organe des Körpers können in verschiedener Weise verstärkt und entlastet werden, und wie diese Organe selbst mancherlei Aufgaben übernehmen müssen, vor allem die Hand zu unzähligen Dingen geschickt sein muß, so werden auch die äußeren Hilfsmittel oder, um mit Kapp zu reden, die „Organprojektionen“ oft mehr als einem Zwecke gelegentlich oder dauernd dienen. Alle Darwinistischen Gesetze aber von Anpassung und Auslese, die für den menschlichen Körper nicht mehr oder nur in geringem Maße gelten, walten nun um so unbeschränkter auf dem Gebiete des stofflichen Kulturbesitzes. Wie die schaffenden Kräfte des Tierleibes diesen selbst neuen Zwecken entsprechend umgestalten, so gibt das menschliche Bewußtsein der weiteren Zone des Einflusses, die es über den Raum des Körpers hinaus gebildet hat, willkürlich entsprechende Formen, sobald neue Aufgaben herantreten, oder es gestaltet sie wohl auch im Spiele müßiger Laune künstlerisch um. So entsprechen den Entwickelungsreihen, wie sie die Paläontologie und vergleichende Anatomie für die Körper der Tiere nachzuweisen vermag, ähnliche Entwickelungsreihen des menschlichen Kulturbesitzes und seines schmückenden Beiwerkes: wir sehen aus dem Bogen sich ein Musikinstrument entwickeln (s. die nebenstehende Abbildung), die plumpe Holzkeule sich zum sausenden Bumerang umgestalten, in der Ornamentik sich menschliche Figuren zu pflanzenartigen Verzierungen, Tierkörper zu geometrischen Mustern umbilden, und wie die Zoologie Spuren ehemaliger zweckmäßiger Organe als überflüssige Reste vielfach nachzuweisen vermag, so fehlt es auch im stofflichen Kulturbesitz nicht an dergleichen „Überlebseln“, die oft den Gang der Entwickelung mit einem Schlag erkennen lassen. In diesem Sinne unterscheidet sich die geistige Kultur nicht von der stofflichen, die ja auch nichts anderes ist als eine Wirkung des Geisteslebens auf die umgebende Welt.



Pangolospielerin von Neupommern, Melanesien. Nach Finsch.

Halten wir daran fest, daß die materielle Kultur sich zunächst mit der Verstärkung der körperlichen Organe und ihrer Kraftleistungen oder mit der Entlastung dieser Organe und ihrem Ersatze durch Naturkräfte und -Stoffe beschäftigt, so erscheint das unermeßliche Gebäude zwar noch nicht vollkommen einfach und übersichtlich, aber doch leichter faßlich, da sich damit das Grundgerüst des Baues, auf dem alles Weitere beruht, deutlich enthüllt. Die Werkzeuge, Waffen, schützenden Hüllen und Beförderungsmittel des Körpers sind die festen Ausgangspunkte der weiteren Entwickelung. Dem menschlichen Leibe harmonisch angepaßt, entsprechen die Organe selbst zwar ihrer Aufgabe im Rahmen des Ganzen, aber sie sind nicht hinreichend differenziert, um allen neu auftauchenden Zwecken genügen zu können, und sie dürfen auch selbst nicht weiter differenziert werden, falls nicht das harmonische Zusammenwirken gestört werden soll; eine menschliche Hand z. B. mit mächtigen scharfen Nägeln würde gewisse Aufgaben vorzüglich erfüllen, aber für zahlreiche andere untauglich werden. Der Geist findet die Mittel, die Organe vorübergehend zu verstärken, und er findet zugleich andere, die Kräfte zu sparen, zu konzentrieren oder durch geregelte Naturkräfte zu ersetzen; wie er sich selbst durch das Umwandeln bewußter Handlungen in mechanische entlastet, so entlastet er den Körper durch Werkzeuge und Maschinen.

Die einfachen mechanischen Gesetze, denen die schaffenden Kräfte beim Aufbau des Leibes folgen, erscheinen wieder in den Verstärkungen der Organe, den Werkzeugen und Waffen.

Durch einen Stab wird der Arm verlängert und die Wucht des schlagenden Armes entsprechend erhöht, durch einen Stein die Faust verstärkt, härter und schwerer gemacht; Stab und Stein verbunden geben den wuchtigen Hammer, der freilich nicht greifen und halten kann wie die Faust selbst, dafür aber an zertrümmernder Kraft dieser unendlich überlegen ist. Die Haut wieder vermag bei einem Lebewesen wie dem Menschen, das sich in allen Zonen der Erde heimisch macht, ihre schützende Aufgabe nicht genügend zu erfüllen; die Kleidung schafft eine neue Haut über der alten (s. die untenstehende Abbildung), die sich nach Bedarf verstärken und abschwächen läßt, und das Haus umschließt als eine gemeinsame Schutzhülle vieler Menschen einen Raum ruhiger und erwärmter Luft, die dem Wechsel der Witterung wenig unterworfen ist. Viele Verstärkungen, wie die des Auges durch Fernrohr und Mikroskop, sind erst den Kulturvölkern gelungen, manche andere sind noch immer fromme Wünsche, wie die Kunst des Fliegens, aber ein großer gemeinsamer Zug geht durch alle Errungenschaften und Bemühungen dieser Art hindurch: es sind Dinge, die der Mensch benutzt, wenn er sie braucht, die er aber wieder ablegt, wenn er sich anderen Aufgaben widmet, und die deshalb keinen dauernden Einfluß auf die Beschaffenheit des durchschnittlichen Menschenkörpers üben, mögen sich auch am Leibe des Einzelnen die Spuren einseitiger Thätigkeit zeigen.



Männerkittel der Eskimo. Nach J. Murdoch.

Eine Hauptaufgabe aller Werkzeuge bleibt es immer, die menschlichen Kräfte, die durch keine Übung über ein gewisses Maß hinauszubringen sind, in ihrer Wirkung zu steigern, aber erst das Verständnis für die Gesetze der Mechanik hat die Menschheit befähigt, die Kräfte des Einzelnen derart aufzusammeln, wie es jetzt bei der Verwendung der Schraube, des Hebels, des Flaschenzuges u. s. w. möglich ist. Lasten, die im alten Ägypten von ungeheuern Menschenmassen mühselig bewegt und emporgerichtet wurden, vermag jetzt mit Hilfe geeigneter Maschinen ein Einzelner zu heben, selbst ohne daß er die Naturkräfte des fließenden Wassers, des Dampfes und dergleichen zu Hilfe nimmt. Jedes verbesserte Werkzeug, jede neue Maschine bedeutet eine Ersparnis, die Kräfte für weiteren Fortschritt frei macht und zugleich selbst immer der ferneren Vervollkommnung zugänglich bleibt.

Kraftgewinn und Kraftersparnis aber wachsen ins Unermeßliche, sobald die Naturgewalten in den Dienst des Menschen gezwungen werden. Auf diesem Gebiete haben erst die Kulturvölker entscheidende Fortschritte gemacht, und noch ist das meiste erst zu erobern. Ohne die Kenntnis der Naturgesetze ist immer nur eine ungenügende Ausnutzung zufällig gefundener Kraftquellen möglich. So wird zwar die Sonnenwärme, durch die schon das Tier mit Behagen seinen nassen Pelz trocknen läßt, allgemein zum Dörren von Nahrungsmitteln, wohl auch zum Bleichen von Stoffen verwendet, aber schon die Kraft des Windes bleibt vielfach ungenutzt, denn Segel sind zahlreichen Naturvölkern unbekannt, und die Windmühle zu erfinden, ist erst den Kulturvölkern gelungen. Künstliche Luftbewegung durch Blasebalg oder Fächer (s. die Abbildung, S. 301) wird dagegen von vielen Naturvölkern erzeugt. Es ist ein günstiger Umstand, daß gerade eine der am mannigfaltigsten wirkenden Naturerscheinungen, das Feuer, zu den frühesten Errungenschaften des Menschen gehört, deren voller Wert nur ganz allmählich erkannt worden ist.

Unterstützt von diesen Verstärkungen und Hilfskräften, gelingt es endlich der menschlichen Arbeit, die Oberfläche des Erdballes, soweit sie bewohnbar ist, gründlich umzugestalten: den

Kampf ums Dasein, den Pflanzen und Tiere untereinander führen, entscheidet der Mensch dahin, daß nur die ihm gefälligen und nützlichen Lebewesen neben ihm bestehen sollen, die er dann mit Erfolg vor ihren Feinden schützt; auf der Erde selbst, die ihm keinen genügenden Schutz vor den Unbilden der Witterung bietet, errichtet er seine Hütten und Häuser, er glättet lange Streifen des Bodens, um auf ihnen zu wandern und zu fahren, er überbrückt Gewässer, trocknet Sümpfe aus, ändert den Lauf der Flüsse und schafft künstliche Wasserstraßen. Im schweren, nie ermattenden Kampf aber liegen mit ihm die freien Naturkräfte, die selbst in ihren Fesseln ihn noch mit Empörung bedrohen. Ihrem an keine Zeit gebundenen Walten würde der Einzelne hilflos erliegen, wenn er nicht ein Teil der gesamten Menschheit wäre, die in ihren sich beständig ablösenden Geschlechtern dauernd lebt und die Kraft ungezählter Generationen in Köpfen und Händen der Lebenden vereinigt.



Samoanischer Fächer. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 300.

Aber die einzelnen Gruppen der Menschheit mit ihrer Eigenart verschwinden darum vor der Allgemeinheit nicht. Wie der Kulturbesitz ein Teil des Menschen, ein Ausfluß seines Geistes ist, so spiegelt sich in ihm auch der Charakter der Völker und Stämme, ja im kleinen umgibt sich jeder Mensch mit einer Zone des Einflusses, in der sein eigenstes Wesen ausschlaggebend herrscht. So ist der Kulturbesitz eines Volkes in seinen Einzelheiten nicht nur durch die Zwecke bestimmt, denen er zu dienen hat, er ist zugleich ein Zeugnis des Volksgeistes: wir erraten den Charakter eines schwerfälligen und kräftigen Stammes aus den plumpen Formen der Geräte und der Tracht, den eines leichtherzigen und fröhlichen aus den leuchtenden Farben und dem zierlichen Schmuck, den er bevorzugt. Vor allem in der Kleidung treten diese Unterschiede hervor, und gerade bei höherer Kultur und wachsendem Verkehr werden diese kleinen Züge zu bedeutsamen Symbolen: wie sich in der freien, losen Tracht des deutschen Landsknechts ein echt deutscher Charakter aussprach und eine Zeitlang tonangebend wurde, so triumphierte zur Zeit der Gegenreformation die knappe, steife, eingeschnürte Tracht des trockenen und fanatischen Kastiliers in ganz Europa.

Da das Wesen der Völker zum guten Teile der Beschaffenheit ihres Landes und Klimas entspringt, so führen uns manche Eigentümlichkeiten des Kulturbesitzes mittelbar auf diese Grundursachen zurück; nicht alle freilich, denn Schicksale, Mischungen und vielleicht noch sonstige schwer zu verstehende Gründe bestimmen ebenfalls den Volkscharakter, der überdies bei einem Ortswechsel noch lange seine alte Eigenart bewahrt. Aber auch ohnedies verleugnet der Kulturbesitz niemals das Land seiner Herkunft, denn mag er auch eine Schöpfung des Geistes sein, so muß doch der Geist seinerseits die Stoffe und Bedingungen der umgebenden Natur benutzen, um aus ihnen seine neuen Schöpfungen aufzubauen, und ebenso drängt ihn die Beschaffenheit seines Landes und Himmelsstriches zur Erfüllung bestimmter Bedürfnisse, denen er vielleicht unter anderen Verhältnissen wenig Aufmerksamkeit schenken würde. Schneeschuhe und Schlitten werden nicht unter den Tropen erfunden, Schiffe und Ruder nicht in der Steppe oder im Hochgebirge, Fächer und Schirme nicht in der Polarzone. Das Vorwalten gewisser Geräte,

Werkzeuge und Kleidertrachten gibt dann wieder dem ganzen Kulturbesitz einen besonderen Zug, der noch verstärkt wird durch das Vorwiegen der Grundstoffe, die das Land bietet. Schon auf sehr primitiven Stufen wird man Stämme unterscheiden können, deren bevorzugtes Material entweder Teile des tierischen Körpers sind, wie das bei den Polarvölkern der Fall ist, oder Pflanzenstoffe, wie bei Malayen und Westafrikanern, man wird steinreiche und steinarme Völker entdecken u. s. w.

Es kommt als Beförderin dieser Unterschiede die Neigung der Naturvölker zur **Einseitigkeit** hinzu, die sich in einer außerordentlichen Vorliebe für bestimmte Stoffe auch dann zu äußern pflegt, wenn anderes geeignetes Material zur Genüge vorhanden ist. Während z. B. der Eskimo sich zu seinen Arbeiten vorwiegend des Hornes, der Felle, der Zähne (s. die nebenstehende Abbildung), Knochen und Sehnen erlegter Tiere bedient, hat der benachbarte Nordwestamerikaner, dem es an den gleichen Stoffen durchaus nicht fehlt, sich ganz auf die Ausnutzung der Zeder (Taxodium) geworfen, die in dichten Beständen die Küste bedeckt. „Die Zeder", schreibt Jakobsen, „ist für die Indianer fast dasselbe, was die Kokospalme für viele Naturvölker der Südhälfte der Erde ist. Aus Zedernholz baut der Indianer sein Haus und seinen Wappenpfahl, sein Kanu und seine kunstvoll geschnitzten Tanzmasken, seine Kisten, Tanzklappern und Ruderpaddeln, mit der Zeder unterhält er sein Feuer, aus Zedernbast flechtet er sehr kunstvolle Matten und Decken, Körbe und Gefäße; in Zedernbast werden die Säuglinge gewickelt, wenn sie in der Wiege liegen; Zedernbast wird zu Kopf-, Hals- und Armringen bei manchen Stämmen geflochten, alles Tauwerk, von der dünnen Angelschnur an bis zum starken Tau der Walfischharpune, wird aus diesem Material gedreht, aus Zedernholz endlich wird die Kiste verfertigt, in der die sterblichen Überreste der Indianer über der Erde beigesetzt werden."



Elfenbeinpuppe der Eskimo. Nach J. Murdock.

Wie erst allmählich sich der Kreis der benutzten Stoffe erweitert und damit der Kulturbesitz bunter und mannigfaltiger wird, so wächst auch die technische Fertigkeit nur Schritt für Schritt zugleich mit der Verbesserung der Werkzeuge; vorher muß geduldige, langsam fördernde Arbeit oft genug die Mangelhaftigkeit des Werkzeuges ersetzen, und die Spuren einer unvollkommenen Technik geben dem Kulturbesitz weitere eigenartige Züge, ja sie wirken auf den Körper des Menschen selbst zurück, indem sie ihn übermüden und aufreiben, während die Fortschritte ihn entlasten und vor allzu rascher Abnutzung bewahren. Zuweilen ist die übergroße Belastung mancher Organe noch heute zu beobachten, so wenn wir sehen, wie Naturvölker ihre **Zähne** in einer Weise zu technischen Zwecken benutzen, die bei uns undenkbar wäre; daß die Eskimo bei der Bereitung des Leders und der Sehnen diese natürlichen Reib- und Schneidorgane beständig verwenden, hat Cranz ausführlich geschildert. Die Arbeit, die infolge ungenügender Werkzeuge nötig ist, um irgend ein kleines Ziel zu erreichen, ist ferner oft unverhältnismäßig groß und lähmt die Kraft, statt sie zu stärken. „Zimmermannsarbeit", schreibt Rundall, „ist für den Siyin (Westgrenze von Birma) unendlich mühselig, denn er besitzt gar zu wenige und zu unwirksame Werkzeuge. Er hat weder Säge, Feile noch Hobel, und seine Axt ist nicht viel wert. Um ein Brett zu erhalten, behaut er einen Baumstamm, der entweder von selbst niedergestürzt ist, oder den er teils durch Axtschläge, teils durch Feuer gefällt hat. Aus einem Stamme haut er sich so schließlich ein Brett zurecht, und es ist wunderbar, wie gut er mit keinem anderen Werkzeug als einer schlechten Axt und einem

Messer dessen Oberfläche zu glätten versteht. Die Arbeit, jene Bretter herzustellen, ist so groß, daß man leicht versteht, wie hohen Wert bei den Siyin die Bretter haben.“ Der Armseligkeit der Werkzeuge war es ebenfalls zuzuschreiben, daß die Kamtschadalen zur Herstellung eines Bootes drei Jahre, zur Anfertigung einer großen hölzernen Eßschale ein Jahr brauchten, wie Krascheninnikow versichert. Verschwendung von Zeit, Kraft und Stoff ist der bezeichnende Zug dieser primitiven Arbeitsweisen. Wie stark diese Nachteile von den regsameren Naturvölkern selbst empfunden werden, zeigt der leidenschaftliche Eifer, mit dem das Eisen von den Völkern der Südsee aufgenommen worden ist, und sicher hätte sich daraufhin eine bedeutsame Umwandlung des Kulturbesitzes vollzogen, wenn nicht gleichzeitig die europäische Masseneinfuhr die einheimische Kultur erschüttert und fast vernichtet hätte. Für Verbesserung der Werkzeuge haben die Naturvölker immer Verständnis gezeigt, und es ist nur ein Beispiel unter vielen, wenn Miklucho-Maclay die Papua der Astrolabebay emsig die Splitter seiner zerbrochenen Glasflaschen sammeln und zum Eingraben von Ornamenten in Holz- und Bambusgeräte verwenden sah. Er konnte dann beobachten, wie sich infolge der neuen Technik die Ornamente änderten und verfeinerten.

Die ungeheure Bedeutung der Werkzeuge bringt es mit sich, daß Reichtum oder Armut einer Kultur nur auf den untersten Stufen ausschließlich durch die Fülle der natürlichen Gaben des Landes bestimmt sind. Ein geistig entwickeltes Volk wird seine Bedürfnisse auch mit weniger geeigneten Mitteln zu befriedigen wissen, für einen zurückgebliebenen Stamm dagegen ist alles das unfruchtbar, was er nicht in neue, brauchbare Formen zu verwandeln weiß, weil ihm die technischen Kenntnisse und die Werkzeuge fehlen. Alles freilich vermag die Kraft des Geistes nicht zu ersetzen; ein Volk, das aus seinen günstigen Wohnsitzen verdrängt wird, verliert regelmäßig einen Teil seiner Kulturgüter, und jeder schwere Kampf um die Existenz ist mit Kulturverlusten verknüpft. Diese Nachteile würden verhängnisvoll wirken, wenn nicht zugleich durch den Verkehr von Volk zu Volk neue Kenntnisse und Fertigkeiten verbreitet würden, und wenn nicht anderseits die Bedürfnisse auch in neuen Wohnstätten lebendig blieben und Ersatz für das Verlorene oder Aufgegebene forderten. Die Art, wie dieser Ersatz geleistet wird, bietet einen anziehenden Einblick in das Walten des menschlichen Geistes, und jedes Dokument, das uns derartige Vorgänge kennen lehrt, ist von hoher Wichtigkeit. Ein vorzügliches Beispiel, wie sich unter neuen Verhältnissen der gesamte Kulturbesitz ändert, bietet die Geschichte der Moriori, der Bewohner der Chathaminseln im Osten Neuseelands.

Die Moriori, die gegenwärtig fast ausgestorben sind, waren in jeder Beziehung nahe Verwandte der Maori, der malayo-polynesischen Bewohner Neuseelands, und zahlreiche Spuren und Erinnerungen deuten darauf hin, daß der Kulturbesitz beider Völker ursprünglich derselbe war. Die Wanderung nach den Chathaminseln mit ihren ungünstigen klimatischen Bedingungen hat aber in allen Richtungen umgestaltend auf die geistige wie die materielle Kultur der Moriori gewirkt, wie das Shand, der beste Kenner des dahinschwindenden Völkchens, nachgewiesen hat. Der Feldbau, der den Maori einen großen Teil ihres Lebensunterhaltes liefern muß, war auf den Chathaminseln nicht möglich, wenigstens nicht mit den auf ein wärmeres Klima angewiesenen Nutzpflanzen, die von den Einwanderern mitgebracht wurden; die Überlieferung weiß noch von den vergeblichen Versuchen zu berichten, Kumara (Yams) zu pflanzen. Dafür wurden die Fische das wichtigste Nahrungsmittel, und zwar fing man sie nicht, wie die Maori thaten, hauptsächlich mit Angeln, sondern mit Netzen, so daß die knöchernen Fischangeln endlich fast außer Gebrauch kamen.

Bei ihrer Ankunft auf den Chathaminseln kleideten sich die Moriori in Matten, die aus den Fasern des neuseeländischen Flachses (Phormium tenax) gefertigt waren, aber die Masse von Seehundsfellen, die ihr neuer Wohnort lieferte, veranlaßte sie bald, diese leichter zu beschaffende und wärmere Kleidung der früheren vorzuziehen, und Flachsgewebe wurden nur noch als eine Art Schmuck der Vornehmen getragen. Kalebassen (Flaschenkürbisse), die beliebten Gefäße ihrer Verwandten, wuchsen nicht auf den Inseln der Moriori, so daß sie zusammengedrehte Phormiumblätter als Wassergefäße benutzen mußten. Auch an Holz für die Boote fehlte es, und so erbaute man denn Flöße aus Bündeln von Phormiumstengeln und Seetang, deren größte immerhin 60 bis 70 Menschen tragen konnten. Als ob alle diese Wandlungen noch nicht genügten, trat noch eine sehr merkwürdige Umstimmung des Charakters hinzu: während die Maori auf Neuseeland eines der kriegerischsten Völker waren, das die gefallenen Feinde zugleich als willkommene Mahlzeit zu würdigen wußte, hatten die Moriori sich ganz zur Idee des ewigen Friedens bekehrt. Mag nun wirklich, wie die Moriori selbst berichten, der Häuptling Nunuku kurz nach ihrer Ankunft auf den Chathaminseln den Krieg und den Kannibalismus abgeschafft haben, oder mögen, was an sich wahrscheinlicher ist, die veränderten wirtschaftlichen Bedingungen die Ursache gewesen sein, jedenfalls hatten die Moriori alle größeren Fehden aufgegeben; als ein possenhaftes Nachspiel früherer Kämpfe kamen noch kleine Prügeleien vor, bei denen man mit harmlosen Stöcken aufeinander losging, worauf beim ersten empfindlichen Schlag oder gar Blutstropfen der Streit sogleich zu Ende war. Das Volk war thatsächlich fast waffenlos; die alten Steinkeulen, die man als nutzlos weggeworfen hatte, fanden sich zahlreich am Strande (s. die nebenstehende Abbildung), und einige Speere wurden als eine Art Heiligtümer bewahrt, um bei gewissen Zeremonien verwendet zu werden.



Steinkeule der Moriori, Chathaminseln, Polynesien. Bremer Museum.

Diese Idylle wurde lange nach der Entdeckung der Inseln durch die Europäer, aber nicht von diesen selbst, in sehr eigentümlicher Weise gestört. Ein Maoristamm Neuseelands hatte von den Chathaminseln gehört, mietete sich europäische Schiffe und setzte nach der Inselgruppe über, um sich hier eine neue Heimat zu gründen. Die kriegerischen Einwanderer besetzten sofort das Land, machten die Moriori zu Sklaven und brachten zum zweiten Male ihre Kultur nach den Inseln, allerdings mit einem wichtigen Unterschiede: die Maori führten diesmal den Mais und die Kartoffel ein, die inzwischen von den Europäern bei ihnen verbreitet worden waren, und diese gediehen auch auf den Chathaminseln, so daß nunmehr der Feldbau nicht wieder erlosch. Die Moriori sind dann unter der neuen Herrschaft an Zahl reißend schnell zurückgegangen, zum Teil auch in den Kochtopf der Maori gewandert, und mit ihnen erlosch ihre eigenartige, in ihrer Entstehung so merkwürdige Kultur.

Was den Kulturbesitz der höher entwickelten Völker von dem der niederen besonders unterscheidet, ist seine größere Differenzierung: immer neue Werkzeuge und Geräte entstehen, um neuen Aufgaben gerecht zu werden, und die Arbeitsteilung, die mächtige Waffe der Kulturvölker, spiegelt sich auch in ihren Besitztümern wieder; auf niederen Stufen hat dagegen ein Werkzeug oft den verschiedensten Zwecken zu dienen, bis allmählich die neuen Zwecke auch neue Formen entstehen lassen. Aber als allgemeines Schema der Entwickelung kann das dennoch nicht gelten. Gerade bei abgeschlossen lebenden, sich selbst überlassenen Stämmen tritt oft ein Wuchern der Laune und Phantasie auf, das ebenso mannigfache wie unpraktische Formen der Kulturbesitztümer schafft (s. die Abbildung, S. 305), während von höher entwickelten

Völkern die Ziele klarer erkannt und mit einfacheren Mitteln erreicht werden. Auch die Halbkultur neigt mehr zu phantastischen Auswüchsen als die Vollkultur. So sehen wir neben der Differenzierung zugleich eine Vereinfachung hergehen, die sich vielleicht am kenntlichsten in dem Schlichterwerden der Kleidung äußert, aber auch sonst deutlich genug nachgewiesen werden kann; man braucht nur einen mit allen möglichen Mordinstrumenten und Schutzwerkzeugen bewaffneten Ritter des späteren Mittelalters mit einem Soldaten der Gegenwart zu vergleichen, um das zu erkennen. Auch in diesem Gegenspiel der Entwickelung zeigt sich die Abhängigkeit der materiellen Kultur vom Geiste, der ja ebenfalls mit wachsender Reife sich reicher entfaltet, aber zugleich klarer und maßvoller wird.

Diese Abhängigkeit ist es auch, die das Wachsen des stofflichen Kulturbesitzes unaufhörlich beeinflußt. Wer einfach annimmt, daß das Ergebnis der materiellen Entwickelung einer Art Parallelogramm der Kräfte zwischen den praktischen Zwecken und den vorhandenen Mitteln entsprechen muß, und wer sich daraufhin ein Schema des menschlichen Fortschritts zu bilden sucht, wird nie das Rechte treffen und immer aufs neue vor Unbegreiflichkeiten stehen. In Wirklichkeit wird es keine rein geistige Errungenschaft oder Bewegung geben, die nicht im Kulturbesitz einen kenntlichen Niederschlag hinterläßt. Statt daß sich die materielle Kultur, wie es unter dem Walten rein praktischer Beweggründe geschehen müßte, ruhig und stetig entwickelt, teilt sie mit der geistigen die Eigenschaft, sich sprungweise und oft in spielender Art fortzubilden, und dieselben Hemmungen und Verirrungen, die den geistigen Fortschritt charakterisieren, sind auch für sie maßgebend, nur daß sich gleichsam noch das Gewicht des Stoffes an sie anhängt und sie schwerfälliger und dauerhafter macht.



Wurfmesser der Mogwandi, Congogebiet. Nach Thonner. Vgl. Text, S. 301.

Die Dauerhaftigkeit des stofflichen Kulturbesitzes gibt ihm freilich auch eine Kraft, die zwar nicht über die beständig sich erneuernden geistigen Mächte der Gesellschaft, aber doch über die des Einzelnen zu triumphieren vermag. Das Vorhandene, Überlieferte bildet das Muster für das Neuzuschaffende, und die Ehrfurcht vor den vergangenen Geschlechtern, die Schwäche des Individuums gegenüber der unsterblichen Dauerform seines Volkes schaffen eine Art religiöser Scheu, die jedem Versuch einer Neuerung entgegentritt. Es ist das wieder das konservative Schwergewicht, das im günstigen Falle die allzu stürmische Entwickelung hindert, im ungünstigen zum Stillstand und zur Verknöcherung führt, die sich dann in den lange Zeit unverändert bleibenden Formen des stofflichen Kulturbesitzes äußern. Bei fast allen Naturvölkern ist das zu beobachten. „Ihr politisches, gesellschaftliches und religiöses System", sagt Junod von den Baronga, „ist eine der Hauptursachen des Stillstandes. Die verstorbenen Häuptlinge sind die Götter des Volkes. Was sie gethan haben, muß auch fernerhin gethan werden; die Art, in der sie gelebt haben, ist die unumstößliche Regel; die Überlieferungen, die von den Vorfahren ihren Nachkommen hinterlassen worden sind, bilden den klarsten Teil der Religion und Moral des Volkes. Die Sitte, die aus vorgeschichtlichen Zeiten stammt, ist das Gesetz. Niemand denkt daran, von ihr abzuweichen. Etwas anderes zu machen wie die anderen, ist untersagt; es wäre das ein Angriff auf das göttliche Ansehen der Vorfahren, eine Frevelthat ... Im Lande Chocene

z. B. wollte man unseren Evangelisten Josefa hindern, ein viereckiges Haus zu bauen. Das war eine aufrührerische Handlung. Wie konnte er nur daran denken, in einer Hütte zu wohnen, die anders gebaut war als die seiner Väter?"

Gerade der materielle Kulturbesitz, dessen Dauer so oft die des Lebens des Einzelnen übertrifft, widersteht mit großer Zähigkeit willkürlichen Veränderungen, und meist bedarf es des anregenden Beispiels anderer Völker und der Lockungen des Handelsverkehrs, um die Festigkeit des Herkommens zu erschüttern. Der enge Zusammenhang des konservativen Geistes mit den Anfängen der Religion bringt es mit sich, daß die Priester auch in diesem Falle die eifrigsten Hüter des Alten sind, und daß man in den religiösen Gebrauchsgegenständen oft noch die deutlichsten Reste ehemaliger niedrigerer Kulturzustände zu erkennen vermag. Sehr häufig werden auch nach der Einführung der Metalle Steinmesser zu Opferhandlungen verwendet, bei religiösen Verrichtungen trägt man die alte Landestracht, die sonst vielleicht ganz verschwunden ist, und die Opferspeisen werden gern in altertümlicher Weise bereitet, wie das ungesäuerte Osterbrot der Juden oder gewisse Mehlgerichte der alten Römer. Lange nach der Einführung geprägter Münzen opferte man in Rom den Göttern noch die alten rohen Kupferstücke, die vorher im Umlauf gewesen waren, und bei den Ägyptern blieben die Früchte der Sykomore auch dann noch eine bevorzugte Gabe für die Götter, als man sich längst bessere Nahrungsstoffe zu verschaffen gelernt hatte. Religiöse Bedenken sind immer die ersten und wirksamsten, die sich gegen Neuerungen irgend welcher Art und überhaupt gegen das Fremde und Unbekannte erheben, wenn sie sich oft auch nur in der Form eines kindischen Aberglaubens äußern.



Thongefäße der Baluba, Congostaat. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 307.

Von den Giljaken erzählt Schrenck, daß sie einen allgemeinen abergläubischen Abscheu vor dem Braten von Fleisch oder Fisch haben, so daß es oft schwer war, dagegen anzukämpfen. „Allemal", erzählt der Reisende, „wenn für mich ein Stück Fleisch gebraten wurde, ließ sich beim ersten Aufzischen der Butter oder des Fettes in der Pfanne von allen Seiten das Geschrei „nitsch, nitsch" (Unheil) vernehmen, und oft hielt es schwer, die Zubereitung zu Ende zu bringen." Wahrscheinlich ist eben die Furcht vor dem unheimlichen Zischen die Wurzel des Aberglaubens. Auch gegen Güter fremder Herkunft richtet sich oft ein unbestimmtes Mißtrauen; so berichtet Erman, daß von den Küstenstämmen Alaskas die angeschwemmten Metallteile gescheiterter Schiffe auf den Rat der Schamanen weder gesammelt noch verarbeitet wurden.

Diese hemmenden Einflüsse mystischer Art hindern zunächst nur die Fortentwickelung des stofflichen Kulturbesitzes, ohne ihn selbst tiefer zu beeinflussen; aber es fehlt nicht an Beispielen, daß Geisterglaube und religiöse Begriffe auch auf den Stoff und die Formen der Kulturgegenstände in sehr kenntlicher Weise einwirken. Die Verarbeitung von Menschenknochen zu Schmuck und Gerät läßt sich fast immer auf mystische Anschauungen zurückführen, wenn auch zuweilen ein Wandel der Beweggründe eingetreten ist und die ursprünglichen Absichten verschleiert. Auf der Osterinsel stellte man z. B. Angelhaken aus den Gebeinen verstorbener tüchtiger Fischer her, offenbar weil man die Kraft der Toten noch in diesen Resten wirksam glaubte;

auf Neuseeland kam es auch noch vor, daß Ackerwerkzeuge und Angelhaken aus den Knochen Verstorbener verfertigt wurden, aber das galt hier als eine furchtbare Beleidigung der noch lebenden Verwandten des Toten. Ebenso scheinen die aus Hirnschalen verfertigten Trinkbecher zunächst nicht Symbole gesättigter Rachsucht gewesen zu sein, wie der Schädelbecher Alboins des Langobarden, sondern heilige Gerätschaften mit geheimnisvollen Kräften (vgl. übrigens S. 201). In derselben Art mag die Verwendung anderer menschlicher Teile, wie der Haut, des Haares, der Zähne u. s. w., ihren Sinn zuweilen gewechselt haben. Der Einfluß der mystischen Ideen auf die Form der Geräte äußert sich am mächtigsten in der ornamentalen Verzierung, kann aber im weiteren Verlaufe dazu führen, daß manche Gegenstände, wie Trommeln, Sessel, Trinkgefäße und dergleichen, in der Gestalt von Ahnenbildern (s. die Abbildung, S. 306) oder totemistischen Tierfiguren erscheinen und von der Form, wie sie ihr rein praktischer Gebrauch verlangen würde, vollkommen abweichen.

Das leitet zu den ästhetischen Einflüssen über, denen sich auch die Gegenstände des täglichen Gebrauches kaum entziehen können; denn auch mit ihnen spielt der Geist und gestaltet sie launenhaft um, sobald der unmittelbare Zwang der Not nicht mehr die einfachste Nüchternheit der Formen gebietet. Bei den Haustieren, die durch die Sorgfalt des Menschen dem harten Kampf ums Dasein entzogen werden, äußert sich das launische Spiel der freigewordenen Kräfte in der Umgestaltung des Körpers selbst, dessen Farbe sich vermannigfaltigt, dessen Haar sich kräuselt, dessen Knochenbau sich verändert; der erweiterte Körper des Menschen, wie wir seinen stofflichen Kulturbesitz nennen dürfen, gehorcht denselben Gesetzen. Alle Werkzeuge und Waffen, alle Kleidungsstücke und Gerätschaften, die nicht einfach ein Bedürfnis befriedigen sollen, sondern zugleich als Prunkstücke, als Zeichen der Macht und des Reichtums zu dienen haben, verfallen der spielenden, künstlerisch schaffenden Kraft des Geistes und veredeln sich bald zu phantasie- und schwungvollen Gebilden, bald wandeln sie sich zu grotesken Zerrformen um. Aus der einfachen Keule oder dem Stab entwickelt sich das reichgeschmückte Zepter, aus dem Haarkamme die Krone, aus dem schlichten afrikanischen Wurfmesser ein seltsames vielzackiges Instrument, aus dem Holzstücke, das als Nackenstütze dient, ein wunderlich geschmücktes und geformtes Gerät (s. die Abbildungen, S. 305 und 308). Selbst völlig zwecklose Geräte entstehen, wie der Reichsapfel der deutschen Kaiser oder unsere kostbaren Tafelaufsätze und andere Prunkstücke; die eingerahmten Bilder namentlich, die keinem besseren europäischen Haushalt fehlen, entsprechen völlig den ästhetischen Bedürfnissen, müssen aber in einem gewissen Sinne doch zum Hausgerät gerechnet werden.

Diese Neigung des stofflichen Kulturbesitzes, sich bei allzu reichlicher Ruhe und Pflege genau wie der Körper des Menschen selbst zu ungesunder Fülle zu entwickeln, die schließlich alle freie Bewegung hemmt und die Verletzbarkeit steigert, ist thatkräftigen Völkern so wenig entgangen wie den Anhängern einer vergeistigten Lebensform oder idealer Sittlichkeit. Ein bewußtes Ausschließen alles Luxus, überhaupt alles dessen, was nicht rein praktischen Zwecken dient, ist für viele Kriegerstämme charakteristisch; die Spartaner werden immer das klassische Beispiel für diese Art der Selbstzucht sein, mag nun wirklich ein Einzelner diese Lebensform ihnen vorgeschrieben haben, oder mag sie unter dem Zwange der Umstände entstanden sein, so daß dem Gesetzgeber nur die Aufgabe blieb, sie in feste Regeln zu bringen. Wo der alte Kampfsinn sich in leidenschaftliches Streben nach Handels- und Industriegewinn umgesetzt hat, wie bei den Angelsachsen, dort hält und verstärkt sich zuweilen noch dieser nüchtern-praktische Zug, bis er zu einem unverwischlichen Merkmale des Volkscharakters wird; das „merry

old England“ (fröhliche alte England), für das Zeit noch nicht Geld war, ist in dem mächtigen Strome thatkräftiger Nüchternheit untergegangen.

Es wird durchaus nicht immer freie Wahl sein, die zu dieser Abkehr von allen künstlerischen und luxuriösen Auswüchsen der Kultur führt und den Charakter des Volkes bestimmt, aber die Wirkungen sind auch dann von derselben Art. Der Araber der Steppe, an sein dürftiges Gebiet und ein unstetes Leben vortrefflich angepaßt, machte aus der Not eine Tugend und blickte verächtlich auf die weichlichen Bewohner üppigerer Gegenden herab, bis er sich endlich seiner Kraft bewußt wurde und dem unterworfenen Oriente jenen Charakter nüchterner Trockenheit aufzwang, der ihm trotz aller Gegenwirkungen persischen und indischen Phantasiereichtums bis heute geblieben ist und durch die Eroberungszüge bedürfnisloser hochasiatischer Nomaden nur noch verstärkt wurde. Im Islam begegnet sich diese Trockenheit noch mit der Entsagung, der Askese, die lange vor seiner Entstehung schon im christlichen Orient wie in Indien ihr Lebensideal durchzuführen gesucht hatte. Die Erkenntnis, daß eine allzu willige Hingabe an die Freuden des Daseins, wie sie die materielle Kultur teils schafft, teils erhöht, den höheren Zielen menschlicher Entwickelung verhängnisvoll werden muß, ist allen aufstrebenden Völkern früh gekommen, wenn es auch immer nur einzelne Menschen oder bestimmte Gruppen gewesen sind, die das Ideal der Enthaltsamkeit zu verwirklichen suchten.



Nackenstützen aus Deutsch-Neuguinea. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 307.

Bald gefördert, bald gefälscht wurden diese Bestrebungen durch die mystischen Wirkungen der Askese, jene Verzückungen und Halluzinationen, die auch den primitivsten Völkern bekannt sind. Wo die Entsagung und Askese zahlreiche Anhänger finden, bleibt der Volkscharakter davon nicht unbeeinflußt, wie in Indien oder in gewissen europäischen Ländern mit einer zahlreichen Bevölkerung von Mönchen und Nonnen. China ist es durch Begünstigung des buddhistischen Klosterwesens gelungen, den ehemals kriegerischen Charakter der Mongolen so vollständig umzugestalten, daß sie jetzt eines der feigsten und friedlichsten Völker sind. Zuweilen vermag ein leidenschaftlicher Vertreter asketischer Weltanschauung die Menge vorübergehend fortzureißen und auf diese Weise den Stand der materiellen Kultur zu beeinflussen; im kleinen hat das Savonarola zu Florenz gezeigt, als auf seinen Antrieb ganze Berge von Schmucksachen, Luxusgeräten, aber auch von wertvollen Kunstgegenständen aufgetürmt und zur größeren Ehre Gottes verbrannt

wurden. So tritt auch auf höheren Kulturstufen ein Rückfall in jene Zerstörungsbräuche auf, die sich bei niederen Stämmen als ein Ausfluß der Gespensterfurcht bei jedem Todesfalle wiederholen.

Trotz aller Zerstörungen aber zeigt doch ein großer Teil des materiellen Kulturbesitzes dank den Eigenschaften mancher Stoffe eine Dauerhaftigkeit, die ihn zu einem wichtigen Stücke menschlichen Gedächtnisses und endlich zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel der geschichtlichen Forschung macht. Wie die Knochenreste längst ausgestorbener Tiergattungen uns vom Dasein einer begrabenen Vorwelt Kunde geben, so sind die Knochen des großen Kulturkörpers, wenn man Steingeräte, Metallwaffen und sonstige schwer zerstörbare Dinge mit diesem Namen bezeichnen darf, Zeugnisse einer Urzeit, von der keine mündliche oder schriftliche Überlieferung berichtet. Aber auch im Leben der Gegenwart ist das geistige Leben eng mit dem materiellen verbunden, und dem Geist ist die weitere Zone des Einflusses, mit der er sich durch seine Kulturarbeit umgibt, ebenso unentbehrlich wie der Leib selbst, durch den er empfindet und handelt, ja er wäre ohne sie wesenlos und undenkbar.

---

2. Die Technik.

Aller stofflicher Kulturbesitz entsteht durch eine Umformung gegebener Elemente; während dieses Vorganges verbinden sich gleichsam Geist und Materie, und die neue Schöpfung ist nun ein Teil des Menschen, die ohne ihn nicht bestehen würde und in ihm ihr Ziel und ihren Zweck findet. Die Umwandlung selbst wird durch die Organe des Menschen oder durch deren Verstärkungen, die Werkzeuge, vollzogen. Das geistige Element aber, das sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und es dem Menschen gestattet, jederzeit immer neue, in ihrem Wesen gleichartige Schöpfungen entstehen zu lassen, nennen wir die Technik. Wer sie beherrscht, vereinigt Wissen und Können; durch sie wird der erweiterte menschliche Körper, den wir stofflichen Kulturbesitz nennen, beständig erneuert und vergrößert, und wenn sie verloren geht, verfällt und verschwindet nach und nach auch der Teil des Besitzes, der auf ihrer Kenntnis beruht.

Es ist ein großer Schatz technischer Fertigkeit, den die Menschheit nach und nach angesammelt hat und bewahrt, und selbst die verhältnismäßig geringfügigen technischen Kenntnisse primitiver Völker eingehend und verständlich zu schildern, würde einen sehr bedeutenden Raum beanspruchen. Aber es ist nicht die Sache einer allgemeinen Kulturforschung, über diese Einzelheiten mit peinlicher Genauigkeit zu berichten; nicht das Gegebene, Fertige ist darzustellen, sondern das Werdende, nicht die Blüte der Entwickelung, sondern Wurzel und Keim. So fragen wir denn auch, wenn wir uns einer der ältesten und vielleicht der wichtigsten Technik der Menschheit zuwenden, der Erzeugung des Feuers, nicht nach der besten Methode des Feuerzündens, sondern nach dem Weg, auf dem es gelungen ist, die ersten Flammen absichtlich zu entfachen, und nach den einfachen Werkzeugen, die uns den Gang der Entwickelung ahnen lassen.

Die Erscheinung von Wärme und Licht, die bei der raschen Oxydierung brennbarer Stoffe entsteht, gilt der Menschheit jetzt als etwas so Vertrautes und Selbstverständliches, daß man das Feuer lange Zeit zu den vier Grundelementen rechnete und wenig darauf achtete, daß es auch noch andere Quellen von Licht und Wärme gibt. Das elektrische Licht des Blitzes ist z. B. ja allen Menschen von jeher bekannt, aber erst den Kulturvölkern der neuesten Zeit ist es gelungen, auch diesen Lichtträger zu zähmen und zur Beleuchtung der Straßen und Häuser zu verwenden; die natürliche Erdwärme gar, wie sie in tieferen Schichten der Erdoberfläche

vorhanden ist, hat man bisher überhaupt kaum zu nutzen gesucht, oder nur dort, wo sie heiße Quellen entstehen läßt. Für die ältere Geschichte der Menschheit kommt nur das Feuer entzündeter Brennstoffe in Betracht.

Über die wahrscheinliche Erfindung des Feuers ist schon viel gestritten worden. Die Frage, die sich überhaupt, wie alle Fragen dieser Art, höchstens nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung lösen läßt, ist in neuerer Zeit wenigstens soweit geklärt worden, daß rein phantastische Hypothesen unmöglich geworden sind. Der Gedanke Kuhns, daß man beobachtet habe, wie vom Sturm aneinander geriebene Baumzweige sich entzündeten, um darauf das Reibfeuerzeug zu erfinden, kann ebenso als beseitigt gelten wie die Ansicht Peschels, daß ein „Prometheus der Eiszeit“ durch zielbewußtes Nachdenken und Experimentieren das Geheimnis des Feuerzündens entdeckt habe.


Hölzer zum Feuerbohren, Australien. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 311.

Als zweifelhaft kann dagegen noch erscheinen, ob die Menschheit das Feuer schon benutzt hat, ehe sie es willkürlich hervorzurufen verstand, wie das neuerdings Karl von den Steinen wahrscheinlich zu machen gesucht hat, oder ob zunächst das Feuermachen erfunden und dann erst der Nutzen des Feuers selbst erkannt worden ist. Man wird zugeben müssen, daß Waldbrände auch ohne Zuthun des Menschen entstehen können, obwohl der Vorgang nicht eben häufig sein dürfte, und daß man trotz der Furchtbarkeit eines solchen Ereignisses auch den Nutzen des Brandes früh erkannt und geschätzt haben mag; er scheuchte das Wild auf und vermittelte so vielleicht eine ergiebige Jagd, und bei einer Besichtigung der Brandstätte wird man die wärmende Eigenschaft der noch glimmenden Holzstücke bemerkt und sich vielleicht auch schon überzeugt haben, daß herbe Früchte oder das Fleisch umgekommener Tiere durch mäßige Hitzegrade weicher und genießbarer werden. Die Sitte mancher Völker, glimmendes Holz auf Reisen mitzuführen, statt neues Feuer zu entzünden, kann freilich nicht unbedingt als Rest einer ursprünglich allgemeinen Sitte betrachtet werden, sondern ist dort, wo man nur ungenügende Feuerzeuge kennt, eben das einfachste und bequemste Verfahren. Die Australneger Queenslands nehmen auf kürzeren Ausflügen gern einen Brand mit, um rasch das unentbehrliche Feuerchen anmachen zu können, verstehen aber sehr wohl, Feuer willkürlich zu erzeugen, und ganz ebenso verhalten sich die Indianer Guayanas und anderer Gebiete Südamerikas. Nimmt man an, daß das Feuer früher bekannt war als die Kunst, es zu erzeugen, so erklärt sich allerdings am leichtesten, warum man in sehr früher Zeit schon die zufällig erzielten Funken zu nutzen wußte; aber ein zwingender Beweis liegt auch darin nicht. Sehr alt ist jedenfalls die Kenntnis des Feuers. Der Glaube, daß es noch bis nahe zur Gegenwart feuerlose Völker gegeben habe, zählt schwerlich noch Anhänger. Die prähistorischen Funde lassen erkennen, wie schon während der Eiszeit der Mensch sich an den Flammen des Feuers wärmte und das Dunkel der Nacht durch brennende Scheite zu erhellen verstand.

Die Entdeckung des Feuerzündens ist keine vereinzelte, rätselhafte That gewesen, noch weniger ein reines Geschenk des Zufalls, sondern eine Frucht der Arbeit, allerdings eine Nebenfrucht, die man zunächst nicht suchte, aber bald verwerten lernte: das Feuerzünden ist aus der Technik der Holzbearbeitung einerseits, der Steintechnik anderseits hervorgegangen und hat erst neuerdings bei den europäischen Kulturvölkern die Merkmale dieses seines Ursprungs verloren; unsere chemischen Feuerzeuge, die sich jetzt die Welt erobern, sind ja noch kein Jahrhundert alt. Das Bohren des Holzes hat zur Erfindung des Feuerbohrers geführt,

das Glätten zu der des Feuerreibers, dem Schneiden und Sägen harter Hölzer entspringt die Feuersäge, endlich dem Zerklopfen und Zerschlagen der Steine das Steinfeuerzeug in seinen verschiedenen Formen. Bei all diesen Thätigkeiten hat man das Entstehen von Wärme und glühenden Funken beobachtet, ja die Holzarbeit liefert in dem Bohrmehl zugleich einen passenden Zunder. Der Zunder ist die unentbehrliche Ergänzung jedes Feuerzeugs, und vielleicht darf man sagen, daß bei der Erfindung der Steinfeuerzeuge die Entdeckung eines geeigneten Zunders der wichtigere Teil der Errungenschaft war; daß aneinandergeschlagene Kiesel Funken geben, entdeckt ja auch bei uns noch jedes Kind, sobald es mit Steinen spielt.

Eingehende Studien über Feuerzeuge verdanken wir besonders Walter Hough. Die Feuerbohrer teilt er nach ihrer Kompliziertheit in drei Gruppen, deren erste die einfachen, aus zwei Hölzern bestehenden Apparate umfaßt, wie sie sich sehr häufig noch bei den Naturvölkern der Gegenwart finden (s. die Abbildung, S. 310); es ist das fast genau dieselbe Vorrichtung, mit deren Hilfe man auch Löcher in Holz oder Steine bohrt. Ein Stück Holz, das Bohrbrett heißen mag, wird mit einer kleinen Vertiefung versehen, in die man die Spitze eines zweiten, runden Holzes, des Bohrers, einsetzt. Man gibt dann dem Bohrer mit Hilfe der beiden Handflächen eine quirlende Bewegung, worauf sich das in der Vertiefung sammelnde Bohrmehl erhitzt und endlich entzündet. Das Quirlen muß zugleich mit einem starken Drucke nach unten verbunden sein und möglichst ohne Pause fortgesetzt werden. Um diesen Druck zu unterstützen und das Ausspringen des Bohrers zu verhüten, stemmt man wohl auch sein oberes Ende gegen das Kinn, das durch ein Stück Leder geschützt wird. In der Regel werden ganz bestimmte Holzarten verwendet, meist eine harte und eine weiche. Von der größeren oder geringeren Tauglichkeit der Hölzer hängt es wohl auch ab, wie schnell auf diese Weise Feuer zu erlangen ist; oft wird dazu eine beträchtliche Zeit erfordert, denn während z. B. ein Apache in Gegenwart Kapitän Bourkes in acht Sekunden mit Hilfe eines einfachen Bohrers Feuer erzeugte, benötigten die Keiowäh dagegen nach dem Zeugnis Batteys dazu immerhin einiger Minuten. Es entsteht übrigens beim Feuerbohren nie eine Flamme, sondern das glimmende Bohrmehl muß mit einem geeigneten Zunder zusammengebracht und durch sorgfältiges Anblasen endlich helles Feuer hervorgerufen werden. Die verschiedenen Feuerbohrer sind, wie gesagt, eng verwandt mit den Holz- und Steinbohrern (s. die obenstehende Abbildung), oder richtiger, sie sind deren unmittelbare Abkömmlinge.



Ein Zuñi, mit spitzem Steine bohrend, Nordamerika. Nach J. Stevenson.

Weit verbreitet ist eine einfache, aber sinnreiche Verbesserung des Feuerbohrers: man bringt die quirlende Bewegung nicht unmittelbar durch die Hände hervor, sondern durch eine um den

Bohrer geschlungene Schnur, die mit den Händen hin und her gezogen wird. Die Aufgabe, den Bohrer festzuhalten und nach unten zu drücken, übernimmt ein Gehilfe, und zwar drückt er ihn vermittelst eines kleinen ausgehöhlten Holzstückes nieder, das man Bohrmütze nennen kann; die bloße Hand würde ja weder die Reibung des oberen Endes des Bohrers vertragen, noch ihm genügende Bewegung gestatten. In dieser Weise machen die Eskimo, auch einige nordamerikanische Indianer und manche Dayakstämme Feuer. Die Eskimo selbst aber haben diesen Apparat noch in der Weise vervollkommt, daß auch ein Einzelner mit seiner Hilfe Feuer zu bohren vermag, und zwar einfach durch eine derartige Abmessung der Größe des Bohrers und der Bohrmütze, daß letztere mit dem Munde festgehalten werden kann. Die Schnur ist außerdem oft statt mit zwei Handgriffen mit nur einem versehen, an dessen beiden Enden sie befestigt wird; sie ist dann mit einer Hand zu regieren, so daß die andere zum Festhalten des Bohrbrettes benutzt werden kann.

Vereinzelt findet sich endlich die weitere Verbesserung, daß der Bohrer wie ein Kreisel aufgezogen werden kann und dann, sobald er losgelassen ist, mit großer und regelmäßiger Geschwindigkeit abschnurrt; auch wird dann wohl der Bohrer mit einem Gewicht, gewöhnlich einem durchbohrten Steine, beschwert, um den nötigen Druck von oben zu erhalten. Die verschiedenen Bohrlöcher sind oft miteinander verbunden oder in einer Rinne angelegt, damit sich das Holzmehl leichter sammelt.



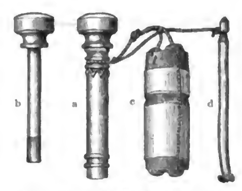
Feuersäge von Nordborneo. Nach Ling Roth.

Ebenfalls aus der Technik der Holzarbeit oder genauer aus der Bearbeitung des Bambus ist die Feuersäge hervorgegangen, die in ganz Indien und Indonesien bis gegen Australien hin verbreitet ist. Den auf Borneo üblichen Apparat (s. die nebenstehende Abbildung), der immer aus zwei Stücken (Säge und Sägebock) besteht, schildert Skerthly genauer. „Die Säge", schreibt er, „ist ein Splitter eines großen Bambusrohres, ungefähr 9 Zoll lang und 1½ Zoll breit. Mitten in der Außenseite ist ein feiner Einschnitt angebracht, der tief genug ist, um den mittleren Teil gerade zu durchschneiden. Von der Außenseite werden dann feine Späne abgeschabt und innen als Zunder auf die Höhlung gelegt; etwas größere Späne werden von der Innenseite abgesplittert, aber nicht ganz vom Bambus gelöst und dann über den Zunder gebogen, um ihn an seiner Stelle zu halten. Der Sägebock ist ein ähnliches Stück Bambus, nur etwas länger als die Säge, und mit einer scharfen Kante. Beim Gebrauche setzt man sich auf die Erde, stellt den Bock schräg vor sich hin und nimmt die Säge in beide Hände, die gekrümmte Seite nach unten, den Zunder nach oben, eine Hand an jedem Ende. Unter starkem Druck setzt man den Einschnitt an die scharfe Kante des Bockes und bewegt die Säge regelmäßig hin und her. Nach ungefähr zehn Zügen beginnt der Zunder zu rauchen, das Sägen wird schneller und schneller und endlich sehr rasch, und der Zunder glüht nun. Indem man die Säge emporhebt, bläst man durch den Einschnitt von der gekrümmten Seite her auf den Zunder, der bald völlig raucht, und helles Feuer wird nun auf die gewöhnliche Weise erlangt. Die Dauer des Verfahrens beträgt weniger als eine Minute. Ich habe die Operation nach 60 Sägezügen vollendet gesehen." Man schlägt wohl auch das umgekehrte Verfahren ein, indem man das Stück mit dem Zunder als Bock gebraucht und das scharfkantige Stück als Säge. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß auch diese Art des Feuerzündens aus technischer Thätigkeit hervorgegangen ist, obwohl gerade hier immerhin die Möglichkeit vorliegt, daß unmittelbare Naturbeobachtung zur Erfindung geführt hat; wenigstens behauptet Hornaday, daß in Bambusdickichten bei

stürmischem Winde zuweilen Brände dadurch entstehen, daß dürre Bambusstangen sich aneinander reiben. Anderseits hat Pleyte die Ansicht ausgesprochen, daß in Indonesien das Aneinanderschlagen von Stein und Bambus als älteste Methode der Feuerzündung gelten müsse.

Einfacher als das Feuersägen ist das Verfahren vieler Polynesier und Australier, die ein zugespitztes Stück harten Holzes in der Rinne eines weicheren hin und her führen, bis sich das Holzmehl entzündet. Den Samoanern soll dies in 40 Sekunden gelingen.

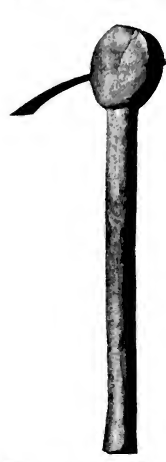
Entstehen die Bohr- und Reibfeuerzeuge aus der Holzarbeit, so führt das Behauen der Steine zur Erfindung des Schlagfeuerzeugs, auf dessen Art und Alter schon die bezeichnenden Namen mancher Steine (Feuerstein, Pyrit u. s. w.) bei zahlreichen Völkern hinweisen. In seiner einfachsten Form besteht das Schlagfeuerzeug aus zwei Steinen, die aneinandergeschlagen werden, und dem Zunder, der die heraussprühenden Funken auffängt; die einzige bedeutende Verbesserung des Apparates ist der Ersatz des einen Steines durch ein Stück Eisen oder Stahl, das reichlichere Funken gibt. In dieser letzten Form ist das Schlagfeuerzeug von fast allen Kulturvölkern aufgenommen und teilweise bis zur Gegenwart bewahrt worden, und so kommt es, daß sich der immer rege Erfindungsgeist dieser Völker, der an der Sache selbst nicht viel zu verbessern fand, wenigstens der äußeren Ausgestaltung des Gerätes und der Schachteln, Büchsen oder Beutel, in der es aufbewahrt wurde, zugewandt hat. Trotz der Gleichartigkeit des Prinzipes erscheinen daher die Schlagfeuerzeuge in sehr verschiedenen, zuweilen sehr zierlichen und selbst kostbaren Formen. Übrigens zeigt auch schon die primitive Form des Feuerzeuges bei manchen Völkern Besonderheiten, da nicht überall dieselben Steinarten verwendet oder zweierlei Steine gebraucht werden, wie denn z. B. die Eskimo mit einem Stück Feuerstein gegen ein Stück Schwefelkies schlagen. Natürlich sind nur sehr harte Steine brauchbar, und die verschiedenen Quarzarten, zu denen der Feuerstein gehört, sowie der Pyrit (Eisen- und Schwefelkies) werden überall bevorzugt.



Feuerpumpe von Sarawak, Borneo. a Cylinder mit Kolben, b Kolben, vom Cylinder entfernt, c Zunderbüchse, d Stab zum Reinigen. Nach Ling Roth.

Ein sehr merkwürdiges Feuerzeug ist bei einem Teile der Dayak und einigen birmanischen Stämmen verbreitet, die Feuerpumpe (s. die obenstehende Abbildung); sie erinnert in ihrer Konstruktion an die Knallbüchsen unserer Jugend, nur daß die zusammengepreßte Luft nicht zum Heraustreiben des Pfropfens dient, sondern durch ihre Erwärmung Zunder zum Glimmen bringt. In einen hohlen, an einem Ende geschlossenen Metallcylinder wird ein genau eingepaßter Stempel hineingepreßt, an dessen unterem Ende sich eine mit Zunder gefüllte Aushöhlung befindet; durch den Druck erhitzt sich die zusammengepreßte Luft derartig, daß der Zunder zu glühen beginnt, worauf man den Stempel wieder herauszieht und durch geeignete Behandlung der glimmenden Masse helles Feuer erzielt. Die Erfindung knüpft wohl an eine Technik an, die gerade in Borneo verbreitet ist, an die Herstellung des Blasrohres, wobei ja das Herausstoßen des weichen Markes aus einer Holz- oder Bambusstange die Hauptaufgabe ist. In Borneo gebraucht man neben der Feuerpumpe auch den Bohrer und die Säge, wie denn überhaupt bei zahlreichen Völkern verschiedene Methoden des Feuerzündens nebeneinander vorkommen. Die chemischen Feuerzeuge sind nur den europäischen Kulturvölkern bekannt, die optischen (Linsen oder Hohlspiegel) sind bisher nur als Spielerei benutzt worden.

Wenn die Kunst des Feuerzündens eine Tochter der Holz- und Steintechnik ist, so hat sie den Dank dafür in glänzender Weise abgestattet und selbst wieder neue Zweige der Technik ins Leben gerufen. Von den mittelbaren Diensten, die das Feuer als Leuchtmittel, als Verscheucher wilder Tiere und als Hilfsmittel rein wirtschaftlicher Arbeiten den Menschen und ihrer technischen Thätigkeit leistet, soll hier nicht die Rede sein; für die Technik selbst kommt das Feuer fast ausschließlich als Wärmequelle in Betracht, die zum Teil, wie beim Trocknen und Dörren von Nahrungsmitteln, grünem Holze, Blättern u. s. w., die Sonnenwärme ersetzt, zum Teil aber ganz neue Möglichkeiten der Umformung natürlicher Stoffe eröffnet. Die Sonnenglut steigt ja nie über ein gewisses Maß, während die künstliche Wärme bis aufs äußerste erhöht werden kann. Erst die höhere Kultur freilich hat sich ganz mit dieser gefährlichen Waffe im Kampf ums Dasein vertraut gemacht; die meisten Naturvölker wissen sie nur ungeschickt zu führen.

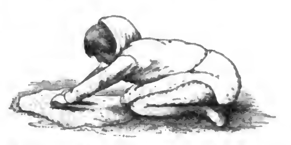


Beil der Herero, Südwestafrika, zum Aushöhlen der Milchgefäße gebraucht. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 315.

Weit verbreitet, vielleicht sogar allgemein bekannt ist die Erfahrung, daß Holz in der Wärme biegsamer wird; der Bumerang der Australier erhält seine gekrümmte Form dadurch, daß man ihn in Wasser taucht, in glühende Asche legt und hierauf entsprechend biegt. Auch das Härten des Holzes durch Feuer scheint nirgends unbekannt zu sein. Die Technik der Brandmalerei blüht dagegen in Melanesien, wo man entweder die Holzgeräte oberflächlich verkohlt und dann Ornamente einschneidet oder mit glühenden Stücken von Kokosschalen Verzierungen einbrennt; auch in Afrika versteht man diese Künste. Noch auf mancherlei andere Weise erleichtert man sich durch Verwendung des Feuers die mühselige Holzarbeit, indem man z. B. mächtige Baumstämme über der Wurzel allmählich abbrennt und so zu Falle bringt, oder Einbäume mit Hilfe des Feuers zu Kähnen aushöhlt. Bei der Bearbeitung der Steine erweist sich das Feuer weniger nützlich, doch hat man die sprengende Wirkung der Hitze auf die Gesteine früh erkannt, und selbst die Australier wissen durch Erhitzen der Felsen, die sie dann mit Wasser übergießen, sich brauchbare Steinsplitter für ihre Messer und Speere zu verschaffen. Wo primitiver Bergbau getrieben wird, übt man dieses „Feuersetzen“ überall mit Vorliebe. Die Erkenntnis dagegen, daß manche plastische Erdarten in der Hitze hart und fest werden, so daß man sie zuerst beliebig formen und dann in eine haltbare Masse verwandeln kann, ist in der weitverbreiteten Töpferei und der Ziegelbrennerei zur Anwendung gekommen; über sie wie die Bearbeitung der Metalle, die ebenfalls nur vermittelst des Feuers möglich ist, wird noch eingehender zu sprechen sein.

Die Technik des Feuerzündens verdiente wegen ihrer Wichtigkeit an erster Stelle zu erscheinen; daß sie aber nicht die älteste Technik ist, wird schon durch die wahrscheinliche Geschichte ihrer Entdeckung bewiesen, abgesehen davon, daß wir im Nesterbau der Vögel, in den Arbeiten der Biber, vor allem aber in der Thätigkeit der meisten Insekten schon technische Fertigkeiten geübt sehen, die zwar den Bestrebungen der Menschen nur ausnahmsweise zum Muster gedient haben, aber doch als vollgültige Parallelen betrachtet werden dürfen. Wie sich zeigte, ist es in

erster Linie die **Bearbeitung des Holzes**, aus der die Feuerzeuge hervorgegangen sind. Alle primitive Holzarbeit besteht mehr in dem Heraushauen der gewünschten Formen aus einem Holzblock mit Hilfe entsprechender Werkzeuge (s. die Abbildung, S. 314), ungefähr in derselben Weise, wie ein Bildhauer seinen Marmor bearbeitet, als im künstlichen Zusammenfügen und Verschränken; nur die Eskimo haben notgedrungen Fortschritte in der Schreinerarbeit gemacht, da sie auf kleine Stücke Treibholz angewiesen sind. Auch dann, wenn ein Zusammenfügen verschiedenartiger Teile nicht zu vermeiden ist, wenn z. B. steinerne Pfeilspitzen (vgl. die Abbildung, S. 276), Zähne oder Knochen an Holzschäfte befestigt werden müssen, versucht man selten, diese Dinge fest in das Holz einzulassen, sondern verwendet lieber Klebstoffe, wie Harz und Wachs, oder sucht durch Umschnürung die nötige Festigkeit zu erreichen.



Fellespannendes Eskimoweib. Nach J. Murdock.

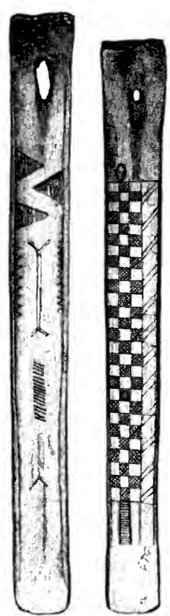
Eine sehr alte Kunst der Menschheit, wenn auch schwerlich die älteste, ist die **Bearbeitung der Felle**. Es ist darunter zunächst nicht etwa das Gerben, also die chemische Umwandlung der Häute zu verstehen, sondern die mechanische Behandlung, die aus dem nach dem Trocknen spröde und hart gewordenen Fell einen geschmeidigen Stoff schafft. Naturgemäß verwendet man meist die Felle größerer Säugetiere, doch verstehen es die hyperboreischen Völker auch, aus Vogelbälgen und Fischhäuten Kleider zu fertigen; die Giljaken z. B. entfernen von Lachshäuten, die zunächst durch Einweichen und Stampfen in einem Holzgefäß der Schuppen beraubt worden sind, durch sorgfältiges Schaben alle Fleisch- und Fettteile und nähen dann die Stücke zu ganzen Röcken zusammen. Die Polarvölker, die durch die natürlichen Verhältnisse ihres Wohngebietes zu möglichster Ausnutzung des Tierkörpers gedrängt werden, stellen auch aus zusammengenähten Gedärmen brauchbare Stoffe her.



Kamm der Eskimo zum Glätten von Häuten. Nach J. Murdock.

In der Hauptsache umfaßt die primitive Fellarbeit das Strecken der Häute (s. die obenstehende Abbildung), die beim Trocknen zusammengeschrumpft sind, das Abschaben überflüssiger Fleischreste und des Fettes, oft auch der Ober- und Unterhaut, endlich das Kneten und Walken; wenn die Haare entfernt werden sollen, kommt noch eine vierte Operation dazu (s. die nebenstehende Abbildung). Alle diese Zwecke werden bald auf einfachere, bald auf verwickelte und sinnreiche Weise erreicht. Kalifornische Indianerstämme begnügen sich z. B., das Haar ohne weitere Vorbereitung mit der Hand auszuzupfen, während die meisten Völker die Felle zunächst längere Zeit in Wasser oder, wie die Eskimo, in Urin einweichen. Die Kräheninidianer benutzen eine Mischung von Asche und Wasser als Beize. Die mechanische Bearbeitung ist vielfach ein Rollen zwischen den Händen, oder ein Klopfen, Treten und Schaben, ja ein Kauen bei einigen Methoden der Eskimo. „Menschliche Muskelkraft“, sagt Mason treffend, „ist das Hauptmittel der primitiven Gerberei.“ Schabinstrumente (s. die Abbildung, S. 316) sind den meisten Völkern bekannt. Die Kulturvölker benutzen alle diese Methoden ebenfalls, abgesehen vom Kauen der Felle, aber sie fügen eine chemische Behandlung hinzu, das **Gerben**. Die Anfänge des Gerbens sind indessen auch vielen Naturvölkern vertraut, namentlich das Verfahren, durch Einreiben mit Fettstoffen die Felle geschmeidig zu machen, wie es bei uns in verbesserter Form zur Herstellung des Sämisch- und Fettgarleders

angewendet wird. So benutzen die Waganda in Ostafrika zu diesem Zwecke Butter, hyperboreische Stämme Thran, die Hochasiaten saure Milch, viele Indianer Nordamerikas, wie die Sioux, Modok, Pani und Irokesen, bedienen sich des Gehirns und der Leber erlegter Tiere. Die meisten Indianer räuchern außerdem das Leder, wodurch es die wertvolle Eigenschaft erhält, auch nach gründlicher Durchfeuchtung nicht steif und spröde zu werden. Die eigentlichen pflanzlichen Gerbstoffe, deren Wirkung darin besteht, daß sie die Fasern der Haut umhüllen und so deren Zusammenkleben, zugleich aber auch die Fäulnis verhindern, sind weniger bei Naturvölkern bekannt, obwohl keineswegs ganz ungebräuchlich. Manche afrikanische Stämme, wie die Bongo, die nach v. Heuglins Angabe mit der Rinde einer Sykomore und einer Akazie gerben, haben ihre Kenntnis wohl mittelbar den benachbarten kultivierten Völkern zu verdanken. In den Kulturländern um das Mittelmeer ist die Lederbereitung sehr alt, wie ägyptische Bilder und der schon früh verbreitete Ruf der babylonischen, später auch der persischen Leder beweisen. Mit der Gerberei ist häufig die Lederfärberei eng verbunden, die im Mittelalter ihren Hauptsitz in Cordova hatte (Corduan), dann in Marokko gepflegt wurde (Maroquin) und sich endlich bis nach dem westlichen Sudan verbreitet hat, wo jetzt die Haussa und Mandingo durch ihre Lederindustrie berühmt sind (vgl. die Abbildungen, S. 53 und 55).



Knöcherne Fellschaber der Eskimo. Nach W. J. Hoffman. Vgl. Text, S. 315.

Bereits Gottfried Semper hat darauf hingewiesen, eine wie enge Beziehung zwischen der Bearbeitung der tierischen Haut und der Haut der Bäume, zwischen der Herstellung von Leder und von Rindenstoffen besteht. Der Zusammenhang dürfte mehr als äußerlich sein; es mußte nahe liegen, die Felltracht durch die Rindentracht zu ersetzen, wenn es an geeignetem Jagdwilde zu fehlen begann, um so mehr, als ein Teil der Handgriffe, die bei der Bearbeitung der Felle angewendet wurden, sich bei der Herstellung von Rindenstoff ebenfalls als brauchbar erwies. Das Abziehen der Rinde von den Bäumen (s. die obere Abbildung, S. 317) entspricht dem Abhäuten der Tiere. Auch bei der Rinde mußte eine gröbere Schicht entfernt und der Stoff gewalkt und geklopft werden, ehe die nötige Geschmeidigkeit erlangt wurde. Die Art der Herstellung der Mbugu, des Rindenstoffs der Waganda, hat unter anderen Stuhlmann geschildert. „Der losgelöste, geknetete und angefeuchtete Bast (von Ficusbäumen) wird auf dem Boden ausgebreitet und, unter fortwährendem Ziehen von den Seiten, mit einem Schlägel geklopft, dessen umlaufende Einkerbungen dem Stoffe das gerippte Aussehen verleihen. Entstandene Löcher werden mit dem Rand entnommenen viereckigen Stückchen geflickt, die man mit Bananenbast einnäht. Später wird der Stoff rot gefärbt.“ In ähnlicher Weise verfahren manche Stämme auf Borneo. „Die Muruts“, schreibt Whitehead, „ziehen die Rinde, die sehr zusammenhängend und biegsam ist, in breiten Streifen von einem Baum ab. Sie wird dann auf ihrer ganzen Fläche mit einem schweren hölzernen Instrument gehämmert, dessen eine flache Seite von tiefen Kreuzlinien wie eine

Feile durchzogen ist; auf diese Weise zerstört man die härteren Fasern der Rinde und wandelt sie in einen sehr geschmeidigen, aber keineswegs festen Stoff um. Da die Rinde voll von Rissen und Löchern ist, wird dieser Fehler durch querübergenähte Rindenstreifen beseitigt.“ Von anderen Beobachtern wird auch das Einweichen der Rinde vor dem Klopfen erwähnt. Vielleicht ihre höchste Ausbildung hatte die Technik in Polynesien erfahren, wo man die Rinde des Papiermaulbeerbaums (Broussonetia papyrifera), wohl auch die des Brotfruchtbaumes und einiger Ficus-Arten verwendete. Auf Tahiti wurde nach Moerenhouts Angaben die Rinde zunächst gewässert, dann wurden die grünen Teile abgeschabt und die Rinde abermals gewässert. Darauf brachte man sie nach den zur Bereitung der Tapa (Rindenstoff) bestimmten Häusern, legte sie auf eine Art hölzerner Tische und klopfte sie mit einem keulenartigen Instrumente, das auf seinen vier Seiten mit verschiedenen Mustern versehen war. Mit Hilfe dieses Hammers oder durch Leimwasser verband man dann die einzelnen Stücke miteinander; endlich wurde der Stoff mit Gummi, der aus der Rinde von Aleurites triloba hergestellt war, gefirnißt und wasserdicht gemacht, häufig auch noch auf verschiedene Art gefärbt und gemustert. Wie sich aus diesen Schilderungen ergibt, erscheinen überall, wo man Rindenstoff fertigt, eigentümliche Klopfinstrumente, bald mit, bald ohne Musterung (s. die untenstehende Abbildung und die auf S. 318) als charakteristische Werkzeuge einer eigenartigen Kulturstufe.



Aino, Ostasien, mit der Bereitung von Rindenstoff beschäftigt. Nach einer japanischen Zeichnung im Bremer Museum. Vgl. Text, S. 316.

Der Eifer, mit dem sich der Mensch seit sehr früher Zeit der Zubereitung von Leder und Rindenzeug gewidmet hat, ist verständlich genug; handelt es sich doch bei all diesen flächenhaften Stoffen vor allem um die Verstärkung der schlechtgeschützten menschlichen Haut, sei es in der Form der anliegenden Kleidung, sei es als Dach und Wand der Hütte oder des Zeltes. Aber die Haut ist auch zugleich ein Gefäß und als solches ein Vorbild vieler Gerätschaften, die dem Aufbewahren und Transportieren flüssiger und fester Stoffe dienen, und die dann auch teilweise aus Leder oder Baumrinde gefertigt werden. Indes haben die natürlichen Häute der Tiere und Bäume schon in der Urzeit nicht genügt, denn die ergänzende Kunst, biegsame Zweige oder Halme zu flächenhaften Stoffen oder zu Gefäßen zu verflechten, geht anscheinend außerordentlich weit zurück. Als Wurzel der ganzen Technik kann man wohl die noch heute geübte Sitte primitiver Stämme betrachten, die Zweige eines Baumes oder Strauches zu einem schützenden Dache zu verschränken, das einigermaßen den Regen abzuhalten vermag. Die beiden Hauptzwecke, denen die flächenhaften Stoffe zu dienen haben, sind dann die Ursache einer doppelten Entwickelung: als Schutzmittel entstanden die Matten, als Gefäße die Körbe; dieser Unterschied beeinflußte natürlich auch die Technik, die indes meist sehr einfacher Natur ist. Aller Flechtkunst liegt die Erkenntnis zu Grunde, daß Streifen, Zweige und Fäden, wenn man sie mehrfach kreuzweise miteinander verflicht, infolge des Reibungswiderstandes und der eigenen Elastizität aneinander haften, und zwar muß das Geflecht um so feiner und



Rindenstoffkeule aus Elfenbein; Wawámba, Ostafrika. Nach Stuhlmann.

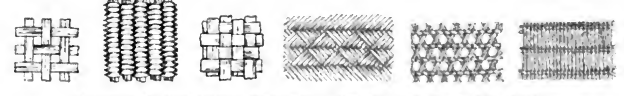
zusammenhängender sein, je dünner und je weniger elastisch die dabei verwendeten Materialien sind. Die Hauptaufgabe ist also, die Streifen oder Fäden durcheinander zu stecken. Zu diesem Zwecke bedient man sich fast überall einer Flechtnadel, gewissermaßen einer Verlängerung der zu plumpen und weichen Finger, die an der einen Seite flach zugespitzt ist und am anderen Ende eine einfache Vorrichtung zur Befestigung des Fadens oder Streifens besitzt. Die gefährdetsten Stellen aller geflochtenen Gegenstände sind die Ränder, die deshalb in der Regel auf verschiedene Weise verstärkt und abgeschlossen werden. Ist so die Technik im Grunde sehr einfach, so gestattet doch die Schmiegsamkeit des Materials eine unendliche Mannigfaltigkeit der Ausführung im einzelnen, gewährt also der schaffenden Phantasie einen willkommenen Tummelplatz. Das einfach kreuzweise Verflechten läßt sich schon dadurch abändern, daß von den Querstreifen nicht abwechselnd einer, sondern je zwei oder drei der senkrechten Streifen gedeckt werden, oder daß sonstige kleine Verschiebungen vorgenommen werden; läßt man dann diese verschiedenen Arten der Ausführung auf dem Flechtstück reihenweise abwechseln, so erhält man schon allerlei Muster. Bald aber lernt man auch verschiedene Materialien nebeneinander verwenden, oder man gibt den einzelnen Streifen verschiedene Farben und erreicht nun durch sinnreiches Verflechten die reizvollsten Wirkungen. Es gelingt auf diese Weise, selbst menschliche und tierische Gestalten auf Geflechten wiederzugeben. Statt die ganze geflochtene Fläche aus einem Stücke herzustellen, zieht man es bei der Anfertigung von Körben, Hüten und dergleichen auch vor, nur einzelne Geflechtstreifen anzufertigen, die man dann zusammennäht; es ist auch auf diesem Wege möglich, allerlei Muster erscheinen zu lassen (s. die Abbildung, S. 319).



Rindenzeugklopfer von Halmahera, Molukken. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 317.

Feinere und wenig elastische Fäden zu einer haltbaren Fläche zu vereinigen, ist, abgesehen von der Verfilzung, nur auf zweierlei Art möglich: entweder müssen die Fäden außerordentlich dicht miteinander verbunden werden, was aber mit Hilfe der Hand oder der einfachen Flechtnadel nicht leicht ist, oder man muß sie einzeln durch Knoten, die an jeder Kreuzungsstelle angebracht sind, fest verknüpfen. Diese letztere Technik schafft zwar ein sehr haltbares, aber zugleich sehr weitmaschiges Geflecht, das Netz (s. die obere Abbildung, S. 320), das wegen seiner großen Brauchbarkeit für gewisse wirtschaftliche Zwecke, vor allem Fischfang und Jagd, allgemeine Verbreitung gefunden hat. Die Kunst des Netzknüpfens ist viel weiter verbreitet als die andere Technik, die feine Fäden zu Flächen vereinigt, die Weberei. Beide setzen das Vorhandensein dünner und zugleich haltbarer Fäden voraus, die indessen die Natur selten in der erwünschten Vollkommenheit liefert. So geht dem Netzknüpfen wie dem Weben in der Regel die einfache Technik des Spinnens voraus, die durch Kämmen, Zupfen und Quetschen die natürlichen Tier- oder Pflanzenfasern gerade richtet und sie dann durch Drehen zu festen Fäden oder Stricken vereinigt. Alles das hat bei den Naturvölkern die Hand mit Hilfe sehr einfacher Werkzeuge, vor allem des weitverbreiteten und als prähistorisches Überbleibsel massenhaft aufgefundenen Spinnwirtels, zu leisten, während es die Kulturvölker schon früh durch Erfindung des Spinnrades verstanden haben, die Kraft des Fußes mit heranzuziehen und das Drehen in eine schnelle und regelmäßige Bewegung zu verwandeln.

So nützlich sich das Netz für manche Zwecke erweist, ist es doch sehr ungeeignet, als wärmende Hülle zu dienen; die Fäden dicht und regelmäßig sich durchkreuzen zu lassen und so eine gleichmäßige Stofffläche zu erzeugen, vermag nur die Weberei, die man eine verbesserte Flechtkunst nennen kann, und die in der That durch unmerkliche Übergänge (vgl. den Flechtapparat, S. 89) mit dieser älteren Technik verknüpft ist. Das Prinzip der Weberei ist sehr einfach. Beim Flechten wie beim Weben ist zunächst eine Reihe nebeneinander liegender Streifen oder Fäden vorhanden, die man, damit sie nicht auseinanderflattern oder sich verschieben, an dem einen Ende oder auch an beiden befestigt, sei es an einem Querstreifen, an einem Querholz oder auf sonst eine Art. Diese Fädenreihe nennt man die Kette. Die Aufgabe ist nun, die Querstreifen oder -Fäden so durch die Kette zu führen, daß sie abwechselnd vor und hinter den Kettenfäden hindurchgehen. Der Flechter führt dies mit der Flechtnadel einzeln aus, aber bei feineren Fäden würde dies äußerst zeitraubend und anstrengend sein. Das ganze Geheimnis der Weberei besteht nun darin, daß man die Kettenfäden in zwei Gruppen derart teilt, daß immer die ungeraden Nummern der Fäden der einen, die geraden der anderen Gruppe angehören, und daß man die Fäden zwar am oberen Ende gemeinsam befestigt, unten aber die jeder Gruppe besonders



Korbgeflechte verschiedener Naturvölker. Nach W. H. Holmes. Vgl. Text, S. 318.

zusammenfaßt, was auf verschiedene Weise geschehen kann. Indem man dann die beiden Kettengruppen bald nach der einen, bald nach der anderen Seite auseinanderspreizt und die Flechtnadel oder deren Ersatz, den Schützen, mit den Querfaden (Einschlag, Schuß) hindurchführt, erhält man ein dichtes Kreuzgewebe, dessen Festigkeit noch dadurch erhöht wird, daß nicht wie beim Flechten verschiedene Querstreifen verwendet werden, sondern ein einziger Faden, der bei seiner Umbiegung an den Seiten zugleich einen haltbaren Rand des Gewebes liefert. Die Vorrichtung, um die beiden Fadengruppen abwechselnd nach beiden Seiten auseinander zu spreizen, wobei die Gruppen jedesmal durcheinander durchgeführt werden müssen, ist der sinnreichste und am schwersten zu schildernde Teil jedes Webstuhls; man erreicht den Zweck in der Regel dadurch, daß man jeden einzelnen Faden der Kettengruppe wieder durch die Öse je eines Querfadens laufen läßt und erst diese Querfäden dann an Rahmen befestigt. Statt diese Rahmen mit den Händen hin und her zu schieben, bedient man sich meist der Füße, indem man die Rahmen, wie in Westafrika, einfach durch Stricke an die große Fußzehe befestigt (vgl. die Abbildung, S. 275) oder ein Tretwerk anwendet. Der Schützen mit dem Einschlag wird bei allen primitiven Webstühlen mit der Hand durch das Fach, den Zwischenraum zwischen den auseinandergespreizten Kettenfäden, hindurchgeworfen.

Auf den rohesten Webstühlen, wie wir sie auf den Karolinen, bei den Aino (s. die untere Abbildung, S. 320) oder im Congolande finden, werden meist Faserstoffe verarbeitet, wie sie die Natur fast fertig liefert, besonders feinzerteiltes Palmstroh, ferner Ananas-, Kaktus-, Bananen- und Hibiskusfasern. Die Baumwolle, die zunächst gesponnen werden muß, hat also nicht zur Erfindung des Webstuhls geführt, ebensowenig wie die Wolle, die kultivierte Haustiere voraussetzt. Hierzu ist allerdings zu bemerken, daß in Alaska die Wolle der wilden Bergziege

zusammen mit Rindenfasern zu kunstvoll ornamentierten Decken verwebt wird, während die westlichen Tinneh wieder feingeschnittene Riemen aus Kaninchenfellen benutzen. Die älteste Art, wie man die Wolle zu Matten und Stoffen verarbeitete, ist zweifellos die Verfilzung, die noch heute von den Nomadenstämmen Hochasiens als uralte nationale Fertigkeit geübt wird. Die tierischen Fasern haben die Neigung, fest aneinander zu kleben, wenn man sie anfeuchtet und stark preßt; der Filz ist nichts anderes als eine wirre, fest zusammengepreßte Haarmasse, die nach dem Trocknen ihre Form behält, da zwar die einzelnen Haare verhältnismäßig elastisch, aber mit kleinen Spitzen oder Schuppen besetzt sind, die fest ineinandergreifen und die Haltbarkeit des Filzes bedingen. In der Hauptsache ist nur eine einfache mechanische Kraftleistung erforderlich, um zum Ziele zu kommen, und komplizierte Apparate, wie der Webstuhl, sind vollkommen entbehrlich. Ein Abkömmling der Filzmacherei ist wahrscheinlich die Papierbereitung, die ganz von selbst bei dem Versuch erfunden werden mußte, Tierhaare durch pflanzliche Fasern zu ersetzen. Bezeichnenderweise wird in den tierarmen ostasiatischen Kulturländern, die hart neben der Hochburg der Filzerzeugung liegen, das Papier seit alter Zeit auch als Kleiderstoff und sonst noch in vielerlei Weise verwendet.


Netzmacher. Eskimozeichnung. Nach W. J. Hoffman. Vgl. Text, S. 318.

Es ist höchst anziehend, diese Verwandtschaften der verschiedenen technischen Fertigkeiten zu verfolgen. Fast nie tritt eine Erfindung als etwas Selbständiges auf, immer hat sie ihre Vorgänger, von denen sie abhängt, sei es nun, daß man die alte Technik selbst verbessert oder erweitert und dadurch zu neuen Ergebnissen gelangt, sei es, daß man einem Ziele, das durch die eine Technik nur ungenügend erreicht wird, nunmehr auf einem anderen Wege mit besserem Erfolge zustrebt. Wie beides einmal zugleich stattfinden kann, indem durch den Versuch, unvollkommene Geräte zu verbessern, gleichzeitig eine ganz neue Technik entdeckt wird, lehrt die Urgeschichte der Töpferei, die wir natürlich nicht mehr mit voller Sicherheit, aber doch in genügender Weise übersehen können.

Sehr früh muß sich das Bedürfnis eingestellt haben, Wasser aufzubewahren und zu transportieren, da diese Möglichkeit den ersten Schritt zu einem gewissen Freiwerden vom Zwange der Naturbedingungen bedeutet; übrigens läßt schon der Bau des menschlichen Körpers ein Trinkgefäß wünschenswert erscheinen, als das sich zunächst die nicht sehr geeignete Hand bot, die dann durch Muschel-, Eier- und Fruchtschalen oder selbst — wie zahlreiche Nachklänge beweisen — durch Schädelkapseln ersetzt wurde. Diese kleinen Hilfsmittel genügten natürlich nicht, um größere Wassermengen fortzuschaffen. Wo Viehzucht oder Jagd reichere Erträge geben, bietet sich von selbst die abgezogene Haut der Tiere als Wasserschlauch von vorzüglicher Brauchbarkeit, der denn auch im Oriente noch seine alte Wichtigkeit behauptet hat (s. die Abbildung, S. 321), und wo der Flaschenkürbis bekannt ist und zu gedeihen vermag, ist ein anderes ausgezeichnetes Wassergefäß von selbst gegeben.


Webstuhl der Aino, Ostasien. Japanische Zeichnung. Nach D. Mac Ritchie. Vgl. Text, S. 319.

In Ermangelung aller dieser Vorteile mußten die an sich wenig geeigneten Erzeugnisse der textilen Kunst herangezogen werden, und in der That gelingt es vielen Völkern, so dichte Graskörbe zu flechten, daß sie so gut wie undurchlässig für Wasser sind. Es lag nahe, diese

Wasserkörbe durch Bestreichen mit Lehm noch mehr wasserdicht zu machen; ist ja der Lehm, wie sich bei der Besprechung des Hausbaues zeigen wird, ein sehr beliebtes Mittel, die Durchlässigkeit des Flechtwerkes für Luft und Wasser zu beseitigen. In ähnlicher Weise wird man Kürbis- oder auch andere Fruchtschalengefäße von außen mit Lehm bestrichen haben, um sie dem Feuer aussetzen und das in ihnen befindliche Wasser wärmen zu können, sobald man einmal versuchte, statt der langwierigen Kocherei mit glühenden Steinen das Wasser unmittelbar an der Flamme zu erhitzen. Damit war die Erfindung der Keramik im Grunde schon gemacht. Es mag lange genug gedauert haben, ehe man die Beobachtung, daß der Lehmüberzug im Feuer zu einem festen Gefäße erhärtete, weiter zu verfolgen suchte, aber daß es geschehen ist, beweisen die Formen der prähistorischen Töpfe, die entweder noch zur Genüge erkennen lassen, daß sie in Körben geformt sind (s. die obere Abbildung, S. 322), oder die als Nachahmungen natürlicher Gefäße erscheinen. Auch korbartige Thongefäße kommen als bewußte Nachbildungen vor (s. die untere Abbildung, S. 322).



Indische Wasserträger aus Bombay. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 320.

Statt den Thon in einen Korb zu streichen und dann gleichzeitig den Thon zu brennen und den Korb zu zerstören, formt man jetzt meist die Gefäße aus freier Hand. Ob die Methode, Thonwülste aufeinander zu legen und sie durch Glattstreifen zu verbinden, in ähnlicher Weise, wie man Flechtstreifen zu Körben zusammennäht, älter ist als andere, läßt sich kaum entscheiden. Genauer schildert diese Technik Im Thurn, der sie bei den Indianerinnen Guayanas beobachtete. „Eine flache, kreisrunde Thonmasse", schreibt er, „die Grundlage des beabsichtigten Topfes, wird zunächst auf ein schmales Stück Brett gelegt. Der Rest des Thones wird zwischen den Händen zu langen cylindrischen Stücken von der Dicke eines Mannesdaumens ausgerollt. Eine dieser Rollen wird nun rund um den Rand der Basis gelegt, so daß sie diese wie der Rand eines Troges umgibt. Dieser Rand wird nun zwischen Zeigefinger und Daumen bearbeitet, wird mit dem Thon der Basis eng verbunden, wird geebnet und geglättet, und mit großer Nettigkeit wird ihm genau die Krümmung gegeben, die er als ein Teil des Gefäßkörpers haben muß. Auf die erste Rolle wird dann eine zweite gelegt und in derselben Weise behandelt. Auf diese Art wird das Gefäß allmählich stückweise aufgebaut, und seine Wände, obwohl nur mit den Fingern bearbeitet, bekommen genau die richtige Krümmung." Das Gefäß wird dann mit Hilfe von Muschelschalen und glatten Steinen

vollends gesäubert und geglättet, dann in der Sonne getrocknet, bemalt und endlich über langsamem Feuer gebraunt.

Die Keramik ist verschiedener Verbesserungen fähig, auf die man stellenweise schon früh gekommen ist. Zunächst kann man den Thon durch Verrühren mit Wasser und Schlämmen von unwillkommenen Beimengungen befreien und ein gleichmäßig feines Material erzielen. Es wird ferner bald erkannt werden, daß nicht jede Art des Thones sich beim Brennen gleich verhält; während manche beim scharfen Brennen glasartig hart und undurchlässig für Flüssigkeiten werden, bleiben die meisten porös und lassen, wenn auch nur langsam, das in den Gefäßen enthaltene Wasser durch die Wände hindurchsickern. Dieser Übelstand der Durchlässigkeit ist zuweilen ein Vorzug, da die auf der Außenfläche verdunstende Flüssigkeit das Wasser des Gefäßes abkühlt, und so sehen wir in der That in Südeuropa und dem Oriente seit alter Zeit poröse Thongefäße (Terrakotten) als Wasserkühler in Gebrauch. Für Küchengefäße ist die Porosität auch nicht weiter bedenklich, da die Speisereste von innen, der Ruß von außen bald genug die Durchlässigkeit aufheben. Aber es gibt doch Fälle, in denen dichte Gefäße unbedingt gefordert werden, wie beim Aufbewahren von Wein, oder überhaupt dann, wenn Flüssigkeiten längere Zeit in Thonkrügen stehen bleiben sollen. Da lag es nun sehr nahe, den Gefäßen von Anfang an einen Überzug von Ruß zu geben, den man am besten dadurch erhielt, daß man die Außenfläche vor dem Brennen mit Harz oder Öl tränkte oder sie mit anderen bituminösen Stoffen bestrich, eine Technik, die auch bei einer großen Zahl altgriechischer Thongefäße angewendet ist. Anderseits wird man beim Brennen unreiner Thonarten gefunden haben, daß sich glasartig dichte Überzüge bildeten, wenn gerade einmal Stoffe beisammen waren, die im Feuer miteinander verschmelzen; auf diesem Wege entdeckte man die eigentliche Glasur, die übrigens den meisten Naturvölkern, soweit sie überhaupt Töpferei treiben, unbekannt ist.



Altes Gefäß mit Gewebemuster; Pennsylvanien, Nordamerika. Nach W. H. Holmes. Vgl. Text, S. 321.

Auch die Töpferscheibe gehört den Kulturvölkern an. Der Gedanke, statt um die zu formende Thonmasse herumzugehen, vielmehr den Tisch, auf dem sie steht, drehbar zu machen, dürfte zuerst in Ägypten aufgetaucht sein, wie Lippert vermutet. Das Grundprinzip ist auch immer dasselbe geblieben: die gleichmäßige Drehung ermöglicht ein ebenso schnelles wie genaues Formen und zugleich eine volle Ausnutzung der Körperkraft, da es nahe lag, die Drehung ebenso wie beim Spinnrocken durch ein Tretwerk mit den Füßen hervorzubringen und somit die Hände ganz für die formende Thätigkeit frei zu machen. Noch auf einem anderen Wege hat man eine Verbesserung der keramischen Technik angestrebt: die Peruaner verwendeten Formen, in die der Thon eingedrückt wurde, und setzten ihre großen Gefäße, die sie übrigens nicht brannten, aus zwei Hälften zusammen. Diese Art der Technik kommt vereinzelt auch anderwärts vor und hat, wenn sie auch der Keramik keine neuen Bahnen wies, doch die größte Bedeutung als Vorläuferin der Metallgießerei.



Thonkorb der Zuñi, Nordamerika. Nach J. Stevenson. Vgl. Text, S. 321.

Die eben erwähnten ungebrannten Gefäße der Peruaner sind nur in einem ganz trockenen Klima und dort auch nur für gewisse Zwecke verwendbar, aber sie erinnern daran, daß neben der Töpferei, die außer Gefäßen auch Perlen, Netzsenker, Spinnwirtel und dergleichen geliefert hat, immer auch die einfache Thonplastik bestanden und in trockenen Gebieten große Wichtigkeit erlangt hat, vor allem beim Bau der Häuser. Der Backstein, dieser Ersatz des natürlichen Mauersteines, ist der Nachkomme des lufttrockenen Lehmziegels. Nirgends tritt die Bedeutung beider Arten der keramischen Kunst so mächtig hervor wie im steinarmen Babylonien, dessen Kulturvolk seine Riesenbauten aus dem plastischen Thon errichtete und zugleich einen Niederschlag seines geistigen Lebens auf gebrannten Thontafeln und -Cylindern der Nachwelt zurückließ. In Nordafrika bestehen beide Arten der Technik noch heute nebeneinander: der Oasenbewohner benutzt noch immer das aus ungebrannten Ziegeln erbaute Haus, während schon in der Steppenstadt Kairuan eine Menge von Ziegeleien vorhanden und Häuser wie Stadtmauern aus Backsteinen errichtet sind.

Indem die Keramik ein weiches Mineral formt und durch Feuer zu einer festen Steinmasse verhärtet, bildet sie im Grunde nur eine eigenartige Abzweigung der **Steinbearbeitung**, der vielleicht ältesten, auf jeden Fall aber für die Vorgeschichte wichtigsten Art menschlicher Technik, die freilich zugleich mehr als jede andere durch die fortschreitende Entwickelung in den Hintergrund gedrängt ist. Noch sind zwar die Steine ein unentbehrlicher Rohstoff der materiellen Kultur, aber es sind mehr große monumentale Zwecke, für die man sie verwendet, während sie im Kleinleben der täglichen Wirtschaft fast ganz den Metallen und sonstigen Ersatzmitteln Platz gemacht haben.


Sandsteinlampe der Eskimo.
Nach J. Murdock. Vgl. Text, S. 324.

Der Ausdruck Steinbearbeitung umfaßt auch in primitiven Zuständen ein sehr mannigfaltiges Gebiet; so wenig die einzelnen Arten des Rohmaterials oder der Zwecke, denen es dienen soll, einander gleichen, so wenig kann die Technik in allen Fällen dieselbe sein. Ebenso falsch wäre es aber auch, die Steinkultur ganz im allgemeinen als eine niedere Entwickelungsform aufzufassen, die jedes Volk einmal ungefähr in derselben Weise durchlebt hat. Es gibt Gebiete der Erde, in denen es an geeigneten Steinen fast ganz mangelt, und im Gegensatz dazu andere, die überreich sind an den verschiedensten, zu allen möglichen Zwecken brauchbaren Arten; in den ersteren wird man von einer Steinzeit im Ernste kaum reden können, während in den letzteren die Verwendung der Steine der ganzen Kultur ihren Charakter gibt und selbst die Einführung der Metalle in einzelnen Fällen zäh überdauert.

Drei Eigenschaften der Steine sind es, die bald einzeln, bald zusammen ihren Wert für die primitive Kultur bestimmen, nämlich ihre **Härte**, ihr **Gewicht** und ihre **Formbarkeit**, die wieder durch den Härtegrad und den zähen Zusammenhang der Teile bedingt wird. Die Härte eines Steines kann wenig nützen, wenn sie mit so starker Sprödigkeit verbunden ist, daß ein kräftiger Schlag das mühsam aus ihm gefertigte Werkzeug zersplittert; aus diesem Grunde ist der gemeine kristallinische Quarz fast unbrauchbar, der ebenfalls aus Kieselsäure bestehende amorphe Feuerstein dagegen der beliebteste Rohstoff der Steinkultur. Auch der Nephrit verdankt seine Bevorzugung der mit Härte verbundenen Zähigkeit. Außerordentliche Härte wieder, im Verein mit leichter Spaltbarkeit, die messerscharfe Splitter abzuschlagen gestattet, ist in allen Fällen willkommen, wo die Sprödigkeit des Materials nicht weiter schadet; aus dem natürlichen Glase, dem Obsidian, formte man auf diese Weise Rasiermesser, wie im alten Mexiko, oder Pfeilspitzen und sonstige scharfe, wenn auch wenig haltbare Werkzeuge. Weiche und zähe Steine

sind leicht zu bearbeiten und in bestimmte Formen zu bringen, aber nur für wenige Zwecke brauchbar; der Speckstein z. B., aus dem der Eskimo Lampen und Gefäße schnitzt, der ähnlich benutzte Sandstein (s. die Abbildung, S. 323) oder der weiche schwarze Schiefer, den die Nordwestamerikaner zu Figuren und Schüsseln verarbeiten, sind für Werkzeuge nicht zu verwenden, und auch die Technik ihrer Bearbeitung schließt sich eher an die des Holzes oder Hornes an als an die der übrigen, ihrer Härte und Schwere wegen benutzten Gesteine. Glücklicherweise sind auch die härteren Gesteine nicht so unveränderliche starre Massen, wie das wohl scheinen möchte: die meisten frisch gebrochenen Steine enthalten Wasser, die sogenannte Bergfeuchtigkeit, und sind in diesem Zustande weicher und leichter zu bearbeiten als nach dem Verluste dieses Wassers, das beim Liegen an der Luft bald verschwindet. Daraus ergibt sich, daß in der Nähe der Steinbrüche, aus denen das bergfeuchte Material gewonnen wurde, zugleich die Arbeitswerkstätten liegen mußten, in denen man Steinwaffen und -Werkzeuge herstellte.


Obsidianmesser und Nucleus aus Mexiko. Nach Photographie.

Wenn wir bei der vollkommensten Steinbearbeitung, wie sie etwa während der neolithischen Periode in manchen Gegenden Europas geübt wurde, die Herstellung vom Zuschlagen grober Stücke zu immer feineren Manipulationen und endlich zum Polieren des fertigen Stückes vorschreiten sehen, so haben wir damit, wie die Funde aus älteren Zeiträumen beweisen, zugleich die ganze Entwickelung der Technik vor Augen. Die frühesten vorgeschichtlichen Funde zeigen uns Steingeräte und -Waffen, die in rohester Weise mit Hilfe eines anderen Steines zerschlagen worden sind, wobei man die zufällig sich ergebenden geeigneten Splitter und Stücke je nach ihrer Form verwendete und allenfalls noch etwas zurechtschlug. Die Fähigkeit, durch sorgsames Klopfen und Drücken feinere Splitter abzusprengen und so willkürlich die Form der Geräte zu bestimmen, ist eine Kunst, die auch bei den heutigen der Steintechnik kundigen Naturvölkern nicht jeder versteht, und die sich sehr langsam zur Vollkommenheit entwickelt hat. Am ersten lernte man wohl, von einem größeren Steinkerne (Nucleus) längliche, scharfkantige Stücke abzulösen, die als Messer dienen konnten; der Umstand, daß an dem Ende, auf das der Druck oder Schlag ausgeübt wurde, eine Verdickung (Schlagmarke) entsteht, läßt die künstlich geformten Feuerstein- oder Obsidianmesser (s. die obenstehende Abbildung) von den natürlichen Splittern unterscheiden. Später begann man auf ähnliche Weise die einzelnen Stücke feiner auszuarbeiten, indem man mit Hilfe geeigneter, aus Holz oder Horn bestehender Geräte kleine Teilchen absplitterte und so nicht nur die Kanten zuschärfte, sondern auch den Seitenflächen eine bestimmte Gestalt gab. Man konnte auf diese Art starke, haltbare und doch mit schneidendem Rande versehene Beile herstellen. Auch Schwerter wurden aus Obsidiansplittern gefertigt, indem man letztere in entsprechender Zahl

an einem Holzschaft befestigte. (Vgl. die Erklärung der farbigen Tafel „Mexikanische Würdenabzeichen" bei S. 142.)

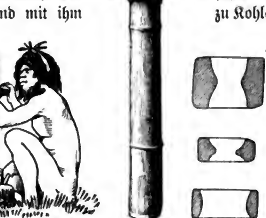
Bei der Splittertechnik bleibt die Oberfläche immer mehr oder weniger rauh. Um sie völlig zu glätten, wandte man die Kunst des Polierens an, die in Europa erst zu Anfang der sogenannten jüngeren Steinzeit auftritt, während sie in Amerika schon früher bekannt gewesen ist. Auf welchem Wege man zu der einfachen Erfindung gelangt ist, Steine mit Hilfe von Sand, Wasser und Reibsteinen glatt zu schleifen, ist schwer zu sagen, denn daß die glatt geriebenen Steine in den Flüssen das unmittelbare Vorbild gewesen sind, wie Hörnes will, läßt sich nicht beweisen und setzt wohl zu viel logisches Nachdenken voraus. Das Polieren gibt den Steingeräten vielfach größere praktische Brauchbarkeit, noch mehr mag das ästhetische Wohlgefallen an den glatten Formen die Verbreitung der Technik begünstigt haben.

Vielleicht ist aber die Polierkunst die Mutter zweier anderer eng verwandter Erfindungen, der Steinsäge und des Steinbohrers. In den Pfahlbauten der Schweiz finden sich Steinbeile, die durch Zersägen eines größeren Blockes gewonnen sind, und auch Sägen, Stücke Hirschhorn mit eingesetzten Feuersteinsplittern, sind noch erhalten; da nun diese Sägen nur mit Hilfe von Sand und Wasser den Stein durchschneiden konnten, dürfte ihre Erfindung wohl durch die Kunst des Polierens angeregt worden sein. Auch beim Durchbohren der Steine, das in Europa erst spät versucht wurde, mußten Sand und Wasser das Beste thun, denn die Bohrer, hohle Stücke von Knochen oder Hirschgeweih, dienten nur zur Übertragung der menschlichen Muskelkraft auf die Sandkörnchen. Man scheint sich übrigens auch im prähistorischen Europa jener Drill- und Bohrapparate bedient zu haben, wie sie beim Feuerbohren jetzt noch vielfach üblich und oben genauer beschrieben worden sind (vgl. S. 311). Einen Übergang von den Holz- zu den Steinbohrern bilden die Werkzeuge, mit denen man Muscheln (s. die Abbildung, S. 326) oder Horn durchlöchert. Im ganzen ist der Nutzen der Steinbohrerei nicht so außerordentlich, wie sich zunächst wohl vermuten ließe, da bei schmalen Beilen das Loch den Stein zu sehr schwächt, während massige Stücke, die das Durchbohren gut vertragen, wieder schwer zuzuschärfen sind. Diese Nachteile sind wohl der Grund, daß noch heutzutage die Technik große Lücken ihrer Verbreitung zeigt, die offenbar nicht ausschließlich durch den Mangel an Verkehr oder natürliche Ursachen zu erklären sind; so kennt man in ganz Polynesien die Durchbohrung der Steine nicht; in Neuguinea wird sie zwar geübt, aber man stellt mit ihrer Hilfe nur schwere runde Keulenknöpfe her, die an Schlagstöcken befestigt werden, kennt dagegen keine durchbohrten Beile, sondern befestigt die zugeschliffenen Steinwaffen auf andere Weise an ihren Schäften. Ebenso bohrt man in Neuseeland wohl Löcher durch die Steinkeulen, um eine Schnur durchzuziehen, kennt dagegen keine Äxte oder Hämmer mit Stielloch.

Die siegreiche Nachfolgerin der Steinkultur ist die der Metalle, von denen ganze Zeitalter der Menschheitsentwickelung ihren Namen tragen, obwohl bis zur Gegenwart Völker vorhanden waren, die der Kenntnis der Metalle entbehrten. Mit den neuen Stoffen erscheint auch eine neue Technik, aber so wenig wie auf anderen Gebieten kennt hier die Geschichte der Menschheit eine plötzliche Umwälzung, eine rasche und bewußte Abkehr von den alten Verfahrungsweisen. Die Metalltechnik schließt sich in ihren Anfängen noch eng an die Steintechnik an, und erst allmählich werden die Vorzüge der Metalle ganz erkannt und benutzt, vor allem der eine, daß sie in der Hitze schmiegsam und flüssig werden, um beim Erkalten wieder zu harten Massen zu erstarren, mit anderen Worten, daß sie sich schweißen und gießen lassen (s. die obere Abbildung, S. 327). Es sind schon Metalle in Gebrauch gewesen, ehe diese entscheidende Entdeckung gemacht

wurde. Die Indianer Nordamerikas haben das gediegene Kupfer, das sich am Oberen See findet, als eine Art zähen Steines zu schätzen gewußt und zu allerlei Gerät zurechtgehämmert, und die Eskimo verwendeten meteorisches Eisen in derselben Weise, aber größere Bedeutung für die Kultur erlangten die Metalle in beiden Fällen nicht. In Europa und Asien scheint es an dergleichen Beispielen zu fehlen, da hier die Kupferkultur anscheinend einen einzigen uralten Ausgangspunkt hat, die Insel Cypern, deren Name noch im Worte „Kupfer“ vernehmlich anklingt.

Daß wir sonst überall, wo Metalle verwendet werden, auch die Kunst in Übung sehen, sie durch Feuer zu erweichen, hat seinen besonderen Grund: die Metalle, die für die Kultur der Menschheit von Bedeutung geworden sind, erscheinen — mit Ausnahme des Goldes, das in primitiven Verhältnissen kaum in Betracht kommt — nur ausnahmsweise, manche überhaupt fast niemals, in gediegenem Zustande, sondern in Verbindung mit anderen Elementen, wie Sauerstoff, Schwefel oder Phosphor, als mehr oder weniger unscheinbare Erze, aus denen erst das Metall gewonnen werden muß. Bei den mit Sauerstoff verbundenen Metallen, wie beim Zinnerz oder den meisten Eisenerzen, gelingt die Reduzierung durch Erhitzen der Erze mit Holzkohle, die den Sauerstoff an sich zieht und mit ihm zu Kohlensäure verbrennt; es ist nicht schwer zu erraten, wie auf diesem Wege der Zufall zur Entdeckung der Metalle aus den am leichtesten reduzierbaren Erzen führen mußte, bis man später mit Bewußtsein alle metallähnlichen Gesteine durch das Feuer zu prüfen begann. Es erklärt sich so auch, warum gerade Zinn und Kupfer am frühesten und mächtigsten als Kulturmetalle auftreten: ihre Erze, oder beim Kupfer wenigstens manche von ihnen, bedürfen der geringsten Hitzegrade zu ihrer Umwandlung und sind dabei stellenweise massenhaft genug vorhanden, um die Entdeckung des Verfahrens nicht allzu schwierig zu gestalten.



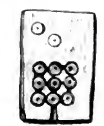
a Tridacna-Muscheln bohrender Mann aus Berlin-Hafen, Deutsch-Neuguinea; b der Bohrer; c die allmähliche Erweiterung des Bohrloches. Nach v. Luschan. Vgl. Text, S. 325.

Von den größten Folgen ist es nun gewesen, daß diese beiden Metalle, die einzeln für sich verschiedene ungünstige Eigenschaften besitzen, sich leicht zusammenschmelzen lassen und dann vereint eine Legierung von großer Brauchbarkeit, die **Bronze**, ergeben. Die Bronze ist härter als Kupfer oder Zinn, und vom Kupfer unterscheidet sie der wichtige Vorzug, daß sie sich ohne Schwierigkeit in Formen gießen läßt; dazu kommt, daß sie schwer rostet und durch ihren goldigen Glanz angenehm ins Auge fällt. Vor den Steinen zeichnet sie sich durch ihre Zähigkeit und auch eine gewisse Unverwüstlichkeit aus, da ein zerbrochenes Stück Bronzegerät nicht gleich einem steinernen einfach verloren ist, sondern in eine neue Form umgegossen werden kann. Nur in der Härte kam der neue Stoff manchen Gesteinsarten nicht gleich.

Mit der Entdeckung der Metalle vermehrte sich die Leistungsfähigkeit, aber zugleich die Arbeitslast der Menschheit: das neue Hilfsmittel bot sich nicht so einfach und massenhaft dar wie das Holz oder der Stein, es wollte aufgesucht und durch mühsame Thätigkeit gewonnen sein, ehe es zu weiterer Verwendung tauglich gemacht werden konnte. So schiebt sich vor die eigentliche Metalltechnik eine neue ein, oder vielmehr eine ganze Gruppe verschiedener Thätigkeitsformen, die wir als

Bergbau bezeichnen. Auch hier konnte man an Gegebenes anknüpfen, da ja schon in der Steinzeit die Gewinnung bergfeuchter Gesteine oft nicht ohne bergmännische Thätigkeit möglich war, wie das die uralten Grubenanlagen in den Kreidefelsen Englands beweisen.

Im großen Stile hat sich aber erst der **Erzbergbau** entwickelt, der übrigens nicht nur darin bestand und noch besteht, daß man durch Stollen und Schächte den im festen Gestein verborgenen Erzadern oder -Stöcken nachgeht, sondern der daneben im **Seifenbergbau** einen eigenartigen und sehr alten Zweig mit besonderer Technik getrieben hat. Seifen nennt man die Ablagerungen von Erzen und Metallen im Sande der Flüsse oder anderen Sedimenten, wohin sie durch die Gewalt des Wassers von ihrer ursprünglichen, im Laufe der Zeit verwitterten Lagerstätte hingeführt worden sind; infolge ihrer Schwere sammeln sich die Erze an gewissen Stellen stärker an und können hier, indem man durch Schlämmen mit Wasser und sonstige Hilfsmittel die Beimengungen von Sand und Erde beseitigt, auf sehr einfache Weise gewonnen werden. Gold wird noch heute zum guten Teil in dieser Weise gewaschen; für die primitive Kultur ist es dagegen wichtig, daß der Zinnstein (Zinnoxyd), das einzige in Betracht kommende Zinnerz, besonders häufig in Seifenablagerungen vorkommt und zuerst wohl nur aus solchen gewonnen wurde. Vereinzelt wird bei Naturvölkern noch Eisenerz aus Seifen gewaschen, während das Kupfer stets durch Bergbau im engeren Sinn erlangt werden muß; Spuren alter Kupferminen hat man namentlich in den Alpen und im westlichen Sibirien mehrfach gefunden.



Gußform der Ostjaken, Sibirien, aus Kiefernrinde für Zinngerät. Nach Martin. Vgl. Text, S. 325.

Bronze kann durch Hämmern wie durch Gießen weiter verarbeitet werden. In beiden Fällen konnten technische Erfahrungen zu Hilfe kommen oder als Vorbild dienen, die man bei anderen Gelegenheiten gemacht hatte: die Gußformen fertigte man aus Thon oder weichem Stein, selbst aus Baumrinde, durch Hämmern aber erzielte man flächen- und linienhafte Gebilde, die Bleche und Drähte, die sich fast wie die Erzeugnisse der Textilkunst behandeln ließen oder wie Felle und Rindenstoffe, tierische und pflanzliche Fasern. Es sind Fälle bekannt, wo man das Loch eines Bronzegefäßes einfach in derselben Weise mit einem Stück Bronzeblech und Bronzedraht zugenäht hat, wie man einen Rock flicken würde. Bronzeblech als Verstärkung der Haut erscheint im vorgeschichtlichen Europa bereits in der Form von Panzern, Helmen und Beinschienen, wenn auch spärlich wegen der Kostbarkeit des Materials.

Diese Kostspieligkeit der Bronze ist es zum Teil, die einem neueren, billigeren Metalle, dem **Eisen**, nach seiner Entdeckung rasch Beifall verschaffte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man schon mit Bewußtsein nach einem neuen Metalle gesucht und gewisse Eisenerze, die einen metallischen Habitus besitzen, wie Rot- oder Brauneisenstein, versuchsweise einmal im Kupferschmelzofen geglüht hat. Ist doch im Kaukasusgebiet auch das Antimon sehr früh und wohl in derselben Weise gefunden worden. Das Eisen hat den Nachteil, leicht zu rosten, ersetzt diesen Fehler aber durch glänzende Vorzüge: es läßt sich gießen und schweißen, es ist härter als Bronze und kann durch Umwandlung in Stahl noch weiter gehärtet werden, und es ist in seinen Erzen so weit verbreitet, daß die Eisenarbeit fast überall auf eigenen Füßen stehen konnte, und daß man also nicht, wie vielfach zur **Bronzezeit**, auf die kostspielige Zufuhr des Rohmaterials

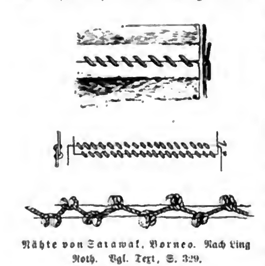


Brenneisen zum Durchbohren der Beil- und Hackenstiele; Ussandaui, Ostafrika. Nach Werther. Vgl. Text, S. 328.

von außen her angewiesen war. So ist es auch möglich gewesen, daß sich die Kenntnis der Eisenarbeit von Stamm zu Stamm durch Afrika verbreiten konnte, ohne daß durchgängig ein bestimmtes Volk als Lehrer und Kulturträger gedient hätte: die Eisentechnik hat in ihrer Übertragbarkeit einen viel freieren, leichter beweglichen Charakter als die der Bronze, die wegen der Seltenheit des Zinnes, das nur an einigen Punkten massenhaft auftritt, weit fester an bestimmte Orte gebunden ist.

Das Reduzieren der Eisenerze erfordert beträchtliche Hitze und besonders konstruierte Schmelzöfen. Einen solchen Ofen einfacher Art sah Brooke Low bei den Kayan auf Borneo. „Gewöhnlich", schreibt er, „befindet sich bei jedem Kayandorf ein Platz für die Eisenschmelzerei, an der sich die ganze Gemeinde zusammen beteiligt. Der einfache, von einem Dache bedeckte Ofen besteht aus einem kreisrunden, in den Boden gegrabenen Loche von drei Fuß Tiefe und etwa vier Fuß Durchmesser. Vor dem Schmelzen wird das Erz geröstet und zerkleinert. Nachdem die Holzkohlen im Ofen in Brand gesetzt sind, wird das so vorbereitete Erz darauf geschichtet mit abwechselnden Zwischenlagen von Kohle. Die Ventilatoren bestehen aus zehn bis zwölf hölzernen Röhren, die senkrecht rund um den Ofen aufgestellt sind. Der Hohlraum eines jeden beträgt sieben Zoll im Durchmesser, die entsprechenden Stempel sind mit Tuch oder weicher Baumrinde umwickelt. An die Stempelstangen sind andere von beträchtlicher Länge befestigt, an denen Gewichte angebracht und auf den Querhölzern des Daches ausbalanciert sind. Durch diese Vorrichtung werden die Stempel auf und ab bewegt und ein beständiger Luftstrom erzeugt, der durch Thonröhren vom unteren Ende jedes Ventilators in den Ofen geleitet wird. Beim Schmelzen des Erzes, das etwa 70 Prozent Eisen ergibt, wird kein Flußmittel gebraucht. Um das Eisen nach Wunsch weicher oder härter zu machen, verwendet man verschiedene Holzarten." Die Ventilatoren oder Blasebälge, die hier beschrieben sind, werden in vereinfachter Form auch beim Schmieden des Eisens angewendet; sie sind charakteristisch für das malayische Gebiet und für Afrika (s. die obenstehende Abbildung). Im übrigen bedienen sich die Schmiede primitiver Völker noch mit Vorliebe steinerner Hämmer und Amboße, vielleicht weil sie das Verstählen des Eisens nicht kennen. Das Eisen selbst, das sie erzeugen, ist meist gut und brauchbar, weil infolge der niedrigen Temperatur, bei der die Erze reduziert werden, statt des spröden Gußeisens unserer Hochöfen das zähe und leicht schweißbare Schmiedeeisen entsteht.

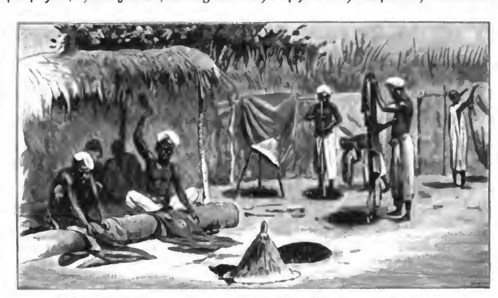

Blasebalg der Turru; Adamaua, Westsudan. Nach Passarge.


Nähte von Sarawak, Borneo. Nach Ling Roth. Vgl. Text, S. 329.

Die metallenen Werkzeuge sind eine der Hauptursachen der immer zunehmenden Differenzierung der Technik gewesen, nach der die fortschreitende Kultur an und für sich hinstrebte. Die Arbeitsteilung schuf durch Zerlegung der älteren Berufe immer neue, die dann eigene Arten der Technik entwickelten: aus den primitiven Eisenarbeitern gingen die Berg- und Hüttenleute, die Schmiede und Schlosser hervor, die Holzarbeiter spalteten sich in Zimmerleute und Tischler, die Lederarbeiter in Gerber, Schuhmacher und Sattler, und sie alle vervollkommneten ihre Technik vorwiegend mit Hilfe der metallenen Werkzeuge (s. die untere Abbildung, S. 327).

Außerdem bildeten sich kleine Nebenberufe zu besonderen Handwerken um; auf diese Weise entstanden ziemlich früh und allgemein das Gewerbe der Schneider und das der Färber.

Die Haupttechnik des **Schneiders** ist nicht, wie das deutsche Wort vermuten ließe, das Zerschneiden und Teilen textiler Stoffe, sondern vielmehr das Verbinden, das Nähen. In diesem Sinne reicht sein Handwerk weit in die Urzeit zurück; beruht doch das Verbinden zweier Stoffe durch einen Faden, der beide durchzieht und bald auf der oberen, bald auf der unteren Fläche der Stoffe hingeführt wird (s. die untere Abbildung, S. 328), auf einem ganz ähnlichen Prinzip wie die uralte Flechtkunst und dürfte nicht viel jünger als diese sein. Man brauchte nur statt der breiten Flechtnadel einen spitzen Pfriemen, statt der Flechtstreifen Tiersehnen oder Pflanzenfasern zu benutzen, um die neue Technik zu erfinden. Das Nähen ist denn auch eine Kunst, die keinem Volke fehlt, die Nadeln aus Dornen, Knochen, Horn, Holz oder Metall sind überall vorhanden. Die Technik selbst hat sich bis zur Erfindung der Nähmaschine nicht wesentlich entwickelt.



Indigofärberei in Garua, Adamaua, Westsudan. Nach Passarge.

Viel bedeutender sind die Wandlungen, die im Laufe der Zeit die **Färberei** durchgemacht hat. Wahrscheinlich hat sie mit dem Bemalen der menschlichen Haut begonnen und ist erst allmählich auf andere Dinge angewendet worden, nachdem sich vielleicht schon eine gewisse Technik des Bemalens ausgebildet hatte. Es handelt sich zunächst nicht um ein wirkliches Färben der Haut oder textiler Fasern, sondern um das mechanische Auftragen eines Farbstoffes, den man entweder trocken aufreibt oder mit Wasser gemischt über die zu färbende Fläche streicht. Die erste Methode bewährt sich namentlich beim Bemalen der Haut, deren natürliche Fettigkeit das Farbenpulver festhält, mag es nun das beliebteste Malmittel, der rote Ocker, sein, oder andere Erdfarben (Kreide, Vivianit, gelber Ocker) oder endlich Holzkohle, gepulvertes Rotholz und dergleichen. Viele Naturvölker haben auch schon gelernt, die Farben mit Öl, Fett oder Thran anzureiben. Die Technik des Körperbemalens ist anfangs ohne große Veränderung auch zur Färbung und Verzierung textiler und sonstiger Stoffe verwendet worden, namentlich gemusterte Stoffe weiß man noch heute vielfach nur durch Bemalen herzustellen.

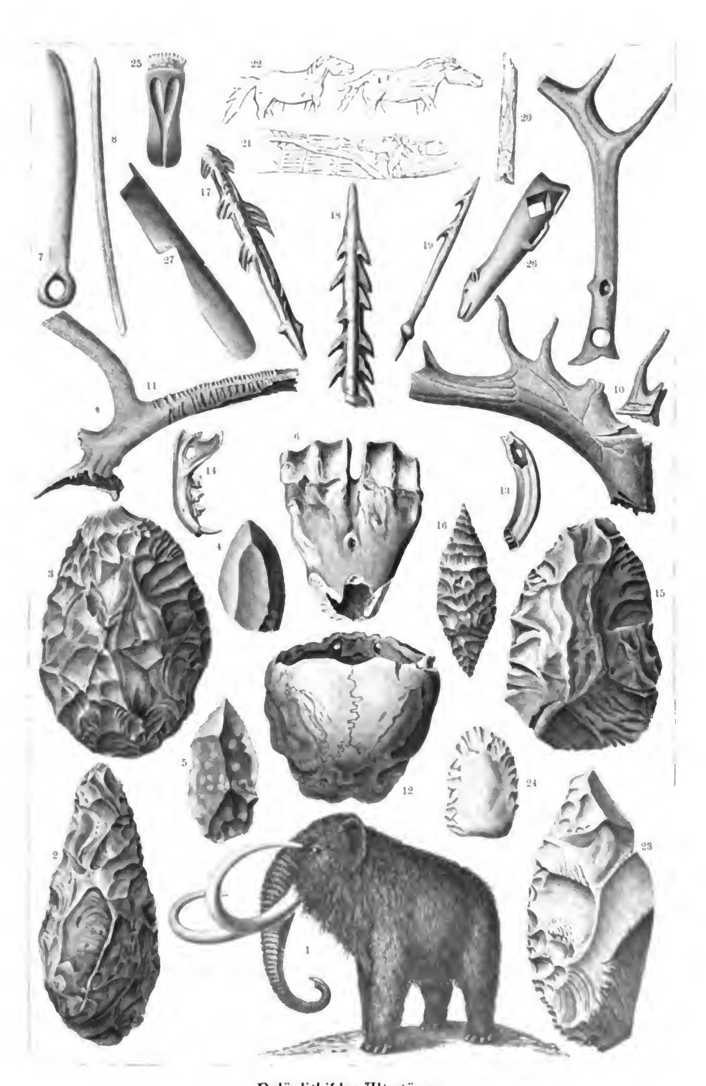
Indessen hat man daneben schon früh die färbenden Eigenschaften mancher Pflanzensäfte erkannt und allmählich die Entdeckung gemacht, daß die mit ihrer Hilfe gefärbten Fäden und Gewebe die Farbe besser hielten als die bemalten. So ist in manchen halbkultivierten Ländern eine Färbetechnik entstanden, die zwar nicht viel von den Beizen und sonstigen Hilfsmitteln des europäischen Schwestergewerbes weiß, aber doch mit gewissen Pflanzenfarben, unter denen der Indigo (s. die obenstehende Abbildung) an erster Stelle zu nennen ist, schöne Erfolge erzielt. Besonders im Malayischen Archipel blüht diese Kunstfertigkeit, die selbst gemusterte Stoffe

herzustellen versteht: entweder knüpft man in bestimmten Abständen Knoten in den Stoff, die in ihrem Inneren keine Farbe aufnehmen und nach dem Aufbinden als ungefärbte Flecke erscheinen, oder man näht Tuchflecke auf, unter denen, wenn man sie nach dem Färben abnimmt, der Stoff unverändert erscheint, oder man malt endlich das gewünschte Muster mit Wachs auf das Gewebe, um dann nachträglich die deckende Wachsschicht wieder zu entfernen. Auch im afrikanischen Sudan versteht man allerlei Färberkünste, zieht es indessen meist vor, das Garn zu färben und durch Weben die Muster zu erzielen, oder man stickt auf den einfarbigen Stoff bunte Verzierungen auf. (Zu diesem Abschnitt „Technik“ wie zu den beiden folgenden vergleiche die beigeheftete Tafel „Paläolithische Altertümer“.)

3. Die Waffen.

Wenn Stoff und Technik das äußere Aussehen der Waffen, Werkzeuge und Geräte bestimmen helfen, so übt doch immer der Zweck den entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung; er ist die Seele, wenn jene der Körper sind. Mit der wachsenden Kultur wächst auch die Macht dieser Seele: die Stoffe werden immer gründlicher umgewandelt, immer geschmeidiger gemacht, die Technik überwindet immer neue Schwierigkeiten, und so wird der Zweck immer vollkommener, immer sieghafter erreicht. Nur wer den Zweck der Dinge ins Auge faßt, ist im stande, sie in natürliche Gruppen zu ordnen und mit Klarheit zu überblicken. Diese Ordnung wird um so unvollkommener sein, je primitiver die Kultur ist, und um so übersichtlicher, je weiter die Arbeitsteilung fortschreitet, der ja auch der stoffliche Kulturbesitz in seiner Art unterliegt. Aber auch in anderer Beziehung ist die Abhängigkeit der Geräte von Stoff und Technik sehr ungleich: ein Messer muß eine Anzahl von Eigenschaften haben, die nur wenigen bestimmten Stoffen bei besonderer Bearbeitung eigen sind, ein Gefäß für trockene Früchte aber kann aus Holz, Stein, Horn, Flechtwerk, Metall und noch vielen anderen Materialien durch Schnitzen, Flechten, Schneiden und Gießen hergestellt werden, ohne seinen Zweck zu verfehlen. Wo der menschliche Geist völlig über den Stoff gesiegt hat, gefällt er sich wohl darin, spielend den einen Stoff durch den anderen nachzuahmen, aber dann überschreitet er meist die Grenzen seiner Macht, und die kleine Schöpfung seiner Hände steht den großen Werken der Natur als kindischer Tand gegenüber. Auch in Gewerbe und Kunst müssen Leib und Seele einander entsprechen.

Vielleicht scheint es nicht wohlgethan, nach der Besprechung der Technik den eigentlichen Überblick des stofflichen Kulturbesitzes mit den Waffen beginnen zu lassen. Auch wer an den ewigen Weltfrieden nicht glaubt, muß doch gestehen, daß in der Überwindung blinder Zerstörungswut und wilder Kampflust, daß im Hinlenken der überschüssigen Kräfte auf schöpferische Arbeit oder die veredelten Formen des geistigen Kampfes die Zukunft der Menschheit liegt. Nun braucht zwar bei einer Entwickelungslehre der Kultur das, was an erster Stelle genannt wird, weil es mit am frühesten vorhanden ist, damit nicht als das dauernd Erste und Höchste anerkannt zu sein, sondern vielleicht gerade als das, was durch die fortschreitende Kultur zersetzt und verdrängt werden soll; aber es lassen sich auch positivere Gesichtspunkte zur Rechtfertigung des Verfahrens anführen. Die Kultur soll freilich aufbauen, aber ehe sie das kann, ja während sie mit Aufbau und Neuschaffen beschäftigt ist, muß sie zerstören; sie ist in diesem Sinne nur eine Fortsetzung des Schaffens der Natur, die der Inder in tiefer Erkenntnis ihres Wesens in der Dreigestalt des Schöpfers, Erhalters und Zerstörers verkörpert. Der eigene



Paläolithische Altertümer.

Vgl. zu dieser Tafel die Abschnitte „Die Technik“, „Die Waffen“, „Werkzeuge und Geräte“.

Erklärung der umstehenden Tafel.

1. Mammut.
2. Steinwerkzeug in Lanzenspitzenform, aus dem Diluvium von Saint-Acheul bei Amiens; Flächenansicht. 1/3 wirkl. Größe.
3. Ovales Steinbild aus dem Diluvium von Abbeville; Flächenansicht. 1/3 w. Gr.
4. 5. Zwei Steinmesser von Taubach bei Weimar.
   4. Äußere Fläche.
   5. Innere Fläche.
6. Abgeschlagner Bisonknochen aus dem Diluvialschutt von Taubach bei Weimar. In der Mitte unten die Schlagmarke.
7. 8. Schnitzereien aus Renntiergeweih, von der Schussenquelle.
   7. Dolch. 1/4 w. Gr.
   8. Bolzen. 1/4 w. Gr.
9. Doppelt durchbohrtes Geweihstück eines jungen Renntiers, von der Schussenquelle. 1/6 w. Gr.
10. Rechte Kronenschaufel eines alten Renntiers mit abgesägter Nebensprosse, von der Schussenquelle. 1/12 w. Gr.
11. Rechte Stange eines Renntiers mit eingefeilten Zeichen, von der Schussenquelle. 1/6 w. Gr.
12. Schädel eines Renntiers, zu einem Trinkgeschirr umgearbeitet, aus der Höhle Hohlefels. 1/3 w. Gr.
13. 14. Knochenfunde aus der Höhle Hohlefels.
   13. Zum Anhängen durchbrochner Wildkatzenkiefer. 1/3 w. Gr.
   14. Zum Anhängen durchbohrter Pferdezahn. 1/4 w. Gr.
15. Art von Saint-Acheul bei Amiens; Brocas ältester Typus diluvialer Steingeräte. Ansicht von vorn.
16. Auf beiden Seiten behauene Lanzenspitze von Solutré; Brocas jüngster Typus diluvialer Steingeräte.
17. 18. Harpunen aus Renntiergeweih, von La Madelaine. 1/4 w. Gr.
19. Pfeilspitze von Gorge d'Enfer. 1/4 w. Gr.
20—22. Gravierungen auf Renntierknochen, aus den Höhlen der Dordogne.
   20. Fisch.
   21. Mensch mit Pferden.
   22. Wildpferde.
23. 24. Feuersteingeräte der Tasmanier.
25—27. Knochen- und Steingeräte der Alaska-Eskimo.
   25. Schaber mit Griff.
   26. Pfeilstrecker.
   27. Knöcherne Nadel zum Netzstricken.

(1 nach Credners »Elementen der Geologie«, 2—22, 25—27 nach Rankes »Mensch«. 23. 24 nach dem »Journal of the Anthropological Institute« XXXIII, 1893.)

Leib des Menschen baut sich aus den Trümmern vernichteter Existenzen auf, die sterben müssen, damit er zu leben vermag; wie könnte die erweiterte Zone dieses Leibes, die er mit Bewußtsein um sich her erschafft, anders gebildet sein? Jedem Aufbauen geht ein Zerstören voran, oder das Aufbauen selbst ist zugleich ein Vernichten des ursprünglichen Zusammenhanges, ein Zersetzen und Zertrümmern. Wenn aus einem Stein eine Axt zurechtgeschlagen und geschliffen wird, so muß die frühere Form des Steines verschwinden, und wie um das Dorf eines Jägervolkes die Knochen des erlegten Wildes liegen, so ist eine prähistorische Werkstätte von den Splittern der zurechtgeschlagenen Steine erfüllt. Jedes Holzgerät erzählt vom Falle eines grünenden Baumes, jedes Werkzeug aus Horn oder Knochen vom Tod eines Tieres, und selbst die Metalle können vom Zersprengen uralter Felsen und von den brennenden Holzmassen berichten, aus deren Glut sie geläutert hervorgegangen sind. So ist jedes Werkzeug im Grund eine Waffe, und jede Waffe darf man ein Werkzeug nennen.



Queraxt der Bassonge, Congostaat. Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Vgl. Text, S. 332.

Freilich schreitet der Mensch weit über diese gegebenen Verhältnisse hinaus. Er wendet die Waffen nicht allein gegen die Feinde aus der Tierwelt, die ihn bedrohen, er zertrümmert nicht nur die Gebilde der Natur, um Neues aus ihnen zu erbauen, er wendet sich auch vernichtend gegen seinesgleichen. Der tief eingewurzelte, für sein Dasein notwendige Zerstörungstrieb des Menschen ist die wahre Erbsünde, ohne die er eben kein Mensch sein würde, die düstere, dämonische Seite seiner lichten Schöpferkraft; aus dem dunkeln Brunnen dieses Triebes schöpft er den bitteren Trunk des Leides, den er schlürfen muß, um sich des Daseins ganz bewußt zu werden, aus ihm aber auch die Kraft des Kampfes, ohne die er längst den ihn umdrängenden Gefahren erlegen wäre. Die ganze Erziehung, die ihm die Natur und die er sich selbst gibt, die Gewohnheit, zu erbeuten oder zu zertrümmern, um zu leben und zu schaffen, treibt den Menschen gegen den Menschen in den Kampf. In dem eigenen Geschlecht erkennt er den gewaltigsten Gegner, den zu fällen mehr Ruhm bringt als die glücklichste Jagd auf die Tiere der Wildnis, gegen menschliche Feinde schafft er sich die tödlichsten und glänzendsten Waffen. Leicht wird ein Volk, das allzu eifrig diesem Instinkte folgt, endlich den großen Kampf gegen die Naturkräfte vergessen und an seine Stelle das Prinzip der reinen Zerstörung setzen, das zwar gewaltige Charaktere zu zeitigen vermag, aber der wahren Kulturarbeit verhängnisvoll wird. Und doch darf uns der Unwille über diese Ausartungen nicht vergessen lassen, daß der Trieb zum Zerstören kein „fremder Tropfen in unserem Blute“ ist, nichts schlechthin Verwerfliches, sondern die eine große Seite unseres Wesens. Das allzu bescheidene und emsige Kulturvolk, das sich der Waffen entwöhnt hat und sich willenlos den Launen jedes Despoten und jedes Eroberervolkes beugt, ist vielleicht eine noch weniger anmutende Erscheinung als ein Stamm zerstörungslustiger Krieger: es fehlt ihm etwas zum wahren Menschentum, etwas Tiefes und Großes, über dessen Mangel alle friedliche Üppigkeit nicht hinwegzutäuschen vermag.

Waffe und Werkzeug sind ursprünglich eng verwandt, ja vielfach dasselbe, und die Frage ist müßig, ob das eine oder das andere älterer Herkunft ist. Wenn Noiré es gegenüber den Thatsachen der Sprache unbegreiflich findet, wie man die Waffe für älter halten kann als das Werkzeug, so bekämpft er nur eine einseitige Anschauung mit einer anderen. Die scharfe Scheidung zwischen beiden Gruppen von Gerätschaften ist erst ein Ergebnis der Kultur, und sie wird in

Augenblicken der Not, die uns ja immer dem Naturzustande näher bringen, gelegentlich beiseite gesetzt: dem von einem Angreifer Überraschten wird ein Hammer, eine Sense oder ein Stuhl zur Waffe, der Soldat wieder braucht im Biwak sein Seitengewehr zu allen möglichen friedlichen Werken. So liegen denn auch die Bahnen der Entwickelung und Umbildung nirgends getrennt; aus dem spitzen Stocke, der zum Ausgraben eßbarer Wurzeln dient, gehen ebensogut die Stichwaffen wie Spaten und Pflug hervor; die Keule, diese uralte Kriegswaffe, muß sich in wenig veränderter Form dazu verstehen, Erdschollen zu zerkleinern oder Rindenstoffe zu klopfen, und die Axt (s. die Abbildung, S. 331) tritt erst bei den Kulturvölkern der Neuzeit ganz aus der Reihe der Waffen, um fortan ausschließlich friedlichen Zwecken zu dienen. Es sind eben immer verschwimmende Grenzlinien, die uns die Kulturlehre zeigt, zur Verzweiflung vielleicht der pedantischen Forschungsweise, die in sauberer Zerlegung des Lebenden ihr Heil sucht, aber zur Freude derer, die das Werden und Wachsen der Dinge mit stillem und aufmerksamem Blicke zu verfolgen streben.



Prähistorischer bronzener Schildbuckel mit Spitze, aus Dänemark. Nach v. Boye.

Diesen unklaren Trennungslinien entgehen wir auch nicht, wenn wir die Dinge, die zweifellos als Waffen gelten müssen, des besseren Überblickes wegen in einzelne Gruppen zu ordnen suchen. Wo bleibt z. B. der Unterschied zwischen Nah- und Fernwaffen, wenn wir den Speer bald im Nahkampf zum Stiche, bald zum Wurf in die Ferne verwendet sehen, wenn die kleine Keule der Ostafrikaner bald als Hiebwaffe auf die Schädel niedersaust, bald, von geschickter Hand geschleudert, die Luft durchwirbelt? Und wohin stellen wir gar die merkwürdigen Doppelwaffen, an denen es auch bei Naturvölkern nicht fehlt? Da gibt es eine altperuanische Keule, die zugleich als Stichwaffe benutzt wurde; da gibt es einen Bogen der Mandanindianer und der Tinneh, der nebenbei als Speer dient; da sehen wir auf Borneo Blasrohre mit Bajonett, die möglicherweise das Vorbild unserer Bajonettgewehre gewesen sind. Selbst zwischen Schutz- und Angriffswaffen ist die Grenze nicht ganz fest, wie manche Schilde mit vorn aufgesetzter verwundender Spitze beweisen (s. die obenstehende Abbildung), oder wie im Grunde schon die Thatsache zeigt, daß fast jede Waffe zum Parieren und damit als Schutzmittel verwendet werden kann. Alles das kann natürlich nicht davon abhalten, die Waffen in übersichtliche Gruppen zu teilen, aber es warnt vor der Überschätzung der Ergebnisse, die auf diesem Wege zu erlangen sind.

Die natürlichste Einteilung ist gewiß die in Angriffs- und Verteidigungswaffen; die ersteren sind alle Verstärkungen oder Projektionen des menschlichen Armes, die letzteren solche der Haut und der schützenden Knochen. Sie stehen insofern stets in einer sehr bestimmten Beziehung zu einander, als die Schutzwaffen Folgeerscheinungen der Angriffswerkzeuge sind und sich ihnen anpassen; gäbe es keine Angriffswaffen, so würde niemand jemals daran gedacht haben, Schilde oder Panzer zu fertigen, und werden die Trutzwaffen verbessert, so müssen auch

die Schutzmittel vollkommener werden, falls sie nicht als zu unwirksam gänzlich wegfallen. Damit rücken die Verteidigungswaffen an die zweite Stelle der Betrachtung.

Die Angriffswaffen wieder können nach zwei Gesichtslinien, die sich wechselseitig durchkreuzen, geordnet werden, einmal danach, ob sie unmittelbare Verlängerungen des Armes sind oder in die Ferne entsandt werden, und dann nach der Wirkung, die sie ausüben sollen; in jenem Sinne unterscheiden wir Nah- und Fernwaffen, in diesem Hieb- und Stichwaffen, wobei man noch die Hiebwaffen in stumpfe und scharfe einteilen kann. Mit Hilfe beider Gruppierungen läßt sich dann jede Form ziemlich genau definieren: der Pfeil ist Fern- und Stichwaffe, das Wurfmesser Fern- und scharfe Hiebwaffe, der Dolch, wie in gewissen Fällen auch der Schlagring (s. die nebenstehende Abbildung) Nah- und Stichwaffe. Unter den Fernwaffen sind wieder zu unterscheiden: einfache, die mit der bloßen Hand geschleudert werden, wie Wurfkeule und -Messer, zusammengesetzte, bei denen eine Maschinerie die Kraft des Armes steigert und lenkt, wie Pfeil und Bogen, Wurfbrett und -Speer, Schleuder und Schleudersteine, und endlich Wurf- oder Schießmaschinen, deren verbessertste Formen Gewehr und Kanone sind. Eine Wurfwaffe, die nicht eigentlich verwunden soll, ist der Lasso, mehr ein Fanggerät als eine Waffe.


Eiserner Schlagring der Turru: Adamaua, Westsudan. Nach Passarge.

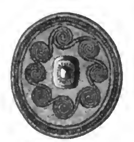
Das Bild wird noch mannigfaltiger, wenn wir die Unterschiede zwischen Kriegs- und Jagdwaffen ins Auge fassen. Der Kampf mit den Tieren der Wildnis ist weniger erbittert als der mit den Menschen, dafür aber reicher an kleinen Listen, und naturgemäß tritt dieser Gegensatz in den Jagdwaffen hervor, die meist leichter sind als die Kriegswaffen, aber oft mannigfaltiger und der Art der zu jagenden Tiere sinnreich angepaßt. Der Jäger benutzt viel häufiger allerlei schlau ersonnene Fallen und Maschinen als der Krieger.

Es sind im Grunde wenige große Hauptformen von Waffen, die überall auf der Erde wiederkehren. Die einfachste Stichwaffe, das Messer (s. die nebenstehende Abbildung) oder der Dolch, hat beständig ihre doppelte Eigenart als Werkzeug und Waffe bewahrt, wie noch heute die beliebten Messerstechereien beweisen. Wenn differenzierte Formen vorhanden sind, ist es meist die Natur des Werkzeuges, die besonders betont wird; die in Afrika auftretenden Doppeldolche oder indische Formen, die durch Druck auf den Griff zu dreispitzigen Mordwerkzeugen auseinanderklaffen, sind mehr Spielereien als brauchbare Kriegswaffen. Mehr Nachdenken hat man auf die Frage verwendet, wie man das Messer, das bei allen entwickelteren Formen in Griff und Schneide zerfällt, am besten ungefährdet bei sich tragen könne. Die Erfindung der Scheide ist vielleicht älter als die der Metallwaffen, aber erst nach dieser wird ihr Wert ganz gewürdigt. Das Messer kann nun im Hüfttuch oder Gürtel untergebracht oder im Tragsack und in der Tasche mitgeführt werden, falls man nicht einen besonderen, mit der Scheide verbundenen Traggurt anlegt, der um die Hüfte oder über die Schulter gelegt wird. Eine vereinzelte Methode ist die mancher Saharavölker, den Dolchgriff als Armring zu gestalten und die Waffe damit am Oberarm zu befestigen.


Schiefermesser der Eskimo. Nach J. Murdoch.

Obwohl das Messer als Werkzeug zum Schneiden und Stechen dient, wird es als Waffe doch fast ausschließlich zum Stich verwendet; höchstens die großen, aber gedrungenen Messerformen

des Congogebietes kann man zugleich als Hiebwaffen und damit als Übergänge zum Schwert bezeichnen, das ja im Grunde ein vergrößertes Messer ist. Das Schwert in seiner Vollendung ist ein Kind der Metalltechnik, das allerdings eine Anzahl von Vorläufern gehabt hat. Es ist besonders die stumpfe Hiebwaffe, die Keule, die nicht selten in eine dünnere, scharfkantige Waffe übergeht, bis zuletzt, wie in manchen Teilen Australiens, eine Art Holzschwert entsteht. Besetzt man diese Schwerter dann mit Haifischzähnen, wie in Ozeanien, oder mit Obsidiansplittern, wie im alten Mexiko, oder endlich mit spitzen Fischkiefern, wie bei einigen südamerikanischen Stämmen, so erhält man eine Art Hieb- und Reißwaffe, die man allenfalls auch Schwert nennen kann. Schwertartig zugeschliffene Steinkeulen waren auf Neuseeland und den Chathaminseln verbreitet. Die Entdeckung der Metalle führte nicht sofort zu einer massenhaften Verwendung des Schwertes, am wenigsten in der Bronzezeit Europas, denn damals hatten nur die Reichsten so viel des kostbaren Stoffes zur Verfügung, um eine massive Metallwaffe tragen zu können. Die vorhandenen Stücke mit ihren verzierten Knäufen (s. die untenstehende Abbildung) waren mehr Prunkwaffen oder Abzeichen der Macht als Kriegsgeräte. Nur im kupferreichen Cypern, das man, wie Ohnefalsch-Richter nachgewiesen hat, als Mutterland des Schwertes bezeichnen darf, wurden schon früh Kupferschwerter in großen Massen hergestellt und weithin verbreitet. Erst die Eisenzeit läßt überall den Gebrauch des Schwertes allgemeiner werden, aber es ist immer die vornehmste Waffe geblieben, der Stolz und das Abzeichen des freien Kriegers.

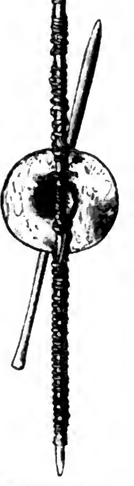


Prähistorischer Schwertknauf von Store Kongehöe, Dänemark. Nach v. Boye.

Messer- und Schwertformen sind nicht immer scharf zu trennen. Die Lieblingswaffe der Malayen, der Kris, ist wohl noch zu den Messern zu rechnen, aber neben ihm finden sich echte Schwerter und gekrümmte Säbel, auch wohl sensenartige Hiebwaffen von oft abenteuerlicher Gestalt. Das krumme Schwert des arabischen Kulturkreises hat sich bis ins Congobecken, das klassische Gebiet der großen Messer, in merkwürdig entstellter Form ausgebreitet. Endlich fehlt es nicht an Versuchen, den Stiel der Hiebwaffen speerartig zu verlängern, und besonders die Inder und Chinesen haben auf dem Gebiete derartiger Waffenphantastik viel geleistet; es ist das gerade eine Folge ihres unkriegerischen Charakters, der mehr darauf ausgeht, durch möglichst künstliche und erschreckliche Kriegswerkzeuge zu imponieren als eine einfache, aber gute Waffe zweckentsprechend und kraftvoll zu verwenden. Die Kriegskunst ist bei diesen alten Kulturvölkern halb überflüssig geworden und unterliegt dem Gesetz der spielenden Entartung.

Wenn das Messer der Vorfahre einer großen Gruppe von Waffen ist, so gilt das nicht weniger von einer anderen Urwaffe, die man in ihrer einfachsten und einheitlichsten Form vielleicht als Holzknüttel bezeichnen könnte; die eigentümliche Neigung zur Differenzierung macht sich aber sofort geltend, denn wir können meist den längeren, dünneren Stock (s. die obere Abbildung, S. 335), der einfach eine Verlängerung des Armes ist, von der massigeren Keule unterscheiden, in der sich zugleich die zertrümmernde Wucht der Faust verkörpert. Der Stock bildet sich leicht zur Stichwaffe um und gewinnt damit einen anderen Charakter, die Keule dagegen, die als stumpfe Hiebwaffe nur wenig durch den Zweck in ihrer Form bestimmt wird, unterliegt oft den Launen spielender Gestaltungskraft, wie das besonders die phantastischen Keulen Fidschis zeigen. Nur im allgemeinen wird durch den Umstand, daß meist Astknoten als Keulenkopf dienen, die Form festgehalten. Den fidschianischen Riesenkeulen, die nur als Hiebwaffe geführt werden können, stehen die leichten Wurfkeulen der Ostafrikaner oder die merkwürdig geformten kleinen Holzkeulen der Indianer Guayanas wie Zwerge gegenüber.

Weitere Differenzierungen wurden durch den Wunsch angeregt, den stumpfen Hieb der Keule wirksamer zu gestalten. Das konnte schon durch eine Beschwerung des Schlagendes mit einem durchbohrten oder eingeklemmten Steine geschehen (vgl. die untere Abbildung, S. 47); Steinhämmer und -Beile waren ja ohnehin weit verbreitet und konnten als Anregung zu diesem Fortschritte dienen. Die Hauptgebiete der Holzkeulen, die mit durchbohrten, oft noch morgensternartig gezackten Steinen beschwert sind, bilden Südamerika, besonders das alte Peru, und Neuguinea nebst den angrenzenden melanesischen Inseln. Eine rein aus Holz gefertigte Keule der Fidschianer scheint die Erinnerung an diese Waffe, die auf Fidschi sonst verschwunden ist, noch festzuhalten. Die peruanische Keule ist übrigens wahrscheinlich aus dem Grabstock hervorgegangen, da sie zugleich als Stichwaffe diente, also äußerlich dem spitzen, steinbeschwerten Grabstock der Südafrikaner ganz ähnlich war.


Stockschild u. Schlagstock der Turu, Ostafrika. Nach Werther. Vgl. Text, S. 334.

Ob man die Axt, die eine Verbindung des Stockes mit einem scharfen Stein oder Knochen darstellt (s. die untenstehende Abbildung) ebenso wie den Hammer als eine Fortbildung der Keule betrachten will oder nicht, ist im Grunde ohne Bedeutung. Axt und Hammer sind wie das Messer auf primitiven Stufen zugleich Werkzeuge und Waffen, oft aber auch schon, den verschiedenen Zwecken entsprechend, differenziert. Die Axt als Hieb- und schneidende Wurfwaffe war noch bei den germanischen Stämmen der Wanderzeit (Franziska der Franken) und selbst bei den ritterlichen Kämpfen des Mittelalters verbreitet, der Wurfhammer oder die Wurfaxt (Tomahawk) der nördlichen Indianer ist noch, wenn auch zur Metallwaffe umgewandelt, bis zur Gegenwart in Gebrauch.

Wie den zum Hiebe dienenden Äxten und Hämmern entsprechende Wurfwaffen zur Seite stehen, so auch den meisten anderen primitiven Waffen. Die Fähigkeit des Werfens an sich entdeckt und ausgebildet zu haben, ist eine folgenreiche Leistung der Menschheit, denn sie bedeutet eine große und mit der Verbesserung der Waffen immer zunehmende Vergrößerung des Kreises, innerhalb dessen er anzugreifen und sich zu verteidigen vermag, eine Ausdehnung der aktiven Kräfte seines Leibes, ohne daß zugleich dessen Verletzbarkeit vermehrt wird. Die ältesten Wurfwaffen waren natürlich dieselben, die noch heute gelegentlich aufgerafft werden, Steine und Knüppel. Der Steinwurf war, solange die Schleuder nicht angewendet wurde, bedeutender Verbesserungen kaum fähig, während das rohe Aststück seinen neuen Aufgaben immer mehr angepaßt werden konnte. Es entstand die Wurfkeule, ein kurzer Stock mit knopfartiger Verdickung an einem Ende, wie sie bei den Kaffern und überhaupt den Süd- und Ostafrikanern verbreitet ist. Wie die Schlagkeule, geht auch diese stumpfe Waffe gelegentlich in eine spitze oder schneidende Waffe über: auf Neubritannien wirft man mit schweren grünen Holzknüppeln, die an beiden Enden zugespitzt sind und demnach als Stichwaffe wirken sollen, und außerordentlich weit verbreitet war und ist zum Teil noch das schneidende Wurfholz, dessen bekannteste Form der australische Bumerang ist (s. die


Axt der Eskimo mit Knochenschneide. Nach J. Murdock.

obere Abbildung). Die Vorzüge des scharfen Wurfholzes liegen weniger in der Art der Wirkung, da eine Holzschneide kaum gefährlicher ist als das schwere Ende der Keule, als vielmehr in der Fähigkeit der Waffe, den Luftwiderstand leicht zu überwinden und deshalb weiter und schneidiger zu fliegen als stumpfe Geschosse. Die Australier haben dann die Eigentümlichkeiten des Fluges noch genauer studiert und ihren Bumerang entsprechend ausgebildet: bei gewissen Arten des Wurfes kehrt die Waffe, wenn sie ihr Ziel nicht getroffen hat, zum Schützen zurück, selbst Prallwürfe gegen den Boden, worauf die Waffe wieder emporsteigt, sind möglich. Der Bumerang ist vorzüglich eine Jagdwaffe, obwohl er auch im Kriege verwendet wird. In anderen Gegenden, wie im alten Ägypten, im östlichen Sudan u. s. w., hat man weniger auf die Kunst des Werfens geachtet, dafür aber das Wurfholz schwerer und wirksamer gemacht. Als Jagdwaffe ist das gebogene Holz ungemein weit verbreitet, auch in Amerika taucht es auf (s. die untenstehende Abbildung); das altgriechische Lagobolon (Hasenwerfer) war ein ähnliches Jagdgerät.



Australischer Bumerang. Nach Photographie.

Nach der Erfindung der Eisentechnik hat das scharfe Wurfholz in Mittelafrika einen sehr interessanten Sprößling hervorgebracht, das **Wurfmesser** oder **Wurfeisen**. Es gibt kaum eine andere Waffe, die in so mannigfachen, zum Teil grotesken Formen auftritt, wie dieses mit einem Handgriffe versehene schneidende Wurfgeschoß, das bald die wichtigste Waffe eines Volkes ist, wie bei den Heidenstämmen im Süden Baghirmis, bald nur als Prunkstück und Häuptlingszeichen erscheint. Noch läßt sich der Weg nachweisen, auf dem aus der Nachbildung des schlichten Wurfholzes endlich jene zackigen Ungeheuer entstanden sind, die wir bei den Sandeh, am mittleren Ubanghi oder im südlichen Adamaua finden (s. die Abbildung, S. 337).

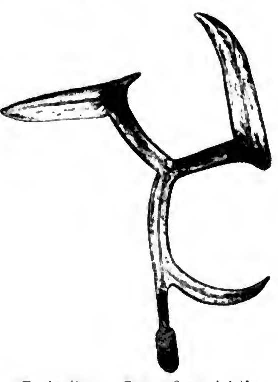


Wurfholz der Moki, Nordamerika, bei der Kaninchenjagd gebraucht. Nach J. Stevenson.

Zur Gruppe der einfachen Wurfwaffen gehören noch einige wenig verbreitete Geschosse, wie das plumpe, an allen Seiten mit Spitzen versehene Holzstück, das auf Ontong Java vorkommt, oder die Wurfscheibe (Diskus) der Griechen, die wenigstens in der klassischen Periode mehr ein Werkzeug zur Übung der Kräfte als eine eigentliche Waffe war. Eine Wurfscheibe eigener Art ist in Vorderindien seit alter Zeit gebräuchlich: eine in der Mitte durchlöcherte, mit schneidendem Außenrande versehene Eisenscheibe wird mit Hilfe des Zeigefingers, den man durch das Loch steckt, in drehende Bewegung versetzt und dann fortgeschleudert. Die Waffe, die der Inder in seinem spitz zulaufenden Turban mit sich führt, soll im stande sein, den Hals eines Menschen zu durchschneiden. Endlich erscheinen auch Messer als beliebte Wurfstichwaffen, wenn man sie auch nur ausnahmsweise diesem Zwecke besonders anpaßt.

Als einfache, überall bekannte Waffe für Stich und Wurf bildet der **Speer** ein Hauptstück in der Rüstung der Menschheit. Seiner Genealogie wird man wohl am besten gerecht,

wenn man ihn von dem spitzen Grabstock ableitet, der bei primitiven Völkern heute meist in den Händen der Frauen ist, während der Speer als Kriegs- und Jagdwaffe den Männern gebührt. Das Zuspitzen des Holzspeeres setzt schneidende Werkzeuge voraus, und er wird fortgebildet, indem man dergleichen scharfe Werkzeuge selbst als Spitzen anbringt: spitz zugeschlagene Röhrenknochen werden sich am leichtesten befestigen lassen, und in der That finden wir noch in Australien und Melanesien Menschenknochen in dieser Art verwendet; starke Fischgräten, Zähne, Hornstücke, zugeschlagene Steine (s. die Abbildung, S. 338) oder Stöcke besonders harten Holzes werden in den gespaltenen Stiel geklemmt oder eingesetzt und mit Hilfe von Umschnürungen und Klebstoffen festgehalten, bis dann endlich der Metallguß die Herstellung hohler oder mit Schaftzungen versehener Spitzen gestattet. Schon die Steinspitzen schlug man gern so zu, daß sie Widerhaken erhielten und damit das Herausziehen der Waffe aus der Wunde schwierig und gefährlich machten, auch Holzspitzen wurden auf diese Art zurechtgeschnitzt, und bei der Herstellung metallener Spitzen konnte sich die Phantasie vollends frei ergehen. Die Pfeilspitzen (s. die beiden Abbildungen, S. 339) haben sich in ganz ähnlicher Weise entwickelt. An Versuchen, den Speer zugleich als Hiebwaffe brauchbar zu machen, hat es die Metalltechnik ebenfalls nicht fehlen lassen, wie die Hellebarden europäischer und asiatischer Kulturvölker zeigen.



Wurfmesser der Banza, Zentralafrika.
Nach Thonner. Vgl. Text, S. 336.

Es scheint, daß jede Waffe, deren Gewicht und Form nur einigermaßen dazu einlud, auch bald als Wurfwaffe gebraucht und dann oft entsprechend umgestaltet worden ist; der Vorteil der Fernwirkung ist so groß, daß die Gefahr des Verlustes der Waffe nur ausnahmsweise, bei besonders kostbaren und schwer herzustellenden Stücken, dagegen in Anschlag kommt. Eine große Gruppe von Speeren wird denn auch unterschiedslos bald zum Wurfe, bald zum Stoße verwendet. Reine Stichwaffen sind nur die sehr langen und infolgedessen schweren Speere, die in gewissem Sinne auch schon eine Fernwirkung gestatten, ohne daß sie der Krieger doch aus der Hand läßt; sie sind, wie es scheint, kriegerisch aktiven Völkern oft sympathisch und von Bedeutung für die Kriegsgeschichte, wie die langen Speere der makedonischen Phalanx oder der deutschen Landsknechte beweisen. Es war eine der wichtigsten Maßregeln der kriegerischen Sulu, daß sie die Verwendung des Speeres als Wurfwaffe verpönten und damit die Möglichkeit schufen, ihre Schlachthaufen zu geschlossenem Angriffsstoße zusammenzuhalten.

Der **Kriegsspeer**, mag er nun zum Wurf oder Stoß oder für beide Zwecke gleichzeitig bestimmt sein, ist meist eine einfache, wenig differenzierte Waffe, während die **Jagdspeere**, die sehr verschiedenen Zwecken dienen müssen, eine große Mannigfaltigkeit der Formen zeigen, zum Teil schon deshalb, weil sie das Wild nicht nur töten, sondern auch festhalten sollen. Die einfachste Erfindung ist wohl die, den Speer mit einer Leine zu verbinden; auf diese Weise sichern sich die Apfuru im Ogowegebiete die Fische, die sie mit Hilfe des Speeres erlegen, genau so wie im großen die Walfischfänger sich ihrer Beute durch eine Harpune mit langer Leine bemächtigen.

Bei der einfachen Methode, das Seil an dem Schaft zu befestigen, konnte man freilich dort nicht stehen bleiben, wo die Jagd mit dem Speere zur täglichen Beschäftigung wurde, wie bei den Eskimo: es liegt immer die Gefahr nahe, daß der Schaft abbricht, und gerade die Eskimospeere, die oft mühsam aus einzelnen Treibholzstücken zusammengesetzt sind, scheinen am wenigsten verläßlich zu sein. Aber die Mangelhaftigkeit ihrer Waffe hat die Polarvölker zu der ausgezeichneten Erfindung der zusammengesetzten Harpune geführt. Die lose im Schaft befestigte Spitze ist mit diesem durch eine Leine verbunden, so daß nach dem Wurfe der Schaft von selbst abbricht, ohne doch sich völlig von der Spitze zu trennen und verloren zu gehen; man kann dann entweder die Spitze durch eine zweite Leine mit dem Schützen in Verbindung setzen oder bei der Wasserjagd eine Schwimmblase an die Schaftleine knüpfen. Das Prinzip der Harpune mit abbrechender Spitze wird vereinzelt auch in anderen Gebieten der Erde angewendet, so nach Kruijts Angabe von den Poso-Alfuren auf Celebes, ferner auf den Nikobaren (s. die Abbildung, S. 340) und an der ost- und westafrikanischen Küste.



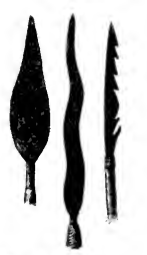
Prähistorische Steinspitze vom Congo. Nach X. Stainier. Vgl. Text, S. 337.

Die Form der Spitze selbst wird den Zwecken der Jagd und des Fischfanges in verschiedener Weise angepaßt. Bei den Fischspeeren tritt namentlich die Neigung zu Tage, die Zahl der Spitzen zu vervielfältigen: vom doppelzinkigen Speere gelangt man zum Drei- und Vierzack, ja zu besenartigen Gebilden, mit denen man kleine Fische massenweise zu spießen sucht (vgl. die Abbildung, S. 232). Manchmal ist der Dreizack in der Weise eingerichtet, daß die mittlere Spitze den eigentlichen Stich zu führen hat, während die Seitenspitzen die Beute zwischen sich festklemmen sollen; die sinnreichsten Formen dieser Art haben wieder die Eskimo erfunden. Eine diesem Speer einigermaßen verwandte Kriegswaffe ist der „Menschenfänger“ einiger Stämme auf Neuguinea, der den Fliehenden durch eine Schlinge festhalten und ihm gleichzeitig den Hals durchbohren soll, aber mehr ein Zeugnis grausamer Phantasie als von praktischem Wert ist.

Wenn Keulen, Beile und Messer einfach mit der Hand geworfen werden, so zeigt uns die Geschichte des Speeres zum erstenmal eine Wurfmaschinerie, ein Gerät, das dazu bestimmt ist, die Kraft des Armes zu steigern. Eine solche Steigerung ist, falls nicht Kraft aufgesammelt werden kann, durch eine Verlängerung des Armes möglich, der dadurch schwungkräftiger wird; am klarsten erscheint dieses Prinzip bei der Schleuder, auf die noch zurückzukommen ist. Vereinzelt hat man die Verlängerung durch die Speerschlinge erreicht, die auf Neukaledonien vorkam und wohl in ähnlicher Weise verwendet wurde wie die der altklassischen Völker, die zugleich, indem sie vor dem Wurfe mehrmals um den Speer geschlungen wurde, diesem eine Drehung um die Längsachse gab, wie sie jetzt bei Geschossen aus gezogenen Gewehren durch den Drall des Laufes erzielt wird.

Viel weiter verbreitet unter den Völkern der Gegenwart ist ein anderes Wurfgerät, das als Wurfbrett, Wurfholz, Wurfschleuder und Wurfstock bezeichnet worden ist. Vielleicht hat v. Luschan recht, wenn er als ersten Schritt zu dieser Erfindung die beim Kinderspiel gewonnene Erkenntnis hinstellt, daß eine auf einen Stock gespießte Frucht oder ein Lehmklumpen sich weiter mit Hilfe des Stockes als mit der bloßen Hand fortschleudern läßt; wollte man das Prinzip auf das Speerwerfen übertragen, so mußte der Stock einen Vorsprung

erhalten, in den man das Ende des Speeres einsetzte, um ihn dann durch den Stock wie durch einen Hebel wuchtig fortzuschleudern. Statt des Vorsprunges konnte man auch eine Vertiefung im Wurfholz anbringen, und diesen beiden Möglichkeiten entsprechen denn auch zwei Typen von Speerschleudern, die niemals nebeneinander auftreten, obwohl gewisse Übergangsformen mit Vorsprung und Loch zugleich sich in Unalaschka nachweisen lassen. Zum Typus mit Vorsprung oder Zahn gehören alle Formen des australischen Festlandes, nur zerfallen sie wieder in eine Gruppe mit eingesetztem Zahn und in eine andere, bei der Holz und Vorsprung aus einem Stücke sind; im übrigen variieren sie außerordentlich in der Breite, so daß man bald von wirklichen Wurfbrettern, bald von bloßen Wurfstöcken sprechen kann, unterscheiden sich auch durch die Art des Handgriffes, der zuweilen künstlich rauh gemacht oder durch einen Harzklumpen verdickt wird.


Indonesische Pfeilspitzen. Nach C. M. Pleyte. Vgl. Text, S. 337.

Von ganz anderer Art sind die Speerschleudern, die sich an der Nordostküste von Neuguinea finden. Aus Rohr hergestellt, haben sie keinen vortretenden Zahn, sondern einen länglichen Einschnitt, in den der Speer eingesetzt wird; in das Rohr ist außerdem ein aus Holz geschnitztes Ansatzstück eingelassen, das nach den Versuchen v. Luschans den Zweck hat, den Speer am Herabgleiten zu hindern, so daß vier Finger der Hand das Rohr beim Werfen umfassen können, während der Daumen von der anderen Seite den Speer gegen das Ansatzstück drückt. Die auf den Karolinen gebräuchliche Speerschleuder ist der eben beschriebenen ganz ähnlich, nur daß das eingesetzte Holzstück fehlt. Das australische Wurfbrett hat übrigens noch mancherlei Nebenzwecke zu erfüllen. „Das Amera (Wurfbrett)", schreiben Spencer und Gillen, „ist vielleicht das nützlichste Gerät, das die Eingeborenen besitzen. Es dient nicht nur als Speerschleuder, sondern auch als ein Behältnis, in dem man Blut und verschiedene Gegenstände, wie roten Ocker, Kaolin u. s. w., unterbringen und während der Vorbereitungen für eine Zeremonie mit sich führen kann, und, was noch wichtiger ist, der Feuerstein (Zahn), der gewöhnlich an einem Ende eingesetzt ist, dient dem Eingeborenen als hauptsächlichstes Schneideinstrument, mit dessen Hilfe er alle seine Holzwaffen und verschiedenen Geräte formt. Man braucht es auch, um Feuer zu entzünden und gelegentlich als eine sehr einfache Art eines Musikinstrumentes, obwohl wir selbst es nicht zu diesem Zwecke verwendet sahen."


Indonesische Pfeilspitzen. Nach C. M. Pleyte. Vgl. Text, S. 337.

Das zweite große Gebiet der Speerschleuder ist Amerika. Da ist zunächst das Wurfbrett (atlatl) der alten Mexikaner zu nennen, das in historischer Zeit vorwiegend bei Jagd und Fischfang verwendet wurde. Seler, der es eingehend studiert hat, kommt zu folgenden Schlüssen: „Das Wurfbrett war sowohl den eigentlichen Mexikanern wie den mixtekischen und zapotekischen Völkerschaften und den Maya von Yucatan bekannt, wenn es auch als Kriegswaffe nur beschränkte Verwendung fand. Der Umstand, daß das Wurfbrett als Ausrüstungsgegenstand einiger der ältesten und angesehensten Götter fungiert, läßt vermuten, daß dasselbe ein von den Vorfahren der historischen Generation überkommenes Instrument und früher vielleicht allgemeiner im Gebrauche war. Aus den Zeichnungen der

Handschriften ergibt sich, daß die Form des Instrumentes die eines schmalen, kurzen Brettes war, mit einer Rinne auf der Fläche und einem Haken oder vorspringendem Zapfen am oberen Ende, gegen den das Ende des Speeres, lehnte ... Behufs der Manipulation des Brettes war an der Unterseite desselben ein Griff angebracht, der bei einfacheren Formen, wie es scheint, nur aus einem quer zur Fläche des Brettes stehenden Hölzchen bestand, allgemeiner aber und bei den besseren Formen ein aus einer Muschelschale geschliffenes und in irgend einer Weise an der Unterseite des Brettes befestigtes Stück in Gestalt eines einfachen oder durch Einziehung in der Mitte halb zweigeteilten Ringes darstellte. Der Werfende griff in diesen Ring mit dem Zeige- und dem Mittelfinger der rechten Hand ein und hielt so das Brett, während der vierte oder fünfte Finger ohne Zweifel, auf die obere Seite des Brettes herübergreifend, den Speer bis zum Momente des Abschleuderns auf dem Brette festhielt ... Das obere Ende des Brettes war häufig mit Federn, vielleicht auch mit Haarbüscheln oder mit schmalen Riemen, verziert, und an der unteren Seite war hinter dem Griff, an der Stelle, wo der Zeige- und Mittelfinger gegen das Brett drückten, nicht selten ein Stück Leder oder Fell angebracht."



Harpune von den Nikobaren, Bengalischer Meerbusen. Nach W. Svoboda. Vgl. Text, S. 338.

Das mexikanische Wurfbrett stellte eine Verbindung zwischen den beiden Zonen Amerikas her, in denen sich die Waffe bis zum heutigen Tag erhalten hat. Die eine von ihnen ist das Gebiet der Eskimo, die bei der eigentümlichen Art ihrer Jagd und ihrer Waffen der Verstärkung der Schwungkraft des Armes dringend bedürfen; nur mit Hilfe des Wurfbrettes gelingt es ihnen, vom schwankenden Kajak aus ihre leichten, mit Zahn- oder Knochenspitzen versehenen Speere mit genügender Wucht zu schleudern. Der charakteristische Zug der Eskimowurfbretter (s. die Abbildung, S. 341) ist die starke Ausbildung des Handgriffes, der durch seitliche Einschnitte, durch Vertiefungen oder Löcher für die Finger oder endlich durch eingesetzte Stifte verstärkt wird. Das Brett enthält immer eine Rinne, in der der Speer ruht, und einen zahnartigen Vorsprung, gegen den er sich stützt. Vereinzelt kommt, wie Nordenskjöld bezeugt, das Wurfbrett der Eskimo auch auf der asiatischen Seite der Behringstraße vor.

Die zweite amerikanische Verbreitungszone liegt im Süden und erstreckt sich in sehr lückenhafter Weise, wie Uhle nachgewiesen hat, von Kolumbien bis nach dem südlichen Brasilien hin. Brett-, stab- und rinnenartige Formen kommen hier vor. Sehr merkwürdig ist die Waffe, die Karl von den Steinen bei einigen Schingustämmen noch in Gebrauch fand, denn sie diente zum Schleudern eines stumpfen, statt der Spitze mit einem schweren Stein versehenen Speeres. „Der am Schingu vorhandene Typus", schreibt der Reisende über die Schleudervorrichtung, „ist ein etwa 70 cm langer, glatter, dünner Stock aus hartem Palmholze, der sich an dem einen, vorderen Ende zu einer mit einem Loche versehenen Griffplatte verbreitert und an dem anderen, hinteren Ende einen kleinen Haken trägt. Der Pfeil wird hinten auf den Widerhaken eingesetzt, durch das Loch der Griffplatte steckt man den Zeigefinger, während die anderen Finger Platte und Pfeil umschließen; so liegt der Pfeil in seinem hinteren Teile dem Wurfbrette fest an, mit kräftigem Schwunge wird ausgeholt, das Wurfholz beschreibt einen Bogen nach vorn und oben und entsendet mit dieser Hebelbewegung den Pfeil." Neben den Steinspeeren kommen auch solche mit Holzspitze vor. Das Wurfbrett ist hier keine Jagd-, sondern eine Kriegswaffe, scheint aber allmählich außer Gebrauch zu kommen.

Wie man den Speer mit Hilfe des Wurfbrettes schleudert, so den Stein mit Hilfe eines Taues oder eines Riemens; die Verlängerung des Armes gibt auch hier die vermehrte Schwungkraft, die dann, wie bei den meisten Wurfwaffen, durch Anlauf und Sprung während des Wurfes noch weiter verstärkt wird. Die Schleuder ist ein einfaches, der Verbesserung nicht sehr fähiges Gerät. Bei den Tschuktschen besteht sie aus einem runden Lederstück, von dem zwei Hautstränge auslaufen, deren einer mit einer Öse zum Durchstecken des Zeigefingers versehen ist; man faßt das andere Ende lose mit der Hand, legt den Stein auf das Lederstück, wirbelt die Schleuder mehrmals im Kreis und läßt im geeigneten Augenblick das lose gefaßte Ende los, worauf der Stein seinem Ziele zufliegt. Bei anderen Schleudern ist statt der Öse zuweilen nur eine Quaste angebracht, wie auf Neukaledonien, oder das Mittelstück ist sorgsamer als kleine Schale oder Tasche ausgearbeitet. Statt des Leders verwendet man wollene oder baumwollene Stricke, Bastfasern und Pandanusblätter. Die Waffe ist weit verbreitet, weist aber, wie alle Waffenformen, rätselhafte Lücken ihres Vorkommens auf; so kennt man sie in Melanesien und Mikronesien, während sie in Australien fehlt, ebenso ist sie im nordöstlichen Afrika viel in Gebrauch, bei den eigentlichen Negern dagegen selten und keinesfalls eine nationale Waffe. Auch in der Zeit des klassischen Altertums gab es bestimmte Gebiete, die vorzügliche Schleuderer lieferten, wie die Balearen oder Kurdistan. Damals wurden auch die Schleudersteine oft durch metallene Geschosse ersetzt, und dem Köcher der Bogenschützen entsprach dann als neues Hilfsgerät die Tasche der Schleuderer, die übrigens auch sonst vereinzelt vorkommt, so auf den Karolinen in Form eines netzartigen Sackes.



Wurfbretter der Eskimo, Alaska. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 340.

Eine merkwürdige Zwischenform zwischen Wurfbrett und Schleuder ist eine Waffe, die auf Neuseeland in Gebrauch war. Mit Hilfe eines Stockes, an dem ein Strick befestigt war, wurde hier ein einfacher Holzspeer geschleudert; der Speer wurde durch eine Schlinge des Strickes festgehalten, die sich dann beim Wurf im richtigen Augenblicke löste. Das Wurfgerät hieß Kotaha und der Speer Kopere.

Das Fehlen der Schleuder in manchen Gebieten führt Peschel mit Recht auf den Mangel an geeigneten Steinen zurück, aber vollständig genügt diese Erklärung keineswegs; als Grundursache aller dieser Lücken der Verbreitung ist wohl die allen Naturvölkern eigene Neigung anzusehen, sich nach irgend einer Seite hin stark zu entwickeln und andere Möglichkeiten zu vernachlässigen, weil die Arbeit, die zur Ausnutzung aller Möglichkeiten nötig wäre, zu groß für Geist und Körper sein würde. Gerade die Anwendung der Waffen bedingt daneben eine andauernde Übung und eine Erfahrung, die nur allmählich erworben wird und durch beständigen Gebrauch erhalten werden muß, die überdies innerhalb der Dauergesellschaft von Geschlecht zu Geschlecht übergeht. So finden denn Waffen anderer Völker nur schwer Aufnahme, auch wenn sie sich durch mancherlei Vorzüge empfehlen: wer mit dem Blasrohr zu jagen gewohnt ist, wird immer wieder zu ihm greifen, auch wenn man ihm eine Schleuder schenkt und deren Eigenschaften aufs genaueste erklärt. Selbst dort, wo eine größere Anzahl von Waffen in Gebrauch ist, werden doch immer einige wenige bevorzugt, weil es eben unmöglich ist, in allen eine gleichartige Übung zu erreichen. Im Grunde können auch die Kulturvölker in dieser Beziehung dem Einzelnen nicht zu viel zumuten, sondern helfen sich durch ihr großes Mittel der Arbeitsteilung: die europäischen Heere sind nicht aus Einheitssoldaten

zusammengesetzt, deren jeder mit Gewehr, Säbel, Lanze und Kanone umzugehen, zu Fuß und zu Pferde sich zu tummeln weiß, sondern aus einseitig bewaffneten und ausgebildeten Leuten, die erst zusammen eine große, mannigfach bewaffnete und ausgerüstete Einheit bilden.

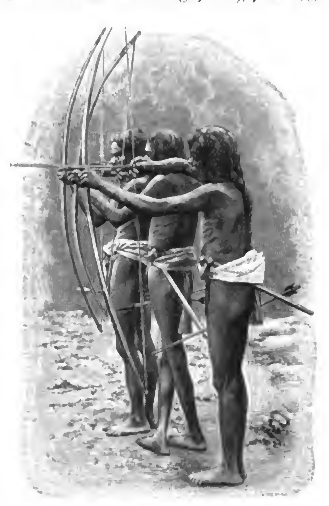
Die Verwandtschaft der Schleuder mit der Wurfschlinge (Lasso) und den Wurfkugeln (Bolas) scheint mehr äußerlicher Natur zu sein, da ein Hervorgehen der einen Form aus der anderen nicht nachweisbar ist; die einfache Wurfschlinge dagegen und die mit Stein- oder Metallkugeln verstärkte Art dürften auch genetisch zusammengehören. Lippert ist geneigt, diese beiden „Waffen" als Erfindungen von Hirtenvölkern gelten zu lassen, da sie auf altägyptischen Darstellungen zum Einfangen des Weideviehs verwendet erscheinen, und es mag ja immerhin sein, daß sie bei den Nomaden der Alten Welt einst verbreiteter waren als jetzt; in ihrem Hauptgebiet aber, den patagonischen Steppen, sind Lasso und Bolas echte Jagdwaffen, und zwar seit alter Zeit, wie die Funde vorgeschichtlicher Wurfkugeln beweisen. Die Einführung der Pferde und Rinder hat keinesfalls erst die Erfindung veranlaßt.


Altassyrische Bogenschützen. Nach dem „Journal of the Anthropological Institute". Vgl. Text, S. 343.

Anscheinend vereinzelt steht unter den Fernwaffen das Blasrohr. Seine Verwandten finden sich nicht unter den anderen Waffen, abgesehen von den Gewehren und Kanonen der Kulturvölker, die im Grunde verbesserte Blasrohre sind, sondern unter den Musikinstrumenten und Geräten. Die Feuerpumpe als Tochter des Blasrohres ist schon erwähnt (vgl. S. 313). Die Erfindung selbst lag nahe genug, sobald man versuchte, Rohr- oder Aststücke auszuhöhlen, ohne sie äußerlich zu beschädigen: ganz unwillkürlich wird man sich bestrebt haben, die Reste des Markes durch Blasen zu entfernen, wobei man dann beobachtete, daß festgeklemmte Stücke schließlich mit einer gewissen Kraft herausflogen. Immerhin ist auch die Kraft des besten Blasrohrpfeiles nicht stark genug, um ihn zu einer gefährlichen Waffe zu machen; erst die Entdeckung der Pfeilgifte gab dem schwachen, geräuschlos dahinfliegenden Geschoß seine Furchtbarkeit und war die Ursache, daß sich das Blasrohr über beträchtliche Gebiete der Erde verbreitet hat, allerdings nur im Bereich der tropischen Urwaldzone. Es ist eine echte Waffe des Dickichts der heißen Zone: wo nicht Raum bleibt, den Bogen zu spannen oder den Speer zu schleudern, da schiebt sich immer noch das Blasrohr durch das Gestrüpp, und der tödliche Pfeil verfehlt sein Opfer nicht. Das eine Hauptgebiet des Blasrohres ist Indonesien, vor allem Borneo, das andere der Osten Südamerikas. Auf Borneo formt man die Waffe aus hartem Holz und bohrt sie mit einer langen, dünnen Eisenstange aus, an deren Ende ein scharfer Kieselstein angebracht ist; man glättet die Höhlung vollends durch Rotangfasern, die man darin hin und her zieht, und gibt dann dem Holz auch von außen die gewünschte Form. Die Blasrohrpfeile sind in der Regel aus leichtem Holze hergestellt, das vorn zugespitzt oder noch mit einer besonderen Spitze aus Bambus, Gräten und dergleichen versehen und am hinteren Ende mit einem Ansatzstück verbunden wird, das aus weichem Stoffe besteht und genau in die Höhlung des Rohres paßt. Um die Giftpfeile bei sich führen zu können, bedarf man eines hölzernen Köchers, der mit einem Haken zum Anhängen an den Gürtel

versehen ist. Häufig erhält das Blasrohr noch eine Bajonettspitze aus Eisen, so daß es zugleich als Stoßwaffe zu dienen vermag.

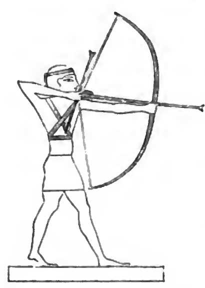
Das südamerikanische Blasrohr hat diese Verstärkung niemals, ist dafür aber oft von außerordentlicher Länge. In Guayana führt der Indianer außer dem Köcher noch ein Körbchen mit Baumwolle oder anderen Faserstoffen bei sich, um mit ihnen den Pfeil, damit er das Rohr ausfüllt, vor dem Schuß am hinteren Ende zu umwickeln; fast alle Blasrohre stammen von den Arekunas, in deren Gebiete die Rohrart (Arundinaria Schomburgii) wächst, aus der man die Waffe ausschließlich fertigt. Das getrocknete Rohr wird wieder in den ausgehöhlten Stamm einer Palme eingesetzt, das Mundstück mit Garn umwickelt, das andere Ende aber, damit beim Stehen auf der Erde kein Schmutz eindringt, mit einem trompetenartigen Ansatzstück aus Palmblatt versehen. Zuweilen sind nahe dem Ende zwei Peccarizähne eingesetzt, die als Visier dienen. Der Köcher wird aus Flechtwerk hergestellt, die Pfeile aus den Mittelrippen von Palmblättern.



Bogenschießende Weddah, Ceylon. Nach Geiger. Vgl. Text, S. 345.

Alle bisher genannten Waffen entsprechen, wie Kapp nachgewiesen hat, menschlichen Organen, deren Verstärkung oder Projektion sie sind, auch das Blasrohr, das man als eine Verlängerung des Mundes bezeichnen kann. Von der verbreitetsten aller zusammengesetzten Fernwaffen aber, dem **Bogen** mit dem **Pfeile**, läßt sich das nicht behaupten, wenn es auch sonst in der belebten Natur nicht ganz an Ausnutzung der Schwungkraft elastischer Körper fehlt; gewisse Pflanzen schleudern ihre Samen beim Platzen der Fruchthülle weit von sich, und bei niederen Tieren erscheint auch vereinzelt eine Schießkunst, die auf demselben Prinzipe beruht. Indes will die Lehre von der Organprojektion ja nur besagen, daß die mechanischen Erfindungen des menschlichen Geistes ihre Vorbilder in den Werken der unbewußt schaffenden Natur haben, nicht aber, daß jede Erfindung ein solches Vorbild haben **muß**, oder daß gar eine wirkliche Nachahmung stattfindet. Die Entdeckung, daß elastische Körper beim Zurückschnellen andere Körper, die auf ihnen liegen oder sonst lose an ihnen haften, fortschleudern, vermag jeder Zweig eines Strauches zu vermitteln, der zurückgebogen wird und beim Loslassen Tautropfen von sich sprüht und kleine Insekten weithin fortschnellt. Die einfachste Erfindung war hiernach die einer Stockschleuder, die den elastischen Schwung eines Astes zum Werfen von Steinen benutzt, und in der That ist dieses Prinzip von den Kulturvölkern des Altertums für ihre Belagerungsmaschinen verwendet worden; kleine Handschleudern dieser Art haben sich dagegen nicht bewährt oder sind von der verbesserten Erfindung des Bogens verdrängt worden.

Der Bogen setzt sich aus zwei Hauptstücken zusammen, dem eigentlichen elastischen Bogen und der Sehne. Vielleicht hat L. Frobenius recht, wenn er als die Urform wenigstens des malayischen Bogens ein Stück Bambusrohr annimmt, von dem ein Streifen der zähen Außenhülle derart abgetrennt ist, daß er an beiden Enden noch festhaftet; das wäre dann ein naturwüchsiger Bogen, dessen Körper und Sehne noch aus einem Stück beständen. Es ist dann nur ein kleiner Schritt nötig, um die natürliche Sehne, wenn sie gelegentlich zerreißt, durch einen neuen Bambusstreifen zu ersetzen, der von einem anderen Rohrstücke stammt und nun einfach an beide Enden des Bogens festgebunden wird. Dieser Weg der Erfindung ist wahrscheinlicher als die Annahme, daß man durch die Selbstschüsse gewisser Wildfallen oder durch primitive Saiteninstrumente, die man also beide zuvor hätte erfinden müssen, dazu gelangt sei, die Wirksamkeit der aus Bogen und Sehne bestehenden Schußwaffe zu entdecken. Im übrigen ist schwerlich der Bogen in einem bestimmten Gebiet der Erde entdeckt und nach allen Seiten verbreitet worden, sondern wir müssen, wie ein Blick auf die Bogenformen bald zeigen wird, wenigstens zwei Grundtypen annehmen, die wahrscheinlich selbständig an verschiedenen Punkten entstanden sind.



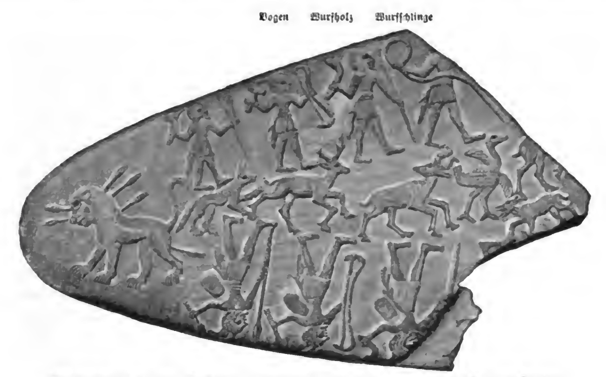
Altägyptischer Bogenschütze. Nach dem „Journal of the Anthropological Institute“. Vgl. Text, S. 345.

Wenn wir alle zusammengesetzten Werkzeuge und Waffen in drei Gruppen teilen können, nämlich einmal in solche, die einfach die Kraft der Glieder verstärken, wie Schleuder und Wurfbrett, zweitens in solche, die das Aufsammeln der Kraft gestatten, um sie dann plötzlich zu verwenden, wie wir dies bei den entwickeltsten Formen des Feuerbohrers kennen lernten (vgl. S. 311), und drittens in solche, die Naturkräfte in den Dienst des Menschen stellen, wie Schießgewehr oder Dampfmaschine, so gehört der Bogen unbedingt in die zweite Gruppe. Das Spannen des Bogens bedeutet eine Kraftsammlung, deren Ergebnis durch den Schuß ausgelöst wird; die Kraft, die den Pfeil fortschleudert, entspricht nicht einfach der des Armmuskels, sondern ihrem Vielfachen, was sich schon dadurch zeigt, daß der mit der Hand geschleuderte Pfeil nicht entfernt die Schnelligkeit und Stärke des vom Bogen geschossenen erreicht. Bei den verbesserten Formen der Armbrust, die durch Hebel gespannt werden, ist das Prinzip der Kraftsammlung aufs höchste entwickelt. Hier ist auch der eine Arm, der den Bogen hält, durch einen Holzschaft ersetzt, so daß zum Spannen der Sehne beide Arme verwendet werden können. In der That hindert die Kürze des menschlichen Armes die Vergrößerung des Bogens und des Gewichtes der Pfeile über eine bestimmte Grenze hinaus, und so kommt es, daß man zuweilen die Beine zum Spannen mit heranzieht, um den Abstand des Bogens vom Körper zu vergrößern und beide Hände zum Zurückziehen der Sehne brauchen zu können; Xenophon fand derartige Bogen, deren mächtige Pfeile seine Soldaten als Wurfspieße verwendeten, in Armenien, und wenigstens zur Vogeljagd benutzen die Weddahs noch heute ihre Bogen auf diese Weise, wie Emil Schmidt beobachtete.



Skythischer Bogenspanner. Nach Anutschin. Vgl. Text, S. 345.

Abgesehen von dieser eigenartigen Methode des Spannens kann auch bei der gewöhnlichen Art des Bogenschusses das Zurückziehen der Sehne in verschiedener Weise erfolgen. Morse hat es versucht, eine Übersicht dieser Verhältnisse zu geben, und unterscheidet fünf Arten der Spannung, denen neuerdings v. Luschan noch eine sechste hinzugefügt hat. Primäre Spannung nennt Morse die einfache Methode, das hintere Ende des Pfeiles zwischen Daumen und Zeigefinger einzuklemmen und mit ihm zugleich die Sehne zurückzuziehen; es ist die unwirksamste Art, die nur von wenigen Völkern, wie den Aino (vgl. die untere Abbildung, S. 80), den Demerara- und den Uta-Indianern, angewendet wird. Bei der sekundären Spannung, die bei den Zuñi und einigen anderen Indianerstämmen gebräuchlich ist, wird der Pfeil ebenso gehalten, die Sehne aber



Assyrische Jagdszene. Nach dem „Journal of the Anthropological Institute“. Vgl. Text, S. 347.

gleichzeitig mit dem Mittel- und Ringfinger angezogen. Als tertiäre Spannung wird das Zurückziehen der Sehne mit Zeige- und Mittelfinger bezeichnet, wobei der Pfeil, den eine Einkerbung auf der Sehne festhält, nur leicht mit dem Daumen angedrückt wird; die meisten Indianerstämme Nordamerikas, die Weddahs und die Siamesen wenden diese Methode an, die einen bedeutenden Kraftaufwand gestattet (s. die Abbildung, S. 343). Spannt man die Sehne mit den drei mittleren Fingern, wobei der Pfeil leicht zwischen Zeige- und Mittelfinger eingeklemmt wird, so hat man eine vierte Methode, die Morse die Mittelmeerspannung nennt, weil sie von den Ägyptern (s. die obere Abbildung, S. 344), Assyrern, Griechen und überhaupt den Völkern der Mittelmeerkultur angewendet wurde. Die fünfte Spannung ist die mongolische, die in der Art erfolgt, daß der Daumen um die Sehne gelegt wird und diese zurückzieht, während gleichzeitig der Zeigefinger sich über den Daumennagel legt und den Pfeil festhält; sie ist bei den Ostasiaten gebräuchlich und früher mit den Türken nach Westen gewandert. Die Wute im Hinterlande von Kamerun endlich besitzen eine sechste, durchaus eigenartige Methode, indem sie die Sehne nicht einfach mit der Hand, sondern mit Hilfe eines Spannringes anziehen.

Läßt somit die Technik des Bogenschießens eine ganze Anzahl von Variationen zu, so zeigt ein Blick auf die **Bogenformen** noch mehr, daß wir es hier mit einer trotz aller Einfachheit sehr wandelbaren Waffe zu thun haben, oder mit anderen Worten, daß der Grundgedanke, der überall derselbe ist, sich in sehr verschiedener Weise verwirklicht hat. Zum Teil beruhen diese Unterschiede auf der natürlichen Beschaffenheit der Verbreitungsgebiete. Auch wo der einfache hölzerne Bogen gebräuchlich ist, kann er nicht überall von gleicher Art sein, da die zur Verfügung stehenden Holzsorten nicht dieselben sind; die Größe des Bogens aber und die Art seiner Krümmung hängt zum Teile von dem Holz ab, aus dem er geformt ist. Wenden wir uns nun gar den holzarmen Gebieten zu, wie den Steppen Hochasiens oder den Polarländern, dann verschwindet der einfach aus einem Ast oder Stamm geschnitzte Bogen ganz, und an seine Stelle treten verstärkte und zusammengesetzte Formen, die aus Horn, Holzstücken oder aus beiden Stoffen zugleich bestehen, und die nun wieder mit den Steppenvölkern nach Gebieten gekommen sind, wo so mühsame Methoden der Anfertigung nicht nötig wären. Daneben wirken andere Umstände auf die Form und besonders die Größe des Bogens ein, die allerdings nicht immer scharf zu bestimmen sind; so hat Ratzel gezeigt, daß in Afrika die größeren Bogen in den Steppengebieten, die kleineren im Waldlande vorkommen, während Herrmann Meyer für Südamerika gerade das entgegengesetzte Verhältnis festgestellt hat. Zweifellos ist dagegen, daß Reitervölker kleine Bogen bevorzugen.


Pfeilspitze der Menomini-Indianer, Nordamerika. Nach W. J. Hoffman. Vgl. Text, S. 347.

In anderer Weise wird die äußere Form des Bogens durch sein Verhältnis zur Sehne bestimmt. An den glatten Enden des Bogens findet die Sehne, auch wenn sie noch so fest umgewickelt wird, keinen genügenden Halt, falls ihr nicht Stützpunkte geschaffen werden. Manchmal genügt eine leichte Einkerbung, oder der Bogen wird durch einen Überzug von Fell oder Rinde, der übrigens zugleich anderen Zwecken dienen mag, künstlich rauh gemacht. Nicht selten erscheinen Wülste oder Knöpfe an den Enden, die entweder beim Schnitzen ausgespart oder nachträglich angesetzt werden (vgl. die Abbildung, S. 234).

Verschieden gelöst ist das Problem, den Bogen schußbereit zu halten, ohne daß durch die straff gespannte Sehne allmählich die Elastizität der Waffe verloren geht. Bei den großen südamerikanischen und melanesischen Bogen ist diese Straffheit der Sehne überhaupt nicht so nötig, bei kleineren muß man sich entweder dadurch helfen, daß man die Sehne zum raschen Aus- und Einhängen einrichtet, oder daß man dem Bogen selbst eine stark gekrümmte Form gibt. Weniger leicht erklärlich ist die Rinne, die bei einer ganzen Gruppe von Bogen auf der inneren Seite hinläuft und oft dazu benutzt wird, einen Pfeil hineinzulegen, der dann sofort zur Hand ist. L. Frobenius führt die Rinne vielleicht mit Recht auf den Urbogen zurück, dessen Sehne aus einem abgelösten Stück des Bogenkörpers bestand, das natürlich dort, wo es ursprünglich gesessen hatte, eine solche Vertiefung zurücklassen mußte.


Dreiflügelige Eisenpfeile aus westsibirischen Gräbern. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 348.

Die Sehne selbst kann aus Bambusstreifen, zusammengedrehten pflanzlichen Fasern oder Tiersehnen bestehen. Sie ist oft sehr kunstreich durch Umschnürung und Verknotung befestigt, so daß zuweilen ein großer Teil des Bogenkörpers von ihr umwickelt erscheint; eine Vorrichtung zum Festhalten des Pfeiles findet sich nur ganz vereinzelt.

Die Bogenformen lassen sich in zahlreiche Gruppen teilen, da fast jedes größere Gebiet der Erde irgend eine Besonderheit entwickelt hat, alle aber ordnen sich nach Balfour in die drei Hauptgruppen der einfachen Holzbogen, der Hornbogen und der zusammengesetzten Bogen. Die Hornbogen haben die geringste Wichtigkeit; die beiden anderen Typen verteilen sich so, daß in Asien, Nordafrika und Nordamerika die zusammengesetzten, in Mittel- und Südafrika, Melanesien und Südamerika die einfachen Formen vorherrschen. Eine Übergangsbildung ist der aus einem Stück bestehende, aber doppelt gekrümmte Bogen, der sich im nordöstlichen Afrika und vereinzelt bis hinüber zur Küste von Guinea findet. Mit der zusammengesetzten Form ist regelmäßig die tierische Sehne verbunden, mit der einfachen meist, wenn auch nicht ganz so regelmäßig, die pflanzliche. Übrigens sind die Ostjaken, die den zusammengesetzten Bogen führen, neuerdings von der Tiersehne zur Hanfsehne übergegangen, die sie mit Birkenrinde umwickeln.

Wie sich die einfachen Bogenformen dann weiter gruppieren und für die vergleichende Völkerkunde und Völkergeschichte nutzbar machen lassen, hat in glänzender Weise Friedrich Ratzel für Afrika und nach ihm Herrmann Meyer für Brasilien gezeigt. Die zusammengesetzten Bogen hat neuerdings v. Luschan behandelt. Man kann mit ihm schon die Bogen, bei denen durch Umwickelung des Holzes dessen Spannkraft verstärkt und die Gefahr des Splitterns vermindert wird, zu den zusammengesetzten rechnen; auch Bogen, auf deren Rücken Sehnen aufgeleimt oder Stricke aufgebunden sind, kommen vor. Die zusammengesetzten Bogen im engeren Sinne sind alle reflex, d. h. sie haben im abgespannten Zustand eine Krümmung, die der im gespannten entgegengesetzt ist. Sie bestehen entweder aus mehreren Holzstäben, wie die japanischen, oder das eigentliche Bogenholz ist innen durch eine Hornschicht, außen durch aufgelegte Sehnenbündel verstärkt, wie bei den türkischen, chinesischen, indischen und persischen Bogen. Die einzelnen Teile sind durch Klebstoff oder durch andere Mittel sehr fest miteinander verbunden. Nach der Ansicht v. Luschans ist der zusammengesetzte Bogen nicht an verschiedenen Stellen selbständig erfunden, sondern entstammt einem Turkvolke, vielleicht den Sumerern Babyloniens, von denen er sich dann über Asien (s. die Abbildung, S. 345), Europa und Nordafrika verbreitet hat. Die Eskimobogen zerfallen nach Murdock in drei Gruppen, die indessen nicht stark voneinander abweichen; auch hier finden sich einfache Bogen, in der Regel aber solche, die durch eine Rückenrippe aus Holz oder Bein oder durch Ansatzstücke verstärkt sind, wobei man meist noch den Bogen mit Sehnen und dergleichen überzieht und umwindet.



Schutzkissen gegen den Rückschlag der Bogensehne, Ostafrika. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 349.

Im Grunde ist der Bogen nur ein Wurf- oder Schießgerät, und die wirkliche Waffe ist der Pfeil, den man seiner Art und Wirkung nach als eine Fortbildung des Wurfspeeres bezeichnen kann oder als eine leichtere Form dieser Waffe. Was ihm an Gewicht abgeht, wird durch die Wucht des Bogenschusses ersetzt. In seinen primitivsten Formen als zugespitzter Stab (s. die obere Abbildung, S. 346) ist der Pfeil eine einfache Waffe, aber meist hat er sich wie der Speer zu einer aus Schaft und Spitze zusammengesetzten entwickelt; häufig findet sich auch die Befiederung des hinteren Endes, die wie ein Steuer wirkt und die Treffsicherheit erhöht. Eine Kerbe am Hinterende zum Einsetzen in die Sehne fehlt fast nie, dazu tritt dann oft eine Umwickelung, um das weitere Aufspalten des Schaftes zu verhüten. Die Spitze besteht aus den verschiedensten Stoffen, oft nur aus hartem Holze, das in einen Rohrschaft eingesetzt wird, ferner aus Gräten,

Horn- und Knochenstücken, Steinsplittern, endlich Metall. Wo die Kultur Glasgefäße hingebracht hat, sind die scharfen Scherben gern als Pfeilspitzen verwendet worden. Bestimmend auf die Wahl des Stoffes wirkt der Umstand ein, daß Pfeile oft massenhaft verbraucht werden und verloren gehen, so daß sich Spitzen aus kostspieligem Material durchaus nicht empfehlen; es ist das die Ursache, warum in Europa noch lange nach der Entdeckung der Metalle Pfeilspitzen aus Feuerstein in Gebrauch blieben, und warum auch bei den heutigen Naturvölkern metallene Pfeilspitzen selten zu finden sind.

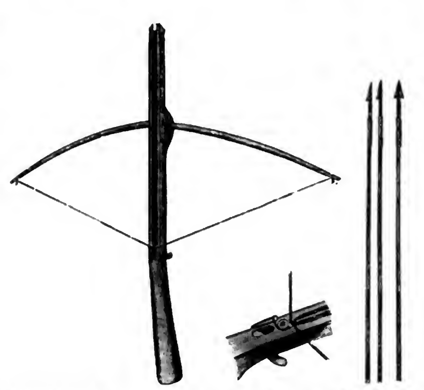
Wie die Spitzen der Jagdspeere sich durch Mannigfaltigkeit der Formen von denen der Kriegsspeere unterscheiden, so zeigen auch die Jagdpfeile eine große Menge von Variationen. Vielleicht am verbreitetsten sind die stumpfen oder vorn knopfartig verdickten Pfeile, die für kleines Jagdwild mit kostbarem Pelzwerk oder Federschmuck bestimmt sind; bei den sibirischen Stämmen verwendet man zur Jagd von Zobeln, Füchsen und dergleichen auch doppelspitzige Pfeile, auf Federwild vorn kolbenartig verdickte mit mehreren kurzen Spitzen. Metallene „Spitzen" von dreieckiger Form, deren breite zugeschärfte Seite nach vorn gekehrt ist, erscheinen in verschiedenen Gebieten, so im Congobecken und unter westsibirischen Gräberfunden; letztere enthalten auch merkwürdige dreiflügelige Pfeilspitzen (s. die untere Abbildung, S. 346), deren Zweck nicht ganz klar ist. In Südamerika ist eine Art Spitze vielfach gebräuchlich, die aus dem Astknoten eines Zweiges besteht, dessen Ausläufer quirlartig kurz abgeschnitten sind. Vierspitzige Fischpfeile finden sich nach van Hasselt bei den Nuforesen im westlichen Neuguinea, einen dreiteiligen Schweinepfeil der Negrito erwähnt Schadenberg. In Guayana werden verschiedene Arten von Fischpfeilen mit loser, durch eine Leine an den Schaft befestigter Spitze verwendet, die also den Harpunen der Polarvölker entsprechen; ganz ähnliche Pfeile fand Werther bei den Wassandani in Ostafrika.

Die Kriegspfeile sind im ganzen einfacher, nur in der Regel durch Widerhaken gefährlicher gemacht, die namentlich bei Holzpfeilen gern im Übermaß verwendet werden. Wo der Pfeil glatt oder nur mit Einkerbungen versehen ist, pflegt er durch ein unheimliches, von den Kulturvölkern nicht mehr gebrauchtes Kampfmittel verstärkt zu sein, durch Gift. Es sind sehr verschiedene, ungleich wirkende Giftstoffe, die den leichten Pfeil zur unbedingt tödlichen Waffe machen sollen. Verhältnismäßig selten erscheint unter ihnen das Leichengift, dessen Wirkungen bei den unhygienischen Sitten der primitiven Wirtschaft doch leicht hätten studiert werden können; es wirkt offenbar zu langsam, als daß es für Jagdzwecke, die wohl meist die Erfindung veranlaßt haben, zu brauchen wäre. Man zieht ihm Giftstoffe vor, die mit großer Schnelligkeit entweder die Herzthätigkeit oder die Bewegungsfähigkeit lähmen und es so unmöglich machen, daß sich das Opfer flüchtet oder versteckt und dadurch verloren geht. Da das Schlangengift diese Wirkung hat, so ist es sehr begreiflich, daß bei der Giftkocherei Schlangenköpfe und -Zähne sehr beliebt sind, obwohl es meist zweifelhaft scheint, ob wirklich eine Extrahierung des Giftstoffes gelingt und nicht vielmehr die Pflanzensäfte, die gleichzeitig zugesetzt werden, den eigentlich wirksamen Bestandteil bilden. Strychnin, Akonit, Euphorbiensaft erscheinen unter den zahlreichen Pflanzengiften besonders häufig, selbst Tabakssaft wird erwähnt. Schon Peschel hat darauf hingewiesen, daß das Pfeilgift in keinem Erdteil unbekannt ist, mit Ausnahme natürlich jener Gebiete, in denen Bogen und Pfeil überhaupt nicht benutzt werden, und daß manche Zeugnisse auch seinen ehemaligen Gebrauch bei mehreren europäischen Völkern bekunden; er spricht es zugleich aus, wie „die Unterdrückung dieses Frevels zugleich eines der seltenen Beispiele ist, daß der Mensch nicht bloß seinen Geselligkeitstrieb zur sittlichen Richtschnur erhoben hat,

sondern daß er über diesen hinaus nach Veredelung strebt, denn der rohe Selbsterhaltungstrieb würde sicherlich auch den Gebrauch vergifteter Waffen gestatten".

Die vergifteten Blasrohrgeschosse machten die Erfindung eines **Köchers** notwendig; dasselbe gilt von den Giftpfeilen. Auch abgesehen davon empfiehlt sich das Zusammenfassen der Pfeile in einem Traggefäße, das an den Gürtel oder über die Schulter gehängt werden kann; bei manchen ostasiatischen Völkern ist der Köcher so groß, daß auch der kleine Bogen darin Platz findet, wie das für Reiter ja besonders wünschenswert erscheint. In Brasilien dagegen trägt man die den riesigen Bogen entsprechenden mächtigen Pfeile frei in der Hand.

Noch andere Nebengeräte, unter denen der Spannring der Wute (vgl. S. 345) schon erwähnt ist, treten gelegentlich zu Bogen und Pfeil hinzu. Die Völker, die sich der von Morse so genannten Mittelmeerspannung bedienen, verwenden zum Schutz der Finger Handschuhe, die Anhänger der mongolischen Spannung Daumenringe. Auch in Afrika scheinen Spannringe vereinzelt vorzukommen, so nach Marno am Bahr-el-Gasal, nach Flegel am oberen Benuë. Graf v. Zech erwähnt sogar von den Logba im Togohinterland ein Doppelgerät dieser Art, dessen Gebrauch beim Spannen er leider nicht näher beschreibt. „An der rechten Hand", schreibt er, „tragen die Logbaleute vielfach auch eine Vorrichtung zum Spannen der Bogen, welche zugleich eine Art Glockenspiel ist; diese Vorrichtung besteht aus einem breiten eisernen Ringe, welcher am Daumen getragen wird, und einem schmalen Ringe, dem eine zuckerhutförmige Glocke aufgesetzt ist; letzterer wird an den Zeigefinger gesteckt."



Armbrust und Pfeile von den Nikobaren, Bengalischer Meerbusen. Nach W. Svoboda. Vgl. Text, S. 351.

Aber auch der Arm, der den Bogenkörper beim Schusse hält, bedarf eines Schutzes gegen die zurückschnellende Sehne, die sonst bald eine schmerzhafte Wunde erzeugen würde. Auf den Salomonen wickelt man zu diesem Zweck einen Streifen Baumbast um den Arm, ähnlich verfahren nach Ehrenreich die Botokuden, breite Armbänder aus Elfenbein oder Leder kommen in Westafrika vor, und eine besonders starke aus Leder gefertigte Schutzvorrichtung findet sich bei den Wute und bei ostafrikanischen Stämmen (s. die Abbildung, S. 347). Große prismatische Hohlkörper aus Ostafrika erwähnt Werther, der zugleich darauf hinweist, daß bei stark gekrümmten Bogenformen, deren Sehne nie bis zum Bogenkörper zurückschnellt, ein Armschutz überflüssig ist. Bei den eben erwähnten Botokuden endlich beobachtete Prinz Maximilian von Wied eine sehr interessante Übergangsform oder richtiger Zweckverbindung, die durch europäischen Einfluß entstanden ist. „Um mit dem Bogen schießen zu können", schreibt er, „trägt der Botokude

beständig das linke Handgelenk mit einer Schnur umwickelt, damit er von der Bogensehne beim Losschnellen nicht verwundet werde; die Puris haben diesen Gebrauch nicht. An der Stelle der ehemals am Handgelenke getragenen Embiraschnur sieht man jetzt bei den Botokuden gewöhnlich eine Angelschnur, welche ihnen also zu doppeltem Gebrauche, zur Jagd und zur Fischerei dient. Die Angelhaken erhalten sie durch Tausch von den Portugiesen."

Wenn gegenwärtig der Bogen überall im Wettbewerbe mit dem Feuergewehre zu erliegen beginnt, so erscheint das als ein natürlicher Vorgang der Entwickelung oder des Daseinskampfes, der sich unter den Dingen des stofflichen Kulturbesitzes ebenso abspielt wie unter den Organismen; aber schon früh hat es Erstaunen erregt, daß auch ohne diesen vernichtenden Wettbewerb der Bogen es trotz seiner glänzenden Vorzüge nicht vermocht hat, ein Gemeingut der primitiven Menschheit zu werden. Wir haben freilich schon gesehen, daß er die Eigentümlichkeit der lückenhaften Verbreitung mit fast allen anderen Waffen und Geräten teilt, und daß die Hauptursache der Erscheinung in der Unfähigkeit des Menschen liegt, vielerlei Fertigkeiten gleichzeitig zu beherrschen, eine Unfähigkeit, die auch bei den Kulturvölkern mehr durch eine ausgebildete Teilung der Arbeit als durch große Vielseitigkeit des Einzelnen überwunden wird. Natürlich treten zu dieser verborgenen Grundursache allerlei Nebengründe hinzu, die zunächst das Nachdenken der vergleichenden Ethnologen herausforderten. Peschel ist der erste gewesen, der sich über die Entstehung der merkwürdigsten Verbreitungslücke, der polynesischen, Rechenschaft zu geben suchte.


Lederschild aus Iraku, Ostafrika. Nach Werther. Vgl. Text, S. 352.

Merkwürdig ist diese Lücke in der That: auf allen bewohnten Seiten des Stillen Ozeans, vom australischen Festland abgesehen, ist der Bogen in Gebrauch, in Melanesien wie in Ostasien, im nordwestlichen wie im südlichen Amerika; in Polynesien selbst ist der Bogen bekannt gewesen und in dürftigen Spuren erhalten geblieben, man hat ihn also mit Bewußtsein aufgegeben, obwohl es an Kriegen und Kriegswaffen in Ozeanien nicht gefehlt hat. Peschel findet die Ursache darin, daß der Bogen vor allem eine Jagdwaffe ist, die nur dort in Gebrauch bleibt, wo größeres Wild vorhanden ist. „Bogen und Pfeil müssen überall dort verschwinden, wo die Jagd nicht mehr ein Lebenserwerb ist, oder wo es Jagd überhaupt gar nicht geben kann. Sowie wir uns aber von Neuguinea östlich, nördlich oder südöstlich bewegen, hört die Jagd auf, weil allen diesen Inseln die Landsäugetiere fehlen, abgesehen von den Fledermäusen, den gezähmten Schweinen, den Hunden und Ratten." Auf den westindischen Inseln, wo nur die Kariben, die frisch vom Festlande gekommen sind, den Bogen benutzten, hätten ähnliche Verhältnisse zu demselben Ergebnisse geführt. Aber auch wo die Jagd nicht aus Mangel an Wild, sondern infolge des wirtschaftlichen Fortschrittes zurückgeht, verschwinde der Bogen, und an die Stelle der zerstreuten Schützentaktik träte, der größeren Volkszahl entsprechend, der Massenkampf mit den Waffen des Nahgefechts.

Diese Gedanken haben etwas Bestechendes und enthalten sicher einen Kern von Wahrheit, der freilich nicht in allen Fällen die Probe besteht. Ratzel, der besonders die afrikanischen Verhältnisse im Auge hat, kommt zu Schlüssen, die im Grunde der letzterwähnten Ansicht Peschels entsprechen, nur daß er ein psychologisches Moment mit heranzieht. „Bogen und Pfeil", schreibt er, „werden von einer großen Zahl afrikanischer Stämme gar nicht benutzt, und es scheint, als ob einige sie den niedrigeren, unterworfenen Völkern zuweisen und als minder edle Waffen

betrachten. Darum sind sie an weniger begünstigten Wohnplätzen, im Wald, im Gebirge, in Steppen weiter verbreitet." Ganz durchführen, wie gesagt, lassen sich alle diese Ideen nicht; die alten Kulturvölker, Ägypter, Assyrer, Chinesen, bedienten sich des Bogens, die unsteten Australier, die ein verhältnismäßig wildreiches Land bewohnen, kennen ihn nicht, abgesehen von unbedeutenden Ausnahmen im Grenzgebiete gegen Melanesien. Bei den Kulturvölkern kommt übrigens die Arbeitsteilung zu Hilfe, die ihnen gestattet, besondere Truppenteile als Bogenschützen auszubilden, was bei Naturvölkern undenkbar ist; hier hat das ganze Volk seine Nationalwaffe, und es mögen zuweilen viel unbedeutendere Ursache sein, als die von Peschel und Ratzel angeführten, die das Auftreten des Bogens oder seinen Rückgang bedingen.

Ehe das Schießpulver seine überwältigende Wichtigkeit für die Kriegführung erlangte, war bereits ein Nebenbuhler des Bogens aufgetreten, der anscheinend eine große Verbesserung der Waffe bedeutete, aber sich doch nicht entfernt so weit verbreitet hat wie das Schießgewehr, ja nicht einmal bei den Kulturvölkern den Bogen völlig verdrängen konnte. Der Gedanke, den beim Bogenschuß ausgestreckten menschlichen Arm durch einen Holzschaft zu ersetzen, der gleichzeitig gestattet, den Bogen in gespanntem Zustande längere Zeit schußbereit zu halten, ist in Europa wie in Ostasien verwirklicht worden. Die **Armbrust**, die auf diese Weise entstand, gestattet beide Arme oder eigene Hebelvorrichtungen zum Spannen zu verwenden und also eine viel größere Kraft aufzusammeln, als das beim Bogenschusse möglich ist; die Pfeile, die in eine Rinne des Schaftes gelegt werden, brauchen nicht mehr den Raum zwischen Bogen und angezogener Sehne auszufüllen, können also kürzer sein und in größerer Menge mitgeführt werden. Diese Vorzüge gelten besonders von der europäischen Waffe, während die chinesische Armbrust, aus der auch Kugeln geschossen werden, zwar sehr sinnreich sogar zu einem Mehrlader mit Magazin ausgebildet ist, aber wie die meisten chinesischen Kriegswerkzeuge wenig praktischen Wert besitzt.

Auch in Europa hat sich der Bogen der neuen Waffe, die wegen ihrer angeblichen Furchtbarkeit von den Päpsten anfänglich verboten oder doch nur im Kampfe gegen Ungläubige gestattet wurde, noch lange gewachsen gezeigt, wie das die siegreichen Schlachten der Engländer gegen die Franzosen bewiesen; bei Azincourt entschied das „Schnellfeuer" der englischen Bogenschützen, die durch Schanzpfähle gedeckt waren, den Kampf sehr bald zu ungunsten der mit Armbrüsten bewaffneten französischen Reiterei. Es ist die größere Einfachheit und Handlichkeit, die der Vorzug des Bogens bleibt, und dem ist es wohl auch zuzuschreiben, daß die Armbrust bei Naturvölkern weder selbständig erfunden worden ist noch nennenswerten Anklang gefunden hat. Ausnahmsweise hat sich in Westafrika bei den Fan im Gabungebiet und den Yaunde im Hinterlande von Kamerun eine armbrustartige Waffe erhalten, der aber die Vorrichtung zum Festhalten und Abdrücken der Sehne fehlt; hier wie auf den Nikobaren (s. die Abbildung, S. 349), wo eine wirkliche Armbrust wenigstens auf einigen Inseln noch heute in Gebrauch ist, handelt es sich höchst wahrscheinlich um eine ungeschickte Nachahmung europäischer oder im letzteren Falle wohl auch chinesischer Vorbilder. Wo die Waffe in Hinterindien vorkommt, darf man ebenfalls an chinesischen Einfluß denken.

Parierschild aus Nguruman, Ostafrika. Nach Kollmann. Vgl. Text, S. 353.

Die Armbrust bildet schon einen Übergang zum Feuergewehr, da auch bei ihr eine angesammelte Kraftmenge durch einen einzigen Druck plötzlich wirksam gemacht wird. Der große Fortschritt der Feuerwaffe besteht darin, daß hier durch den Druck oder den Funken nicht mühsam aufgespeicherte Menschenkraft ausgelöst wird, sondern die ungeheure Gewalt rasch sich ausdehnender, aus der plötzlichen Zersetzung chemischer Stoffe entstehender Gase. Möglicherweise stammt die Erfindung des Schießpulvers aus Ostasien, wo man wahrscheinlich auch die Kanone selbständig konstruiert hat; früh mag es von dort nach Europa gekommen sein, aber es hat langer Zeit bedurft, ehe der neue Stoff eine völlige Umbildung des Kriegswesens veranlaßte. Gab es doch während der Blütezeit des Rittertums bereits Schießgewehre und Kanonen, ohne daß sie merklichen Einfluß auf Bewaffnung und Taktik übten! Es bedurfte eines unendlichen Maßes von Nachdenken und Arbeit, um die neue Waffe zu dem zu machen, was sie in der Gegenwart geworden ist.

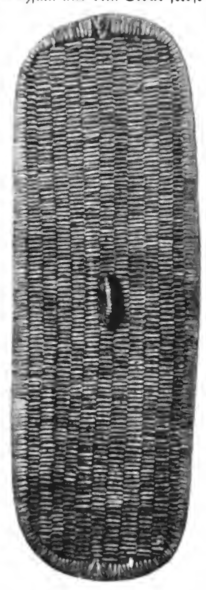


Fellschild der Betschuanen, Südafrika. Museum für Völkerkunde in Leipzig. Vgl. Text, S. 353.

Wer alle die Waffen der Menschheit, diese zackigen Spieße und wuchtigen Keulen, diese schneidenden Schwerter und spitzen Dolche, diese mit Widerhaken besetzten oder mit Giftstoffen bestrichenen Pfeile und Bolzen, diese Schleudersteine, Bumerangs und Wurfmesser überblickt, den mag wohl ein Frösteln ankommen, wenn er alle diese Zerstörungswerkzeuge gegen den schutzlosen menschlichen Körper gerichtet denkt, der so wenig zum blutigen Waffenhandwerk geeignet erscheint. Aber derselbe Geist, der den Leib mit Angriffswaffen versieht, die den Neid aller Ungeheuer der Fabelwelt erwecken müßten, ist auch geschäftig, dem Körper neue Abwehrmittel zu schaffen und dem wilden Angriff mit doppeltem Widerstande zu begegnen: die weiche, leicht verletzbare Haut überzieht der schuppige Panzer, über den abwehrenden Arm wölbt sich der feste Schild (s. die Abbildung, S. 350), die Knochen des Schädels deckt der eherne Helm, bis der Reihe der Angriffswaffen die der Verteidigungswaffen wohlgeordnet gegenübersteht. An Zahl freilich werden die Abwehrmittel niemals jenen anderen gleichkommen, denn einen guten Teil des Schutzes übernimmt das wache Bewußtsein des Menschen selbst, das den Körper anleitet, die heransausende Waffe zu meiden oder beiseite zu schlagen, die Gunst des Bodens zur Deckung zu nutzen und dem feindlichen Angriffe durch Überfall zuvorzukommen oder ihm aus dem Hinterhalte zu begegnen.

Der Schild ist scheinbar ein weniger einfaches Verteidigungswerkzeug als die Rüstung, die sich dem Körper wie ein Kleidungsstück anlegt, während der Schild gewissermaßen ein beweglich gemachtes Stück des unmittelbaren Körperschutzes darstellt. Daß indessen diese letzte Auffassung zwar für die vollendeten Schildformen gilt, nicht aber der Entwickelung der Waffe gerecht wird, läßt sich stellenweise noch mit Sicherheit erkennen. Es genügt, eine Reihe ostafrikanischer Schilde entsprechend zu ordnen, um mit einem Schlage zu sehen, daß sich hier der mächtige Lederschild der Sulu, der als das äußerste Endglied der Kette gelten darf, aus dem einfachen

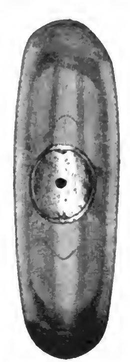
Schlag- und Parierstock entwickelt hat, der vielleicht die primitivste aller Angriffs- und Verteidigungswaffen ist. Schweinfurth hat zuerst einen Schild der Dinka beschrieben und abgebildet, der beim Keulen- oder Stockkampf benutzt wird und nichts weiter ist als ein Stock mit einer Verdickung in der Mitte, die auf der Rückseite ausgehöhlt und mit einem Handgriff versehen ist; man hat also einfach den Parierstock durch einen Handschutz verstärkt. Fast noch primitiver ist der Schild der Waschaschi: statt wie die Dinka das Handstück mühsam aus dem Stocke selbst herauszuschnitzen, bringen sie über der Griffstelle des Stockes ein kleines Stück harten Leders an, das an beiden Enden durchbohrt ist, so daß sich der Stock durchstecken läßt und es festhält (s. die Abbildung, S. 351). Eine Verbindung beider einfacher Prinzipien ist der Schild der Mandu. Aus diesen Anfängen sind nun eine Reihe von Schildformen herausgewachsen, die alle aus mehr oder weniger großen Fellstücken (s. die Abbildung, S. 352) bestehen, durch die ein Stock als Halt und Handgriff hindurchgesteckt ist. Auch die Massai scheinen noch einen Fellschild dieser Art zu führen, daneben aber auch Holzschilde, die in ihrer Bemalung noch an das ursprüngliche Vorbild erinnern.


Schild aus dem Waldgebiet; Bukoba, Ostafrika. Nach Stuhlmann.

Der Schild ist also in diesem Falle wie wahrscheinlich in vielen anderen der Abkömmling einer Angriffswaffe, und daraus erklärt es sich hinlänglich, daß er früher und häufiger erscheint als der Panzer, dessen Erfindung wenigstens bei den kaum bekleideten Völkern tropischer Gegenden nicht sehr nahe lag. Überall ist der Schild ein flächenhaftes Gebilde, das den Körper teilweise oder ganz zu decken hat, wenn er auch zwischen liliputartigen Formen, die kaum Hand und Unterarm schützen, wie die kleinen Faustschilde der Somal, oder riesigen Gebilden, hinter denen ein Krieger vollständig verschwinden kann, zu schwanken vermag. Zur Herstellung dieser künstlichen Fläche bieten sich dieselben Stoffe, die auch sonst ähnlichen Zwecken dienen, Leder, Holz, Flechtwerk und Metall, sofern sie nur eine gewisse Dichtheit und Steifigkeit besitzen; die rohe Haut eignet sich also besser als die gegerbte, das grobe Korbgeflecht besser als die feineren Erzeugnisse der Textilkunst. Naturgemäß werden Jäger- und Hirtenvölker den Fellschild bevorzugen, Völker mit vorwiegendem Ackerbau und einer auf Verwendung pflanzlicher Stoffe aufgebauten Kultur die Formen aus Flechtwerk und Holz (s. die obenstehende Abbildung). Übergänge und Verbindungen sind häufig; so erscheint in Uganda und seinen Nachbargebieten ein Holzschild mit einem Überzug aus Flechtwerk, der Massaischild ist, wie erwähnt, bald aus Holz, bald aus Leder gefertigt, u. s. w.

Der Schild in seiner einfachsten Form besteht aus zwei Hauptteilen, der Schildfläche und dem Handgriffe, der auch als Handstock auftreten kann. Die Verdoppelung des Handgriffes, die eine festere Verbindung des Schildes mit dem Arm ermöglicht, und die im alten Griechenland spätestens seit dem 6. Jahrhundert vor Christus bekannt war, findet sich bei den

heutigen Naturvölkern nur ausnahmsweise. Da an der Stelle, wo sich der Griff befindet, die Schildfläche meist etwas emporgewölbt wird, bildet sich hier der Schildbuckel, der zugleich der Mittelpunkt des Schildes und die Stelle ist, die den meisten Widerstand zu leisten hat; es liegt also nahe, ihn zu verstärken, sei es durch bloße Verdickung der Schildfläche oder durch Aufsetzen eines besonderen Stückes. Der Gedanke, den Buckel aus Metall zu fertigen, ist vielfach verwirklicht worden, um so mehr, als rein metallene Schilde wegen ihres Gewichtes nicht zu empfehlen sind; noch neuerdings haben mehrere Congo- und Gallastämme nach Einführung des Feuersteingewehres ihre Schilde durch einen Eisenbuckel verstärkt, der immerhin im stande sein mag, einer Kugel aus ungezogenem Gewehr zu widerstehen (s. die untenstehende Abbildung).



Schild der Mogwandi, Congogebiet. Nach Thonner.

Auch die Verbreitung des Schildes ist lückenhaft und deshalb besonders merkwürdig, weil sich, wenigstens im Gebiete primitiver Kulturen, eine Wechselbeziehung zur Verbreitung des Panzers ergibt: wo der Panzer vorherrscht, pflegt der Schild zu fehlen, und umgekehrt. Ein „Gesetz“ läßt sich aus dieser Erfahrung freilich nicht ableiten, denn es gibt eine ganze Reihe von Völkern, die beider Waffen entbehren.

Überdies erwächst das, was wir Panzer oder Rüstung nennen, wie alle höheren Formen des Kulturbesitzes, aus so einfachem Wurzelwerke heraus, daß gar nicht anzugeben ist, wo der saubere Trennungsschnitt geführt werden soll, der das Unentwickelte vom Vollendeten sondert. Wie oft mögen die Schmuckringe der Arme und Beine, die aufgetürmten und ausgestopften Frisuren, die dicht aufgerollten Hüftkleider, die von der Halskette herabhängenden Muscheln oder Jagdtrophäen einen tödlichen Hieb abgewehrt oder die Wirkung eines Pfeilschusses abgeschwächt haben, bis man ihre schützende Kraft mit Bewußtsein nutzen lernte? Und wer kann sagen, wie viel jetzt bei so manchen Formen dieser Dinge dem Bedürfnis nach Schmuck entspringt und wie viel dem nach Schutz? Kann doch sogar ein solches Anhängsel doppelten Schirm bieten, indem es durch seine Masse feindliche Stöße abwehrt und zugleich als Amulett in den Augen des Gläubigen noch hundertmal wirksamer jede Beschädigung des Leibes verhütet! Die Vereinigung des heiligen und profanen Schutzes kommt auch in anderer Weise vor: Klose beschreibt die Reiter des Sultans von Pombi im Togohinterlande, deren wattierte Kriegshemden von roten und schwarzen Amulett-Täschchen, die Koransprüche enthielten, wie von einem Panzer bedeckt waren. Dichte Massen von Kaurischnüren kommen in Westafrika, Wampumschnüre in derselben Weise bei nordamerikanischen Indianern als Amulett und zugleich als stofflicher Körperschutz vor.

Die wirklichen Panzer, die flächenhaft, aber schmiegsamer als die Schilde sein müssen, können ebenfalls aus Fell, Holz, Faserstoffen und Metall hergestellt werden und haben sich den Formen des menschlichen Körpers anzupassen; in manchen Fällen wird jedoch durch lose herabhängende Rüststücke ein besserer Schutz erzeugt, da das aufprallende Geschoß dann noch den Widerstand der zwischen Panzer und Haut befindlichen Luft zu überwinden hat, die wie ein Polster abschwächend wirkt. Am einfachsten sind in der Regel die Lederpanzer (s. die Abbildung, S. 355), die man aus möglichst dicken und harten Fellstücken fertigt, wie das namentlich nordamerikanische Indianerstämme zu thun pflegen. Die Tschuktschen besetzen ihre Lederpanzer gern teils zum Schmucke, teils zum Schutze mit den bekannten durchlöcherten chinesischen Messingmünzen (Sapeken), stellen aber auch verbesserte Rüstungen aus teleskopartig übereinander

angebrachten Lederstreifen her und andere aus langen Streifen Fischbein, die durchbohrt und durch Schnüre miteinander verbunden sind. Wie Hough annimmt, handelt es sich bei dem Panzer aus Lederstreifen nur um eine Nachahmung der metallenen Rüstungen ostasiatischer Kulturvölker. Panzer aus größeren Holzstücken zu fertigen, ist aus verschiedenen Gründen nicht rätlich; man kann aber die Sprödigkeit des Stoffes überwinden, wenn man kleinere Holzplättchen oder -Stäbchen so durch Schnüre miteinander verknüpft, daß sie sich dem Körper einigermaßen anschmiegen. So entstehen die merkwürdigen *Bretter- und Stäbchenpanzer*, die für die Küsten des Beringmeeres charakteristisch sind und wohl auch, wie gewisse herkömmliche Verzierungen zu beweisen scheinen, als Vorbild für die japanischen, aus lackierten Lederstücken gefertigten Rüstungen gedient haben. Statt des Holzes verwenden die Polarvölker, die Eskimo und Tschuktschen, auch Platten aus Walroßzahn oder Knochen. Die Zone des Holzplattenpanzers reicht von Alaska bis zu den Irokesen und den Indianern Virginiens hinüber, der Stäbchenpanzer hat ungefähr dasselbe Verbreitungsgebiet, geht aber weiter nach Süden.



Küraß aus doppeltem Büffelleder; Wawira und andere Waldstämme, Congostaat. Nach Stuhlmann. Vgl. Text, S. 354.

Die elastischen Massen eng verbundener Faserstoffe sind ein vortreffliches Material zur Herstellung von Panzern. In einem Hauptgebiete des Baumwollbaues, dem mittleren und westlichen Sudan, haben sich die *Wattpanzer* eingebürgert, die der Kern der Reiterei zu tragen pflegt, dick ausgestopfte, offenbar bei großer Hitze sehr lästige Röcke, denen meist noch eine ähnliche Panzerung der Pferde entspricht. Ähnliche Baumwollpanzer, ein bis zwei Finger dick und oft noch durch Metallplatten verstärkt, trugen die vornehmeren Mexikaner und Maya. Wo die Kokospalme der Mittelpunkt des Daseins ist, liefert sie auch den Panzerschutz: die aus eng geflochtenen *Kokosfaserschnüren* bestehenden Rüstungen gehören einer Zone an, die sich von Timorlaut über die Aru-Inseln und Neuguinea bis nach Mikronesien erstreckt. Auf den Gilbertinseln, wo die scharfzahnigen Haifischwaffen einen ausgiebigen Körperschutz nötig machen, erreichen diese Rüstungen ihre höchste Vollendung: außer dem Brust- und Rückenstück, auf das sich sonst meist der Panzer beschränkt, erscheinen hier Panzerärmel und Hosen, besondere Achselstücke und mächtige helmartige Schulteraufsätze, die oben offen und also nicht als Helme, sondern als Teile des eigentlichen Panzers zu betrachten sind.

Wo *Metalle* bekannt sind, werden sie zunächst nur zur Verstärkung einzelner Teile der Rüstung verwendet, so lange die Kostbarkeit des Stoffes und vielleicht die mangelnde Geschicklichkeit der Schmiede weiteren Gebrauch verbietet. Versucht man dann ganze Panzer aus Metall herzustellen, so setzt man sie gern aus einzelnen Platten zusammen, wie die Holzpanzer, oder legt sie dachziegelartig in Schuppen übereinander, oder benutzt endlich die Eigenschaft der Metalle, sich zu Draht ausziehen zu lassen, um Panzer aus dichtgeflochtenen Ringen und Ketten zu fertigen, die an Werke der Textiltechnik erinnern. In der Kunst der Panzerung haben die arischen Völker Europas das Höchste erreicht, und manche ihrer großen Siege in älterer Zeit danken sie ebenso zweifellos der Trefflichkeit ihrer Rüstungen, wie sie gegenwärtig durch Gewehre und Kanonen ihre Überlegenheit behaupten; die Siege bei Marathon und Platää wären nicht denkbar gewesen, wenn sich nicht den zahllosen leichtbewaffneten Asiatenschwärmen die unwiderstehliche Wucht der schwergepanzerten griechischen Heerhaufen entgegengestellt hätte.

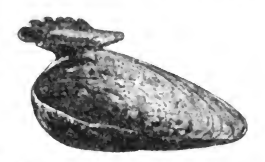
Ein Rüstungsstück, das seine eigene Entwickelung hat, ist der dem Kopfschutz dienende Helm, der den Kulturvölkern nötiger ist als Naturstämmen, weil bei jenen die Kopfknochen und der Haarwuchs dünner zu sein pflegen; mit dem Australneger, der Holzscheite über dem Kopf, als dem härtesten und unempfindlichsten Körperteile zerbricht, kann der Europäer nicht wohl wetteifern. Bei den primitiven Völkern, die ohnehin selten im Nahkampf zusammentreffen, wird denn auch auf den Schutz des Kopfes wenig geachtet, allerlei phantastische Frisuren und Verzierungen des Haares sind meist die einzigen Vorläufer des Helmes, oder wo helmartige Formen erscheinen, handelt es sich um Nachahmungen europäischer oder sonstiger Vorbilder. Holzhelme mit Masken als Visier kommen an der Nordwestküste Amerikas vor. Erst mit der Metalltechnik beginnt die Verbesserung des Kopfschutzes, an die Stelle der Tierhäute und -Köpfe, die vorher notdürftig genügen mußten, tritt der metallene Helm, an den sich Nackenschutz, Seitenklappen und Visier ansetzen, bis endlich bei den Ritterrüstungen des späteren Mittelalters die Kopfbedeckung mit dem übrigen Panzerschutz verschmilzt. In derselben Weise treten auch die Beinschienen zunächst gesondert auf, um dann an die Rüstung angeschlossen zu werden, und endlich hüllt den ganzen Körper bis zu den Finger- und Zehenspitzen der feingegliederte Panzer ein, der freilich, wie so manches Vollendete, zu spät in seinem höchsten Glanz erscheint: als die deutschen und italienischen Waffenschmiede das Ideal der Eisenrüstung erreicht hatten, donnerten längst in den Schlachten die Kanonen, die bald allen Panzerschutz überflüssig machen sollten. Nur die Kriegsschiffe tragen jetzt in kolossalem Maßstabe das schirmende Kleid, das sich hier noch im verzweifelten Wettkampf mit dem Geschütz behauptet und abermals das alte Schauspiel wiederholt, wie Angriffs- und Verteidigungswaffen einander bedingen und sich im Daseinskampf bald gegenseitig hervorrufen, bald verdrängen und vernichten.

4. Werkzeuge und Geräte.

Der Zerstörung folgt der Aufbau, der Krieg weicht friedlicher Arbeit und endlich dem Genuß und der Ruhe: statt des wilden Geräusches der Waffen erklingt der freundliche Schall taktmäßig niederfallender Hämmer, klappernder Webstühle und tönender Mörser oder das lustige Klirren der Tafelgeräte und der Trinkschalen, deren Inhalt freudiges Behagen weckt. Die Menschheit zerstört und zersetzt nicht nur, sie schafft auch Neues aus den Trümmern, sie baut sich eine eigene Welt, in der sie auf ihre Weise zu arbeiten und zu genießen vermag. Die Hilfsmittel, die neben dem Zerstören vor allem dem Schaffen dienen, die Verstärkungen der aktiven Organe des Menschen nennen wir Werkzeuge; der weitere Begriff des Gerätes umfaßt auch jene Teile des Kulturbesitzes, die mit Hilfe der Werkzeuge hergestellt werden, selbst aber mehr der Behaglichkeit des Daseins dienen, die passiven Güter, wenn der Ausdruck gestattet ist. Eine scharfe Grenze besteht auch hier nicht. Es entspricht ebenfalls mehr einem alten Herkommen als einem tiefgehenden Unterschiede, wenn Kleider sowohl wie Häuser und Transportmittel von den Werkzeugen und Geräten getrennt und besonders behandelt werden, aber die Sonderung ist von Vorteil für einen Überblick über die wirre Masse des stofflichen Kulturbesitzes, die auch ohne die Waffen noch unermeßlich groß bleibt.

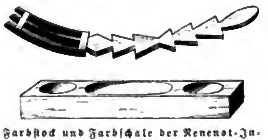
Stoff, Technik und Zweck bestimmen die Form und den Stil der Geräte, indem sie sich gegenseitig beeinflussen und bedingen. Aber es tritt noch etwas anderes hinzu, die Nachahmung gegebener Naturformen, nur daß diese meist ihren besonderen Gesetzen folgt.

Wenn man sich erinnert, daß alle Geräte Projektionen menschlicher Organe sind, so liegt der Gedanke nahe, daß die den Organen entsprechenden Werkzeuge und Gerätschaften ihnen auch in ihrer Gestalt ähnlich sein, daß die Glieder des Leibes einfach als Vorbilder der Technik und Kunst dienen werden; und doch äußert sich die Nachahmungslust in dieser Richtung selten, auf primitiven Stufen vielleicht nie. Gefäße, die in ihrer Form der hohlen Hand nachgebildet sind, Hämmer, die eine Faust darstellen, Stampfkeulen in Gestalt menschlicher Füße finden sich nicht bei Naturvölkern und können, wenn sie vom europäischen Kunstgewerbe gelegentlich hervorgebracht werden, nur als Erzeugnisse bizarrer Laune gelten. Es entspricht das dem Gesetze, daß der Mensch sich selbst am letzten unbefangen beobachtet und am spätesten über sich und seine Organe klar wird. Was ihn beeinflußt und zur Nachahmung reizt, sind die natürlichen Gaben der Natur, die er zuerst mit geringen Veränderungen als Geräte verwendet und mit Bewußtsein fortbildet: der Flaschenkürbis, die Kokosschale, die Muschel (s. die nebenstehende Abbildung) schreiben oft seinen ersten thönernen und hölzernen Trinkgefäßen ihre Gestalt vor, das hohle Bambusrohr ist das Vorbild für Holzbüchsen und Blasrohrköcher, und endlich sucht der erwachende Kunstsinn mit Bewußtsein nach natürlichen Analogien. Bei den Naturvölkern ist dieser Einfluß freilich nicht so groß, wie man erwarten sollte; das Ringen mit der Härte oder Sprödigkeit des Stoffes ist hier noch zu schwer, um das zierliche Spiel der künstlerischen Nachbildung gegebener Formen zu gestatten, und auch die Ornamentik, die sich anfangs in eigenartigen Bahnen bewegt, trägt wenig zu dieser Art des Stilisierens bei. Die natürlichen Ornamente, wie sie die Maserung des Holzes, das fleckige Aussehen zusammengesetzter Gesteine oder die Streifung tierischer Felle bieten, werden nur ausnahmsweise nachgeahmt.



Muschellöffel aus einem Grabhügel bei Nashville, Nordamerika. Nach W. H. Holmes.

Der **Zweck**, den ein Gerät zu erfüllen hat, ist immer der am meisten charakteristische Zug seines Wesens, wenn auch anfangs oft nur das Ideal, dem man zustrebt, bis es nach langen Versuchen mehr oder weniger verwirklicht wird. Aber auch der Versuch, die Geräte nach ihrem Zweck in übersichtliche Gruppen zu ordnen, stößt auf große Schwierigkeiten: wir haben Werkzeuge und Gerätschaften, die sehr verschiedenen Zwecken dienen müssen, und wir haben Zwecke, die mit einer ganzen Anzahl von Hilfsgerätschaften erreicht werden; die ersteren finden sich vorwiegend auf primitiven Stufen der Kultur, die letzteren mehren sich unausgesetzt mit den Fortschritten der höheren Technik. Gerade die einfachsten Werkzeuge sind Universalinstrumente, ihr Zweck ist zunächst eine Verstärkung der Glieder, vor allem der Hand, die ja auch für alle möglichen Aufgaben verwendet wird und erst unter dem Einflusse der höheren Kultur eine Schulung für bestimmte Arbeiten erhält.



Farbstock und Farbschale der Nenenot-Indianer, Nordamerika. Nach L. M. Turner. Vgl. Text, S. 358.

Man kann die Geräte des Menschen nicht ohne Berechtigung mit den Tierrassen vergleichen, die sich seit undenklicher Zeit auf dem Erdball entwickeln und verdrängen: manches Werkzeug der Urzeit, wie das Messer oder der Hammer, ist in verbesserter Form noch heute

allgemein in Gebrauch, es lebt in seinen Nachkommen fröhlich weiter, weil der Zweck, dem es zu dienen hat, zugleich einfach und unvergänglich ist; andere sind verschollen oder halten sich, wie manche abenteuerliche Tiergestalt, nur noch in entlegenen Provinzen der Erde, bis auch hier die Wellen höherer Kultur sie verschlingen. Eine dritte Gruppe ist eng an Boden und Klima geknüpft und überschreitet gewisse Grenzen nicht, blüht aber innerhalb ihres Gebietes unzerstörbar weiter. Diese drei Gruppen sind durch dreierlei Arten ihrer Zwecke bestimmt: die der ersten sind allgemein und dauernd, die der zweiten erwachsen aus vergänglichen Sitten und Bräuchen, die der dritten sind in örtlichen dauernden Verhältnissen begründet. Zur zweiten Gruppe gehören auch alle jene Werkzeuge, die einer primitiven, später überflüssig werdenden Technik dienen, wie die Feuerbohrer, -Sägen und -Pumpen, die Rindenklopfer u. s. w., ferner mancherlei Mittel zur Verschönerung oder Verunstaltung des Körpers, wie die Tättowierwerkzeuge, die Zangen zum Auszupfen der Barthaare, die Instrumente zum Durchbohren der Ohren,



Kopfbank aus dem westlichen Deutsch-Neuguinea. Nach v. Luschan. Vgl. Text, S. 359 und 360.

Lippen und Nasen oder zum Bemalen des Körpers (s. die untere Abbildung, S. 357), endlich die zahllosen Gerätschaften, die religiösen oder mystischen Zwecken dienen, die sozialen Abzeichen und die Werkzeuge barbarischer Rechtspflege. Viele dieser Dinge gehören mehr dem Gebiete des Schmuckes und der Kleidung an, auf dem der Wechsel des Geschmackes und der Zwecke am ungebundensten waltet.

Wichtiger für die Kulturentwickelung ist die dritte Gruppe von Geräten, die der lokal begrenzten, die sich wieder in zwei Unterabteilungen zerlegen läßt; es gibt Geräte, die unmittelbar durch Klima und Boden bedingt sind und deshalb ihr Verbreitungsgebiet überhaupt kaum erweitern können, wie etwa die Schneeschuhe oder Schlitten der Polarvölker, auf die später bei Besprechung der Transportmittel zurückzukommen ist, und es gibt andere, die durch Erzeugnisse des Bodens bedingt sind, aber mitwandern können, wenn diese Erzeugnisse ausgeführt oder in andere Gebiete verpflanzt werden. Auf diese Weise hat die Tabakspfeife, die ursprünglich nur in einem Teil Amerikas bekannt war, eine ungeheuere Verbreitung erlangt, während andere Genußmittel nebst den dazugehörigen Geräten dauernd in gewissen Grenzen zu bleiben scheinen. Ein Teil der lokal verbreiteten Gerätschaften wird freilich in keine bestimmte Gruppe einzuordnen sein, aber man wird dann immer auf jenen Grundzug des menschlichen Charakters zurückkommen können, der auch die Lückenhaftigkeit in der Verbreitung

der Waffen erklärte, auf die Unfähigkeit, mehr als eine beschränkte Zahl von Vorstellungen sowohl wie von jenen körperlich gewordenen Ideen des stofflichen Kulturbesitzes, die man Waffen und Werkzeuge nennt, aufnehmen und beherrschen zu können.

Ein echtes Polargerät sind die Schneebrillen der Eskimo und anderer Hyperboreer, deren Zweck es ist, das Auge vor dem blendenden Glanz des Schnees zu schützen. Es sind hölzerne, seltener aus Zahn oder Knochen gefertigte Apparate, die wie eine sehr kurze Halbmaske das Auge decken, indem sie auf dem Nasenrücken aufsitzen und durch Bänder an die Ohren befestigt werden. In der Regel sind die Öffnungen für die Augen nur schmale Spalten, manchmal auch etwas größere Löcher, oder es ist ein einziger Querspalt angebracht; ausnahmsweise ist die Brille auch aus zwei Augenstücken zusammengesetzt, die über der Nase durch ein Zwischenstück vereinigt sind. In Sibirien hat man Schneebrillen von anderer Art. „Viele, so ihr Gesichte menagieren wollen", schreibt Steller über die Bewohner Kamtschatkas, „tragen eine Art Siebe von Pferdehaaren oder Birkenrinde geflochten vor den Augen, welche die Russen naglas niki heißen und von den Buräten, Tungusen und Jakuten entlehnt haben, welche dieselben von Silber und Kupfer mit Tuch gefüttert tragen."



Nackenstütze der Bongo, Congostaat. Museum für Völkerkunde in Leipzig. Vgl. Text, S. 360.

Für ein ganz anderes Gebiet charakteristisch ist die Zange, die von den Somal beständig mitgeführt wird und dazu dient, Dornen aus den Füßen zu ziehen, was in dem dürren, an scharfdornigem Gestrüpp überreichen Steppenland alle Augenblicke nötig ist. Besonders groß ist ferner überall die Zahl der Jagd- und Fischereigeräte, die zum Fang bestimmter, nur stellenweise verbreiteter Tiere dienen, oder auch der Werkzeuge, die bei der Zubereitung bestimmter pflanzlicher Stoffe, die nicht allenthalben zu finden sind, benutzt werden; die Sagoklopfer (vgl. die Abbildung, S. 221) z. B. sind naturgemäß auf das Gebiet der Sagopalme, also das östliche Indonesien und einen Teil Melanesiens, beschränkt, die eigentümlichen Messer zum Palmweinzapfen auf bestimmte tropische Landstriche, die Maniokreiber ebenfalls auf die wärmeren Gegenden der Erde. Alle diese Dinge, so nützlich sie sein mögen, können sich bei den Kulturvölkern, die anscheinend immer in gemäßigten Zonen ihren Hauptsitz haben werden, nicht weiter fortbilden.

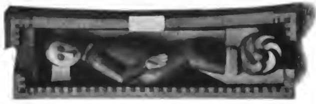


Nackenstütze vom Sambesi, Südostafrika. Museum für Völkerkunde in Leipzig. Vgl. Text, S. 360.

Andere Gerätschaften sind und bleiben lückenhaft verbreitet, ohne daß lokale Ursachen unmittelbar wirksam sind. Besonders ein Gerät, das bei Natur- und Halbkulturvölkern massenhaft vertreten ist, erscheint nicht unter dem Kulturbesitz der Europäer, anscheinend nur deshalb, weil gewisse Lebensgewohnheiten, die nur sehr indirekt mit dem Klima zusammenhängen, ihm entgegenwirken: es ist das die Nackenstütze oder Kopfstütze, ein kleines schemelartiges Gerät, das beim Schlafen auf dem Boden unter den Nacken geschoben wird, so daß der Kopf hochliegt und doch der Haarputz nicht beschädigt wird. Die Europäer schlafen nicht auf der Erde — dies allerdings teilweise wegen des kühlen Klimas — und sie pflegen keine Frisuren zu tragen, die wochenlang unberührt bleiben.

Die Nackenstütze erscheint in sehr mannigfaltigen Formen, die oft in kunstvoller Weise verziert sind. Zwei Haupttypen lassen sich unterscheiden, eine längliche, bankartige (s. die Abbildung, S. 358), die in ihrer einfachsten Art aus einem runden, auf vier Beinen ruhenden

Klotze besteht, und eine runde, schemelartige (s. die Abbildungen, S. 359), die weit kleiner ist und nur eben ihrem Zweck genügt; allenfalls wäre als dritte Form noch die japanische anzufügen, ein massives polsterartiges Stück von länglicher Gestalt, das übrigens in noch mehr vereinfachter Form vereinzelt in Polynesien erscheint. Die Verbreitung der Hauptformen entspricht den großen Völkergrenzen nicht, denn auf Neuguinea begegnen wir der ersteren hart neben der zweiten (vgl. die Abbildung, S. 308), und in Südafrika bedienen sich die Kaffern der länglichen Nackenstütze (s. die obere Abbildung), während weiter nördlich die runde vorwiegt. Am reichsten verziert sind die Kopfstützen der Bewohner Neuguineas (s. die Abbildung, S. 358), viel einfacher die der Polynesier, eine Erscheinung, die sich bei fast allen Gegenständen des stofflichen Kulturbesitzes wiederholt.



Kopfschemel der Sulu, Südafrika. Bremer Museum.

Manchen Geräten der Kulturvölker entspricht ein ganz isoliertes Vorkommen unter den primitiveren Stämmen, ohne daß sich ein unmittelbarer Zusammenhang nachweisen läßt. Hierher gehört die dreizinkige Holzgabel der Fidschianer, die nur beim Verzehren von Menschenfleisch verwendet wurde; möglicherweise führt ihre Erfindung auf die Scheu zurück, die Speise mit der Hand zu berühren, was an zahlreiche tabuistische Sitten der Südsee erinnern würde, nicht aber auf das einfache Gefühl der Reinlichkeit und des Anstandes, das erst bei den Kulturvölkern als starke Hemmung gegenüber bequemer Ungebundenheit auftritt. Immerhin erscheinen bei Naturvölkern zuweilen Gerätschaften, die den Zwecken der Reinlichkeit dienen, wie primitive Zahnbürsten und Kämme, ja vereinzelt sogar solche, die sich nicht einmal bei den Europäern wiederfinden, wie die Nasen- und Ohrenlöffelchen der Kaffern. Die Eßstäbchen der Chinesen haben sich zu den benachbarten ostsibirischen Stämmen verbreitet, erscheinen aber auch vereinzelt auf Neuguinea. Ganz isoliert stehen dagegen die merkwürdigen Trinkhölzer (s. die nebenstehende Abbildung) oder Schnurrbarthalter der Aino, die beim Trinken den Bart vor dem Eintauchen in die Flüssigkeit schützen sollen.

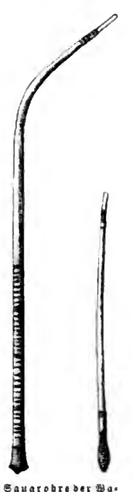


Trinkhölzer der Aino, Ostasien. Bremer Museum.

Andere Geräte fallen mit steigender Kultur weg, weil ihre Hilfsdienste nicht mehr nötig sind, in der Weise etwa, wie beim Gewehre Pulverhorn, Ladestock und Zündhütchen überflüssig geworden sind. Solche Hilfsmittel sind die merkwürdigen hölzernen Lehnkrücken der Monbuttu, die neben die Sessel gestellt wurden und die Lehne, die bei uns mit dem Stuhle verschmolzen ist, ersetzen sollen. Noch weit verbreiteter sind die Topfgestelle, die überall dort nötig sind, wo man Töpfe mit halbkugelförmigem Boden fertigt, was offenbar wieder auf die Nachahmung natürlicher Vorbilder, runder Fruchtschalen und Kürbisse, zurückzuführen ist; diese Gestelle können einfache Ringe aus Flechtwerk oder Holz sein, entwickeln sich aber unter Umständen zu zierlichen Dreifüßen, oder sie werden durch Netze und Schlingen ersetzt, in denen man die Töpfe aufhängt und trägt. Ihnen verwandt sind andere Topfgestelle, die beim Kochen über offenem Feuer verwendet werden.

Bei manchen Gerätschaften wieder ist der praktische Zweck, dem sie auch bei Kulturvölkern gelegentlich noch zu dienen haben, nicht der ursprüngliche, sondern erst sekundär hinzugetreten,

während sie bei primitiven Völkern einen ganz anderen Sinn haben. Hierher gehören die Stelzen, die in Europa wie in Ostasien in bestimmten Gegenden zum Durchwandern der Sümpfe dienen müssen, bei Naturvölkern aber vor allem von den Maskentänzern gebraucht werden, die ihrer Gestalt damit eine furchtbare Größe zu geben wissen. Diese Maskentänze fallen, wie an anderen Stellen dieses Buches zu finden ist, ganz in das Gebiet der Mystik und des sozialen Klassen- und Kastenwesens. Wo diese Bräuche abkommen, bleiben die Stelzen wohl als eine Art Spielzeug erhalten, wie auf den Markesas. Auch der Strohhalm, mit dem der Großstädter heutzutage seine raffinierten Getränke einsaugt, hat im Schlürfrohr (s. die nebenstehende Abbildung) einen Vorgänger, der wenigstens stellenweise mystischen Anschauungen sein Dasein verdankt. Zwar der Queensländer, der Eier mit Hilfe eines Rohres austrinkt, oder der Eskimo, der mit einem Röhrchen (s. die Abbildung, S. 362) das Schmelzwasser schlürft, das sich im Frühjahr unter dem Schnee sammelt, verbinden damit keinerlei tiefere Ideen; wenn aber, wie Morice berichtet, bei den westlichen Tinneh die mannbar gewordenen Mädchen, die eine Zeitlang abgesondert leben müssen, während dieser Periode ihre Getränke nur mit einem Schlürfrohre zu sich nehmen dürfen, so liegt hier sicher eine mystische Anschauung zu Grunde. Ohne Hilfe eines besonderen Gerätes wissen die Tabuierten auf Neuseeland die Berührung des Trinkgefäßes mit ihren Lippen zu vermeiden, indem sie das Wasser aus dem erhobenen Gefäß im Bogen in den geöffneten Mund fließen lassen.



Saugrohre der Waganda, Ostafrika. Nach Stuhlmann.

Die größte Zahl von Geräten mit isoliertem Vorkommen aber bietet jene Gruppe, die im engen Zusammenhange mit den verschiedenen Genußmitteln der Völker steht; die lückenhafte Verbreitung der Genußmittel ist also die Grundursache der Erscheinung, bedeutet aber selbst wieder ein Problem für sich, das nicht mit ein paar Worten zu lösen ist. Warum hat das Betelkauen und das Kawatrinken ein so beschränktes Gebiet, das sich nicht vergrößert? Warum verschmäht die semitische Völkergruppe, deren Neigungen Mohammed in Gesetze gebracht hat, den Alkohol, während sie den Tabak und Kaffee mit Enthusiasmus aufgenommen hat? Warum kann man Europa in Thee-, Kaffee- und Schokoladeländer einteilen? Warum erliegt der Ostasiate dem Opium, das sich in Europa als Genußmittel nicht einbürgert, warum herrscht das Hanfrauchen in einem besonderen, ziemlich scharf begrenzten Gebiete? Die Gewohnheit, die für die einmal vorhandenen nationalen Genüsse eine Art erblicher Neigung entstehen läßt, kann diese Erscheinungen ebensowenig vollkommen erklären wie das Klima oder das alte Gesetz, daß das Bessere der Feind des Guten ist, daß also der Alkohol über Opium und Kawa siegt. Es müssen feinere, im letzten Grunde freilich auch aus örtlichen Zuständen sich ergebende Stimmungen der Seele sein, die hier ihren Einfluß äußern. Daß im Kampf ums Dasein manches ehemalige Genußmittel verschwindet, wie der heilige Somatrank der östlichen Arier, ist dabei allerdings nicht zu leugnen, so wenig wie die Erscheinung, daß gewisse Genußmittel nach und nach überall Boden gewinnen, wie vor allem der Tabak. Immerhin dienen auch dem Tabaksgenuß Gerätschaften, die nicht überall wiederkehren: die Sitte des Schnupfens ist viel weniger verbreitet als die des Rauchens, und so hat denn auch die Tabaksdose, die besonders in

Afrika in zierlichen Formen vertreten ist, nur ein beschränktes Gebiet, und ein noch kleineres kommt dem Schnupfröhrchen südamerikanischer Stämme zu, mit dessen Hilfe sie sich entweder selbst oder gegenseitig den pulverisierten Tabak in die Nase blasen.

Die Geräte, die bei der Bereitung und dem Genusse der eben erwähnten lokal begrenzten narkotischen oder anregenden Stoffe verwendet werden, finden sich natürlich nur in den betreffenden Gebieten: die mächtigen hölzernen Kawaschüsseln, in denen die gekaute Wurzel von Piper methysticum mit Wasser verrührt wird, kommen außerhalb Polynesiens und Melanesiens nicht vor, die Bambus-, Kürbis- oder Holzbüchschen, in denen der Betelkauer den für sein Priemchen unentbehrlichen Kalk mit sich führt, gehören nur der Zone der indischen und malayopolynesischen Rassen an, die Opiumpfeife mit ihrem Zubehör an Büchsen, Gläschen, Zangen, Lämpchen u. s. w. ist auf das Bereich der ostasiatischen Kultur und ihrer Nebenländer beschränkt, die Hanfpfeife erscheint vorzugsweise in Arabien, Ost- und Mittelafrika. Auch Bierfilter sind ein echt afrikanisches Gerät, dem klassischen Lande des Hirsebieres angemessen.


Trinkrohr der Eskimo. Nach Franz Boas. Vgl. Text, S. 361.

Die Tabakspfeife ist dagegen fast ein Universalgerät der Menschheit geworden und hat sich auch in Gebieten selbständig weiter verbreitet, die den Tabak erst durch Vermittelung der Europäer kennen gelernt haben. Einfache „Naturpfeifen", wie hohle Bananenrippen mit aufgesetzter Blättertüte oder selbst Erdlöcher, in denen man den Tabak verbrennt, um den Rauch durch eine Öffnung einzuschlürfen, kommen z. B. in Afrika neben den kunstvollsten Formen vor. Vielfach hat sich die Phantasie gerade auf die Ausschmückung der Pfeife geworfen, die als ein Gerät, das nicht dem platten Nutzen dient, schon an sich zu künstlerischer Bethätigung reizt; aber die Phantasie findet ihre Grenze in der feststehenden oder rasch versteinernden Überlieferung, so daß schon jetzt, wie Ward nicht mit Unrecht behauptet, jeder Stamm im Congogebiete seine eigene charakteristische Pfeifenform besitzt. Das hindert natürlich nicht, daß wieder die einzelnen Formen aufs mannigfachste variieren können, wie das vorzüglich bei den prachtvollen Pfeifen der Bali im Hinterlande von Kamerun und vielleicht noch besser bei denen der Tlinkit in Alaska zu beobachten ist (s. die beiden Abbildungen, S. 363). So sind gerade die Pfeifen für den, der die Entwickelung des Stiles zu erforschen sucht, von höchstem Werte, da es sich hier — von Amerika abgesehen — um verhältnismäßig junge, in ihren Umbildungen leicht zu übersehende Formen handelt. Im übrigen setzen sich fast alle Pfeifen aus zwei oder häufig auch drei Hauptteilen, dem Kopfe, dem Rohr und oft noch einem besonderen Mundstück, zusammen. Der Kopf ist meist aus Thon hergestellt, aber auch, wie bei den eben genannten Tlinkit, aus Holz oder Schiefer, in Afrika wohl auch aus Eisen; die berühmten Friedenspfeifen der nordamerikanischen Indianerstämme waren aus weichem Steine geschnitten, der aus gewissen Pfeifensteinbrüchen stammte, daneben gab es auch thönerne Stücke.

Die Tabakspfeife ist trotz des weiten Gebietes, das sie sich erobert hat, als Dienerin eines Genusses, an den sich keinerlei Fortschritt knüpfen kann, selbst keiner größeren Entwickelung und Umbildung fähig. Ihr und allen ihr verwandten Geräten stehen jene anderen gegenüber, in denen sich, wenn auch zunächst in einfachster und unbeholfenster Form, ein großes Prinzip verkörpert, auf das die Menschheit immer und immer wieder zurückkommen muß. An der Spitze dieser einfachen und doch so zukunftreichen Geräte steht der Grabstock (vgl. die Abbildungen, S. 220 und 233), der noch heute als Hauptwerkzeug in den Händen der unsteten Naturvölker seine Arbeit ebenso verrichtet wie einst wohl allgemein in der Urzeit der Menschheitsentwickelung.

Ludwig Noiré hat in seinem geistvollen Buch über das Werkzeug, auf den Forschungen Geigers fußend, nachzuweisen gesucht, wie die ältesten Sprachwurzeln darauf hindeuten, daß das Wühlen und Scharren den Anstoß zu den ersten Wurzelworten geboten habe. Geiger schloß daraus, daß der Anblick eines zappelnden und wühlenden Tieres die früheste in Laute umgesetzte Anschauung gewesen sei, Noiré bezieht dagegen mit besserem Rechte diese Urworte auf die Thätigkeit des Menschen selbst, auf die frühesten gemeinsamen Arbeiten menschlicher Gruppen. Wenn er freilich weiter geht und als diese erste Thätigkeit das Graben von Erdhöhlen, die als Wohnung dienen sollten, und als erstes Werkzeug den spitzen Stein bezeichnet, so kann uns ein Blick auf die Naturvölker der Gegenwart von der Einseitigkeit dieser Ansicht überzeugen. Es muß immer wiederholt werden, daß die prähistorischen Reste mit ihrem natürlichen Vorwiegen der unzerstörbaren Steingeräte ein ganz falsches Bild von der wahren Beschaffenheit der urzeitlichen Kultur geben: der Stein ist meist eine Verstärkung hölzerner Geräte, die auch ohne ihn denkbar und wirklich vorhanden gewesen sind, aber die Jahrtausende natürlich nicht überdauert haben. Nur dieser falschen Perspektive ist es zu danken, daß sich Noiré, der selbst das Urgerät als ein spitzes, mit beiden Händen geführtes Werkzeug bezeichnet, für den keilförmigen Stein und nicht für den zugespitzten Grabstock entscheidet. Dieser erste Irrtum aber führte den zweiten nach sich: das Aufscharren der Erde mit Spitzsteinen, um größere Erdwohnungen zu graben, mag immerhin unter gewissen Verhältnissen vorgekommen sein, aber das erste Bestreben, die Erde aufzuwühlen, entspringt doch einfach dem Nahrungsbedürfnis, wie das abermals die Naturvölker zeigen; auch wo man durchaus nicht auf den Gedanken kommt, Erdhöhlen als Wohnung auszuschachten, ritzt man emsig den Boden mit dem spitzen Grabstock auf, um Knollen und Wurzeln aus der Erde zu holen oder versteckten Tieren nachzugraben. Der spitze Stock ist die einfachste und wohl auch früheste Verstärkung der scharrenden Hand. Theoretisch ist natürlich gar nichts gegen die Annahme einzuwenden, daß spitze Steine als Grabwerkzeuge gedient haben, und in Wirklichkeit mag das auch oft genug vorgekommen sein und noch vorkommen; aber als wirkliches, mit Bewußtsein dem Zweck angepaßtes Werkzeug hat sich doch zunächst der Grabstock entwickelt. Daß das übrigens kein Zufall war, lehrt die tägliche Erfahrung: wer einmal in die Lage kommt, ohne Gartenwerkzeug eine Pflanze aus der Erde graben zu müssen, wird sich dazu lieber einen spitzen Stock suchen als einen Stein.



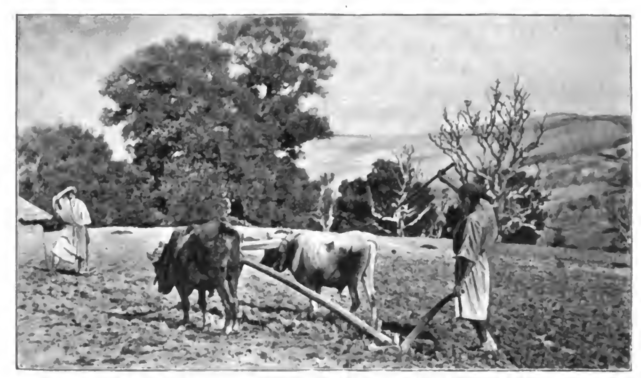
Tabakspfeife der Tlinkit, Alaska, aus Schiefer. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 362.



Tabakspfeife der Tlinkit, Alaska, aus Holz. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 362.

Den Grabstock als Werkzeug kennen zu lernen, findet sich heute noch Gelegenheit genug. Es wurde schon früher erwähnt, daß er das bevorzugte Arbeitsgerät der Frau ist, die mit seiner Hilfe die pflanzliche Nahrung oder kleinere Tiere beschafft, während der Mann mit den Jagdwaffen seinen Beitrag zur Lebenshaltung erbeutet. Die Eingeborenen Mittelaustraliens besitzen nach den Angaben Spencers und Hillers nur zwei Gerätschaften, von denen das eine eine Art Trog aus leichtem Holz ist. „Das einzige andere Gerät im Besitz eines Weibes ist das, was man gewöhnlich einen ‚Yamstock‘ nennt, ein einfacher Grabstock oder, genauer gesprochen, ein Grabspieß. Die gewöhnlichste Form besteht aus nichts weiter als einem geraden, an einem Ende oder an beiden roh zugespitzten Holzstabe von einer Größe, daß er bequem in der Hand getragen und zum Aufgraben des Bodens verwendet werden kann. Bei der Arbeit pflegt das Weib den Stock

mit der rechten Hand dicht am unteren Ende zu halten, und indem sie abwechselnd dies in den Boden stößt und mit der anderen Hand die gelockerte Erde wegschafft, gräbt sie mit überraschender Schnelligkeit in die Tiefe. In Gegenden des Buschwaldes, wo die Honigameisen leben, die ein sehr beliebtes Nahrungsmittel der Eingeborenen bilden, kann man Acker für Acker des harten Sandbodens umgegraben sehen, einfach vermittelst der Stöcke der Weiber, die nach dem Insekt suchen, bis der Ort endlich aussieht wie ein verlassenes Feld, wo Goldgräber längere Zeit nach Gold gesucht haben. Sehr oft wird ein kleiner Pitchi (Trog) als Schaufel verwendet, um die Erde herauszuschaffen, wenn man zu tief gekommen ist, um sie einfach mit der Hand auswerfen zu können; das Weib gräbt nämlich tiefer und tiefer, bis sie zuletzt eine Tiefe von sieben Fuß oder selbst mehr erreicht. Die Kinder gehen natürlich mit den Frauen aus, und



Kabylischer Ackerbauer, Nordafrika. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 365.

sobald sie herumkriechen können, beginnen sie die Thätigkeit ihrer Mutter nachzuahmen. Im Busch sieht man oft ein Weib nach Eidechsen oder Honigameisen graben, während dicht dabei ihr kleines Kind mit seinem winzigen Grabstock bei der Arbeit ist und seinen ersten Unterricht in der Thätigkeit nimmt, die, wenn es ein Mädchen ist, die Hauptbeschäftigung seines Lebens sein wird." In ganz derselben Weise graben nach Galtons Zeugnis die Herero und die Buschmänner. Letztere verbessern das Werkzeug zuweilen durch Beschwerung des oberen Endes mit einem durchbohrten Steine, während es bei den Tinnehstämmen Nordamerikas eine T-förmige Gestalt hat, also wohl zuweilen mit beiden Händen nach Art eines Spatens geführt wird. Einen wirklichen Übergang zum Spaten bildete der Grabstock der Maori, der mit einem vorspringenden Aststück in der Nähe der Spitze versehen war, das zum Aufsetzen eines Fußes beim Graben diente.

Dieser neuseeländische Grabstock wurde nicht nur verwendet, um die beliebten wilden Farnwurzeln aus dem Boden zu scharren, er war auch bereits ein wirkliches Ackerbauwerkzeug, also in der Umbildung zu neuen Zwecken und Formen begriffen. Da es als sicher gelten kann, daß der Feldbau von den Frauen als eine natürliche Fortbildung ihrer Sammelthätigkeit erfunden worden ist, so ergab sich der Grabstock, das uralte Werkzeug und Abzeichen des

Weibes, als erstes Ackergerät von selbst, wie es denn noch heute in manchen Gebieten ganz unverändert für seine neue Aufgabe verwendet wird: auf den Neuen Hebriden z. B. treiben die Stämme des Inneren der größeren Inseln noch eine rein aneignende Wirtschaft, und der Grabstock dient hier noch ausschließlich dem Ausscharren von Wurzeln und Larven, an der Küste aber, wo man den Anbau von Nutzgewächsen kennt, lockern die Frauen, wie Somerville berichtet, mit demselben Stocke den Boden ihrer Pflanzungen.

Auf höheren Stufen der Entwickelung verdrängt zunächst die Hacke (vgl. die Abbildung, S. 49), die auf einem anderen Prinzipe beruht, den Grabstock, aber zuletzt kommt dieses Gerät der Urzeit doch wieder in einer neuen Entwickelungsform zu Ehren und gibt einer ganzen Wirtschaftsstufe ihr charakteristisches Gepräge: im Pfluge, der ursprünglich nur ein spitzes, von Menschen oder Rindern gezogenes und durch Menschenhand in senkrechter Richtung festgehaltenes Holz war (s. die Abbildung, S. 364), feiert der Grabstock seine Auferstehung, und selbst der Dampfpflug der Neuzeit, der mit Riesenkraft die Erdschollen zerteilt, ist somit nur ein vornehmer Nachkomme des schlichten Werkzeuges, mit dem die Australierin den dürren Boden ihrer Heimat nach Wurzeln und Insekten durchwühlt.

Auch den Spaten kann man als eine Umbildung des Grabstockes bezeichnen, nur daß in diesem Falle die breite Schneide an die Stelle der bohrenden Spitze tritt. Erinnern wir uns endlich, wie ein ganzes Arsenal von Waffen, wie vor allem Keule und Speer mit ihren zahllosen Ableitungen auf den einfachen spitzen Stock zurückgehen, dann erscheint das kindlich einfache Gerät als der ehrwürdige Stammvater einer fast unübersehbaren Nachkommenschaft neuer, wichtiger Formen.



Obsidianmesser aus Mexiko. Nach Photographie.

Einen anderen Keim unendlicher Entwickelung bildet der scharfkantige Steinsplitter, den man als Urform des Messers bezeichnen darf. Es ist das ursprünglich ein Zerstörungsmittel, eine Waffe, der ein höchst einfaches und deshalb immer und überall angewendetes Prinzip zu Grunde liegt, das bereits in den Schneidezähnen und den Nägeln der Finger sich offenbart, das Prinzip des Zerspaltens oder Zerschneidens eines Stoffes mit Hilfe einer keilförmigen Schärfe; wenn der Grabstock die früheste und einfachste Anwendung des Stiches in der Kulturarbeit wie im Kampfe zeigt, so das Messer die des Schnittes. Außer den Splittern harter Steine sind auch Muschelschalen, Knochen- und Hornsplitter und Tierzähne als primitive Messer verwendet worden, die sich der suchenden Hand von selbst darboten. Bei der außerordentlichen Wichtigkeit des Messers für die gesamte menschliche Thätigkeit kann das Vorhandensein eines so ausgezeichneten Messerstoffes, wie es der Obsidian der alten Mexikaner war (s. die obenstehende Abbildung und die auf S. 324), einer ganzen Kultur ihr Gepräge geben.

Wie alle Werkzeuge, die mit der Hand geführt werden, hat das Messer auch in seiner einfachsten Form wenigstens zwei Hauptseiten, von denen eine die Schärfe ist, die auf die zu bearbeitenden Stoffe wirken soll, während die andere bei der Arbeit von der Hand festgehalten wird. Es liegt nahe, beide Seiten für ihren Zweck geeigneter zu machen, die wirkende zu glätten und zu schärfen, die Griffseite dagegen von allen störenden Spitzen und Kanten zu befreien, ihr aber eine etwas rauhe Oberfläche zu lassen, damit sie fester in der Hand ruht. In dieser Art sind zahlreiche einfache Feuersteinmesser hergestellt. Allmählich entwickeln sich die beiden Seiten zu selbständigen Teilen, es entsteht der Griff, der ein festeres und sichereres Erfassen mit der Hand gestattet, in der Regel aber ebenfalls noch eine weitere Entwickelung durchläuft,

ehe er ganz seinem Zweck entspricht. Zunächst pflegt er nichts weiter zu sein als eine Verstärkung der Griffseite, so daß ein auf diese Art gefaßtes Messer einigermaßen einem unserer zugeklappten Taschenmesser ähnelt, nur daß wir uns die Schärfe der eingeklappten Klinge nach außen gerichtet denken müssen. Noch jetzt sind Messer, die in dieser Weise gefaßt sind, unter anderem bei den Eskimo in Gebrauch, die Ulu oder Weibermesser, über die Mason eingehend berichtet hat. Es lohnt wohl, einige seiner Ergebnisse anzuführen, da sie zugleich den engen Zusammenhang ethnographischer Formen mit den natürlichen Gegebenheiten des Ortes und überhaupt die Bedeutsamkeit der Studien über derartige Gegenstände erläutern. „Das Weibermesser", schreibt er, „findet sich im ganzen Gebiete der Eskimo, von Labrador bis Kadiak. Einige Teile dieser hyperboreischen Zone sind lange unter dem Einflusse der Missionare, der Händler und der Fischer gewesen, und deren Anteil an der Bildung der Uluformen läßt sich nachweisen. Aber die abwechselnde Verwendung von Schiefer und Feuerstein als Klinge ist durch natürliche Bedingungen vorgeschrieben, durch das Vorhandensein des Stoffes in der Nachbarschaft. An die Möglichkeit des Handels muß freilich immer gedacht werden, aber bei einer großen Zahl derartiger Geräte würde man, wenn man sie nach dem Stoff ordnete, die Lokalformen nur wenig durcheinander mischen. Aber selbst wenn dieser Versuch mißglückt, kommt die Untersuchung des Griffes dem Forscher zu Hilfe. Ist dieser aus einer Geweihsprosse gefertigt, so befinden wir uns innerhalb des Gebietes des Elens oder des Renntieres. In der Gegend der Hudsonbai sind manche Griffe aus Moschusochsenhorn gemacht, was nur dort häufig vorkommen kann, wo dies Tier in Menge vorhanden ist, und umgekehrt kann man aus den Horngriffen auf die Anwesenheit des Moschusochsen in einem Gebiete schließen. Walroßzahngriffe deuten nicht nur auf das Vorhandensein des Walrosses an irgend einem gegebenen Punkte, sondern man kann in einer großen Sammlung, wie in der zu Washington, die Verbreitung des Walrosses und die Leichtigkeit der Jagd aus dem Vorkommen dieser Griffe nachweisen. Eine große Zahl hölzerner Griffe aus dem Süden von Alaska beweist klar genug, daß Holz an manchen Orten häufiger ist als an anderen."


Hackmesser von Sarawak, Borneo. Nach Ling Roth.

Messer mit einem Handgriff, in den die Klinge der Länge nach eingelassen ist (s. die obenstehende Abbildung), finden sich auch bei Kulturvölkern noch vereinzelt als Wiege- und Hackemesser oder als Instrumente der Lederarbeiter, in der Hauptsache aber haben sie der anderen, jüngeren Hauptform Platz gemacht, bei der nur das eine Ende des länglichen Messers in den Griff eingesetzt ist, so daß das andere Ende zugleich zugespitzt sein und als Stichwerkzeug dienen kann. Es ist nicht erst die Metalltechnik, die diese Änderung hervorgerufen hat, da sich auch Steinmesser in dieser Art geschäftet finden, aber sie hat den Sieg der neuen Schäftung entschieden. Als Friedenswerkzeug erscheint auch das Metallmesser meist einschneidig, so daß die Hand in gewissen Fällen unmittelbar einen Druck auf den Rücken ausüben kann, als Kriegswaffe fast immer doppelschneidig und mit scharfer Spitze.


Feile aus Fischhaut, auf Holz geklebt, Borneo. Nach Ling Roth. Vgl. Text, S. 367.

Den Messern nahe verwandt, in der Urform kaum von ihnen zu unterscheiden sind die Schaber, auch eine Gruppe jener einst unentbehrlichen, in aller Hände befindlichen Werkzeuge, die sich jetzt auf das Altenteil einiger technischer Betriebe zurückgezogen haben. Was gab es in

der Urzeit alles zu schinden und zu schaben! Wer Felle zurechtmachen und das zähe Fleisch von der Haut lösen wollte, wer harte Wurzeln für die Küche zubereiten, Knochen säubern oder Holz glätten wollte, bedurfte der Schabinstrumente, und selbst der Aufgabe, den Schweiß vom Körper zu schaben, ist das Werkzeug häufig angepaßt worden.

Ein anderer Verwandter des Messers ist der Meißel, der ebenfalls durch seine Keilform spaltend wirkt, nur daß er in der Regel als Hilfswerkzeug des Hammers dient. Unter den Steingeräten der europäischen Vorzeit sind die Steinmeißel stark vertreten. Als eine Reihe nebeneinander befestigter Messer erscheinen ferner die Steinsägen, wie sie in den Pfahlbauten der Schweiz mehrfach angetroffen worden sind; neben ihnen finden sich bei Naturvölkern der Gegenwart auch natürliche Sägen, wie sie besonders mit Zähnen besetzte Fischkiefer liefern. Den Sägen nahe stehen endlich die Raspeln und Feilen, für die in Polynesien gewisse rauhe Korallenformen, in Indonesien Fischhäute das vorzüglichste Material liefern (s. die untere Abbildung, S. 366); sie ersetzen, wo sie sich höher entwickeln, vielfach die unbeholfenen Schaber und die Glättsteine, die mit Hilfe von Sand und Wasser die Unebenheiten der Waffen und Geräte beseitigten.


Zange zum Drahtziehen aus Bukoba, Ostafrika. Nach Stuhlmann.

Alle dem Messer wenigstens in den Urformen nahestehenden Werkzeuge teilen mit ihm die Eigenschaft, daß sie vor Erfindung der Metalle am besten aus Stein hergestellt wurden. Die verfeinerte Messerform der Schere, die zuerst in der Bronzezeit auftaucht, konnte dagegen überhaupt erst nach der Erfindung der Metalltechnik entstehen, ebenso wie Pinzetten und Zangen (s. die obenstehende Abbildung). Andere Stoffe haben ihre Eigenart wieder in anderen Gerätschaften offenbart: Knochen und Horn, die zäher und elastischer sind als alle Steine und sich zu weit schlankeren Formen verarbeiten lassen, feiern ihre Triumphe in der Gestalt von Nadeln, Pfriemen und Ahlen, bis auch auf diesem Gebiete die Metalle alle anderen Stoffe in den Schatten stellen. Die Elastizität der Metallnadel kommt am glänzendsten in der Vorstecknadel oder Fibula, dem berühmten Leitfossil prähistorischer Funde, zur Geltung.

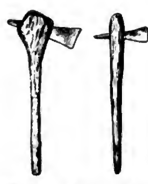
Dem Steine wieder fallen seit alter Zeit die Aufgaben des Reibens, Mahlens und Stampfens zu, und bis auf den heutigen Tag behauptet der ursprüngliche Stoff hier seine Geltung: noch gibt es steinerne Reibschalen (s. die nebenstehende Abbildung), noch drehen sich in den Mühlen die schweren Steincylinder und zerreiben zwischen ihren rauhen Flächen das Korn, mag auch Wasser-, Wind- oder Dampfkraft sie treiben statt der menschlichen Hand, die noch heute in Afrika die Mahlsteine bewegt. Diese Mahlsteine der afrikanischen Bantu sind undurchbohrt; erst die höheren Kulturvölker haben die durchbohrten Steine erfunden, die zunächst durch Menschenkraft und sehr viel später erst durch Wind oder Wasser gedreht wurden. Noch klingt in vielen deutschen Sagen eine abergläubische Scheu vor der unheimlich klappernden und pochenden Wassermühle nach, die die freien Gewässer der Gebirge mit ihren Nixen und Elfen zu dumpfer Arbeit gezwungen hat, und in deren Räumen allerlei Spuk sein Wesen treibt.


Mahlstein aus Uro Bertbji, Adamaua, Westsudan. Nach Passarge.

Eines der größten Probleme, das die Menschheit immer wieder und auf sehr verschiedene Art zu lösen versucht hat, ist die Verbindung des Steines mit dem Holze zu den schwungkräftigen Werkzeugen, die je nach der Art des Steines und dem Zwecke des Gerätes als Äxte, Hacken, Beile (s. die Abbildung, S. 368) und Hämmer bezeichnet werden. Daß die

Verlängerung des Armes durch einen Stock eine Kraftvermehrung bedeutet, gehört zu den frühesten Erfahrungen, die der Mensch gemacht hat; daß es erwünscht sein würde, die Steinwerkzeuge durch diesen Kraftzuschuß wirksamer zu machen, ist ein sehr naheliegender Gedanke. Die Ausführung aber hatte ihre Schwierigkeiten, da es sich ja nicht um ein lockeres Befestigen des Steines am Stocke handelt, sondern um eine sehr innige Verbindung, die es gestattet, mit dem Werkzeuge widerstandskräftige Stoffe zu zerschlagen, ohne daß es selbst sich dabei in seine Bestandteile auflöst.

Einigermaßen war der Weg der Entwickelung dadurch angedeutet, daß vor der Erfindung der Steinaxt schon die hölzerne Hacke wenigstens in manchen Gebieten der Erde in Gebrauch gewesen sein muß, wie sie ja noch heute hier und da verwendet wird. Man darf die Holzhacke als eine Verbesserung des Grabstocks bezeichnen, die bereits die Schwungkraft des Armes mit in den Dienst der Grabthätigkeit stellt. Vielleicht würde diese Erfindung, die immerhin einen ganz neuen und dabei höchst fruchtbaren Gedanken enthält, nicht so leicht gemacht worden sein, wenn nicht in jedem Baumaste mit dem im Winkel abstehenden Stumpf eines Nebenastes bereits die Urform der Hacke gegeben wäre, die auch späterhin oft erhalten bleibt und nur durch Zusätze verstärkt wird; Stiel und Klinge, die beiden Hauptteile jeder Axt oder Hacke, sind hier noch natürlich und deshalb außerordentlich fest verbunden. Die Holzhacke ist in ihrer einfachsten Gestalt nur als Werkzeug zum Auflockern des Erdbodens und allenfalls als Waffe denkbar: man kann die „Klinge“ oder den vorspringenden Ast als den ursprünglichen Grabstock bezeichnen, den Stiel als die Verlängerung des Armes. Das neue Werkzeug gestattet neben der vermehrten Wirkung, die seine Schwungkraft hervorbringt, zugleich eine freiere Haltung des Arbeitenden oder vielmehr der Arbeiterin, denn die Hacke gehört ursprünglich entschieden dem weiblichen Arbeitsgebiet an und darf deshalb auch mit ziemlicher Sicherheit als eine Erfindung der Frauen bezeichnet werden. Erst nachdem durch Hinzufügen des Steines das stechende in ein schneidendes Werkzeug verwandelt war, das sich nun zum Behauen des Holzes verwenden ließ und zugleich eine furchtbare Kriegswaffe darstellte, ging die zur Axt gewordene Hacke in die Hände des Mannes über.


Beile von Garua, Adamaua, Westsudan. Nach Passarge. Vgl. Text, S. 367.

Gegenwärtig ist nur noch ein kleiner Teil der Erde von Menschen bewohnt, die sich steinerner Äxte (s. die Abbildung, S. 369) bedienen oder sie wenigstens bis vor kurzem in Gebrauch hatten, aber ein Blick auf sie läßt immerhin erkennen, daß die verschiedenen Methoden der Schäftung nicht streng nach den Örtlichkeiten gesondert werden können, daß vielmehr überall die Möglichkeiten ziemlich gründlich erprobt worden sind und zur Entstehung mannigfaltiger Typen geführt haben. Die Zahl der Axtformen wird noch durch die Verwendung anderer Stoffe, wie Muschelschalen, Schildpatt und Horn, zu Axtklingen, und von Knochen (s. die obere Abbildung, S. 370) oder Geweihstücken zu Stielen vermehrt. Holzhacken, deren „Klinge“ ebenfalls aus Holz besteht, aber an den Stiel angesetzt ist, sind noch heute in Tibet allgemein in Gebrauch (vgl. die Abbildung, S. 242).

Die einfachste Art der Schäftung ist zugleich die verbreitetste: man legt den zugeschärften Stein auf den Vorsprung der gewöhnlichen, aus Astholz gefertigten Hacke und bindet ihn derart fest, daß die Schneide über die hölzerne Unterlage hervorragt. Äxte dieser Art sind noch jetzt in Neuguinea zahlreich in Gebrauch, viele einfache Steinkeile der europäischen Urzeit

mögen in derselben Weise befestigt gewesen sein. Samoanische Äxte zeigen insofern einen kleinen Fortschritt, als das vordere Stück des Holzvorsprunges, auf dem die Steinklinge befestigt ist, dünner ist als das hintere, so daß der Stein einen Rückhalt am Holze hat. Wenig beliebt, obwohl hier und da zu beobachten, ist die Methode, den Hackenvorsprung zu spalten oder auszuhöhlen, die Steinklinge in den Spalt einzusetzen und das Ganze dann stark zu umschnüren; in der Regel ist der Stein zu dick und das Holz zu dünn, als daß diese Art der Befestigung anwendbar wäre. Immerhin ist hier der Weg zu einer neuen Verbesserung betreten, die indessen meist auf andere Weise erreicht wird.

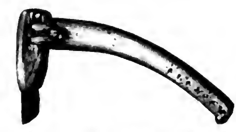


Steinbeil vom Congo, Vorder- und Seitenansicht. Nach Stainier. Vgl. Text, S. 368.

Schon früh mag man statt der hölzernen Hacke auch Geweihstücke mit vorspringender Sprosse verwendet haben; beide Methoden aber ließen sich verbinden, wenn man in einen hölzernen Stiel ein Geweihstück einsetzte, das wegen seiner Härte und Zähigkeit bessere Dienste leistete als das einfache Holz. In Geweih- oder Knochenstücke nun ließen sich wieder Steine verhältnismäßig leicht einfügen. So gelangte man im vorgeschichtlichen Europa zu einer dreifach zusammengesetzten Axt, die aus dem hölzernen Stiel, einem aus Knochen oder Horn gefertigten, in den durchbohrten Stiel eingelassenen Zwischenstück und der eigentlichen steinernen Axtklinge bestand, die wieder in das Zwischenstück eingefügt war. Anderwärts, wie in Neuguinea, ist man zu einem ähnlichen Fortschritt gelangt, wenn auch wohl auf direkterem Wege: man fertigt hier auch das Zwischenstück aus Holz, befolgt im übrigen aber dasselbe Prinzip. Da man sich das Holz des Zwischenstückes nach Belieben auswählen und zurichten kann, vermag man jetzt die Steinklinge fest in das ausgehöhlte Ende dieses Holzes einzusetzen; der Hauptvorzug dieser zusammengesetzten Äxte aber liegt darin, daß das Zwischenstück drehbar ist und folglich die Steinklinge nach Belieben bald senkrecht, bald wagerecht gestellt werden kann. Das ganze Werkzeug ist entschieden gefügiger und mehr dem menschlichen Willen unterworfen als die vorher erwähnte einfachste Form der steinernen Axt.

Aber das Problem, den Stein im Stiele zu befestigen, war noch auf einem anderen Wege zu lösen, auf den eine Lieblingswaffe der primitiven Kultur, die Keule, hinwies. Das eigentliche Kennzeichen der Keule, das sie vom Stock unterscheidet, ist die Verdickung des Schlagendes, durch das die Waffe ihre zerschmetternde Wucht erhält; in dieses verdickte Ende nun läßt sich ein länglicher Stein ohne weiteres einsetzen, und so entsteht ein neuer Axttypus, bei dem nicht nur kein Zwischenglied notwendig ist, sondern selbst der natürliche Astvorsprung der primitiven Hacke wegfällt. Diese Keulenäxte, wie man sie nennen kann, haben den Vorzug großer Haltbarkeit und Wucht, sind aber nicht zu allen Zwecken brauchbar, da die Verdickung des Stieles,

dessen Spitze überdies stets über die Einsatzstelle der Klinge hinausragt, bei vielen Arbeiten hinderlich ist, zumal da die Steinklinge, wenn sie nicht zu schwer oder zu dünn werden soll, keine große Länge besitzen kann. Dem letztgenannten Übel läßt sich allerdings dadurch abhelfen, daß man die Keulenaxt mit der zusammengesetzten verschmilzt, indem man die Steinklinge zunächst in ein Zwischenstück einläßt, das dann wieder in den Keulenkopf eingefügt wird. Derartige Formen finden sich abermals in Neuguinea, die einfache Keulenaxt kommt ebenfalls in Melanesien, ferner im Feuerland und in manchen anderen Gebieten vor.


Axt der Eskimo aus Knochen und Stein. Nach J. Murdock. Vgl. Text, S. 368.

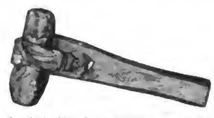
Bis jetzt ist es immer der Stiel, in den die Klinge eingefügt wird; auf allerlei Umwegen gelangt man zu der neuen Lösung, die Klinge zu durchbohren und den Stiel durch das Loch zu stecken. Daß diese anscheinend vorzüglichste Methode die übrigen nicht verdrängt hat, ja stellenweise, wie in Polynesien, unbekannt geblieben oder vergessen worden ist, beruht vielleicht weniger auf der Schwierigkeit, die dem Durchbohren der Steine entgegensteht, als auf der Zerbrechlichkeit und Sprödigkeit der meisten Gesteinsarten: dünne, scharfgeschliffene Klingen zu durchbohren, verbietet sich von selbst, und auch sonst sind die Lochhämmer und -Äxte offenbar nicht so praktisch und dauerhaft, wie man erwarten sollte. Auch wo das Steinbohren geübt wird, verwendet man die Technik oft in anderer Weise als in der oben genannten zum Befestigen der Steinklingen, indem man eine besondere Form der Axt durch sie verbessert. In Australien finden sich noch jetzt Steinbeile, deren Klinge entweder einfach durch einen Schlitz des Stieles gesteckt oder über dem Ende des Stieles mit Hilfe von Klebstoffen und Umschnürung befestigt ist, so daß eine Art zweischneidiger Waffen entsteht (s. die nebenstehende Abbildung). Da ist es denn häufig zu beobachten, daß der Stein von einem oder zwei kleinen Löchern durchbohrt wird, durch die dann die Fäden der Umschnürung hindurchgezogen werden; in Australien, in Neukaledonien und im Nordwesten Amerikas sind Äxte dieser Art nicht selten zu finden. Als Gegenstück mögen Hämmer der Tschuktschen und der Eskimo (s. die obere Abbildung, S. 371) erwähnt werden, bei denen nicht der Stein, sondern der Stiel durchbohrt ist, während der Stein eine Einbiegung auf dem oberen Rande besitzt, durch welche die Schnur der Umwickelung festgehalten wird.


Axt der Zuñi, Nordamerika. Nach W. H. Holmes.

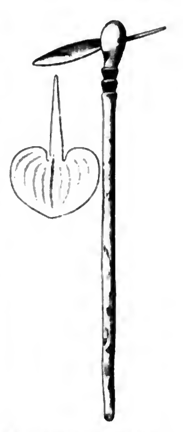
Zu den undurchbohrten, auf dem Stiele sitzenden Klingen gehören auch die der indianischen Steinhämmer oder -Beile (Tomahawks), die manchmal durch ein dichtes Flechtwerk, das nur die beiden Enden der Klinge freiläßt, oder durch einen Lederüberzug mit dem Stiel eng verbunden sind. Sie haben sonst meist eine rundum laufende Vertiefung, in der die Umschnürung ihren Halt findet, ähneln also den prähistorischen Steinbeilen Nordamerikas, für die diese Rinne, oft mit kragenartigen Rändern, charakteristisch ist. Bei manchen Steinhämmern der Dayak läuft der Stiel in eine Art Korb aus, in den die Rückseite des Hammers eingesetzt ist.

Das Zurücktreten der mit Schaftloch versehenen Axt- und Hammerformen erklärt es auch, warum erst verhältnismäßig spät Metallklingen mit Stielloch im vorgeschichtlichen Europa zahlreicher auftreten, während die Erfahrung nach und nach bewiesen hat, daß diese Art der Befestigung die weitaus geeignetste und den Besonderheiten des Stoffes am meisten entsprechende ist.

Ganz dieselbe Erscheinung finden wir im heutigen Afrika, das als ein Gebiet vorwiegender Eisenkultur und eines intensiven Hackbaues bezeichnet werden darf, dem die Verwendung der eisernen Hacke zu Grunde liegt. Die afrikanische Hacke hat nur ausnahmsweise ein Stielloch; in seiner typischen Form ähnelt das Werkzeug der steinernen Keulenaxt, die Klinge ist also unmittelbar in den verdickten Stiel eingesetzt (s. die untenstehende Abbildung). Dasselbe gilt von manchen Beilformen. Dagegen entspricht die Hacke der Dayak, deren Klinge teilweise hohl ist und auf ein hölzernes Zwischenstück gesteckt wird, in ihrer Form einigermaßen denen der europäischen Vorzeit.


Steinschlägel der Eskimo. Nach John Murdock. Vgl. Text, S. 370.

Die alteuropäischen Bronzeäxte (s. die Abbildung, S. 372) lassen in vorzüglicher Weise eine fortschreitende Entwickelung erkennen, die endlich — allerdings nur scheinbar — zur Erfindung der Axt mit Stielloch führt; in Wahrheit erscheinen Kupfer- und Bronzebeile mit Stielloch schon sehr früh, ohne allgemeine Geltung erlangen zu können, und lange vor ihnen gab es ja durchbohrte Steinhämmer und -Äxte. Daß statt dieser doch sehr zweckentsprechenden Formen zunächst die „Kelte" und „Paalstäbe" entschieden in den Vordergrund treten, beruht also nicht auf Unkenntnis der Technik, sondern entspringt offenbar dem Wunsche, die beliebteste Schäftung der Steinbeile beizubehalten und vor allem der Urform der hölzernen Hacke mit vorspringendem Aststumpf treu zu bleiben. So entstanden die an der Rückseite becherförmig ausgehöhlten, mit einem kleinen Henkel versehenen zierlichen Bronzebeile oder Kelte, die ein Unkundiger auf den ersten Blick vielleicht für wunderliche Trinkgefäße halten könnte, während sie in Wahrheit bestimmt waren, auf den hölzernen Vorsprung der Hacke aufgesetzt und mit Hilfe des Henkels durch eine Schnur an den Stiel festgebunden zu werden. Wie der Kelt aus der einfachen, dem Steinbeil nachgebildeten Metallklinge entstanden ist, zeigt die Zwischenform des Schaftkeltes oder Paalstabes: die Ränder der Klinge werden zu „Schaftlappen" aufgebogen, die den gespaltenen Holzvorsprung der Hacke, in den die Klinge eingesetzt wird, von außen umfassen, bis man dann diese Schaftlappen zu einer vollen becherförmigen Rundung vereinigt und den hinteren Teil des eigentlichen Klingenkörpers wegfallen läßt. Man braucht dann den Vorsprung weder zu spalten noch die Klinge auf ihn festzubinden, sondern stülpt einfach das Beil über ihn, wie man einen Hut auf den Kopf drückt. Meist hat die hintere Öffnung des Hohlkeltes außer dem Henkel noch einen aufgebogenen Rand, der wie dieser zum Festhalten der Umschnürung diente. Diese Art der Schäftung muß sich, wie die große Zahl der Bronzekelte beweist, sehr gut bewährt haben. Wir finden sie auch an anderen Gerätschaften, besonders an Speerspitzen, die an ihrem hinteren Ende entweder mit Schaftlappen versehen oder wie die Kelte ausgehöhlt sind, bei dieser Waffe haben sich beide Schäftungsmethoden dauernd als die besten bewährt und sind auch in späterer Zeit beibehalten worden. Die Kelte dagegen beginnen seit Einführung des Eisens abzunehmen und zu verschwinden, bis sie ganz durch die Äxte mit Stielloch verdrängt werden.


Eiserne Hacke aus Unyamwesi, Ostafrika. Nach Stuhlmann.

Zu der Hacke, die das wichtigste Ackerbaugerät zahlreicher Völker ist, treten nach Einführung der Metalle noch einige andere Geräte, die im Grunde unter den Begriff des Messers fallen: große Hauwerkzeuge, die zum Lichten des Gestrüppes beim Anlegen neuer Felder dienen und besonders in Indonesien in mancherlei Formen vorkommen, und die Erntegeräte, die Sicheln und Sensen. Neben gezähnten Sicheln erscheinen auch (im Malayischen Archipel) winzig kleine, die am Finger befestigt werden, und mit denen man immer nur einen Reishalm auf einmal abzuschneiden vermag.



Prähistorischer Schaftkelt mit Stiel von Guldböi, Dänemark. Nach v. Boye. Vgl. Text, S. 371.

Den Werkzeugen, die zugleich der Zerstörung und dem Aufbau dienen, stehen die Gefäße als eine ganz anders geartete Gruppe von Gerätschaften gegenüber. Sie sind bestimmt, einen Inhalt aufzunehmen, der durch sie zugleich festgehalten und auf einen möglichst engen Raum beschränkt werden soll. Flüssigkeiten würden sich überhaupt nicht ohne Gefäße aufbewahren oder transportieren lassen; von halbflüssigen Stoffen, wie Fett, Brei und dergleichen, gilt vielfach dasselbe, und eine große Anzahl trockener, aber aus vielen kleinen, unzusammenhängenden Teilen bestehender Massen verlangt ebenfalls eine Einschließung in feste Umwandungen. Da trockene Stoffe, wie Getreide oder Mehl, keiner wasserdichten Umhüllungen bedürfen wie die Flüssigkeiten, so scheiden sich auf einfache Weise die Gefäße in die beiden Hauptgruppen der Flüssigkeitsbehälter und der Gefäße für trockene Substanzen. Die letzte Gruppe ist weniger einheitlich als die erste, da je nach der Größe der Stoffpartikel die Gefäßwände mehr oder weniger durchlässig sein dürfen: Mehl oder Kohlenstaub läßt sich nicht in einem weitmaschigen Korbe forttragen, während Äpfel für ihn ein ganz passender Inhalt sind. Scharfe Abgrenzungen sind freilich auch hier nicht möglich, schon deshalb, weil zwar die flüssigen und feinkörnigen Stoffe nicht in jedem Gefäß aufbewahrt werden können, wohl aber die trockenen und grobkörnigen: Wasser läßt sich nicht in einem Korbe forttragen, aber Äpfel oder Nüsse kann man so gut in Körben wie in Säcken und Kisten, in Glasschalen und in Töpfen bewahren. Dazu kommt noch, daß auch die Stoffe, aus denen die Gefäße gefertigt werden, nicht den Gebrauchsgruppen ganz entsprechen, denn es gibt wasserdicht geflochtene Körbe und poröse Thongefäße, hölzerne Becher, die Flüssigkeiten aufnehmen können, und Holzkisten, die nur für trockenen Inhalt geeignet sind.

Die Erfindung der Gefäße war kaum nötig, man brauchte nur aufzunehmen, was die Natur an natürlichen Behältnissen bot; ist es doch ein großes Bedürfnis alles lebend sich

Entwickelnden, die zarte lebendige Substanz durch Umhüllungen zu schützen, die sich wie die Wände eines Gefäßes um sie legen, sei es auch nur durch eine dünne Haut; zahlreiche Weichtiere verstecken ihren Leib in festen Kalkgehäusen, schalenförmig umgibt die Schildkröte ein Knochenpanzer, wie eine Kapsel legen sich die Schädelknochen um das Gehirn der höheren Tiere und des Menschen. Nicht minder sorgsam sind die Samen und Früchte vieler Pflanzen gegen äußere Unbilden durch eine feste Hülle geschützt, die man nur zu öffnen und zu leeren braucht, um natürliche Gefäße zu besitzen. Zu diesen Vorbildern und Urgefäßen treten breite Pflanzenblätter, die oft von selbst nach einem Regengusse zeigen, wie sie in ihren Vertiefungen Wasser zu bewahren vermögen, und die in der Not noch häufig als improvisierte Gefäße zum Herbeibringen von Wasser dienen müssen (vgl. S. 304). Alles das hat freilich schon früh nicht mehr genügt, und allmählich wurden die natürlichen Gefäße durch künstliche ergänzt und ersetzt.



Tragkorb von der Insel Halmahera, Molukken. Museum für Völkerkunde in Berlin. Vgl. Text, S. 374.

Hierbei übt nun meist wieder die Vorliebe für eine besondere Art der Technik ihren bestimmenden Einfluß aus. Wo die Töpferei blüht, stellt man gern auch die Behälter für trockene Sachen aus Thon her; wo die Korbflechterei vorwaltet, kommen auch geflochtene Wassergefäße vor, und wo man sich gut auf Holzschnitzerei versteht, werden die meisten in Betracht kommenden Zwecke mit hölzernen Gefäßen erreicht. Auch Metall und Thon beschränken sich gegenseitig in ihrem Wirkungskreis, indem hier der eine, dort der andere Stoff bevorzugt wird.

Wie bei allen anderen Geräten muß auch bei den Gefäßen der anfangs übermächtige Einfluß des Stoffes und der Technik vor dem des **Zweckes** immer mehr zurücktreten: die Formen passen sich, je bedeutender die eigene Arbeit des Menschen bei ihrer Herstellung ist, immer mehr bestimmten Aufgaben an. Dies gilt vor allem von den verbreitetsten und aus dem bildsamsten Stoffe gefertigten Behältern, von den **Thongefäßen**. Zunächst ist die Notwendigkeit vorhanden, einen Ein- und Auslaß für die Flüssigkeit zu schaffen, den man, da es sich nicht um gasförmige, nach oben entweichende Stoffe handelt, an der Oberseite des Gefäßes anbringt. Es muß nun dafür gesorgt werden, daß diese Öffnung in der Ruhelage des Gefäßes stets nach oben gerichtet bleibt, was man zuweilen, wie schon bemerkt, durch besondere Unterlagen oder Hängevorrichtungen, in der Regel aber viel einfacher durch eine geeignete Form des Gefäßbodens erreicht, der sich in vielen Fällen zu einem Fuß entwickelt, aus dem mit der Zeit auch mehrere werden können (s. die obere Abbildung, S. 374); daß man diese doch so einleuchtende Lösung der Schwierigkeit nicht überall sogleich gefunden hat (s. die untere Abbildung, S. 374), beruht wohl auf dem Einflusse der natürlichen Vorbilder, der Fruchtschalen mit

rundem Boden, die man zunächst einfach in Thon nachbildete. Die Öffnung darf und muß weit sein, wenn es sich um Gefäße handelt, deren Inhalt leicht zugänglich sein muß, also um Eßschüsseln, um Kochtöpfe, um Braugefäße, auch um Trinkschalen, Waschnäpfe u. s. w. In vielen Fällen ist es dagegen erwünscht, daß die Flüssigkeit mehr oder weniger gegen Verdunstung, hereinfallende Insekten oder Staub geschützt wird; man erreicht das durch eine Verengerung der Öffnung, die dann wieder, um den Ausguß zu erleichtern, gern die Form eines Halses erhält, oder durch Verlängerung und mannigfache Biegung dieses Halses (s. die obere Abbildung, S. 375), oder endlich durch Auflegen eines besonderen Deckels, der sich bei enghalsigen Gefäßen zu einem Pfropfen verkleinern kann. Zur weiteren Erleichterung des Ausgießens wird der Gefäßrand oder der Hals wohl auch nach einer Seite hin schnabel- oder schnauzenförmig ausgezogen. Endlich erscheinen als Ansätze, die eine bequemere Handhabung der Gefäße ermöglichen sollen, die Henkel; ebenso erhalten die Deckel gern einen besonderen Griffansatz; vor der Erfindung der Henkel half man sich meist damit, daß man eine Schnur um das Gefäß legte, deren freie Enden man mit der Hand fassen konnte, und für die der Leib des Gefäßes dann oft eine besondere Rinne oder der obere Rand eine starke Umbiegung erhielt. Bei Metallgefäßen, wie bei unseren Eimern, lebt diese Griffschnur oft in der Form eines dicken Drahtes, der bogenförmig die Gefäßöffnung überspannt, wieder auf. Zum Tragen schwerer Gefäße bedient man sich wohl der Tragbänder (vgl. die Abbildung, S. 373) oder auch eigener Tragehölzer, die über die Schulter gelegt werden und gleichmäßige Verteilung des Gewichtes auf beide Seiten nebst einigen anderen Vorteilen ermöglichen.



Thongefäß von Costarica, Zentralamerika, mit hohlen Füßen. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 373.

Eine besondere Gruppe bilden die Schöpfgefäße, die in der Regel das Dasein anderer Gefäße, aus denen geschöpft wird, voraussetzen. Im Grunde gehören zu ihnen auch die Trinkschalen, die am längsten in der Gestalt natürlicher Gefäße erscheinen, wie das die einfachen Kokosschalen der polynesischen Kawatrinker oder die in allen Tropengegenden verbreiteten Kürbisbecher und -Flaschen beweisen. Zu diesen natürlichen Trinkgefäßen gehört auch eines, das uns gegenwärtig nur noch im Lichte schauervoller Sagen und demnach in einer ganz falschen Beleuchtung erscheint, der Schädelbecher, der noch beim Mahle des Gotenkönigs Alboin als Nachklang einer wilderen Zeit die Runde machte. Alboins Becher war aus dem Schädel eines erschlagenen Feindes gefertigt, es war die Lust befriedigten Racheburstes, die den alten Brauch hier aufrecht hielt; aber ursprünglich haben wir im Schädelbecher nichts weiter zu sehen als ein natürliches Trinkgefäß, das in Gegenden, denen es an geeigneten Frucht- und Muschelschalen mangelte, sich von selbst darbot. Es können ebensogut Gefühle der Pietät oder des Aberglaubens wie der Rache sein, die der alten Sitte längere Dauer geben: in Tibet machte man nach Odoriks Zeugnis früher Trinkgefäße aus den Schädeln verstorbener Verwandten, im Mittelalter wurden Heiligenschädel zu Trinkbechern umgestaltet, auch der buddhistische Kultus kennt dergleichen, und bei den Naturvölkern der Gegenwart sind Trinkschädel eine ziemlich häufige

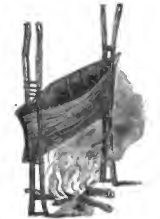
Thontopf vom unteren Congo. Museum für Völkerkunde in Leipzig. Vgl. Text, S. 373.

Erscheinung, aber es sind bald Gefühle der Anhänglichkeit, bald der Rachsucht, bald irgendwelche mystische Ideen, die dem einfachen Wunsche nach einem tauglichen Trinkgefäß untergeschoben werden und ihn schließlich ersetzen. Die Schädelbecher sind auch deshalb merkwürdig, weil sie in der Regel noch mit allerlei Zusätzen, wohl auch mit einem Fuße, versehen werden und so einen Übergang von den natürlichen zu den künstlichen Gefäßen bilden.



Altperuanisches Thongefäß mit doppelt gebogenem Ausguß. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 374.

Eigenartiger als die Trinkgefäße sind die Schöpfgefäße im engeren Sinne, die meist die Form des Löffels annehmen. Es gibt indes Schöpfmittel, die man nicht unter die Zahl der Gefäße einreihen kann, da bei ihnen ein ganz anderes Prinzip, nämlich die Erfahrung zu Grunde liegt, daß poröse oder überhaupt feinzerteilte Körper Flüssigkeiten aufsaugen und auf Druck wieder von sich geben. Im kleinen macht sich diese Erfahrung jeder zu nutze, der mit einem Stück Brot die Brühe von einem Teller aufnimmt, als berühmtestes Beispiel eines Trinkmittels dieser Art ist der Essigschwamm zu nennen, der Christus zum Munde geführt wurde. Wirkliche Geräte, die auf diesem Prinzipe beruhen, kommen freilich nur selten vor, immerhin erscheinen bei den südostafrikanischen Hirtenvölkern Binsenpinsel, mit denen man die Milch aus größeren Gefäßen herauslöffelt, und die Australier, die sich in der Aushöhlung eines Felsblockes eine Bowle von Honigwasser bereitet haben, bedienen sich kleiner Grasbüschel, um die erfrischende Flüssigkeit zu schöpfen. Die Hauptmasse der Schöpfgeräte gehört dagegen zu den Gefäßen, nur daß ihr Zweck ihnen eine besondere Form aufzwingt: das Gefäß selbst, das immer nur geringe Mengen von Flüssigkeit zu fassen hat, wird klein und erhält, wenn es unmittelbar zum Munde geführt werden soll, eine längliche und flache Form, Hals, Schnabel und Boden fallen weg oder verschmelzen wieder ineinander, dagegen entwickelt sich der Henkel zu einem stielförmigen Handgriff. Das auf diese Weise entstehende Gerät, der Löffel, bedarf einer größeren Haltbarkeit als andere Gefäße, da namentlich der dünne Handgriff der Gefahr des Zerbrechens ausgesetzt ist; man fertigt ihn also sehr selten aus Thon, sondern lieber aus Holz, Horn oder Metall. Schöpflöffel aus Baumrinde mit hölzernem Stiele kommen bei den Ostsibiriern und den Aino vor.



Hölzerner Kochtopf von den Nikobaren, Bengalischer Meerbusen. Nach Svoboda.

Aus Holz konnten auch die Kochgefäße bestehen, so lange man mit Hilfe glühender Steine kochte, und der gegebene Typus war für diese Art Gefäße in gewissen Gebieten der Abschnitt eines Bambusstammes, der oben offen und unten durch einen Stengelknoten geschlossen war. Übrigens läßt sich in Bambustöpfen und manchen anderen Gefäßen aus besonders festem Holz auch am offenen Feuer kochen (s. die nebenstehende Abbildung). Allmählich jedoch hat sich der Thon auf diesem Gebiete die Alleinherrschaft errungen, um erst spät wieder durch das Metall eingeschränkt zu werden. Charakteristisch für alle Koch- und Bratgefäße ist die geringe Entwickelung oder das gänzliche Fehlen des Fußes, der die enge Berührung mit dem Feuer oder der Heizfläche hindern würde, ferner die weite Öffnung und in der Regel auch der Mangel an feinerer Verzierung, die den rußigen Gesellen schlecht anstehen möchte.

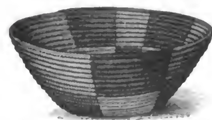
Aufbewahrungsgefäße für Flüssigkeiten werden in ihrer Form hauptsächlich durch die Absicht bestimmt, die Luft und den Staub nach Möglichkeit abzuhalten; zu diesem Zwecke besitzen sie eine kleine und leicht verschließbare Öffnung, wie das an jeder Flasche zu sehen ist. Oft sind sie von solcher Größe, daß ein Ausgießen der Flüssigkeit durch Neigen des Gefäßes schwer möglich ist; es wird dann nahe dem Boden eine seitliche Öffnung angebracht, aus der man den Inhalt zu zapfen vermag, falls man nicht durch Saug- und Hebevorrichtungen oder durch Schöpfen mit besonderen Gefäßen der Schwierigkeit zu begegnen sucht. Bei dem natürlichsten aller Aufbewahrungsgefäße, der Tierhaut oder dem Schlauche, sind derlei künstliche Hilfsmittel nicht nötig, da hier die Flüssigkeit durch Anspressen vollends entleert werden kann.



Gestickte Ledertasche von Salaga, Hinterland der Goldküste. Nach Photographie.

Der Schlauch ist zugleich die unmittelbarste Parallele zur menschlichen Haut, die ja auch den Körper mit seinen festen und flüssigen Bestandteilen als eine dehnbare Hülle umgibt. Unter den Behältern für trockene Gegenstände erscheinen noch andere Parallelen dieser Art, der Beutel, der Sack, die Tasche (s. die nebenstehende Abbildung) und der Korb (s. die untenstehende Abbildung und die auf S. 373), Dinge, zu deren Herstellung die textilen Künste herangezogen werden. Dazu treten dann hölzerne Behälter, die nicht wie die Trinkgefäße aus dem Ganzen gefertigt zu werden brauchen und fast immer mit einem besonderen Deckel versehen sind, die Schachteln, Büchsen, Kisten und Truhen.





Körbe aus Karagwe, Ostafrika. Nach Kollmann.

An die Gefäße ist noch ein Gerät anzureihen, das auf niederen Kulturstufen eine sehr geringe Bedeutung hat, um sich später mächtig zu entwickeln und die Menschheit von dem Wechsel der Tageszeiten mehr und mehr unabhängig zu machen, die Lampe. Nicht alle Beleuchtungsmittel freilich gehören zu diesem Typus: brennbare Stoffe, die genügende Festigkeit haben, bedürfen keines Gefäßes, sondern höchstens eines Halters oder Fußes, an den sie befestigt werden, wie früher die Kienspäne und jetzt die Kerzen, und das ursprünglichste Beleuchtungsmittel, das zugleich zur Bereitung von Speisen und zur Erwärmung dienende Holzfeuer, kann im Notfall auf der nackten Erde brennen. Auch die ölhaltigen Samen, die man in Indonesien auf eine Schnur reiht und allmählig abbrennen läßt, brauchen keinerlei Umhüllung. Es gibt denn auch zahlreiche Völker, die die Lampe nicht kennen; wo aber nur flüssige oder halbflüssige Brennstoffe vorhanden sind, wie bei den Polarvölkern, da wird sie zur Notwendigkeit und hat auch als Wärmequelle und Kochwerkzeug zu dienen. Sie teilt verschiedene Eigenschaften mit anderen Gefäßen: sie

erhält entweder einen Fuß oder eine Vorrichtung zum Aufhängen, und an die Stelle der Schnauze tritt oft ein ähnlich geformter Vorsprung, der den Docht aufnimmt, und dessen Spitze seitlich hinausleitet, damit die Flamme nicht im Öl oder schmelzenden Fett erlischt; statt dessen erhält die Lampe wohl auch einen Deckel mit einer Öffnung.

Die äußerst einfachen Eskimolampen sind meist aus Seifenstein gefertigt, anderswo, wie im westlichen Sudan, sind thönerne und hölzerne Lampen in Gebrauch, in Tibet und überhaupt in Ostasien neben Thonlampen auch vielfach solche aus Metall (s. die nebenstehende Abbildung). Dagegen hat man in den sechs untersten Schichten der trojanischen Siedelung keine Lampen gefunden. Die Vorliebe für reichliche Beleuchtung ist immer ein Zeichen höherer Kultur, wie das auch die Freude der Ostasiaten an Laternen, also an Lichtern, die durch eine durchscheinende Hülle gegen den Wind geschützt sind, genügend beweist. Durchgreifende und großartige Verbesserungen im Beleuchtungswesen sind aber erst den europäischen Kulturvölkern und auch diesen ziemlich spät gelungen. Obwohl schon Karl V. von Frankreich (1364—80) den Parisern befohlen hatte, an jeder Hausthüre nachts eine brennende Kerze anzubringen, verfiel man erst 500 Jahre später auf den Gedanken, diese Lichter in Laternen (reverbères) einzuschließen und bestimmte Leute mit ihrer Bedienung zu betrauen. Die Lampe als Erleuchtungsmittel der Zimmer war ganz von der Talgkerze überflügelt worden, bis die Erfindung Argands ihr wieder neues Ansehen verschaffte. Neue Leuchtstoffe und -Mittel, Petroleum, Gas und Elektrizität, haben seitdem einen gründlichen Umschwung herbeigeführt und in einem Gebiet, auf dem der Kulturfortschritt merkwürdig lange gestockt hatte, die lebhafteste Bewegung angeregt.



Bronzene japanische Laterne. Bremer Museum.

Die Hüllen des Körpers, denen im Sinne Kapps die Gefäße als Projektionen entsprechen, haben neben der Aufgabe, die inneren Teile wie ein Behälter zusammenzufassen, noch die andere, ihnen als Schutz gegen die Berührung mit äußeren Dingen zu dienen oder doch diese Berührungen im allgemeinen so weit abzudämpfen, daß sie von den Nerven nicht als heftiger Schmerz dem Gehirn gemeldet werden. Es ist selbstverständlich, daß die menschliche Kultur auch nach dieser Richtung hin ergänzend und unterstützend eingreift. Unangenehm empfunden wird vor allem die dauernde, durch den Körperdruck verstärkte Berührung beträchtlicher Teile des Leibes mit dem harten Boden, wie sie in der nächtlichen Ruhelage stattfindet. Felle, Matten, Grasbündel, das erste „Mobiliar“ der Hütten, müssen da als Zwischenschicht dienen, und zu ihnen tritt dann gern die Kopfstütze hinzu, die das Tiefliegen des Kopfes verhindert (vgl. die Abbildungen, S. 358 bis 360). Aber vielfach sehen wir auch bei Naturvölkern schon das Bestreben, das Ruhelager über den Boden zu erheben und damit den ersten Schritt zu jener Anpassung aller Hausgeräte an die stehende oder sitzende Stellung zu thun, die für die Einrichtungen der Kulturvölker so charakteristisch ist: während



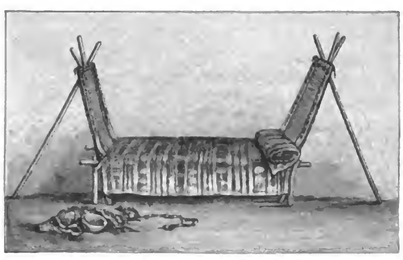
Schemel aus Ukerewe, Victoria Njansa, Ostafrika. Museum für Völkerkunde in Leipzig. Vgl. Text, S. 378.

sich bei den meisten Naturvölkern die häuslichen Verrichtungen in der Hauptsache auf dem Boden abspielen, hat der Europäer alles auf eine höhere Ebene emporgehoben und berührt den Boden mit der Hand höchstens einmal, um einen hinuntergefallenen Gegenstand aufzuheben; auch in dieser Äußerlichkeit zeigt sich das Streben nach einer reinlichen Absonderung von allem Schmutzigen und Niedrigen, das einen Teil des Wesens der Kultur ausmacht. Die Erhöhung



a Schemel der Mehinaku, Brasilien; b Schemel der Wanyamwesi, Ostafrika. Museum für Völkerkunde in Leipzig.

des Ruhelagers und des Sitzgerätes (s. die untere Abbildung, S. 377, und die obenstehende) bei den Naturvölkern hat natürlich vor allem den Zweck, dem Ungeziefer auszuweichen, das sich besonders nachts auf dem Fußboden der Hütte tummelt und nicht immer harmloser Natur ist. Vortrefflich wird diese Aufgabe dadurch erreicht, daß man das Ruhelager aufhängt; es entsteht so mit Beihilfe der textilen Kunst die Hängematte, die namentlich für zahlreiche Waldstämme Brasiliens das wichtigste Hausgerät und für manche als Handelsartikel eine Einnahmequelle geworden ist; auch in Neuguinea findet sie sich. Ob die westafrikanische Hängematte, die auch als Transportmittel ähnlich wie eine Sänfte benutzt wird, im Lande erfunden oder erst durch die Portugiesen von Brasilien herübergebracht worden ist, bedarf noch der Entscheidung. Über die brasilischen Formen macht Karl von den Steinen bemerkenswerte Angaben. Die Hängematten der Bakaïri bestehen aus Baumwollfäden, die auf einem äußerst primitiven Flechtstuhle zu einem lockeren Netze verflochten werden; die der Nu-Aruakstämme werden aus den Fasern der Buritipalme hergestellt; außerdem gibt es zahlreiche Formen, bei denen Baumwolle und Palmfasern nebeneinander verwendet werden. Am einfachsten sind die Kinderhängematten der Nahuquá, die nur aus einem an beiden Enden zusammengebundenen Halmbündel bestehen. Die Gesvölker Brasiliens kennen das nützliche Gerät überhaupt nicht, sondern schlafen auf Palmstrohmatten auf der Erde, doch erweitert sich das Verbreitungsgebiet



Bett der Arapahoë, Nordamerika. Nach J. Mooney. Vgl. Text, S. 379.

der Hängematte immer mehr, da namentlich kriegsgefangene Weiber die Technik der Herstellung weiterzutragen pflegen.

Mittelafrika ist dagegen das Gebiet, in dem sich das Bett, also die auf der Erde stehende erhöhte Lagerstätte, bei zahlreichen Stämmen eingebürgert hat. Es erscheint in der Regel als ein auf sechs Beinen stehender Rahmen mit Querhölzern oder Gurten, auf die dann Decken oder Felle gelegt werden können. Auch in Nordamerika finden sich typische Formen des Bettes (s. die untere Abbildung, S. 378). Afrika ist zugleich das klassische Land der Sessel und Schemel (s. die Abbildungen, S. 377 unten und 378), die namentlich im Westen in sehr wechselnden Formen auftreten, aber höchstens die halbe Höhe der europäischen Stühle erreichen.

Einer viel weiteren Verbreitung als die Hängematte erfreut sich ein anderes hängendes, für besondere Zwecke bestimmtes Ruhelager, die Wiege, die erst bei den Kulturvölkern Europas und im Oriente teilweise zu einem auf dem Boden stehenden, durch Schaukelkufen bewegten Geräte geworden ist. Die primitiven Wiegen sind, wie Ploß und nach ihm Karutz auf Grund reichen Materials nachgewiesen haben, ursprünglich Traggeräte, in die das Kind eingeschnürt wurde, so daß man es nun an einem Band über die Schulter hängen konnte. Rastete man, so legte man das Kind nicht auf die Erde, sondern hängte die Wiege an den Ast eines Baumes oder einen Vorsprung der Hütte, und dabei mag man dann bemerkt haben, daß das Schaukeln der Wiege eine beruhigende und einschläfernde Wirkung auf das Kind ausübte. Hängewiegen haben sich bis zur Gegenwart in Norwegen und Schweden erhalten.



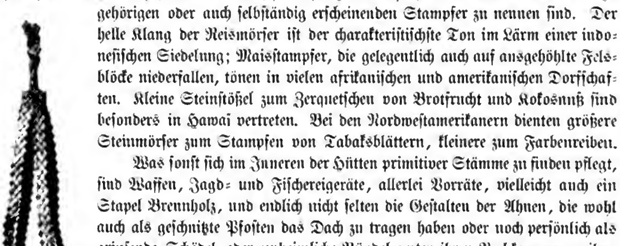
Inneres einer Hütte der Jakuten, Sibirien. Nach P. v. Stenin.

Die Neigung, Gegenstände aufzuhängen, statt sie in Schränken und Schubkasten zu bergen oder auf Tische und Gesimse zu stellen, ist typisch für die Naturvölker und entspricht dem Mangel an wirklichem Mobiliar. Das Dach der Hütte ist in der Regel zugleich die Vorratskammer, wo frei oder in Bündel verschnürt Lebensmittel, Waffen und sonstige Besitztümer hängen. Gewöhnlich geben die Balken und Sparren des Daches hinreichende Gelegenheit zum Aufhängen von Gegenständen, selbst von Kochgeräten (s. die obenstehende Abbildung), aber es kommen auch besondere Hängegeräte (s. die Abbildung, S. 380) vor, die etwa den Kleiderständern der Kulturwelt entsprechen. Bei den Maschukulumbe wird einfach ein Bäumchen neben der Hütte derartig zugestutzt, daß am Stamme nur Aststümpfe stehen bleiben, an denen man dann Kürbisflaschen und dergleichen aufhängen kann. Ein Hängegerät von den Ontong-Java-Inseln beschreibt Parkinson: „Vom Firstbalken herab hängt eine Vorrichtung, ‚Tanna‘ genannt, welche zum Aufhängen der mit Nahrungsmitteln gefüllten Körbe dient. Dies Hausgerät, welches in den verschiedensten Größen angetroffen wird, von 30 cm bis zu 1½ m Länge, wird aus dem

Wurzelende des Mangrovebaumes hergestellt, und zwar schneidet man den Stamm kurz oberhalb der Stelle ab, wo sich die Seitenwurzeln von demselben trennen; diese selber kürzt man dann bis auf etwa 10—40 cm ein, läßt aber die senkrecht stehende Pfahlwurzel so lang wie möglich. Hängt man nun das auf diese Weise hergestellte Gerät am unteren Ende der Pfahlwurzel auf, so hat man einen mehrfachen Haken, der sich vorzüglich dazu eignet, um Körbe und Gegenstände der verschiedensten Art daran aufzuhängen." Bei den Waſſandani Ostafrikas lehnen dagegen Baumstämme mit Aststummeln an den Wänden der Hütte, wie Werther angibt.

Das Haus- und Küchengerät wird in der Regel durch allerlei den wirtschaftlichen Zwecken dienende Gerätschaften vervollständigt, unter denen neben den schon erwähnten Reibsteinen die zahlreichen, verschieden geformten Stampfmörser zum Enthülsen von Getreide und die dazu gehörigen oder auch selbständig erscheinenden Stampfer zu nennen sind. Der helle Klang der Reismörser ist der charakteristischste Ton im Lärm einer indonesischen Siedelung; Maisstampfer, die gelegentlich auch auf ausgehöhlte Felsblöcke niederfallen, tönen in vielen afrikanischen und amerikanischen Dorfschaften. Kleine Steinstößel zum Zerquetschen von Brotfrucht und Kokosnuß sind besonders in Hawaï vertreten. Bei den Nordwestamerikanern dienten größere Steinmörser zum Stampfen von Tabaksblättern, kleinere zum Farbenreiben.

Was sonst sich im Inneren der Hütten primitiver Stämme zu finden pflegt, sind Waffen, Jagd- und Fischereigeräte, allerlei Vorräte, vielleicht auch ein Stapel Brennholz, und endlich nicht selten die Gestalten der Ahnen, die wohl auch als geschnitzte Pfosten das Dach zu tragen haben oder noch persönlich als grinsende Schädel oder unheimliche Bündel unter ihren Nachkommen weilen. Immer wiederholt sich die Erfahrung, daß bei unsteten Völkern und Nomaden die Ausstattung des Hauses geringfügiger und beweglicher ist als bei den seßhaften Stämmen, die zuweilen ihren Besitz in so gewichtigen Schätzen anlegen, wie es die Steinblöcke der Karolineninsulaner oder die bronzenen Kanonenläufe der Malayen sind.



Geflochtenes Hängegerät von Allor, Sundainseln. Museum für Völkerkunde in Berlin. Vgl. Text, S. 379.

5. Schmuck und Kleidung.

Der Leib des Menschen ist das erste kleine, aus irdischen Stoffen geformte Reich, über das der innere schaffende Wille in Wahrheit, das Bewußtsein dagegen scheinbar oder nur zum Teil gebietet; zum Teil nur, denn jedes erst durch die Arbeit der Hände gebildete Werkzeug ist mehr der Leitung des wachen Verstandes unterworfen als etwa die Thätigkeit des Herzens und aller Eingeweide des Körpers. Wir kennen an und für sich nicht einmal unseren eigenen Körper so genau wie viele Dinge, die uns umgeben, und die wir verändern, zerstören und wieder zusammensetzen und eben dadurch erforschen können; was wir von unserem Leib und dem der Lebenden sehen, ist fast immer nur die Oberfläche. Diese Oberfläche des Körpers ist zugleich das Medium, das uns mit der Außenwelt verbindet, durch sie erkennen wir andere, und sie selbst in ihrer Eigenart gibt wieder den Mitlebenden Gelegenheit, uns zu erkennen und von allen anderen Wesen zu unterscheiden. Die natürliche Hülle des Körpers spricht eine stumme, aber verständliche Sprache; sie schützt nicht nur wie eine gutbewachte Grenze das Innenland, sie vermittelt auch den Verkehr mit allem, was sich außerhalb dieser Grenze befindet.

Das menschliche Bewußtsein, das beständig die Außenwelt sich zu eigen zu machen und seinen wachsenden Anforderungen entsprechend umzugestalten sucht, kann seinen allernächsten Wirkungsbereich, die Körperoberfläche, unmöglich unbeeinflußt und unverändert lassen; kann es doch hier am ersten und ausgiebigsten beweisen, daß es an die Stelle körperlicher Umbildung und Anpassung, wie sie sich allgemein in der Tierwelt zeigt, seine eigene freie Herrschaft über die Materie zu setzen beginnt. Wenn bei den Tieren die mannigfachsten Farben und Auswüchse der Körperoberfläche, bunte Haare und Federn, Kämme, Höcker und Wülste, zugleich als Abzeichen der Gattung, als Erkennungs- und Lockmittel im Geschlechtsverkehr und als Schutz- und Schreckmittel dienen müssen, so zeigt dagegen der Körper des Menschen nur noch in schwachen Spuren die Neigung, sich äußeren Einflüssen oder inneren Trieben entsprechend umzubilden, er bleibt, nachdem die letzten großen Änderungen in Haut- und Haarfarbe wahrscheinlich während der Eiszeit stattgefunden haben, im wesentlichen wie er ist, und alle Änderungen seines äußeren Ausdruckes, alle Verstärkungen des Schutzes gegen Kälte und feindliche Angriffe schafft sich der Mensch aus Stoffen der Außenwelt, die er nach Belieben anzulegen und wieder abzuthun vermag. So entstehen **Schmuck** und **Kleidung**, die man zusammenfassend als **Tracht** bezeichnen kann.

Es wäre also sehr falsch, die Tracht nur als **schützende Hülle** anzusehen und ihre sonstigen Eigenschaften allenfalls als nachträglich hinzugekommen gelten zu lassen; davor muß schon ein Blick auf die zahlreichen Naturvölker tropischer Gegenden bewahren, deren Tracht oft bunt und reichhaltig genug ist und dabei doch wenig oder nichts von dem schützenden Überzuge der Haut, wie man die Kleidung im engeren Sinne nennen kann, aufzuweisen hat. Aber auch bei den Völkern höherer Kultur ist die Tracht trotz des Überwiegens der eigentlichen Kleidung in dem Maß ein Ausdrucksmittel des Innenlebens, schließt sich so eng an alle Wandlungen und Fortschritte des Daseins an, daß ihre Aufgabe, den Körper gegen Witterungseinflüsse zu schützen, oft als Nebensache erscheint und nur ungenügend oder in ungeeigneter Weise erfüllt wird.

Wenn die Oberfläche des Körpers eine deutliche Sprache spricht, wenn wir aus ihr erkennen können, ob ein Mensch alt oder jung, schwächlich oder kräftig, männlichen oder weiblichen Geschlechtes, ob er ein Neger, ein Indianer oder ein Europäer ist, wenn wir aus den Zügen des Gesichtes auch Schlüsse auf den Verstand und den Charakter zu ziehen vermögen, dann wird naturgemäß die Tracht, die als Ergänzung und Fortbildung dieser Außenseite des Leibes auftritt, ebenfalls eine solche Sprache zu sprechen versuchen, die nun zum guten Teil in der Macht des Bewußtseins liegt. Auch in der Tracht drücken sich die Unterschiede des Alters und des Geschlechtes aus, daneben aber auch mit oder ohne Absicht des Trägers die der Volkszugehörigkeit, des Standes, des Reichtums und der Ansprüche. Es gibt schreiende und schweigsame Kleider, es gibt auch Kleiderlügen so gut wie Wortlügen.

So ist die Tracht nur eine echt menschliche Fortbildung tierischer Vorbilder, jener bunten Menge von Geschlechts- und Gattungsabzeichen, wie sie besonders dem beweglichen Volke der Insekten und der Vögel eigen sind; sie besteht aus Kennzeichen der Eigenart, die zugleich die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen und die Besonderheit des Individuums erkennen lassen. Daß der Mensch gerade dieses letzte Ziel bewußt anstrebt, entspricht seinem ganzen Entwickelungsgange. „Was den Menschen reizen konnte", schreibt in diesem Sinne Lippert, „seinen Körper nicht in unverändertem Zustande zu belassen, das war der Wunsch der Kennzeichnung der Individualität . . . Es liegt darin nur der äußere Ausdruck dessen, was sich im Inneren des Menschen in geheimnisvoller Weise vollzog: des Überganges zum Selbstbewußtsein, der

Erhebung des Denkens zum Begriffe des „Ich", wenn auch noch lange ein Wort dafür fehlte." Dabei ist indes stets zu bedenken, daß vor und neben diesem Streben nach persönlicher Eigenart der Wunsch lebendig ist, die Zugehörigkeit zu einer menschlichen Gruppe hervorzuheben; der neuernannte Offizier, der zum ersten Male seine Uniform anlegt, oder der Student, der Band und Mütze stolz spazieren trägt, schöpfen beide ihr Hochgefühl nicht nur aus dem Bewußtsein persönlicher Tüchtigkeit, sondern vor allem aus dem der Zugehörigkeit zu einer angesehenen oder gefürchteten Gruppe. Die Zuschauer, auf die man dabei Eindruck zu machen sucht, sind natürlich in erster Linie immer die Angehörigen des anderen Geschlechtes.

Im ganzen freilich darf man der Entstehung des Schmuckes nicht klar gedachte Zwecke zu Grunde legen wollen; handelt es sich doch um die Äußerung eines elementaren Triebes, der beim Menschen nur, wie fast alle seine Triebe, allmählich vom Bewußtsein kontrolliert, mit neuen Beweggründen gestützt und innerlich umgestaltet wird. Dabei bleibt der Trieb aber immer mächtig und in der Form des dumpfen Wunsches, das Innenleben nach außen zu kehren, nach außen hin etwas zu sein und zu bedeuten, die Grundlage aller schmückenden Thätigkeit, soweit sie sich dem eigenen Körper zuwendet. Die Kleidung wird dagegen von anderen Gesetzen beherrscht, auf die noch zurückzukommen ist.

Um einen einfachen Überblick über die verschiedenen Arten des Schmuckes zu gewinnen, empfiehlt es sich, ihn rein äußerlich nach der Art der Herstellung und dem Stoff oder nach den Teilen des Körpers, an denen er angebracht ist, zu ordnen. Aber zuvor ist ein Überblick nach den Beweggründen unerläßlich. Es sind, da wir es mit einem vom Bewußtsein erst übernommenen und teils gedeuteten, teils neu motivierten Triebe zu thun haben, meist sekundäre Beweggründe, um die es sich handelt. Die Hauptursache ist und bleibt immer das allen lebenden Wesen unbewußt innewohnende Streben nach Charakterisierung, das sich in der äußeren Gestalt der Pflanzen und Tiere offenbart, und mit dem hier, wo nicht die Uranfänge des Lebens dargestellt werden sollen, als mit etwas Gegebenem gerechnet werden kann. Dieser Trieb vermag beim Menschen unter begünstigenden Umständen in derselben Weise auszuarten wie bei den Tieren: wie die Haustiere, denen der Kampf ums Dasein größtenteils abgenommen ist, auf diese Erleichterung und Kraftersparnis durch starkes Variieren ihrer Körpergestalt antworten, so überwuchert bei den von leiblichen und geistigen Kämpfen befreiten Menschen der Schmucktrieb leicht alle anderen Bethätigungen und läßt jene wahnsinnigen Moden entstehen, die in den wunderlichen Gestalten gewisser zahmer Tauben- oder Hunderassen eine mehr als äußerliche Parallele haben. Der Verstand hat mit diesen Dingen nichts zu schaffen. Die Dame der Gesellschaft, die mit unzähligen Toiletten ins Seebad reist und halbe Tage vor dem Spiegel verbringt, der Geck, der begierig jede neue Modethorheit nachäfft und täglich Konferenzen mit seinem Schneider hat, der Negerhäuptling, der seinen Körper mit Massen von Schmuck bedeckt, müssig an seiner Frisur herumkünstelt und für Arbeiten irgendwelcher Art nicht zu haben ist, sie alle stehen unter der Herrschaft des Schmucktriebes, und sie alle würden, auch wenn sie zufällig einmal geistig nicht unbegabte Menschen wären, auf die Frage nach der Ursache ihres Handelns keine rechte Antwort geben können: sie handeln nicht um eines klaren Beweggrundes, sondern um eines nur dumpf empfundenen Zieles willen, und dieses Ziel ist die befriedigte Eitelkeit, mit anderen Worten das Gefühl, durch ihren Putz sich selbst oder zugleich die Gruppe, der sie angehören, lebhaft und glänzend darzustellen.

Es ist das die primitivste Art, sich zur Geltung zu bringen, und deshalb in ihren Anfängen und als frühester Ausdruck menschlichen Selbstbewußtseins wichtig; dem fortgeschritteneren

Menschen freilich steht es besser an, durch seine Thaten und verständige Worte als durch den Aufputz seines Körpers zu sprechen. Wird so bei den Kulturvölkern der Schmucktrieb durch höhere Bestrebungen verdrängt und ersetzt, so hindert dagegen bei den Naturvölkern die Macht der Gesellschaft, die alle Lebensäußerungen in bestimmte Formen zu bringen sucht und das Ungewohnte ablehnt, ein übermäßiges und unbegrenztes Wuchern des Triebes; am freiesten waltet er unter den Gruppen fortgeschrittener Völker, die vom Daseinskampfe fast ganz befreit sind, ohne doch an der geistigen Kulturarbeit teilzunehmen, wie das am besten vielleicht die französische Hofgesellschaft des 17. und 18. Jahrhunderts zeigt.

Wer die Tiefe und die Macht des Schmucktriebes erwägt, wird schwerlich versuchen, ihn als sekundär aufzufassen und in allen Arten des Schmuckes nur ausgeartete Reste irgend welcher praktischer Vorkehrungen zu suchen, vielmehr Beispiele dieser Art, an denen es nicht ganz fehlt, als Ausnahmen ansehen, deren Entstehung leicht zu erklären ist. Wenn ohnehin der Mensch geneigt ist, allen Kulturbesitz in bestimmte Formen zu bringen und auf ihm durch Ornamentierung, Bemalen u. s. w. einen Teil seiner Eigenart zu übertragen, so liegt es ihm ganz besonders nahe, alles enger mit dem Körper Verbundene zum Schmuck umzubilden oder doch zugleich als Schmuck zu benutzen. Es mag also wohl sein, daß die Sitte, den Körper kunstvoll zu bemalen, auf das Beschmieren der Haut mit Lehm und dergleichen zum Schutze gegen Kälte oder Insektenstiche zurückzuführen ist. Wie auch die Tättowierung aus rein praktischen Eingriffen wenigstens entstehen kann, hat Karl von den Steinen in seiner geistvollen Weise beschrieben. „Damit die Knaben", sagt er von den Stämmen am Schingu, „zum Schießen ein sicheres Auge und einen starken Arm erhalten, wird Gesicht und Oberarm mit dem Wundkratzer bearbeitet. . . . Das Verfahren ist der reine Baunscheidtismus und wird auch ausdrücklich als medizinisches hingestellt. Es ist klar, daß man sich in vielen Fällen auch wirklich Erleichterung verschafft, indem man die Spannung und Entzündung vermindert. Es ist nicht weniger klar, wie man darauf verfallen ist, da sich jeder Mensch bei Insektenstichen kratzt, bis es blutet und der Schmerz oder das Jucken aufhört, und da man auch, was Schlechtes unter die Haut eingedrungen ist, wieder herauslassen möchte. Endlich ist es nicht rätselhaft, warum man sich mit Ruß oder Erde einreibt: man will sich wiederum nicht schmücken, sondern man steigert oder mildert nach Bedarf den Reiz und stillt das Blut. Bluten wurde auch mit Asche gehemmt. So ist der Eingeborene hier zum Tättowieren gekommen, ohne es zu erfinden; ich habe häufig gefärbte Ritzstriche in der Haut als eine richtige, wenn auch unbeabsichtigte Tättowierung bei den Stämmen beobachtet, die sich mit dieser Kunst gar nicht befaßten. Von Zufall kann man aber nicht reden, weil die Gewohnheit des medizinischen Wundkratzens die Nebenerfahrung der Färbung notwendig hervorrufen mußte. Die zielbewußte Verwendung ist Sache späterer Vorstellungen."

In ähnlicher Weise mögen Schmucknarben auf die Gewohnheit des Aderlassens zurückführen, andere wohl auch auf im Krieg erhaltene Wunden, die als stolze Trophäen angestaunt und nachgeahmt wurden; der Schmucktrieb bedarf eben in diesen Fällen wie in vielen anderen eines äußeren Anlasses, der ihn auslöst, ihm gewissermaßen einen Angriffspunkt bietet. Auf die weitere Fortbildung der Sitte hat dieser erste Anstoß in der Regel wenig Einfluß, und zur Erklärung der eigentlichen Thätigkeit des Triebes ist er unbrauchbar. Es muß das immer wieder betont werden, da es sehr nahe liegt, diese Anlässe als Uranfänge, als wirkliche Gründe der Erscheinung zu betrachten, die doch vielmehr auf sehr tiefen Gesetzen beruht; in Wahrheit dienen sie nur wie an sich gleichgültige feste Punkte, um die allmählich Kristalle aus einer Lösung anschießen, die aber selbst weder mit der Lösung noch mit den Kristallen etwas zu thun haben.

Im übrigen scheinen diese äußeren Anlässe auf dem Gebiete des Körperschmuckes nicht einmal so sehr häufig zu sein. Einige lassen sich indessen noch anführen. Bei vielen Indianerstämmen Südamerikas gilt das Einschnüren der Arm- und Beinmuskeln als ein stärkendes Mittel, und dieselbe Anschauung fand Hildebrandt bei afrikanischen Stämmen; daß sich aus den Umwickelungen allmählich Schmuckbänder herausgebildet haben, ist sehr wahrscheinlich und stellenweise wirklich nachweisbar. Hier und da sind Fingerringe, die jetzt in der Hauptsache als Schmuck dienen, aus den Ringen entstanden, die das Spannen des Bogens erleichtern, so bei den Amurvölkern. „Neben seiner praktischen Bestimmung", sagt darüber von Schrenck, „gibt aber der Daumenring (aam) auch einen besonderen Schmuck ab, da er als Zeichen der Männlichkeit, der Fähigkeit, mit Bogen und Pfeil umzugehen, angesehen wird. Keinem halbwegs erwachsenen Giljaken fehlt daher der Aam, und ebenso ist es bei den anderen Amurvölkern. Ja, auch wo bei ihnen der Bogen bereits durch Feuergewehre, chinesische Luntenflinten oder russisch-jakutische Büchsen zum großen Teil verdrängt worden ist, wie bei den Manägren und Orotschonen, wird der Daumenring allgemein noch weiter getragen. Hier wird er daher, von seinem Nutzen bei einem gelegentlichen Faustkampf abgesehen, mehr und mehr zum bloßen Schmuck. Und noch mehr ist dies in China der Fall, wo man ihn mitunter von schöner Arbeit aus Elfenbein, Jaspis, Achat und dergleichen an der Hand hochgestellter Beamten und Mandarine sieht."

Zuweilen mag auch der Gürtel, der allerdings weniger als Schmuck denn als Befestigungsmittel der Kleider dienen muß, auf besondere Ursachen zurückzuführen sein, wenigstens erscheint er bei den Australiern und südafrikanischen Stämmen gern als Schmachtriemen, der in Zeiten des Hungers straff angezogen wird, um den knurrenden Magen zu betäuben; die Jamamadi in Brasilien tragen dagegen nach Ehrenreichs Zeugnis einen eng anliegenden, spannenbreiten Gürtel aus Baumrinde, um stärker in das Blasrohr hauchen zu können. Von den Beinringen der Hottentotten vermutet Schinz, daß sie ursprünglich zum Schutze gegen Schlangenbisse dienen sollten. Zu erwähnen ist ferner, daß das Schwarzfärben der Zähne im Malayischen Archipel und den angrenzenden Gebieten anfangs nur ein Schutzmittel gegen die zerstörende Wirkung des Betelkauens gewesen zu sein scheint. So ließen sich noch mancherlei Kleinigkeiten zusammenbringen, denen dann wieder als Gegenstücke die zahlreichen Fälle gegenüberständen, wo Schmuck und Kleidung zu praktischen Nebendiensten verwendet werden, besonders gern zum Aufbewahren und Tragen von Gegenständen: das zu Schmuckzwecken durchbohrte Ohr muß sich ebenso als „Tasche" gebrauchen lassen wie der Leibgurt oder der Armring. Im übrigen schwankt die Grenze zwischen Schmuck einerseits, Waffen und Gerät anderseits überall unentschieden hin und her.

Von den rein praktischen ersten Anlässen zur Verzierung des Körpers sind die dauernden Beweggründe scharf zu unterscheiden, die sich aus dem unbewußten Wirken des Triebes als bewußte Zwecke entwickeln, indem sie entweder das Wesen des Triebes selbst klar aussprechen oder ihm neue, seine Thätigkeit zugleich fördernde und umgestaltende Ursachen unterschieben. Da geht es denn aus der ganzen Grundstimmung des Triebes mit Notwendigkeit hervor, daß die Tracht am ersten als ein Abzeichen empfunden und mit Bewußtsein in diesem Sinne fortgebildet wird, und zwar vor allem als ein Abzeichen gesellschaftlicher Gruppen. Nur von den höchstentwickelten Kulturvölkern, die als eine auch durch die gemeinsame Tracht vereinigte Masse allen anderen gegenüberstehen, kann man behaupten, daß sie keine eigentlichen Volkstrachten mehr besitzen oder doch nur Reste davon bewahren; alle tieferstehenden Gruppen der Menschheit haben dagegen ihre Eigenart in Haartracht, Tättowierung, Schmuck und Kleidung zum Ausdrucke gebracht. Es ist freilich nicht die Tracht allein, die diesem Zwecke dient,

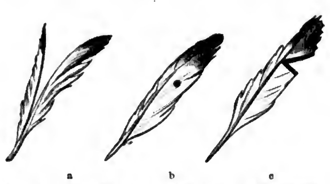
Häuptlingsfrau der Wavunia, die einen 16 bis 20 Pfund schweren Messinghalsring trug und genötigt war, sich öfter einmal niederzulegen und auszuruhen, um nicht unter dem Gewicht des Schmuckes zusammenzubrechen. Im Kriegsfalle wird dieser unabnehmbare Schmuck oft verhängnisvoll; Galton sah zwei Hererofrauen, denen plündernde Hottentotten die Beine an den Knöchelgelenken abgehauen hatten, um die daran sitzenden Eisenringe zu erbeuten.

Mag in den eben erwähnten Fällen der Schmuck auch als Verkörperung des Reichtums dienen, so erfüllt er doch auch in dieser Hinsicht noch immer seine Uraufgabe, die Persönlichkeit zu kennzeichnen und hervorzuheben. Damit schließt er sich eng an eine andere Gruppe der Schmucksachen an, die Trophäen des Krieges und der Jagd, die oft zugleich Wertbesitz sind, auf jeden Fall aber den Eigentümer in ein glänzendes Licht stellen sollen. Hierher gehören die beliebten Halsbänder aus Menschen- oder Raubtierzähnen, aus Krallen und Schnäbeln, allerlei Federschmuck und auch manches Kleidungsstück, das aus den Fellen gefürchteter Raubtiere hergestellt wird. Jedes einem Feinde abgenommene Schmuckstück wird ebenfalls zur Trophäe. Oft haben sich aus dieser Art des Schmuckes regelmäßige Abzeichen entwickelt, die für den Kundigen eine verständliche Sprache reden, und die kein Unberufener zu tragen versuchen würde. Für den Somal ist die Straußenfeder, die das Haupt des Kriegers ziert, das Zeichen eines gelungenen Totschlages; bei den Danakil treten als Ergänzung noch Elfenbeinringe, Elfenbeinstifte in den Ohren und weiße Pferdehaare als Verzierung des Schildes hinzu; diese Verschwendung von Weiß deutet vielleicht darauf hin, daß hier auch mystische Vorstellungen wirksam gewesen sind, wie denn gerade in solchen Fällen verschiedene Ideen sich durchkreuzen und ergänzen. Überall erscheinen derartige kriegerische Abzeichen als Ziel des Ehrgeizes. Bei den Angami-Naga schmückt sich der Krieger, der einen Feind erschlagen hat, mit einem Halsband von Kaurimuscheln, das mit Haarbüscheln des Getöteten verziert ist, und nach mehreren Totschlägen darf er einen in ähnlicher Weise zusammengesetzten größeren Brustschmuck tragen; im indonesischen und melanesischen Gebiete der Kopfjägerei sind allenthalben dergleichen Symbole zweifelhafter Heldenthaten üblich. Manche nordamerikanische Indianerstämme, wie die Dakota, haben ein ganzes System von Abzeichen, die hauptsächlich aus besonders gefärbten und zugeschnittenen Federn bestehen und selbst über die Einzelheiten der That Aufschluß geben: ein Blick auf die Feder zeigt, ob der Sieger den Feind erschossen oder auf andere Art aus der Welt geschafft hat, ob er selbst dabei verwundet worden ist, ob er nur an einem Totschlag teilgenommen und als Wievielster er seinen Streich geführt hat, ob ein Krieger, ein Weib oder ein Kind getötet worden ist u. s. w. (s. die Abbildung, S. 388). Daneben ist es noch gebräuchlich, die abgezogene Kopfhaut des Feindes als unzweideutigste Trophäe im Gürtel zu führen. Andere Abzeichen gelungener Unternehmungen werden auf den Körper oder auf den Kriegsmantel gemalt und bestehen dann oft aus bildlichen Darstellungen der That, gehören also schon in ein anderes Gebiet menschlicher Bethätigung.

Neben den Trophäen fehlt es bei den Indianern auch nicht an Abzeichen, die das Mißlingen eines Anschlags und den Tod von Stammesgenossen verraten; damit ist schon ein Übergang geschaffen zu jenen Abarten der Tracht, die eine augenblickliche Stimmung fröhlicher oder trauriger Art ausdrücken sollen. Im allgemeinen gelten reicher und glänzender Schmuck, neue und prächtige Kleidung als Zeichen der Freude, das Gegenteil als Ausdruck der Trauer und Verzweiflung. Bei der Entstehung der Trauertracht mögen allerlei Nebengründe mitwirken, wenn auch das Streben, die äußere Erscheinung mit dem Zustande des Inneren in Einklang zu bringen, immer der wichtigste Beweggrund sein wird; es ist z. B. kaum zu

bezweifeln, daß auch die Furcht vor der Rache des Toten, der den geschmückten Nachkommen ihr Glück neidet und über den Mangel an Trauer empört sein würde, ihren Einfluß äußert, ja daß manchmal die Trauertracht ein Unkenntlichmachen bezweckt, ein Irreführen der Gespenster, die in den veränderten Gestalten ihre Verwandten nicht mehr erkennen. Weiß und Schwarz treten am häufigsten als Trauerfarben auf; weiß bemalen sich z. B. die Frauen eines Verstorbenen bei den Yaunde im Kamerungebiet, schwarz gefärbt erscheinen die Bewohner Neupommerns bei Todesfällen in der Verwandtschaft, mit weißem Pfeifenthon dagegen bestreichen sich wieder die australischen Witwen. Als Gegensatz zur Trauerkleidung erscheinen die festlichen Trachten, in denen sich gern der Anlaß des Festes widerspiegelt und bei religiösen Feierlichkeiten auch mystische Ideen zum Ausdruck kommen.

Der Zusammenhang des Schmuckes mit der Mystik ist sehr eng, Übergänge vom Amulett zum Schmuck und umgekehrt gehören zu den häufigsten Erscheinungen, selbst bei kultivierten Völkern; so ist bei den Mohammedanern der Rosenkranz zugleich ein beliebter Schmuck, Münzen als Amulette, wie der bekannte Georgsthaler, erscheinen bei Europäern, Arabern und Indern; Kreuze, die als Schmuck und zugleich als Talisman um den Hals getragen werden, sind allen christlichen Völkern bekannt. Gerade die mystischen Fortbildungen des Schmucktriebes zeigen eine Neigung, mit anderen Beweggründen zu verschmelzen. Wenn sich der Nordwestamerikaner sein Totemzeichen auf die Haut tättowiert, so will er sich damit zugleich den Schutz geheimnisvoller Mächte sichern und seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sippe offen ausdrücken; die Tättowierung ist also außer einer Verzierung des Körpers auch ein Talisman und ein Abzeichen. Die geheimen Gesellschaften drücken die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Grade sowie allerlei damit verknüpfte mystische Ideen mit Vorliebe durch Bemalung aus (s. die Abbildungen, S. 390). Die Bemalung der ausziehenden Krieger soll zuweilen, wie auf Neupommern, zugleich ein Schutz gegen Verwundung sein. Unter der zahllosen Menge der Amulette dienen viele auch als Schmuck, und ebenso können sich Schmucksachen zu Talismanen umbilden. Indem sie als Schutzmittel dienen, bilden diese mystischen Bestandteile der Tracht gleichzeitig einen Übergang zu den Verteidigungswaffen, ein übernatürliches, aber deshalb für um so wirksamer erachtetes Rüstzeug des Körpers.



Abzeichen der Dakota, Nordamerika: a ist oft verwundet worden; b hat einen Feind getötet; c hat einem Feinde den Hals abgeschnitten und ihn skalpiert. Nach G. Mallery. Vgl. Text, S. 387.

In den meisten dieser Nebenursachen der Tracht scheint eine Gewähr der Dauer zu liegen; weder ein Stammesabzeichen noch eine Trophäe oder ein schützendes Amulett wird man leichten Herzens ablegen oder gegen anderen Schmuck vertauschen. In der That ist ja ein Teil des primitiven Schmuckes unzerstörbar und eng mit dem Körper verbunden, wie die Tättowierung oder die Pflöcke in Lippen und Ohren, die man zwar herausnehmen, deren Spur man jedoch kaum wieder verwischen kann. Aber der Grundzug der ganzen Erscheinung, der uranfängliche Trieb, die Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, begünstigt die Veränderlichkeit, sobald nur das Wesen des Menschen selbst, sein inneres Empfinden wie seine äußere Stellung, sich wandeln. So ändert sich für den Einzelnen auch bei den Naturvölkern im Laufe seines

Lebens die Tracht: das kleine Mädchen pflegt anders gekleidet zu sein als die reife Jungfrau, diese anders als die Gattin, und meist unterscheidet sich auch die Witwe äußerlich von ihren Gefährtinnen, während beim Manne besonders die Pubertätszeit einen Wechsel der Tracht bedingt. Aber diese Änderungen sind im übrigen feststehend, die Gesellschaft in ihrer Dauerform besitzt mit anderen Worten eine Reihe bestimmter Trachten für die verschiedenen Altersstufen ihrer Mitglieder. Wenn alle Völker ungestört mit ihrem herkömmlichen Nahrungserwerb in den altgewohnten Siedelungsplätzen säßen, würden sich diese festen Trachten schwerlich ändern, es sei denn, daß sich innerhalb des Volkes selbst neue Ideen und Bestrebungen entwickelten.

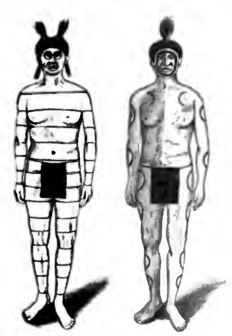
In Wahrheit ist dagegen kein Teil der Menschheit so völlig isoliert, daß nicht Berührungen mit anderen Völkern stattfänden und die Ruhe völliger Ausgeglichenheit störten, mag das nun allmählich oder plötzlich und ruckweise geschehen. Den vielleicht nicht tiefsten, aber lebhaftesten Eindruck macht in diesen Fällen die äußere Erscheinung der Fremden, die auf das Volksleben Einfluß gewinnen, und wie sich ein Teil des geistigen Lebens eines Volkes auf ein anderes überträgt, so wird auch der Teil der äußeren Erscheinung, der nachgeahmt werden kann, eben die Tracht, ganz oder teilweise übernommen werden. Wo der Einfluß der Fremden überwältigend stark ist, wo mit anderen Worten ihre geistige Überlegenheit einen vollständigen Sieg feiert, verdrängt auch ihre Tracht mit großer Entschiedenheit die der geistig Geschlagenen. Das zeigt sich besonders da, wo Europäer und Naturvölker in enge Berührung kommen, und erstreckt sich immer zunächst auf die Klassen der Eingeborenen, die am stärksten von dem neuen Einfluß getroffen werden; in Japan, das sich eine Zeitlang ganz dem europäischen Beispiel hingab, waren die Gebildeten und die Vornehmen die ersten, die sich mit unserer Tracht befreundeten, während sie im eigentlichen Volke kaum Eingang fand.

Die Überlegenheit eines Volkes über ein anderes braucht im ganzen gar nicht so groß zu sein, um ähnliche Ergebnisse hervorzurufen. Die den alten Germanen benachbarten Keltenstämme der Nervier und Trevirer hielten sich für Verwandte der Deutschen und ahmten in ihrer Tracht gern diese gefürchteten Krieger nach; in ganz ähnlicher Weise sind die kriegerischen Stämme Ostafrikas, die Kaffern und Massai, von friedlicheren Völkchen in Tracht und Bewaffnung nachgeäfft worden, ja es ist vorgekommen, daß sich harmlose Ackerbauer in der neuen Tracht als Sulu gebärdeten, Raubzüge unternahmen und dank ihrer gefürchteten Maske reiche Beute einheimsten.

Bei Annahme einer neuen, vollständigeren Tracht, die sich natürlich auch aus praktischen Gründen wegen des besseren Körperschutzes empfiehlt, wird nicht selten der Übergang dadurch erleichtert, daß man die alte Tracht unter der neuen beibehält. Joest beobachtete das bei den Negerinnen Surinams, andere Zeugnisse berichten dasselbe von den Bewohnern der Karolinen. In Ägypten hatte der konservative Stand der Priester die einfache Schamhülle der älteren Zeit unter der reicheren Kleidung der späteren Perioden beibehalten. Zuweilen sind es gerade die Vornehmen eines Volkes, die ein feines Gefühl ihrer Würde davon abhält, die alte Tracht ganz zu gunsten einer fremden zu verwerfen, und besonders in Afrika, dessen Häuptlinge man sich gern sämtlich als Karikaturen europäischer Stutzer vorstellt, fehlt es nicht an Beispielen dieser lobenswerten Denkart. Bei den Völkern Europas ist teilweise nur noch die Uniform der Soldaten eine Art Nationaltracht, und in der That zeigen sich hier sofort ähnliche Versuche der Schwächeren, wenigstens einen Rest ihrer Eigenart in der Uniform zum Ausdruck zu bringen. In Deutschland ist zwar das preußische Muster der Uniform maßgebend geworden, ja die charakteristische Pickelhaube hat auch auswärts, in Schweden, Portugal und Spanien, Nachahmung

gefunden, aber der Bayer hat noch lange an seinem Raupenhelm und anderen Besonderheiten festgehalten, der Württemberger blickt mit Genugthuung auf die doppelte Knopfreihe seiner Uniform, und der Sachse darf sich noch seines flotten Jägertschakos und der grünen Waffenröcke seiner Artillerie freuen. In noch viel weitere Ferne weisen die herkömmlichen Uniformen der Husaren und Ulanen zurück, deren Träger doch bei uns längst nicht mehr, wie in älterer Zeit, in Ungarn und Polen angeworben werden.

Trotz aller konservativen Bestrebungen, die überall dort am stärksten sind, wo der Stolz auf das eigene Volkstum mit Bewußtsein gepflegt wird, ist keine Volkstracht von Dauer, und alle Versuche, sie zu erhalten, haben etwas Künstliches. In Wahrheit sind auch die angeblich „uralten“ Trachten der verschiedenen Landstriche kultivierter Gebiete, wie Deutschlands, keineswegs von sehr hohem Alter. Es ist schon viel, wenn man die Tracht der Spreewälder bis auf die Reformationszeit, die zum letzten Male das geistige Leben des abgelegenen Erdenwinkels gründlich erschütterte, zurückführen kann; von der ganz originellen Altenburger Tracht, die aus verschollenen Zeiten zu stammen scheint, hat M. Geyer nachgewiesen, daß sie in ihrer heutigen Form erst kurz nach dem Jahre 1800 entstanden ist, nachdem schon einmal im Laufe des 18. Jahrhunderts eine vollkommene Umwälzung stattgefunden hatte. Daß man gegenwärtig mit Eifer für die Erhaltung der Volkstrachten eintritt, hängt mit der großen rhythmischen Entwickelung der Kultur zusammen: wenn das Pendel nach der weltbürgerlichen Seite hinüberschwingt, schwinden die Besonderheiten der Tracht dahin, kommen dagegen, wie gegenwärtig, mehr die erhaltenden, die Eigenart der einzelnen Menschheitsgruppen verstärkenden Mächte zur Geltung, dann wendet sich der Blick auch wieder mit Liebe auf die äußerlichen Besonderheiten, die ein selbständiges, dem Wesen der Landschaft entsprechendes Innenleben der kleineren Volksgruppen bekunden.



Bemalung eines Geheimbundes der Sia-Indianer, Nordamerika. Nach M. C. Stevenson. Vgl. Text, S. 388.

Bei alledem verschmelzen freilich alle Völker des europäischen Kulturkreises nach und nach zu einer Einheit, die in der Tracht zum Ausdrucke kommt, und vor der auch die besonderen Kleidungen der verschiedenen Stände, die zeitweilig an die Stelle der Volkstrachten getreten sind, sich nicht zu halten vermögen; allenfalls bildet sich hier und da eine besondere Tracht der Dienstmädchen, oder gewisse Berufsgenossen, wie Kutscher, Dienstmänner und dergleichen, nehmen aus praktischen Gründen eine Art Uniform an. Die Dienstbotenkleidung entspricht dabei nicht selten einer wirklichen Nationaltracht, wie das die zahlreichen Mädchen aus Dalarne in den Straßen Stockholms, die Spreewälder Ammen in Berlin beweisen. Im übrigen aber stellt die Tracht der europäischen Kulturvölker einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Stimmungen der einzelnen Gruppen dar, und da diese Stimmung beständig wechselt und auch nicht immer dieselben Gruppen den Ton angeben, entsteht eine unaufhörliche Umbildung der Tracht, die von gewissen Mittelpunkten aus sich allmählich bis in die entferntesten Winkel des Kulturgebietes verbreitet. Dieser Wechsel der Kleidermode ist mit der Verbesserung der Verkehrsmittel immer rascher geworden, obwohl sich die Tracht in ihren Hauptzügen keineswegs so

schnell ändert, wie man das aus dem fortwährenden Wandel kleiner Äußerlichkeiten schließen könnte; haben sich doch die ehrwürdigen Hauptstücke des gesellschaftlichen Rüstzeuges, Frack und Cylinder, seit einem Jahrhundert unerschütterlich behauptet.

Wer die Trachten längerer Zeiträume überblickt, wird in ihnen den Geist der verschiedenen Geschichtsperioden und das Wesen der gerade tonangebenden Völker deutlich erkennen. In der losen, ungebundenen, farbenfreudigen Landsknechtstracht der Reformationszeit spiegelt sich so recht die glückliche Stimmung geistiger Freiheit, die das deutsche Volk beherrschte und von ihm zugleich mit der Tracht auf die anderen Bewohner Europas übertragen wurde; als Gegensatz dazu schuf das fanatische, freiheitsfeindliche Kastilianertum die steife, enge und düstere Tracht der Gegenreformation, bis dann Ludwig XIV. den Franzosen die geistige Führung Europas sicherte und Paris zum Mekka aller modischen Schneider machte. Die heutige Tracht mit ihrer Einfachheit, ihren stumpfen Farben, ihrem durch und durch demokratischen Zuge ist das Erzeugnis der französischen Revolution mit ihren Losungsworten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit; aber mehr und mehr beginnt sich in ihr der Einfluß der ernsten und nüchternen germanischen Völker, ob Engländer oder Deutsche, siegreich geltend zu machen, wenn auch in sehr verschiedener Richtung: der Sportleidenschaft des Engländers steht der deutsche Militarismus gegenüber, der selbst der Frauenmode gern einen männlichen, soldatischen Zug gibt.

Bei den Naturvölkern fehlt der Modenwechsel keineswegs, nur daß er sich langsamer vollzieht, was schon durch die Dauerhaftigkeit der Tättowierungen und sonstigen Verunstaltungen des Körpers bedingt wird; daß aber auch die Tättowierung selbst in verhältnismäßig abgelegenen Gegenden nicht die gleiche bleibt, hat Wissmann bei den Baluba im südlichen Congolande beobachten können. „Auch die Tättowierungen“, schreibt er, „sind der Mode unterworfen, und man kann unter den westlichen Baluba drei verschiedene Arten unterscheiden. Die ältesten Leute haben konzentrische Kreise, Punkte, Vertikalstriche, offene Winkel und mäandrische Linien. Die Altersklasse 25—45 Jahre ist bestrebt gewesen, vornehmlich durch kunstvolle Arbeiten die Haut zu verzieren, während die jüngeren Jahrgänge der Bena Riamba bereits Tättowierungszeichen von den Bangala entlehnt haben und diese gewöhnlich nur an der Stirn anbringen. Bei den Kindern wird bereits in der Regel gar keine Tättowierung mehr vorgenommen, und es werden daher nach einigen Jahren die echt tättowierten Baluba zu den Seltenheiten gehören und allmählich verschwinden.“ Wo ein stärkeres Angebot europäischer Stoffe und Perlen stattfindet, wechseln auch in Afrika die Moden ziemlich rasch, wenn auch meist an gewissen Stammesabzeichen festgehalten wird; so ändert sich nach Macdonalds Angabe bei den meisten Stämmen Süd- und Ostafrikas die Kleidertracht jetzt alle paar Jahre, während die Haartrachten von diesen Wandlungen kaum berührt werden. In anderen Teilen Afrikas sind es dagegen gerade die Frisuren, in denen die größte Willkür herrscht, so daß der einzelne hier im stande ist, seine rein persönlichen Neigungen zur Geltung zu bringen.

Was in Europa den raschen Wechsel der Mode außer dem Völkerverkehr noch besonders begünstigt, das sind die sozialen Unterschiede, vor allem die Gegensätze zwischen reich und arm. Auf diese Erkenntnis hat Rudolf von Ihering seine geistvolle, wenn auch allzu einseitige Theorie der Mode begründet. Es wird immer das Streben der oberen Volksklassen dahin gehen, sich auch äußerlich von den unteren abzuheben; da es nicht wohl möglich ist, die untere Volksschicht zu einer besonderen Kleidung zu zwingen, und da der Grundzug der Tracht sich nur langsam ändert, müssen die oberen Stände ihre Überlegenheit durch beständige Erneuerung ihrer Kleider, die sich dabei immer in Kleinigkeiten von den vorhergehenden Mustern unterscheiden

werden, hervorzuheben suchen. Nur wer unaufhörlich seine Tracht zu erneuern vermag, kann allen Wandlungen der Mode folgen; wer „hochmodern" gekleidet ist, beweist damit, wenigstens seiner eigenen Ansicht nach, seine Zugehörigkeit zur besten Gesellschaft. Da die weniger wohlhabenden Schichten allmählich dem Vorbild der reicheren Klassen folgen, entsteht ein förmlicher Wettlauf, der mit dem wachsenden Reichtum des Volkes um so heftiger wird, da natürlich auch die Begüterten unter sich in Neuheiten zu wetteifern suchen.

Glücklicherweise gibt es auch hemmende Momente. Der rasend schnelle Wechsel entspricht durchaus nicht dem Wechsel der Volksstimmung, geschweige dem inneren Kulturfortschritt, die sich beide viel langsamer vollziehen, so daß gerade die gediegensten Naturen, die wirkliche Empfindung für die tieferen Umbildungen der Menschheit haben, dem läppischen Treiben der Mode keinen Geschmack abgewinnen können; ferner haben die reichsten Klassen des Volkes nur teilweise die geistige Führung, und sowohl der Geburtsadel, der nicht immer sehr mit Glücksgütern gesegnet ist, als auch die geistige Aristokratie, von der dasselbe gilt, wissen oft durch vornehme Einfachheit ihre Eigenart besser zu wahren, als das den Sklaven der Mode jemals gelingen wird. In der Männertracht haben diese hemmenden Einflüsse zweifellos das Verdienst, eine gewisse Stetigkeit herbeigeführt zu haben, obwohl sich auch auf diesem Gebiete die Zeiten ändern; das Ende des 19. Jahrhunderts, das durch das Wort „fin de siècle" so eigenartig bezeichnet wird, läßt jedenfalls wieder, dank der langen Friedenszeit, ein Vorwalten der reichen und müßigen Elemente und infolgedessen raschere Umwandlungen und modische Übertreibungen der Männertracht erkennen.

Es sind in der Hauptsache die Schmucksachen oder die schmückenden Eigentümlichkeiten der Kleidung, die der Mode unterliegen; wenn die rein praktischen Eigenschaften der Tracht verändert werden, wie das neuerdings zahlreiche Reformkostüme anstreben, so kann das nicht mehr als Wechsel der Mode gelten, denn Moden sind nur im Reiche des ästhetischen Wohlgefallens möglich. In der Malerei, der Musik und der Dichtung kann es Moden geben, dagegen wird man niemals von einer neuen Dampfmaschinen- oder Gewehrmode sprechen, oder doch nur im ironischen Sinne. Die ästhetische Freude an der Ausschmückung des eigenen Ich stumpft sich mit der Zeit ab und muß, da der vorhandene Trieb nach Betonung des eigenen Wesens erfüllt zu werden verlangt, durch Erneuerung des Schmuckes immer wieder befriedigt werden, soweit nicht Nebengründe und der Zwang der Gesellschaft den Umschwung hemmen oder völliger Stillstand der geistigen Regsamkeit und Entwickelung ihn überflüssig macht.

Da sich der primitive Mensch langsamer umbildet als der kultivierte, bevorzugt er die dauernden Verzierungen, die die Oberfläche des Leibes selbst umgestalten, er fügt sozusagen der unzerstörbaren Sprache des Körpers seine eigenen Bemerkungen gleichfalls mit unzerstörbarer Schrift hinzu. Die einfachste Verbesserung des Körpers, die wohl aus müßiger Spielerei hervorgeht, aber doch leicht durch einen Zug menschlichen Stolzes gegenüber den Tieren unterstützt wird, ist das Auszupfen aller für überflüssig erachteten Haare, ein außerordentlich weit verbreiteter und in der Form des Rasierens auch den Kulturvölkern wohlbekannter Gebrauch. Der Gegensatz ist auch hier bezeichnend, daß der primitive Mensch den Bart- und sonstigen Haarwuchs dauernd zu vertilgen sucht, während der höher Entwickelte ihn immer nur oberflächlich beseitigt und sich vorbehält, ihn bei veränderter Stimmung wieder wachsen zu lassen. Wo das Auszupfen des Haares Sitte ist, pflegt man die Haare des Körpers und den Bart ganz zu beseitigen, oft auch die Augenwimpern und Augenbrauen, nur das Kopfhaar bleibt meist erhalten und wird in anderer Weise verkünstelt. Die künstliche Enthaarung

des Leibes wird bei den meisten Naturvölkern dadurch erleichtert, daß Bart und Körperhaare bei ihnen nur schwach vorhanden sind; starkbehaarte Völker, wie die Aino, kennen die Sitte in der Regel nicht. Besondere Pincetten zum Herauszupfen, das in müßigen Stunden als angenehme Spielerei betrieben wird, sind weit verbreitet. Mit welcher Sorgfalt z. B. die Dayak sich dieser Thätigkeit hingeben, mag die Schilderung Brooke Lows zeigen: „Das Vorurteil zu gunsten eines glatten Gesichtes", schreibt er, „ist so stark, daß ich, soweit meine Erfahrung reicht, keinen einzigen See-Dayak mit Vollbart oder Schnurrbart gesehen habe, obwohl ein genauer Beobachter nicht daran zweifeln kann, daß sie recht wohl einen dichteren Bartwuchs besitzen könnten als die Malayen ... Die völlige Abwesenheit des Haares auf dem Gesicht, am Kinn und unter den Achseln könnten den oberflächlichen Beobachter verleiten, für einen natürlichen Mangel zu halten, was in der Hauptsache einer systematischen Entfernung des Haares zuzuschreiben ist. Chunam oder Ätzkalk wird häufig in die Haut eingerieben, um die Lebensfähigkeit der Haarwurzeln zu zerstören. Der Spiegel und die Haarzange kommen niemals aus den Händen der Eingeborenen, und sie widmen jeden freien Moment dem gewissenhaften Auszupfen vereinzelter Haare." Bei diesem Vertilgungswerke werden die Augenbrauen und -Wimpern nicht verschont, so wenig wie nach Ward bei den Stämmen des unteren Congo.

Die südamerikanischen Indianer leisten ebenfalls Großes im Auszupfen des Haares, so die meisten Stämme Guayanas und die Anwohner des Schingu, deren Verhalten Karl von den Steinen genauer schildert. „Alles übrige Körperhaar", sagt er nach einer Beschreibung der bei den Bakairi häufig vorkommenden Tonsur, „mit Ausnahme der Augenbrauen wurde rasiert oder frischweg ausgerupft. Die Wimperhaare wurden nicht, wie bei den Yuruna am unteren Schingu, auf einen Tukunfaden gelegt und dann mit einem Ruck gleichzeitig ausgerissen, sondern Stück für Stück den Kindern im frühesten Alter ausgezogen ... Ich habe namentlich Tumayaua öfter zugesehen, wenn er sich die spärlichen Barthaare ausrupfte. Im Besitze eines Spiegels konnte er sich dieser beschaulichen Beschäftigung mit großer Aufmerksamkeit stundenlang hingeben; Schmerz empfand er dabei sichtlich nicht, sondern das Behagen eines fleißigen Mannes, der seine anregende Arbeit liebt." Über den Grund der Sitte war nichts zu erfahren, indes scheint sie, wie der oben genannte Forscher ausführlicher darlegt, durch zahlreiche Nebengründe gestützt zu werden, unter denen der wichtigste wohl der Wunsch ist, für das Bemalen des Körpers eine glatte Fläche zu schaffen.

Wenn das Herauszupfen im Grunde wohl aus einer Spielerei hervorgeht, die durch den Schmucktrieb in ein System gebracht worden ist, so mögen die weit verbreiteten, besonders als Stammesabzeichen entwickelten Zahnverstümmelungen wieder durch andere, jetzt allerdings nur noch schwer zu entdeckende erste Anstöße veranlaßt sein. Das häufig vorkommende Spitzfeilen der Vorderzähne (vgl. die Abbildung, S. 6) führt möglicherweise auf das Vorbild der Raubtiere zurück, wie das unter dem Einfluß totemistischer Vorstellungen besonders begreiflich ist. Anderwärts, wie häufig im Malayischen Archipel, feilt man die Vorderzähne ein Stück kürzer, oder es wird ein Dreieck in die mittleren Zähne eingefeilt, oder man schlägt endlich einige Zähne ganz aus. Meist werden diese Operationen zur Zeit der Pubertätsweihen vorgenommen. In Afrika gehören Zahnverstümmelungen zu den verbreitetsten Stammeszeichen, so daß es ein interessanter Versuch sein würde, mit Hilfe der neuesten Forschungen die Stämme nach der Zahntracht kartographisch zu gruppieren; den Nilvölkern und vielen Ost- und Mittelafrikanern, die einige Vorderzähne ausschlagen, steht als wichtigste Gruppe die der Stämme mit spitzgefeilten Zähnen gegenüber, zu denen die Niam-Niam, die Bongo, manche Congostämme u. s. w.

gehören. Die Ursachen, die für die Sitte von den Naturvölkern selbst angegeben werden, sind in der Regel nachträglich ersonnene kindliche Erläuterungen, wie die Behauptung der Formosaner, daß das Herausschlagen der Vorderzähne das Atmen erleichtere, oder es sind ästhetische Empfindungen, die durch die Gewöhnung an den Anblick hervorgerufen werden, aber keinesfalls die erste Ursache des Brauches sind.

Aus rein medizinischem Eingriff scheint ein eigentümlicher Brauch der Bewohner Wadais (Sudan) erwachsen zu sein, den Nachtigal schildert: „Die Hauptzierde des Mannes", schreibt er, „ist die sogenannte Dûm-Frucht (mugla), d. h. eine durch fortwährende Anwendung von trockenen Schröpfköpfen entstandene Hauterhöhung zwischen Ohr und Nacken, nach Ansicht der Wadâwa das Zeichen kriegerischen Sinnes und der Furchtlosigkeit."

Der tief im Menschen wurzelnde Zug, das Gewohnte schön und recht zu finden und die Launen des Einzelnen dem Wesen der Dauergesellschaft gegenüber zurückzudrängen, kann natürlich keine neuen Sitten schaffen, wohl aber bewirken, daß zufällig Gewordenes aufgenommen und mit Bewußtsein beibehalten wird. Auf diese Weise ist man vielfach zu dem Brauche gelangt, dem Kopf der Kinder durch Einpressen eine bestimmte Gestalt zu geben, die dann das Abzeichen des Stammes bildet. Überall, wo Kinder in Wiegen mit harter Unterlage zu liegen pflegen, wo man ihnen wohl zum Überfluß noch den Kopf festschnallt oder frühzeitig eine beengende Kopftracht anlegt, wird man beobachtet haben, daß sich der Schädel dem äußeren Drucke anpaßt. Es bedurfte bei vielen Völkern nur dieses Anstoßes, um eine förmliche Schädelplastik entstehen zu lassen, die ihre wunderlichsten Blüten wohl bei den alten Peruanern getrieben hat; nach den Untersuchungen Mortons sind bei ihnen nicht weniger als vier verschiedene künstliche Schädelformen nachgewiesen. Einen ungünstigen Einfluß auf die geistige Entwickelung des Kindes scheint die Deformation des Schädels, die übrigens auch in Europa als Folge straff angelegter Nachthäubchen und dergleichen häufig genug in milderer Form vorkommt, nicht zu haben.

Eine andere Gruppe dauernder Verunstaltungen des Körpers entspringt der Absicht, Schmucksachen in möglichst haltbarer Weise zu befestigen, hängt also nur mittelbar mit dem Trieb nach äußerlicher Charakterisierung zusammen. Mit Vorliebe werden die vorspringenden fleischigen oder knorpeligen Teile des Kopfes, Nase, Ohren und Lippen, durchbohrt und mit eingeknöpften oder herabhängenden Schmucksachen verziert. Die ärgsten Entstellungen finden sich dort, wo man in die Lippen größere Pflöcke oder Scheiben einsetzt (vgl. die obere Abbildung, S. 66). Im südöstlichen Afrika wird der Lippenflock, hier Pelele genannt, von zahlreichen Stämmen in der Oberlippe, zuweilen auch gleichzeitig in der Unterlippe getragen. „Dieses Pelele", schreibt Lieder, „besteht aus einer runden, flachen, oft verzierten Scheibe aus Holz oder Thon, die in ein Loch der Oberlippe hineingezwängt wird. Durch das Einzwängen immer größerer Scheiben erreicht oft das Loch eine ganz außerordentliche Größe und entstellt dann das Gesicht in widerwärtigster Weise. Bei alten Weibern, bei denen die Muskulatur der Lippe nicht mehr ausreicht, die Scheibe horizontal nach vorn zu halten, sieht das Pelele wie ein großes Schloß, das ihnen vor den Mund gelegt worden, aus. Beim Sprechen bewegt sich dann dieser Lippenschmuck auf und nieder, was nicht gerade zur Verdeutlichung ihrer Sprache beiträgt." Wo der Pflock in die Unterlippe eingesetzt wird, wie bei den Botokuden Brasiliens, tritt diese Erschlaffung der Lippenmuskeln natürlich noch früher und in stärkerem Maße ein, und das beständige Aufklaffen des Mundes ist zugleich von verhängnisvollen Folgen für die Zähne. Bei den Eskimo tragen nur die Männer, bei den Nordwestamerikanern nur die Frauen den Lippenpflock, und zwar gilt er bei

den letzteren zugleich als Zeichen der Reife und je nach der Größe als Abzeichen des gesellschaftlichen Ranges und des Alters. „Mit jedem Jahre“, schreibt darüber Niblack, „wird ein immer größerer Lippenpflock eingesetzt, was dann in vorgerücktem Alter bewirkt, daß die Lippe herabgezogen wird und die mißfarbigen und abgenutzten Zähne sehen läßt, für Europäer ein abstoßender Anblick, für die Eingeborenen aber eine Schönheit und ein Zeichen des Ranges, der Reife und der sozialen Stellung ... Es ist für eine Indianerin ebenso fatal, ohne Lippenpflock zu erscheinen, als für eine Europäerin, mit unverhülltem Busen gesehen zu werden. Weiblichen Sklaven war es durchweg verboten, ihn zu tragen.“ Neuerdings ist die Sitte hier wie in Afrika im Verschwinden begriffen, als Übergangsform aber erscheint ein kleiner Silber- oder Kupferstift, der in die Lippe eingesetzt wird. Dieses Einfügen von Stiften in die Lippe war übrigens von jeher bei den westlichen Eskimo gebräuchlich. Als Ursache des Verschwindens dieser und so vieler anderer grotesker Trachten erscheint stets der übermächtige Einfluß fremder Völker, vor allem der Europäer, denen gegenüber die innere und äußere Eigenart kleiner Stämme nicht standzuhalten vermag. In Ostafrika tragen die schwächeren Urbewohner des Gebietes, die von kriegerischen Erobererstämmen allenthalben überrannt und verdrängt werden, den Lippenpflock, so daß dieser Schmuck jetzt fast als ein Kennzeichen der Schwäche und Dienstbarkeit erscheint und deshalb von der jüngeren Generation bereits verschmäht wird.

Um Nasenschmuck anzubringen, wird in der Regel die Nasenscheidewand, das Septum, seltener die äußere Umkleidung der Nasenhöhle durchbohrt. Die Nordwestamerikaner trugen im durchbohrten Septum früher Schmucksachen aus Kupfer, Knochen, Holz oder Haliotisschale, neuerdings silberne Ringe oder rotes Wollgarn mit daranhängenden Haifischzähnen. In Melanesien ist ebenfalls Durchbohrung des Nasenseptums sehr häufig, in Afrika findet sich daneben vereinzelt die der Nasenflügel, die wieder bei den Hindufrauen die Regel ist. Bei den Indianern Guayanas sind silberne Gehänge gebräuchlich, die an einem durch die Nasenscheidewand gesteckten Stift befestigt werden, und zwar tragen die Kariben halbmondförmige, die Wapianas runde Gehänge; diese sind zuweilen so groß, daß der glückliche Besitzer sie emporheben muß, wenn er aus einem Gefäße trinken will. Ähnliche Gehänge aus Gold fanden sich früher bei den Bewohnern Kolumbiens und Mittelamerikas.

Der beliebteste Gegenstand der ästhetischen Mißhandlung sind indessen zweifellos die Ohren, vor allem die Ohrläppchen, an deren Dehnbarkeit man die unglaublichsten Anforderungen stellt (s. die Abbildung, S. 396 und vgl. die auf S. 65). Mit Geduld und Ausdauer läßt sich da in der That Großes erreichen. „Die Ohrläppchen“, schreibt Reichard von den Wanyamwesi, „werden in der Jugend oder, wenn es da versäumt wurde, beim Erwachsenen mit einer eisernen Nadel oder einem Dorn durchbohrt und zunächst ein Faden hindurchgezogen, welcher am dritten Tage durch einen feinen Strohhalm ersetzt wird. Diesem fügt man jeden zweiten oder dritten Tag bei regelmäßigem Verlaufe der Heilung einen weiteren Strohhalm hinzu, bis ein fingerdickes Bündel derselben nach erfolgter Heilung innerhalb vierzehn Tagen durch einen spundartigen Holzpflock ersetzt wird, welcher, um die entstandene Öffnung immer mehr zu erweitern, täglich durch eine Windung Bast- oder Baumwollenstoffes verdickt wird. Will man die Öffnung noch mehr erweitern, so steckt man den sich verdickenden Hals eines Flaschenkürbis ein, denselben immer weiter eintreibend. Ein fest zusammengerollter, stark elastischer Palmblattstreifen wirkt dann oft noch federnd so lange, bis man bequem eine sehr große Taschenuhr in der Öffnung des mißhandelten Ohrläppchens unterbringen könnte. Der nach unseren Begriffen Verunzierte kann dann ganz bequem das Ohrläppchen über das Ohr ziehen.“ An derartigen

Kunststücken erfreuen sich auch außerhalb Afrikas viele Naturvölker, ja selbst die herrschende Kulturrasse im alten Peru prangte mit gewaltigen Ohrenpflöcken und erhielt deshalb von den Spaniern den Beinamen Orejones (Großohren). Auf Neuguinea ist es stellenweise offenbar nur die Vergrößerung des Ohres, die eine Wirkung auf den Beschauer hervorbringen soll, und nicht ein in ihr befestigter Schmuck: man erweitert in diesem Falle das Loch soviel wie möglich und spannt es durch einen hineingepreßten Streifen elastischen Rohres kreisförmig aus. Von anderen Stämmen wird der Ohrrand mehrfach durchbohrt und mit kleinen herabhängenden Perlenschnüren verziert.

Wie sehr endlich die Haut des Körpers selbst sich dazu eignet, dauernde Verzierungen aufzunehmen, haben die nach zufällig oder absichtlich verursachten Wunden zurückbleibenden Narben von jeher gezeigt. Abgesehen von den im Kampf erhaltenen Verletzungen scheinen medizinische Eingriffe vielfach der zielbewußten Hautplastik vorangegangen zu sein; neben der schon erwähnten südamerikanischen Methode des Wundkratzens (vgl. S. 383) ist das Schröpfen und Brennen der Haut, das von vielen Völkern im Übermaße geübt wird, die Ursache kleiner Narben, die man zuweilen mit einer gewissen Symmetrie anordnet, so daß sie mit wirklicher Narbentättowierung verwechselt worden sind. Die Tättowierung selbst wird in verschiedener Weise geübt: durch das teilweise Lostrennen kleiner Hautlappen, die dann nach der Heilung als knopf- oder hahnenkammartige Auswüchse hervorragen, erzeugt man die Knopftättowierung, durch Einritzen oder seltener Einbrennen eines Musters in die Haut die Narbentättowierung, die durch Einreiben von Farbstoff in die Wunden auch zu einer farbigen Verzierung werden kann; und durch feine Stiche, in die man den Farbstoff reibt, bringt man die Tättowierung im engeren Sinne hervor, die nicht mehr plastisch, sondern rein malerisch wirkt (vgl. die Abbildungen, S. 193).



Ohr mit Ring, Ostborneo. Nach Ling Roth. Vgl. Text, S. 395.

Die Knopfnarben sind besonders häufig in Afrika; so tragen die Bangala eine senkrechte Reihe von derartigen Narben auf der Stirn, die oft als ein geschlossener kammartiger Wulst hervortritt (vgl. die Abbildung, S. 7), die Tonga und Barونga bagegen bringen rund um das Gesicht eine Doppelreihe von Knöpfen an, deren jeder mindestens die Größe eines Maiskornes besitzt. Bei den letzterwähnten Stämmen wird die Haut mit Hilfe eines kleinen Hakens emporgehoben und dann eingeschnitten. Die Narbentättowierung in ihrer rohesten Form herrscht in Australien und früher auch in Tasmania; einfache breite Schnittnarben über die Brust oder auf dem Rücken werden mit dem Steinmesser eingeritzt, kunstvolle Anordnung der Schnitte findet sich nur ausnahmsweise. In Afrika sind Schnitt- und Brandtättowierungen noch allgemeiner verbreitet als die Knopfnarben und stellenweise, wie bei den Baluba, nicht ohne Geschmack und Sorgfalt angebracht. Wilhelm Joest hat wohl mit Recht darauf hingewiesen, daß die Narbentättowierung von den dunkelhäutigen Völkern aus dem einfachen Grunde bevorzugt wird, weil sich eine farbige Tättowierung von der Haut wenig abheben würde, während umgekehrt die hellfarbigen Stämme die Narben, die bei ihnen ungenügend hervortreten, nur selten anwenden. Als Übergangsform ist die neuseeländische Methode zu erwähnen, die das Einritzen von Narben mit dem Einreiben von Farbe vereinigt und eine schöne Parallele zu der Thatsache bildet, daß sich auf Neuseeland hellfarbige Polynesier mit dunklen Melanesiern gemischt haben. Die Art, wie hier das Muster eingeritzt wird, beschreibt Dieffenbach folgendermaßen: „Das Tättowieren wird entweder mit dem scharfen Knochen eines

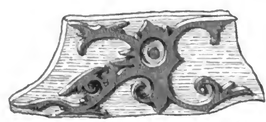
Vogels oder mit einem kleinen Meißel (uhi) ausgeführt. Der Kandidat für diese Auszeichnung legt seinen Kopf auf die Kniee des Operateurs, der den Meißel mit seiner Hand in die Haut schlägt. Jedesmal ist derselbe in eine Farbe (narahu) getaucht, die durch Verkohlen des Harzes der Kaurifichte hergestellt wird; und nach jedem Einstechen wird das Blut abgewischt. Das Tättowieren der Lippen ist der schmerzhafteste Teil der Operation."

Das Eldorado der Stichtättowierung ist die Inselwelt des Großen Ozeans, mit anderen Worten das östliche Verbreitungsbereich der malayo-polynesischen Rasse und seine Nebenländer, wie Japan, die Küste Nordwestamerikas, Neuguinea u. s. w. Die Instrumente haben hier ebenfalls die Form von Meißeln oder kleinen Hacken, besitzen aber statt der Schneide eine rechen- oder kammartige Reihe feiner Spitzen und werden mit Hilfe eines zweiten, hammerartigen Werkzeuges in die Haut eingeschlagen. „Die kammartig zugespitzten Knochen". schreibt Langsdorff von den Markesasinseln, „werden unter einem spitzen Winkel in ein fingerdickes Bambusstäbchen gesteckt, auf welches der Punktiermeister mit einem anderen Stäbchen so gelinde und geschickt aufzuschlagen weiß, daß die Spitzen derselben kaum die Haut durchdringen. Ist das geschehen, und dringt das Blut und die Lymphe durch die feinen Stiche, so wird die mit etwas Wasser in einer dicken Farbe angeriebene Kohle des markesanischen Öl- oder Brennnußkernes (Aleurites Triloba) in dieselben eingerieben. Hierauf entsteht an der tättowierten Stelle eine leichte Entzündung und ein Schorf, worunter, wenn er nach einigen Tagen abfällt, die bläuliche oder schwarzblaue punktierte Figur erscheint." Auf Neuguinea bedient man sich als Stichinstrumentes eines natürlichen Dornzweiges, an dem ein Dorn sitzen geblieben ist, und schlägt mit einem keulenförmigen, am Schlagende mit Bast umwickelten Holzstäbchen die Spitze in die Haut. Die japanischen Instrumente, mit denen die Künstler des Landes in früherer Zeit wahrhaft prachtvolle Tättowierungen herstellten, sind den polynesischen ziemlich ähnlich, ebenso die der Dayak. Die Dayak haben übrigens die besondere Sitte, die Tättowiermuster zunächst in Holz zu schnitzen (s. die Abbildung, S. 398) und dann mit Hilfe eines Farbstoffes auf die Haut zu drucken, worauf die eigentliche Operation erst beginnt. Einer eigenartigen Tättowiermethode huldigen die Amurvölker, die einen mit Farbe getränkten Faden mit Hilfe einer Nähnadel durch die Haut ziehen, als ob sie eine Naht herstellen wollten; möglicherweise ist indessen dieses Verfahren, das mit chinesischen Nadeln und Fäden ausgeführt wird, erst nachträglich an die Stelle einer einfacheren Methode getreten. Die Nordwestamerikaner zeichnen das Muster mit Holzkohle auf den Körper und stechen es dann ebenfalls mit Nadeln ein.

Die Menge von **Ursachen**, die für das Tättowieren angeführt werden und die Sitte thatsächlich stützen helfen, zeigt in vorzüglicher Weise, wie der dunkle Trieb der Selbstdarstellung vom Bewußtsein aufgenommen, umgedeutet und zu neuen Zwecken verwendet wird, ohne daß doch einer der neuen Gründe den Brauch völlig erklärt. Als Abzeichen der Familie, der Sippe und des Stammes erscheint die Tättowierung in sehr vielen Fällen, aber es gibt auch Stämme, wie die Motu auf Neuguinea, bei denen der Hautschmuck fast ganz nach Laune und Willkür angebracht oder weggelassen wird. Oft ist das Tättowieren ein wichtiger Teil der Pubertätsweihen und wird zugleich, da die Operation meist recht schmerzhaft ist, eine Probe des Mutes und der Standhaftigkeit. Da die Stammeszeichen nicht selten mystische Symbole der Stammesgottheiten oder der Vorfahren sind, gewinnen sie leicht einen amulettartigen, schützenden Charakter. Auch der Erinnerung an bestimmte Ereignisse hat die Tättowierung zuweilen zu dienen. Männer und Weiber sind gewöhnlich in verschiedener Weise geschmückt, höherer Stand wird meist durch reichere Tättowierung ausgedrückt, während sie den Sklaven in der Regel

verboten ist. Endlich fehlt es nicht an Beispielen, daß die Tättowierung anderen Schmuck oder Kleidungsstücke ersetzt oder spielend nachahmt: die Tlinkit lieben es, Finger- oder Armringe auf diese Weise nachzubilden, auf den Karolinen hat die Tättowierung der Mädchen das Aussehen eines Schamgürtels, auch die samoanische und vielleicht die birmanische Tättowierung der Oberschenkel deutet darauf hin, daß Kleidungsstücke als Vorbild gedient haben. Die Mundtättowierung der Ainofrauen scheint dagegen den Schnurrbart der Männer nachzuahmen, und bei den Yaunde, die neben der Narbentättowierung auch eine der neuseeländischen ähnliche Methode kennen, fand Zenker Bilder von Tabakspfeifen, die vom Mundwinkel bis zum Ohre reichten, auf die Wangen geritzt (vgl. zu diesem Abschnitt und den vorhergehenden die Tafel „Ornamentale Tättowierung" bei S. 6).

Wie stark auch unter der europäischen Bevölkerung das Tättowieren noch verbreitet ist, haben neuere Untersuchungen in überraschender Weise festgestellt. Es sind gerade die am wenigsten gebildeten, aber doch zu gemeinsamer Thätigkeit organisierten Klassen, wie Matrosen, Maurer und dergleichen, die das Bedürfnis empfinden, ihren Beruf oder ihre Stimmungen in unvergänglicher Weise ihrem Körper aufzuprägen, wohl auch Erinnerungen auf diese Weise festzuhalten; in der Hauptsache handelt es sich also auch hier um einen im Herdentrieb zum guten Teil stecken bleibenden Wunsch nach Herauskehrung des inneren Wesens. Der individuell viel entwickeltere, durch sein Verhältnis zu einem bestimmten Stück Land von allen Genossen scharf getrennte Bauer kennt die Sitte kaum, um so beliebter aber ist sie bezeichnenderweise bei den menschlichen Gruppen, deren geistige und sittliche Defekte sie wenigstens in gewissem Sinne mit unentwickelten Rassen auf eine Stufe stellen, bei Verbrechern und Prostituierten.



Tättowierstempel von Sarawak, Nordborneo. Nach Ling Roth. Vgl. Text, S. 397.

Viele Verunstaltungen des Körpers sind nicht zur Tracht zu rechnen, zeigen aber doch, wie überall die Grenzen zwischen den einzelnen mühsam gesonderten Äußerungen menschlichen Innenlebens verschwimmen. Die Trauerwunden und -Verstümmelungen z. B. sind nicht nur halb unwillkürlich hervorgebrachte Zeichen des Schmerzes, sondern zugleich Beweise gewissenhafter Pflichterfüllung und Pietät und als solche eine Art Schmuck, und wenn sich ein Stamm der Buschmänner findet, dessen sämtliche Mitglieder sich als Stammeszeichen ein Glied des kleinen Fingers abhacken, so ist kaum daran zu zweifeln, daß diese Leute die verkürzten Finger schön und eine unverstümmelte Hand häßlich finden. Selbst solche Veränderungen der Körperoberfläche, die rein zufällig entstanden sind, wird der Geist gern mit einem gewissen Inhalt zu erfüllen suchen, er wird aus ihnen etwas herauslesen, was den immer regen Trieb der Charakterisierung befriedigt.

Gegenüber den dauernden Umbildungen des Leibes bedeuten die Schmucksachen, die nur lose mit dem Körper verbunden sind, vom Standpunkte der Kulturentwickelung zweifellos einen Fortschritt, womit aber keineswegs gesagt sein soll, daß der abnehmbare Schmuck später erfunden und angewandt worden sein muß als die unverwischbaren Mittel der Charakteristik; nicht das zeitliche Früher oder Später entscheidet hier, da ja oft ein Keim zu höherem Fortschritt eher da sein kann als barbarische Sitten, sondern das Vorwalten der einen oder der anderen Ausdrucksweise bei Völkern verschiedener Kulturhöhe. Gerade auf dem Gebiete des Schmuckes berühren sich Anfang und Ende der Entwickelung, indem das Verschmähen jedes





Gesichtsbemalung der Odschibwä, Nordamerika.

Nach W. J. Hoffman.

Gesichtsbemalung der Odschibwä, Nordamerika.

Die dargestellten Personen sind Mitglieder der großen Medizingesellschaft (Midē'wiwin), einer Art Geheimbund. Die Bemalung deutet an, welchem der vier Grade des Ordens die Einzelnen angehören; sie ist bei den verschiedenen Festen und Zeremonien verschieden.



Gesichtsbemalung der Odschibwä, Nordamerika.

Die dargestellten Personen sind Mitglieder der großen Medesing-Gesellschaft (Midē'wiwin), einer Art Geheimbund. Die Bemalung deutet an, welchem der vier Grade des Ordens die Einzelnen angehören; sie ist bei den verschiedenen Festen und Zeremonien verschieden.



äußerlichen Putzes so gut ein Zeichen völliger Dumpfheit wie ein solches der größten Reife des Charakters sein kann.

Als einfachste Formen des Schmuckes, der entfernt werden kann und deshalb einem Wandel des menschlichen Innenlebens äußerlich Rechnung zu tragen vermag, dürfen jene Veränderungen der Körperoberfläche gelten, die keine dauernden Folgen nach sich ziehen, also die Bemalung und die verschiedenen Haar- und Barttrachten. Dem Bemalen vorausgegangen ist wohl das Beschmieren der nackten Haut mit Erde zum Schutze gegen Kälte und Insektenstiche, also ein erster unbeholfener Versuch, eine Verstärkung der Haut und damit auch zugleich den Anfang einer Kleidung zu schaffen. Es sind auch heute noch bezeichnenderweise in erster Linie Erdfarben, die, mit Wasser, Fett oder Öl angerieben, zum Bemalen des Körpers benutzt werden, vor allem der weitverbreitete rote Eisenocker, dann weißer Thon, Kreide und gelber Ocker; seltener sind Pflanzenfarben in Gebrauch, wie Indigo, Rotholz, das in Südamerika besonders beliebte rote Urucu u. s. w., endlich noch Holzkohle und Blut. Die Bemalung ist, da sie beständig erneuert und verändert werden kann, ein viel lebhafteres Ausdrucksmittel wechselnder persönlicher Zustände als die ihr verwandte und zeitlich wahrscheinlich später erfundene Tättowierung. Wie im Bemalen des Körpers bei allen bedeutenden Gelegenheiten das Innenleben zu Tage tritt, wie hier ein mit leidenschaftlichem Ernst betriebenes Streben waltet, das äußere Aussehen der jeweiligen erregten Stimmung anzupassen, erkennt man vielleicht am besten, wenn man die weitläufigen Angaben genauer Beobachter, unter denen z. B. Roth, Spencer und Gillen oder Matthews zu nennen sind, über die Bräuche der Australier bei ihren Knabenweihen oder ihren festlichen Zusammenkünften und Tänzen mit Aufmerksamkeit liest. Jedem Tage, der eine neue Entwickelung bringt, jeder in den Zeremonien neu auftretenden Idee entspricht eine besondere Bemalung, zu der natürlich in der Regel auch noch allerlei anderer Ausputz des Körpers hinzutritt. Die Indianer Nordamerikas verhalten sich ganz ebenso (s. die beigeheftete Tafel „Gesichtsbemalung der Odschibwä, Nordamerika"). In derselben Weise werden die Vorgänge des täglichen Lebens durch Bemalen des Leibes allen sichtbar und verständlich dargestellt; daß auch wir für dieses Zurschaustellen bestimmter Zustände und Gedanken noch einen Rest von Verständnis haben, wenn wir das Ziel auch auf anderem Weg erreichen, beweisen unsere Trauerkleider und -Flöre, unsere feierlichen Gesellschaftstoiletten, Hoftrachten, Paradeuniformen. Besonders die Frauen zeigen in vielen Fällen ein Streben, ihre reichere und geschmeidigere Tracht den gegebenen Gelegenheiten und Stimmungen anzupassen; sie bewähren auch hier ihre Eigenart, der primitiven Natur innerlich näher zu bleiben und dem Triebe nach äußerlicher Charakterisierung, den beim Manne die vorwiegende Verstandesthätigkeit in Schranken hält, stärker zu unterliegen.

Das Bemalen ist weniger durch Nebenzwecke gestützt als das Tättowieren. Am meisten treten die Absichten mystischen Schutzes hervor, wobei dann wieder die gespenstische weiße Farbe bevorzugt wird. Aber die Bemalung kann auch, wie bei den Weibern der Monbuttu, die Schweinfurth beobachtete, ein rein launenhaft angebrachter Schmuck sein, der keiner besonderen Begründung bedarf und höchstens an die Grenzen gewisser herkömmlicher Modemuster gebunden erscheint, wie aller Schmuck und alle Kleidung überhaupt. Von den Haartrachten gilt zum Teil dasselbe. Im allgemeinen ist das Kürzen oder Aufbinden des lästig werdenden Haarwuchses eine praktische Maßregel, auch das Beschmieren des Haares mit Lehm ist wohl ursprünglich mehr gegen das Ungeziefer gerichtet als dem Wunsch nach Auszeichnung entsprungen, aber der Schmucktrieb wird durch diese kleinen Anstöße sofort in Wirksamkeit gebracht und kann mit

einem so bildsamen und stets sich erneuernden Stoffe, wie es das Haar ist, in launenhaftester Weise schalten. Eine der einfachsten Veränderungen ist das Wegrasieren eines Teiles des Haarwuchses, so daß entweder eine Tonsur entsteht, wie bei vielen südamerikanischen Indianerstämmen, oder die Stirne höher erscheint oder endlich die Seiten des Kopfes kahl werden und ein raupenförmiger Haarkamm oder ein Haarbüschel in der Mitte stehen bleibt. Bei Japanern, Chinesen und strenggläubigen Mohammedanern finden sich verschiedene Arten der Kopfrasur, die zugleich ein Abzeichen des Stammes und des Glaubens geworden sind, ihre beste Stütze aber wohl in hygienischen Erwägungen haben. Das Färben oder richtiger Entfärben des Haares mit Hilfe ätzender Mittel, wie des Kalkes, ist besonders in Melanesien bekannt und war auch bei den alten Kelten beliebt.

Die eigentlichen Haartrachten richten sich naturgemäß etwas nach der Beschaffenheit des Haares selbst; kraushaarige Völker sind immer geneigt, ihr Haar zu dichten Massen zu verfilzen, die oft durch Lehm vollends verklebt werden, und auf diese Weise plastische Gebilde zu formen, die dann durch allerlei Zusätze bis zu grotesker Größe gebracht werden können, straffhaarige Stämme pflegen dagegen weniger an ihrem Haare zu künsteln, überdies sind es bei ihnen nur oder doch vorzugsweise die Frauen mit ihrem längeren Haarwuchse, die größere Frisuren aufbauen und dann allerdings auch zuweilen mit fremdem Haar oder eingeschobenen Polstern und Wickeln arbeiten. Was auch bei Europäern in diesem Punkte möglich ist, haben die Haartrachten des 18. Jahrhunderts zur Genüge gezeigt. Als Hilfsgeräte der Haarfrisuren erscheinen überall kleine, oft noch mit Federn und dergleichen geschmückte Kämme und Nadeln. Von Barttrachten ist wenig zu sagen, da die meisten Naturvölker den Bart, der ohnehin oft dürftig ist, vollends auszureißen pflegen; wo Barttrachten vorkommen, begnügt man sich in der Regel mit dem Einflechten von Perlen oder anderen kleinen Schmucksachen. Perücken und künstliche Bärte werden namentlich bei gewissen Festlichkeiten, besonders bei Maskentänzen, angelegt, Perücken vereinzelt auch als wirkliche Volkstracht, die das natürliche Haar ganz versteckt, so lange Zeit im alten Ägypten, bei manchen melanesischen und afrikanischen Stämmen der Gegenwart (s. die obenstehende Abbildung) und als Mode wenigstens der Vornehmen vorübergehend auch in Europa.


Mann mit Perücke aus Ussoga, Ostafrika. Nach Kollmann.

Der Schmuck im engeren Sinne, der nur mechanisch und meist auch nur vorübergehend mit dem Körper verbunden ist, ordnet sich nach den Körperteilen, an denen er angebracht wird, in verschiedene Gruppen. Die Oberfläche des Leibes ist, wie sich das auch bei der Befestigung der Kleidung zeigt, mit ihrer Glätte und dem beständigen Spiele der Muskeln nicht geeignet, Schmucksachen so ohne weiteres oder allenfalls durch Vermittelung von Klebstoffen festzuhalten; wie man die Schwierigkeit zum Teile dadurch löst, daß man die Ohren, Lippen oder die Nase durchbohrt, ist schon erwähnt. Im übrigen empfiehlt sich das Umspannen der Extremitäten oder auch des Leibes selbst mit Ringen (s. die Abbildung, S. 401), Gurten und Schnüren, die entweder so straff angezogen werden, daß sie nicht herabrutschen können, oder die auf den natürlichen Stützpunkten der Schultern und der Hüften aufruhen, und die nun

entweder selbst schon Schmuck sind oder als Träger von Schmucksachen dienen. So entstehen die Finger-, Zehen-, Arm- und Beinringe, die Halsringe und -Bänder und die Schmuckgürtel. Nur der Kopf mit seinem Haarwuchs gestattet es, auch in anderer Weise Putz aller Art anzubringen.

Aus der Eigenart des Befestigens erklärt sich die Vorliebe, mit der man Schmucksachen verwendet, die aus kleinen, auf Schnüre aufgereihten Gegenständen bestehen, wie aus Samenkernen, kleinen Muscheln, Zähnen, Krallen, thönernen, steinernen, gläsernen und metallenen Perlen, Korallen, Bernsteinstücken u. s. w. Arm- und Beinringe dagegen werden aus Flechtwerk, Holz, Elfenbein, Muschelschalen und dergleichen hergestellt, überall aber, wo Metalle bekannt sind, mit besonderer Vorliebe aus diesen. Daß auch hierbei Liebhabereien wirken und nicht selten sehr geeignete Schmuckstoffe verschmäht werden, während man andere, weniger auffallende bevorzugt, ist nach allem bisher Gesagten selbstverständlich und fällt besonders bei der Verbreitung des Federschmucks auf. Vereinzelte Federn als Putz finden sich freilich bei den meisten Völkern (s. die Abbildung, S. 402); aber größere kunstvolle Federarbeiten kommen oder kamen nur in bestimmten Gebieten vor, so in manchen Teilen Süd- und Mittelamerikas (s. die Abbildung, S. 403), stellenweise in Afrika (s. die Abbildung, S. 404), auf Hawai und auf der melanesischen Insel Santa Cruz. Anderswo fertigt man wieder mühselig jene unscheinbaren Ketten aus Muschelstückchen, die zum Rang eines wirklichen Geldes emporgestiegen sind (vgl. die Abbildung, S. 294). Die zum Aufreihen verwendeten Stoffe, die großenteils zur Gruppe der Faserstoffe gehören, sind deshalb besonders interessant, weil anscheinend ihre Verwendung als Schmuckträger stellenweise älter ist als die zu textilen Zwecken. So fand Petherick, daß die Dinka am oberen Nil aus der Baumwolle keine Kleidungsstücke, sondern nur Fäden anfertigten, an denen sie Perlen aufreihten, und Ähnliches wird aus dem oberen Sambesigebiet berichtet, wo sich der Baumwollbau erst in neuerer Zeit allmählich eingebürgert hat.


Armring aus Schildpatt von Deutsch-Neuguinea. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 400.

Sobald die Oberfläche des Körpers durch die eigentliche Kleidung stärker verhüllt wird, entsteht eine neue, in vieler Beziehung anders geartete Oberfläche, die nun ihrerseits selbst schmückende Eigenschaften erhält, wie vorher die Haut, und an der sich auch Schmucksachen leichter befestigen lassen als an dieser. Auf die Kleidung kann Putz unmittelbar aufgenäht werden, oder man kann Schmucksteine, Perlen und dergleichen an Nadeln anbringen, die vielleicht zugleich zum Feststecken der Hüllen dienen. So mischt sich der Schmuck mit der Kleidung oft dermaßen, daß der Gedanke naheliegt, beide für gleichartig zu halten und das Entstehen der Körperhüllen kurzweg denselben Ursachen zuzuschreiben wie das der Schmucksachen. Aber vor einer genaueren Betrachtung kann diese Ansicht nicht standhalten.

Der Wunsch, die natürliche schützende Hülle des Körpers zu verstärken, muß dem Menschen, den kein Haar- oder Federkleid vor Frost und Sonnenbrand, vor Wind und Regen schützt, nahe genug liegen. Möglicherweise entstammt diese Nacktheit dem Umstande, daß sich das menschliche Geschlecht unter einem tropisch heißen Himmel zuerst in seiner Eigenart entwickelt hat; aber auch der Tropenbewohner weiß die Vorteile einer schützenden Hülle zu würdigen, wie die schnelle Verbreitung europäischer Trachten unter Naturvölkern beweist; von den Paumari in Amazonas behauptet z. B. Ehrenreich, daß ihnen bei der furchtbaren Insektenplage, der sie fast das ganze Jahr hindurch ausgesetzt sind, die aus Hemd und Hose bestehende europäische Kleidung ein dringendes Bedürfnis geworden ist, und wie verhängnisvoll den dürftig bekleideten Negern oft das rasche Herabgehen der Temperatur wird, haben Afrikareisende häufig

beobachtet. Wenn nun gar Teile der Menschheit sich kälteren Gegenden zuwandten oder, wie zur Diluvialzeit, eine starke Abkühlung ihres früher wärmeren Wohngebietes erlebten, mußten die Umstände zur Erfindung schützender Körperhüllen hindrängen.

Es ließ sich freilich auch ohnedies ein gewisser Schutz der Haut auf die allereinfachste Weise erreichen. „Die Sonne", sagt Burton von der Urbevölkerung Ostafrikas, „der Rauch und das Feuer nebst Fett und altem Schmutze sind noch die barbarische Lieblingskleidung." In der That ist Unreinlichkeit der Haut, die noch durch absichtliches Beschmieren mit Öl, Fett und Lehm vermehrt werden kann, eine nicht ganz zu verachtende Schutzwehr gegen die Kälte und gegen die Angriffe der Insekten. Es gibt namentlich in Hochasien noch heute zahllose Menschen, die sich überhaupt niemals waschen, und auch bei den Tinnehstämmen Nordamerikas ist nach dem Zeugnisse Morices das Waschen erst durch die Europäer eingeführt worden und beschränkt sich auch jetzt noch auf ein Abspülen der Hände. Wo Reinlichkeit geübt wird, beeilt man sich oft, nach jeder Reinigung dem Körper wieder einen schützenden Überzug zu geben; der Bewohner Unyamwesis z. B. wäscht sich, ähnlich wie das die Eskimo zu thun pflegen, täglich mit Urin, spült mit warmem Wasser nach, reibt dann den ganzen Körper mit Rizinus- oder Erdnußöl ein und bestreicht sich endlich mit roter Erde. Von Haarpflege im Sinne der Reinlichkeit ist meist noch weniger die Rede, obwohl Kämme stellenweise vorkommen (s. die Abbildung, S. 405).



Mütze von Holländisch-Borneo. Darunter ein Stück des Geflechtes, vergrößert. Nach Ling Roth. Vgl. Text, S. 401.

Sieht man von solchen unmittelbar mit der Haut verbundenen Körperhüllen ab, so gibt es zweifellos zahlreiche Völker, die eine Kleidung überhaupt nicht kennen. Gerade bei diesen aber wird es vielleicht möglich sein, Näheres darüber zu ermitteln, welche Anstöße es wohl sein mögen, die ein Entstehen der Kleidung bewirken. Schon bei der Betrachtung des Schmuckes ergab es sich, daß die ganze Erscheinung zwar von einem sehr tiefen, triebartig wirkenden Beweggrund verursacht wurde, daß aber der Trieb, um ans Licht zu treten, kleiner äußerlicher Anlässe bedurfte, und daß ihm ferner, sobald er schöpferisch auftrat, das Bewußtsein sofort neue, unterstützende oder ergänzende Ursachen unterschob. Ein Blick auf die thatsächlichen Verhältnisse zeigt, daß auch das Entstehen der Kleidung nicht einfach aus dem vorhandenen Bedürfnisse zu erklären ist. Im übrigen aber liegt die Sache doch anders als beim Schmucke: während diesem ein Trieb zu Grunde lag, dem dann allerlei praktische Erfahrungen zu Hilfe kamen, wird hier die Erfüllung einer praktischen Notwendigkeit durch einen Trieb oder richtiger ein Gefühl unterstützt und vielfach erst hervorgerufen, das selbst erst ein Ergebnis der gesellschaftlichen Entwickelung ist, durch das Gefühl der Geschlechtsmoral. Es hieße eine richtige Thatsache sehr schief und ungenau ausdrücken, wenn man das Entstehen der Kleidung nun einfach als eine Folge des Schamgefühls bezeichnen wollte, und es ist keine Riesenaufgabe, diese ungeschickte Behauptung durch zahlreiche Beispiele und Beweise umzustoßen; die Thatsache aber, daß die Anfänge der geschlechtlichen Sittlichkeit mit denen der Kleidung sehr eng verknüpft sind, daß beide Erscheinungen bald parallel gehen, bald sich gegenseitig beeinflussen und verstärken, wird dadurch nicht im mindesten erschüttert. Da nun die Geschlechtsmoral, wie wir früher gesehen haben, ein Zeugnis fortschreitender sozialer Veredelung, ein Sieg des Bewußtseins und der geistigen Mächte überhaupt über die rein tierischen

Triebe ist, so gewinnt die Urgeschichte der Kleidung auch für die geistige und sittliche Kultur des Menschengeschlechtes eine hohe Wichtigkeit. Es würde über diese an sich leicht verständlichen Dinge weniger gelehrter Streit entstanden sein, wenn nicht die Neigung herrschte, entweder alle Erscheinungen auf einen einzigen, womöglich recht vernunftgemäßen Grund zurückzuführen oder die verschiedenen Ursachen unorganisch gewissermaßen zu beliebiger Auswahl nebeneinander stehen zu lassen, statt sie geistig zu verknüpfen und das innere Getriebe ihrer sich bald unterstützenden, bald hemmenden Wirksamkeit zu zeigen.

Wer sich nicht hartnäckig an einzelne Widersprüche klammert, sondern das große Bild der Menschheit ruhig zu überschauen vermag, wird die Thatsache zugeben, daß die Kleidung fast überall mit einer Verhüllung der Geschlechtsteile beginnt, und daß auch bei sehr primitiven Völkern ein gewisses Schamgefühl in dieser Beziehung lebendig ist. Kleidung und Schamgefühl bedingen einander freilich nicht ohne weiteres. Es ist recht wohl möglich, daß manche Arten der Verhüllung, namentlich bei Männern, zunächst nur einen Schutz bezwecken, mit Regungen der Sittlichkeit also nichts zu thun haben; anderseits äußert sich vielfach auch dort in charakteristischer Weise die Schamhaftigkeit, wo keine oder nur eine äußerst geringfügige Hülle nachzuweisen ist. In der Regel ist aber ein enger Zusammenhang vorhanden. Selbst wo sich die „Hülle" des männlichen Geschlechtes nur auf ein Zusammenschnüren der Vorhaut beschränkt, wie bei den Markesanern und in den Badestuben der Eskimo, oder auf eine kleine Muschelkappe, wie auf den Admiralitätsinseln, wird eine Entblößung in Gegenwart von Frauen für höchst unschicklich gehalten; bei den Admiralitätsinsulanern beobachtete La Billardière sogar, daß sie sich sorgfältig von ihm abwandten und den Gürtel herabließen, wenn sie ihre Muschel abnahmen, um sie ihm zu verkaufen. Beispiele dieser Art ließen sich in Menge beibringen. Es mag nur noch darauf hingewiesen sein, daß in den Fällen, wo die Kleidung abgelegt wird, also namentlich beim Baden, bei vielen Völkern sehr sorgfältig darauf geachtet wird, daß keine Person des anderen Geschlechtes die Entblößten erblickt. Bei den Maori, deren Sitten sich freilich durch die Berührung mit Europäern nicht gebessert haben, war es früher den Männern verboten, den Badeplätzen der Frauen nahezukommen. Auf Nias müssen nach Rosenberg Leute, die sich einem Badeplatze nähern, vorher stehen bleiben und rufen, und in manchen Gegenden des Battaklandes wird jeder mit 1 bis 2 Tails



Kopfschmuck der Bakairi, Brasilien. Museum für Völkerkunde in Leipzig. Vgl. Text, S. 401.

bestraft, der an den Fluß geht, ohne „Boa" zu rufen, und unbekleidete Frauen im Bade überrascht. Clarke erwähnt sogar ein Gesetz der Mandingo, das den zur Sklaverei verurteilt, der badende Weiber belauscht. Als Hilfsmotiv, das bei allen sittlichen Geboten wiederkehrt und auch bei uns in der Form der Androhung höllischer Strafen noch gern verwendet wird, tritt zuweilen die Furcht hinzu, daß der Anblick unverhüllter Menschen Gefahr bringt. Auf den Neuen Hebriden vermeiden es nach Somervilles Angabe die Mädchen sorgfältig, einen völlig nackten Mann zu sehen, weil das üble Folgen für die Gesundheit haben könnte; auch auf Neuguinea, in der Nähe von Friedrich-Wilhelmshafen, beobachtete Finsch, wie alle Frauen und Mädchen ängstlich ihre Gesichter verbargen, als ein Matrose sich in ihrer Gegenwart kurzweg entkleidete und ein Bad nahm.



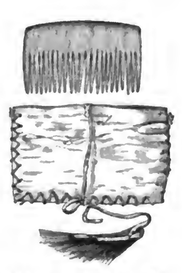
Männerhut der Bakuba, Congostaat. Museum für Völkerkunde in Leipzig. Vgl. Text, S. 401.

Von einer gleichartigen Verbreitung jener besonderen Abart der Schamgefühle, die sich auf die Geschlechtsorgane bezieht, kann natürlich keine Rede sein, da sich auch hier die merkwürdigen Extreme der Entwickelung finden müssen, die für alle Naturvölker charakteristisch sind. Im ganzen wird man sagen dürfen, daß sich das Schamgefühl oder, allgemeiner gesprochen, das äußerliche Zurückdrängen der Sinnlichkeit einigermaßen parallel den gesellschaftlichen Formen, vor allem der Ehe, entwickelt; aber selbstverständlich spielen auch andere Verhältnisse mit hinein. Kleine, isolierte Stämme, die mehr eine Art großer Familien bilden, werden in der Regel ungezwungenere Anschauungen haben als andere, die zahlreicher und in beständigem Verkehr mit Fremden sind. Die Neigung der Männer zur Eifersucht, die an sich gar nichts mit sittlichen Regungen zu thun zu haben braucht, kann sehr entschieden auf die Frauentracht einwirken, indem die Gattin gezwungen wird, sich stark zu verhüllen und alle Reizmittel zu vermeiden; in dieser Weise behandelten nach den Angaben Krascheninnikows die als eifersüchtig bekannten Korjäken ihre Frauen, während die in jeder Beziehung sehr nachsichtigen Kamtschadalen ihnen volle Freiheit auch in der Tracht ließen. Wo einmal ein Anstoß dazu gegeben ist, kann sich selbst ein rein äußerliches Schamgefühl, das mit innerer Sittlichkeit nicht zu verwechseln ist, bis zum äußersten entwickeln. Brown berichtet, daß mehrmals Weiber der Maori Selbstmord begingen, weil man behauptete, sie wären nackt gesehen worden.

Es ist ferner auch begreiflich, daß im allgemeinen das Schamgefühl um so lebhafter und empfindlicher wird, je vollständiger die Verhüllung des Körpers ist, und je regelmäßiger sie getragen wird, aber ein strenger ursächlicher Zusammenhang besteht keineswegs: Völker mit sehr geringfügiger Bekleidung haben oft ein höchst entwickeltes Schamgefühl, wie das z. B. Weber von den Gebirgsstämmen der Insel Flores berichtet, andere dagegen, denen es an reichlichen Hüllen nicht fehlt, zeigen eine merkwürdige Harmlosigkeit. Die Unbefangenheit, mit der sich in Japan beide Geschlechter nebeneinander im gleichen Bad ergötzen, hat von jeher das Staunen der europäischen Besucher erregt, im Grunde mit Unrecht, denn ein Blick auf ältere deutsche

Kupferstiche und Holzschnitte hätte sie belehren können, daß auch bei uns früher Unerhörtes an Naivetät geleistet wurde. Die durch Kleiderfülle erzeugte Schicklichkeit hat auch mehr einen äußerlichen Charakter, da sie mit der sittlichen Grundlage des Schamgefühls nur lose zusammenhängt. Es ist bezeichnend, daß in Uganda, wo an Fell- und Rindenstoffen Überfluß vorhanden ist, es bei schwerer Strafe verboten war, sich unvollständig bekleidet auf der Straße zu zeigen, während wenigstens die jungen Mädchen im Inneren der Häuser vollständig nackt zu gehen pflegten.

Daß das Wort Schamgefühl gerade in Bezug auf geschlechtliche Verhältnisse mit Vorliebe angewendet wird, bezeugt ebenso wie der Ausdruck Schamteile (pudenda), daß die Empfindung sich auf dem Gebiete der Geschlechtsmoral am lebhaftesten und auffallendsten äußert; aber deshalb ist sie durchaus keine rätselhafte, nur auf dieses engere Gebiet beschränkte Erscheinung. Was wir Scham nennen, ist ein echtes Gesellschaftsgefühl, eine Art äußerliches Gewissen, das im übrigen ganz dieser dem Innenleben angehörenden Empfindung entspricht. Gewissensbisse kann man auch in der Einsamkeit empfinden, obwohl auch ihnen immer ein Vergehen gegen andere, mögen es nun Menschen oder übernatürliche Mächte sein, wenigstens mittelbar zu Grunde liegen wird; die Scham äußert sich nur in Gegenwart anderer, denn sie ist weiter nichts als das unangenehme Gefühl, gegen die Gesetze der Gesellschaft verstoßen zu haben. Was für Gesetze das sind, ist dabei gleichgültig, nur daß sich die Stärke des Schamgefühls nach der wirklichen oder scheinbaren Wichtigkeit dieser Regeln richtet. Dabei wäre es nun ganz verfehlt, das Schamgefühl für ein Erzeugnis der höheren Kultur zu halten und es den „rohen Wilden“ kurzweg abzusprechen: überall tritt uns ja die Thatsache entgegen, daß die Macht der Gesellschaft über den Einzelnen gerade in primitiven Verhältnissen am stärksten ist, daß gerade hier eine selbst äußerliche und zufällige Abweichung vom einmal angenommenen Typus schwerer geahndet zu werden pflegt, weil das starke Gesellschaftsgefühl nur Gleichartiges duldet und Abweichendes ohne Gnade vernichtet oder verstößt.



Kamm der Eskimo mit Birkenrindenfutteral und Reiniger. Nach L. M. Turner. Vgl. Text, S. 402.

Das Schamgefühl ist also im Grunde nichts weiter als eine Empfindung der Angst. Auch der Europäer, der einen gesellschaftlichen Verstoß begeht, wird vielleicht oft zugeben müssen, daß seiner Beschämung das Angstgefühl zu Grunde liegt, in der Gesellschaft „unmöglich“ zu werden; besonders Angehörige gewisser starr und vornehm abgeschlossener Gesellschaftsgruppen, die in diesem Sinne der allgemeinen Kulturmischung gegenüber als primitive Reste gelten dürfen, stehen dieser Gefahr leicht einmal gegenüber. Auch in diesem Falle können die Regeln, gegen die verstoßen wird, ganz äußerlich und vielleicht sinnlos sein, ohne daß sich die Wirkung ändert. Ein hellgrauer Sommeranzug ist gewiß eine durchaus anständige Tracht, aber der harmlose Jüngling, der aus Unkenntnis der Verhältnisse in diesem Aufzuge unter eine Gesellschaft steifbefrackter ernster Männer tritt, wird unter den vorwurfsvollen Blicken der Versammlung die Regungen des Schamgefühls vorzüglich an sich selbst studieren können.

Die Angstempfindung, die man als Scham bezeichnet, ist ein großes Erziehungsmittel der Menschheit, das bei jedem gesellschaftlichen Fortschritt angewendet wird, ja ohne das der Fortschritt undenkbar wäre. Wenn wir demnach Anfänge der geschlechtlichen Sittlichkeit, also der Zähmung und Regelung eines der stärksten Triebe, auch bei den tiefststehenden Völkern

finden, so müssen unzweifelhaft schon die ersten, wenn auch noch so geringen und leicht zu übersehenden Spuren eines geschlechtlichen Schamgefühls vorhanden sein, und dieses Gefühl wird sich, wie alle Regungen des Innenlebens, äußerlich darzustellen suchen. Wie könnte es dies aber einfacher und charakteristischer thun, als indem es die Werkzeuge der Sinnlichkeit den Blicken entzieht? Selten werden Theorie und Erfahrung so gut zusammenstimmen wie in diesem Falle; aber auch die weitere Thatsache, daß die Schamhülle in der Regel den ersten Anstoß zur schützenden Umhüllung des Körpers gibt, ist angesichts der Verhältnisse bei den Naturvölkern nicht wohl zu leugnen.

Sie gibt „in der Regel" den Anstoß, denn aus der Schambedeckung entwickelt sich die Verhüllung des Unterkörpers, die bei so vielen Völkern noch heute als Kleidung genügen muß. Macht man als Gegenprobe den Versuch, andere Anfänge primitiver Kleidung aufzufinden, so ist der Erfolg nur sehr gering. Bei Bewohnern kälterer Gegenden, wie noch heute bei den Feuerländern, mag der Wunsch nach einem Schutz gegen das Wetter unmittelbar zur Erfindung von Hüllen geführt haben, die über die Schulter geworfen werden; vielleicht ist dieser Weg der Entwickelung öfter betreten worden, als sich heute noch nachweisen läßt, aber mit Bestimmtheit ist darüber nichts zu sagen. In Australien und Tasmanien wieder scheint das Tragekleid, in das die Mutter ihren Säugling hüllt, zugleich einen Anfang der Frauentracht gebildet zu haben, ohne daß sich indessen dieser Keim erheblich weiter entwickelt hätte. Der Schmuck endlich trägt wohl vielfach zur weiteren Fortbildung der Kleidung bei, aber an der Schwelle der Entwickelung scheint er, soweit sich das übersehen läßt, kaum irgendwo zu stehen.

Im großen und ganzen ist also die Schamhülle der Anfang einer vollständigen Bekleidung des Körpers und zugleich ein äußerer Ausdruck der geschlechtlichen Verhältnisse. Wie sehr gerade das letztere von ihr gilt, wird zur Genüge dadurch bewiesen, daß sich die Unterschiede der Geschlechter und des Verhältnisses der Frauen zu den Männern selbst in den primitivsten Trachten deutlich ausgesprochen finden.

Eine wichtige Thatsache ist zuerst zu erwähnen: bei den Naturstämmen und selbst bei fortgeschritteneren Völkern wärmerer Zonen läßt man die Kinder nackt laufen, und zwar meist bis zum Alter der Geschlechtsreife; das Reifefest wird oft durch das Anlegen der ersten Kleidung auch äußerlich charakterisiert. Der Hauptgrund dieser altverbreiteten Sitte ist eben der, daß die Kinder noch als geschlechtslose Wesen gelten können, auf die das Gesetz der Schicklichkeit noch keine Anwendung findet; dagegen widerstreitet sie sehr entschieden den Versuchen, die Schamhülle als Schutzmittel zu charakterisieren, denn gerade die Kinder würden eines Schutzes dringender bedürfen als die Erwachsenen. Aber auch weitere soziale Thatsachen treten im Fehlen der Tracht hervor. Fast überall, wo unter der Jugend die freie Liebe herrscht, die Mädchen also den Bewerbungen aller freigegeben sind, geht die weibliche Jugend bis zur Verheiratung völlig nackt oder nur mit einer minimalen Hülle bekleidet, während die verheirateten Frauen stets stärker verhüllt sind und oft auch noch die Brust unter einem besonderen Kleidungsstück verstecken. Bei den Männern, auf deren inneres Wesen der Geschlechtsverkehr viel geringeren Einfluß ausübt als auf die Frauen, tritt das auch in der Tracht hervor: im allgemeinen ist der Mann weniger vollständig bekleidet als das verheiratete Weib, auch pflegt er wohl die Zeit der Pubertät, nicht aber den Augenblick der Eheschließung durch Annahme der Kleidung oder einen Wechsel in der Tracht zu feiern. Bei vielen Naturvölkern verschmähen Männer und junge Mädchen jede Hülle, aber den verheirateten Frauen wird kaum irgendwo wenigstens die Andeutung einer Schambedeckung fehlen. Für wie selbstverständlich die stärkere Bekleidung der

Frauen gilt, zeigt das Erstaunen Herodots über die befremdliche Thatsache, daß bei den Ägyptern der Mann zwei Kleidungsstücke trug, die Frauen nur eins.

Immerhin fehlt es, da bei der weiteren Entwickelung der Tracht auch neue Beweggründe zu wirken beginnen, bei den heutigen Naturvölkern nicht ganz an ähnlichen Beispielen; indem nämlich die Tracht zum Schmuck und zum Wertbesitz wird und also zugleich als äußerer Ausdruck der Macht und des Besitzes gilt, wird Kleiderfülle leicht einmal zum Vorrecht der Männer. Wenn z. B. bei den Wintun Kaliforniens die alten Weiber am dürftigsten bekleidet sind, so spricht sich darin einfach ihre machtlose und verachtete Stellung aus. Die Sitte, einen Teil des Körpers beim Gruße zu entblößen, deutet auch darauf hin, daß dem Mangel an Kleidung schon früh der Sinn von Armut, Ergebenheit, Dienstbarkeit und Demut beigelegt wird. In diesem Falle kann Unverhülltheit als Zeichen der Ergebenheit erscheinen, wie in der javanischen Hoftracht (s. die nebenstehende Abbildung). Aber daneben wird immer der Gedanke lebendig bleiben, daß teilweise Verhüllung des Körpers ein Gebot des Anstandes, Nacktheit ein Verstoß gegen die gute Sitte und ein Ausdruck der Mißachtung ist, und auch diese Idee kann bis zum äußersten durchgeführt werden; so war es, wie Gellius berichtet, dem römischen Flamen Dialis nicht gestattet, sich unter freiem Himmel zu entkleiden, damit Jupiter nicht seinen Priester entblößt sähe, ja seine Kopfbedeckung durfte er ursprünglich nicht einmal in seiner Wohnung abnehmen.



Hofkostüm in Djotjokarta auf Java. Nach Photographie.

Da es die Gewohnheiten der Gesellschaft, wie bei uns, dahin bringen können, daß schließlich der größte Teil des Körpers in Gegenwart anderer verhüllt bleiben muß, wenn nicht jene Verstimmungen entstehen sollen, die jede Verletzung gesellschaftlicher Formen begleiten, so ist es verständlich, daß bei primitiveren Völkern auch einmal das Schicklichkeitsgefühl mit Lebhaftigkeit die Verhüllung anderer Körperteile als gerade der Geschlechtsorgane fordert, wenn auch die letzteren immer die eigentlichen Pudenda bleiben. Bei Wüstenbewohnern, die das Gesicht durch einen Schleier gegen Staub, Hitze und Trockenheit der Luft zu schützen pflegen, ist dieser Schleier vielfach ein unentbehrlicher Bestandteil der schicklichen Kleidung geworden und hat sich im Gefolge des Islam auch über Gebiete verbreitet, in denen das Klima ihn nicht fordert. Bei den Tuareg und anderen Stämmen der Sahara enthüllt auch der Mann nur im äußersten Notfall Fremden gegenüber das Gesicht; im Bereiche des Islam ist dagegen die Frau die Schleierträgerin, und hier hat sich in der That stellenweise das Schamgefühl,

wenn der Ausdruck erlaubt ist, auf das Gesicht konzentriert; es ist öfter als komische Episode erzählt worden, daß ägyptische Frauen beim Durchschreiten eines Gewässers harmlos ihre Röcke über den Kopf streiften, ganz beruhigt in dem Bewußtsein, daß wenigstens ihr Gesicht nicht gesehen würde. Indessen darf man derartige Natürlichkeiten, die im Grunde überall einmal vorkommen können, nicht überschätzen. Selbst das ausgesprochene religiöse Gebot des Islam ist nicht im stande gewesen, die Frauen überall im Bereiche dieser Glaubensform zum Anlegen des Gesichtsschleiers zu zwingen, namentlich fehlt er in Südarabien und in Afrika mit Ausnahme des größten Teiles der Nordküste und der Wüste; der Unterleib wird dagegen überall sorgsam verhüllt.

Nur eine Abart der Schamhülle dürfte die Bedeckung des Gesäßes sein, die bei afrikanischen Stämmen verhältnismäßig häufig gefunden wird, zuweilen die erstere ganz ersetzt und oft von der Sitte streng vorgeschrieben ist. Vogel sah z. B. ein nacktes Tuboriweib, das von den Bornuanern gefangen worden war und sich nicht erheben wollte, bis man ihr einen grünen Zweig reichte, mit dem sie dann das Gesäß verhüllte. Daß diese Art der Kleidung vorzugsweise bei den Frauen vorkommt, die während der Feldarbeit eine gebückte Stellung einnehmen, erklärt einigermaßen die Entstehung der merkwürdigen Sitte, daneben vielleicht auch der psychologische Beweggrund, daß die Rückseite des Körpers nicht durch den Blick geschützt ist und leichter von Unberufenen betrachtet werden kann. In der Regel versteht man dabei, auch wo eine vordere Schamhülle fehlt, die Gebote des Schamgefühls durch geschickte Körperhaltung doch zu erfüllen.



Lendenschnur der A-lur, Zentralafrika, mit Muschelperlen. Nach Stuhlmann.

Um ein volles Verständnis für die Anfänge der Kleidung zu gewinnen, muß man auch die Reste, Spuren und Andeutungen beachten, die als Ergebnisse der Entwickelung gerade auf diesem Gebiete vielfach zurückbleiben oder auch als erste Anzeichen einen Fortschritt einleiten. Die Hüftschnur, an der die Schamhülle befestigt zu werden pflegt, wird namentlich von Kindern oft schon getragen, ehe die Hülle selbst angelegt wird, und dient dann nicht selten, indem sie mit Muscheln, Perlen u. dgl. verziert wird, gleichzeitig als Schmuck (s. die obenstehende Abbildung). Anderwärts wird wieder der Gürtel mit Vorliebe dazu benutzt, Gegenstände aller Art, Waffen, Feuerzeug u. s. w., an ihn anzuhängen oder sonst zu befestigen (s. die Abbildung, S. 409), so daß seine ursprüngliche Bedeutung sehr zurücktritt. Wo die Kleidung vernachlässigt wird, bleibt oft die Hüftschnur erhalten und kann unter Umständen darauf hindeuten, daß ehemals vollständigere Verhüllung üblich war. In Afrika wird bei vielen Stämmen von den verheirateten Frauen ein Stück Tuch an einer Schnur über die Brust getragen, aber oft findet sich, namentlich bei jungen Mädchen, nur die Schnur ohne das Tuch. Wie bei reicherer Entwickelung der Tracht derartige bloße Andeutungen die Sache selbst vertreten müssen, ist bekannt genug; es sei nur an die dürftigen Schwänze des Frackes erinnert, die eigentlich die zurückgeschlagenen Flügel eines langen Rockes bedeuten sollen, oder an die bunten Kragen und Ärmelaufschläge unseres Militärs, die ursprünglich das farbige Unterfutter zeigten und jetzt einfach aufgenäht sind, oder an die abnehmbaren Hemdenkragen und Manschetten, von deren Aussehen man jetzt nicht mehr auf die Reinheit des Unterzeuges schließen kann.

Dieser heuchlerische Aufputz erinnert daran, daß die Kleidung allmählich mit dem Schmuck verschmilzt und selbst einen Teil von dessen Aufgaben übernimmt. Dadurch kommt sie nun

leicht mit ihrer ursprünglichen Eigenart in Widerspruch: während sie die Bestimmung hat, zu verhüllen, die herausfordernde Erscheinung des Sinnlichen abzuschwächen und zu verheimlichen, will der Schmuck gerade Aufmerksamkeit erregen, ja oft genug dient er als ein Lockmittel der Sinnlichkeit. Das Widerspiel dieser beiden Ziele zeigt sich bei der weiteren Fortbildung namentlich der weiblichen Tracht oft in sehr reizvoller Weise, um so mehr, als dieser Widerspruch ganz der naturgemäßen weiblichen Liebestaktik mit ihrem wechselnden Anziehen und Abstoßen, Erwärmen und Abkühlen des Bewerbers entspricht. Das Weib muß seinen Körper mehr sprechen lassen als der Mann und hat es immer verstanden, die beiden scheinbar einander ausschließenden Aufgaben der Tracht geschickt zu versöhnen.

Bei alledem wird mit fortschreitender Kultur auch das praktische Ziel der Kleidung, den Körper gegen die Einflüsse der Witterung zu schützen, immer vollkommener erreicht. Zwei Schwierigkeiten drängen sich hier auf und geben zugleich die Gesichtspunkte für eine übersichtliche Betrachtung: es handelt sich erstens um die Aufgabe, Stoffe am Körper so zu befestigen, daß sie auch bei heftigen Bewegungen nicht herabgleiten, und es gilt weiterhin, unter den vorhandenen Stoffen selbst eine passende Auswahl zu treffen oder neue, zur Anfertigung von Kleidung geeignete Stoffe zu erfinden und herzustellen.

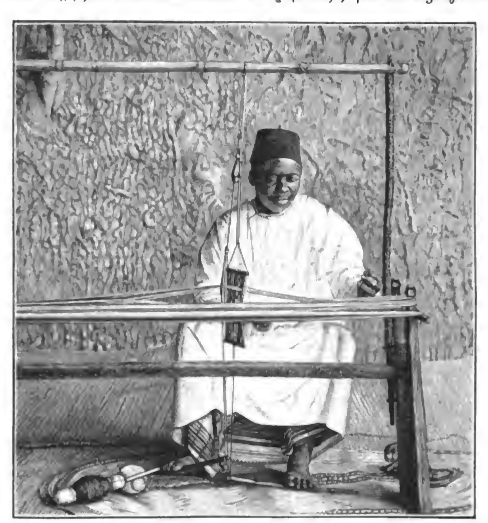


Lendenschnur mit Felltasche, Feuerholz und Nadelbüchse aus Ostafrika. Nach Kollmann. Vgl. Text, S. 408.

Bei der Besprechung des Schmuckes sind schon die Körperteile genannt worden, die als Stützpunkte der Tracht dienen können, nämlich die Hüften, die Schultern und der Kopf, und es ist auch nicht unerwähnt geblieben, daß durch straffes Umschnüren der Arme und Beine ebenfalls eine haltbare Befestigung gewonnen werden kann. Alle diese Möglichkeiten werden denn auch einzeln oder zusammen benutzt. Man kann Stoffe schürzenartig an einer Lendenschnur befestigen oder auch ein vollständiges Hüfttuch, das dann oft durch bloßes Aufrollen festgehalten wird, über den Unterleib und die Schenkel herabfallen lassen, oder endlich ein zusammengerolltes, um die Hüften gewundenes Tuch (Languti der Inder) straff zwischen den Beinen hindurchziehen. Die Schultern werden von Naturvölkern seltener zur Befestigung von Hüllen verwendet, da diese, wenn sie so kurz sind wie etwa die kleinen Kriegsmäntel der Massai, nur wenig Schutz gewähren, reichere Kleidung aber wenigstens in tropischen Gegenden bei Jagd und Arbeit hindern würde. Am ersten bedient sich noch die Frauentracht, die immer nach Erweiterung strebt, der neuen Stütze, aber vielfach gelingt es auch, durch das oben erwähnte Aufrollen des Stoffes ein Kleidungsstück so zu befestigen, daß es unter den Schultern und über der Brust fest anliegt und von da herabfällt, ohne daß die Achseln bedeckt oder belastet werden. Der Kopf vollends dient, abgesehen von kleineren Kopfhüllen, nur bei völliger Verhüllung des Körpers mit als Stütze der Kleider. Wo sich dagegen, wie bei der europäischen Tracht, die Stoffe fest um den Körper und die Glieder schließen, wird auch dadurch ein festerer Sitz erzielt. Im ganzen sind wir dahin gekommen, wenigstens in der Männertracht das Hauptgewicht dem leistungsfähigsten Teile, den Schultern, zuzuschieben und das gesundheitsschädliche Zusammenschnüren der Hüften fast ganz aufzugeben; selbst das Beinkleid wird in der Regel mit Trageriemen an der Achsel befestigt.

Die allmähliche Vermehrung der Hüllen erfolgt in verschiedener Weise: bald muß ein einziges großes Kleidungsstück, eine Art Einheitskleidung, fast den ganzen Körper schützen, wie

der Filzkaftan der mongolischen Stämme, bald wächst die Tracht aus den Bedeckungen der einzelnen Körperteile nach und nach zu einer vollständigen Hülle zusammen. Bei malayischen Stämmen erscheint zwischen dem um die Hüften geschlungenen Sarong und dem kleinen Jäckchen, das die Brust verhüllt, oft noch ein breiter Streifen des nackten Leibes; wird dagegen die Schulterhülle so weit nach unten verlängert, daß sie auch den Unterleib mit bedeckt, so entsteht das Hemd, der eine Haupt- und Urbestandteil der heutigen europäischen Männertracht, deren zweiter die im Norden aus dem Hüftschurz hervorgegangene anliegende Hose ist. Die Völker des klassischen Altertums kannten die Hose nicht, sondern ergänzten das Hemd durch einen mantelartigen Überwurf, Ägypter und Assyrer dagegen unterschieden sich nach Kretschmar dadurch, daß bei jenen die Lendenhülle, bei diesen das Hemd die Grundlage der Kleidung bildete. Auch bei den Griechen ist wohl die unmittelbare Schamhülle erst nachträglich weggefallen, denn wenigstens auf den Darstellungen der mykenischen Kultur erscheinen die Männer mit einem stark vorspringenden Hüftgurt und Lendenschurz, und Milchhöfer weist darauf hin, daß dieser Gurt auch auf altgriechischen Bronzen zu erkennen ist.

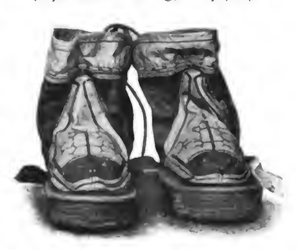


Suaheli am Webstuhl, Ostafrika. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 411.

Einen Versuch, die Trachten in große Gruppen einzuteilen, die den klimatischen Verhältnissen entsprechen, hat Gerland unternommen, und zwar unterscheidet er die boreale, die subtropische und die tropische Tracht. „Unter tropischer Tracht", schreibt er, „ist zusammengefaßt völliges Nacktgehen oder Nacktsein des größten Teiles des Körpers, während ein Gurt oder Hüftumschlag, der sich bisweilen zum Rock verlängert, die Bekleidung bildet, wozu noch ein zeitweiliger Schulterüberwurf kommen kann, sowie die verschiedensten Kopfbedeckungen. Hier ist also der Gurt das Hauptbekleidungsstück. Dagegen hat die subtropische Tracht den Mantel besonders entwickelt, läßt aber noch große Teile des Leibes frei. Sie besteht meist aus einem hemdartigen Rock, der länger oder kürzer, gegürtet oder ungegürtet sein kann, sowie aus einer großen Umhüllung des Gesamtkörpers, die als freibeweglicher Mantel je nach Bedürfnis

jahres- und tageszeitlich enger, wärmer und loser, kühler angewandt werden kann. Immer läßt sich auch diese Tracht rasch auf ein Minimum reduzieren. Die boreale Tracht umhüllt dagegen den ganzen Körper, ist nicht leicht ablegbar und dem Leib eng anliegend. Sie ist zur Kleidung der Kultur geworden und wird wohl einst den Erdball beherrschen." Die boreale Tracht zerlegt Gerland wieder in die boreal-gemäßigte und in die arktische Kleidung. Er weist übrigens selbst darauf hin, daß die tropische Tracht einst die verbreitetste und wohl überall die älteste Form war, und daß selbst bis zur Gegenwart sich „tropische" Elemente in europäischen Trachten finden, wie das die hosenlosen Bewohner der schottischen Hochlande beweisen, deren Kleidung in historischer Zeit noch viel geringfügiger war als jetzt.

Ganz befriedigend kann eine Einteilung der Tracht nach klimatischen Gesichtspunkten allerdings niemals sein, da sich ja, wie wir gesehen haben, die Kleidung als schützende Hülle erst nach und nach und unter dem Einfluß vieler Nebenursachen entwickelt. Ist doch selbst der Stoff der Tracht nicht ohne Bedeutung, da überall dort, wo Stoffe in Fülle vorhanden sind oder hergestellt werden, die Kleidung reichlicher wird (s. die Abbildung, S. 410) und außerdem auch in den Tropen die Verhüllung um so vollständiger sein kann, je feinere und dünnere Zeuge man zu fertigen versteht, während wieder in gemäßigten und kalten Strichen die Kleidung nach den Jahreszeiten wechselt und nach Bedürfnis verstärkt und verringert werden kann.



Pelzstiefel der Ostjaken, Sibirien. Bremer Museum.

Da die Polarvölker am meisten mit der Ungunst des Klimas zu kämpfen haben, ist auch ihre Kleidung am reichlichsten und entspricht am meisten dem Ideal einer vollständigen Körperhülle. Zweifellos stammen auch aus der nördlichen kalten Zone die meisten Verbesserungen der Tracht, mit denen selbst die Kulturvölker der gemäßigten und wärmeren Zone erst allmählich ihre anfangs recht ungenügende Kleidung vervollständigt haben. Die Hosen sind eine echt nordische Tracht, das leinene Hemd, das an die Stelle der wollenen Tunika als geeignetere Unterkleidung trat, ist nach Hehns Ansicht keltischen Ursprungs, auch die Schuhe und Stiefel (s. die obenstehende Abbildung), die zuletzt die unvollkommenen Sandalen verdrängt haben, sind eine Erfindung nordischer Barbaren, wie schon Peschel hervorgehoben hat. Strümpfe, Gamaschen und Überröcke gehen sicher ebenfalls auf nordische Vorbilder zurück. Selbst an Kopfbedeckungen hatten die Völker des klassischen Altertums geringe Auswahl, und weniger kultivierte Stämme sind es zuerst gewesen, die in deren Formen wie vorher in der Haartracht ihre Eigenart zu versinnlichen suchten. Diese Einfachheit der altklassischen Trachten ist also zum guten Teil einer mangelhaften Entwickelung zuzuschreiben, aber doch nicht ganz, denn immer spiegeln sich die Menschen in ihrer äußeren Hülle; aus den großen, ruhigen Linien der körperlichen Umhüllung spricht zugleich der Geist einer Zeit zu uns, die in ihrer freien und harmonischen Entfaltung der Kräfte den Nachlebenden immer ein Ziel sehnsüchtigen Zurückdenkens sein wird.

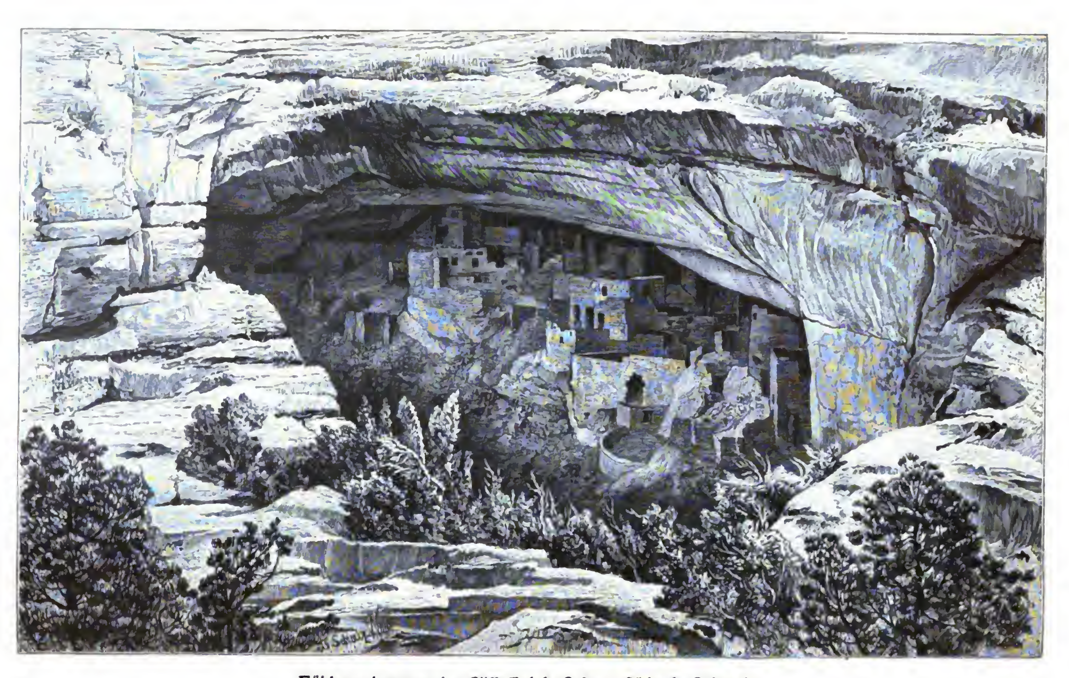
6. Bauwerke.

Die Menschen, die eine Kultur besitzen, und dazu gehören und gehörten seit Jahrtausenden alle Mitglieder dieser fortgeschrittenen Wesensgruppe, sind nicht mehr wie die Tiere reine Naturgeschöpfe; wenn man alles als natürlich bezeichnen darf, was von jenem triebartigen Streben organisierender Kräfte hervorgebracht wird, das auch den Körper des Menschen zweckmäßig aufbaut, alles dagegen, was vom Bewußtsein erfunden und geschaffen wird, als künstlich, so ist die Menschheit zum guten Teil ein Kunsterzeugnis ihres eigenen Verstandes. Indem dieser die körperlichen Umbildungen hemmte und dafür im stofflichen Kulturbesitz einen neuen, der beständigen Änderungen fähigen Leib der Gesellschaft erschuf, hat er den weiteren Fortschritt der Menschheit und ihre Anpassung an neue Verhältnisse mehr und mehr selbst in die Hand genommen. Damit sind aber auch die Hilfsmittel der Kultur zur Lebensbedingung des Menschen geworden, ohne sie ist er undenkbar und fast ebenso hilflos, wie ein Tier mit gelähmtem Körper: er muß sich von den großen Gegensätzen und Wandlungen der Natur möglichst fern halten, muß im eigensten Sinne des Wortes Räume für sich schaffen, in denen er nach seiner Weise leben kann. Dieses Abschließen des Körpers von den wechselnden Einflüssen der Außenwelt wird zum Teil durch die Kleidung erreicht, aber entschiedener noch und seit längerer Zeit dadurch, daß der Mensch sich künstliche Wohnräume zu schaffen versteht, die er schließlich zu einer eigenen, seinen verfeinerten Bedürfnissen angepaßten Welt ausgestaltet. Der Einfluß der Wohnstätten auf die physische Natur der Menschheit ist vielleicht sehr bedeutend. Jene großen Rassenunterschiede, die jetzt die einzelnen Gruppen durch unverwischbare Grenzlinien voneinander sondern und dem kalten wie dem heißen Klima fast unverändert widerstehen, scheinen in einer Periode entstanden zu sein, als die Menschen noch freier den Einwirkungen des Klimas ausgesetzt waren und noch nicht gelernt hatten, die Nacht und einen Teil des Tages in geschlossenen Wohnräumen zu verbringen, die ein Schattendach in der Mittagshitze kühl erhält und ein Feuer vor den Schauern der Nacht schützt.

Die wahre Geschichte der menschlichen Wohnstätten läßt sich ebensowenig schreiben wie eine solche der materiellen Kultur überhaupt, da die vorgeschichtliche Forschung ein ungenügendes und dazu notwendig falsch beleuchtetes Bild gibt. Wie sich unter den Geräten die steinernen erhalten haben, während die hölzernen oder aus anderen vergänglichen Stoffen gearbeiteten zu Grunde gegangen sind, so sind auch von den Gebäuden gerade die aus schweren Steinen errichteten Tempel, Türme (s. die Abbildung, S. 413) Gräber und Monumente erhalten geblieben und die leichtgebauten Wohnstätten der alten Zeit fast spurlos verschwunden; neben den steinernen haben nur die in Seen und Mooren versunkenen Reste, die Pfahlbauten vor allem, den zerstörenden Einflüssen einigermaßen widerstanden. Nur wenn es einem kunstsinnigen Gemüte verschollener Perioden in den Sinn gekommen ist, der Aschenurne eines Verstorbenen pietätvoll die Gestalt seines Hauses zu geben, und wenn ein glücklicher Zufall das Kunstwerk vor Zerstörung geschützt hat, öffnet sich uns ein kleiner Blick in eine versunkene Welt. Im übrigen ist es wiederum unerläßlich, die Naturvölker der Gegenwart zuerst und am gründlichsten ins Auge zu fassen, und man darf wohl hoffen, auf diese Weise den Gang der Entwickelung einigermaßen zu erkennen, da noch heute gewisse Völker kaum den Bau künstlicher Wohnstätten gelernt haben und äußerst primitive Formen noch in Menge vorhanden sind.

Indes wäre es falsch, nur die Wohnstätten im engeren Sinne hierbei zu berücksichtigen. Die Übermacht des Geistigen im Menschen hat es selbst auf primitiven Stufen der Entwickelung, ja auf





Höhlenwohnungen im Cliff-Palast-Cañon, Südwest-Colorado.

Nach G. Nordenskiöld

diesen oft am entschiedensten dahin gebracht, daß nicht die dem Wohle des Einzelnen oder der gerade Lebenden gewidmeten Bauwerke die gewaltigsten, den Stil am meisten bestimmenden sind, sondern die Tempel und die Gräber (s. die Abbildg., S. 414). Beide gehen zwar oft erst aus den Wohnstätten hervor, aber sie durchmessen dann eine eigentümliche, großartige Entwickelung, bis endlich wieder das Wohnhaus ihnen nachgebildet wird und selbst einen monumentalen Charakter erhält. Bei den Kulturvölkern der Gegenwart walten nicht mehr so grelle Gegensätze wie zwischen den Tempeln und Pyramiden Ägyptens und den vergänglichen Lehm- und Rohrhütten zu ihren Füßen, aber noch heute ragen die Dome und die Rathäuser mächtig über das Häusermeer der Städte empor.

Es hat unbedingt eine Entwickelungsstufe der Menschheit gegeben, auf der vom Bau künstlicher Wohnungen noch nicht die Rede war; das ist kein theoretischer Schluß, der angesichts der Bauten so vieler Tiere keine zwingende Kraft haben würde, sondern ergibt sich aus den thatsächlichen Verhältnissen niederer Völker. Die Frage, ob bei den Menschen ebenso wie bei den meisten Tiergattungen der Bau von Wohnstätten zu allererst der Pflege der Nachkommenschaft galt, ist mit Sicherheit nicht zu beantworten, ja eher zu verneinen, da wir schon gesehen haben, daß die Wöchnerin vielfach nicht im Hause geduldet wird; indes ist vielleicht dieser Zug erst nachträglich entstanden. Die primitivsten Völker der Gegenwart suchen oder erbauen sich Zufluchtsstätten vornehmlich, um sich während der Nachtruhe vor den Unbilden der Witterung zu schützen.


Burg Bojabad in Kleinasien. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 412.

An natürlichen Schutzmitteln fehlt es nicht ganz, und an sie knüpft sich denn auch die weitere Entwickelung. Wir haben da zunächst Erdlöcher und Höhlen (s. die beigeheftete Tafel „Höhlenwohnungen im Cliff-Palast Cañon, Südwestcolorado"). Wie außerordentlich zahlreich im vorgeschichtlichen Europa die Höhlenwohnungen waren, haben die prähistorischen Forschungen erwiesen, obwohl die Ansichten über die Bedeutung dieser Thatsache weit auseinandergehen. Während man in Frankreich eine ganze Periode der Urzeit als Höhlenzeitalter bezeichnet, ist von anderer Seite mit Recht darauf hingewiesen worden, daß doch immer nur bestimmte Gegenden reich an Höhlen sind und die Menschen schwerlich ihre Wohnstätten ausschließlich dorthin verlegt haben werden, wo sich diese natürlichen Zufluchtsorte finden; mit anderen Worten, neben den Höhlenwohnungen wird es immer auch andere gegeben haben, die

vielleicht viel zahlreicher waren, aber nicht erhalten geblieben sind. Oskar Fraas ist geneigt, überhaupt die dauernde Bewohntheit der Höhlen in Abrede zu stellen und sie nur als Zufluchtsstätten für den Winter gelten zu lassen. Möglich, daß auch die Furcht vor den gewaltigen Raubtieren der Eiszeit für die feuchten und ungesunden, aber leicht zu verteidigenden Höhlenwohnungen sprach, die man in besseren Zeiten verließ. An einzelnen Stellen freilich haben die aufeinanderfolgenden Generationen zäh an dem wohlfeilen Obdach festgehalten, so an den Ufern der Vezère in Frankreich, wo man in den Ablagerungen der Höhlen zu unterst die Reste einer eiszeitlichen Bevölkerung findet, darüber die von Bewohnern aus der neolithischen Zeit, endlich Funde, die aus der Bronzeperiode stammen. Nicht selten hat man die neue Wohnweise mit dieser ältesten verbunden: wer von Granada aus durch das malerische Darrothal nach der Sierra Nevada wandert, sieht am Wege zahlreiche Höhlenwohnungen, die an der Vorderseite durch eine mit Fenstern und Thüren versehene Hausmauer verschlossen sind und dem flüchtigen Blicke kaum als außergewöhnlich auffallen. In Tunesien (s. die Abbildung, S. 415) und vielfach anderwärts sind derartige Wohnstätten ebenfalls noch in Gebrauch. Viel häufiger hat man dagegen in den Höhlen, nachdem sie als Wohnstätten aufgegeben waren, die Toten beigesetzt und damit, wie wir sehen werden, bereits den ersten Schritt in einer neuen Richtung gethan.



Geschützte Gräber bei den Menomini-Indianern, Nordamerika. Nach W. J. Hoffman. Vgl. Text, S. 413.

Die Höhlen können, schon weil sie in den Ebenen fehlen und auch in vielen Gebirgen nur sehr sparsam vorhanden sind, unmöglich als die typischen Wohnungen der primitiven Kultur gelten; wahrscheinlich ist das einfache Erdloch, das sich durch Scharren vergrößern und durch darübergelegte Zweige bedecken ließ, und in dessen Tiefe auch das Feuer vor dem Winde geschützt war, eine noch ältere Form der Wohnstätten. Möglicherweise war die berühmte Fundstelle an der Schussenquelle (Württemberg) ursprünglich eine solche Wohngrube, die nach und nach mit Abfall und Schutt gefüllt wurde.

Die zweite große Gruppe natürlicher Zufluchtsstätten sind dichtbelaubte Bäume und Sträucher, unter denen Schutz gegen die Hitze des Tages und mehr oder weniger gute Deckung gegen Regen und Wind zu finden ist. Es liegt nahe, die Zweige über dem Kopfe oder an der Windseite dichter zusammenzuflechten und sie vielleicht noch durch laubreiche Zweige von anderen Büschen zu verstärken. Die Buschmänner Südafrikas, die allerdings auch schon wirkliche Wohnstätten zu erbauen verstehen, nehmen doch meist auf ihren Wanderungen mit derartigen primitiven Unterkunftsstätten vorlieb oder suchen ein Obdach in Höhlen und Klüften. „Man wählt", schreibt darüber Fritsch, „einen dichten Busch als Schutz, entfernt die überflüssigen Äste, verflicht nach der Wetterseite zu die übrigen, zieht sie herunter und verstopft die Zwischenräume mit Reisig, so daß ein niedriges überhängendes Schutzdach entsteht, unter dem man sich behaglich zusammenrollen kann; besonders geeignet sind dazu die Büsche des Targonanthus. Da der Buschmann vermöge seiner Statur und der größeren Fertigkeit im Zusammenrollen nicht so viel Platz gebraucht als ein gewöhnlicher Sterblicher, so findet er durch Auseinanderbiegen der Äste wohl auch Raum mitten in dem Busch, und er wird diese Unterkunft vorziehen, wenn er Grund hat, seine Anwesenheit verborgen zu halten. Solche durch Niederlegen und Verflechten der inneren Äste hergestellte Lagerplätze sehen durch das ganze Machwerk und das mannigfache

zum Ausstopfen der Lücken benutzte Material Vogelnestern ähnlich, und gerade diese Buschwohnungen sollen nach der Meinung mancher Forscher dem Stamme den Namen eingetragen haben." Manche unstete Waldstämme Brasiliens, wie die Mura, scheinen sich in ähnlicher Weise ein Obdach zu schaffen, nur daß sie in der Hängematte eine Art künstlich erhöhten Fußbodens besitzen.

Als Zwischenglied zwischen den Höhlenwohnungen und den aus lebendigen Büschen und Bäumen hergestellten Schutzmitteln sind noch die hohlen Bäume zu nennen, die besonders bei den Tasmaniern als Wohnstätten beliebt waren und teilweise durch Feuer künstlich hergestellt oder erweitert wurden; daneben erbaute dieses jetzt ausgestorbene Inselvölkchen auch rohe Hütten, die bezeichnenderweise nicht aus Zweigen hergestellt wurden, sondern aus Baumrinde.

Aus den unvollkommenen Anfängen haben sich überall höhere Formen herausgebildet. Wer diese unendliche Mannigfaltigkeit menschlicher Wohnstätten überblicken will, darf nicht auf einem Standpunkte beharrlich stehen bleiben, denn vieles Bedeutungsvolle wird dann, von den nächstliegenden Erscheinungen verdeckt, seinem Auge entgehen; von verschiedenen Seiten muß er den Blick auf diese Dinge richten, und er wird finden, daß sich mancherlei Durchblicke ergeben, daß sich die wirre Masse bald in dieser, bald in jener Richtung klarer ordnet, bis er dann endlich ein tieferes Verständnis der großen Gesetze gewinnt, die auch die Entwickelung der menschlichen Wohnstätten bestimmen. Diese Gesetze werden sich nicht immer in wenigen klaren Worten aussprechen lassen, und in jedem einzelnen Falle werden mehrere von ihnen sich durchkreuzen und in ihrer Wirkung beeinträchtigen, aber wir haben ja aus den bisherigen Erörterungen längst erkannt, daß die Kulturwissenschaft nicht aus einfachen mathematischen Berechnungen besteht, nicht dürre Abstraktionen behandelt, sondern im Grunde immer den Wandlungen und wechselnden Äußerungen des Menschengeistes gerecht werden soll. Nicht wie etwas uns Fremdes wächst und sich bildet, soll sie schildern, sondern wie unser eigenes Geschlecht mit neuen Problemen, neuen Aufgaben und Schwierigkeiten ringt.



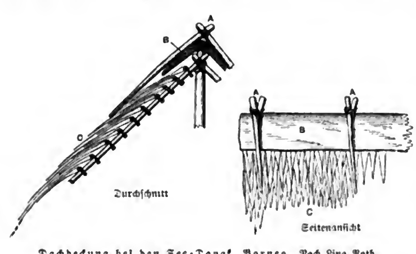
Höhlenwohnung bei Gabes in Tunis, Nordafrika. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 414.

Der günstigste Standpunkt läßt sich gewinnen, wenn man den Hauptzweck aller Wohnstätten, den Schutz gegen die Witterung, ins Auge faßt. Da ergibt sich, daß die vollkommene menschliche Wohnung dreierlei Art von Schutz zu gewähren hat: sie muß ein Dach besitzen, das Sonnenbrand und Regen abhält und die Ausstrahlung der Wärme nach dem offenen Himmelsraum hemmt, sie muß Seitenwände haben, die dem Winde den Durchzug wehren, und sie muß endlich mit einem Fußboden versehen sein, der die Bewohner von der Feuchtigkeit und Kälte des Erdbodens scheidet. Diese drei Forderungen werden nicht von jeder Wohnstätte gleichmäßig erfüllt, sondern zunächst wird meist eine oder die andere von ihnen vorwiegend

berücksichtigt, und in diesem Sinne ist die erste Sonderung, und zwar eine Dreiteilung der primitiven Gebäudeformen, möglich, auf die noch zurückzukommen sein wird.

Wie bei allen Erzeugnissen der materiellen Kultur tritt neben dem Zweck der Stoff bestimmend auf. In der Hauptsache sind flächenhafte Stoffe erforderlich, wie sie die Natur oder die Technik zu liefern vermag, aber diese bedürfen in den meisten Fällen wieder einer Art von Knochengerüst, auf das sie sich stützen oder lehnen; beide Zwecke zugleich können nur ausnahmsweise von derselben Art des Stoffes erfüllt werden, am besten noch bei reinen Holzbauten, die aus stützendem Gebälk und deckenden Brettern gezimmert sind, oder bei den Bienenkorbhütten einfachster Art, die aus Zweigen bestehen, die in den Boden gesteckt sind und oben zusammengebogen werden.

Zur Herstellung von Dach- und Wandflächen bietet die Natur dieselben Stoffe dar, die auch als engere Hülle des Menschen, als Kleidung, dienen müssen, Felle und Baumrinde, und wie bei der Tracht an deren Stelle künstlich erzeugte Stoffe, Flechtwerk und Gewebe, treten, so auch in der Baukunst. Das Verflechten der deckenden Materialien braucht oft erst zu geschehen, wenn das Gerüst errichtet ist und als feste Grundlage dienen kann; da außerdem der Schutz immer nur nach einer Seite hin wirksam zu sein braucht, genügt meist das schuppenartige Übereinanderlegen kleiner deckender Flächen, wie Blätter, Schindeln, Grasbüschel oder Rindenstückchen, zur Verkleidung der Dächer und Wände, und diese Bauweise empfiehlt sich um so mehr, als sie das Ablaufen des Regenwassers begünstigt (s. die obenstehende Abbildung). Wo ein Dach nicht aus solidem Stoff besteht, wird man es fast immer in dieser Weise hergestellt finden, während die Seitenwände mit Vorliebe aus wirklichem Flechtwerk gefertigt werden oder auch aus Querlagen von Holzknütteln, Palmrippen und dergleichen. Die Seiten haben weniger den Regen abzuhalten als den Wind. Dies erreicht man bei dünnen Wänden am besten durch Bestreichen mit Lehm, der bald zu einer festen Masse erhärtet, namentlich wenn er, wie in Südafrika, mit Rinderdünger vermischt wird. In Guayana haben die Stämme, die im Inneren der Wälder wohnen, Hütten mit dünnen Wänden oder überhaupt nur mit Dächern, die Bewohner der windigen Grasebene dagegen, die Makusi, Arekuna und Wapiana, bauen Hütten mit dicken Lehmwänden. Wo Lehm zum Bau verwendet wird, stellt man in der Regel auch den Fußboden daraus her. Das Verschmieren der Wände mit Lehm leitet zur Erfindung der lufttrockenen Ziegel über, und von da aus ist, da die Töpferei ja fast allenthalben bekannt ist, wieder nur ein Schritt zur Anfertigung der Backsteine; immerhin hat man in trockenen Ländern, denen es überdies an Brennstoff fehlt, in der Hauptsache an den lufttrockenen Ziegeln festgehalten (s. die Abbildung, S. 417 und S. 439), aus denen auch jene babylonischen Riesenbauten hergestellt waren, die allmählich wieder zu formlosen



Dachdeckung bei den See-Dayak, Borneo. Nach Ling Roth.
A verschnürte Stöcke, die Firstkappe zu halten; B Firstkappe, ein ausgearbeiteter Balken; C Deckmaterial von der Nipapalme.

Erdhaufen zerfallen sind. Daneben entwickelt sich dann auf besonderen Wegen die Kenntnis des Steinbaues. Die Polarvölker haben in den dichten Schneemassen ihrer Heimat ein eigenartiges Baumaterial, aus dem sie Blöcke zu schneiden und gewölbeartige Wohnungen zu errichten wissen (s. die Abbildung, S. 418), die vielleicht in diesem einzelnen Falle die Vorbilder von Steinhäusern geworden sind.

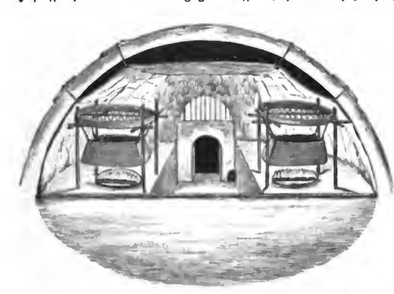
Verhältnismäßig spät, erst nachdem die Erfindung metallener Sägen rasch und leicht aus plumpen Baumstämmen dünne Bretter herzustellen gestattete, hat bei den Kulturvölkern das ganz aus Brettern erbaute Haus Verbreitung erlangt und sich da und dort, wie in Skandinavien, neben den Steinbauten erfolgreich behauptet. Metalle sind schon von den älteren Kulturvölkern beim Bau der Tempel verwendet worden, zuweilen in so reichem Maße, daß sie die Habsucht späterer Geschlechter reizten: in Rom wurden die vergoldeten ehernen Dachziegel vom Tempel der Venus und Roma auf die alte Basilika des Petrus übertragen, und noch im Beginn der Neuzeit wurde das eherne Gebälk der Vorhalle des Pantheon von einem der Päpste geraubt und zu Kanonen umgegossen. Gegenwärtig werden Metalle sehr häufig als Träger und Stützen der Bauwerke, aber nur ausnahmsweise, wie bei Dächern aus Wellblech, als deckende Flächen verwendet.



Moschee aus lufttrockenen Ziegeln in Salaga, Hinterland der Goldküste, Westafrika. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 416.

Das letzte Beispiel weist wieder darauf hin, daß jedes Gebäude sich aus tragenden und deckenden Teilen zusammensetzt, die miteinander eng verbunden werden müssen. Die **innere Konstruktion** eines Baues läßt sich einigermaßen mit dem Knochengerüst der warmblütigen Tiere vergleichen, über das sich die Muskeln und deren Bedeckung, Haare und Federn, als schirmende Hülle legen. Wer ein Tier genau kennen will, wird seinen Knochenbau studieren müssen und sich nicht auf eine äußerliche Beobachtung beschränken dürfen, und dasselbe ist von dem zu fordern, der die Formen der Gebäude vergleichend betrachten will. Es ist besonders das Verdienst Hermann Frobenius', auf die Wichtigkeit der Konstruktion für die ethnologische Untersuchung der Bauwerke hingewiesen und durch seine Arbeiten über afrikanische und ozeanische Bautypen zugleich ein Vorbild für alle Nachfolger auf diesem Gebiete geschaffen zu haben; hoffentlich wird es auf diesem Wege, den freilich nur ein technisch geschulter Fachmann, der zugleich mit der Arbeitsweise der Völkerkunde vertraut ist, mit Sicherheit zu beschreiten vermag, mit der Zeit gelingen, einen neuen, übersichtlichen Standpunkt zu gewinnen. Vorläufig ist die Zahl brauchbarer Untersuchungen noch zu gering.

Eine vierte Möglichkeit des Überblickes zeigt sich, wenn wir den Einfluß der **klimatischen Bedingungen** auf die Bauwerke berücksichtigen. Schon in den zur Verfügung stehenden Stoffen äußert sich dieser Einfluß, noch mehr aber in der ganzen Art des Bauens und besonders in dem Verhältnis des Hauses zum Erdboden: während in kalten Gebieten der Mensch sich in den schützenden Boden eingräbt und in halb oder ganz unterirdischen Gemächern dem Froste Trotz bietet, steht das Haus vieler Tropenbewohner auf hohen Pfählen über dem fieberhauchenden Grunde; während der Siedler im Urwald der heißen Zone vielleicht nur ein Dach errichtet und der Seitenwände entbehren kann, verstärkt der Hirt, der auf der sturmdurchwehten Ebene seine Herden weidet, sorgsam die Seitenteile seiner Wohnstätte. Die Kulturvölker der gemäßigten Zone haben nach und nach gelernt, ihr Haus auch dem Wechsel des Klimas einigermaßen anzupassen, viele andere dagegen wissen sich dadurch zu helfen, daß sie besondere Häuser für den Winter und für den Sommer besitzen, die oft in Form, Stoff und Bauweise gänzlich voneinander abweichen; so ist das aus Steinen oder Schneeblöcken erbaute Winterhaus des Eskimo ein vollkommen anderes Gebäude als das leichte Zelt, das er im Sommer bewohnt.

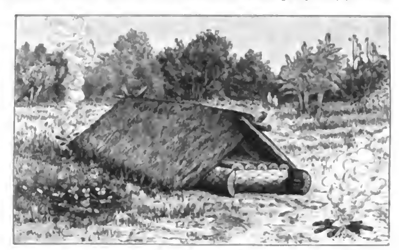


Inneres eines Schneehauses der Eskimo. Nach F. Boas. Vgl. Text, S. 417.

Dieses Wechseln zwischen Sommer- und Winterwohnung hängt wieder mit der **Lebensweise** zusammen, die ebenfalls das Wesen der Wohnstätten stark beeinflußt. Hier tritt vor allem der Unterschied zwischen seßhaften, halbseßhaften und rein nomadischen oder unsteten Völkern entscheidend hervor. Die Hütten der unsteten Völker werden immer nur kürzere Zeit bewohnt und dann verlassen, sind also flüchtig und aus wertlosen Stoffen erbaut (s. die Abbildung, S. 419); Wandervölker höherer Art bevorzugen dagegen leichtgebaute Wohnstätten, die man auf der Wanderung mit sich führen und rasch aufschlagen kann, also vor allem die mannigfachen Formen des Zeltes (s. die Abbildung, S. 420, 426 und 427). Vollkommene Seßhaftigkeit kennen auch die primitiven Ackerbauer nicht, und das ist einer der Hauptgründe, warum aus Stein gebaute Wohnstätten selbst dort überall erst spät erscheinen, wo Grabmäler und andere auf die Dauer berechnete Bauwerke längst aus diesem Stoffe hergestellt werden.

Schon bei der Besprechung der sozialen Verhältnisse hat sich gezeigt, daß dieses unvollkommene Haften am Boden auch andere Gründe als rein wirtschaftliche hat; nicht nur der erschöpfte Boden zwingt die Bewohner eines Dorfes, ihre Hütten zu verlassen und sich anderswo anzusiedeln, auch der Tod eines Häuptlings kann einen Ort fortan unbewohnbar machen, oder die Furcht vor einer epidemischen Krankheit läßt eine vorher blühende Wohnstätte dauernd veröden. Bloße Herrscherlaunen haben in Afrika wie im Orient neue Städte aus der Erde gezaubert und menschenreiche Siedelungen in armselige Dörfer oder Einöden verwandelt. Alles das gibt auch der Baukunst einen flüchtigen, provisorischen Charakter, wie das am besten die der Araber zeigt, die immer einen Hauch nomadischen Wesens bewahrt hat.

Aber das ist nur eine Seite der aus den sozialen Verhältnissen entspringenden Einflüsse auf die Bauweise; noch entschiedener sprechen sich die Formen des gesellschaftlichen Zusammenhaltes, des Familien- und Sippenwesens, in der Architektur der einzelnen Völker aus, ganz abgesehen von den Gegensätzen zwischen arm und reich, die natürlich ebenfalls mehr oder weniger auf diesem Gebiete hervortreten. Die Trennung der Geschlechter, der Verheirateten und Unverheirateten und der enge Zusammenhalt der Sippen bedingen charakteristische Formen der Siedelung. Wo die Männer oder doch die Junggesellen ein besonderes Haus bewohnen, unterscheidet es sich meist durch seine Größe und manche andere Eigentümlichkeit von den Häusern der Frauen oder der Verheirateten; ihm fehlen häufig die Seitenwände, während das Dach einen riesigen Umfang annimmt, oder es besteht wohl auch aus einer einfachen Plattform, wie stellenweise im südlichen Neuguinea. Wenn aus diesem Junggesellenhause sich dann das Rathaus des Ortes oder auch der Tempel entwickelt, so behält das Gebäude seine Besonderheiten bei und bildet sie meist noch weiter in eigenartiger Weise aus, so daß zuweilen zwei ganz verschiedene Bauarten entstehen. Anderseits erweitern sich auch die dürftigen Frauenhütten, wenigstens sobald die verheirateten Männer in sie übersiedeln, oder jeder Ehemann baut sich nach dem Muster des Männerhauses sein Anwesen, an das sich die Hütten der Weiber anschließen. Wo die matriarchalischen Sippen das System der Geschlechts- und Altersklassen in den Hintergrund drängen, verlieren sich die Junggesellenhäuser und die zuweilen neben ihnen auftretenden gemeinsamen Mädchenwohnungen gänzlich oder sinken zu unbedeutenden Anhängseln der Dorfanlage herab, die nun in der Hauptsache aus den ehemaligen Frauenhäusern besteht. Aber auch eine Verschmelzung beider Systeme ist möglich, und dann erscheinen jene oft riesenhaften Langhäuser, in denen eine ganze Sippe oder ein Stamm gemeinschaftlich haust; manche von ihnen sind zweifellos durch ein Aneinanderreihen einzelner Wohnungen entstanden oder mögen auch aus dem Junggesellenhaus durch Zerlegen des weiten Raumes in kleinere Abteilungen hervorgegangen sein.



Zeitweilige Wohnung der Seminolen, Nordamerika. Nach W. Matthews. Vgl. Text, S. 418.

Mit fortschreitender Kultur und Arbeitsteilung beginnen sich auch die Bauwerke zu differenzieren; Häuser zu besonderen Zwecken erscheinen immer zahlreicher neben den Wohngebäuden, und die letzteren wieder beginnen in ihrem Inneren in verschiedene Gemächer zu zerfallen; beide Arten der Differenzierung zeigen die deutschen Bauerngehöfte, unter denen die meisten, wie z. B. die fränkischen, neben dem Wohnhaus aus einer Anzahl von Ställen und Scheunen bestehen, während der niedersächsische Bauernhof alles dies unter einem Dache vereinigt. In der Regel gehen beide Arten der Teilung nebeneinander her.

Alle diese verschiedenen, sich kreuzenden Einflüsse erzeugen schließlich das, was man den Stil eines Gebäudes nennt, aber sie genügen noch nicht ganz, um die Eigenart der Baustile zu erklären. Man muß sich daran erinnern, daß die Wohnung in ihrer Art nur eine erweiterte

Kleidung ist; wie aber die Tracht unverständlich bleibt, wenn wir nicht die Entstehung des Schmuckes bedenken, der das äußere Aussehen der Tracht vielfach bestimmt, so läßt sich auch der Baustil eines Volkes nicht einfach auf die Wirkungen des Zweckes, des Stoffes und der Konstruktionsweise zurückführen: auch er ist zugleich ein Schmuck des Hauses, er entspringt gleich diesem aus dem Triebe nach Charakterisierung, nur daß in ihm sich weniger das Wesen der Einzelnen als das des Volkes wiederspiegelt. Die Bauweise ist zugleich ein Abzeichen des Stammes, dessen Verlust auf tiefgehende Wandlungen der Volksseele deutet. Auch wenn sich das verwendete Material ändert, wird der Stil nach Möglichkeit beibehalten, wie er denn überhaupt allen jenen Gesetzen folgt, die sich bei den beständigen Umbildungen der stofflichen Kultur geltend machen.



Zelt der Omaha, Nordamerika. Nach J. O. Dorsey. Vgl. Text, S. 418.

Es sind also, um es zu wiederholen, in der Hauptsache nicht weniger als sieben oder acht Richtungen, in denen sich ein starker Einfluß auf den Hausbau äußert; neben Zweck, Stoff und Konstruktionsweise machen sich die Bedingungen des Klimas und der Lebensweise geltend, ferner treten die sozialen Verhältnisse, von denen man noch die mystisch-religiösen Anschauungen als besondere Gruppe abtrennen kann, vielfach hervor, und endlich äußert der Drang nach Charakterisierung und Verschönerung, der im Schmuck des Leibes zuerst sichtbar wird, auch hier seine Macht. Von allen diesen Standpunkten aus läßt sich ein Überblick gewinnen; da aber eine Auswahl getroffen werden muß, so empfiehlt sich am meisten der erste, der den Zweck der Bauwerke vorwiegend berücksichtigt.

Es zeigte sich schon, daß der Hauptzweck der Wohnstätten, Schutz gegen die Unbilden der Witterung zu gewähren, in dreierlei Weise angestrebt wird: durch das Dach, die Seitenwände und den Boden. Fast niemals werden durch die primitivsten Bauwerke diese Bedingungen alle auf einmal erfüllt, ja oft nur eine von ihnen; gerade diese unvollkommenen Anfänge aber sind einer besonderen Betrachtung wert, da wir in ihnen die sonst eng verbundenen Eigenschaften der Gebäude einzeln zu betrachten und zu studieren vermögen.

Bei einem Blick auf die Verhältnisse der heutigen Naturvölker möchte man fast annehmen, daß die Seitendeckung, der Windschirm, in den meisten Fällen der erste Keim einer künstlichen Behausung gewesen ist. Theoretisch läßt sich nicht viel gegen diese Ansicht einwenden, da in der That der Schutz der Menschen und des Feuers gegen den Seitenwind und den von diesem herangepeitschten Regen wohl häufiger nötig und leichter zu errichten war als der gegen die von oben senkrecht niederstürzenden Regengüsse, da er also wohl auch am ersten auf künstlichem Wege hergestellt wurde. Die vorgeschichtliche Forschung kann hierüber nicht viel Entscheidendes sagen,

da natürlich die geflochtenen oder aus Baumrinde gefertigten Windschirme nicht erhalten geblieben sind; im Grunde kann man aber jene uralten Erdlöcher, in denen französische Prähistoriker die ältesten Wohnstätten der Menschen sehen wollen, auch in diese Reihe stellen, nur daß sie den Seitenschutz durch Einsenken der Feuerstelle in den Boden erreichten, statt durch Errichten eines Schirmes, der übrigens nebenbei vielleicht auch noch vorhanden war.

Windschirme sind gegenwärtig noch allgemein bei den unsteten Negrito der Philippinen in Gebrauch (s. die untenstehende Abbildung). „Die Verfertigung der Windschirme", schreibt Schadenberg, „ist ihre nächste Sorge, wenn sie einen passenden Platz für ihre Niederlassung gefunden haben. Die Arbeit wird gewöhnlich durch die Weiber und die Kinder ausgeführt. Die Herstellung der Windschirme geschieht folgendermaßen: aus gespaltenem Bambus wird ein Rahmen verfertigt, ca. 2 m hoch und $1^1/_2$ m breit, in diesen werden Längs- und Querstöcke eingezogen und fest miteinander verflochten und verschlungen. Die Intervalle eines Bambusspanes vom anderen beträgt ungefähr $1^1/_2$ dm, diese Zwischenräume werden mit Blättern dachziegelartig gedeckt. In der Mitte des oberen Teiles wird eine gleichfalls 2 m lange Stütze angebracht und vermittelst dieser der Windschirm in einem Winkel von 45° aufgestellt; zur größeren Bequemlichkeit wird der Boden unter dem Schirme mit Laub belegt." Auch die australischen Hütten können oft richtiger als Windschirme bezeichnet werden. „Jede Familie", sagt darüber Spencer, „bestehend aus einem Mann und einer oder mehreren Frauen und Kindern und immer von Hunden begleitet, bewohnt ein Mia-mia, das nichts weiter als eine Art Pultdach aus Gesträuch und so angebracht ist, daß es die Bewohner vor dem vorwaltenden Winde schützt." In ganz ähnlicher Weise bediente sich ein Teil der südamerikanischen Pampasindianer beweglicher Wände, die an der Windseite aufgestellt wurden, ebenso verfuhren manche Stämme Südkaliforniens und andere Indianer (vgl. die Abbildung, S. 41). Wo das Dach isoliert in die Erscheinung tritt, ist sein Vorbild wohl der belaubte Baum, der zugleich in seinem Stamme das Muster einer Stütze



Philippinische Negrito am Windschirm, bogenschießend.
Nach Photographie.

bietet. Bei australischen Stämmen hat man beobachtet, daß sie einen Baum durch Einflechten von Zweigen in sein Geäst unmittelbar in eine Art Hütte umschufen. Sonst kommt der reine Dachbau noch am ersten bei Stämmen des tropischen Urwaldes vor, namentlich bei südamerikanischen Indianern, aber auch hier läßt die Form des Daches oft dem Verdachte Raum, daß es nur eine Um- und Weiterbildung des geflochtenen Windschirmes ist.

Selten sind auch die Wohnstätten, die nur dem Schutze gegen unten dienen, also nichts weiter sind als ein künstlicher Fußboden. Im Grunde gehört schon jede Erhöhung, auf der man zum Schutze gegen die Feuchtigkeit der Erde ein Feuer anzündet, gehört jede Matte, die man als Unterlage des Körpers auf den Boden breitet, in diese Gruppe. Bauwerke im engeren Sinne aber sind jene Plattformen aus Holz oder Stein, die auf den Inseln der Südsee zahlreich vorhanden sind und manchmal thatsächlich als Wohnstätten genügen müssen, da sie immerhin Schutz vor den Ausdünstungen des Bodens und gegen plötzliche Überflutungen gewähren, aber auch als Festungen gegen die Anfälle der Raubtiere und Menschen dienen.

Es ist leicht zu vermuten, wie aus dem Zusammenwirken der drei Typen die mannigfachsten Bauformen entstehen müssen. Zunächst ist aber noch eine Bauweise ins Auge zu fassen, die in der Hauptsache nicht im Aufrichten künstlicher Schutzmittel, sondern im Eingraben in den Boden besteht, bei der also die Seitenwände ganz oder teilweise durch die natürliche Erde gebildet werden, wenigstens bei den primitivsten Formen. Das Eingraben in den schützenden Boden ist den Völkern der kalten Zone besonders eigen, fehlt aber auch in heißeren Himmelsstrichen nicht ganz. Im nördlichen Europa sind die Wohnungen zum Teil erst nach und nach aus der Erde hervorgewachsen; noch bei den Franken der Völkerwanderungszeit war das Frauenhaus (screona), wo gesponnen und gewebt wurde, halb unterirdisch angelegt, offenbar weil hier die größte und gleichmäßigste Wärme verlangt wurde; es ist der Rest der alten Winterwohnung, während die Halle der Männer aus dem Sommerhause hervorgegangen sein mag.

Als Beispiel einer verhältnismäßig entwickelten Form der Erdwohnungen mögen die Winterjurten der Giljaken dienen, die von Schrenck ausführlich schildert. „Die Erdjurte, Toryf der Giljaken, ist genau nach dem Muster eines Zeltes erbaut: sie ist eigentlich nichts weiter als ein mehr oder weniger geräumiges, festes, halb in die Erde versenktes, von Gebälk überdachtes Zelt. Soll es eine große Jurte der Art geben, so wird ein etwa 20 bis 22 Fuß im Quadrat großes, ungefähr 3 bis 4 Fuß tiefes Loch in die Erde gegraben; die Wände desselben werden geglättet oder, mindestens im oberen Teile, sogar mit dünnen Balken ausgekleidet. Um dasselbe wird ein pyramidales, von allen Seiten gleichmäßig schräg aufsteigendes Dach errichtet, das aus dünnen, dicht nebeneinander gestellten Balken besteht, welche auf vier Querbalken ruhen, die ihrerseits wieder von vier im Inneren der Jurte befindlichen Stützpfeilern getragen werden. Nur an der Spitze des Daches bleibt eine als Rauchfang dienende Öffnung zurück. Von außen wird das Dach, um es ganz luftdicht zu machen, noch mit trockenem Gras und Erde bedeckt. Fällt im Herbste der Schnee darauf, so sieht die ganze Jurte von außen nur wie ein verschneiter, an der Spitze durch den aufsteigenden Rauch leicht geschwärzter Hügel aus. An der Seite der Jurte, die von den herrschenden Winden abgewandt oder überhaupt im meisten Windschutz liegt, befindet sich der Eingang. Dieser führt jedoch nicht unmittelbar in die Jurte, sondern zuerst in einen ziemlich langen, niedrigen, ebenfalls von dünnem Gebälk oder Baumzweigen und trockenem Gras überdachten Gang, in welchem beiderseits entweder einiges Hausgerät abgestellt ist oder auch das Lager für die Hunde sich befindet. Am Ende dieses Ganges erreicht man die Thüre, die entweder wie gewöhnlich vertikal in Angeln geht oder aber von einem

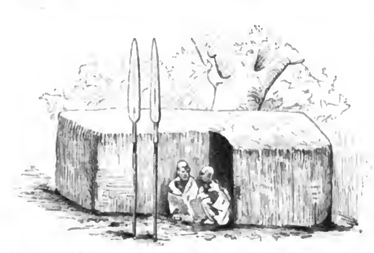
horizontal gelegenen, seitwärts verschiebbaren Brette gebildet wird. Unmittelbar hinter, resp. unter derselben führen einige Stufen zum Fußboden der Jurte hinab, der aus festgestampfter Erde besteht. In der Jurte läuft zu beiden Seiten und hinten, zwischen den Stützpfeilern und der Erdwand, eine ungefähr 1½ Fuß hohe und 5 bis 6 Fuß breite Sitz- und Schlafbank oder Pritsche hin, die nur an den beiden Hinterecken der Jurte eine Unterbrechung erleidet. Diese Ecken sind gleich den vorderen meist abgerundet und dienen zum Abstellen von verschiedenem Geräte, Kisten und Kasten, Handschlitten und dergleichen. Dadurch entsteht zwischen den beiden Seitenbänken und der hinteren Bank, die für den besten und vornehmsten Platz in der Jurte gilt, eine wenn auch nur sehr unvollständige Scheidewand. Gegenüber dem Innenrande der Bänke, in etwas über Mannshöhe, laufen zwischen den Stützpfeilern wiederum Querstangen, welche zum Aufhängen von Kleidungsstücken und dergleichen dienen. Mitten in der Jurte, zwischen den drei Pritschen, und nur etwa 3 Fuß von einer jeden derselben entfernt, liegt der Herd, eine etwa 4 Fuß breite und doppelt so lange Plattform von gleicher Höhe mit den Bänken. Sie ist von sehr einfacher Beschaffenheit, indem sie nur aus einer hölzernen, aus Brettern zusammengefügten Umrahmung besteht, die mit festgestampfter Erde ausgefüllt ist . . . In der Höhe, genau über dem Herde, befindet sich der Rauchfang in Form eines länglichen Vierecks, das mit seinem Längs- und Querdurchmesser entweder mit dem Herde korrespondierend oder quer zu demselben gestellt ist.“ Diese Schilderung zeigt zugleich in vorzüglicher Weise, wie durch das Hausgerät ein erhöhter Fußboden geschaffen wird, der in diesem Falle fast mehr Raum einnimmt als der wirkliche Boden der Hütte; das eigentliche Leben spielt sich wie auf einer Galerie auf den Pritschen und dem Herde ab.

Neben diesen gut ausgestatteten Jurten gibt es kleinere, die weniger tief in die Erde gesenkt und leichter gebaut sind, ja selbst in den Schnee werden zeitweilig Wohnungen gegraben, die manchmal noch sehr an eine Verbindung von Erdhöhle und Windschirm erinnern; so beobachtete von Schrenck, daß reisende Giljaken eine Schneegrube ausgeschaufelt hatten, die einige Fuß tief und ganz mit Tannenreisig ausgekleidet war, während an der Nordseite eine auf schräg in den Schnee gesteckten Stäben ruhende Decke aus Fischhäuten den Wind abhielt.

Roher als die giljakischen sind die unterirdischen Winterwohnungen mancher kalifornischer Stämme. Die Eingeborenen in der Nähe des Klamathsees graben ein kreisförmiges Loch von 2 bis 5 Fuß Tiefe in die Erde und senken ringsum starke Pfosten ein, die nach der Mitte zu derartig zusammengebogen werden, daß nur e i n e Öffnung bleibt, die zugleich als Thür und Schornstein dient. Von innen und außen führen Leitern oder gekerbte Balken nach dieser Öffnung. Die Dachpfosten sind im übrigen mit einer dicken Schicht Erde bedeckt. Bei den Hupa in Nordkalifornien ist diese Bauweise insofern verbessert, als man die Höhlung innen mit Steinen aussetzt und auch rund um den oberen Rand einen Steinwall aufschichtet, gegen den sich die Dachpfosten lehnen. Andere Stämme des Gebietes haben Erdwohnungen von viereckigem Grundriß, die innen mit aufrechtstehenden, den Rand der Grube überragenden Pfosten bekleidet sind; das Dach ruht auf einem Firstbalken, der Eingang ist entweder im Dache oder auf der Seite.

Als Beispiele von Erdhäusern in tropischen Gegenden sind die ganz oder halb versenkten Temben Ostafrikas zu nennen, die neuerdings von Luschan zusammenfassend behandelt hat. Anscheinend ist die oberirdische Tembe, ein viereckiger, kastenartiger Bau aus Flechtwerk, der von innen und außen dick mit Lehm verkleidet wird, die ältere Form (s. die Abbildung, S. 424), die erst unter dem Einfluß besonderer Umstände zu einer mehr oder weniger unterirdischen Wohnstätte umgebildet worden ist. Das Dach der Temben ruht auf Querhölzern, die ihrerseits

auf einigen oben gabelförmig geformten Seitenpfosten lagern, und besteht aus Zweigen oder Gras mit darübergestrichenem und festgestampftem Lehm. Die oberirdischen Temben sind in einem großen Teile Deutsch-Ostafrikas verbreitet und oft zu umfangreichen festungsartigen Gebäudekomplexen entwickelt (s. die Abbildung, S. 425). Nördlich von Ugogo nun liegen eine Anzahl kleiner Gebiete, wie Turu, Irangi, Ussandani u. s. w., in denen die halb in den Boden versenkte Tembe erscheint; sie unterscheidet sich von der oberirdischen nur dadurch, daß ihre Seitenwände viel niedriger sind und dafür der Boden so weit ausgehoben ist, daß trotzdem genügender Bewegungsraum bleibt. Endlich können die Temben auch völlig im Boden verschwinden, und dann lagert ihr Dach unmittelbar auf den Rändern der Grube, und diese selbst ist nur durch einen langen, schräg in den Boden führenden Gang zu erreichen. Diese Form, die besonders in Iraku häufig ist, wird in Usiomi nach den Angaben Baumanns noch weiter entwickelt; hier ist zwar die eigentliche Wohntembe nur halb in den Boden versenkt, aber von ihrem Inneren aus öffnet sich ein enger, etwa 2 m tiefer Schacht nach unten, von dem aus ein 20 bis 30 m langer, leicht nach abwärts geneigter Gang zu einem großen unterirdischen Raume führt. Dieser Raum ist ebenfalls nach Art der Temben angelegt und hat nach oben hin einen Luftschacht, der dort, wo er auf der Oberfläche mündet, sorgsam mit Steinen und Sträuchern verkleidet wird. Diese unterirdischen Temben dienen als Zufluchtsstätten in Kriegszeiten, haben also wohl denselben Zweck wie die merkwürdigen vorgeschichtlichen „Erdställe“, die in Niederösterreich und Bayern noch heute vorhanden sind. Naturgemäß können sich derartige Bauweisen nur dort entwickeln, wo die Beschaffenheit des Bodens sie begünstigt, und daraus erklärt sich zur Genüge das isolierte Vorkommen.

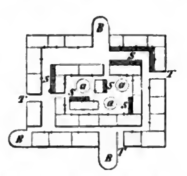


Hütte der Massai, Ostafrika. Nach Stuhlmann. Vgl. Text, S. 423.

Die Vorzüge der unterirdischen Bauten für gewisse Zwecke haben es mit sich gebracht, daß sie von den Kulturvölkern Europas nicht völlig aufgegeben, sondern in der Form von **Kellern** den oberirdischen Gebäuden angegliedert worden sind. Bei den Hova auf Madagaskar ist die Unterkellerung der Häuser vielleicht ein Ersatz für die unter dem Hause befindlichen Räume der Pfahlbauten, die den Hova als Angehörigen der malayischen Rasse einst sicher bekannt waren. In europäischen Großstädten hat der Raummangel auch wieder dahin geführt, daß halb unterirdische Räumlichkeiten bewohnt werden.

Im allgemeinen aber ist die Zahl der **oberirdischen Wohnstätten** auf der Erde größer, ihre Bauweise mannigfaltiger als die der Erdwohnungen. Die Entwickelung der einzelnen Formen zu verfolgen, ist bei der großen Zahl der Einflüsse, die sich geltend machen, oft sehr schwierig. Es kommt hinzu, daß manches äußerlich sehr hervortretende Merkmal nicht die wirkliche Bedeutung hat, die man ihm zuschreiben möchte; wenige Unterschiede fallen z. B. so sehr in die Augen wie die zwischen runden und viereckigen Hütten, und doch ist die Grenze zwischen ihnen oft nicht scharf, und ein Schwanken zwischen beiden Formen bei sonst gleicher Konstruktionsweise findet nicht selten statt.

In ähnlicher Art verschwimmen die Unterschiede zwischen Seitenwand und Dach. Eine ganze Reihe von einfachen Hüttenformen ist auf die Weise entstanden, daß der ursprüngliche Windschirm sich vergrößert und die Aufgabe eines Daches mit übernommen hat; bietet er doch schon in seiner ersten Gestalt zuweilen dadurch, daß er schräg auf den Boden gestellt wird, zugleich etwas Schutz gegen den von oben kommenden Regen. Das Zelt in der Form, wie es bei vielen nordamerikanischen Indianerstämmen (s. die Abbildung, S. 426) und bei den meisten Hyperboreern üblich ist, kann als ein rundum geschlossener Windschirm betrachtet werden, dessen schräg geneigte Wände zugleich das Dach bilden und oben eine Öffnung für den abziehenden Rauch frei lassen; zuweilen wird auch diese Öffnung noch geschlossen. Die Zelte der Eskimo bei Point Barrow bestehen nach Murdocks Schilderung aus einem Gerüst von vier oder fünf Pfosten von 12 Fuß Länge, die in einem Kreise von etwa 12 Fuß Durchmesser in den Boden gesteckt und mit den Spitzen zusammengebunden sind. Als Bedeckung dienten früher Renntier- und Robbenfelle, jetzt Segeltuch, das man spiralisch in der Weise um das Gerüst legt, daß eine dreieckige Thüröffnung frei bleibt. Diese Thür wird durch einen Vorhang geschlossen, der teilweise aus einer durchsichtigen Haut besteht, also eine Art Fenster besitzt, das man nachts durch ein Stück Tuch verhängt. Ein Strick läuft von außen um das Zelt, und die auf dem Boden liegenden Enden des Zelttuches werden mit Steinen oder anderen gewichtigen Gegenständen beschwert. Aus dieser konischen Zeltform entsteht durch einen sehr einfachen Übergang die rechteckige, wie wir sie bei den Eskimo der Hudsonbai finden. Hier verwendet man noch regelmäßig große Seehundsfelle, gewöhnlich 10 bis 15 Stück für ein Zelt, und näht sie mit den Längsseiten derart aneinander, daß zwei große zusammenhängende Stücke entstehen. Das Zeltgerüst wird aus vier Pfosten gebildet, von denen je zwei schräg in die Erde gesteckt und oben zusammengebunden werden, worauf man sie durch einen Längspfosten verbindet, der nun als First des Zeltes dient; es werden dann noch mehrere seitliche Stützen angebracht, so daß sich das ganze Gerüst aus elf Pfosten zusammensetzt. Die beiden Zelthüllen werden nun so befestigt, daß sie sich mit ihren Längsseiten auf dem Firstpfosten berühren und nach beiden Seiten schräg herablaufen. Bei heftigem Regen wird der First noch mit weiteren Fellen bedeckt, sonst bleibt ein Spalt offen, der dem Rauche des mitten im Zelte brennenden Feuers den Ausgang gestattet.



Grundriß einer Tembe bei Ssámuvi, Ostafrika. Nach Stuhlmann. a runde Hütten, B Bastionen, T Thore, S strohgedeckte Veranden. Vgl. Text, S. 424.

Die Form des mit einem Dachfirst bedeckten Zeltes läßt sich in sehr einfacher Weise dadurch fortbilden, daß man statt eines einzigen Firstbalkens deren mehrere, in gewissen Entfernungen einander parallel laufende anbringt und dann das Ganze mit einem zusammenhängenden Zelttuch bedeckt. In diesem Falle dienen nicht mehr die Seitenwände zugleich als Dach, sondern es ist eine wirkliche Dachfläche vorhanden, infolgedessen ist auch der Innenraum des Zeltes geräumiger und wohnlicher. Die westasiatischen Nomadenstämme benutzen vorwiegend diese Zeltform, z. B. die Kurden, die außerdem den unteren Teil des Zeltes noch durch einen geflochtenen Windschirm zu decken pflegen, da das Zelttuch in der Regel nicht bis zum Boden reicht (s. die Abbildung, S. 427). Auch bei den arabischen Zelten (vgl. die Abbildung, S. 177) wird das Tuch nur im Winter bis zur Erde herabgelassen, im Sommer läßt es den unteren Raum frei und wird hier durch einen aus Rohr oder Binsen geflochtenen Windschutz ersetzt; das Innere des Zeltes wird durch eine ähnliche Binsenwand in zwei Räume zerlegt.

Als Übergang vom Zelte zur runden, mit einem Dach versehenen Hütte kann die mongolische Jurte (Gyr) gelten. „Jede Jurte", schreibt Prschewalskij, „ist rund, mit einem konischen Dache, in welchem sich eine Öffnung befindet, die zugleich als Rauchfang und Fenster dient. Das Gerippe zu dieser Jurte wird aus Stangen gemacht, die größtenteils aus den waldigen Gegenden von Chalcha geholt werden. Die Stangen werden oben zusammengebunden, dann so ausgespreizt, daß sie einen Raum von 4 bis 5 m Durchmesser umschließen, ferner noch mit Leinen (nach anderen Angaben mit Riemen) miteinander verbunden und endlich mit Filz bedeckt. Nur die Stangen, die den Eingang bilden, werden nicht mit Leinen miteinander verbunden. An einer von ihnen wird eine Thür befestigt, die gegen 1 m hoch und fast ebenso breit ist. Die Höhe der Jurte beträgt immer gegen $1^1/_3$ m. Über die Wände



Ute-Zeltlager in Middle Park, Rocky Mountains, Nordamerika. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 418 und 425.

und die Thür werden Stangen gelegt, deren dünne Enden mittels Schleifen an die Wände befestigt werden. Das freie Ende dieser Stangen wird in die Löcher eines kreisförmig gebogenen Reifes gesteckt. Dieser etwa 1 m hohe und $1^1/_3$ m im Durchmesser haltende Kegel dient als Oberteil der Jurte, d. h. als deren Rauchfang und Fenster. Erst nachdem das ganze Gerüst der Jurte aufgestellt ist, wird es mit Filzdecken umkleidet, die im Winter verdoppelt werden. Auch die Thür und der Kamin werden mit Filzdecken belegt, und dann ist die kunstlose Wohnung fertig." Mit Filzteppichen ist auch der Boden im Inneren bedeckt, nur die Jurten besonders reicher Leute oder der Fürsten besitzen einen Bretterfußboden. Diese Wohnungen der Mongolen sind fast ebenso leicht auseinanderzunehmen und wegzuführen wie die eigentlichen Zelte, schützen aber besser als diese vor Kälte und Sonnenbrand.

Es ist vor allem der Einfluß des Stoffes, der das Entstehen der Zelte aus den einfachen Windschirmen begünstigt: wo als Stoff größere, von Natur zusammenhängende Stücke verwendet werden, wie Baumrinden und Felle, da entwickeln sich die Zelte, für die sich dann weiterhin auch die Erzeugnisse der Filzmacherei und der Textilkunst verwendbar zeigen. Wo dagegen der aus Flechtwerk gefertigte Windschirm zum geschlossenen Wohnraum umgebildet wird, ergeben sich Formen von anderer Art. Noch am ähnlichsten dem Zelte mit Satteldach sind die Hütten, die einfach aus zwei aneinander gelehnten Schirmflächen bestehen, wie z. B. eine bei den Marutse in Südafrika vorkommende Form der Rohrhütte (s. die Abbildung, S. 428). H. Frobenius hat darauf hingewiesen, daß die Unbiegsamkeit des Rohres, die das Entstehen einer kugelförmig geschlossenen Behausung nicht gestattet, den rechteckigen Grundriß dieser Gebäude bedingt. Rohrbündel bilden hier die Seitenlatten, ein stärkeres Bündel den Firstbalken,

und das Ganze wird dann mit Gras bedeckt, das durch Baststricke festgehalten wird. Ähnliche Gebäude finden sich in Melanesien, so nach Turner auf den Neuen Hebriden. In der Regel werden die Öffnungen an den Schmalseiten der Hütten durch Flechtwerk, das wieder oft den Charakter des Windschirmes hat, ganz oder teilweise geschlossen.

Die Herstellung eines Gebäudes aus zwei getrennten Flächen, die am Firstbalken zusammenlaufen, bringt immer den Nachteil mit sich, daß der dem Regen am meisten ausgesetzte First der durchlässigste Teil des Hauses ist und durch besondere Überdachung geschützt werden muß. Da liegt denn der Gedanke nahe, die beiden Seitenflächen oben zu einer einzigen zu verbinden, mit anderen Worten ein geflochtenes Gewölbe ohne eigentlichen First zu errichten, dessen offene Schmalseiten dann ebenfalls nach Belieben mit senkrechtem Flechtwerk ausgefüllt werden können. Auch dieser Typus ist in Melanesien besonders gut vertreten.

Ein großer Teil der Bewohner Süd- und Mittelafrikas ist noch weiter gegangen und hat die halbkugelige, völlig geschlossene Hüttenform ausgebildet: der ursprüngliche Windschirm hat sich hier völlig zu einem runden, zugleich als Dach und Seitenschutz dienenden Gebäude ausgewachsen, das meist nur durch eine sehr kleine, an beliebiger Stelle angebrachte Öffnung zugänglich ist. In der primitivsten Gestalt finden sich diese Kugelhütten bei den Zwergvölkern des afrikanischen Urwaldes, in verbesserten Formen oder allerlei Umbildungen bei den Hottentotten und den meisten Bantuvölkern. Die Grundlage bildet immer ein Gerüst von dünnen Stangen, die, kreisförmig im Boden befestigt, nach der Mitte zusammengebogen, mit Querstangen durchflochten und mit Gras oder Binsenmatten bedeckt werden. Zuweilen wird das Ganze noch durch senkrechte Stangen gestützt, wie folgende Angaben Fritschs über die Hütten der Sulu zeigen. „Die Wandung stützt sich auf einen oder, ist die Hütte größer, auf mehrere mittlere Pfosten, welche dem Zentrum der Hütte nahe stehen; so soll Dingaans, des Suluhäuptlings, Behausung in U'nkungingklove drei Reihen solcher Pfeiler, im ganzen gegen 20, gezeigt haben.



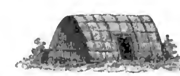
Kurdenzelte bei Tosia, Kleinasien. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 418 und 425.

Beim Bau der Hütte werden diese zentralen Stützen und um dieselben im Kreise herum biegsame Stangen eingegraben, welche man dann gegen die Mitte herunterzieht und mittels Bastseilen befestigt. Der so gebildete Korb wird darauf mit Lagen von Schilfgras gedeckt, indem die einzelnen Schichten wieder mit solchen Seilen in ihrer Lage erhalten werden. Es entsteht so eine Art Korb, dessen Gerüst im Boden fixiert ist, ohne Fenster und Schornstein; als Thür bleibt eine kleine Öffnung von weniger als einem Meter Höhe und oben gerundeter Gestalt. Gegenüber dieser als Eingang dienenden Öffnung befindet sich der Feuerplatz der Hütte, welcher

etwas exzentrisch, d. h. näher der Thür angebracht ist und sich auf dem ebenen Lehmestrich des Bodens durch eine niedrige, wallartige Erhebung von kreisförmiger oder ovaler Gestalt kennzeichnet." Die Thür wird durch ein bewegliches Flechtwerk verschlossen und in einiger Entfernung von ihr noch ein besonderer Windschirm aufgestellt. Bei anderen afrikanischen Stämmen ist die Thür nicht eine bloße Öffnung, sondern durch Aufwölbung des Daches hervorgebracht (s. die Abbildungen, S. 429).

Es ist klar, daß ein derartiges Gebäude zwar ausgezeichnet vor den Unbilden der Witterung schützt, aber an Luft- und Lichtmangel leidet und in seiner Form auch der aufrechten Haltung des Menschen schlecht angepaßt ist; in den kleineren Kugelhütten kann man, namentlich wenn ein Feuer in der Mitte brennt, nur in gebückter oder kauernder Stellung verweilen. Wir sehen nun, wie die Sulu geräumigere Hütten dadurch zu schaffen verstehen, daß sie die geflochtene Wölbung durch senkrechte Pfosten stützen. Damit ist aber zugleich der Weg zu einer stärkeren Umbildung des Baustiles und zur Beseitigung der Hauptmängel des halbkugeligen Gebäudes gezeigt. Wenn das Kugelgewölbe auf einer genügenden Zahl von Stützen ruht, braucht es nicht selbst bis zum Boden herabzureichen, sondern kann sich in ein Dach verwandeln, das nun auch aus stärkerem Gebälk hergestellt werden und eine kegelförmige Gestalt erhalten kann. So entsteht ein Bau mit Kegeldach, das auf einem oder mehreren kreisförmig angeordneten Pfosten ruht und vielleicht auch noch durch einen Mittelpfahl gestützt wird; die Räume zwischen den Pfosten lassen sich nun wieder ganz oder teilweise durch geflochtene oder aus Lehm aufgemauerte Seitenwände ausfüllen. Ein typisches Bauwerk dieser Art ist die Hütte der Betschuanen. Das konische, mit Rohr bekleidete Dach ruht auf zwei Kreisen von Pfählen, deren innerer mit Lehm und Fachwerk zu einer festen Wand ausgemauert ist, während zwischen dem äußeren und inneren eine Art rund herumlaufender Vorhalle bleibt, die nach außen hin meist noch durch einen niedrigen Lehmwall abgegrenzt wird. (Ein ähnliches Haus s. S. 141.) Der Vorteil dieser Gebäude ist ihre größere Geräumigkeit, dagegen wird die Möglichkeit, eine bessere Ventilation und Beleuchtung durch Lücken in der Seitenwand herzustellen, nicht benutzt; das Innere der Hütte hat nur eine einzige und sehr kleine Thüröffnung.



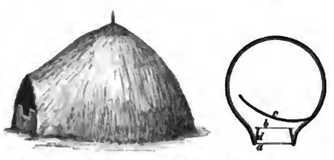


Hütte der Marutse, zentrales Südafrika. Grundriß, Gerippe, vollendete Hütte. Nach Holub. Vgl. Text, S. 426.

Von ähnlicher Art sind die Hütten der Baronga, nur daß sich dieser Stamm mit einer einfachen Seitenwand begnügt, also keine Vorhallen an seinen Hütten besitzt. Bemerkenswert sind die Angaben Junods über den Bau dieser Wohnungen. Man beginnt mit der Herstellung des Daches, das dadurch als die Hauptsache und der Keim der ganzen Bauweise charakterisiert wird. Der künftige Hausbesitzer gräbt ein kreisrundes, wenig tiefes Loch in den Boden, umsteckt es ringsum mit langen dünnen, schräg nach außen gerichteten Stangen und vereinigt diese unten in der Mitte des Loches zu einem Kegel, der dann mit Zweigen und Bast zu einer Art Korb verflochten wird. Dieses konische Dachgerüst wird darauf umgekehrt und nach dem Bauplatz der Hütte gebracht. Hier ist inzwischen ein Kreis von Pfählen in die Erde gerammt und durch eine Rohrwand verbunden worden; das Dach, von der ganzen männlichen Bevölkerung des Dorfes getragen, wird nun auf diese kreisförmige Umwandung aufgesetzt und mit Grasbüscheln gedeckt, und zwar so, daß die Büschel schuppenartig übereinander

liegen. Zum Schluß wird die Rohrwand mit Lehm und Kuhdünger bestrichen und die Thür angebracht, für die eine Öffnung an der Seite ausgespart worden ist. Der Boden der Hütte wird ebenfalls mit einer Mischung von Lehm und Dünger bedeckt, die man von Zeit zu Zeit erneuert. Da die Zwischenräume zwischen Dach und Seitenwand nicht sorgfältig verklebt werden, sind die Hütten der Baronga schon etwas luftiger als die der Sulu und der Betschuanen.

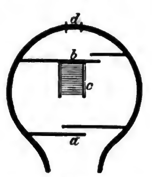
Wer sich die Entstehung der mit Seitenwand versehenen Bauten aus der Kugelhütte vergegenwärtigt, versteht ohne weiteres auch die Übergangsformen zwischen den beiden Typen. Es sind das die Gebäude, bei denen nur ein Teil der Seitenwand entwickelt und durch Aufwölbung des Daches an der Eingangsseite eine Vorhalle gebildet ist, während im übrigen das Dach bis zum Boden herabreicht. Die Hütten der Waganda gehören in diese Gruppe. Bei den Baluba wieder sind ringsum Seitenwände vorhanden, aber sie verschwinden ganz unter dem fast bis zur Erde herabgeführten Grasdach, bei den Lendu finden sich die stützenden Pfähle, aber das oben zugespitzte Dach reicht ringsum ganz bis zum Boden herab (s. die Abbildung, S. 430).



Hütte der Wawira, Congostaat. Nach Stuhlmann.
a vordere, halbe Thür; b Thür; c Scheidewand; d Pfähle, welche den Eingang flankieren. Vgl. Text, S. 428.

Die Rundhütte mit Seitenwand wieder geht leicht in eine ganz gleich konstruierte Form mit quadratischem oder rechteckigem Grundriß über. Dazu drängt schon die Sprödigkeit mancher sonst sehr geeigneten Baustoffe, vor allem der dickeren Holzpfosten und -Stämme, die sich den runden Formen der Gebäude nicht fügen wollen. Mit derselben Leichtigkeit, mit der sich die kreisförmig gebogenen Seitenwände in gerade Flächen verwandeln, bildet sich das konische Dach in ein pyramidenförmiges um, und das ganze Gebäude kann nun, ohne daß sich die Konstruktionsweise merklich ändert, in größerer und soliderer Gestalt errichtet werden.

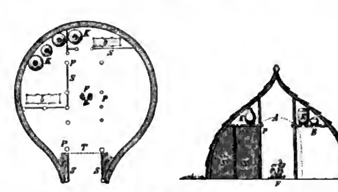
Der süd- und mittelafrikanischen, mit Seitenwand versehenen Rundhütte sind die Bauten der Obernilvölker sehr ähnlich, beruhen aber, wie H. Frobenius nachgewiesen hat, auf einem anderen Konstruktionsprinzip. Hauptstütze des Hauses ist hier eine Mittelsäule, oft einfach ein der Äste beraubter Baum, mit seinem unteren Rande ruht das Dach auf einer kreisförmig geordneten Pfahlreihe, die Seitenwand aber füllt nicht die Zwischenräume zwischen den Pfählen aus, sondern steht meist unabhängig dahinter, so daß eine Art schmaler Veranda gebildet wird. Die Mittelsäule bedingt eine spitz-kegelförmige Gestalt des Daches und ragt zuweilen über die Grasbedeckung heraus.



Grundriß einer Unyorohütte in Mboga, Ostafrika. Nach Stuhlmann. a vordere, b hintere Thürwände, c Bettstelle, d hintere Ausgangspforte. Vgl. Text, S. 428.

Die Hütten mancher südamerikanischen Indianerstämme sind ebenfalls Rundbauten, unterscheiden sich aber dadurch von den afrikanischen, daß die Bedachung auf zwei Hauptpfeilern ruht, die sich mitten aus dem Innenraum erheben; der Sinn dieser Stützen wird verständlich, wenn man bemerkt, daß neben den Rundhütten auch längliche Bauten mit Dachfirst vorkommen, bei denen also die beiden Pfeiler als Stützen des Firstbalkens dienen. Wie im übrigen eine solche Rundhütte der Bakaïri beschaffen ist, hat Karl von den Steinen anschaulich geschildert.

„Man meinte“, schreibt er, „sich in einem riesigen Bienenkorbe zu befinden, glücklicherweise ohne die Bienen. Der Grundriß war fast kreisförmig mit einem Durchmesser von 15 m; zwei gewaltige Pfosten, 9 m hoch und 3½ m voneinander abstehend, stützten in der Mitte die mächtige Strohkuppel, deren Gerüst aus horizontalen Bambusringen und über diese senkrecht nach oben zur Luke gebogenen Stangen bestand. Sie war rauchgeschwärzt, wie Teer glänzend. Die Wandung ringsum, über der sie sich erhob, war ein festgeschlossener Ring von 1½ m hohen Pfosten, nur unterbrochen durch zwei für mich viel zu niedrige Eingänge, die sich gegenüber lagen.“ Wenn hier die Konstruktion einen wertvollen Wink über die Entstehung der Bauform erteilt, so ist das noch mehr bei manchen Gebäuden des malayischen Kulturgebietes der Fall. Die oft abgebildeten Männerhäuser der Humboldtbai, Neuguinea, scheinen auf den ersten Blick runde oder wenigstens vieleckige Bauten, die mit manchen afrikanischen Formen große Ähnlichkeit haben. Allein ein von Finsch mitgeteilter Grundplan belehrt uns, daß hier das Dach auf vier Pfeilern ruht, genau so wie bei den gewöhnlichen rechteckigen Bauten des Gebietes, und es läßt sich auch leicht erkennen, daß die vieleckige Gestalt einfach durch Abschrägen der Kanten aus dem ursprünglichen rechteckigen Grundplan entstanden ist.



Hütten der Lendú und A-lur bei Ssonga, Zentralafrika. Nach Stuhlmann. b Bettstellen, F Feuerstelle, K Vorratskorbe, P Stützpfähle, T Thür, f Feuerholz, S Scheidewände, A Projektion der Thürwölbung, B Dachboden. Vgl. Text, S. 429.

Das typische rechteckige Haus des malayo-polynesischen Wohngebietes ist in seiner Art auch eine Fortbildung des geflochtenen Windschirmes, nur daß man in diesem Falle nicht bestrebt gewesen ist, das ganze Haus und späterhin wenigstens noch das Dach aus einem Stücke herzustellen, sondern das Gebäude aus einzelnen tafelförmigen Schirmen zusammensetzt, in der Art etwa, wie wir aus Spielkarten ein Haus aufbauen. Die sprichwörtliche Hinfälligkeit des Kartenhauses läßt zugleich vermuten, daß bei einer solchen Bauart sehr viel auf Gerüst und Verbände ankommen muß. Eine Form dieser „Kartenhäuser“, die einfach aus zwei zu einem Satteldach vereinigten Tafeln mit oder ohne Verschluß der offenen Seiten bestehen, ist schon erwähnt (vgl. S. 426); erhält dieses Dach einen Unterbau von vier Pfeilern, die die vier Ecken stützen und ihrerseits durch Seitenwände verbunden sind, so entsteht das einfache Mattenhaus mit Satteldach, eine außerordentlich weit verbreitete Wohnungsform, die wieder der Keim vieler kunstvollerer Bauweisen ist. Zu den vier Grundpfeilern treten oft noch zwei weitere am vorderen und hinteren Ende des Hauses, die den Firstbalken tragen und bei manchen melanesischen Hausformen als die wichtigsten Konstruktionsteile erscheinen; hier sind auch zuweilen noch weitere Pfeiler eingeschoben, die als Stütze seitlicher, mit dem First parallel laufender Tragbalken des Daches dienen. Auf den Einfluß, den der Pfahlbau (s. die Abbildung, S. 431) auf diesen wie auf andere Bautypen übt, ist noch zurückzukommen.

Der oben geschilderte Baustil, den man der Kürze halber den malayischen oder mit H. Frobenius den nordozeanischen nennen kann, mit rechteckigem Grundriß und dem Aufbau des Gebäudes aus einzelnen Tafeln oder Rahmen, hat den Vorzug, daß Dach und Wände beweglicher sind als bei den echten afrikanischen Hüttenformen. Die Kugelhütte namentlich

muß ein geschlossenes Ganze bilden, wenn ihre Teile im Gleichgewicht bleiben sollen, und infolgedessen ist irgend ein Anpassen an die äußere Temperatur durch Öffnen des Gebäudes ebensowenig möglich wie ein erfrischender Luftzug. Bei der malayischen Bauweise ist dagegen das Gerüst die Hauptsache. Oft fehlen, wie bei vielen der großen Junggesellenhäuser, die Seitenwände ganz, oft sind sie beweglich und werden nur gelegentlich angebracht. Auf den Bowditch-Inseln sind nach Lister alle Häuser ohne Seitenwände und nur von einer kleinen Umzäunung umgeben. Die Häuser auf Uea (Wallis-Inseln) haben nach den Angaben Morvans ungeheuere Dächer, die wenige Fuß über dem Boden beginnen und auf Bambuspfosten ruhen; da wegen des Gewichtes des Daches diese Pfosten sehr zahlreich sein müssen, bedeutet die rechteckige Form des Grundplanes keinen besonderen Vorteil, und in der That erscheinen hier auch sofort neben den Gebäuden mit viereckigem solche mit kreisförmigem oder polygonalem Grundriß. An den Seiten sind die Häuser alle offen, und nur nachts schließt man sie mit Matten, die zu diesem Zwecke bereit liegen. Dieselbe Bauweise herrscht auf Tongarewa, nur daß man hier häufig die Seiten mit Rollmatten versieht, die auf und nieder gelassen werden können.



Hütten und Götze der Kayan, Nordborneo. Nach Kükenthal. Vgl. Text, S. 430.

Häuser mit riesigem Dach und offenen Seiten bildet Wilkes auch von den Gilbert-Inseln ab, und neuerdings hat Finsch die dortigen Hausformen näher beschrieben. „Die Länge eines großen Gilberthauses“, sagt er, „beträgt 7 bis 9 m, die Breite ca. 6 bis 7 m, die Höhe bis zum Dachfirste vielleicht 4 m. Die Firste des Daches (terau) läuft geradlinig und ist mit Matten bedeckt; die Giebel fallen in der oberen Hälfte fast gerade, in der unteren schräg vorspringend ab, zuweilen auch ganz senkrecht. Die Träger dieses großen Daches sind nicht eigentlich Pfähle, sondern meist Pandanus-Stammstücke mit 3 bis 4 Wurzelenden, die gleichsam als Fuß dienen, da sich bei dem steinigen Korallgrund Pfähle schlecht einrammen lassen. Die Seiten des Gebäudes sind offen, können aber je nach Bedürfnis mit gewöhnlichen Matten aus Kokosblatt verhängt werden. Da die Träger des Daches meist weniger als 1 m hoch sind, so muß man sich sehr bücken, wenn man eintreten will. Im Inneren der Hütte läuft in etwa $1\frac{1}{4}$ m Höhe ringsum eine meterbreite Plattform oder erhöhter Flur, auf Querbalken von Pandanus aus gespaltenen Stäben von gleichem Material errichtet. Dieser erhöhte Flur,

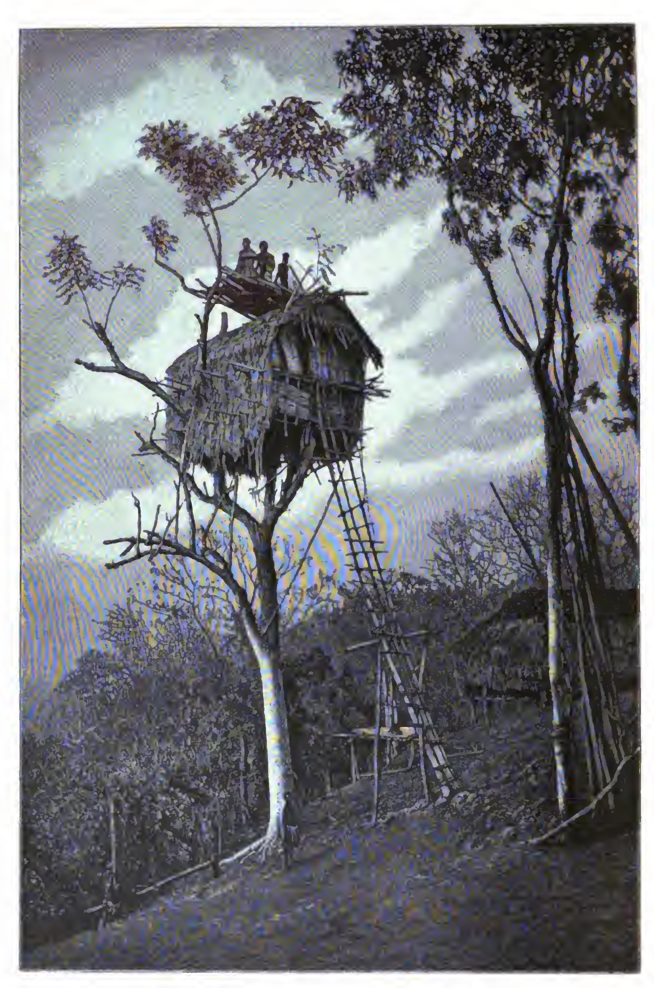
welcher zum Schlafen oder für allerlei Gerät dient, nimmt zuweilen nur die eine Hälfte des Raumes ein oder fehlt wohl auch ganz. Über dieser ersten Plattform ist in ca. 1 m Höhe häufig eine zweite errichtet, eine Art Bodenraum aus sparrig gelegten Pandanus-Stäben, der zum Aufbewahren von allerlei Habseligkeiten und Materialien benutzt wird." Es ist sehr bemerkenswert, wie hier die Plattform der ursprünglichen Pfahlbauten zu einem bloßen Gerüst innerhalb des Hauses geworden ist, weil die Bodenbeschaffenheit den Pfahlbau verbietet. Die großen Gemeindehäuser der Gilbertinsulaner ruhen zum Teil auf Steinpfeilern.

Eine schöne, durch die reichliche Verwendung des Holzes beeinflußte Abart des malayischen Baustiles ist die der Maori auf Neuseeland. H. Frobenius hält das Haus der Maori für eine durch den nordozeanischen Baustil beeinflußte Fortbildung einer einfachen Tunnelhütte, die ihrerseits aus dem australischen Windschirm hervorgegangen ist. Pfahlbauten sind auch hier nicht gebräuchlich, nur die kleinen Vorratshäuser werden der Ratten wegen gern auf Pfählen errichtet. Die Stoffe zum Bau eines Hauses, namentlich Holz und Rohr, werden oft jahrelang gesammelt, worauf man dann endlich den Grundplan auf den Boden zeichnet und die Hauptpfosten, die den Firstbalken tragen sollen, einrammt. Der Firstbalken ragt an der Vorderseite des zukünftigen Hauses, wo die Vorhalle entstehen soll, etwa 10 Fuß über den vorderen Hauptpfosten heraus und wird zuweilen am äußersten Ende nochmals durch einen Pfosten gestützt. Als seitliche Stützen für das Dach dienen breite Holzstücke, deren Zwischenräume durch Rohrwände oder Matten aus Flachsblättern ausgefüllt werden; eine Rohrwand schließt auch das Haus nach hinten ab, eine zweite, in der sich die Thür und ein Fenster befinden, nach vorn. Über diese Vorderwand hinaus ragen das Dach und die Seitenwände so weit vor, daß eine ziemlich geräumige Vorhalle entsteht, die nach außen durch eine niedrige Umzäunung abgesperrt wird. Vorn wird das Dach durch breite Bretter abgeschlossen, ebenso stehen brettartige, meist schön geschnitzte Pfosten vor den Enden der Seitenwände rechts und links von der Vorhalle. Alle Verbände sind mit neuseeländischem Flachs hergestellt, der Fußboden besteht aus gestampftem Lehm. (Vgl. hierzu die Abbildung, S. 139.)

In Afrika ist die „malayische" Bauweise nicht unbekannt, besonders im Gebiete der Westküste. Ein Übergang zu ihr ist es vielleicht schon, wenn die Stämme, die licht- und luftlose Kugelhütten bewohnen, gern noch als Versammlungs- oder Arbeitshallen Schattendächer auf Pfählen errichten und auf diese Weise zuweilen Bauwerke von bedeutender Größe herstellen. Wohnhäuser mit rechteckigem Grundriß, Satteldach und geflochtenen Wänden sind vielen Stämmen eigentümlich und bis tief ins Congoland hinein verbreitet. So bestehen bei den Balolo die Hütten aus sechs geflochtenen Tafeln, die mit Leichtigkeit auseinanderzunehmen und wieder zusammenzusetzen sind; dieselbe Bauweise finden wir bei den Monbuttu. Letztere errichten in dieser Art auch gewaltige Hallen, deren größte nach den Angaben Schweinfurths 50 m lang, 25 m breit und 17 m hoch war; mehrere Parallelreihen von Hilfspfosten mußten das riesige Dach stützen helfen, die Vorderseite des Gebäudes blieb der Erleuchtung wegen offen. Auch bei den Monbuttu hat die große Zahl der Stützen und vielleicht das Beispiel der nigritischen Rundbauten bewirkt, daß vereinzelt die Hallen auch einen runden Grundriß erhielten.

Die weitaus meisten Häuser des malayischen Gebietes sind zugleich Pfahlbauten, mit anderen Worten, der Fußboden dieser Gebäude ist auf Pfählen über den Grund erhöht; indes gehören weder alle Pfahlbauten dem malayischen Baustil an, noch müssen alle Häuser dieses Stiles Pfahlbauten sein. Kommen doch außerdem, wie wir gesehen haben, einfache Plattformen oder erhöhte Fußböden, die überhaupt kein Haus tragen, als Wohnstätten vor.





Baumhaus in Koiari, Britisch-Südost-Neuguinea.
Nach Krieger.

Über den Zweck und Sinn der Pfahlbauten sind vielerlei Meinungen ausgesprochen worden, die in der That, da eine Erhöhung des Bodens über die Erde in verschiedener Richtung nützlich werden kann, sämtlich einen Teil der Wahrheit treffen mögen. Schon der Schutz vor der Feuchtigkeit des Bodens, vor den plötzlichen Überschwemmungen infolge von Regengüssen, vor ungesunden Dünsten und niedrig fliegenden Insektenschwärmen mag vielfach genügen, um die merkwürdige Bauweise zu rechtfertigen. Auch den Überfällen durch größere Raubtiere oder menschliche Feinde ist ein Pfahlhaus nicht so ausgesetzt wie ein auf ebenem Boden stehendes; namentlich die im seichten Wasser errichteten Pfahlbauten sind vor plötzlichen Angriffen leidlich gesichert. Rücksichten der Bequemlichkeit kommen hinzu: Unrat und Abfälle sammeln sich nicht auf dem Boden oder unmittelbar vor der Thür der Hütte an, sondern werden durch die Lücken des Fußbodens hinabgeworfen, um entweder durch das Wasser fortgetrieben zu werden oder bei festländischen Pfahlbauten als Futter der Schweine und Hunde zu dienen, die unter dem Pfahlhaus zugleich eine Zufluchtsstätte für die Nacht finden.

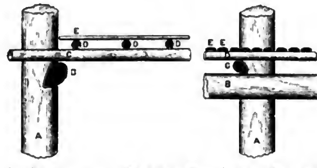
Ob die Pfahlbauten auf Baumwohnungen zurückgehen, ist kaum mehr mit Sicherheit festzustellen. So viel sich gegenwärtig erkennen läßt, werden die in den Wipfeln hoher Bäume errichteten Plattformen und Häuser, an denen es namentlich in Neuguinea nicht fehlt, nur als Festungen und Zufluchtsstätten betrachtet, dienen aber kaum als wirkliche Wohnungen (s. die beigeheftete Tafel „Baumhaus in Koiari, Britisch-Südost-Neuguinea“). Dauernd bewohnte Pfahlhäuser ruhen immer auf Pfosten, die in den Boden gerammt sind, wenn auch gelegentlich ein passend stehender Baum mit benutzt werden mag, und von einer Entwickelungsreihe, die vom Baumhaus zum typischen Pfahlbau hinüberführt, kann keine Rede sein.

Zwei Grundformen von Pfahlbauten lassen sich unterscheiden: bei der ersten wird zunächst eine feste Plattform (s. die Abbildung, S. 434) errichtet, auf der man dann wie auf festem Boden die Hütten erbaut, bei der zweiten bilden die Pfähle der Plattform zugleich die Hauspfosten, die das Dach tragen; Übergänge von der einen Form zur anderen sind natürlich möglich, und zu ihnen gehört in der That die Hauptmasse aller Pfahlbauten. Besonders häufig ist die zweite Hauptart mit einer vorspringenden Plattform verbunden, zuweilen steht auch, wie bei den Gemeindehäusern der Humboldtbai, eine besondere Plattform neben dem Pfahlbau. Es ist nun auch verständlich, warum gerade die malayische Bauweise mit ihrem rechteckigen Grundplan und den vier Hauptpfeilern das Entstehen von Pfahlbauten begünstigt, da man ja einfach den Fußboden in beliebiger Höhe an den Hauspfosten befestigen kann; eine afrikanische Kugelhütte dagegen müßte erst in einer Plattform einen künstlichen Boden erhalten, wenn sie zu einem Pfahlbau werden sollte. Ebenso leicht, wie sich die malayischen Häuser in Pfahlbauten verwandeln, bilden sie sich wieder zu ebenerdigen Wohnstätten zurück, wenn die Verhältnisse sich entsprechend ändern. Im Malayischen Archipel haben sich fast überall dort, wo die holländische Regierung Ordnung geschafft und namentlich die unheilvollen Kopfjägereien beseitigt hat, die Pfahlbauten in einfache, auf dem Fußboden stehende Häuser umgewandelt. Ähnliches hat sich in Neuguinea vollzogen; so berichtet Mac Gregor von den Einwohnern des Dorfes Tupuseleia östlich von Port Moresby, daß sie früher eine Strecke landeinwärts in Pfahlhäusern wohnten, jetzt dagegen unter dem Schutz der britischen Regierung ebenerdige Häuser dicht am Meeresstrande erbaut haben.

Zu der ersten, auf einer besonderen Plattform errichteten Gruppe von Pfahlbauten gehören die der Warrau in Guayana, die Richard Schomburgk geschildert hat. Die ganze Siedelung, die er näher untersuchen konnte, stand auf einer im Wasser errichteten Plattform,

die auf 5 bis 6 Fuß hohen Baumstämmen ruhte und aus Stämmen der Manicole-Palme gezimmert war. Die elenden Hütten waren 7 bis 8 Fuß lang und enthielten in ihrem Inneren einen Erdhaufen, der als Herd diente.

Als Zwischenform zwischen der ersten und zweiten Gruppe können die Langhäuser der nördlichen Dayak auf Borneo gelten. Brooke Low, der sie sehr eingehend beschreibt, nennt ein solches Haus oder Dorf „eine Plattform auf Pfosten, die sich in ihrer Länge nach der Zahl der Häuser richtet, aus der es besteht". Wie sich aus dem Querschnitt ergibt, läuft an der Vorderseite der eng miteinander verbundenen Hütten eine breite, teilweise durch das vorspringende Dach bedeckte Veranda hin, die wieder der Länge nach in vier verschieden benannte Abteilungen zerfällt. Die eigentlichen Wohnräume im Hintergrund beanspruchen nur etwa ein Drittel der überdachten Fläche. Ein anderer Berichterstatter schildert ein solches Haus folgendermaßen: „Das gemeinsame Haus, ebenso roh gebaut wie von gewaltiger Größe, mißt 594 Fuß in der Länge, und der Vorderraum oder die Straße läuft in der Breite von 21 Fuß an der ganzen Länge des Gebäudes hin. Der hintere Raum ist durch Zwischenwände aus Matten in die Privaträume für die verschiedenen Familien geteilt, und zu ihnen führen 45 besondere Thüren vom gemeinsamen Raume aus. Das Gebäude erhebt sich 12 Fuß über den Boden, und den Zugang bildet ein Baumstamm mit eingehauenen Kerben, eine sehr schwierige, steile und bedenkliche Art von Leiter. An der Vorderseite liegt eine 50 Fuß breite Terrasse, die zum Teil längs der Front des Gebäudes hinläuft und, wie der Fußboden überhaupt, aus gespaltenem Bambus gefertigt ist." (S. die Abbildung, S. 435.)



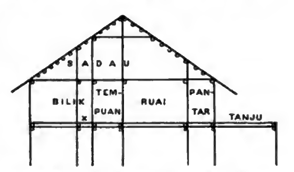
Konstruktion einer Pfahlbau-Plattform in Sarawak, Nordborneo. Nach Ling Roth. A Hauptpfosten, B Balken, C Kreuzbalken, D Dielenquerbalken, E Bambusstöcke. Vgl. Text, S. 433.

Bei den dayakischen Häusern dient wenigstens ein Teil der Grundpfosten zugleich als Träger des Daches; die Häuser der Battak von Sumatra dagegen sind, obwohl die Plattform meist nicht breiter als das Haus zu sein pflegt, scheinbar selbständige Bauwerke von eigentümlicher Konstruktion. Nach Abbildungen und Modellen zu schließen, ruht das Gerüst der Hütte, deren Wände schräg nach außen geneigt sind und ein mächtiges Dach tragen, frei auf dem Fußboden der Plattform, in Wahrheit aber dürfte sich, wie ein im Bremer Museum aufgestelltes echtes Haus beweist, die Sache doch anders verhalten. Sechs Pfeiler tragen hier die Plattform, von denen die vier äußeren bis unter das Dach hinaufreichen und auf diese Weise mit verschiedenen Querbalken ein viereckiges Gerüst bilden, das als Kern des Hauses und als Hauptstütze des Daches zu betrachten ist. Dieses Gerüst aber ist ganz im Inneren des Gebäudes versteckt und tritt in der äußeren Architektur gar nicht hervor. Die Plattform nämlich ragt nach allen Seiten über die Grundpfeiler hinaus, und auf ihrem Rande erheben sich, auf starke Längsbretter befestigt, die leichten, nach außen geneigten Mattenwände, die nur durch schwache, ebenfalls schräg liegende Pfosten gestützt sind. So umgibt denn das äußerst leicht gebaute Haus wie eine Schale oder ein abstehender Mantel das eigentliche Gerüst, das aber doch dem Ganzen als festes Skelett zu dienen hat. Das Dach hat keinen Firstbalken, seine Vorder- und seine Rückseite sind durch besondere Mattenwände geschlossen. Ob diese Hauskonstruktion als typisch betrachtet werden kann, ist zweifelhaft; viele Battakhäuser ruhen überhaupt nicht auf Holzpfosten, sondern

auf kurzen Steinpfeilern, und in diesem Falle muß natürlich das Haus ein ganz selbständiges, nur auf dem Boden der Plattform ruhendes Gerüst besitzen.

Wenn sich ein Pfahlbau auf festem Lande erhebt und die Pfähle nicht übermäßig hoch sind, entsteht unter ihm ein nutzbarer Raum, der nicht selten als Viehstall dient. Bei den Sai in Hinterindien reicht das Dach des Hauses bis zum Boden herab und bildet somit gleich eine Wand für diesen Stallraum.

Schon mehrmals ist betont worden, daß sich für die Pfahlbauten mit durchgehendem Gerüst der viereckige Grundriß am meisten empfiehlt, aber es hat sich gezeigt, daß viereckige Grundpläne durch Abstumpfen der Ecken sich leicht in polygonale und selbst kreisrunde verwandeln lassen. Auf diese Weise entstehen dann auch polygonale Pfahlbauten, wie die schon erwähnten Gemeindehäuser der Humboldtbai oder manche Mehrfamilienhäuser auf den Mentawei-Inseln, südwestlich vor Sumatra. Auch die runden Pfahlhäuser auf den Nikobaren, neben denen noch Formen mit quadratischem und rechteckigem Grundriß vorkommen, gehören in diese Reihe (s. die Abbildung, S. 436). „Diese Hütten“, schreibt darüber W. Svoboda, „stehen auf 12—18 Pfählen, welche, an der äußeren Peripherie derselben angebracht, bis an das Dach reichen. Es bilden diese die äußeren Hauspfosten, lenpo genannt, mit deren Aufstellung der Bau der Hütte beginnt. Sie verleihen ihr Festigkeit und tragen und unterstützen den Rand des Daches. Da, wo sie dieses treffen, vereinigen sie sich mit den Dachsparren, welche konvergierend zur Kuppelspitze laufen, untereinander mit Rotang verbunden und zusammengeschnürt sind, indem dickere Stäbe horizontal, dünnere Ruten vertikal durchflochten sind ... Eine engere Reihe innerer Pfosten in der Zahl von 8—10, leith genannt, hat die Aufgabe, den Fußboden der Hütte zu tragen, und zwar liegt dieser auf den Querträgern. Auf den inneren Hauspfosten ruhen zu unterst die unteren Querbalken, elā kān oder die weiblichen, über diesen, sie kreuzend, die oberen oder männlichen Querbalken, elā kōin genannt, worüber unmittelbar der Fußboden, entweder aus dünnen Latten oder gespaltenem Bambus gebildet, folgt.“ Auch hier dient der Raum zwischen den Pfählen als Aufbewahrungsort und als Stall für Schweine, Hunde und Hühner und ist zu diesem Zwecke häufig mit einer besonderen kleineren Plattform versehen.



Durchschnitt eines Hauses der See-Dayak, Nordborneo. Nach Ling Roth. Sadau = Bodenraum, Bilik = Privatraum, Tempuan = allgemeiner Durchgang, Ruai = Veranda, Pantar = Vorhalle, Tanju = unverdeckte Plattform, x Feuerplatz. Vgl. Text, S. 434.

Der Wunsch, ein Haus in erhöhter Lage über dem Erdboden oder dem Wasser zu errichten, kann auch in anderer Weise befriedigt werden als durch einen Unterbau von Pfählen. Die oben erwähnten Steinpfeiler der Battakhütten finden sich in bedeutender Größe auf den Marianen wieder, wo sie als Grundbau gewisser Genossenschaftshäuser gedient haben und jetzt, nachdem die darauf errichteten Gebäude längst zerstört sind, an die Reste antiker Säulenreihen erinnern. Viel häufiger aber sind in Polynesien die soliden Unterbauten aus Stein, die in Form mächtiger Terrassen vielfach noch erhalten sind. Auf den Marquesas waren die Wohnhäuser fast allgemein auf rechteckigen Steinterrassen errichtet, auf anderen Inselgruppen dienten steinerne Unterbauten als Grundlagen der Maraes (ein Name, der Versammlungsplatz, Opferstätte, Begräbnisplatz, Gemeindehaus u. s. w. bedeuten kann) und Tempel, die zum Teil selbst wieder aus den Männerhäusern hervorgegangen waren. Anderwärts wieder mögen

Steinbilder auf Terrassen gestanden haben, während unter ihnen Begräbnisplätze angebracht waren, wie das Thomson auf der Osterinsel nachgewiesen hat; damit wird auch hier ein Zusammenhang zwischen Stein- und Grabbauten hergestellt.

Statt der im Wasser stehenden Pfahlbauten kommen künstliche, aus Erde und Strauchwerk errichtete Inseln vor, die sogenannten Packwerksbauten. Meist scheinen sie in der Weise hergestellt worden zu sein, daß man zunächst Pfähle einrammte und dann die Zwischenräume mit festen Stoffen ausfüllte, was natürlich nur in seichten und wenig bewegten Gewässern möglich war. Von großer Bedeutung für die Kultur sind die Packwerksbauten auf schlammigen Küsteninseln geworden, die als Zuflucht von Flüchtlingen dienten, und wo auf dem unsicheren Boden nach und nach mächtige Städte heranwuchsen; Venedig ist das glänzendste Beispiel dieser Art, aber auch die niederländische Freiheit beruht zum guten Teil auf der sicheren Lage halbmariner Städte, wie des auf Pfahlrosten und Packwerksschichten erbauten Amsterdam.



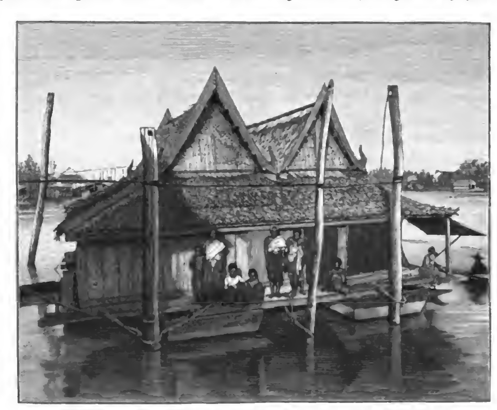
Hütten auf den Nikobaren, Bengalischer Meerbusen. Nach W. Svoboda. Vgl. Text, S. 435.

Ein anderer Ersatz für Pfahlbauten sind die schwimmenden Häuser, die in Hinterindien, im Malayischen Archipel und im südlichen China zahlreich vorhanden sind (s. die Abbildung, S. 437). Wo es sich nicht um Schiffe oder schiffsähnliche Bauwerke handelt, ruhen die Häuser auf starken Flößen. Auf Borneo besitzen die schwimmenden Häuser ähnlich den Pfahlbauten einen Unterbau von senkrechten Pfosten, die aber unten durch Querbalken verbunden sind; zwischen den Querbalken und dem Hausboden sind mehrere kreuzweise übereinander liegende Schichten von dicken Bambusstämmen angebracht, deren Schwimmkraft genügt, um das Haus bis über den Fußboden aus dem Wasser zu heben. Die Vorzüge dieser Wohnweise sind in Ländern, deren Hauptverkehr sich auf dem Wasser bewegt, einleuchtend genug. In China scheint auch die Übervölkerung des festen Landes einen Teil der Einwohner auf das Wasser hinauszudrängen; in diesem Falle handelt es sich freilich meist um die eigentliche, vor der Eroberung des Südens durch die Chinesen bereits vorhandene Fischer- und Schifferbevölkerung, die wohl schon vorher auf Pfahlbauten am Rande des Wassers ansässig war.

Bei den bisher betrachteten Hausformen finden Steine kaum Verwendung, oder doch nur als Unterbauten und Pfeiler, die beide im Grunde nichts weiter sind als Erhöhungen des natürlichen Bodens. Das ist auffallend, da doch bereits in sehr alter Zeit Höhlen als

Wohnstätten beliebt waren und es nahe gelegen hätte, aus Steinblöcken künstliche Höhlen zu bilden, wenn die ursprünglichen Wohnplätze nicht mehr zureichten oder aus irgend welchen Gründen verlassen wurden. Aber dieser unmittelbare Übergang von der Höhlensiedelung zum Steinbau ist selten. Vielleicht das einzige überzeugende Beispiel eines solchen bietet die Bauweise der Pueblos-Indianer im Südwesten der Vereinigten Staaten, in Arizona, Neumexiko, im südlichen Utah und Colorado.

In diesem wüstenhaften, von den steil abfallenden Thälern (Cañons) der Ströme durchschnittenen Gebiete fehlt es nicht an natürlichen Höhlen in den weichen Gesteinen, den Ablagerungen von Thon und Tuff, und die menschlichen Bewohner des Landes haben nicht versäumt, diese Zufluchtsstätten zu benutzen und mit Hilfe ihrer primitiven Werkzeuge zu erweitern. Besonders zahlreich sind diese Höhlenwohnungen am oberen Rio Grande del Norte, westlich vor Santa Fé (vgl. die Tafel „Höhlenwohnungen im Cliff-Palast Cañon, Südwestcolorado“ bei S. 413). Man ist aber nicht dabei stehen geblieben, durch Wegschaffen des Gesteins die Wohnräume zu vergrößern; man hat auch durch Aufmauern von Steinwänden die allzu großen Höhlen in kleinere Abteilungen geschieden und damit den ersten Schritt zur wirklichen Steinarchitektur gethan. Es bildete sich auf diese Weise bereits eine gewisse Technik aus; allmählich wagte man sich an größere Aufgaben, vermauerte die übermäßig weiten Öffnungen der Höhlen und führte Schutzwälle an den Punkten auf, wo ein feindlicher Angriff möglich schien. So gelangte man zuletzt dahin, selbständige Bauten zu errichten, und nun hinderte nichts, dergleichen Steinhäuser auch außerhalb der Höhlen und Felsengrotten zu erbauen. Als Baustoff dienten vorwiegend Sandsteinplatten, die mehr oder weniger regelmäßig aufeinander geschichtet wurden, als Mörtel Lehm; Holz wurde ebenfalls, hauptsächlich wohl als Bedachung verwendet. Die außerordentlich einfache Bauweise gestattete nicht die Errichtung großer Hohlräume, und in der That sind die größten Kammern kaum 2 bis 3 m lang, breit und hoch; wenn trotzdem Gebäude von mehreren Stockwerken und beträchtlicher Ausdehnung vorkommen, so erklärt sich das daraus, daß man die einzelnen Steinkammern zellenartig neben- und übereinander baute. Es ist das, nebenbei bemerkt, dieselbe Methode, nach der die ungeheuren südindischen Tempelbauten errichtet



Schwimmendes Haus in Siam. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 436.

sind, die sich bienenstockartig um eine zuerst vorhandene innerste Zelle zu ihrer jetzigen Größe entwickelt haben. Die Kammern der Pueblos häuser besitzen als einzige Öffnung eine Thür, die oben durch quergelegte Holzstäbe, unten durch eine Steinschwelle abgeschlossen ist, viele Kammern waren aber nur durch eine Öffnung in der Decke von den oberen Stockwerken aus zugänglich. Zuweilen ragten die Balken der Decken über die Wände hinaus und dienten als Unterlage von Balkonen, die an den Häusern hinführten. Neben den gewöhnlichen rechteckigen Kammern gab es auch solche mit kreisförmigem Grundriß, die wahrscheinlich als Badestuben und zugleich zu religiösen Zwecken gedient haben.

Die in der Ebene errichteten alten Bauwerke des Pueblos-Gebietes sind den „Klippenburgen" sehr ähnlich, nur daß bei ihnen der Lehm häufiger verwendet wurde; die große, als Casa grande bekannte Ruine im südlichen Arizona ist ganz aus großen Lehmblöcken errichtet, die anscheinend aus festgestampftem Boden ausgeschnitten sind. Bei den Steinbauten wechseln oft Schichten größerer und kleinerer Steine in gefälliger Weise ab. Gewöhnlich bildet jede Siedelung (Pueblo) ein einziges großes, aus vielen Einzelwohnungen zusammengesetztes Gebäude, wie das auch bei den heutigen Wohnstätten der Pueblos-Indianer, der Nachkommen des vorgeschichtlichen Volkes der Klippenburgen und Steinhäuser, der Fall ist (s. die beigeheftete Tafel „Die Südstadt von Pueblo, Mexiko").

Wenn hier das Steinhaus unmittelbar aus der Höhlenwohnung hervorgeht, so haben sich in der Alten Welt und zum Teil wohl auch bei den Kulturvölkern Amerikas diese Umbildungen in der Regel auf merkwürdigen Umwegen vollzogen. Verhältnismäßig kurz ist der Umweg noch, wenn die künstlichen Berge mit Höhlen, wie man die Steingebäude nennen kann, zunächst nur Verteidigungszwecken gedient haben, um dann die Vorbilder für wirkliche Wohnräume oder für Tempelbauten zu werden. Das Beispiel der Pueblos-Indianer zeigt schon, wie man die Höhlenwohnungen auch der Sicherheit wegen bevorzugt, die sie gegen feindliche Angriffe gewähren, und wie man durch Vermauerung der Eingänge und durch Errichtung steiler Wälle den Zugang noch zu erschweren weiß. In der That gewährt ja eine Höhle mit engem Eingang, der von wenigen Leuten erfolgreich zu verteidigen ist, und in dessen dunkeln Schlund auch ein Mutiger nicht gern als Erster hineinstürmt, gegen primitive Angreifer so ausgezeichneten Schutz, daß man wohl auf den Gedanken kommen konnte, an gefährdeten Punkten als Zufluchtsstätten Steinbauten mit Höhlungen zu errichten, die zwar die natürliche Felshöhle nur unvollkommen ersetzen, dafür aber auch von der Höhe herab mit Glück zu verteidigen sind. Auf diese Weise mögen die merkwürdigen Turmbauten auf Sardinien, Corsica, in Schottland u. s. w. entstanden sein, Bauten, die bezeichnenderweise vorwiegend an Küsten stehen, deren Bewohner von jeher den Angriffen von Seeräubern besonders ausgesetzt waren.

Auf Sardinien allein sind etwa 4000 dieser Türme, hier „Nurhagen" genannt, nachgewiesen, die allerdings schwerlich alle als Festungen gelten dürfen. Es sind 10 bis 20 m hohe, 6 bis 18 m breite, aus mächtigen Steinblöcken errichtete Bauwerke von stumpf-kegelförmiger Gestalt, in deren Innerem eine Treppe zur Höhe emporführt. Die in ihnen vorhandenen Räume sind sehr klein, ebenso die unteren Eingänge zum Turme, die man nur gebückt oder kriechend betreten kann; Flüchtlinge vermochten sich also leicht in diese Türme zu retten, während den Verfolgern der Weg auf einfache Weise gesperrt werden konnte. Nadaillac vergleicht mit diesen Nurhagen die Talayoten oder Wachttürme auf den Balearen und die Castellieren in Istrien, und Stutz hat darauf hingewiesen, daß noch heute in Apulien steinerne Wohnhäuser vorkommen, die den Nurhagen sehr ähnlich sind; hier wäre also noch eine Spur des



Die Südstadt von Pueblo, Mexiko.
Nach G. P. Winship.

Überganges von der Zufluchtsstätte zur dauernden Wohnung. Ähnliche Bauwerke sind ferner die vorgeschichtlichen Turmbauten (broughs) Schottlands, kegelförmige, oben offene Steintürme mit sehr dicken Mauern, in denen eine Anzahl kleiner, nach dem Innenraum geöffneter Kammern ausgespart ist, und mit einer Steintreppe, die nach der Zinne führt; die Thüre liegt in Mannshöhe über dem Boden, war also nur durch eine Leiter zugänglich. Manche dieser Burgen haben noch in historischer Zeit als Zufluchtsstätten gedient.

Das Charakteristischste dieser Bauweise ist nicht die Turmform des Gebäudes, sondern die Massigkeit der Mauern, in denen nur sehr kleine Unterkunftsräume mit engem, leicht zu



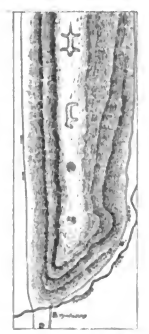
Arabisches Haus in Biskra, Algerien. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 440.

verteidigendem Eingang angebracht sind. Wir erkennen diesen Baustil wieder in den kolossalen Mauern der Burg von Tiryns, deren Untersuchung wir Schliemann verdanken. Ganze Reihen von Korridoren und kleinen, lichtlosen Kammern sind in diesem uralten Wunderbau, der schon im Altertum als ein Werk lykischer Cyklopen galt, verborgen. Hörnes, der übrigens die Kammern für Grabgewölbe hält, hat darauf hingewiesen, daß die Mauern phönikischer Städte Nordafrikas ähnliche Gänge und Kammern enthalten. Es ist wohl möglich, daß hier wie dort die Bauweise nur noch der Nachklang eines älteren Stiles ist, und daß die in den Mauern ausgesparten Räume für andere als die ursprünglichen Verteidigungszwecke verwendet worden sind, vielleicht also auch als Gräber gedient haben oder noch wahrscheinlicher als Vorratskammern.

Das Entstehen von Steinhäusern aus festungsartigen Bauten mag häufiger vorgekommen sein, als sich jetzt noch nachweisen läßt, oder es mag doch häufig bei der Ausbildung des

Steinbaustiles mitgewirkt haben; so ist es z. B. wahrscheinlich, daß die mächtigen seitlichen Terrassen an den Treppen der ägyptischen Tempel ursprünglich, als die Heiligtümer zugleich die Schutzwehren und Zufluchtsstätten der einzelnen Gaue waren, zu Verteidigungszwecken gedient haben. Manche Steinbauten haben wohl nichts mit einer Nachahmung von Höhlen zu thun, sind vielmehr Erdwällen nachgebildet und müssen als Ersatz für diese dienen. Aus Erdbauten sind wahrscheinlich auch die Bauwerke aus lufttrockenen Ziegeln entstanden, die einst in Babylon vorherrschten und noch jetzt in Gegenden mit trockenem Klima, z. B. Nordafrika, zu finden sind (s. die Abbildung, S. 439).

Aber so stark der Einfluß steinerner Festungsbauten auf die Entwickelung der Architektur ist, er wird doch weit übertroffen durch einen anderen, der mit den „praktischen" Erwägungen, nach denen wir aus alter Gewohnheit zu suchen pflegen, wenig gemein hat, und dessen Wirken wieder einmal beweist, daß die geistigen Gewalten die stärksten sind und den Schöpfungen der stofflichen Kultur ihren Stempel aufdrücken. Die Ehrfurcht und Scheu vor den dauernden Mächten der menschlichen Gesellschaft, die in ihrer unbeholfensten Form als Ahnenkult hervortritt, bestimmt hier in entscheidender Weise die Bahn der Entwickelung.



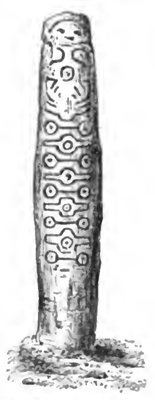
Hügel mit Mounds (davon zwei in Tiergestalt) bei Wyalusing in Wisconsin, Nordamerika. Nach Cyrus Thomas. Vgl. Text, S. 441, sowie auch S. 101.

Es wurde schon erwähnt, daß die Sitte, das Haus eines Verstorbenen niederzubrennen oder im Stiche zu lassen, ja beim Tod eines Häuptlings oder nach mehreren unerklärlichen Sterbefällen eine ganze Siedelung zu räumen, von ungünstigem Einfluß auf das Entstehen einer soliden Bauweise sein muß. Für den Höhlenbewohner ist eine solche Sitte ebenfalls verhängnisvoll, da sie ihn zwingt, die alte Wohnstätte aufzugeben und dem Toten zu überlassen. Daß man in der That fast überall schließlich dem Verstorbenen Platz gemacht hat, zeigt sich darin, daß in den meisten Höhlen über oder in der alten Kulturschicht Leichen bestattet worden sind, und daß damit das Bewohntsein der Höhle ihr Ende gefunden hat; vielleicht ist das einer der Hauptgründe gewesen, weshalb so viele Höhlenwohnungen schon in früher Zeit verlassen worden sind. Auf diese Weise mag die Sitte entstanden sein, die Toten in Höhlen beizusetzen; es ist das ein Brauch, der in den ältesten Perioden der ägyptischen Kultur allgemein war und von den äußerst konservativ gesinnten Bewohnern des Nilthales gewiß mit größter Zähigkeit festgehalten worden ist, so lange das nur irgend möglich war. Aber es war schließlich nicht mehr möglich; alle natürlichen Felsengrotten waren mit Leichen überfüllt, deren Ruhe man nicht zu gunsten neuer Ankömmlinge zu stören wagte.

In Ägypten wie anderwärts, wo die Beschaffenheit des Ortes es begünstigte, hat man sich zunächst durch Anlegen künstlicher Grabgrotten zu helfen gesucht. Schöne Beispiele hat J. de Baye im Thale des Petit Morin (Departement Marne) nachgewiesen, wo ein mächtiger Kreidefels von zahlreichen prähistorischen Grabkammern durchbohrt ist, daneben auch von anderen Räumen, die als Wohnstätten gedient zu haben scheinen. Indes ist dieser natürlichste Ausweg nur ausnahmsweise und nicht auf die Dauer brauchbar; es bleibt, wie das de Mortillet überzeugend nachgewiesen hat, nichts übrig, als im freien Feld aus Steinblöcken Grabkammern zu errichten und diese vielleicht noch, nachdem die Leiche in ihnen geborgen war, mit Erde zu überschütten. So entstanden die verschiedenen Formen der Steingräber, die Dolmen,

Hünenbetten, Ganggräber und viele Arten der nordamerikanischen „Mounds“ (s. die Abbildung, S. 101, 223 u. 440); in derselben Weise mochte die Bestattung in Erdlöchern wenigstens zum Teil auf die Siedelungsweise in halb oder ganz unterirdischen Wohnstätten zurückgehen.

Daß sich die Steingräber in vorgeschichtlicher Zeit außerordentlicher Beliebtheit erfreuten, daß die oft ungeheure Arbeit, die mächtigen Steinblöcke herbeizuholen und aufzuschichten, nicht gescheut wurde, hat sicher seinen Hauptgrund in der Furcht vor den Toten, die erst allmählich in freundliche Verehrung überging. Diese Totenfurcht ist, wie früher schon gezeigt wurde, nicht den primitivsten Völkern eigen, die vielmehr verhältnismäßig sorglos mit den Leichen umgehen und sie sogar wirtschaftlich als Nahrungsmittel ausnutzen, sondern einer höheren Kulturstufe, deren Vertreter bereits den Eigentums- und Machtbegriff genau kennen und auch in den Toten den Wunsch nach Besitz und Gewalt nicht erloschen glauben. Auf dieser Stufe findet man es denn auch ratsam, den Verstorbenen zwar ehrenvoll, aber dabei möglichst sicher zu bestatten, ihn in ein festes Gemach einzuschließen und alle Mittel anzuwenden, um ihm das Wiederkommen zu verleiden. Das Auftürmen von Steinhaufen auf Gräbern oder das Aufrichten eines Steinmonolithen (Menhir; s. die nebenstehende Abbildung) mag ursprünglich den Sinn von Erinnerungszeichen haben, aber bald genug macht sich auch die Anschauung geltend, daß diese schwerlastenden Denkmäler zugleich den Toten in seinem Grabe festhalten. Lag es da nicht nahe, auch die künstliche Höhle, die steinerne Grabkammer aus möglichst gewaltigen Blöcken aufzubauen, um sowohl die Leiche vor Beraubung zu schützen als auch den Verstorbenen selbst auf sein enges Gemach zu beschränken? Haben doch die Kreise von aufgerichteten Steinblöcken, die Cromlechs, von denen so viele vorgeschichtliche Gräber umgeben sind, höchst wahrscheinlich ebenfalls den Zweck, als Bannkreise zu dienen, die der unruhige Geist des Grabbewohners nicht zu überschreiten vermag.



Ein Menhir aus Argentinien. Nach J. B. Ambrosetti.

Dolmengräber, die aus fünf großen Granitblöcken bestehen und als Familiengrüfte dienen, sind von den Hova auf Madagaskar bis zur Gegenwart erbaut worden; bei der Beförderung der Blöcke leistete, wie Crémazy berichtet, die ganze Gemeinde bereitwillig Hilfe. Dolmen aus prähistorischer Zeit sind in allen Erdteilen mit Ausnahme des australischen Festlandes vorhanden, aber immer nur in gewissen Gebieten zahlreich vertreten, so daß man zeitweise geneigt gewesen ist, ihre Erbauung einer bestimmten Rasse zuzuschreiben. Von dieser übertriebenen Anschauung ist man zwar zurückgekommen, aber in eingeschränktem Sinne läßt sie sich wohl verteidigen; so scheint in der That das Vorkommen der Dolmen in Frankreich, Spanien und Nordafrika auf die Wanderung einer Rasse zu deuten, die nach dem wichtigsten Fundplatz als Cro-Magnon-Rasse bezeichnet zu werden pflegt und vielleicht die erste hellfarbige europäische Völkergruppe gewesen ist, die ihren Weg nach Süden genommen hat.

Die norddeutschen Dolmen, die sogenannten Hünengräber, sind in der Regel aus erratischen Blöcken erbaut, von denen einige steil aufgerichtete die Wände, einer oder mehrere quer darübergelegte die Decke bilden. Bei dem berühmtesten Steindenkmale Nordwestdeutschlands, dem größten der „sieben Steinhäuser“ bei Fallingbostel in der Lüneburger Heide, ist der Deckstein nahezu 5 m lang und 4½ m breit. Er ruht auf sieben Trägern, gespaltenen und an der

Innenseite geglätteten Granitblöcken, die Höhlung im Inneren ist gegen $1^1/_2$ m hoch; am Eingang stehen zwei pfeilerartig aufgerichtete Steine, mehrere andere scheinen einen Kreis um das Denkmal, das von einem künstlichen Hügel überwölbt war, gebildet zu haben.

Führt zu den in einem Hügel verborgenen Grabkammern ein aus Steinen erbauter Gang, so spricht man von Ganggräbern. Ob die Vermutung die Wahrheit trifft, daß diese Art von Gräbern eine Nachbildung von Wohnstätten ist, die den heutigen Eskimohäusern entsprechen würden, ist noch nicht mit Sicherheit zu sagen. Diese Steinhäuser der Eskimo werden nach Boas am Abhang eines Hügels angelegt; man gräbt zunächst einen 15 bis 20 Fuß langen, schräg nach oben laufenden Gang, den man mit großen Steinplatten aussetzt, höhlt dann den Wohnraum aus und stellt die Wände, die teilweise frei liegen, aus Steinplatten und Walfischrippen her. Eine große, bogenförmige Walfischrippe an der offenen Vorderseite des Hauses bildet das Fenster und zugleich die Unterlage für die Dachpfosten, die mit ihrem anderen Ende auf der Rückwand aufruhen und mit Fellen bedeckt werden. Das Fenster wird mit einer durchscheinenden Membran aus Seehundseingeweiden verschlossen. Man kann also nicht sagen, daß diese Wohnstätten den Ganggräbern vollkommen gleichen; auch wenn ein solches Haus völlig mit Erde überkleidet würde, entspräche es den Gräbern noch durchaus nicht, da ihm die Überdachung mit Steinplatten fehlt. Man darf wohl eher annehmen, daß der Gang der Gräber deshalb angebracht wurde, weil die Gruft für längere Zeit benutzt werden und ganzen Familien und Generationen als Ruhestätte dienen sollte, also nicht ganz geschlossen werden durfte; in einer solchen Grabkammer auf Seeland sind nicht weniger als fünfzig Skelette gefunden worden. Im übrigen ist nicht zu leugnen, daß Reste von Steinhäusern, die denen der Eskimo gleichen und thatsächlich als Wohnungen gedient zu haben scheinen, in Skandinavien vorkommen, aber sie sind alle ohne Dachsteine, und der Gedanke Nilssons, daß auch die Ganggräber zuerst als Wohnstätten benutzt und dann in Grüfte umgewandelt worden seien, ist in dieser entschiedenen Form kaum haltbar.

Eine andere Art der Steingräber, die ägyptische Pyramide, ist wohl aus dem Steinhaufen entstanden, der als Grabmal so ungemein häufig vorkommt; noch zeigt sie in ihrer eigentümlichen Gestalt das Überwiegen der Last des lose aufgetürmten Urmaterials über den festen Zusammenhang, den die Kunst des alten Kulturvolkes erst allmählich zu schaffen verstanden hat: sie ist ein organisierter oder kristallisierter Steinhaufen geblieben.

Wie alle Dinge des stofflichen Kulturbesitzes zeigen auch die Wohnstätten oder im allgemeinen die Bauwerke eine mit steigender Kultur immer wachsende Neigung, sich zu differenzieren oder sich neuen Aufgaben entsprechend umzugestalten. An und für sich hat jedes Wohngebäude, das über die allerprimitivsten Anfänge hinausgewachsen ist, mehreren Zwecken zu dienen, denen es erst nach und nach vollkommen angepaßt wird: es ist der Aufenthalts- und Arbeitsraum während des Tages, die Schlafstelle in der Nacht, es dient zur Aufbewahrung der Vorräte, und wenn die Feuerstelle innerhalb des Hauses liegt, ist es gleichzeitig Küche und Trockenplatz. Manche dieser Aufgaben widersprechen sich; wer arbeiten oder kochen will, braucht dazu Licht und Luftzug zum Anfachen des Feuers; wer Zuflucht vor Kälte und Regen sucht, verlangt dagegen einen möglichst geschlossenen Raum. Es wird zunächst ein sehr primitiver Kompromiß versucht, indem man die unentbehrlichen Öffnungen so klein wie möglich macht, bis man dann lernt, sie durch Vorsatzstücke, Vorhänge oder Klappen beliebig zu öffnen oder zu schließen.

Die Kleinheit der Thüröffnungen empfiehlt sich auch aus anderen Gründen: das Eindringen von Mückenschwärmen, aber auch von größeren Raubtieren wird dadurch

erschwert, Dieben und Raubmördern, vielleicht auch umherschweifenden Gespenstern, die immer am meisten gefürchtet werden, der Eintritt gehindert. Das ist noch mehr der Fall, wenn die Thüröffnung („Fensterthür") so hoch über dem Boden angebracht wird, daß sie nur durch Klettern oder mit Hilfe einer Leiter zu ersteigen ist, wie das bei den Bajansi und anderen Stämmen des Congogebietes üblich ist. Wissmann gibt an, daß diese hochgelegenen Thüren zugleich als Fenster und Schornsteine dienen, und daß der herausströmende Rauch die Mückenschwärme abhält. „Eine Bank oder eine tischartige Erhöhung vor der Hütte", schreibt er von den Wohnungen der Bangodi am Kassai, „erleichtert das Ein- und Aussteigen der Bewohner; mit erstaunlicher Gewandtheit konnten Männer wie Weiber durch die kleinen Löcher hindurchschlüpfen. Sie neigten dabei den Oberkörper nach vorn, fuhren mit einem Bein und einem Arm gleichzeitig in die Öffnung hinein und zogen den übrigen Körper schnell nach. Sie besaßen hierin eine solche Übung, daß sie die kleine Öffnung in vollem Laufe passieren konnten."

Fenster sind bei primitiven Wohnhütten eine seltene Erscheinung; am häufigsten sind sie noch dort, wo man durchscheinende Membrane zu fertigen versteht, also bei den hyperboreischen Völkern, die aus Seehundsdärmen und Fischhäuten geeignete Stoffe herstellen, um die Fensteröffnungen verschließen zu können. In diesem Sinn ist die Erfindung und Verbilligung des Fensterglases, das Licht einläßt und die Kälte abhält, von unermeßlichem Einfluß auf die Lebensweise, die Kultur und den Baustil der Bewohner kälterer Gegenden geworden.

Die Thüre ist also bei den Naturvölkern die wichtigste und meist die einzige Öffnung des Gebäudes. Einen festen Verschluß der Thüre kennt man kaum, wohl aber Vorrichtungen, die unseren Thürklingeln entsprechen. „Wo Thüröffnungen vorhanden", schreibt Parkinson von Ontong Java, „dient eine Matte als Verschluß; häufig haben diese Matten eine Muschelklapper, welche bei der geringsten Bewegung der Matte ein Geräusch macht, so daß man nicht unbemerkt die Hütte betreten kann." Ähnlich verfahren die Wassandaui in Ostafrika. Die Thüröffnungen ihrer Temben sind mit einer verschiebbaren Mattenwand verschlossen, die etwa dreimal so breit wie die Thür ist und durch zwei dahinter stehende Pfähle gestützt wird; an dieser geflochtenen Schiebewand sind, wie Kielmeyer berichtet, rundliche Eisenschellen befestigt, die das Wegschieben des Thürverschlusses melden (s. die obere Abbildung, S. 444).

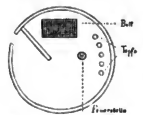
Wie sich allmählich die Thür aus einer gähnenden Öffnung zu einem regelmäßigen, oft sehr sorgfältig konstruierten Teile des Gebäudes auswächst, so entsteht aus der primitiven Feuerstelle innerhalb der Hütte nach und nach der Herd in seinen verschiedenen Formen. Das im Freien brennende Feuer, das vor allem vor dem Winde geschützt werden soll, wird gern in einer natürlichen oder künstlichen Vertiefung entzündet; das in der Hütte dagegen, dem kein übermäßiger Luftzug Gefahr droht, und das außerdem sorgfältig bewacht und in Schranken gehalten werden muß, wird auf einem erhöhten, aus Lehm oder Steinen errichteten Untergrund entzündet. Vielleicht geht Julius Lippert zu weit, wenn er diese Ausgestaltung des Herdes eng mit der häufigen Sitte in Verbindung bringt, die Toten im Hüttenboden unter der Feuerstelle zu bestatten, aber bei manchen Völkern mag in der That ein gewisser Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen bestehen. Bei den älteren Kulturvölkern Europas tritt die Heiligkeit des Herdfeuers, das als Mittelpunkt des Familiendaseins gilt, bedeutungsvoll hervor, in den Tempeln entwickelt sich der Herd zum Altar, aber einen unmittelbaren Einfluß der Sitte des Hausbegräbnisses wird man hier wohl um so weniger annehmen dürfen, als ja bei fast allen in Betracht kommenden Völkern die Toten in besonderen Grabstätten entfernt vom Hause beigesetzt wurden.

Der innere Hausraum kann durch Teilung, also durch Einfügen von Zwischenwänden, oder durch Erhöhung des Bodens differenziert werden; erhöhte Nischen oder an den Wänden entlang laufende Pritschen, wie bei den Amurvölkern, gehören in diese zweite Gruppe. Das Einbauen von Wänden ist bei Häusern mit eckigem Grundriß leichter, die Verbindung der Zwischenwände mit denen des Hauses fester als bei Rundhütten. Am häufigsten ist, besonders in Afrika, eine Zweiteilung des Innenraumes in ein Wohn- oder Kochzimmer und eine Schlafstelle, die in der Regel den von der Thür entferntesten Teil der Hütte einnimmt; oft wird diese Teilung nur durch eine kurze, quer vorgebaute Wand angedeutet (s. die untenstehende Abbildung). Pfahlbauer, die an das Errichten von Bretter- oder Lattenfußböden gewöhnt sind, sondern wohl auch durch Einfügen eines zweiten Bodens einen Dachraum ab, wo gewöhnlich Vorräte aufbewahrt werden, der aber auch zuweilen, wie bei manchen Junggesellenhäusern der Battak, als Schlafgemach dient. Viel weiter pflegt die Differenzierung bei primitiven Bauwerken nicht zu gehen; man begnügt sich im übrigen meist, den verschiedenen Personen und Gegenständen bestimmte Plätze anzuweisen, oder man benutzt, wo eine Vorhalle vorhanden ist, auch diese zeitweise als Wohn- und Vorratsraum. Scheint eine weitere Differenzierung durchaus notwendig, so hilft man sich mit dem Bau von Nebengebäuden.



Thürglocke aus der Sultanresidenz in Kyamtwara, Ostafrika. Nach Kollmann. Vgl. Text, S. 443.

Bei vielen Völkern der Erde besteht schon seit früher Zeit eine doppelte Bauweise: das hallenartige Männerhaus unterscheidet sich in der Größe und oft auch im Baustil wesentlich von den Frauen- oder Familienhäusern, und da es auch nach dem Erlöschen der Männergesellschaften und -Bünde noch als Rathaus, Herberge oder Tempel erhalten zu werden pflegt, so bleibt dieser Gegensatz oder erfährt noch eine weitere Ausbildung. Tempel können indes noch auf anderem Wege entstehen. In vielen Dörfern Mittelafrikas, Melanesiens und anderer Gebiete finden sich in der Nähe der Wohnhäuser kleine Gebäude, die meist eine zwerghafte Nachbildung der größeren zu sein scheinen: es sind die Geisterhütten, die den Verstorbenen an Stelle ihrer einstigen Häuser zur Verfügung gestellt und gelegentlich mit Nahrungsmitteln versehen werden (vgl. hierzu die Abbildung, S. 175, Vordergrund, und S. 110). Daß sie sich unter Umständen zu Kapellen und Tempeln umwandeln können, ist leicht zu verstehen.

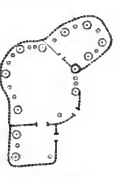


Grundriß einer Hütte in Kassa; Adamaua, Westsudan. Nach Passarge.

Noch häufiger als die Geisterhütten erscheinen in afrikanischen und anderen Gebieten die Getreidehäuser oder -Behälter, oft von zierlichen und mannigfaltigen Formen und meist auf Pfählen errichtet, um das Ungeziefer abzuhalten. Da hier neue Aufgaben zu erfüllen sind und die Kornhäuser viel kleiner zu sein pflegen als die Wohnhütten (s. die Abbildung, S. 445), so entsteht nicht selten ein besonderer Stil für diese Häuschen, der dem sonstigen Hüttenbaustil wenig entspricht. Oft sind es nur vergrößerte Thontöpfe, die zu ihrer Herstellung bedeutende Kunstfertigkeit erfordern; es ist nicht unmöglich, daß ihr Vorbild auf die Entstehung der merkwürdigen, im Sudan vorkommenden runden Wohnhäuser aus Thon von Einfluß gewesen ist, die dann wieder den Anstoß zu den größeren Lehmbauten, den Türmen und Moscheen, gegeben haben, über die abermals L. Frobenius eine wertvolle Abhandlung geboten hat. In Melanesien und Indonesien entwickeln sich aus den kleinen Vorratshütten größere „Schatzhäuser“, in denen oft ein ganzes Dorf seine Reichtümer an Muschelgeld und sonstigen Wertsachen zusammenhäuft. Auf Neuseeland

gab es außer den auf Pfählen stehenden, oft mit reichster Ornamentik versehenen Kumera- (Yams-) Häusern noch andere Pfahlhütten, in denen die Waffen der Krieger aufbewahrt wurden, ferner Häuser für Flachs und endlich solche, die alle Geräte für Fischerei, Netzmacherei u. s. w. enthielten. Diese Häuser lagen alle innerhalb der Befestigungslinie des Dorfes. Manche Stämme der Dayak dagegen erbauen ihre Schatzhäuser im dichten Dschungel, hauptsächlich um sie gegen Feuersgefahr zu schützen. Neben den oberirdischen Vorratsräumen erscheinen auch unterirdische, so bei den Somal, während die Galla gern die Wipfel hoher Bäume zur Aufbewahrung ihres Eigentums benutzen und manche Ostafrikaner die Getreidebündel an Stangen aufstellen (vgl. die Abbildung, S. 175, Mitte des Hintergrundes).

Wenn sich vielfach auch die Küchen vom Hause getrennt finden, so ist das schwerlich nur dem Wunsche zuzuschreiben, die lästigen Begleiterscheinungen der Kochthätigkeit von den Wohnräumen fern zu halten. Am ersten ist das noch in Afrika anzunehmen, wo z. B. in den Evhedörfern am Volta nach Ramseyers Angabe in der Regel nicht in den Hütten gekocht wird, sondern unter einem Schuppen oder einer runden Halle im Freien, die von mehreren Familien zugleich benutzt zu werden pflegt. In Neuseeland dagegen sind zweifellos mystische Vorstellungen mit wirksam gewesen, um die Trennung der Küche von dem Wohnhause notwendig zu machen; die verwickelten Gesetze des Tapu lassen es hier nicht einmal ratsam erscheinen, innerhalb des Wohnhauses auch nur zu essen, weshalb die Mahlzeiten immer in der Vorhalle eingenommen werden. Noch deutlicher tritt der mystische Zug bei den Moriori der Chathaminseln hervor, bei denen die von den Frauen besorgten, abseits von den Wohnungen befindlichen Kochräume von den Männern nicht einmal betreten werden durften. Es liegt auch nahe, zu vermuten, daß dort, wo die Männerhäuser sich schließlich zu Dorfhäusern umbildeten, die als Wohnräume überflüssig gewordenen Weiberhütten wenigstens als Küchen erhalten blieben; ein sicherer Nachweis einer derartigen Entwickelung ist aber nicht zu führen.



Dornenzaun.
Hütten.
Getreidespeicher.

Grundriß eines Wahumagehöftes bei Karali in Bugwera, Zentralafrika. Nach Stuhlmann. Vgl. Text, S. 444.

Bade- und Schwitzhäuser haben sich bei vielen Völkern der nördlichen kalten Zone von den Wohnhütten gesondert. Bei den Eskimo ist das Männerhaus zum Baderaum geworden, der daneben oder vielmehr hauptsächlich auch zu Festen und Tänzen dient. „Diese Gebäude (Kassigit)“, schreibt Jacobsen, „sind ganz anders gebaut als die gewöhnlichen Wohnhäuser und dienen oft auch als Badehäuser. Die Kassiguen oder Kassigit sind viel größer als die gewöhnlichen Eskimohäuser und sind zur Hälfte unter dem Erdboden erbaut. Man betritt sie nicht durch eine oberhalb der Erde angebrachte Thür, sondern durch einen grabenähnlichen Gang, der, in den Erdboden einschneidend, in einen großen runden, kellerartigen Raum unterhalb des mit Planken bedeckten Fußbodens des Hauses führt. Durch ein mitten im Fußboden angebrachtes rundes Loch steigt der Angekommene hinauf in den Fest- und Tanzraum.“ Soll ein Bad genommen werden, so entfernt man den Plankenfußboden, entzündet im unteren Raum ein großes Feuer und bringt Holzschüsseln voll Schnee herein, worauf dann das „Baden“, das mehr in einem Abreiben des Körpers und starkem Schwitzen besteht, beginnen kann. Primitiver waren die Badestuben vieler nordamerikanischer Indianer, oft nur in den Abhang eines Hügels gegrabene Löcher, aber auch zeltartige Gebäude in Form der Wigwams; durch glühende, mit Wasser bespritzte Steine wurde dichter Dampf und starke Hitze erzeugt. Julius Lippert hat darauf hingewiesen, daß natürliche Verhältnisse zur Erfindung des Schwitzbades

führen mußten: der Regen, der durch das Schornsteinloch des Daches eindrang, bildete neben dem Herde eine Pfütze, die beim Hineinfallen glühender Asche oder erhitzter Herdsteine ins Kochen geriet und die Hütte mit Dampf erfüllte, bis man lernte, diese zufällige Erscheinung absichtlich und in besonderen Räumen zu wiederholen.

Für Arbeitszwecke werden ebenfalls nicht selten eigene Häuser errichtet, da der Lichtmangel in den fensterlosen Hütten dazu zwingt. „Um des Windes willen beim Regen", schreibt Peter Hall aus dem Hinterlande von Togo, „lassen die Nkonyalente beim Bau ihrer Häuser des Dach weit heruntergehen, so daß man, wenn man in ein Haus gehen will, sich sehr bücken muß. Geräumiger und luftiger sind die Häuser, darinnen sie weben, so daß der Fremde glücklich ist, wenn er in einem solchen schlafen kann; aber des Nachts friert ihn dann, daß er's gern besser hätte." Weberhäuser, in denen gewöhnlich mehrere Männer gemeinsam webten, fand auch Rohlfs in Jakoba. Noch häufiger sind überall dort, wo man Eisen zu bearbeiten versteht, die Dorfschmieden nichts als einfache Schattendächer auf Pfählen. Manche Arbeitshäuser scheinen aus dem Männerhause hervorzugehen, das vielfach ohne Seitenwände, also ein sehr geeigneter Ort für gewerbliche Thätigkeit ist, sobald seine ursprüngliche Bestimmung in Vergessenheit gerät. Übergangsformen sind noch zu beobachten; so berichtetKödding von den Toba-Battak, daß zu jedem Mehrfamilienhaus ein Sopo gehört, der zu Versammlungen und als Nachtlager der Junggesellen dient, also ein echtes Männerhaus ist, am Tage aber auch von den Weberinnen als Arbeitsraum benutzt wird. Vielfach mögen dagegen die Arbeitshäuser aus den einfachen Schattendächern hervorgegangen sein, wie man sie besonders in afrikanischen Dörfern oft neben den luft- und lichtlosen Hütten findet.

Viehställe als eigene Gebäude erscheinen bei den Naturvölkern selten; das Vieh bleibt entweder in einer Umzäunung im Freien oder teilt mit seinem Herrn nachts die Hütte, falls sich nicht unter einem Vordach oder zwischen den Pfosten der Pfahlbauten ein Plätzchen für die Haustiere findet. Am häufigsten sind noch die Hühnerställe, meist korbartige Behälter (vgl. die Abbildung, S. 259), die nicht eigentlich in das Gebiet der Baukunst gehören.

Wenn eine Anzahl von Hütten und Nebengebäuden sich zu einem Dorfe vereinigen (s. die Abbildung, S. 447) oder, wie man zuweilen richtiger sagen sollte, wenn aus einer Behausung sich ein Dorf entwickelt, ergeben sich verschiedene Möglichkeiten der Siedelungsweise. Die Häuser können eng zusammenstehen, ja zu einem Ganzen verschmelzen, wie bei den langen Häusern der Dayak, oder sie können unregelmäßig über einen größeren Raum zerstreut sein, wie vielfach in Melanesien. Die Anordnung der Hütten zu beiden Seiten einer Dorfstraße ist bei einer Anzahl von Stämmen des Congobeckens gebräuchlich, ebenso bei den Battak. Unstete und nomadische Völker haben in der Regel bestimmte Gebräuche in der Anordnung ihrer temporären Wohnstätten, so namentlich die Eingeborenen Australiens. „Die richtige Aufstellung der Miams", sagt Brough Smyth, „ist wohlbekannt. Die Eingeborenen hausen nicht unterschiedslos durcheinander; es herrscht Ordnung und Methode. Wenn der ganze Stamm zugegen ist, werden die Hütten derer, die die kleine Siedelung bilden, in Gruppen geteilt, und jede Gruppe besteht aus sechs oder mehr Miams. Jeder Miam liegt 5 oder 6 Yards von dem nächsten entfernt, und die Gruppen sind durch einen Zwischenraum von wenigstens 20 Yards getrennt." Viehzüchter, mögen sie nun Nomaden oder ansässig sein, ordnen ihre Hütten gern im Kreis um den Viehkral, so die Kaffern und ihre Verwandten in Südafrika. Bei zahlreichen anderen afrikanischen Stämmen bildet ein freier Platz, der zu Versammlungen dient, den Mittelpunkt des Dorfes; erst nachträglich ist dieser freie Raum hier und da zum Marktplatz geworden, denn ursprünglich

sieht der Neger nur ungern Fremde innerhalb der Befestigung seines Dorfes, wie das bei den beständigen Fehden verständlich genug ist.

Die Befestigung bildet bei primitiven Dorfanlagen in der That einen sehr wichtigen Teil des Ganzen; nur unstete Stämme oder Völker, die sich vor kriegerischen Überraschungen sicher fühlen, verzichten darauf, während in fehdelustigen Gebieten, wie im Bereich des malayischen Kopfjägertums, der Verschanzung der Dörfer die größte Aufmerksamkeit gewidmet wird. Mit Umsicht wird schon der Ort der Siedelung gewählt, entweder im dichten Gestrüpp des Urwaldes, wie besonders häufig in Afrika, oder auf Anhöhen, wie mit Vorliebe im Malayischen Archipel und auf Neuseeland. In Afrika versteht man es sehr gut, durch Anpflanzen



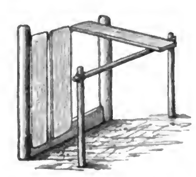
Dorf auf dem Ergas Dagh, Kaukasien. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 446.

von Dorngestrüpp oder dicht nebeneinander stehenden Bäumen den natürlichen Schutz des Waldes noch zu erhöhen; enge, gewundene, leicht zu sperrende Pfade führen durch das Dickicht zum Dorfe, das dann meist noch von einem Palissadenzaun umgeben und nur durch verschließbare Thore (s. die Abbildung, S. 448) zugänglich ist. Hohe Lehmwälle und -Mauern finden sich nur in den Teilen Afrikas, die islamitisch beeinflußt sind.

Ein Muster afrikanischer Befestigungskunst war das Residenzdorf Mirambos, des gefürchteten ostafrikanischen Eroberers, das Wissmann genauer geschildert hat. „Das Fort war auf einer sanften Erhebung in einem Vierecke angelegt, dessen Seiten 300 m Länge hatten. Nach Osten trennte nur ein 50 m breiter, sanfter Hang die Befestigung von dem weiten Sumpf Muanga, nach allen anderen Seiten war das Terrain flach und unbedeckt auf mindestens 500 m. In der Zeit des hohen Wasserstandes war nur vom Süden eine Annäherung möglich. Zuerst passierte man einen 1 m hohen Wall, dessen Krone mit 3 m hohen, dichten, nur mit der Axt passierbaren

Euphorbien bewachsen ist. Der Boden zu dem Aufwurf war inwendig ausgehoben und von der Sohle des entstandenen Grabens in Schußhöhe Schießscharten durch den Wall gemacht, die in dem zähen Thon gut standen. Hinter dem Graben lief ringsum ein 4 m breiter Wallgang, der von einem starken Palissadenzaun, der zweiten Verteidigungslinie, begrenzt war. An acht Stellen führten maskierte Thore, mit an Angeln hängenden schweren Bäumen verschließbar, in das Dorf, in dem die dichtgedrängten Hütten einer Familie in wohlverteilten Gruppen, und jede durch einen Palissadenzaun umgeben, nebst einigen Viehkralen im Kreise um einen freien Platz inmitten des Dorfes lagen. Die Mitte dieses „place d'armes" nahm als ein wohlbefestigtes Reduit das Gehöft des Häuptlings ein, und aus diesem ragte wohl 5 m hoch ein Auslug über die Gipfel der Hütten. Ein dichtes Dorngebüsch war weitab vom Dorfe angepflanzt, um im Falle des Krieges geschnitten und rings um den Wall im Boden befestigt zu werden."

Zuweilen finden sich mehrere Palissadenreihen hintereinander, von denen die innerste die höchste ist, auch laufen an der Innenseite der Pfahlwände Galerien hin, auf denen sich die Verteidiger aufstellen können. Zweifellos hat die Einführung der Feuerwaffen viel dazu beigetragen, daß gegenwärtig Befestigungen von so beträchtlicher Stärke errichtet werden; dasselbe war in Neuseeland der Fall, wo mit dem Allgemeinerwerden der Gewehre eine Umänderung des Festungsbaues Hand in Hand ging, die um so nötiger war, als die Maori der älteren Zeit sich überhaupt so gut wie keiner Schuß- oder Wurfwaffen bedient hatten, abgesehen von Steinen, die mit der Hand geschleudert wurden. Ein nach altem Stile errichtetes Pa (befestigtes Dorf) der Maori hat Cook eingehend beschrieben. Es war von einer zehn Fuß hohen, aus starken Pfosten errichteten Palissade umgeben, an der schwächsten Seite befand sich außerdem ein doppelter Graben, vor und hinter der Palissade; der innere war mit einem Wall und einer zweiten Palissade versehen. Hinter der zweiten Befestigungslinie erhob sich ein 20 Fuß hohes, 40 Fuß breites Gerüst für die Verteidiger, zu deren Gebrauch große Haufen von Steinen bereit lagen, ein zweites derartiges Gerüst deckte den Eingang zum Pa und bedrohte den steilen Pfad, der zum Thore führte. Das Bild einer neuseeländischen Festung würde unvollständig sein, wenn nicht die einzelnen höheren, mit Fratzengesichtern geschmückten Pfähle erwähnt würden, die aus der Reihe der Palissaden hervorragen und die Geister versinnlichen, unter deren Schutz die Siedelung steht. Auch in Afrika gehören „Fetische" aller Art zu jeder Befestigung, und diese mögen oft ein wirksameres Schreckmittel für die eingeborenen Gegner sein als die Dornverhaue und Palissaden, die Fallgruben und die auf den Pfad gestreuten scharfen Holzsplitter und Dornen.


Dorfeingang in Ussukuma, Ostafrika. Nach Kollmann. Vgl. Text, S. 447.

---

7. Verkehrsmittel.

Zu den Vorbedingungen des Kulturfortschrittes gehört auch die Möglichkeit eines guten Fortschreitens im wörtlichsten Sinne, gehört die Fähigkeit, nötigenfalls große Strecken in kurzer Zeit zurückzulegen und große Mengen von Gütern von Ort zu Ort zu befördern. Die eigenen Kräfte und der Körperbau des Menschen sind, wie sich das bei seiner harmonischen Ausbildung vieler Gaben erwarten läßt, nicht einseitig nach der Richtung der Bewegungsfähigkeit und

Tragkraft entwickelt. In der Bewegung ist der Mensch ursprünglich ganz auf das feste Land angewiesen, wo er eine ziemliche Schnelligkeit zu entwickeln und mehr durch Klettern als durch Springen kleinere Hindernisse gut zu überwinden vermag; das Wasser dagegen ist ein Element, mit dem er sich erst durch Übung vertraut zu machen hat, in dem er aber nie heimisch wird, und der Weg durch die Luft ist ihm zunächst gänzlich verschlossen. Auch seine Fähigkeit, Lasten zu transportieren, ist gering, wenn man sie mit der mancher seiner tierischen Gehilfen vergleicht, deren breiter, wagerecht gestellter Rücken ganz anderen Gewichtsmengen gewachsen ist als die Schulter des Menschen.

Wie in allen Fällen, wo die natürlichen Anlagen nicht ausreichen, kann eine Verbesserung auf zwei Hauptwegen erzielt werden: man kann entweder durch geeignete Geräte die eigene Kraft derart umsetzen, daß sie besondere Aufgaben besser zu überwinden vermag, oder man kann fremde Kräfte in Dienst nehmen, seien es nun Tiere oder Naturgewalten. Beim Befördern von Lasten kommt auch noch die Möglichkeit hinzu, durch Zusammenwirken vieler einzelner Menschenkräfte große Wirkungen zu erzielen. Der erste Weg, die Umsetzung der eigenen Kraft oder, wie man vielleicht richtiger sagen kann, die vorübergehende Anpassung des Körpers an bestimmte Aufgaben, ist lange Zeit nur in den Fällen betreten worden, wo es Lasten zu transportieren galt: die verschiedenen Tragbänder, Tragkörbe, Schubkarren u. s. w. gehören in diese Gruppe. Von Mitteln, die Bewegungsfähigkeit des Körpers unter bestimmten Bedingungen zu erhöhen oder überhaupt zu ermöglichen, waren nur die Kletterstricke mancher Naturvölker, die Schnee- (s. die nebenstehende Abbildung) und Schlittschuhe, die Stelzen und die Steigeisen zu nennen, bis neuerdings die Erfindung des Fahrrades gezeigt hat, welcher außerordentliche Fortschritt auch hier zu erzielen ist. Im Grunde bedeutet das Fahrrad eine recht späte persönliche Anpassung des Menschen an die von ihm selbst geschaffenen glatten Ebenen der Straßen, auf denen sich seit Jahrtausenden die von Tieren gezogenen Wagen bewegen: der Mensch hat endlich gelernt, dem eigenen Körper vorübergehend die Eigenschaften eines Wagens zu geben und damit seine Bewegungsfähigkeit außerordentlich zu erhöhen. Das Problem des Fluges, das so hartnäckig verfolgt wird, besteht im Grunde auch nur darin, die menschlichen Kräfte derart umzusetzen, daß sie den Körper in die Luft zu erheben und in ihr fortzubewegen im stande sind. Das Rudern ist ebenfalls eine solche Kraftumsetzung, nur daß hier zugleich die Tragfähigkeit des Wassers, also eine Naturkraft, durch die Form und den Stoff des Schiffsgefäßes ausgenutzt wird.



Koreanische Schneeschuhläufer. Koreanische Zeichnung. Nach J. D. E. Schmeltz.

In viel großartigerer Weise als die eigenen Kräfte werden die der Tiere und die in der Natur wohnende Energie herangezogen, im ersten Falle oft, im zweiten immer unter Beihilfe geeigneter Geräte und Maschinen. Beim Landverkehr werden außerdem die Unebenheiten und sonstige Hindernisse des Bodens künstlich beseitigt, Straßen und Eisenbahnen angelegt, Felsen gesprengt, Tunnels gebohrt und Brücken über die Flüsse geschlagen. So ergeben sich ohne Schwierigkeit die Gesichtspunkte, von denen aus am leichtesten und schnellsten ein Überblick über die Verkehrs- und Transportmittel der Menschen zu gewinnen ist.

Wenn Mason in seiner ausgezeichneten Arbeit über diesen Gegenstand auch die Schuhe als Beförderungsmittel aufführt, so hat er damit nicht so ganz unrecht. Der Schuh ist zwar als Hülle des Fußes ein Kleidungsstück wie andere, aber sein Zweck ist doch vor allem der, die Fußsohle vor der Rauheit des Bodens, vor Dornen, scharfen Gräsern u. s. w. zu schützen, ihre Widerstandskraft und damit ihre Leistungsfähigkeit zu erhöhen; wessen Füße in Schuhen stecken, der bewegt sich gewissermaßen immer auf einem Fußboden, dessen Beschaffenheit der Schuhsohle entspricht; für ihn ist die Erde überall mit Leder, Filz oder Holz überzogen. Mason weist auch richtig darauf hin, daß dort, wo Sandalen oder Schuhe nicht allgemein oder beständig getragen werden, man sie besonders auf Wanderungen anlegt, während die Arbeit im Felde oder zu Hause barfuß verrichtet wird.

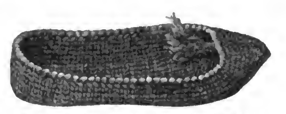
Die einfachste Form der Fußbekleidung ist die Sandale. Am häufigsten ist sie aus rohem Fell oder aus Leder verfertigt, aber auch aus Bast und anderem Flechtwerk stellt man sie her, besonders in den an größeren Jagdtieren armen Gebieten, auf den kleineren Inseln des Stillen Ozeans, in Neuseeland, in Japan und im alten Peru. Die Sandale wird entweder durch einige wenige, meist am vorderen und hinteren Ende angebrachte Riemen oder Stricke am Fuß befestigt, oder es findet sich schon eine Art Netzwerk, in das der Fuß hineingeschoben wird, worauf man ihn noch besonders einschnürt. Bei indischen und orientalischen Holzsandalen ragt vorn aus der Sohle ein Stift hervor, den man zwischen die große und die zweite Zehe einschiebt.

Wie sich aus der Sandale der Schuh entwickelt hat, läßt sich noch an zahlreichen Übergangsformen nachweisen: man gibt der Sandale eine größere Breite als die des Fußes und bindet beim Festschnüren der Sohle die überstehenden Ränder aufwärts, so daß sie die Seiten des Fußes bedecken. Am leichtesten und einfachsten ist das natürlich dann, wenn die Sohle aus dünnem und geschmeidigem Stoffe besteht, wie die Ledersohlen der nordamerikanischen Indianer, die sich dann auch zu wirklichen Schuhen (Mokassins: s. die Abbildung, S. 451) umgebildet haben. Bei den hyperboreischen Völkern verschmilzt dagegen die Beinhülle mit der Sohle zum Pelzstiefel (vgl. die Abbildung, S. 411). Wo sich der Schuh von der Sohle aus entwickelt, behält die obere Hülle oft etwas Unvollendetes, sie schließt nicht völlig zusammen, zeigt große Öffnungen oder bedeckt nur den vorderen Teil des Fußes, wie bei den Pantoffeln, der beliebten Fußbekleidung orientalischer Völker. Selten nur wird das Fell eines Tierfußes als Hülle eines menschlichen gebraucht, doch kommen z. B. bei kanadischen Indianern Mokassins aus Bärenfüßen vor.

Bedeuten Sandalen und Schuhe eine Anpassung an die Rauhigkeiten des Bodens überhaupt, so ist der Schneeschuh ein charakteristisches, durch die Natur des Landes bedingtes Verkehrsmittel hochnordischer Völker. Man kann zwei durchaus verschiedene Arten des Schneeschuhes unterscheiden: den hölzernen, langgestreckten, schlittenartigen, der dazu bestimmt ist, den Fuß mit großer Schnelligkeit über den Schnee hinweggleiten zu lassen, und den breiten, geflochtenen, der nur das Einsinken des Fußes verhüten soll, also nur dazu dient, den gewöhnlichen Gang auch im tiefen Schnee zu ermöglichen. Zur ersten Gruppe gehört der norwegische Ski und der Schneeschuh der Amurvölker. Die Giljaken besitzen eine kleinere und eine größere Art; letztere wird bei weiteren Ausflügen angelegt, unterscheidet sich aber in der Hauptsache nur wenig von der anderen. „Sie werden“, schreibt darüber von Schrenck, „gleichwie die kleineren Schneeschuhe in der Regel aus Lärchenholz gemacht, sind aber erheblich länger und breiter und bis auf das sanft aufwärts gerichtete Vorderende in ihrer ganzen Länge flach und eben. Der Überzug ist von Seehundsfell, das, mit dem Haar nach hinten gerichtet, vermittelst Fischleims

möglichst glatt über die ganze untere Seite des Schneeschuhes geklebt und an den beiden Rändern nach oben umgeschlagen wird. Außerdem dienen zur Befestigung desselben zwei lange, schienenartig längs den Rändern des Schneeschuhs verlaufende, durch hölzerne Stifte an das Schneeschuhbrett befestigte Streifen von Fischbein oder von sorgfältig geglättetem Holze.“ Das Gerät ist besonders zum Überschreiten weiter, ebener Schneeflächen geeignet, versagt dagegen, da man mit ihm wegen seiner großen Glätte Höhen nur schwierig ersteigen kann und seine Elastizität gering ist, auf sehr unebenem und waldigem Boden. Für diesen Fall sind die ähnlichen, aber aus sehr dünnem und biegsamem Holze gefertigten Schneeschuhe der Tungusen und Golde bei weitem geeigneter.

Die zweite Gruppe der Schneeschuhe umfaßt alle Formen, die aus einem runden oder länglichen Holzrahmen bestehen, der mit Flechtwerk ausgefüllt ist. Ein sehr einfaches Muster ist der Schneeschuh der Klamath-Indianer, den Mason nach einem Exemplar im Museum zu Washington beschreibt: der Rahmen ist ein aus einem hölzernen Stock geformter Reifen, der an der Seite mit Ziegenleder zusammengebunden ist, mit sehr wenig übergreifenden Enden. Das Netzwerk besteht aus einem einzigen Riemen von rohem Fell, der hin und her geführt und an dem Reifen vorn, hinten und mehrfach seitlich befestigt ist. Bei den meisten Schneeschuhen der Gruppe zeigt dagegen der Rahmen eine ovale oder birnenförmige Gestalt, die einigermaßen der des Fußes entspricht. Das Netzwerk ist dann gewöhnlich, wie besonders bei den Exemplaren aus Alaska, in der Mitte weniger dicht als an den beiden Enden, oft sind auch Querhölzer vorhanden, die den Rahmen in Spannung erhalten und dem Fuß einen festeren Halt geben. Diese ganze Gruppe von Schneeschuhen gehört dem nördlichen Amerika an und ist dort in ihren verschiedenen Formen über ein weites Gebiet bis in den Norden der Vereinigten Staaten verbreitet; immerhin hat es, wie Morice bezeugt, bis vor kurzem noch Tinnehstämme gegeben, die das nützliche Gerät nicht kannten. Auch im nördlichen Japan kommen Schneeschuhe vor, die zur zweiten Gruppe gehören.


Mokassin aus einer Kentucky-Höhle, Nordamerika. Nach W. H. Holmes. Vgl. Text, S. 450.

Wenn die Tiefe und Nachgiebigkeit des Schnees die Bewegungsfähigkeit des Menschen vermindert und durch besondere Mittel überwunden werden muß, so ist es beim Eis die außerordentliche Glätte, die das Beschreiten schwierig macht. Es bieten sich da wieder zwei Möglichkeiten: entweder nutzt man diese Glätte aus, um mit Hilfe eigenartiger Geräte nur um so schneller vorwärtszukommen, oder man macht sie durch geeignete Vorrichtungen am Schuh unwirksam. Der Schlittschuh, durch den das erste Problem glücklich gelöst ist, scheint von den nordischen Kulturvölkern erfunden worden zu sein und in seiner Urform aus glatten Knochen bestanden zu haben, die man sich unter die Sohlen band. Viel verbreiteter sind die mit Spitzen oder Zacken versehenen Eisschuhe, die das Ausgleiten verhindern sollen; in Sibirien und in Alaska sind es viereckige, oft in der Mitte durchbohrte Platten von Walroßzahn oder fossilem Elfenbein, auf denen sich Reihen von hervorstehenden Spitzen befinden. Die Eskimo an der Hudsonbai benutzen dagegen Schuhe, deren Ledersohle auf kunstreiche Art mit kleinen vorstehenden Lederlappen besetzt ist.

Aber der Mensch will nicht nur sich selbst bewegen. Auch in der primitivsten Wirtschaft ist es nötig, die im Laufe des Tages gesammelten Vorräte und das erlegte Wild nach dem

Lagerplatze zu bringen, Brennholz zusammenzutragen und Stoffe zum Hüttenbau herbeizuschaffen, und mit steigender Kultur wächst die Notwendigkeit, schwere Massen zu bewegen, in außerordentlicher Weise, vor allem sobald der Handel sich zu entwickeln beginnt.

Die natürlichste Art des Tragens schwerer Lasten, namentlich solcher, die aus mehreren einzelnen Teilen bestehen, ist die mit Hilfe der gekrümmten, die Last umfassenden und haltenden Arme. Wer einen Stein, einen plumpen Balken, eine Anzahl Holzscheite einige Schritte weit tragen will, wendet unwillkürlich diese Methode an, die indessen ihre großen Nachteile hat: sie nutzt die Muskelkraft bei weitem nicht aus und hindert in sehr unangenehmer Weise die freie Bewegung der Füße. Da es sich bei Naturvölkern meist um zusammengesetzte Lasten handelt, um Haufen von Wurzeln, Früchten oder Brennholz, so ist der erste Schritt zur Verbesserung das Zusammenschnüren der Teile, die darauf als ein einziges Stück behandelt und in der freien Hand, auf der Schulter oder dem Kopfe getragen werden können. Diesem Fortschritt schließt sich die Erfindung von Tragnetzen, -Körben und sonstigen Traggefäßen an, über die wir ebenfalls Mason genauere Studien verdanken. Die Traggefäße wieder können frei getragen werden, oder sie ruhen auf einer kissenartigen Unterlage, die man zum Schutz der Schulter oder des Kopfes anbringt, oder sie sind an einem Stock befestigt, den man über eine Schulter oder als Tragjoch über beide legt, oder sie sind endlich mit Riemen und Bändern versehen, durch die sie an den Körper geknüpft und auf den tragkräftigsten Stellen festgehalten oder mit ihnen in Verbindung gebracht werden. Unter der letztgenannten Art von Traggeräten sind besonders die merkwürdig, die zugleich die Tragkraft des Rückens und des Kopfes ausnutzen, indem die auf dem Rücken ruhende Last an einem um die Stirn laufenden Bande befestigt ist; diese Methode ist weit verbreitet und findet sich in Japan, Nordamerika, selbst in manchen Teilen Europas. Häufiger noch wird die Last durch umgeknüpfte Bänder hauptsächlich den Schultern auferlegt, wie bei den Tragkörben der deutschen Bauern.

Wenn der Tragstock schon vielfach dort in Anwendung kommt, wo ein Einzelner eine verschnürte oder in ein Gefäß verpackte Last auf den Schultern trägt, so wird er noch unentbehrlicher, wenn zwei Personen sich zum Tragen einer Last vereinigen, die nicht, wie etwa ein Baumstamm oder ein leichtes Boot, ohnehin schon eine geeignete Form besitzt. Hängt man an die Tragstange eine Hängematte oder einen größeren Korb, so lassen sich auch Menschen auf diese Weise befördern, und es entsteht die Urform der westafrikanischen Tipoya, die übrigens möglicherweise erst durch die Portugiesen eingeführt worden ist, und der in Europa fast ausgestorbenen Sänfte. Werden zwei Traghölzer verwendet, so kann der Sitz auch über ihnen angebracht werden, wie bei den ostasiatischen Tragstühlen, oder es läßt sich ein geschlossenes Häuschen mit Sitz konstruieren, das über, zwischen oder unter den Tragstangen liegt (vgl. die Abbildung, S. 291); die Zahl der Träger kann dann auch auf vier steigen. Es ist interessant, daß sich bei den Kulturvölkern ein solches Traggerät, die Bahre, noch am längsten im Dienste der Totenbestattung gehalten hat.

In fast allen Gebieten der Erde, wo überhaupt vierfüßige Haustiere vorhanden sind, hat man früh erkannt, daß diese Genossen des Menschen geschickter zum Tragen von Lasten sind als er selbst. Wo es an geeigneteren Tieren fehlt, erscheinen auch Hunde und Rinder als Lastträger. Die Erfindung des Wagens hat hier viele Änderungen bewirkt, wenigstens in allen Gebieten, wo zugleich gute Straßen angelegt worden sind, während man in rauhen Gebirgen und in der Wildnis noch immer darauf angewiesen ist, vorwiegend die Tragkraft der Tiere auszunutzen. Im größten Teile Afrikas ist nicht einmal so viel erreicht, und nur menschliche

Träger bewegen sich im Gänsemarsch auf den schmalen Karawanenwegen. Auch in Ostasien, besonders in Japan, wird die Trag- und Zugkraft der Haustiere auffallend wenig ausgenutzt.

Von einer edlen Last, der des Menschen selbst, sind dagegen eine Anzahl Tiere noch nicht befreit; Elefant, Kamel, Esel, Rind, vor allem aber das Pferd befördern den Menschen auf ihren geduldigen Rücken von Ort zu Ort und erhöhen teils die Ausdauer, teils die Schnelligkeit seiner Bewegung; auf ihnen beruht in einem großen Teile der Erde noch immer seine raumbeherrschende Macht. Aber ein Allgemeingut der Menschheit ist die Reitkunst keineswegs. Von den Steppen Hochasiens her hat sie sich erst in historischer Zeit über Europa, Indien und einen Teil Afrikas verbreitet, nach allen anderen Gebieten der Erde ist sie erst durch die Europäer gebracht worden. Aus Hochasien stammt wahrscheinlich auch der Sattel, den die römische Reiterei der republikanischen Periode noch nicht kannte, nebst den Steigbügeln und den entwickelteren Formen der Zügel. Der mongolische und tibetische Sattel unterscheidet sich nur wenig von dem chinesischen, und dieser ist in seiner Grundform den europäischen Arten des Sattels nahe verwandt. Primitive Formen der Aufzäumung sind nur in den Grenzgebieten zu finden, in denen das Reiten noch geübt wird, ohne daß die eigentliche Reitkunst mit ihren herkömmlichen Regeln und Werkzeugen sich eingebürgert hätte. Vielleicht auf die einfachste Art wissen sich die heidnischen Negerstämme im Süden von Bornu zu helfen. „Die Eingeborenen“, schreibt Nachtigal, „bedienen sich keiner Sättel, sondern machen den Tieren den Rücken wund. Die wunden Stellen verheilen zum Teil oder bedecken sich mit einer harten Kruste eingetrockneten Sekrets, welche beim Gebrauche des Tieres abgestoßen wird und wieder wunde Flächen zurückläßt, und allmählich wird ein großer Teil der Sattelgegend in ein mit Geschwüren durchsetztes Narbengewebe umgewandelt. Niemals sah ich infolge dieses grausamen Verfahrens tiefer gehende Geschwüre entstehen, und ebensowenig wurde der ausgezeichnete Ernährungszustand, dessen sich die Tiere im allgemeinen erfreuten, dadurch beeinträchtigt. Zaumzeug und Zügel sind ebensowenig im Gebrauch als der Sattel, so daß die Benutzung der Tiere keinerlei Vorbereitung erfordert. Der Reiter schwingt sich bei der geringen Höhe derselben mit großer Leichtigkeit in die Sattelgegend, und sobald er die zusammengerollte Halfterleine, welche den Zügel ersetzen muß, ergriffen hat, geht es davon.“

Ein ähnliches Grenzgebiet der Reitkunst ist Indonesien. „Ausgenommen auf Java“, berichtet Veth, „wird von Sätteln in Insulinde wenig Gebrauch gemacht. Einige Stämme, wie die Tunoresen, die Sumbanesen und die Bandjeresen auf Borneo, werfen sich, ohne Steigbügel zu benutzen, auf den bloßen Rücken der Pferde; andere, wie die Makassaren, setzen sich auf ein Kissen oder eine lose aufliegende Matratze, ohne einen Sattelgurt anzuwenden. Die Javaner haben hölzerne Sättel eigener Mannfaktur, aber auch die europäischen sind ihnen infolge des Umganges mit Niederländern und Engländern nicht unbekannt.“ Steigbügel kommen nur beim javanischen Sattel ausnahmsweise vor; die Zügel bestehen stellenweise, wie auf Sumba, aus einem Rotangstrick, der gleichzeitig als Gebiß dienen muß; auf Java und Celebes wird als Gebiß eine eiserne, mit Spitzen versehene Stange verwendet, die ein wahres Folterinstrument für das Pferd ist, und von deren beiden Enden ein Band ausgeht, das über den Kopf des Pferdes läuft. Sporen sind ursprünglich ganz unbekannt.

Um Frauen oder alten und kranken Leuten die Benutzung der Reittiere zu ermöglichen, hat man stuhlartige Sitze und ganze überdeckte Sänften auf dem Rücken der Tiere angebracht. Beim Elefanten zwingt ohnehin die Breite des Rückens dazu, aber auch die Kamele der Tuareg tragen kleine, käfigartige Gelasse für die Frauen, und in Persien sieht man selbst Pferde, die

auf jeder Seite eine kleine, bedeckte Sänfte tragen, in der sich die Schönheiten des Harems zudringlichen Blicken entziehen können.

Die Erfindung des **Wagens** (s. die untenstehende Abbildung) hat in den meisten Gebieten derartige schwerfällige Vorrichtungen überflüssig gemacht. Aber wohl kaum ist diese Erfindung, die ein bedeutendes Maß von Nachdenken und technischer Geschicklichkeit voraussetzt, in unvermittelter Weise gemacht worden; schwerlich fehlte es an primitiven Formen, die den eigentlichen Wagen vorausgegangen sind. Es ist kaum zu bezweifeln, daß wir im **Schlitten** einen Rest dieser Urformen vor uns haben, die durch besondere Umstände vor dem Untergang bewahrt worden ist.

Es ist eine uralte Erfahrung, daß schwere Gegenstände sich oft verhältnismäßig am leichtesten durch Hinschleifen auf dem Boden befördern lassen: ein größeres Stück Wild kann der Jäger, wenn er es an den Beinen packt, mit größerer Leichtigkeit auf leidlich ebenem Boden nach Hause ziehen, als wenn er es sich auf den Rücken lädt, und noch günstiger erweist sich die Methode, wenn es gilt, starke Äste und Baumstämme zu befördern. Wird ein geeigneter Gegenstand, z. B. ein Ast eines Nadelholzbaumes mit seinem breiten, dichten Gezweig, in dieser Weise dahingeschleppt, dann ist es auch schon möglich, andere Lasten darauf zu legen oder zu binden; spannte man endlich ein Zugtier vor eine entsprechende Vorrichtung, so war bereits ein sehr primitives Beförderungsmittel gefunden, das auf glattem Boden die Kraft der Transporttiere schon besser auszunutzen gestattete, als es durch Aufladen der Last auf dem Rücken möglich war. Hölzerne „Schleifen" dieser Art sind auch heute noch nachzuweisen, so bei den Mandan-Indianern, die sich ihrer im Sommer bedienen, während sie im Winter den Schlitten benutzen, und in beiden Fällen, nach den Angaben des Prinzen von Wied, Hunde als Vorspann gebrauchen; selbst Ansiedler im amerikanischen Hinterwald wenden Schleifen an, um Lasten über grasige Abhänge ins Thal zu bringen.



Wagen des Emirs von Bochara, Zentralasien. Nach H. Vambéry.

Überhaupt ist die Beförderungsmethode noch am ersten dort in Gebrauch geblieben, wo es gilt, Lasten zu Thal zu befördern: bekannt sind die Holzschlitten, die auf Madeira zu Vergnügungsfahrten von den Höhen herab benutzt werden, und ähnliche mit Schlitten befahrene Bergbahnen finden sich nach Arnings Angabe auf Hawaï. Wie so viele andere Kulturreste haben sich aber Schleifen als Beförderungsmittel am längsten in den Fällen gehalten, wo religiöse und mystische Ideen den Fortschritt hemmten, also besonders bei der Bestattung der Toten, die vielfach auf Schleifen statt auf Wagen zum Grabe befördert werden. Auch die alte deutsche Sitte, den Verbrecher auf einer Kuhhaut zum Richtplatze zu schleifen, ist wohl ein Überbleibsel eines früher allgemeineren Brauches gewesen.

Abgesehen von diesen Ausnahmen ist nur dort, wo in einem Teile des Jahres eine ebene Schneeschicht den Boden deckt, eine verbesserte Form der Schleife, der Schlitten (vgl. die Abbildungen, S. 225 und 260), in Gebrauch geblieben, dessen Hauptgebiet innerhalb des nördlichen Polarkreises liegt. Vielen Polarvölkern fehlt es freilich sehr an geeigneten Stoffen zum Schlittenbau, und es ist ein großes Maß von Scharfsinn aufgewendet worden, diese Schwierigkeit durch geschickte Ausnutzung des vorhandenen Materials zu überwinden. Daß man auch in neuerer Zeit noch Verbesserungen findet, zeigt ein sehr interessanter Bericht des Kapitäns John Spicer. Unter den Eskimo am Cumberlandsund befanden sich zwei Schlittenbauer, deren einer auf den Gedanken gekommen war, daß Schlitten mit breiten Kufen brauchbarer seien als die bisher üblichen mit schmalen Kufen; da der andere widersprach, wurde ein Wettfahren zwischen Schlitten beider Systeme abgehalten, und siehe da, der breitkufige Schlitten siegte glänzend über seinen altmodischen Mitbewerber.

Die einfachste aller Formen ist, wenigstens vom rein technischen Standpunkte, der lappländische Schlitten, der ungefähr die Gestalt eines hinten abgestutzten Bootes mit breitem, vorspringendem Kiel oder mit anderen Worten nur eine einzige, eng mit dem Sitz verbundene Kufe besitzt. Diese Art des Schlittens hat den Nachteil, daß sie leicht aus dem Gleichgewicht kommt und demnach auf unebenem Boden schlecht verwendbar ist. Viel stabiler ist der Schlitten mit zwei Kufen, der denn auch im übrigen Polargebiet allgemein üblich ist und in seinem Grundbau immer die gleichen Züge aufweist: die beiden langgestreckten, vorn mehr oder weniger aufgebogenen Kufen sind durch einige Querrippen verbunden, auf denen dann der eigentliche Sitz — zuweilen nichts als ein Fell — angebracht ist. Viele Schlitten der westlichen Eskimo gehören zu diesem einfachen Typus, ebenso die Holzschlitten der meisten kanadischen Indianer; man kann in diesem Falle wieder Formen unterscheiden, bei denen die sehr hohen Kufen oben wagerechte Rippen tragen, und andere mit sehr niedrigen Kufen, bei denen infolgedessen die Querrippen bogenförmig verlaufen, damit der auf ihnen ruhende Sitz nicht zu tief zu liegen kommt. Verbesserte Arten des Schlittens tragen außerdem Seitenlehnen, die stets auf den Kufen selbst ruhen, oder, wie bei den westlichen Eskimo, eine Rückenlehne. Die Kufen, aus Holz, Knochen, ja im Notfall aus gefrorenem Moose geformt, werden durch Bestreichen mit Wasser vor Beginn jeder Fahrt mit einer dünnen Eiskruste überzogen. Dem einkufigen und zweikufigen Schlitten steht endlich als besondere Form der kanadische Toboggan gegenüber, der überhaupt keine eigentlichen Kufen, sondern als Gleitfläche glatte, dünne, eng miteinander verbundene Bretter besitzt, die vorn stark aufgebogen sind; der Sitz, in der Regel eine Art Sack aus Renntierhaut, ruht einfach auf der Oberseite der Bretter. Bei den Zentral-Eskimo sollen nach Rae ähnliche Schlitten aus Robbenhaut vorkommen.

Das Gespann der polaren Schlitten bilden Hunde oder Renntiere. Über die Art des Anschirrens der Hunde bei den Zentral-Eskimo sagt Boas: „Die Hunde haben Geschirre aus Robben- oder manchmal aus Hirschfell, aus zwei Streifen bestehend, die zwischen den Vorderbeinen durchgeführt werden. Sie sind durch zwei Riemen verbunden, deren einer über die Brust, der andere über den Nacken läuft. Die Enden sind auf dem Rücken zusammengeknüpft, von wo dann die Zugleine zum Schlitten führt.“ Jeder Hund ist durch eine eigene Leine mit dem Schlitten verbunden, was oft zu großer Verwirrung Anlaß gibt. Diesen Übelstand vermeidet die ebenfalls sehr einfache Art der Anschirrung, wie sie bei den Giljaken üblich ist. Hier geht vom Schlitten eine lange Zugleine aus, an der abwechselnd zu beiden Seiten Halsbänder befestigt sind, während sich vorn an der Spitze ein einzelnes Halsband für den Leithund

befindet. Den Hunden werden einfach die Halsbänder angelegt, so daß das Anspannen in kürzester Zeit erledigt ist und beim Ziehen keine Verwirrung entstehen kann; freilich ermüden die Tiere leicht, da sie vorwiegend mit dem Halse ziehen müssen. Bei der russischen Art der Anspannung ziehen die Hunde, die paarweise mit doppelten Riemen an die Zugleine befestigt sind, mit der Brust, geraten aber dafür wieder leichter in Unordnung.

Wo man Renntiere zum Ziehen verwendet, spannt man sie in der Regel paarweise oder zu dreien vor den Schlitten. Bei den Kamtschadalen hat nach den Angaben Krascheninnikows jedes der beiden Zugtiere seine eigene Leine, und zwar ist die des rechts gehenden Tieres an der linken Seite des Schlittens befestigt, die des links gehenden an der rechten. Die Zügel stehen in Verbindung mit einem Riemen, der über den Vorderkopf des Tieres läuft und mit spitzen Knochen befestigt ist, die beim scharfen Anziehen des Zügels in die Haut dringen und das Renntier zum Stillstehen bringen. Der Fahrer hat außerdem einen vier Fuß langen Stock, der an einem Ende einen scharfen Stachel zum Antreiben der Tiere, am anderen einen Haken besitzt, mit dem das in Unordnung geratene Geschirr zurechtgezogen wird.

Etwas anders ist die Methode des Anspannens im größten Teile Sibiriens, die Finsch eingehend geschildert hat. „Das Renntier“, schreibt er, „zieht an einem 2—3 Zoll breiten Schultergurt aus Leder, der vom Nacken bis zwischen die Vorderbeine reicht, also mittels Nacken und Schultern. An diesem Schultergürtel ist ein Zugstrang aus dickem Leder befestigt, der unter dem Bauche und zwischen den Hinterbeinen des Ren bis zum oberen Vorderrande der Schlittensohle läuft. Hier ist jederseits ein eiförmiger, aus Holz, meistens aber sehr sauber aus festem Elfenbein oder Walroßzahn gearbeiteter, mit zwei Löchern versehener Zugkloben angebunden, durch welche der Zugstrang führt und somit von rechts nach links zwei Tieren gemeinschaftlich dient. Sollen mehr als zwei Tiere ziehen, so sind deren Zugstricke wiederum mittels Zugkloben an dem Hauptzugstrange befestigt ... Zum Geschirr gehört nun noch ein 4—6 Zoll breiter Rückengurt aus Rindsleder, der jederseits bis über die Hanken herabhängt und unterseits durch einen schmalen Riemen festgehalten wird. An diesem Rückengurt sind seitlich messingene Ringe angebracht, durch welche mittels Lederriemen die Tiere miteinander verbunden sind, ebenso wie außerdem durch den um die Geweihbasis befestigten Zaum ... Die Aufzäumung ist ebenfalls sehr sinnreich und ganz abweichend von dem, was man sonst unter Zaum versteht. Der letztere besteht nämlich aus zwei 4—6 Zoll langen Platten aus Bein und zwei gekrümmten ebenso langen Stangen aus Renntierhorn. Diese Beinplatten, durch eine zierlich geflochtene Lederschnur verbunden, werden mittels dieser um die Geweihbasis befestigt. Dabei führt eine Schnur unter dem Kehlkopf weg, während einer der gekrümmten Beinknochen, an welchem der Leitstrick mittels eines messingenen Drehklobens verbunden ist, an der Basis des linken Geweihes ruht. Durch das Anziehen der Leitschnur, die meist sehr hübsch aus Rindleder geflochten ist, drückt der krumme Knochen auf die Schläfe und bewirkt so die Lenkung.“ Auch hier dient ein Stock, der aber 12 bis 16 Fuß lang ist und an dem einen Ende eine Kugel, an dem anderen ein speerartiges Eisen hat, zum Antreiben der Tiere.

Wie sich der Übergang von schlittenartigen Fahrzeugen zum Wagen vollzogen haben mag, ist um so schwerer zu sagen, als dieser Übergang in sehr alter Zeit stattgefunden haben muß und die Zwischenformen, die doch wohl vorhanden gewesen sind, sich nicht erhalten haben. Mit einem Male ist die klaffende Lücke zwischen dem auf dem Boden hingleitenden Schlitten und dem auf Rädern rollenden Wagen sicher nicht ausgefüllt worden. Die Ansicht Tylors, daß die unter den Schlitten geschobene Walze das Urbild des Rades gewesen sei, hat sehr viel

für sich, ist aber nicht mit Bestimmtheit zu erweisen; außerdem bleibt auch dann noch eine bedeutende Lücke übrig, da der Kern der Erfindung des Wagens darin besteht, daß die Achse der Walze oder Holzscheibe durchbohrt und das so entstehende Rad dem Wagen fest angefügt wird, ohne doch die Fähigkeit zu verlieren, sich um die eigene Achse zu drehen. Eduard Hahn hat darauf hingewiesen, daß der runde, durchbohrte Spinnwirtel als Vorbild des Rades gedient haben könne, und hat daran eine Reihe recht gewagter Hypothesen geknüpft, die darauf hinauslaufen, daß die ersten Wagen religiösem Zwecke gedient hätten. Er mag darin zu weit gehen, aber wer die Erfindung des Wagens auf rein praktische Erwägungen des gesunden Menschenverstandes zurückführen will, irrt vielleicht nach der anderen Seite ebenso weit von der Wahrheit ab; daß mystisch-phantastische Ideen sehr entschieden auf die Entwickelung eingewirkt haben können, ist nicht zu leugnen.

Auf dem Wege völkerkundlicher Forschung ist nicht allzuviel zu ermitteln. Zunächst ist festzustellen, daß der Wagen in geschichtlicher Zeit zuerst in den Kulturländern der Alten Welt erscheint, die sich um Hochasien gruppieren, in Babylonien, China, Indien, nachträglich erst in Ägypten, das in diesem Falle von Babylonien her durch Vermittelung semitischer Hirtenvölker (der Hyksos) beeinflußt ist. Da hier überall das Pferd als beliebtestes Zugtier auftritt, die Pferdezucht aber aus Hochasien stammen dürfte, so liegt es nahe, auch die Erfindung des Wagens in den Steppen Innerasiens geschehen und sie von da mit den unruhigen Steppenbewohnern nach den benachbarten Kulturländern ausstrahlen zu lassen. Theoretisch eignet sich ja auch der Wagen, solange keine eigens für ihn gebahnten Straßen zur Verfügung stehen, für das Steppenland am besten. Aber in Wahrheit hat wenigstens gegenwärtig der Wagen in den mongolischen Hochländern weder besondere Bedeutung, noch kann man ihn ein der Steppe gut angepaßtes Werkzeug nennen, wie die humoristischen Schilderungen Obrutschews und anderer Reisender, die ein solches Marterfuhrwerk benutzen mußten, zur Genüge beweisen. Schrader ist denn auch geneigt, den Wagen als eine Erfindung der Indogermanen zu betrachten, bei denen er jedenfalls als sehr altes Kulturbesitztum erscheint, und zu denen ja auch echte Steppenbewohner, die Skythen, gerechnet werden.

Vielleicht darf man annehmen, daß der Wagen aus jener uralten Zeit stammt, in der zwischen den Völkern der west- und der ostasiatischen Kultur noch irgend ein Zusammenhang bestanden haben muß; er würde damit in die kleine Reihe gemeinsamer Kulturbesitztümer treten, unter denen wir schon den Weizen, das Rind und das Pferd kennen gelernt haben. Charakteristisch genug tritt er überall zunächst als zweiräderiges Fahrzeug und in der Eigenschaft als Kriegswagen hervor, dann auch als besonderes Würdezeichen der Fürsten und, wie das Hahn nachgewiesen hat, der Götter. Der vierräderige Karren erschien erst verhältnismäßig spät und vermochte lange den zweiräderigen Wagen, der besonders in Assyrien eine hohe Vollendung erreicht hatte, nicht zu verdrängen, was zum guten Teile wohl mit der schlechten Beschaffenheit der Straßen zusammenhing; der zweiräderige assyrische Streitwagen war bei aller Dauerhaftigkeit so leicht, daß ihn die beiden Krieger, die auf ihm fuhren, ohne Mühe über Hindernisse hinwegtragen konnten, während ein vierräderiges Gefährt in solchen Fällen schwer weiterzubringen war. Möglicherweise ist der Karren mit vier Rädern von wandernden Barbarenvölkern erfunden, da er im Gefolge solcher zuerst aufzutauchen scheint, und erst allmählich von den Kulturvölkern übernommen worden; für die Griechen war er noch etwas Ungewöhnliches, als er bei den Persern bereits allgemeine Verbreitung gefunden hatte. In China ist noch heute der zweiräderige Karren das gebräuchlichste Beförderungsmittel, und in Japan ersetzt ein leichtes, von Menschen gezogenes Gefährt dieser Art unsere Droschke.

Die alten Kulturvölker Amerikas scheinen den Wagen nicht gekannt zu haben. Die kleinen Thonmodelle von Wagen, die Charnay bei Ausgrabungen in Yucatan fand, und ein anderer kleiner Thonwagen, der von Pedro Bautista in demselben Gebiete ausgegraben wurde, deuten allerdings darauf hin, daß man wenigstens das Prinzip des Wagens kannte und zu Spielwerken und dergleichen verwendete; aber es ist auch recht wohl möglich, daß die kleinen Modelle zur Zeit der Conquista entstanden und nach spanischen Vorbildern gefertigt sind.



Weganlage in einem Sumpfwalde Borneos. Nach Kükenthal. Vgl. Text, S. 459.

Aller Landverkehr setzt das Vorhandensein von **Wegen** voraus, die wieder in ihrer Beschaffenheit durch die vorhandenen Transportmittel bedingt werden. Für den Marsch menschlicher Träger genügen die schmalen, gewundenen Negerpfade, deren Boden der Fuß der Reisenden allmählich festtritt, der Saumverkehr verlangt schon etwas breitere Wege, die aber von beträchtlicher Unebenheit und Steilheit sein können; der Wagen endlich, besonders der Lastwagen, ist nicht denkbar ohne eigentliche Straßen, die einen leidlich festen Untergrund und Raum zum Ausweichen besitzen. Es ergibt sich schon daraus, daß bei den Naturvölkern von Straßenbau kaum die Rede ist; aber auch viele Kulturvölker haben in ihm auffallend geringe Fortschritte gemacht oder das schon Erreichte zeitweilig wieder fallen lassen. Im Mittelalter ist es zuweilen offen ausgesprochen worden, daß gute Straßen nur den Feind ins Land führen. Überall, wo der Verkehr zu Wasser möglich war, hat man ihn dem Landverkehre vorgezogen und infolgedessen, wie das besonders von China gilt, den Straßenbau vernachlässigt. Es ist kein Zufall, daß sich die Römer auf der an Wasserstraßen sehr armen Apenninischen Halbinsel zu den musterhaftesten Straßenbauern der Welt entwickelten. Am ersten beginnt überall etwas wie Wegebesserung, wenn es sich um Überschreiten sumpfiger Stellen oder kleiner Flußläufe handelt, und in sumpfreichen Gebieten kann sich dann wirklich eine gewisse Praxis im Wegbau entwickeln. „Alle Wege der Land-Dayaks", schreibt Low über Nordborneo, „sind aus Baumstämmen hergestellt, die durch darunterliegende Träger zwei Fuß über dem Boden erhöht sind. Manchmal nimmt man größere Bäume, aber das gewöhnliche Maß ist ein Durchmesser von drei Zoll; die Rinde der oberen Seite nebst einem Teile des Holzes wird weggeschnitten, so daß eine flache, rauhe Oberfläche für den Fuß des Wanderers entsteht; auf guten Straßen und wo Bambus reichlich vorhanden ist, verwendet man diesen, indem man zwei Rohre parallel zu

einander legt, die die Breite des Pfades angeben (und als Unterlage der Querhölzer dienen). Aber da Bambus rascher fault als das Holz, aus dem die Wege in der Regel gemacht sind, sind die Bambuswege, obwohl in neuem Zustande und bei trockenem Wetter weit vorzüglicher, weniger angenehm, wenn sie alt werden und verrotten, und außerdem ist die schlüpfrige Oberfläche des Bambus an Regentagen störend" (s. die Abbildung, S. 458). In anderen Gebieten, wie in vielen Teilen Mikronesiens, ist das Pflastern der Wege mit Steinen üblich; daß auch hierbei mystische Vorstellungen mitwirken können, zeigt eine großartige Straße auf den Fidschi-Inseln, die keinem praktischen Zwecke dient, sondern als Weg für Götter und Geister bezeichnet wird.

Für **Brücken** sind zwei natürliche Vorbilder vorhanden, die man denn auch zunächst nachgeahmt hat: der quer über einen Bach oder Fluß gestürzte Baumstamm, der einen trockenen Pfad von einem Ufer zum anderen schafft, und in tropischen Gegenden das zähe Lianengewirr, das, von Baum zu Baum ziehend, auch schmälere Wasserläufe mit schwankenden Bogen überspannt. Bei der ersten Form lag es nahe, den einfachen, runden und leicht rollenden Baumstamm durch zwei nebeneinanderliegende, mit Querhölzern dicht bedeckte Stämme in eine selbst für Wagen passierbare Brücke zu verwandeln; das zweite Beispiel führte dagegen zur Erfindung der in tropischen Gebieten weit verbreiteten Hängebrücken, die zuweilen eine recht beträchtliche Länge erreichen, aber natürlich nur von Fußgängern überschritten werden können. Hartert beschreibt solche Brücken aus den Haussaländern; sie waren aus Lianen und den großen Blattrippen der Bambuspalme mit Hilfe von Pflanzentauen hergestellt und an starken Bäumen auf beiden Ufern der Flüsse aufgehängt (s. die nebenstehende Abbildung).



Hängebrücke aus Lianen in Kamerun. Nach Photographie.

Äußerst sinnreich konstruierte Hängebrücken fand auch George Watt in Manipur. Zwei oder drei Rotangs (eine kletternde Palmenart) von besonderer Tragfähigkeit und oft von 300 bis 400 Fuß Länge werden über den Fluß oder Abgrund gezogen, an jeder Seite über einen Felsblock oder einen aus Stein oder Holz erbauten Pfeiler gespannt und an eingerammten Baumstämmen befestigt; sie bilden die Grundlage der Brücke und werden mit Rindenstücken belegt. Man erhöht dann die Pfeiler und spannt etwa sechs Fuß über den ersten zwei weitere Rotangs, die als Geländer dienen. Diese oberen Rotangs nun

sind durch kürzere Seile verbunden, die unter der Brücke durchlaufen und so dicht nebeneinander angebracht sind, daß ein sackartiger, nach oben offener Gang entsteht, der trotz des unheimlichen Schwankens der Brücke das Herausfallen der Darübergehenden verhindert. Zuweilen, wie nach Dollfus bei den Indianern Guatemalas, dient ein einfaches Seil als Brücke; eine Schlinge hängt von ihm herab, die sich der Reisende um den Leib legt, worauf er von Leuten, die am anderen Ufer stehen, mit Hilfe eines zweiten Seiles herübergezogen wird. Manche Lianenbrücken sind dagegen schon durch Pfeiler gestützt, die aus dem Flußbett aufragen, und es entstehen dann auch wirkliche hölzerne Pfeilerbrücken, wie sie unter anderem Cameron im südlichen Congogebiete fand. Die gepflasterten, sorgfältig unterhaltenen Straßen der altamerikanischen Kulturvölker, besonders der Peruaner, überschritten Thäler und Flußläufe teilweise auf steinernen Brücken.

Wenn es den primitiven Völkern verhältnismäßig nur bis zu einem gewissen Grade gelungen ist, die Beschaffenheit des festen Bodens den Bedürfnissen des Verkehres anzupassen, so haben sie dafür im Wasser ein gefügigeres Element gefunden, das dem, der seine Eigenschaften zu nutzen weiß, willig den breiten Rücken zum Befördern gewaltiger Lasten bietet, die vorwärts zu bringen bei weitem weniger Kraft erfordert, als beim Landtransport im allgemeinen angewendet werden muß. Manche Stoffe schwimmen ohne weiteres im Wasser und vermögen dann auch bis zu einem gewissen Grade andere, spezifisch schwerere Dinge mit über Wasser zu halten; schwimmen aber können alle Stoffe überhaupt, sobald man aus ihnen Hohlkörper (s. die Abbildung, S. 461) oder Teile von Hohlkörpern mit genügend dünnen Wänden fertigt. Die erste Erkenntnis, die naturgemäß früher gewonnen wurde, führte zur Erfindung der Flöße und floßartigen Fahrzeuge, mit der zweiten beginnt der Bau wirklicher Schiffe, die man übrigens zunächst auch aus Stoffen fertigt, die an sich eine gewisse Schwimmfähigkeit besitzen. Auch die einfachsten Wasserfahrzeuge sind kein Gemeingut der Menschheit; vielen Steppen- und Wüstenbewohnern fehlen sie ganz, aber auch manchen tropischen Urwaldstämmen, wie den Botokuden, scheinen sie ursprünglich unbekannt gewesen zu sein.

Die denkbar primitivste Floßform konnte Finsch an der Nordküste von Neuguinea unweit der Mündung des Sechstrohflusses beobachten; es waren dicke Baumwurzeln, an die auf jeder Seite ein starker Bambus angebunden war, die aber Tragfähigkeit genug besaßen, um die Eingeborenen durch die Brandung bis an den draußen liegenden Dampfer zu befördern. Derselbe Reisende sah an einem anderen Teile der Nordküste kleine Flöße aus zusammengebundenen Palmblattstielen, auf deren jedem sich nur ein Mensch notdürftig über Wasser halten konnte, und weiter im Süden Holzflöße (Catamarans) von etwas soliderer Bauart. Sie bestanden aus je drei vierkantig behauenen, 4 bis 5 m langen Baumstämmen, die, mit Lianen aneinandergebunden, ein etwa 1 m breites, an beiden Enden stumpf zugespitztes Floß bildeten. Da bei nur etwas bewegter See die Catamarans fortwährend Wasser übernehmen, ist zuweilen ein etwas erhöhter Sitz auf ihnen angebracht, aber mehr als zwei Menschen können auf diesen schwankenden Fahrzeugen nicht gleichzeitig fahren. Ganz ähnliche Flöße sind an der Koromandelküste Ostindiens noch viel in Gebrauch.

Die Westküste Amerikas, abgesehen von ihrem nördlichen Teile, war bis zur Entdeckungszeit das klassische Land unvollkommener Schiffahrt. Schon an der Bai von San Francisco wohnten Stämme, die keine eigentlichen Boote mehr kannten; ihre einzigen Fahrzeuge waren Binsenbündel von etwa 10 Fuß Länge und ca. 3—4 Fuß Breite, die fest zusammengerollt und an beiden Enden zugespitzt waren. Sie ähnelten also sehr den Ambatschflößen der Schilluk am

oberen Nil und der Bewohner der Küste von Benguela, Südwestafrika. Weiter im Süden kamen wieder Flöße und Einbäume nebeneinander vor, so bei den Bewohnern des Isthmus von Panama, deren Flöße aus einigen zusammengebundenen Stämmen eines sehr leichten Holzes mit darüber befestigten Querhölzern bestanden. An der Westküste Südamerikas bis gegen Kap Horn hin waren Flöße das einzige Verkehrsmittel, und erst die Feuerländer bedienten sich wieder leichter, sehr wenig dauerhafter Rindenboote.

Auf Neuseeland, wo neben den hölzernen Booten auch vereinzelt kleine, aus Baumstämmen gefertigte Flöße vorkamen, fand sich auch eine merkwürdige Übergangsform, ein Binsenfloß oder -Boot. „Bei den Ureinwohnern Neuseelands“, sagt Polack, „wurden Boote ganz aus Binsen (typha) gefertigt. Wir haben eines von diesen Fahrzeugen der alten Zeit gesehen, das nahezu 60 Fuß lang und fähig war, ebenso viele Personen aufzunehmen, aber sie sind jetzt (1836) ganz außer Gebrauch. Sie waren auffallend dick, ganz aus Binsen geformt, mit Ausnahme der Rippen, und glichen in jeder Einzelheit den eigentlichen Booten. Sie waren merkwürdig leicht, obgleich zahlreiche Binsenbündel zu ihrem Bau erforderlich waren, und konnten mit großer Geschwindigkeit vorwärtsgerudert werden, bis sie sich voll Wasser gesogen hatten und dann tief einsanken.“ Die Moriori auf den Chathaminseln, die nächsten Verwandten der Neuseeländer, besaßen überhaupt nur Binsenflöße.



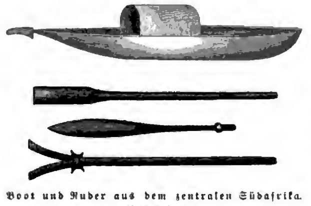
Aus Tierhäuten gefertigte, schwimmende Luftschläuche in Nordindien. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 460.

Als eine Zwischenform zwischen Flößen und Hohlschiffen können auch die Fahrzeuge betrachtet werden, deren Schwimmkörper aufgeblasene Schläuche sind. Namentlich in den Euphratländern haben sich diese Schlauchschiffe seit alter Zeit bis zur Gegenwart erhalten. Nach der Einführung des Rindes in Südamerika haben die Steppenbewohner der La Plata-Staaten sogar große, an den Rändern aufgebogene Rindshäute als primitive Schiffe benutzt, um damit die Flüsse und Ströme zu überschreiten.

Unter eigentlichen Schiffen verstehen wir ausgehöhlte, nach unten geschlossene Fahrzeuge, die in der Hauptsache nicht der Stoff, aus dem sie bestehen, sondern die in dem Hohlraum eingeschlossene Luft über Wasser hält. Wer über die zahllosen Schiffstypen der Kulturvölker einen Überblick gewinnen will, kann dazu verschiedene Gesichtspunkte wählen; für die einfachsten

Anfänge genügt dagegen zunächst eine Sonderung in zwei Gruppen: man kann Schiffe unterscheiden, die aus einem soliden Körper durch Aushöhlen herausgearbeitet sind, und solche, die aus flächenhaften Stücken erst zu einem Hohlkörper zusammengesetzt werden. Zur ersten Gruppe gehören die Einbäume, zur zweiten die Rinden- und Fellboote und die zusammengesetzten Holzkähne.

Man hat gewiß nach Unwettern und Überschwemmungen so manchen hohlen Baumstamm auf dem Wasser treiben sehen und ihn gelegentlich als Fahrgelegenheit benutzt, bis man endlich auf den Gedanken kam, Bäume selbst zu fällen und zu Booten umzuarbeiten; gewirkt aber hat das Naturbeispiel schließlich in fast allen Gebieten der Erde, die überhaupt geeignete Bäume besitzen. Das Fällen und Aushöhlen mächtiger Baumstämme mit Hilfe primitiver Werkzeuge und meist auch des Feuers gehört zu den schwierigsten Aufgaben und ist eine jener Thätigkeiten gewesen, an denen sich die Ausdauer und Arbeitskraft der Menschen am meisten geschult haben. Die Hauptarbeiten, die beim Bau eines Einbaumes erforderlich sind, schildert kurz und treffend van Hasselt in einer Abhandlung über das Volk der Nuforesen im westlichen Neuguinea. „Der zum Kahne gewählte Baum wird, damit er leicht stürzen soll, am Fuße durch ein starkes Feuer abgebrannt. Nun wird er, noch im Walde liegend, behauen, um ihm die Form eines Kahnes zu geben. Dann wird er inwendig ausgebrannt oder ausgekohlt und weiter mit Meißel und Messer ausgearbeitet. Wenn die roheste Arbeit vollendet ist, zieht man den Kahn unter Gesang und Gelärm nach dem Strande, wo er dann ganz vollendet wird.“ Zuletzt füllt man den Kahn mit Wasser und läßt ihn mehrere Tage so stehen, worauf man ihn endlich mit Querhölzern und Mast versieht und mit Schnitzwerk verziert.



Boot und Ruder aus dem zentralen Südafrika. Nach Holub.

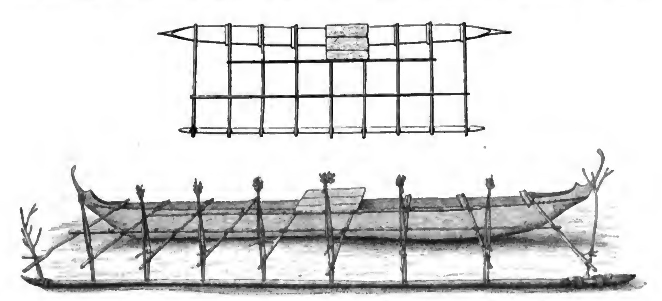
Einfache Einbäume ohne besondere Ausrüstung sind sehr weit verbreitet und waren auch in Nordeuropa, wie zahlreiche prähistorische Funde beweisen, allgemein als Fahrzeuge üblich. Am längsten haben sie sich auf Binnengewässern gehalten, wie auf westpreußischen Seen oder auf dem Chiemsee, dessen letzte Einbäume ganzen Generationen von Malern als Modelle gedient haben. Auch für die schwach entwickelte afrikanische Schiffahrt ist der Einbaum typisch. Im Lande der Marutse fand z. B. Holub nur Kähne dieser Art (s. die obenstehende Abbildung), deren größte 7½ m lang und 99 cm breit waren, und deren Wände eine Stärke von 2 bis 3 cm hatten; eine in Neu-Schescheke versammelte Flotte bestand aus 100 bis 110 großen, 30 mittleren und 60 kleinen Booten. Die besten afrikanischen Einbaumschiffe scheinen die der Dualla in Kamerun zu sein, die bis 70 Menschen fassen können; sie sind breiter als andere, weil man die obere Öffnung des zum Kahne bestimmten Baumes ziemlich schmal macht, den Baum dann aushöhlt und die dünnen Wände nun auseinanderbiegt. Vielleicht die zierlichsten und seetüchtigsten Einbäume aber wissen die der Holzarbeit kundigen Nordwestamerikaner aus den Baumriesen des Küstenlandes herzustellen.

Der Einbaum hat den großen Nachteil, daß er notwendigerweise sehr schmal und meist ohne Kiel ist, also sehr leicht umschlägt, wenn ihn die Insassen nicht durch geschicktes Balancieren und gleichmäßige Ruderschläge im Gleichgewicht halten. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, diesem Übelstande abzuhelfen, und zwar laufen sie im Grunde alle darauf hinaus, den schmalen



Kriegsflotte der Tahitier bei Oparo, Polynesien.
Nach Cook

Einbaum auf künstliche Weise zu verbreitern oder die Bootfläche, die mit dem Wasser in Berührung kommt, zu vergrößern. Zunächst kann man, wie das eben von den Dualla erwähnt wurde, den fertigen Einbaum durch Auseinanderspreizen der Seitenwände etwas verbreitern, wozu verschiedene Methoden angewendet werden; in Guayana z. B. zündet man entweder ein Feuer unter dem umgekehrten Boote an, oder man füllt die Höhlung mit feuchtem Sande, der nach und nach die Seiten erweicht und auseinanderpreßt, oder man legt das Boot auf einige Zeit in fließendes Wasser und treibt dann durch Querpfosten die Seiten auseinander. Die Tlinkit höhlen die Bäume zu zwei Drittel ihres Umfanges aus, füllen dann die Höhlung mit Wasser, das sie durch glühende Steine erhitzen, und drängen nun ebenfalls durch Querpfosten die Seitenwände nach außen. Anderwärts weiß man durch angesetzte Stücke das Boot zu verbreitern. Die oben erwähnten Kähne der Nuforesen erhalten Querhölzer, die rechts und links



Auslegerboot von Neubritannien, Melanesien. Darüber dasselbe von oben gesehen. Nach v. Luschan.

über den Bootrand hinausragen und durch Rohre so miteinander verflochten sind, daß flügelartige Ansätze entstehen, die das Umschlagen verhindern. Häufiger sucht man sich dadurch zu helfen, daß man zwei Boote parallel nebeneinander legt und durch Querhölzer fest miteinander verbindet (s. die beigeheftete Tafel „Kriegsflotte der Tahitier bei Oparo"); auf diesen Querhölzern können dann auch Waren aufgestapelt und selbst kleine Hütten errichtet werden. Ein solches Doppelboot war die sagenhafte „Arawa", auf der ein Teil der polynesischen Einwanderer nach Neuseeland gekommen sein soll, wie denn überhaupt diese Art von Fahrzeugen eine ältere und einst im malayo-polynesischen Gebiete weitverbreitete Form gewesen zu sein scheint, die durch das Auslegerboot zurückgedrängt worden ist. An der Congomündung sind ebenfalls Doppelboote gebräuchlich, in Nordwestamerika lassen sagenhafte Überlieferungen auf ihr früheres Dasein schließen.

Das Boot mit Ausleger, das typische Fahrzeug Ozeaniens, ist wahrscheinlich nur ein verbessertes Doppelboot (s. die obenstehende Abbildung). In seiner einfachsten Form, wie es z. B. zu Bongu auf Neuguinea vorkommt, besteht es aus einem Einbaum und einem mit diesem parallel liegenden Ausliegerbalken, der durch zwei Querhölzer mit dem Schiffskörper verbunden ist und das Umschlagen hindert; Segelboote kentern allerdings trotzdem zuweilen. Bei den meisten melanesischen und ozeanischen Schiffen ist auch der eigentliche Bootskörper verbessert, indem der

Einbaum nur noch als Kiel dient, über den sich Seitenplanken erheben; auf den Gilbertinseln, wo es an geeignetem Material für Einbäume fehlt, versteht man sogar schon, die Schiffe ganz aus Brettern zu erbauen. Bei kleineren Booten, wie sie unter anderem noch in Ceylon vorkommen, ist das Boot der einzige benutzte Raum, auf größeren Schiffen erbaut man dagegen auf den Querhölzern zwischen Boot und Auslieger eine Plattform, die leidlichen Raum für das Aufstapeln von Vorräten gewährt und oft sogar eine kleine Wohnhütte trägt. Bei alledem gehört eine beträchtliche Kunstfertigkeit zum Bau eines Auslegerschiffes, da die Form des Bootes und Ausliegers genau berechnet sein muß, wenn das Schiff einen geraden Kurs halten soll, und Plattform und Mast der gleichmäßigen Belastung wegen an bestimmten Stellen angebracht werden müssen. Sehr wichtig ist auch die Befestigung des Ausliegers, da von ihr die Sicherheit des Schiffes abhängt. In Melanesien pflegt man hölzerne Pflöcke kreuzweise in den Auslegerbalken einzuschlagen und an diese dann die Querhölzer festzubinden; die Gilbertinsulaner verfahren dagegen nach Finschs Angaben in der Weise, daß sie die Querstangen an zwei oder drei gabeligen senkrechten Aststücken und letztere wiederum mit Stricken an dem Ausleger befestigen.

Früher waren die Auslegerboote wahrscheinlich über den ganzen Indischen und Stillen Ozean verbreitet und das typische Fahrzeug der malayischen Rasse; gegenwärtig haben sich in Indonesien, wohl nach ostasiatischen und indischen Vorbildern, größere, aus Planken erbaute Schiffe eingebürgert, und nur einzelne Reste, wie die Auslegerboote der Küstenbewohner Ceylons oder der Sakalaven auf Madagaskar, deuten noch auf die frühere Wichtigkeit der merkwürdigen Schiffsform hin. Auch auf Neuseeland sind die Ausleger und die Doppelboote außer Gebrauch gekommen.



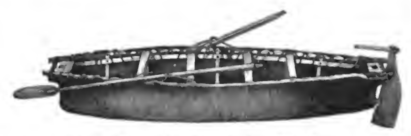
Birkenrindenkahn der Nenenot-Indianer, Nordamerika. Nach L. M. Turner.

Den aus dem Einbaum hervorgehenden Fahrzeugen steht die Gruppe der Rinden- und Fellboote gegenüber, die in ihren einfachsten Formen auch aus einem Stück gefertigt werden. Die im Inneren Brasiliens gebräuchliche Art, aus der Rinde der Jatobá (Hymenaea) ein Boot herzustellen, hat Karl von den Steinen beschrieben. „Es wird“, berichtet er, „ein Stangengerüst um den Baum errichtet, ein langer rechteckiger Streifen Rinde mit Axthieben abgelöst und, vorsichtig heruntergenommen, auf niedrige Stützen gestellt; dann wird die Rinde durch Hitze, indem man ein Feuer unterhalb anzündet und auch oben Reiser anbrennt, geschmeidig gemacht, und die Ränder der Längsseiten werden emporgebogen. Vorn bildet man eine Spitze, hinten wird die Rinde nach innen vorgedrückt, so daß eine leicht eingebuchtete Querwand mit scharfwinkeligen Kanten entsteht.“

Bedeutend kunstvoller sind die aus Birkenrinde gefertigten Kähne der meisten in Kanada und im Norden der Vereinigten Staaten wohnenden Indianerstämme (s. die obenstehende Abbildung); da nicht alle genau nach der gleichen Methode erbaut werden, möge die der Odschibwä- und Menomini-Indianer hier als Beispiel genügen. Man trennt zunächst von großen Birkenbäumen möglichst ausgedehnte Rindenstreifen ab und näht sie mit den langen, dünnen Wurzeln einer Fichtenart fest zu einem Stücke zusammen, das der Größe des gewünschten Bootes entspricht. Dann wird das Bootgerippe aus dünnen Latten weißen Zedernholzes errichtet, die man einzeln bogenförmig krümmt, oben durch ein Querholz versteift und durch Längshölzer zu einem festen

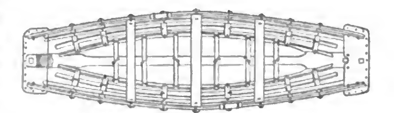
Gerüste verbindet. Man legt dann das Rindenstück auf die Erde, setzt das Gerippe darauf und schlägt nun die Rinde seitlich empor, worauf man sie durch in den Boden geschlagene Pflöcke festhält. Hiernach werden die Enden der Rinde zusammengenäht und das Gerippe ebenfalls durch Nähen fest mit dem Rindenüberzug verbunden. Den Boden des Fahrzeuges, der leicht durch Darauftreten beschädigt werden könnte, bedeckt man mit dünnen Brettern. Diese Rindenboote bewähren sich so ausgezeichnet auf Binnengewässern, die reich an Stromschnellen und Untiefen sind, daß auch die europäischen Einwanderer in Kanada sich oft mit ihnen befreundet haben. Bei den südlicher wohnenden Indianerstämmen tritt neben ihnen der Einbaum auf, um sie schließlich ganz zu verdrängen; die Irokesen bedienten sich schon vorwiegend des hölzernen Bootes.

Den Rindenbooten sehr ähnlich und offenbar genetisch mit ihnen verbunden ist die eine Art der von den Eskimo benutzten Fellfahrzeuge, die **Weiberboote** (Umiak; s. die nebenstehende Abbildung), die übrigens in sehr ähnlicher Form bei sibirischen Stämmen zu finden sind und, wenigstens bei den westlichen Eskimo, auch von den Männern zur Walfischjagd oder zu größeren Fahrten benutzt werden. Das Gerippe dieser Boote (s. die untenstehende Abbildung) wird aus Treibholz zusammengesetzt und besteht in der Hauptsache aus einem Holzkiel, von dem die Seitenrippen auslaufen, die wieder durch Längslatten in sehr geschickter Weise festgehalten und durch Querhölzer gespreizt werden. Als Überzug benutzt man am liebsten Felle der Bartrobbe, doch auch solche vom Walroß oder Eisbären. Für ein Weiberboot von gewöhnlicher Größe, das etwa 30 Fuß Länge und 5 bis 6 Fuß Breite hat, braucht man in der Regel sechs Robbenfelle, die zusammengenäht, von außen um das Gerippe gelegt und am inneren Bootrand befestigt werden. Im Winter nimmt man sie ab und verwahrt sie in den Häusern.



Umiak (Weiberboot) der Eskimo. Nach F. Boas.

Wahrscheinlich ist der Umiak, wie schon seine größere Verbreitung und seine Ähnlichkeit mit den Ruderbooten beweist, eine ältere Bootform als das charakteristischste Fahrzeug der Eskimo, der den Gefahren und Lebensbedingungen der nordischen Meere wunderbar angepaßte **Kajak**. Auch der Kajak ist ein Fellboot, ist aber nahezu ein wirklicher, nach allen Seiten geschlossener Hohlraum, da die kleine, für den Besitzer bestimmte Öffnung durch dessen Körper fast ganz geschlossen wird. Die Kajaks besitzen nicht überall die gleiche Form; manche alaskische Boote dieser Art sind kleineren Umiaks sehr ähnlich, nur daß die Oberseite des Bootes mit einem Fell überzogen ist, das nur ein rundes Loch für den Fahrer enthält; häufiger sind dagegen die sehr langgestreckten, spitz zulaufenden Formen. Die meisten Kajaks sind nur für **eine** Person bestimmt, doch gibt es an der Westküste auch solche mit zwei und drei Sitzlöchern. Als Gerüst des Bootes dient ebenfalls ein hölzernes Gerippe; die einzelnen Rippen, deren Zahl über vierzig zu betragen pflegt, sind U-förmig gebogen, stehen nur einige Zentimeter voneinander ab und sind auf zwei soliden



Gestell eines Umiak der Eskimo. Nach F. Boas.

Längspfosten befestigt, die zugleich den Boden des Fahrzeuges bilden; andere Längspfosten stützen die Seiten und das Verdeck. Für den Überzug des Bootes werden auch hier sechs Robbenfelle verwendet. Da der innere Raum des Kajaks durch den Körper des Darinsitzenden versperrt ist, sind außen Gurte angebracht, an die man die nötigen Gerätschaften festbinden kann, oft auch ein Gestell zum Auflegen der Harpune.

Die Boote der Kulturvölker sind fast durchgängig aus Holz zusammengesetzt. Einen Übergang vom Einbaum zum zusammengesetzten Boot sahen wir bereits in Mikronesien und Melanesien dadurch entstehen, daß der Einbaum nur als untere Hälfte des Schiffes diente und aufgesetzte Bordbretter den Rand bedeutend erhöhten. Einen weiteren Fortschritt auf diesem Wege zeigen die Boote der Waganda, die den Victoriasee in Mittelafrika befahren und von Kollmann zuerst genauer geschildert worden sind (s. die Abbildung, S. 467). Auch hier bildet ein ausgehöhlter Stamm, angeblich des Mvulebaumes, von etwa 14 m Länge und 60 cm Breite den Boden des Schiffes. Auf diesem Stamm ist beiderseitig je ein Längsbrett angebracht oder richtiger, da genügend lange Stücke nicht vorhanden sind, mehrere dicht miteinander verbundene, mit der Axt ohne Hilfe der Säge zugehauene Bretter. An die unteren, mit dem Einbaum verbundenen Bretter ist dann abermals jederseits ein Längsbrett befestigt; die ganze Bordhöhe beträgt in der Mitte des Schiffes 72 cm, da das untere Brett 33, das obere 39 cm breit ist. Der Einbaum verjüngt sich nach vorn und ragt als aufgebogener Schnabel weit über den eigentlichen Schiffskörper hinaus. Alle Teile des Schiffes sind durch dünne Ruten, für die man mit einem glühenden Pfriemen Löcher bohrt, gewissermaßen zusammengenäht; hölzerne oder eiserne Nägel werden nirgends verwendet. Vorn und hinten, wo die Seitenbretter zusammenstoßen, sind sie durch einen dreieckigen, schräg nach oben laufenden Holzpfosten abgeschlossen. Aufgesetzte Holzstreifen und Ruten dienen zur Dichtung der Nähte.

Zu den Einbäumen mit aufgesetzten Bordbrettern gehörten auch die mächtigen Kriegsschiffe der Maori, ebenso die der Tahitier, wie sie die Tafel „Kriegsflotte der Tahitier" (bei S. 463) zeigt. Die Unterseite des Einbaums war, wie das übrigens auch bei den nordwestamerikanischen Booten zu beobachten ist, so behauen, daß sie schon eine Art Kiel bildete; im Inneren war aus kreuzweise gelegten Planken ein Fußboden hergestellt. Querhölzer, die zugleich als Sitze dienten, spreizten die Bordbretter an ihrem oberen Rande auseinander, eine Einrichtung, die auch den Booten der Waganda nicht fehlte. Eine große, aufgebogene und reich geschnitzte schnabelartige Verlängerung war ebenfalls vorhanden, aber sie bestand nicht mehr, wie wahrscheinlich in früherer Zeit, aus dem dünnen Ende des Einbaums, sondern war ein aufgesetztes Stück, das nicht mehr am Bug, sondern am Stern angebracht wurde. Auch die Dayak wissen durch Anfügen von Seitenbrettern aus ihren Einbäumen geräumigere Schiffe zu machen (s. die obere Abbildung, S. 468), verstehen aber daneben schon Boote mit festem Kiel aus einzelnen Planken aufzubauen. Die Bretter werden mit Leisten versehen, genau aneinandergepaßt und dann durch Rotangstricke fest miteinander verbunden.

Wie weit gegenüber den noch immer auf den Einbaum aufgebauten Schiffsarten die Schiffsbaukunst der Nordeuropäer schon in vorgeschichtlicher Zeit fortgeschritten war, haben verschiedene Funde von Schiffsresten bewiesen. Nicht als ob der Einbaum außer Gebrauch gekommen wäre, aber man verstand doch, größere seetüchtige Fahrzeuge ganz und gar aus Planken aufzubauen und ihnen die für ihren Zweck brauchbarste Form zu geben. Als Beispiel kann das aus der Eisenzeit stammende Schiff dienen, das im Jahre 1859 nordwestlich von Flensburg im Moor gefunden wurde, ein 77 Fuß langes, in der Mitte mehr als 10 Fuß breites Fahrzeug,

das aus einer Kielplanke und jederseits fünf eichenen Brettern aufgebaut war. Diese Seitenplanken waren mit Eisennägeln verbunden und die Zwischenräume mit Wolle und Pech gedichtet. Die Planken hatte man nicht in die Rippen eingelassen, sondern sie hatten aus dem ganzen Holz herausgearbeitete Vorsprünge, die man noch besonders mit Baststricken festband. Der Boden des Schiffes bestand aus Querhölzern, die durch senkrechte Pfosten von unten gestützt und mit einer geflochtenen Matte bedeckt waren.

Dieser nordische Schiffstypus hat noch manche primitive Züge, gehört aber im Grunde nicht mehr zu den einfachen Formen, mit denen sich eine Urgeschichte der Kultur zu beschäftigen hat. Um so unerläßlicher ist es, noch einen Blick auf die Mittel und Werkzeuge zu werfen, mit denen man dem Schiffe seine Bewegung und Richtung verleiht oder eine ungewollte Bewegung hindert. Beiläufig mag auch gleich der Wasserschöpfer gedacht sein, die als unentbehrliche Begleiter unvollkommener Schiffe gelten dürfen und in Melanesien und Neuseeland oft sehr zweckmäßige und gefällige Formen besitzen.

Im flachen Wasser genügen Stangen, um das Boot fortzustoßen, und in der That bescheiden sich zuweilen die Anwohner seichter Seen und kleiner Flüsse, z. B. manche Dayakstämme auf Borneo, ganz mit diesem einfachen Instrument, während es anderwärts neben dem Ruder wenigstens eine wichtige Stelle behauptet. Trotz dieser kleinen Ausnahmen

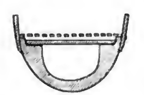


Boot der Waganda, Ostafrika. A—B = 14 m; E—F = 13,40 m; D Schwerpunkt des Bootes; A—E und C—F Holzpfosten als Abschluß der Bordbretter. Nach Kollmann. Vgl. Text, S. 466.

läßt sich sagen, daß überall, wo Schiffahrt in nennenswertem Umfang betrieben wird, der Gebrauch des Ruders bekannt ist. Man kann zwei Arten dieses Werkzeuges unterscheiden, das lange Streichruder der Kulturvölker, das der Ruderer, mit dem Rücken gegen den Bug gekehrt, in der Weise handhabt, daß die Ruderstange auf dem Bootrand aufruht und gewöhnlich durch einen Vorsprung oder einen Ring festgehalten wird, und das kurze Ruder oder die Paddel der meisten Naturvölker, ein verhältnismäßig kurzstieliges Instrument, das von den stehenden, kauernden oder sitzenden, mit dem Gesicht nach vorn gekehrten Ruderern mit beiden Händen geführt wird, ohne daß es dabei den Bootrand berührt. In der Regel ist die Paddel aus einem Stück Holz geschnitzt, nur ausnahmsweise sind Stiel und Blatt getrennte Stücke, wie bei den Rudern der Küstenbewohner des afrikanischen Ogowegebietes oder bei denen der Gilbertinsulaner, die früher zuweilen Schildkrötenschalen als Ruderblätter verwendeten. Die Formen des Blattes sind selbst in benachbarten Strichen oft sehr verschieden, wie das Pechuel-Loesche an den Rudern der westafrikanischen Küstenbewohner nachgewiesen hat. Ein Abkömmling der einfachen Paddel ist das Doppelruder der Eskimo, das sie bei ihren Fahrten im Kajak benutzen.

Einen gewaltigen Fortschritt bedeutet es, wenn man die Kraft des Windes zur Fortbewegung der Schiffe zu nutzen beginnt. Die Erfindung des Segels scheint an mehreren Punkten selbständig gemacht worden zu sein, aber es ist durchaus nicht allgemein und oft in merkwürdig lückenhafter Weise verbreitet. So fehlt es z. B. auf Neuirland, während es sonst in Melanesien und Polynesien überall bekannt und sicher eine Hauptursache gewesen ist, daß die

malayo-polynesische Rasse sich über das unendliche Inselgebiet des Großen Ozeans verbreiten konnte. Die ozeanischen Schiffe sind übrigens mit einer sehr einfachen Segelvorrichtung ausgerüstet, wie das unter anderem aus der Beschreibung hervorgeht, die Finsch von den Schiffen der Gilbertinsulaner gibt. „Der Mast", schreibt er, „zuweilen wegen Mangel an Holz aus zwei bis drei Stücken zusammengebunden, wird in der Mitte des Kanu in einer Nabe eingesetzt. Eine zweite Nabe ist am Ende desselben angebracht und dient zum Einsetzen eines Baumes für das Segel, das außerdem noch durch einen zweiten Baum ausgespannt wird. Das Segel ist ein sogenanntes lateinisches, also dreiseitig, und besteht aus grobem Mattengeflecht von Pandanusblatt. Das Tau zum Hissen des Segels läuft durch ein Loch unterhalb der Mastspitze." Bei einem 7 m langen Boote betrug die Höhe des Mastes $4^1/_2$ m.



Durchschnitt eines Bootes der Dayak, Borneo. Nach Ling Roth. Vgl. Text, S. 466.

Ganz ähnlich sind die Schiffe der Marshallinsulaner gebaut, über die ebenfalls Finsch berichtet: „Was die Segelfähigkeit der Kanus anbelangt, so ist dieselbe vielfach übertrieben geschildert worden. Im allgemeinen kann man sagen, daß sie vor dem Winde so rasch wie ein europäisches Boot und weit näher dem Winde, als ein solches, segeln. Vier bis höchstens sechs Seemeilen in der Stunde ist wohl das Höchste, was diese Kanus leisten können. Der Mast ist nicht feststehend, sondern wird in einer Höhlung auf der Leeseite oder vorn oder hinten eingesetzt. Das Segel hat die Form eines sogenannten lateinischen und kann nicht gerefft werden. Beim Wenden wird das Segel herabgelassen und der Mast in die entgegengesetzte Seite des Kanus getragen und dort eingesetzt. Die Prozedur kostet somit ziemlich viel Zeit und hat nicht immer den gewünschten Erfolg." Während im westlichen Ozeanien die Segel mit zwei Rahen üblich sind, begnügt man sich im eigentlichen Polynesien mit einer Rahe. In Melanesien, besonders an der Küste von Neuguinea, ist die Form der Mattensegel auffallend verschieden: neben dreieckigen und rechteckigen erscheinen längliche, ovale und sogar solche, die in ihrem Umriß an eine geöffnete Hummerschere erinnern (s. die beigeheftete Tafel „Geschmücktes Boot. Britisch-Neuguinea"). Die neuseeländischen, aus Raupoblättern geflochtenen Segel waren dagegen ausschließlich dreieckig und wurden ähnlich den ostozeanischen in der Weise befestigt, daß eine Seite des Dreiecks am Maste festsaß und die zweite oben durch die Rahe gehalten wurde, während die Dreiecksspitze am Fuße des Mastes lag; Flachstaue hielten das Ganze fest. Das ostasiatische Segel, das sich auch in Indonesien wiederfindet, ist viereckig und besitzt zwei Rahen, eine obere und eine untere.



Geschnitzter Schiffsschnabel vom Modell eines Bootes aus Kamerun. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 469.

Über die Steuerung der primitiven Fahrzeuge ist wenig zu sagen. Bei kleineren Booten fehlt eine Steuervorrichtung in der Regel ganz, bei größeren wird sie durch ein Ruder bewirkt, das ein am Stern des Schiffes stehender Mann regiert. Im östlichen Neuguinea sind diese Ruder bei großen Schiffen oft stärker und schwerer als bei anderen, am Ende abgestutzt und in einer Schlinge befestigt.



Geschmücktes Boot. Britisch-Neuguinea.

Nach W. M. Mac Gregor.

Zuletzt ist noch des **Ankers** zu gedenken, der im malayo-polynesischen Gebiet uralter Seefahrt nicht zu fehlen pflegt. Er besteht hier aus einem schweren Stein, der in Stricke eingeschnürt ist und an einem längeren Seil auf den Grund des Meeres hinabgelassen wird. Die Maori hatten je einen solchen Steinanker an jedem Ende ihrer Schiffe, benutzen aber auch wohl aus Flachs geflochtene, mit Steinen gefüllte Körbe.

Was sonst sich auf Schiffen der Naturvölker findet, gehört nur mittelbar hierher. Es sind da die Herde, Steinplatten oder großen Töpfe zu nennen, auf oder in denen man ein Kochfeuer unterhält, die aufgestapelten Vorräte und die kleinen Schlafhäuschen auf den Plattformen der polynesischen Ausliegerboote, die Trommeln und Muscheltrompeten, die besonders bei den Marshallinsulanern auf keinem Boote fehlen und teilweise den Zweck haben, nachts die Schiffe zusammenzuhalten. Endlich sind auch die Schnitzereien nicht zu vergessen, mit denen die Schnäbel und andere Teile der Schiffe verziert werden, oft bunte und seltsame Bildwerke (s. die Abbildung, S. 468, und die Tafel „Kriegsflotte der Tahitier" bei S. 463), die nicht einfach ein Erzeugnis künstlerischer Launen sind: Bilder von Ahnen oder totemistische Tiergestalten blicken uns aus ihnen entgegen und verkünden uns, daß höhere Mächte das schwankende Fahrzeug schützen, wenn es sich auf die trügerischen Wellen des Meeres hinauswagt.

Überblicken wir nochmals das Verhältnis der Menschheit zu den Gewässern und vor allem dem völkerverbindenden Meere, dann ergeben sich Unterschiede, die sich nicht unmittelbar aus den natürlichen Verhältnissen erklären, sondern auf tiefere Grundstimmungen des Charakters zurückführen, die freilich auch zuletzt Resultate der Naturbedingungen und der durch sie veranlaßten Auslese sein mögen. Merkwürdig oft sehen wir gerade alte Kulturvölker den Seeverkehr gering achten oder nur vorübergehend pflegen; es gilt das so gut von den Ägyptern wie den Babyloniern, Indern oder Chinesen, die alle in entschiedenem Gegensatze zu den wander- und handelslustigen Phönikern und Griechen stehen. In diesen Fällen erklärt wohl die Selbstgenügsamkeit der alten, ganz harmonisch gewordenen Kulturen das Rätsel. Aber warum entwickelt sich an der Westküste Skandinaviens ein Geschlecht wagemutiger Seefahrer, während die ganz ähnlich beschaffene Westküste Schottlands niemals Bedeutung in diesem Sinne erlangte? Und wie erwuchs die Freude an der Seefahrt und am Wandern im Herzen der Malayo-Polynesier, die sich doch fast unter gleichen Bedingungen entwickelt haben wie die seßhaften Melanesier und Negrito? Wir haben hier wieder einen der Fälle vor uns, wo die geheimnisvoll entstehenden Kräfte des Geistes und Charakters sichtbar hervortreten und den Gang der Menschheitsgeschichte bestimmen.

V. Die geistige Kultur.

1. Die Sprache.

Keinerlei feste Schranke erhebt sich zwischen geistigem und stofflichem Kulturbesitz. So leicht es auf den ersten Blick scheinen mag, die greifbaren, den Gesetzen der materiellen Welt unterliegenden Besitztümer, die der Mensch um sich her aufhäuft, von dem freien Spiele der Gedanken zu unterscheiden, so schwer, ja unmöglich wird das bei genauerer Betrachtung: das Stoffliche an den Dingen, denen menschliche Arbeit die Form gibt, erscheint fast gleichgültig gegenüber der geistigen Thätigkeit, welche die Hand bei ihren Bemühungen lenkt, und das anscheinend so fessellose geistige Leben wieder entnimmt den größten Teil seiner Kraft und Bestimmtheit und überhaupt seine Fähigkeit des klaren Denkens den Gegenständen der wirklichen Welt, an denen es sich übt und bildet, und aus denen es sich seine Begriffe, auch die abstraktesten, ursprünglich schafft. Jede neue Gestalt eines von Menschen umgebildeten materiellen Dinges bedeutet zugleich einen Fortschritt des Geistes, jede neue Idee ruft auf irgend einem Gebiete neue Formen hervor.

In der klarsten Weise zeigt das die Sprache, die gewissermaßen in der Mitte zwischen geistiger und stofflicher Kultur steht und gerade deshalb so wertvoll für die tiefere Erkenntnis beider ist, weil sie in ihrem stofflichen Teile mit seinen verfliegenden Schallwellen so recht die Überlegenheit und Realität des geistigen Lebens beweist und dabei doch wieder zeigt, wie der Geist in und mit dem Materiellen erst wächst und sich bildet. Die Frage, ob der Geist die Sprache ganz aus sich heraus geschaffen oder ob er nicht vielmehr in und mit der allmählichen Sprachbildung sich selbst erst zu höheren Formen des Denkens befähigt hat, ist bereits gründlich untersucht worden, und man darf behaupten, daß die zweite Möglichkeit jetzt allgemein als die allein denkbare betrachtet wird. Herder, dem freilich noch die Sprache als ein wunderbares göttliches Geschenk erschien, hat es doch zuerst ausgesprochen, daß Sprache und Besonnenheit ein und dasselbe sind; sobald wir klar denken, reihen wir nicht mehr Bilder aneinander, sondern bedienen uns wie in einem stummen Selbstgespräch der Sprache. Sie allein befähigt uns, vom Denken in konkreten Bildern zu abstrakten Begriffen aufzusteigen. Da nun die Sprache nicht von der allgemeinen Entwickelung ausgenommen sein kann, da sie nicht vom Himmel gefallen ist, sondern sich allmählich aus schwachen Anfängen herausgebildet haben muß, so ist ihre Geschichte zugleich ein Teil der menschlichen Geistesgeschichte — ein Teil allerdings nur, denn nicht ausschließlich die Sprache hilft den Geist formen und erweitern, sondern jede Kulturthätigkeit überhaupt. Es ist das Verdienst Steinthals, zum ersten Male klarer erkannt zu haben, daß die vorgeschichtlichen Funde für die Geschichte des Geistes, und mittelbar also zugleich der Sprache,

von Bedeutung sind. Wenn aber die Sprache ein Teil des allgemeinen Kulturbesitzes ist, so unterliegt sie auch denselben Gesetzen wie dieser: sie lebt in und mit den jedesmal Lebenden, aber sie ist zugleich ein Teil des Körpers und Geistes der Dauergesellschaft und nicht an die flüchtige Lebenszeit des Einzelnen gebunden.

Mehr noch als aller andere Kulturbesitz ist die Sprache ein Erzeugnis des geselligen Daseins. Das Sprechen zu anderen war eher vorhanden als das Denken in Worten, ja alles Denken ist im Grunde noch ein gesellschaftliches Thun; auch der einsame Philosoph, der sich die Rätsel des Daseins klar zu machen sucht, spricht zu Hörern, die ihn freilich erst in der Zukunft, vielleicht Jahrhunderte nach seinem Tode, vernehmen werden, oder er ist in anderem Sinne Zuhörer und Lehrer zugleich. Wäre der Mensch ein ungeselliges Wesen, so würde er keine Sprache oder doch nur dürftige Anfänge besitzen.



Signalpfeife der Bali, Kamerun. Museum für Völkerkunde in Berlin.

Bildet demnach das gesellige Beisammensein die Vorbedingung alles Sprechens, so ist dagegen der Umstand, daß wir uns in Lauten verständigen, und zwar in solchen, die wir mit Hilfe des Kehlkopfes und des Mundes erzeugen, weniger wesentlich. So wäre schon eine Lautsprache denkbar, die durch irgendwelche künstliche Werkzeuge hervorgebracht würde: die Trommelsprache (vgl. die Abbildungen, S. 292 und S. 491) mancher afrikanischer und südamerikanischer Stämme ist freilich erst nach dem Vorbilde der menschlichen Sprache entstanden, wie wir noch sehen werden, aber sie hätte sich recht wohl auch selbständig entwickeln können. Ansätze zu einer „Pfeifensprache“, die aus den Signalen mit Hilfe hölzerner Pfeifen (s. die nebenstehende Abbildung) entsteht, sind in Afrika ebenfalls zu finden.

Ferner lassen sich auch andere Sinne zum Empfang von Mitteilungen verwenden. Von einer „Gefühlssprache“ ist zwar nicht viel die Rede, weil die anderen Mittel der Verständigung weitaus vorzuziehen sind, aber doch verhandeln z. B. arabische Kaufleute, die das Hineinreden der Zuschauer in ihre Geschäfte nicht wünschen, gern miteinander durch Händedrücke, die sie unter der Hülle ihrer Mäntel austauschen, und die von Blindheit und Taubheit zugleich Heimgesuchten, wie der bekannte Dichter Hieronymus Lorm, haben sich immer auf ähnliche Weise zu helfen gesucht. Geruch und Geschmack eignen sich aus verschiedenen Gründen am wenigsten zu Medien der Mitteilung, wenigstens für Menschen.

Einen wahren Kampf ums Dasein, der auch heute noch nicht ganz mit ihrer Beseitigung geendet hat, haben dagegen die aus der Gebärde hervorgehenden, durch den Gesichtssinn vermittelten Sprachen mit den Lautsprachen geführt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Mitteilung durch Gebärden bei den Naturvölkern viel allgemeiner und mannigfaltiger ist als bei uns, und zwar handelt es sich durchaus nicht nur um eine Art Bildersprache, die den Schallnachahmungen der Lautsprache parallel gehen würde, sondern um höher entwickelte Formen, die freilich alle auf bildliche Darstellungen zurückführen. Man kann von „Wurzeln“ der Gebärdensprache reden, die je nach dem Zusammenhang verschiedenen Sinn haben. So bedeutet bei den Eingeborenen Inneraustraliens das Zeichen für Bumerang nicht nur diese Waffe als solche, sondern je nach dem Zusammenhange auch „mit dem Bumerang werfen“, „mit dem Bumerang erlegen“, „einen Bumerang fertigen“, „einen Bumerang kaufen“ u. s. w. Auch in anderer Beziehung ist ein gewisser Ideenfortschritt in dieser Sprache der Australier zu erkennen;

es gibt Zeichen, die „Vogel" im allgemeinen bedeuten, und andere für die verschiedenen Arten der Vögel, ferner Zeichen für „Ärger", „Krankheit", „Vergeßlichkeit", „gut" und „schlecht", endlich auch solche für die verschiedenen Verwandtschaftsgrade, die dem Australier so wichtig sind. Es ist also recht wohl möglich, mit Hilfe dieser Sprache eine vollständige Unterhaltung zu führen, auch das Fortschreiten von konkreten Vorstellungen zu Abstraktionen ist durchaus denkbar.

Dem gegenüber erscheint es fast wie ein Zufall, daß gerade die Lautsprache vom Menschen zu höchster Vollendung gebracht worden ist; in Wahrheit haben aber doch die Vorteile der Lautsprache gegenüber der Mitteilung durch Gebärden den Daseinskampf zu ihren gunsten entschieden. Der Hauptvorzug der Lautsprache besteht darin, daß sie auf größere Entfernungen hin, besonders aber in der Dunkelheit oder wenn sich undurchsichtige Gegenstände zwischen den Sprechenden befinden, noch brauchbar ist; die Gebärdensprache ist von großem Vorteil, wenn man durch die Unterhaltung nicht die Aufmerksamkeit anderer Wesen erregen will, ist also für Jägervölker sehr wertvoll und wird von ihnen deshalb am meisten festgehalten und fortgebildet (s. die Abbildung, S. 473), aber diese Eigenschaft genügt nicht, um ihr auf die Dauer den Sieg zu verschaffen. Es mag noch hinzukommen, daß der Mensch eine natürliche Disposition zur Lautsprache besitzt und schon deshalb geneigt ist, sich in dieser Richtung zu vervollkommnen. Diese Disposition selbst kann, wie Hale nachzuweisen gesucht hat, auf sehr unbedeutenden körperlichen Eigentümlichkeiten beruhen: gibt es doch nahe miteinander verwandte Tiere, die stimmlich sehr verschieden begabt sind und ein sehr ungleiches Talent der Sprachnachahmung besitzen; manche Papageienarten lernen niemals Worte nachsprechen, andere sind dazu außerordentlich befähigt. Die Affen, auch die dem Menschen am nächsten stehenden, haben unbedingt viel mehr Begabung für die Gebärdensprache als für Lautsprache.

Von anderer Seite ist darauf hingewiesen worden, daß die Fähigkeit und Neigung zur Hervorbringung von Lauten beim Menschen in engem Zusammenhang mit anderen von ihm erworbenen Eigenschaften steht, mit seinem aufrechten Gang, der Entwickelung des Kinnes u.s.w. Wilhelm von Humboldt hat diesen Zusammenhang zuerst erkannt, wenn er ihn auch, befangen in der Anschauungsweise seiner Zeit, nicht im entwickelungsgeschichtlichen Sinne aufzufassen vermochte. „Zum Sprachlaut", sagt er, „paßt die den Tieren versagte aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporgerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen, sie verlangt, sich frei von den Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu ergießen, von dem Ausdrucke des Blickes und der Mienen sowie der Gebärde der Hände begleitet zu werden und sich so zugleich mit allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet."

Erwägen wir, daß eine Reihe kleinerer Umstände und Vorzüge die hohe Entwickelung der Lautsprache bedingt hat, und daß sich neben ihr stellenweise eine Gebärdensprache findet, die nicht ganz ungleichwertig den primitiven Lautsprachen gegenübersteht, so ergibt sich schon daraus eine wichtige Lehre, die bei der Frage nach dem Ursprung der Sprache nie vergessen werden darf. Es ist offenbar nicht in erster Linie die körperliche Disposition zu lautlicher Verständigung, die das Sprechen hervorruft, sondern ein tieferer, dem Menschen innewohnender Trieb. Wäre der Mensch stumm, so hätte ihn dieser Trieb zu einem anderen Mittel der Verständigung gedrängt, und mit Hilfe dieses Mittels würde er wahrscheinlich ebenfalls zuletzt die Fähigkeit abstrakten Denkens erlangt haben. Den Trieb aber, der allen Sprachversuchen zu Grunde liegt, haben wir schon bei der Untersuchung der Tracht kennen gelernt; was dort die stumme, aber ganz verständliche Sprache hervorruft, die in Schmuck und Kleidung zu den Mitmenschen spricht, gibt auch den Anstoß zur Entstehung der Lautsprache, nur daß hier eine ganz andere,

umfassendere Entwickelung möglich ist. „Die Sprache“, sagt Wundt in diesem Sinne, „hat ihre ursprüngliche Quelle in dem unbesiegbaren Triebe des Menschen, seine Vorstellungen und Gefühle zu äußern.“ Zweifellos ist dieser Trieb eine der wichtigsten Begleiterscheinungen des gesellschaftlichen Lebens.

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache wäre demnach so zu fassen: Wie entsteht unter dem Einfluß gesellschaftlicher Triebe aus den rohen Naturlauten eine artikulierte Sprache? Es gibt zwei Hauptwege, auf denen man sich einer Lösung des Problems nähern kann. Entweder untersucht man die Sprachanfänge bei den Tieren, die Naturlaute des Menschen, die Sprachversuche der Kinder und die noch jetzt entstehenden Neubildungen, sucht also mit anderen Worten die Keime der Lautsprache selbst zu beobachten, oder man unterwirft die vorhandenen Sprachen einer kritischen Prüfung, scheidet das Wesentliche vom Unwesentlichen und gelangt so schließlich zu den Urbestandteilen, aus denen sich die Sprachen aufgebaut haben. Wenn beide Wege in der richtigen Weise verfolgt werden, müssen sie endlich an *einem* Punkte zusammentreffen, womit dann die Probe auf das Exempel gemacht wäre. Aber daran fehlt es gerade: die Kluft, die zwischen den lebendigen Sprachkeimen und den durch Sezieren der Sprachen erhaltenen Wurzeln gähnt, ist immer noch viel zu weit, als daß sich so ohne weiteres ein Zusammenhang gewinnen ließe. In der That sind die Forschungen auf diesem Gebiete noch lange nicht zu einem befriedigenden Schlusse gekommen, obwohl bereits ein gewaltiges Maß geistiger Arbeit an diese Probleme gesetzt worden ist. Sehen wir selbst einmal zu, wie weit sich auf beiden Wegen gelangen läßt.



Signal nordamerikanischer Indianer: „Wer seid ihr?“ Antwort: „Pani.“ Nach G. Mallery. Vgl. Text, S. 472.

Wer es unternimmt, die Anfänge einer Lautsprache bei den Tieren zu prüfen und den Keim zu bestimmen, aus dem sich die Gedankensprache des Menschen am wahrscheinlichsten entwickelt hat, wird sich bald schon ungeahnten Schwierigkeiten gegenüber finden und zu einer genaueren Analyse der „Tiersprachen“ genötigt sein. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß viele Tiere auch ohne Hilfe des Kehlkopfes Laute hervorzubringen verstehen, die man als Lockrufe oder Äußerungen des Spieltriebes bezeichnen kann, so der Specht durch Schnabelschläge auf dürre Äste, die dadurch zum summenden Tönen gebracht werden, oder andere Vögel durch Klatschen mit den Flügeln. Aber auch ihrem Sinne nach bilden die von Tieren hervorgebrachten Laute verschiedene Gruppen, wie folgender, wahrscheinlich noch lange nicht erschöpfender Versuch einer systematischen Anordnung beweisen mag. Es lassen sich unterscheiden:

I. *Unwillkürlich* hervorgebrachte Laute, und zwar 1) Reflexlaute, die durch einen äußeren Anstoß (freudige oder unangenehme Überraschung) veranlaßt werden, und 2) Begleitlaute, die bei Bewegungen, bei Äußerungen eines Triebes, bei gewissen Stimmungen, als Ausfluß des Behagens, der Furcht u. s. w. ohne bewußte Absicht mit entstehen.

II. Willkürlich hervorgebrachte Laute, und zwar 1) Rufe in der Form von Paarungs-, Lock-, Warnungs-, Hilfe-, Droh- und Sammelrufen, 2) Spiellaute und 3) geselliger Lärm.

Dies bedarf einiger Erläuterungen. Vor allem lehrt die Erfahrung, daß Reflex- und Begleitlaute auch willkürlich nachgeahmt werden können, so daß in ihnen vielleicht die ursprünglichste Wurzel aller Lautsprachen zu suchen ist; ein absichtlich ausgestoßener Schreckensschrei wird ohne weiteres zum Warnungsruf, ein Freudenschrei zum Lockruf. Im Verkehr der Menschen werden ja sogar Laute der primitivsten Art, die ursprünglich ganz unbeabsichtigt entstehen, als Verständigungsmittel verwendet, namentlich Husten und Räuspern, die oft höchst deutlich eine Warnung, eine Aufforderung und dergleichen versinnlichen; bei den Kaffern und den Somal ist es z. B. feststehende Sitte, daß sich der Besucher seinen Wirten durch ein lautes Husten ankündigt.

Unter den willkürlich erzeugten Lauten sind die verschiedenen Arten der Rufe allgemein bekannt, während die Ausdrücke „Spiellaute" und „geselliger Lärm" nicht so ohne weiteres verständlich sind. Die Spiellaute entstehen wohl immer aus anderen, aus Reflexlauten, Begleitlauten und Rufen, sind aber ihrer ursprünglichen Eigenart und ihrem Zweck entfremdet und dienen dem Triebe, sich zu äußern und darzustellen, oder dem Wunsche, aufgesammelte Kraft im Spiele zu entladen; sie können einfache Nachahmungen anderer Laute sein, wie z. B. junge Hunde bei ihren Spielen das drohende Knurren ertönen lassen, ohne doch wirklich drohen zu wollen, oder wie die Spottvögel die Töne anderer Vögel und die Papageien selbst die Sprache der Menschen nachäffen, oder es entwickeln sich künstlerische Formen, wie aus dem Paarungsrufe der Vögel der harmonische Gesang, der dann von den Sängern auch zur Unterhaltung des brütenden Weibchens oder zum eigenen Vergnügen ohne praktischen Zweck angestimmt wird. Diese spielende Fortbildung der Sprachanfänge kann nicht ohne Wichtigkeit für den Ursprung der menschlichen Sprache sein.

Als „geselliger Lärm" endlich sind alle Töne zu bezeichnen, die von vielen Tieren als eine Art Ausdruck des Behagens über das gesellige Zusammensein hervorgebracht werden und also wohl aus den Begleitlauten hervorgehen. Es mag an das gemeinsame Geschrei der Brüllaffen erinnert sein, vor allem aber an den oft betäubenden Lärm, den viele Vogelarten bei ihren Zusammenkünften erschallen lassen; am leichtesten ist das bei den Krähen und Dohlen zu beobachten, aber auch der Spatz stimmt allabendlich, bevor er sich mit seinen Gefährten in irgend einem schützenden Buschwerk zur Ruhe begibt, ein ohrenzerreißendes, oft eine halbe Stunde währendes Geschrei an, das anscheinend nur das Bewußtsein des geselligen Zusammenseins zum Ausdruck bringen soll. Allem geselligen Lärm ist es eigentümlich, daß er eine gemeinsame Stimmung zum Ausdruck bringt und befestigt, und insofern bildet er ein sehr wichtiges Mittel des gesellschaftlichen Zusammenhaltes. Er ist deshalb nur den gesellig lebenden Tieren bekannt; auch die „tönenden Fische" gehören, wie Espinas hervorhebt, in diese Gruppe, und die von ihnen hervorgebrachten Töne scheinen soziale Bedeutung zu haben.

Es sind also zahlreiche Keime vorhanden, die, einzeln oder zu mehreren vereinigt, als Anfänge der Sprache in Betracht kommen können, und in der That hat man fast alle zur Erklärung heranzuziehen versucht: bald aus den Reflexlauten, bald aus dem Ruf, bald endlich aus der spielenden Nachahmung von tierischen und anderen Lauten sollte die Sprache hervorgegangen sein. Am wenigsten sind die Begleitlaute und der gesellige Lärm berücksichtigt worden, wohl deshalb, weil sie in der Sprache und überhaupt der Ausdrucksweise der Kulturvölker thatsächlich oder doch scheinbar wenig hervortreten. Aber ist dieser Grund der Vernachlässigung so ohne weiteres zu billigen? Könnte man nicht im Gegenteil vermuten, daß gerade diese Gruppen die

Hauptwurzel der Sprache gebildet haben, und eben deshalb, weil sie sich fortentwickelt haben, in ihren ursprünglichen Formen überflüssig geworden und verschwunden sind? Diese Erwägung drängt sich um so mehr auf, als alle Versuche, die Sprache aus den übrigen Urformen lautlicher Mitteilung abzuleiten, keinen günstigen Erfolg gehabt haben und mit den Ergebnissen der Sprachanatomie, also der zweiten der oben erwähnten Forschungsmethoden, nicht zusammenstimmen wollen.

Daß die Interjektionen, also die Reflexlaute und die aus ihnen entstehenden Rufe, als Anfänge der artikulierten Sprache zu gelten haben, wie das Condillac und nach ihm manche andere Sprachforscher behaupten wollten, ist wenig wahrscheinlich. Wir finden freilich, daß viele Ausrufe, die jetzt gebräuchlich sind, mit artikulierten Wörtern verwandt sind, aber es haben sich in diesem Falle keineswegs die fortbildungsfähigen Sprachwurzeln aus den Interjektionen entwickelt, sondern letztere sind abgekürzte Wörter: Jemine ist aus Jesus domine entstanden, hélas im Französischen stammt von las, müde, unglücklich, das englische zounds von einem Schwur, der „bei Gottes Wunden“ bedeutet. Wo ausnahmsweise aus Interjektionen Sprachwurzeln entstehen, treibt meist die Lautnachahmung ihr Spiel, so wenn aus „ach“ das Wort „ächzen“ wird; im ganzen aber erweisen sich die Interjektionen als unbildsame Urlaute, die höchstens durch die sich entwickelnde Sprache mehr Sinn und Inhalt bekommen, aber sich nicht selbst zu Medien des Gedankenlebens weiterbilden. Sie sind und bleiben dem Gebiete der reinen Empfindung zugewiesen. Damit sind aber auch alle Theorien erschüttert, die im Grunde auf die eben erwähnte zurückgehen und die Benennung von Personen und Gegenständen nach den Reflexlauten, die von ihnen ausgehen, oder die man selbst bei ihrem Anblick äußert, als die erste That der Sprachschöpfung bezeichnen wollen.

Eine der ersten verwandte zweite Gruppe von Erklärungsversuchen, von dem verstorbenen Max Müller ironisch die Wauwautheorie genannt, sucht die Wurzel des Sprachfortschrittes in der bewußten Schallnachahmung. Für eine Menge von lebenden Wesen, Dingen und Vorgängen sind Geräusche bezeichnend, die der Mensch nur mit seinem Munde kenntlich nachzubilden braucht, um von seinen Genossen verstanden zu werden, besonders wenn noch eine lebhafte Gebärdensprache seine Bemühungen unterstützt. Zweifellos ist hier eine Quelle der Sprachschöpfung gefunden, zwar nur eine Seitenquelle, aber doch eine, die bis zum heutigen Tage noch fließt und neue Formen gibt; das Deutsche enthält eine ganze Reihe offenbar schallnachahmender Wörter, die anscheinend nicht alt sind, wie knistern, knarren, quietschen, quieken u. s. w., und noch gegenwärtig entstehen gelegentlich neue Wörter dieser Art, von denen die meisten wohl wieder verschwinden, einzelne aber doch am Leben bleiben. Die schallnachahmenden Wörter nun gehören in ihren Anfängen zur Gruppe der Spiellaute; charakteristischerweise sind sie auch am häufigsten in der halb spielend entstehenden Ammensprache (Wauwau, Kikeriki, Bumbum). In jenen seltenen Fällen indessen, wo vernachlässigte oder eigentümlich sprachbegabte Kinder sich eine eigene Sprache gebildet haben, hat sich gezeigt, daß die schallnachahmenden Wörter anderen, auf diesem Wege nicht erklärbaren Formen gegenüber zurücktreten.

Da die Theorie der Schallnachahmung in dieser Form schon aus dem einfachen Grunde nicht genügt, weil eine Unmenge von Dingen und Begriffen nicht durch Geräusche charakterisiert sind, so ist sie von K. W. Ludwig Heyse in eigentümlicher und geistvoller Weise fortgebildet worden. Im Grunde läuft seine Ansicht darauf hinaus, daß jedem äußeren Eindruck, auch dem durch das Gesicht vermittelten, eine Klangvorstellung entspricht, wie umgekehrt sensible Personen bei bestimmten Tönen auch ganz bestimmte Farbvorstellungen haben. Möglicherweise lüftet diese

sehr tiefe und schöne Theorie, wenn sie richtig und maßvoll gefaßt wird, in der That etwas den Schleier, der über der Entstehung der Sprachwurzeln ruht, wenigstens soweit die Form der Wurzeln in Betracht kommt; es ist auch sehr möglich, daß in primitiven Menschen wie noch jetzt in Kindern das Gefühl einer Verwandtschaft zwischen Gesichts- und Klangbildern lebhafter ist als bei den durch den Gebrauch einer gedankenreichen Sprache in andere Bahnen gedrängten erwachsenen Personen der Kulturvölker. Die Beobachtung, daß Kinder Personen und Dinge mit selbsterfundenen Namen benennen, ohne daß sich äußere Einflüsse nachweisen lassen, kann noch täglich gemacht werden.

Die Theorie Heyses ist vielleicht geeignet, das Entstehen der Sprachwurzeln zu verdeutlichen, nachdem einmal der Anstoß zu ihrer Bildung gegeben war, aber sie löst im besten Falle nur einen Teil des Rätsels. Um einen Schritt weiter zu kommen, müssen wir uns nach den übrigen Formen der Tier- oder Urlaute umsehen: wenn die Interjektionen ihre alte Starrheit bewahrt, die Spiellaute aber nur teilweise zur Entstehung der eigentlichen Sprache beigetragen haben, was wird dann aus den Begleitlauten und ihren Sprößlingen, den Gesellschaftsgeräuschen? Verschwinden sie im Laufe der Kultur ganz, oder sind sie es vielmehr, aus denen die Sprache als Mittel des gesellschaftlichen Verständnisses herauswächst? Dann müßten ihre Grundeigenschaften doch auch im Wesen der heutigen Sprache noch nachweisbar sein. Sehen wir uns daraufhin einmal die Sprache unbefangen an!

Anscheinend dient die Sprache nur dem Zweck der bewußten Mitteilung. Wenn ich spreche, so geschieht es, um von einem anderen etwas zu erlangen, um ihn zu fragen, um ihm etwas zu sagen, das er meiner Ansicht nach wissen soll, kurz, ich verwende die Sprache wie ein Instrument zu einer zweckmäßigen Thätigkeit; ich müßte also auch, wenn ich nichts Bemerkenswertes mitzuteilen und nichts zu fragen oder zu wünschen habe, einfach schweigen. Der Schmied, der den Hammer schwingt, um ein Stück Eisen zu formen, wird nach Vollendung der Arbeit nicht noch stundenlang zwecklos mit dem Hammer auf dem Amboß herumklappern; der Weber wird nicht den Webstuhl in Bewegung setzen, wenn er nicht wirklich etwas zu weben hat. Die Signale und Zeichen der Gebärdensprache (s. die Abbildung, S. 477) werden in der That meist nur zu bestimmten Zwecken benutzt. Aber verwenden wir auch die Lautsprache in diesem Sinne nur als ein einfaches ‚Werkzeug', das wir weglegen, wenn es seinen praktischen Zweck erfüllt hat? Ganz und gar nicht! Wollte und könnte man eine Statistik dessen aufnehmen, was im Laufe eines Tages in irgend einem Lande oder einer Stadt zusammengeredet wird, so würde sich die merkwürdige Thatsache ergeben, daß die Masse des wirklich oder scheinbar überflüssigen Geredes überwältigend groß ist. Was wird nicht alles gesprochen, nur um zu sprechen! Die berühmten Gespräche über das Wetter, in denen der eine dem anderen die höchst interessante Mitteilung macht, daß es heute regnet, um zu seiner Genugthuung darauf die Neuigkeit zu erfahren, daß es gestern auch schon geregnet hat, sind Musterbeispiele dieser hohlen Unterhaltungen. Selbst scheinbar sehr gedankenreiche Gespräche über Kunst, Litteratur u. s. w. haben oft nur den Zweck, die gesellschaftliche Öde zu füllen, ohne daß bei den Sprechenden und Hörenden ein lebhafter Drang nach Mitteilung oder Belehrung vorhanden wäre.

Bei den Naturvölkern ist dergleichen noch deutlicher zu beobachten; bis tief in die Nacht hinein pflegt in den Dörfern südamerikanischer Indianer oder der Neger das herzerfreuende Geschwätz zu dauern, dessen geistiger Inhalt und Gewinn sich vielleicht in ein paar kurzen Sätzen genügend darstellen ließe. Hier muß etwas wirksam sein, das die Mühe des Sprechens reichlich aufwiegt, es muß durch das Reden etwas erreicht werden, was von hohem Wert ist und ein

Gefühl innerer Befriedigung erzeugt. Das ist auch in der That der Fall: das Reden dient zur Herstellung des Gemeinsamkeitsgefühls, es ist ein Hauptmittel, die Harmonie und den Zusammenhalt der Gesellschaft zu bewahren und zu fördern. Was, wie oben erwähnt, bei den Tieren als ein wirres gemeinsames Geschrei erscheint, ist beim Menschen auf eine höhere Stufe gehoben, aber im Grunde doch dasselbe; wenn die Tiere durch ihren Lärm nur eine gemeinsame Empfindung hervorrufen, so erzeugt der Mensch durch das Gespräch auch eine Harmonie des Denkens.

Es ist das eine Leistung der Sprache, die kaum zu überschätzen ist. Was man als Gemeingeist der Menschen bezeichnet oder auch als Volksgeist, hat hier seine Wurzel und entspringt aus der Gewohnheit der beständigen gegenseitigen Mitteilung. Durch die Sprache findet ein unablässiger Ausgleich zwischen den verschiedenen Meinungen und Anschauungen statt, die Sprache vermittelt die gemeinsame Stimmung, dank deren die Gesellschaft meist wie ein einziges Wesen zu denken und zu handeln vermag. Jedes große Ereignis drängt die Menschen zur Aussprache: sie finden keine Ruhe, bis auf diese Weise das Gemeinempfinden wieder hergestellt, eine Ansicht der Gesellschaft gebildet ist. Die erregten, lebhaft schwatzenden Gruppen, die sich bei solchen Gelegenheiten an jeder Straßenecke bilden, sind klassische Zeugen dieses unüberwindlichen Dranges, der dem Menschen als Gesellschaftswesen angeboren und natürlich ist.

Eskimo in Booten, Walfische signalisierend. Eskimozeichnung. Nach W. J. Hoffman. Vgl. Text, S. 476.

So erfüllt auch heute noch die Sprache die Aufgaben, denen bei gesellig lebenden Tieren der Gesellschaftslärm dient, der seinerseits wieder in der Hauptsache aus den Begleitlauten von Stimmungen und Thätigkeiten hervorgehen dürfte. Wie sehr zuweilen die Unterhaltung, ganz abgesehen von Chorgesängen, noch an den Gesellschaftslärm erinnert, mag ein Beispiel zeigen. „Meistens“, schreibt von Martius von den brasilischen Indianern, „werden die Versammlungen mit Einbruch der Nacht gehalten ... Vor dem Anfange der Beratung herrscht ein halblautes Geplauder oder Gemurmel unter der ruhig gruppierten Menge; alle reden dabei monoton und zu gleicher Zeit, unbekümmert, ob jemand auf sie achte ... Sobald der Häuptling erscheint, wird die Versammlung stille.“ Bei den höher kultivierten Völkern erscheint der Massenlärm, der eine gemeinsame Stimmung bekundet und verstärkt, wenigstens noch in der Form von Beifall, Zischen oder mißfälligem Gemurmel. Eine sehr interessante Übergangsform zwischen Einzel- und Massenrede schildert Masui vom unteren Congo. Bei den dortigen Palavern (Volksversammlungen, Gerichtsverhandlungen) ist es üblich, daß der jedesmalige Redner jeden Satz bis zum vorletzten Worte vollendet und dann innehält; das letzte Wort muß von der aufmerksam lauschenden Zuhörerschaft erraten und im Chor ausgesprochen werden. Wer es nicht thut, gilt für unaufmerksam und wird weggewiesen.

Es spricht also mancherlei dafür, daß der Gesellschaftslärm und die Begleitlaute Hauptquellen der Sprache sind, aber die Ansicht ist mit dem bisher Gesagten weder genau bewiesen, noch läßt sich erklären, auf welche Weise sich der wirre Lärm zu artikulierter Rede abgeklärt hat. Zum Glücke kommt uns hier die Anatomie der Sprache zu Hilfe, und insbesondere sind es die genialen Entdeckungen Ludwig Noirés, die eine Brücke über den Abgrund zwischen den beiden Ausdrucksformen schlagen.

Beim Zergliedern der Sprachen stößt man auf die Wurzeln als letzte, nicht mehr zerlegbare Elemente, die in keiner Sprache sehr zahlreich sind, und in denen wir die ältesten Reste,

die durch die Sprachschöpfung unmittelbar erzeugten Anfänge erkennen müssen. Gelingt es uns, die wahre und früheste Bedeutung dieser Wurzeln zu finden, erfahren wir, welche Dinge oder Thätigkeiten oder Eigenschaften sie bezeichnen, dann muß sich auch der Weg zeigen, auf dem der Mensch zu seiner artikulierten Sprache gelangt ist. Bezögen sich z. B. alle Wurzeln auf Personen oder konkrete Gegenstände, so dürften sie aus Begleitlauten hinweisender oder malender Gebärden entstanden sein, kämen in ihnen dagegen Nachahmungen von Tierstimmen und Naturlauten zum Vorschein, dann wäre die Schallnachahmung als Hauptquelle der Sprache nachgewiesen. Aber keins von beiden ist der Fall, vielmehr scheinen sich die Wurzeln im großen und ganzen auf menschliche Thätigkeiten zu beziehen. Lazarus Geiger war der erste, der auf die außerordentliche Wichtigkeit jener Wurzeln hinwies, die Wühlen, Scharren und Graben bedeuten; aber er irrte sogleich vom richtigen Pfade ab, indem er annahm, daß der Anblick eines zappelnden, wühlenden, sich wälzenden Tieres dem Menschen den ersten Sprachschrei entlockt habe. Glücklicher war Noiré, der Geigers Entdeckung aufnahm und sie dahin erweiterte, daß neben den Wurzeln des Scharrens auch solche, die Flechten und Binden bedeuten, besonders zahlreich vorhanden sind. Nunmehr war es nicht mehr schwierig, die Wahrheit zu finden: die ältesten Sprachwurzeln bezeichnen menschliche Thätigkeiten, und sie sind als Begleitlaute dieser Thätigkeiten entstanden. Der kleine Irrtum Noirés, daß er das gemeinsame Graben von Erdlöchern und nicht vielmehr das Scharren nach Knollen und Wurzeln als die ursprünglichste Arbeit des Menschen annahm, kommt neben der Größe und Richtigkeit seines Grundgedankens nicht wesentlich in Betracht.

Aber schließt Noiré nicht zu rasch? Ist die menschliche Thätigkeit wirklich in der Regel von Lauten begleitet, aus denen sich schließlich Sprachwurzeln herausbilden könnten? In unseren Fabriken geht es doch, abgesehen von dem Sausen der Maschinen, sehr stille zu, und auch unsere Bauern pflegen bei ihren Feldarbeiten wenig Lärm zu machen. Warum sollen die Sprachwurzeln gerade die Thätigkeit bezeichnen und nicht vielleicht eher die Ergebnisse der Arbeit oder auch die Werkzeuge?

Da kommt uns ein anderer Forscher zu Hilfe, dessen grundlegendes Werk über „Arbeit und Rhythmus“ schon mehrfach erwähnt worden ist, Karl Bücher. An einer außerordentlich großen Zahl von Beispielen weist er nach, daß fast alle gemeinsame Thätigkeit primitiver Völker und Volksschichten von Geräuschen begleitet ist, die sich von bloßen summenden Tönen oder inhaltlosen Wiederholungen zu wirklichen Arbeitsliedern auswachsen, also in vorzüglicher Weise den Übergang vom unartikulierten Geräusch zur Sprache zeigen. In diesem Sinne würde also die Entstehung von Sprache und Dichtung zusammenfallen und das Wort Schellings, daß die Poesie in der Sprache von Anfang an war, neue Geltung gewinnen. War einmal ein bestimmter Laut für eine Thätigkeit in Gebrauch gekommen, so mußte das Aussprechen dieses Lautes das Erinnerungsbild der Thätigkeit selbst, weiterhin aber auch der damit in Verbindung stehenden Dinge hervorrufen, worauf es dann nahelag, die Wurzeln durch kleine Veränderungen weiter zu differenzieren. Die Sprache bildet auf diese Weise aus einer einzigen Wurzel eine Unzahl von Wörtern (vgl. graben, Grube, Grab, Gruft, Gräber, Graben u. s. w.). Noirés Anschauung wird bestätigt durch die Ansichten von Forschern, die auf anderem Wege als er zu ähnlichen Ergebnissen gekommen sind; Wundt betrachtet das Prädikat als Wurzel der Sprache, und bereits Adam Smith nahm an, daß die ersten Wörter Verba gewesen seien. Wie sehr aber selbst bei Naturvölkern der Gegenwart noch das Gefühl lebendig zu sein scheint, daß die Thätigkeitsbezeichnungen den Kern der Sprache bilden, zeigt eine interessante Bemerkung Karls von

den Steinen über die Indianer des oberen Schingu: „Es ist außerordentlich schwer, Verwechselungen zu vermeiden, weil die Indianer, wenn man nach dem Namen eines Dinges fragt, immer sagen, wozu es dient.“

Wie man dazu kommt, bei den verschiedenen Arbeiten bestimmte Laute auszustoßen, die schließlich zu Wörtern werden, ist bei alledem freilich noch nicht gesagt. Zuweilen mag es sich um eine Nachahmung der bei der Arbeit entstehenden Geräusche handeln, aber wir haben schon gesehen, daß die Schallnachahmungen im allgemeinen keiner großen Entwickelung fähig sind; man kann sie mit den natürlichen Gefäßen vergleichen, die die Pflanzenwelt darbietet, Kokosschalen oder Kürbissen, die freilich recht brauchbar und willkommen, aber nicht entfernt in dem Maße der weiteren Ausbildung fähig sind wie die Thon- oder Metallgefäße, die der Mensch völlig nach eigenem Ermessen zu gestalten vermag. Manche Töne mögen durch das taktmäßige Ausstoßen der Luft veranlaßt sein, oder man hat wohl auch das in Interjektionen und dergleichen vorhandene Lautmaterial dem neuen Zwecke angepaßt. Genügt das alles nicht, so bleibt immer noch die Theorie Heyses als letztes Erklärungsmittel übrig. Zweifellos muß dabei auch das Wesen der verschiedenen Völker beachtet werden, das sich bei der Entstehung der Sprachwurzeln ebenso wirksam erweisen muß wie bei der weiteren Ausgestaltung der sprachlichen Formen, die sich überall in den einzelnen Dialekten verschieden, aber dem Charakter und den Neigungen der Sprechenden gemäß differenzieren. Von einer weiteren Zerlegung der Wurzeln in Buchstaben ist dagegen kein Heil zu erwarten, da ja die Wörter nicht künstlich aus Einzellauten aufgebaut sind. „Eine wirkliche Zerlegung des Wortes in seine Elemente“, schreibt hierüber Hermann Paul, „ist nicht bloß sehr schwierig, sie ist geradezu unmöglich. Das Wort ist nicht eine Aneinandersetzung einer bestimmten Anzahl selbständiger Laute, von denen jeder durch ein Zeichen des Alphabetes ausgedrückt werden könnte, sondern es ist im Grunde immer eine kontinuierliche Reihe von unendlich vielen Lauten, und durch die Buchstaben werden immer nur einzelne charakteristische Punkte dieser Reihe in unvollkommener Weise angedeutet.“

Werfen wir einen Blick zurück! Indem die Sprache in der Hauptsache als Begleiterin der menschlichen Arbeit entsteht, zeigt sie sich als ein echter Bestandteil der Kultur, denn alle Kultur ist Arbeitsergebnis. Sie tritt in eine Reihe mit allen Erzeugnissen menschlicher Thätigkeit, von denen sie sich nur äußerlich unterscheidet; mögen Werke wie der Dom zu Köln oder ein Riesendampfer der Gegenwart scheinbar mit der Sprache eines Volkes gar nicht zu vergleichen sein, in ihrem inneren Bau und ihrer Geschichte erweisen sie sich als Verwandte, als Ergebnisse und zugleich Inhalt des menschlichen Geisteslebens, nur daß sich ein Dom aus festen Quadern, eine Sprache aus rasch verhallenden Lauten aufbaut. Die Sprache muß deshalb täglich und stündlich neu geschaffen werden, der Dom kann in seiner gegebenen Form Jahrtausende überdauern, aber wenn er verschwände und die geistige und materielle Kraft des Volkes, das ihn geschaffen hat, ungebrochen wäre, könnte er alsbald wieder neu erstehen; auch sein wahres Leben ruht ja im Geiste der Menschen, die ihn errichtet haben oder seine Schönheit und die Geheimnisse seines Baues verstehen.

Mit dem Beginn aller Sprachthätigkeit hebt auch alsbald der Kampf zwischen schaffenden und beharrenden oder eindämmenden Kräften an, der den Kulturergebnissen ihr Maß und ihre Gestalt gibt. Bei den Naturvölkern sind die Hemmungen noch zu schwach, der einmal entfesselte Strom der Sprachschöpfung rauscht ungebändigt und regellos dahin, und die Folge ist eine Unzahl von Sprachen und Dialekten, ein häufiges Umbilden, ein beständiges Bereichern und Verarmen des Wortschatzes und der Ausdrucksweise. Es ist gewiß bemerkenswert, daß sich die

schöpferische Kraft der Menschen auf niederen Kulturstufen ganz besonders in der Sprache offenbart, wie ja auch die sinnvoll aufgebauten Sprachen der europäischen Völker aus einer dunklen Vorzeit stammen und später eher einfacher als formenreicher geworden sind. Erst die höhere Kultur bringt die Sprache in festere Formen, ohne daß sie freilich im stande ist, kleine Umsetzungen, die mit der Zeit zu großen werden, ganz zu hindern; sie kann es nicht, weil sie sich selbst ändert und erneuert.

Aber mag eine Sprache noch so ärmlich und noch so schwankend in ihrem Bestande sein, sie teilt doch mit ihren höchstentwickelten Schwestern die Eigenschaften, durch die sie als der wichtigste Zweig alles Kulturbesitzes erscheint. Vielleicht wird sie in dieser Beziehung zuweilen überschätzt, denn es hat sich gezeigt, daß gemeinsame zweckbewußte Arbeit älter ist als die Sprache im engeren Sinne des Wortes; aber die unbestreitbare Thatsache, daß die Sprache unter allen Ergebnissen der Kulturarbeit am innigsten mit unserem Denken verschmolzen ist, gibt ihr doch einen großen, wenn auch nur relativen Vorzug — relativ, weil auch aller andere vom Menschen geschaffene Kulturbesitz, Häuser, Geräte, Tracht, im Grunde einen Teil unserer Gedankenwelt bildet, die ohne ihn in ihrer Art nicht denkbar wäre. Alle diese Dinge sind als Erinnerungsbilder in unserem Geiste vorhanden und können bei Gelegenheit ebenso wieder in materiellen Stoff ausgeprägt werden, wie die Erinnerungsbilder der Sprache als Wörter hörbar gemacht werden können. Aber es ist, wie gesagt, kein anderer Zweig der Kultur so eng mit dem geistigen Leben verbunden wie die Sprache, und sie ist es vorzüglich, die Abstraktionen zu bilden gestattet und ihnen gewissermaßen einen künstlichen Körper verleiht. Auch dieser Vorzug ist freilich nur relativ: wenn die bildende Kunst ein Weib mit verbundenen Augen, Schwert und Wage darstellt, so drückt sie damit das Abstraktum „Gerechtigkeit" ebenso gut aus wie die Sprache; nicht jeder wird allerdings den Sinn ohne weiteres einsehen, aber auch der Sinn des Wortes „Gerechtigkeit" muß erst erlernt werden und versteht sich durchaus nicht von selbst. Für den Indianer, der den Begriff „Notleiden" durch das Bild eines Menschen mit hervortretenden Rippen ausdrückt (s. die Abbildung, S. 481), ist dieses Zeichen ebenso deutlich wie das betreffende Wort seiner Sprache.

Gerade das Körperlose, Schemenhafte der Sprache ist in diesem Falle ein großer Vorteil. Die Bestandteile, aus denen sie sich aufbaut, haben nicht das Massige, Schwerfällige allegorischer Gesichtsbilder, sie lassen sich zusammensetzen und trennen, erweitern und abkürzen, und die luftigen Gebäude, die aus ihnen errichtet werden, sind ebenso rasch zu schwindelnder Höhe emporgetürmt wie wieder abgetragen und umgebaut. Der Geist arbeitet mit der Sprache wie die Hände mit einem äußerst bildsamen Stoff, er schafft sich aus ihr eine neue Welt der Vorstellungen, ebenso wie er durch körperliche Arbeit sich mit einer Welt bewußt umgeformter Stoffe umgibt. Schon das erste Lautbild ist ein Schritt zur Abstraktion. Allmählich schiebt sich die Sprache wie eine neue Schöpfung zwischen Geist und Natur, und wie der Mensch sie benutzt, bestimmt sie wieder vielfach die Ideenwelt des Menschen. Das, womit der Geist arbeitet, sind dann keineswegs mehr die einfachsten Bestandteile der Sprache, die er beliebig zusammensetzt, sondern feste Begriffe und zusammenhängende Begriffsgruppen, die er nur mit einer Anstrengung auseinanderzureißen vermag, wie sie dem Menschen im Durchschnitt nicht möglich ist. Alexander von Humboldt spricht sehr schön von „Ansichten, die, durch bedeutsame Sprachformen gleichsam verkörpert und erstarrt, sich wie ein Gemeingut der Phantasie durch alle Klassen einer Nation verbreiten". Die Sprache ist eben eine Erbschaft zahlloser Generationen, ein Teil der unsterblichen Volksseele und als solcher mächtiger als der Einzelne.

Das Gefühl, daß eine unheimliche Macht in der Sprache lebt, ist in den primitiven Menschen stark vorhanden. Jedes Wesen, das einen Namen hat, besitzt damit etwas wie einen Doppelgänger, eine zweite Seele, und das unvorsichtige Aussprechen des Namens ist bedenklich, da leicht Feinde oder unheimliche Wesen ihn hören und dadurch Macht über seinen Träger gewinnen können. Die Sprache ist zugleich aber auch eine Verkörperung des Willens: Liebe und Haß, in Zauberformeln gebracht und ausgesprochen, erhalten dadurch ein körperliches Dasein und zwingende Kraft. Durch diese mystischen Anschauungen wird die Sprache in ihrer Entwickelung stark beeinflußt.

Schon ohnedies freilich findet eine beständige Neu- und Umbildung der Sprache statt, was auf primitiven Stufen um so leichter ist, als der Wort- und Ideenschatz gering zu sein pflegt. Auch die Sprache hat ihre Moden, die von einzelnen aufgebracht und schließlich allgemein nachgeahmt werden, und man braucht, um sie zu studieren, nicht einmal zu den Naturvölkern zu gehen. In Deutschland drohte vor Jahren einmal unter den Angehörigen der gebildeten Klassen die richtige Aussprache des r zu verschwinden, an seiner Stelle begann sich ein affektiert klingendes a einzuschleichen (miă statt mir, Vată statt Vater); es ist ein großes Verdienst Vischers, daß er diese anscheinend von Berlin ausgehende Seuche mit urwüchsiger Grobheit bekämpft und in ihrem unheimlich raschen Umsichgreifen aufgehalten hat. Es scheint sich hier ursprünglich um eine Nachahmung kindisch-unbeholfener Sprechweise zu handeln, ein Vorgang, der gar nicht so selten ist: auch auf dem fernen Fidschi ist der Einfluß der Kindersprache auf die der Erwachsenen beobachtet worden. Sprachfehler und -Launen einflußreicher Leute werden ebenfalls maßgebend für ihre Umgebung. In einem Städtchen des Erzgebirges konnte ich beobachten, daß durch eine eingewanderte Leipzigerin die Aussprache des Buchstabens k als g in die bessere Gesellschaft eingeschleppt worden war und als „vornehm“ galt; ähnliches berichtet Karl Braun aus einer kleinen Stadt Nassaus, deren Bewohnerinnen es nach dem Vorbild einer „tonangebenden“ Dame für den Gipfel der Bildung hielten, das i wie ü zu sprechen. Zweifellos entstehen auf diesem Wege neue Dialekte, und ganze Sprachen können schließlich durch diese Launen umgebildet werden. Streng genommen gibt es ja immer genau so viele Dialekte wie sprechende Menschen, und ein beständiges gegenseitiges Beeinflussen ist unvermeidlich, eine Art Kampf ums Dasein tobt unter den Sprachen im kleinen wie im großen, und auch hier behält der Stärkere am Ende recht. Stärker sind aber namentlich die Wörter, die zahlreiche und wichtige Bedeutungen haben, schwach dagegen solche, die nur in einem Sinne und noch dazu selten angewendet werden, also leicht einmal ganz außer Gebrauch kommen können. Immer sterben somit Wörter, grammatische Formen und ganze Ausdrucksweisen ab, um durch neue ersetzt zu werden.



Zeichen der Dakota-Indianer, Nordamerika, Notleiden darstellend. Nach G. Mallery. Vgl. Text, S. 480.

Bei den Naturvölkern werden auch häufig Wörter gewissermaßen gewaltsam totgeschlagen, dann nämlich, wenn eines als Name eines Verstorbenen gedient hat und nunmehr, da man durch Aussprechen des Wortes ja den Geist des Toten herbeirufen könnte, streng vermieden werden muß; an Stelle der verschwundenen Wörter müssen neue gebildet werden, ein Geschäft, das nach den Angaben Dobrizhoffers bei den Abiponern in Paraguay den alten Weibern des Stammes anvertraut war. So ist also der lautliche Bestand der Sprache nie und nirgends vor Umbildung geschützt. Neben dem Lautwandel aber geht der ebenso wichtige Bedeutungswandel einher und erhält wie ein Ferment die Sprache in beständiger Gärung und Umbildung.

Das Wachstum der Sprache findet anfangs in sehr unregelmäßiger Weise statt, oder richtiger, es paßt sich den einseitigen Lebensbedingungen der primitiven Stämme an: was für sie von Bedeutung ist, erhält viele und genaue Bezeichnungen; anderes, das nach unserer Ansicht ihr Nachdenken und Erstaunen herausfordern müßte, wird kaum benannt, und so finden wir neben seltsamer Überfülle die bitterste Armut. Auf Tongarewa entsprechen jedem Reifestadium der Kokosnuß besondere Namen; arabische Schriftsteller haben sich die Mühe gemacht, sämtliche Namen für Pferd, Honig und dergleichen zu sammeln und ganze Bände mit ihren Ergebnissen gefüllt. In anderer Hinsicht wieder sind die Sprachen oft so arm und unbestimmt, daß man mangelnder Anschauung zuschreiben zu müssen glaubte, was nur mangelndes Interesse war. Gladstone war der erste, der aus den zweideutigen Ausdrücken Homers für Farben den Schluß zog, daß zu Homers Zeiten der Farbensinn noch unvollkommen entwickelt gewesen sei, also eine teilweise Farbenblindheit geherrscht habe, und Geiger hat diese Theorie dann weiter ausgebaut; gegenwärtig kann sie als vollkommen widerlegt gelten. Wohl aber wird es möglich sein, mit Hilfe einer Sprache den Umkreis dessen festzustellen, was ein Volk in einer bestimmten Periode mit seinem Geiste klar erkannt und beherrscht hat.

Mit der Erfindung der Wörter ist freilich das, was wir Sprache nennen, noch nicht geschaffen: der zweite große Schritt besteht darin, die Wörter aneinanderzureihen und aus ihnen zusammenhängende Sätze zu bilden. Aber man darf wohl fragen, ob dieses Aneinanderreihen in der einfachen und mechanischen Weise stattfindet, wie wir etwa Perlen auf eine Schnur ziehen oder Dominosteine aneinandersetzen. Es gibt Sätze, die nur aus einem Worte bestehen und doch vollkommen verständlich sind (Hinaus! Feuer! Hilfe!), und wir dürfen wohl vermuten, daß die Ursätze ähnlicher Art und wahrscheinlich durch Gebärden und Mienen unterstützt waren; sie bestanden, wie schon bemerkt wurde, aus Prädikaten, das Subjekt ist allmählich nicht einfach angereiht worden, sondern aus dem Prädikat gewissermaßen herausgewachsen. So erklärt es sich, daß in der Gruppe der „einverleibenden" Sprachen, wo dem Herauswachsen nicht ein Abtrennen der Teile gefolgt ist, umfangreiche Sätze als ein einziges ungeheures Wort erscheinen. Anderwärts hat diese einseitige Wucherung nicht stattgefunden, die Wurzeln erscheinen getrennt, aber in ihrer ursprünglichen rohen Form, und ihre Bedeutung im Satze wird durch die Stellung bedingt; das ist der Standpunkt, auf dem die chinesische Sprache in der Hauptsache noch heute steht. Bei den agglutinierenden Sprachen verkümmern manche Wurzeln zu Anhängseln, die den grammatischen Wert der Wörter, an die sie angehängt werden, bestimmen, ohne daß sie indessen selbst unkenntlich werden. Bei den Flexionssprachen ist diese Verkümmerung so weit gediehen, daß von diesen als grammatische Hilfsmittel gebrauchten Wurzeln nur dürftige Reste übrigbleiben, die nun als Auswüchse der flektierten Wörter erscheinen.

Wo die Grammatik gering entwickelt ist, muß oft die Betonung aushelfen. Im Chinesischen muß sie sogar dem sonst auf anderem Wege erreichten Zwecke dienen, die geringe Zahl der Wurzeln um das Drei- oder Vierfache zu vermehren. Bei den Gallasprachen ist dagegen die Betonung ein wichtiges grammatisches Hilfsmittel; auch bei uns werden wenigstens die Fragesätze und Ausrufesätze durch die Betonung, daneben allerdings auch oft durch die Wortstellung charakterisiert (Wir gehen schon? Gehen wir schon? Gehen wir!). Dieser Gebrauch der Betonung ist älter als die Sprache. Der junge Vogel, der seine Mutter sucht, stößt dabei fragende und bittende Töne aus; der Warnungsruf der Mutter wieder ist in seiner Art ein echter Ausrufesatz.

In der Sprache begegnen wir wie auf allen anderen Gebieten der Erscheinung, daß die Naturvölker zu Extremen neigen, d. h. daß gewisse Ausdrucksmittel, die in den Kultursprachen

nur gelegentlich oder gar nicht verwendet werden, bei ihnen stellenweise bis aufs äußerste benutzt und ausgebildet sind. Es ließen sich ja viele logische Verbesserungen unserer Sprache denken. Wenn im Deutschen und noch mehr in den semitischen Sprachen der Vokalwechsel zum Bilden grammatischer Formen herangezogen wird (singen, sang, gesungen, Sänger), so würde eine weitere, streng geregelte Fortbildung solcher Anfänge gewiß — von ästhetischen und historischen Gesichtspunkten einmal ganz abgesehen — die Sprache vereinfachen und klären. Um derartige Fortbildungen zu finden, muß man sich an die Naturvölker wenden. Bei den Tinneh entspricht jeder Vokal gewissen Stimmungen und Begriffen, so daß schon der bloße Klang eines Wortes es einer bestimmten Gruppe zuweist. Die Wolof in Senegambien wieder haben einen Artikel, der durch einfachen Vokalwechsel die Entfernung eines Menschen oder eines Gegenstandes anzeigt; es heißt z. B. báye-bi der Vater, der gegenwärtig ist, báye-bu der Vater in der Nähe, báye-bo der Vater in der Entfernung, báye-ba der Vater, der ganz weit weg ist. Das ist also ein kleines, logisch ausgebautes System, dem die arischen Sprachen in dieser Art nichts an die Seite zu setzen haben.

Das Aneinanderreihen der Wörter zu Sätzen und die geistige Arbeit, die dabei erforderlich ist, sind der Anfang logischen Denkens, jeder ausgesprochene und als richtig erkannte Satz gibt dem Geiste ein Stück neuen Inhalts. Aber zunächst geht die Arbeit mit dem neuen Werkzeug der Sprache schwer und langsam von statten: gilt es doch, nach und nach alle die längst vertrauten Gesichtsbilder zu Lautbildern umzuschaffen, sie in dieser neuen Gestalt wiederzuerkennen, willkürlich zu verbinden und zu trennen und endlich als Krone der Bemühung auch Lautbilder für unsichtbare Dinge oder für allgemeine Abstraktionen zu finden. Da muß zunächst die Gebärdensprache in allen Nöten aushelfen, bei weiterem Fortschritt aber das künstlich hervorgerufene Gesichtsbild in der Form des bildlichen Ausdruckes.

Wenn bei uns die Bildersprache nur in der Dichtung noch ihr volles Bürgerrecht genießt, im Leben des Tages aber seltsam berühren würde, so ist sie bei Naturvölkern noch ein Hauptmittel der Verständigung. „Der Geist der Bantuvölker“, sagt Junod, „zeichnet sich durch die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und durch die große Feinheit aus, mit der die Ähnlichkeiten zwischen den Dingen aufgefaßt werden. Der Neger spricht sehr gern in Bildern. Nichts Seltsameres gibt es, als den Ansprachen der eingeborenen Prediger zuzuhören, die den pittoresken Zug der Umgangssprache treu bewahren. Manchmal besteht ihre Vermahnung aus einer Reihenfolge von Bildern, die einander in einer überraschenden und unerwarteten Weise hervorrufen. Man muß zugeben, daß diese Bilder manchmal unzusammenhängend sind: die Einbildungskraft fließt über, sie ertränkt die Vernunft ganz und gar.“

Viele bildliche Ausdrücke und Sätze, die sich als treffend bewährt haben, werden allmählich ein Teil des geistigen Kulturbesitzes in der Form von stehenden Vergleichen und vor allem von Sprichwörtern. Die Sprichwörter sind die Formeln, in denen das Volk seine Erkenntnisse aufbewahrt, um sie bei geeigneter Gelegenheit anzubringen. Sie bezeichnen eine ganz bestimmte Stufe geistiger Entwickelung: Tylor hat bereits darauf hingewiesen, daß die primitivsten Stämme keine Sprichwörter besitzen, und ebenso fehlen sie oder treten ganz zurück bei den höher gebildeten Klassen der Kulturvölker; sehr passend läßt Cervantes seinen Sancho Pansa von Sprichwörtern überfließen, während Don Quixote sich dieser gewöhnlichen Surrogate eigenen Nachdenkens enthält. Das Überwuchern der Formeln über die Möglichkeiten einer freieren Behandlung der Sprache und des Gedankens geht mit dem Fortschritt der Bildung zurück, aber selbst in Vortrag eines Philosophen fehlt es nicht an feststehenden

Redensarten und formelhaften Bildern, die ebensogut als Bestandteile der Sprache gelten dürfen wie die einzelnen Wörter.

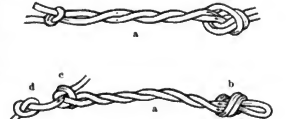
Wenn innerhalb der Sprache zwischen den Wörtern und den Ausdrücken überhaupt ein Kampf ums Dasein stattfindet, so auch zwischen den Sprachen der verschiedenen Stämme und Völker. Diese Kämpfe gehen meist den politischen Kriegen und Siegen parallel, aber der Ausgang ist nicht immer derselbe. Der Eroberer zwingt oft den Unterworfenen seine Sprache auf, aber in der Regel nur dann, wenn er zugleich die geistige Überlegenheit besitzt oder in überwältigender Mehrzahl den Besiegten gegenübersteht; andernfalls erliegt seine Sprache und bereichert höchstens das siegende Idiom durch einzelne Wörter und namentlich Eigennamen. Am bekanntesten ist das Erlöschen der germanischen Dialekte in Südeuropa zur Zeit der Völkerwanderung: die Goten in Spanien, die Langobarden in Italien, die Franken und später die Normannen in Frankreich vermochten ihre Sprache nicht zu bewahren, und nur verschiedene germanische Vornamen, wie Friedrich, Ruprecht (Robert), Heinrich, Roderich (Rodrigo) u. s. w., haben sich mit Zähigkeit behauptet. Das Vertauschen der ursprünglichen Sprache mit einer anderen ist von unermeßlichen Folgen, denn die neue Sprache gibt dem Geiste einen anderen Inhalt und gliedert ihren Besitzer an eine ihm bisher fernstehende Gruppe geistig verbundener Menschen an: er verliert die geistige Erbschaft seiner Vorfahren und erwirbt dafür eine neue, die sein Wesen aufs tiefste beeinflußt. Je geringer die Zahl der Sprachen wird, desto einheitlicher wird die Menschheit.

Bei Völkern niederer Kultur kommt es dagegen nicht selten vor, daß selbst innerhalb eines Stammes verschiedene Sprachen nebeneinander leben. Besonders häufig sind es die Frauen, die unter sich einen eigenen Dialekt sprechen; man hat die Erscheinung, die zuerst bei den Kariben der westindischen Inseln beobachtet wurde, damit erklärt, daß die Mehrzahl der Frauen anderen Völkern entstammt, denen man sie durch Raub oder Kauf abgenommen hat. Ob diese Erklärung so ganz genügt, steht dahin. Jedenfalls zeigen auch andere scharf unterschiedene Gruppen innerhalb der Stämme die Neigung, eine besondere Sprache herauszubilden, die sich manchmal nur durch gewisse Wörter und Formen von der gewöhnlichen unterscheidet. Eine Geheimsprache, die nur den Häuptlingen und freien Männern bekannt ist, gibt es am unteren Congo; daneben scheint auch eine eigene Priestersprache zu bestehen. Auf Samoa bedient man sich bei Hofe für eine ganze Anzahl von Dingen besonderer Wörter, und auf Hawaï wurde die Hofsprache sogar von Zeit zu Zeit verändert, damit das Volk sie nicht lernen könnte. Auf Neuseeland hatten dagegen die Priester ihre Sprache für sich.

Zuweilen mag es sich in solchen Fällen um fremde Dialekte oder um Reste einer älteren, auf irgend eine Weise sonst verdrängten Sprache handeln, wie z. B. in Babylonien nach dem Siege der semitischen Dialekte das alte Sumerisch noch lange als Sprache der Priester lebendig blieb, oder wie das Sanskrit in Indien, das Latein in Europa als Sprache der Gelehrten und Priester noch bis zur Gegenwart ein Scheinleben führen; in der Regel aber dürften willkürliche Umbildungen der Umgangssprache vorliegen. Daß das auch vielfach von den Weibersprachen gilt, beweist eine Bemerkung Ehrenreichs über den Weiberdialekt der brasilischen Karaya, der sich nur durch vollere Formen, mehr Endsilben und dergleichen von dem der Männer unterscheidet, also wohl nur eine altertümliche Form der gleichen Sprache darstellt. Bei den Aruak in Guayana fand von Clöden, daß die Frauen sich nicht eigentlich einer besonderen Sprache bedienten, sondern nur eine Anzahl Wörter hatten, die nie von den Männern gebraucht wurden; wie aber ein solcher besonderer Wortschatz entstehen kann, zeigt eine Angabe Appleyards über die

Kaffern: die Kaffernweiber haben oft eine ganze Menge ihnen eigentümlicher Wörter, weil sie die Wörter nicht aussprechen dürfen, in denen die gleichen Laute vorkommen wie in den Namen ihrer nächsten männlichen Verwandten. Hier handelt es sich also um einen Fall jener absichtlichen Wortvernichtung, welche die Ursache so vieler und beständiger Umbildungen der primitiven Sprachen ist. Der eigentliche Grund dafür, daß Sondersprachen entstehen, liegt aber wohl in dem Wunsche, die Eigenart einer Volksgruppe auch sprachlich zu betonen und sie dadurch bewußt oder instinktiv von den übrigen schärfer abzutrennen. Bei Kulturvölkern erscheint diese Neigung ganz ebenso: alle enger verbundenen Gruppen schaffen sich besondere Ausdrücke, die der Uneingeweihte nicht versteht; Handwerker, Studenten, Soldaten, Jäger, vor allem aber die Gauner sind da zu nennen. In vornehmen Kreisen ist dagegen das Französisch auch deshalb beliebt, weil es für die Bedienten und das gewöhnliche Volk meist unverständlich ist.

Das Entstehen der Sondersprachen innerhalb der Stämme und Völker gibt so recht ein Bild jener unaufhörlichen Sprachwucherung, die dort stattfindet, wo nicht beständiger Verkehr und der Zwang, sich kurz, treffend und allgemein verständlich auszudrücken, das Übermaß von Willkür und Phantasie eindämmen. Und doch kann auch der Verkehr neue Sprachen entstehen lassen, nur in ganz anderer Weise. Sobald viele Stämme mit verschiedenen Sprachen in Beziehungen zu einander treten, zeigt sich bald die Unmöglichkeit, daß der Einzelne alle diese Dialekte beherrscht und anwendet. So entsteht auch hier ein Kampf ums Dasein, der schließlich ein Idiom als Sieger, als die allgemeine Verkehrssprache hervorgehen läßt. Aber wie teuer ist in der Regel dieser Sieg erkauft! Zerzaust, verstümmelt, ein dürres grammatisches Gerippe, das mit allen möglichen fremden Wörtern behängt ist, kurz eine wahre Vogelscheuche von Sprache, die ihrer Urform gegenüber als ganz neues Idiom gelten kann, kommt da zum Vorschein und entspricht gerade in dieser neuen Gestalt vollkommen ihrem Zwecke. Eine solche Sprache ist das sogenannte Malayisch des Indischen Archipels, das in Wahrheit ein künstlich vereinfachter und durch neue Wörter bereicherter javanischer Dialekt ist, eine andere die „lingua franca“ des Orients; in Nordwestamerika dient die Sprache der Tschinuk in verstümmelter Form als Verkehrssprache, in Brasilien war das früher mit der Sprache der Tupi der Fall, die als lingua Brasilica geral das allgemeine Verständigungsmittel zwischen Europäern und Indianern bildete.



Bäckerknoten aus Baden. Nach W. v. Schulenburg. Die Knoten bedeuten das Maß (d) und die Mehlsorte (a). Die übrigen Knoten dienen nur zum Zusammenhalten. Vgl. Text, S. 486.

Am häufigsten hat sich das Englisch als Fundament künstlicher Sprachen brauchen lassen: in Surinam haben Herrnhuter Missionare daraus das Taki-Taki geschaffen, das mit holländischen, deutschen und indianischen Brocken bereichert ist; an den Küsten Chinas herrscht das Pitschin-Englisch, andere „Tochtersprachen“ des Englischen gibt es in Westafrika. In Japan ist vor einigen Jahren der ernstgemeinte Vorschlag aufgetaucht, ein vereinfachtes Englisch zur Landessprache zu machen, ein thörichter Einfall, der aber doch den Weg zeigt, auf dem wahrscheinlich sehr viele Sprachveränderungen und -Neubildungen erfolgt sind. Ist doch das Englische selbst ein korrumpiertes, vereinfachtes und mit Wörtern fremder Sprachen bis zum Übermaß aufgeputztes Niederdeutsch, also selbst eine Art lingua franca, die offenbar unter dem Einfluß der vielen nichtdeutschen Volkselemente Englands entstanden ist. Von den neueren

romanischen Sprachen gilt zum Teil dasselbe, ja im Grunde von jeder Sprache, die sich über eine große Anzahl ursprünglich verschiedensprachiger Menschen verbreitet hat.

Im allgemeinen wird eine Sprache um so fester und dauerhafter, von je zahlreicheren Menschen sie als Verständigungsmittel benutzt wird. Diese Festigkeit wird noch ungemein erhöht, sobald die Schrift als erhaltende Macht hinzutritt und durch ihre bleibenden Zeichen, wenigstens sobald es sich um Buchstabenschrift handelt, ein festes Bild der Aussprache schafft. Aber eine Betrachtung der Schrift darf nicht von der Annahme ausgehen, daß alles Geschriebene nur ein Reflex des Gesprochenen ist; die Schrift führt zunächst ein eigenes Leben, und es ist durchaus nicht unmöglich, daß die Menschen zuerst ein schriftliches Verständigungsmittel geschaffen haben würden, wenn ihnen die Stimme versagt geblieben wäre. Erst nach und nach wird die Schrift zur Dienerin der Sprache; aber die Ausdrücke „Schriftsprache" und „Umgangssprache" beweisen schon, daß sie auch dann noch einen Rest selbständigen Lebens bewahrt.

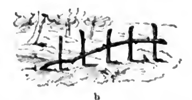
Manches, was über die Anfänge der Schrift zu sagen wäre, bleibt besser für die Besprechung der Ornamentik aufgespart, da diese Anfänge noch enger mit der bildenden Kunst verwandt sind als die der Sprache mit der Dichtung. Auch die Mystik ist von noch größerem Einflusse auf die Schrift als auf die Sprache: während bei dieser die Zauberformeln und -Sprüche erst nachträglich an Bedeutung gewinnen, tritt der mystische Zug bei der Schrift sehr früh auf, noch ehe sie überhaupt vollständig entwickelt ist, und hält sich auffallend lange, da die Schrift immer von weniger Menschen beherrscht wird als die Sprache und deshalb leicht einen geheimnisvollen Charakter behält. Die Bilder, aus denen die meisten Schriftarten entstehen, sind ebenso wie die Knoten (s. die Abbildung, S. 485), aus denen einige andere hervorgegangen sind, zugleich Zaubermittel. In der That wird bei wenig kultivierten Völkern die Schrift mit Vorliebe zu Zwecken verwendet, die in unseren Augen sehr nebensächlicher Art sind; von den Mongolen wurden früher die chinesischen Schriftzeichen fast nur zum Herstellen von Zauberformeln und Gebetzetteln gebraucht; auch im Sudan ist eine Haupteinnahmequelle der Schriftkundigen das Schreiben von Koransprüchen auf Papierstücke, die dann als wertvolle Amulette getragen werden, ja deren Tinte man in Wasser auflöst, um dieses als Medizin zu trinken. Die nordische Runenschrift hat, wie Schrader nachweist, zunächst nur zu Zwecken der Divination gedient. Auch die sehr merkwürdige Bilderschrift der Negrito auf Malakka, die Preuß näher untersucht hat, steht vorwiegend im Dienst der Mystik und wird nur nebenbei als Gedächtnishilfe benutzt. Die mit den Zaubermustern versehenen Kämme dienen als Amulette gegen Krankheiten.

Aus zwei Quellen, die freilich nicht scharf zu trennen sind, kann sich die Schrift in ihrer Haupteigenschaft als Hilfsmittel des Gedächtnisses und der Mitteilung entwickeln: wie die Gebärden in einfach hinweisende und in malende zerfallen, so die Gedächtnishilfen in solche, die in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit den Dingen stehen, und in andere, die ein wirkliches Bild des zu Merkenden geben. Wenn ein Bote, um vier verschiedene Bestellungen zu merken, sich vier Knoten in einen Strick macht, so gebraucht er ein Merkzeichen der ersten Gruppe, ritzt er dagegen in ein Rindenstück Bilder der zu holenden Gegenstände ein, so gehört dieser Anfang einer Schrift der zweiten Gruppe an. Die erste Gruppe kommt häufig vor. Bei den Dayak werden nicht selten einfache Blattstückchen von den Boten als Gedächtnishilfe verwendet; Kerbhölzer, Stammes- und Familienmarken gehören hierher. Als Schrift hat sich aus solchen Anfängen die Knotenschrift entwickelt, die im alten China vor der Erfindung der Bilderschrift üblich war und in Peru ihre höchste Entwickelung erreicht hat, ohne doch zu einem

vollkommenen Werkzeug des menschlichen Geistes zu werden; sie lief mehr auf das Mitteilen von Zahlen und Verhältnissen als von Gedanken hinaus, war mehr ein Hilfsmittel der Statistik und Regierungskunst als freier geistiger Thätigkeit. Es lassen sich eben durch einfache Merkzeichen Thatsachen und Zahlenverhältnisse immer am besten versinnlichen (s. die untenstehenden Abbildungen). Übrigens zeigte doch die Knotenschrift eine Art Übergang zu bildlicher Darstellung, wie er bei einfachen Merkzeichen als fernere Gedächtnishilfe sehr leicht eintritt und die Abgrenzung zwischen den beiden Hauptgruppen der Schriftanfänge verwischt. Nehmen wir an, jemand erlebte an einem Tage den Tod eines Freundes, den Brand eines Hauses und den Fund eines Goldstückes und legte drei Steine an einer besonderen Stelle nieder, um sich dieser Ereignisse zu erinnern; liegt es da nicht nahe, daß er den Todesfall insbesondere durch einen schwarzen, den Brand durch einen roten und den Fund des Goldes durch einen gelben Stein bezeichnet? Ganz in derselben Weise verfuhr man bei der Knotenschrift: weiße Schnüre bedeuteten Silber oder Frieden, rote Krieg und Soldaten, gelbe Gold, grüne Mais u. s. w. Die Knoten in den Schnüren gaben Zahlen an, Nebenschnüre stellten Ausnahmen oder besondere Zusätze dar, auch Verknüpfungen mehrerer Schnüre kamen vor, um Beziehungen auszudrücken.



a



b

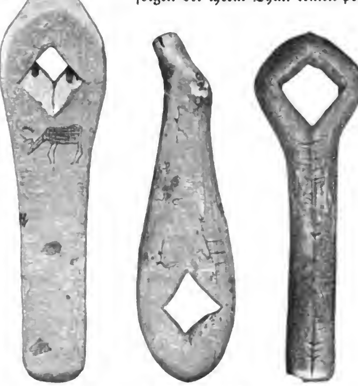
Zeichen nordamerikanischer Indianer für vorübergehende Genossen: a Ich bin nicht weit gegangen; b Ich bin fünf Tage abwesend. Nach H. C. Yarrow.

Einen gewissen Übergang zur Bilderschrift finden wir auch in der sogenannten Blumensprache, die im Orient nicht ohne Bedeutung und nach den Forschungen von Hammers ein sehr beliebtes Verständigungsmittel ist, das allerdings, als eine Erfindung der Frauen, vorwiegend dem Liebesverkehr dient. Die Spielerei wäre vielleicht nicht der Erwähnung wert, wenn sie nicht in merkwürdige Beziehungen zur Lautsprache träte, indem häufig ein auf den Namen der Blume reimender bekannter Vers die Lösung des Rätsels gibt. Übrigens ist die Blumensprache auch weithin im Malayischen Archipel bekannt; van Ophuijsen hat bei den Battak ein förmliches Alphabet dieses Verständigungsmittels zusammenstellen können, und Riedel fand die Sprache selbst auf den Molukken noch viel in Gebrauch.

Meist bleibt die Merkzeichenschrift in ihren Anfängen stecken oder entwickelt sich nach einer Richtung hin, die uns hier nicht interessiert: ein großer Teil der Abzeichen, aus denen sich die Tracht zusammensetzt, gehört in diese Reihe, ja diese Abzeichen bilden oft selbst wieder eine Quelle der Schrift, indem sie dem Drang des Menschen, sich darzustellen, zu unterscheiden und zu charakterisieren, Ausdruck geben; dieser Drang, den wir schon bei der Bildung der Sprache wirksam fanden, hat ja in der That auch die Schrift mit hervorbringen helfen. Es liegt die Frage nahe, ob diese Parallele zwischen den beiden Ausdrucksweisen noch weiter zu verfolgen ist, ob namentlich den Arbeitsgesängen, die als eine Hauptwurzel der Sprache gelten dürfen, auf dem Gebiete der Schrift verwandte Erscheinungen entsprechen. Das scheint in der That der Fall zu sein. Überall, wo der Mensch durch eigene Arbeit neue Erzeugnisse schafft, mögen es nun Hausgeräte, Werkzeuge oder Waffen sein, zeigt er eine Neigung, sie zu verzieren, und zwar wählt er gerade auf primitiven Stufen der Kultur hierzu nicht gleichgültige Striche und Punkte, sondern Bilder lebender Wesen, totemistischer Tiere oder der Götter und Geister, die er sich auch in Menschen- oder Tiergestalt vorstellt; statt der bloßen Verzierung gibt er wohl

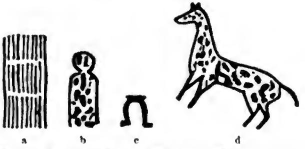
auch dem ganzen Gerät die Form eines Tieres (s. die untenstehende Abbildung). Wie dann aus den Arbeitsgesängen Lieder hervorwachsen, die als Hilfsmittel der Erinnerung von Geschlecht zu Geschlecht forterben, so entsteht wohl auch aus der menschlichen Arbeit die große Parallele zur Lautsprache, die Bilderschrift, die wieder die Mutter aller verbesserten Schriftarten ist.

Neben der Arbeit ist aber auch das Spiel nicht zu vergessen. Die Pflege der Erinnerung hat zunächst oft einen etwas spielenden Charakter, sie soll irgend etwas Angenehmes zurückrufen; der Papua, der die Unterkiefer aller von ihm geschlachteten und verzehrten Schweine in seinem Hause aufhängt und bei ihrem Anblick in der Erinnerung an frühere Schmausereien schwelgt, der Jäger, der sein Haus mit den Schädeln und Geweihen erlegter Tiere schmückt, beide verfolgen bei ihrem Thun keinen praktischen Zweck: es ist ihnen ein angenehmes Spiel, die Vergangenheit in ihrer Erinnerung wieder aufleben zu lassen. Auf demselben Wege kann eine Bilderschrift entstehen. Ein treffendes Beispiel berichtet Miklucho Maclay, der in Bili-Bili an der Astrolabebai dem Stapellauf zweier Boote und einer daran sich anschließenden Schmauserei beiwohnte. „Als gerade“, schreibt er, „das große Essen seinem Ende nahe war, sprang einer der anwesenden jungen Männer auf, ergriff eine Kohle und fing auf einem dicken Balken, welcher nahe an diesem Platze lag, eine Reihe sehr primitiver Figuren zu zeichnen an.... Die ersten zwei Figuren, die der Mann zeichnete, sollten die zwei neuen Prauen vorstellen, die so dargestellt waren, daß sie halb am Ufer, halb im Wasser standen. Dann folgte die Abbildung zweier an einem Stock festgebundener, von Männern getragener Schweine, die für das Festmahl getötet waren. Daneben eine Anzahl der großen Fabirs, der Zahl der Schüsseln entsprechend, die uns an diesem Tage, mit Essen angefüllt, vorgetragen wurden. Den Schluß bildete die Darstellung meiner Schaluppe, die durch eine große Flagge gekennzeichnet war, zweier großer Segelboote von der Insel Tiarra und einer Anzahl kleinerer Kanoes ohne Segel, der nächsten Nachbarn Bili-Bilis. Diese Gruppe sollte die beim Essen anwesenden Gäste darstellen. Die Zeichnung wurde mir weitläufig durch den Künstler und seine Freunde auseinandergesetzt.“ Hier haben wir also den typischen Anfang einer Bilderschrift, die natürlich leicht auch praktischen Zwecken dienstbar gemacht werden kann. Werden die Bilder zur Bezeichnung gewisser Gegenstände stets in einer bestimmten Art ausgeführt, so daß sie der Eingeweihte sofort wiedererkennt, so ist damit ein weiterer Fortschritt erreicht. Eine merkwürdige Bilderschrift dieser Art haben die Jukagiren entwickelt, wie Schargorodskij berichtet;


Pfeilstrecker der Eskimo. Nach W. J. Hoffman.

sie wird nur von den Mädchen zu Liebesbriefen und kleineren Notizen verwendet, ist also in der Hauptsache noch eine Spielerei ohne großen praktischen Wert.

Die eigentliche Bilderschrift hat mit der Lautsprache zunächst gar nichts zu thun, sondern gibt einzelne Erinnerungsbilder, deren jedes in der Lautsprache durch kürzere oder längere Sätze erläutert werden kann. Als Beispiel möge ein Teil von „Lone-Dogs Wintererzählung" dienen; diese Erzählung eines Dakota ist auf einen Mantel aus Büffelfell gemalt, umfaßt, vom Winter des Jahres 1800/1801 beginnend, 71 Jahre und erzählt in einzelnen Bildern die wichtigsten Ereignisse der verschiedenen Jahre, ist also eine Art Chronik der Dakota. Das erste Bild (a der untenstehenden Abbildung), auf den Winter von 1800—1801 bezüglich, besteht aus 30 schwarzen Strichen und bedeutet, daß 30 Dakota von den Kräheneindianern getötet worden sind; diese Striche sind konventionelle Zeichen, jeder derartige Strich in der Chronik bedeutet den Tod eines Dakota. Das nächste Bild (b), auf den folgenden Winter zu beziehen, ist eine rot gezeichnete, mit Flecken bedeckte menschliche Figur; es besagt, daß viele Angehörige des Stammes an den Pocken starben. Darauf folgt ein Hufeisen (c), das an einen Pferdediebstahl erinnern soll, ferner ein Pferd mit Flecken (d), dessen Bedeutung die gleiche ist, u. s. w. Als Schrift im engeren Sinne des Wortes kann man das nicht bezeichnen; von wirklicher Schrift läßt sich nur reden, wenn der Schlüssel der Schrift, sobald man ihn einmal gelernt hat, nun auch ohne weiteres alle in ihr geschriebenen Mitteilungen zu lesen gestattet, während hier fast zu jedem einzelnen Bilde die Erläuterung gelernt werden muß. Nur jene Striche, die den Tod eines Stammesgenossen bezeichnen, können Schriftzeichen genannt werden, da sie stets in derselben Form und Bedeutung wiederkehren; mit ihnen ist der Weg beschritten, auf dem die Bilderschrift der Mexikaner zu hoher Vollendung gelangt ist. Auch die chinesische Schrift hat diesen Weg durchlaufen, hat aber bereits jene engere Beziehung zur Lautsprache gewonnen, die für weiteren Fortschritt unerläßlich ist.



Bilderschrift der Dakota-Indianer, Nordamerika. Nach G. Mallery.

Die ursprüngliche Bilderschrift ist, wie gesagt, von der Lautsprache ganz unabhängig: jene Chronik der Dakota kann von jedem, der ihren Sinn erfaßt hat, in jeder beliebigen Sprache abgelesen werden. Diesen Vorzug bewahrt sich auch die chinesische Schrift, die infolgedessen das wichtigste Bindemittel des Reiches der Mitte geworden ist und es nicht nur ermöglicht, daß die Bewohner der entlegensten Teile des Reiches sich trotz ihrer verschiedenen Dialekte mühelos verständigen, sondern selbst den unmittelbaren schriftlichen Verkehr mit Japanern und Anamiten, also Völkern mit ganz abweichenden Sprachen, gestattet. Wer an Phantasien seine Freude hat, kann sich auf Grund dieser Verhältnisse ausmalen, wie anders wohl die Zustände der Menschheit sein würden, wenn an Stelle der alles überwuchernden Lautsprachen die Bildersprache von Anfang an vorwiegend ausgebildet worden wäre. Aber die Lautsprachen sind nun einmal das wichtigste Verständigungsmittel geworden, und nur die Schriftsysteme, die sich eng an sie anlehnen, haben Aussicht auf höhere Entwickelung.

Dieses Anlehnen findet statt, sobald man mit einem Bilde nicht nur dessen Sinn, sondern ein bestimmtes gesprochenes Wort bezeichnet. Das Bild eines Pferdes könnte z. B. im Deutschen als Roß, Gaul, Mähre und Pferd gelesen werden, bei einer der Lautsprache angepaßten

Bilderschrift dürfte dagegen der gegebenen Figur nur ein einziges dieser Wörter entsprechen. Wenn somit der Laut des Bildes sich festigt, so unterliegt dieses dafür nunmehr allen mehrfachen Bedeutungen der mit ihm verbundenen Lautgruppe, und es ergibt sich die Möglichkeit, durch ein Bild Wörter anzudeuten, die nur durch den Gleichklang an das Bilderwort erinnern. Die Figur eines Bandes könnte zugleich den Band eines Buches bezeichnen, ja auch der Form „band" des Zeitwortes „binden" entsprechen, das Bild eines Taues für den Tau, das einer Zwecke für den Zweck stehen. Damit ist eine ganz neue Bahn beschritten: es kann nun der Versuch gemacht werden, Bilder ohne Rücksicht auf ihre Bedeutung einfach zur Bezeichnung des Klanges zu brauchen und damit zu einer wirklichen Lautschrift überzugehen; etwa in der Weise, daß man das Wort Leipzig durch die Bilder für Leib und für Ziege ausdrückte. Unsere Bilderrätsel, soweit sie ohne Hilfe von Buchstaben auskommen, verdeutlichen diese Art einer Schrift, die natürlich, um für praktische Zwecke brauchbar zu werden, einer weiteren Umbildung bedarf, wenigstens sobald es sich um flektierende Sprachen handelt. Man muß, um die Zusammensetzungen mit genügender Freiheit vornehmen zu können, die Sprache weiter zerlegen, zunächst in Silben, deren jede dann ein besonderes, zunächst ebenfalls aus der Bilderschrift entnommenes Symbol erhält. Im Deutschen würden wir z. B. für die häufig vorkommende Silbe „lich" vielleicht die Form eines Lichtes wählen, für „aus" das Bild einer Maus oder eines Hauses. Besonders leicht scheint die Bilderschrift in diese höhere Form überzugehen, wenn ein Volk von einem anderen die Kenntnis des Schreibens übernimmt; in dieser Weise ist die älteste kyprische Silbenschrift nach Ohnefalsch-Richters Ansicht aus den hethitischen Hieroglyphen entstanden.

In ähnlicher Art haben aber auch die Ägypter wie die Babylonier aus ihrer Bilderschrift eine Silbenschrift entwickelt, während die Chinesen, deren Sprache ohnehin aus einsilbigen Wörtern besteht, dieses Fortschrittes nicht bedurften. Den alten Kulturvölkern des Westens kam hierbei die Art ihrer Sprachen zu gute. In den semitischen wie den hamitischen Sprachen finden wir die auffallende Erscheinung, daß die Konsonanten das feste Gerippe der Wörter bilden, während die Vokale nur nebensächliche Bedeutung haben und bei der Flexion wechseln (vgl. auch im Deutschen sprechen, sprich, gesprochen, Spruch, Sprache). Man nahm deshalb in Ägypten, als man von der reinen Bilderschrift teilweise zur Silbenschrift überging, nur auf die Konsonanten Rücksicht. So konnte das Bild der Löwenklaue (kme), da es die Konsonanten km andeutete, zugleich für keme (Ägypten), kom (Macht, Herr), koma (Höhe) stehen. Eine wirkliche Silben-, ja in gewissen Fällen schon Buchstabenschrift wurde nun gewonnen, wenn man nur die ersten oder letzten Laute eines Zeichens gelten ließ und dann diese Stücke zu neuen Wörtern verband. Bei der Zähigkeit, mit der man in Ägypten am Alten hing, wurde aber dieser aussichtsvolle Versuch nicht folgerichtig durchgeführt, neben den Silbenzeichen blieben die alten Wort- und Sinnzeichen in Gebrauch, und es bedurfte besonderer schwerfälliger Mittel, um beide zu unterscheiden. So kam es, daß nicht die Ägypter selbst, sondern benachbarte Völker die reine Buchstabenschrift erfanden, die die Mutter der europäischen Schriftsysteme geworden ist. Auch die Babylonier gelangten nicht über eine Silbenschrift hinaus, und erst die Perser bildeten die Keilschrift zur Buchstabenschrift um. Mit diesen Erfindungen ist die Unterwerfung der Schrift unter die Sprache vollendet, sie ist deren Werkzeug oder Ergänzung geworden.

Die Geschichte der Schrift beweist übrigens auch, wie falsch es sein würde, immer von einem ganz einheitlich fortlaufenden Zuge der Entwickelung zu sprechen. Die Neigung, mit Bewußtsein aus dem Guten das Beste zu wählen und neue Schriftarten zu schaffen, tritt überall dort auf, wo ein bisher des Schreibens unkundiges Volk zur Schrift übergeht, sobald nur eine

gewisse Auswahl unter verschiedenen Systemen möglich ist. Besonders in Hochasien, wo chinesische, indische, persische und später arabische Schriften als Vorbild dienen konnten, sind mehrfach im Laufe der Geschichte neue Schriftarten geschaffen worden, von denen sich allerdings nur wenige gehalten haben. Auch das phönikische Alphabet, dem wieder die griechische und lateinische Schrift entstammen, ist schwerlich eine einfache Nachbildung babylonischer, ägyptischer oder hethitischer Muster, sondern eine halb selbständige Schöpfung, die überdies, wenn die neueren Untersuchungen von Kluge, Fries und anderen das Richtige treffen, eine sehr merkwürdige Geschichte hat. Auf Kreta entstanden, wie das auch die Deutung der Buchstaben aus dem Griechischen beweist (*A* = *Ἀξίνη*, Axt, *M* = *Μάμμαι*, Brüste), scheint diese Schrift durch kretische Einwanderer, wahrscheinlich die Philister, nach Palästina gebracht und dort von den Phönikern aufgenommen worden zu sein. Die Einwanderung der Philister wird durch ägyptische Berichte bestätigt, die von Angriffen europäischer Inselbewohner auf die ägyptische und syrische Küste häufig erzählen. Durch die Phöniker wäre dann das Alphabet in verbesserter Form wieder nach Griechenland zurückgelangt.



Signaltrommel aus Kamerun. Museum für Völkerkunde in Berlin.

Die Anfänge der Schrift haben gezeigt, daß hier ein Kampf ums Dasein stattgefunden hat, der unter anderen Vorbedingungen ebensogut mit einem Siege des schriftlichen Ausdruckes über den mündlichen hätte enden können. Das Vorherrschen der Lautsprache in unserem Verkehr wie in unserem Denken ist nicht so selbstverständlich, wie es scheinen möchte. Selbst daß wir Wörter mit Hilfe der Sprachwerkzeuge unseres Körpers hervorbringen, statt andere Geräusche zur Sprache umzubilden, ist keine unbedingt notwendige Erscheinung. In diesem Sinne ist ein Blick auf die merkwürdige Trommelsprache westafrikanischer Negerstämme sehr lehrreich; in ihrer höchst entwickelten Form bei den Dualla in Kamerun hat sie R. Betz neuerdings ausführlich geschildert. Es handelt sich hier um eine wirkliche Sprache, in der man lange Unterhaltungen führt, Mitteilungen macht, auch wohl droht und schimpft; Beleidigungen, die man in der Trommelsprache ausstößt, werden härter bestraft als andere. Die Sprechtrommel (s. die obenstehende Abbildung) ist aus einem cylindrischen Rotholzblock gearbeitet, etwa 50 cm lang und 25 cm breit und enthält zwei 20 bis 40 cm lange Schlitze an den Seiten, von denen aus man das Innere ausgehöhlt hat. Man schlägt die Trommel mit zwei Schlegeln aus leichtem Holze; da die Wandungen der Trommel verschieden dick sind, entsteht ein höherer und ein tieferer Ton, gewissermaßen die Buchstaben der Trommelsprache. Den Trommeltönen entspricht eine mit dem Munde gesprochene Sprache, die aber nur in einer beschränkten Zahl von Fällen sich an die Umgangssprache anlehnt, in der Hauptsache also ganz selbständig oder vielmehr eine Nachbildung der Trommelklänge ist. Einige Beispiele mögen das erläutern. Die Trommeltöne

1 2 1 4 1 2 1 4 1

(wobei die Note unter der Zeile den tieferen, die darüber den höheren Ton bedeutet, die Zahlen die vier Stellen der Trommel, die angeschlagen werden können), werden mündlich wiedergegeben durch to-go-lo-gu-lo-go-lo-gu-lo und entsprechen dem Worte madiba (Wasser, Meer, Fluß), die Töne

1 1 4 1 2 1

ergeben ko-lo-gu-lo-go-lo oder to-lo-gu-lo-go-lo und bedeuten bwambo ba mutumbu (Prozeß, Verhandlung). Man kann sich also auch mündlich in der Trommelsprache

unterhalten. Aus den Wörtern werden ganze Sätze in einer merkwürdigen Art gebildet, die auch aus den von Betz mitgeteilten Beispielen nicht klar hervorgeht und jedenfalls einer genauen Analyse höchst würdig wäre. Jeder Dualla hat seinen Namen in der Trommelsprache, aber nicht alle verstehen sich auf sie. Trommelsprachen finden sich auch im Hinterlande von Kamerun bis weit ins Congobecken hinein, ein zweites Hauptgebiet dieser Sprachen ist das Tiefland des Amazonenstromes; anderswo beschränkt man sich meist auf gewisse Signale, ähnlich wie unser Militär, und legt ihnen dann gern einen bestimmten Text unter, wie das unsere Soldaten ja ebenfalls thun. Bowdich erwähnt als derartige Signaltexte der Heerführer des Aschantivolkes unter anderem: „Aschanti, betragt ihr euch jetzt recht?", „Solange ich lebe, kann nichts Schlimmes kommen", „Ich bin eines großen Königs Sohn", „Niemand darf mich beleidigen". Wahrscheinlich sind die eigentlichen Trommelsprachen aus diesen Anfängen entstanden, haben aber eine sehr eigenartige und selbständige Entwickelung genommen.

Blicken wir zurück auf die Urgeschichte der Sprache und Schrift, so ergibt sich eine große Wahrheit, die sich bei der weiteren Betrachtung der geistigen Kultur immer mächtiger enthüllen wird: die Anfänge alles geistigen Lebens, aller menschlichen Bethätigung sind eng verflochten wie das Wurzelwerk eines dichten Waldes, so daß es weder möglich noch nützlich ist, sie scharf zu trennen, mögen auch droben im Lichte die einzelnen Stämme sich gesondert erheben. Auch mit den Bächen, die von einem Gebirge herabfließen, und deren Quellen eng beisammen liegen, sind die Kulturentwickelungen zu vergleichen: Kinder einer gemeinsamen Mutter, strömen sie nach allen Richtungen ins Land hinaus, bleiben vielleicht dauernd getrennt oder vereinigen sich wohl auch wieder zu mächtigeren Gewässern. Sprache und Dichtung, bildende Kunst, Religion und Wissenschaft lassen sich auf dunkle, aber machtvolle Triebe des Innenlebens zurückführen und gewinnen, wie keimende Pflanzen, erst im Lichte des wachen Geisteslebens Gestalt, Farbe und Eigenart.

2. Die Kunst.

Wie der tröstende Schimmer eines freieren und edleren Daseins strahlt die Kunst über dem engen, dürftigen Treiben des Menschen; wie eine wunderbare Blume entblüht sie allen Werken seiner schöpferischen Kraft, nicht vom grübelnden Verstande erzeugt, und doch ergreifend und schön. Und hat der Vergleich mit einer Blume nicht einen tieferen Sinn? Ist nicht alles Lebende und Werdende, das unter den Strahlen der Sonne erwächst, in seiner Art ein Kunstwerk, ausgezeichnet bald durch zierlichen Bau, bald durch leuchtende Farbenpracht? Sind es nicht Äußerungen der gleichen Urkraft, die aus diesen Werken unbewußt schaffender Kunst und aus denen menschlicher Schöpferthätigkeit zu uns sprechen? Einer rein mechanischen Weltanschauung mögen alle Versuche, im Inneren der Dinge ihre wahre Eigenart zu suchen, statt sie aus äußerlichen Umständen abzuleiten, von Herzen mißfallen. Aber wenn der Darwinist mit Recht über den kindlichen Glauben spottet, daß die Blumen des Feldes zur Augenlust des Menschen geschaffen seien, so trifft er mit seiner Ansicht, daß alle Reize der Blume nur die Insekten als Vermittler der Befruchtung anlocken sollen, vielleicht noch gründlicher neben die Wahrheit, er erklärt eine Seite der Sache, aber der Kern der Frage bleibt im Dunkeln. Warum entfaltet sich gerade dann, wenn der Gärtner den Blütenpflanzen den Daseinskampf erleichtert, ihr künstlerisches Vermögen, wie wir es in diesem Sinne wohl nennen dürfen, am allerreichsten; warum beginnen sie dann, statt zufrieden ihren Schmuck fahren zu lassen, mit den freigewordenen

Kräften zu spielen, die Zahl der zwecklosen Blumenblätter auf Kosten der Fortpflanzungswerkzeuge zu vermehren und, wie etwa das Stiefmütterchen oder die Rose, die verschiedensten Farben anzunehmen? Ähnliche Erscheinungen zeigen die Haustiere, ja man könnte nicht ohne gute Gründe die Ansicht verfechten, daß der Kampf ums Dasein, je härter er ist, um so mehr die immer vorhandene Neigung zu spielender Thätigkeit, zum unbewußten Kunstschaffen unterdrückt. Wo sich Gelegenheit bietet und nicht jahrtausendelange Vererbung sie lähmt, entfaltet sie sich leicht und schnell.

Auch wenn zuzugeben ist, daß das bunte Kleid vieler männlicher Tiere dem anderen Geschlecht gefallen und dem Geschmückten bei der Werbung den Sieg verschaffen soll, ist die Frage erlaubt, warum denn dieser im übrigen zwecklose Putz Wohlgefallen erregt. Der Trieb, der den Körper zum Variieren des einfach Nützlichen zwingt, ist seines Zieles von vornherein gewiß; die Zuchtwahl reicht zum Verständnis der Erscheinung hier wie in so vielen anderen Fällen durchaus nicht aus oder hat nur sekundäre Bedeutung und verhüllt den Kern der Frage, statt sie zu lösen.


Altperuanisches Thongefäß. Bremer Museum.

So ist die Kunst eine allem natürlichen Werden innewohnende Eigenschaft, und indem der Mensch selbst als Schöpfer auftritt und die Stoffe der Natur zu neuen Werken in derselben Weise umformt, wie sich sein Körper aus den Trümmern zerstörter Existenzen aufbaut, beginnt auch er zugleich künstlerisch thätig zu sein. In der Form und Erscheinung jedes der Geräte, die er bildet, ist bereits etwas, das über den rein praktischen Zweck hinausweist und dem Reiche der Kunst angehört (s. die nebenstehende Abbildung und die auf S. 494), ja das spielend Phantastische kann ganz überwiegen und die Form bestimmen (s. die Abbildung, S. 495).

Auf keinem Gebiete der menschlichen Kultur sind freilich die Ergebnisse der wissenschaftlichen Betrachtung so unsicher und bei aller Fülle so unfruchtbar wie auf dem der Kunst. Mangel an Scharfsinn und Eifer trägt da wahrlich nicht die Schuld. Ist es ein Zufall oder entspricht es einer tieferen Ursache, daß der Kunst gegenüber alle die bewährten Mittel der Wissenschaft versagen, daß alles Messen und Zählen, Zergliedern und Experimentieren erfolglos bleibt? Noch freilich ist eine mächtige Quelle der Erkenntnis fast ungenutzt: indem die Ästhetik und die Kunstgeschichte sich fast nur mit den vollendeten Kunsterzeugnissen der höheren Kultur beschäftigten, und die unscheinbaren Keime und Anfänge, wie sie bei den primitivsten Völkern zu finden sind, vornehm vernachlässigten, haben sie gerade den Weg der Forschung verschmäht, der noch am ersten zur tieferen Erkenntnis führen kann. Neuerdings hat man endlich begonnen, ihn zu betreten, so vor allem Karl Woermann in seiner „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker“, und manches Vorurteil der alten Ästhetik hat bereits neuen Erkenntnissen Platz machen müssen. Ob freilich das letzte Rätsel auf diesem Wege, der doch immer nur ein Stück in die Vergangenheit zurückführt, zu lösen ist, steht sehr dahin, und wahrscheinlich wird die erste Begeisterung auch hier allmählich kühlerer Kritik Platz machen. Vor allem würde sich der Fehler rächen, wenn man nun ausschließlich die plumpen, unsicheren und zweideutigen Anfänge beachten und das Hohe und Vollendete, das anfangs den Blick allzusehr fesselte, ganz aus dem Spiele lassen wollte: wer einseitig nur aus den ersten Keimen das Wesen einer Erscheinung erkennen will, verliert leicht den Faden aus der Hand, der diese Anfänge notwendig mit den höheren Formen der Entwickelung verbinden muß, und er kommt in Gefahr, zufälliges Beiwerk mit der Hauptsache zu verwechseln.

Die Schwierigkeit aber, die aller verstandesmäßigen Erkenntnis der Kunst entgegensteht, liegt eben darin, daß ihre Wurzel so weit zurückreicht, daß sie vor allem Bewußtsein da war und im Grunde auch heute noch ihre eigentliche Schöpferkraft aus den unbewußt wirkenden Trieben gewinnt. Wie gering, ja gleichgültig die Hilfe des Verstandes und des wachen Bewußtseins bei vielen ihrer Schöpfungen ist, zeigt am besten die Musik; Karl du Prel hat nicht unrecht, wenn er das Traumleben als eine Parallele des Kunstschaffens betrachtet. Wenn bei den Kulturvölkern Kunstwerke, vor allem Dichtungen, entstehen, in denen Verstand und Bewußtsein übermächtig zu sein scheinen, so erklärt sich das aus dem Umstande, daß so vieles bewußt Erkannte und Erlernte wieder triebartig wird und dann in derselben Weise halbbewußt wirken kann wie die ursprünglich vorhandenen Triebe der Seele. Der Dichter baut seine Werke aus Bruchstücken verstandesmäßig gefundener Erkenntnisse, aber sein eigentliches Thun ist kein Ergebnis vernünftiger Überlegung, sondern der Ausfluß eines tief in ihm wohnenden, nach freier Äußerung verlangenden Triebes.



Altperuanisches Thongefäß mit einer Gruppe von Musikern. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 493.

Es wäre leicht, diesem Trieb nun einfach einen Namen zu geben, ihn etwa Kunsttrieb zu nennen und auf weitere Untersuchung dieser Kraft, deren Quelle ja weit jenseits aller menschlichen Kulturanfänge liegt, zu verzichten. Allein es ist die Frage, ob diese Spaltung in einzelne Triebe, deren jeder seine besondere Aufgabe hat, nicht gerade in diesem Falle ein ganz falsches Bild gibt, ob es sich nicht vielmehr um einzelne Äußerungen jenes großen Urtriebes handelt, den Schopenhauer so treffend als „Wille zum Leben" bezeichnet. Mag er sich als Geschlechtstrieb, als Gesellschaftstrieb, als Darstellungstrieb zeigen, es ist immer derselbe, der nur auf verschiedenen Wegen sich zu äußern, sich auszuleben strebt, und für den das einzelne Individuum nur ein vorübergehend benutztes Mittel der Verkörperung ist. Vielleicht ist gerade in den unbewußten Schöpfungen der Kunst seine Eigenart, weil sie hier von außen am wenigsten beeinflußt wird, am klarsten zu erkennen; die Kunst aber beginnt mit dem ersten Auftreten des Lebens auf der Erde. Hat doch Ernst Haeckel, der als der Hauptvertreter der dahinschwindenden rein naturwissenschaftlich begründeten Weltanschauung gelten darf, die kunstvollen Formen und Gehäuse der niedersten Tierwelt unseren Künstlern als Vorbilder in einem eigenen Werke vorgelegt! Damit ergibt sich schon, daß uns eine Untersuchung der Kunst der Naturvölker und vorgeschichtlicher Reste bestenfalls lehren wird, in welcher Gestalt diese Erscheinung sich zuerst beim Menschen unter der eigenartigen Bedingung eines teilweise bewußten Seelenlebens zeigt, daß sie aber das innerste Wesen der Kunst nicht aufzuhellen vermag. Ist es doch sogar schwierig, die Anfänge der bei den Menschen entwickelten Zeit- oder Bewegungskünste, Tanz, Musik und Dichtung, mit denen der bildenden oder Raumkünste unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu bringen, da ihre Äußerungen zu wenig übereinstimmen. Sie scheinen aus sehr verschiedenen Quellen zu entspringen, und doch ist ihr innerstes Wesen von gleicher Art, und nie hat man versucht, ihre Verwandtschaft zu leugnen.

Auch der Zusammenhang zwischen Kunst und Spiel ist längst anerkannt, ja im Grunde sind beide von gleicher Art, nur daß das Spiel mehr die Thätigkeit ohne praktischen Zweck im allgemeinen bedeutet, die Kunst aber noch der Form oder auf höheren Stufen eines gewissen

geistigen Gehaltes bedarf. Wie außerordentlich die Bedeutung des Spieles für die Anfänge der menschlichen Kultur ist, hat sich schon mehrfach gezeigt. Da es als eine Entladung von Kraftüberschüssen bezeichnet werden darf, so ergibt sich auch in diesem Sinne seine enge Verwandtschaft mit den unbewußten Kunstschöpfungen der organischen Natur, die dort am meisten hervortreten, wo der Kampf ums Dasein verhältnismäßig leicht ist oder durch menschliche Hilfe erleichtert wird. Freilich ist das Wort Kraftüberschuß mit einiger Vorsicht zu verwenden, da unsere Begriffe darüber sehr verschieden von denen primitiver Völker sind und überhaupt immer nur vom Standpunkte des Einzelnen geurteilt werden kann: der nackte und eben noch hungernde Wilde, der nach einem guten Schmause stundenlang tanzt und wahrscheinlich morgen wieder hungern wird, hat nach unserer Auffassung durchaus keine Kraft überflüssig und thäte weit besser, statt zu tanzen, wieder auf die Nahrungssuche zu gehen, sich besseres Obdach und Kleidung zu verschaffen u. s. w. Aber der Reiz des Spieles ist stärker als die Furcht vor Entbehrungen.

Es wäre ebenso bedenklich, von einem Spieltriebe zu reden, wie von einem Kunsttriebe. Jede Art der Thätigkeit und Lebensäußerung vermag in das Spiel überzugehen, und wieder kann aus dem Spiel eine ernsthafte Beschäftigung entstehen. Die Vögel zeigen das, indem sie teils beim Bau ihrer Nester künstlerische Neigungen beweisen, teils den geselligen Lärm oder den Paarungsruf melodisch ausgestalten, teils auch Werbungstänze aufführen und selbst der Nahrungssuche ein zweckloses Spiel anhängen, indem sie, wie der australische Spielvogel, Blätter zusammentragen und auf dem Boden ordnen oder bunte Steine sammeln. Wie aber das Spiel wieder zur Arbeit werden kann, ist leicht zu begreifen: im Spiel äußert sich am freiesten die Erfindungskraft, neue Formen und Sitten entstehen auf diesem Wege, um dann unentbehrlich und ein Teil der Kultur zu werden. Da namentlich die Bewegungskünste beständig neu hervorgebracht werden müssen, um genossen zu werden, so kann sich leicht das Spiel zum Beruf entwickeln und scheinbar ganz gleichberechtigt neben die produktiven Berufsarten treten. Ein zweiter Übergang vom Spiel zur Arbeit aber wird dadurch erzeugt, daß das Spiel als Übung der Kräfte dient, oder daß die Arbeit halb als solches behandelt und durch seinen Reiz schmackhaft gemacht wird, bis das Spiel endlich dauernd in Ernst übergeht.



Thonmokassin der Zuñi, Nordamerika. Nach J. Stevenson. Vgl. Text, S. 493.

Wenn der Wille zum Leben in der Kunst schöpferisch auftritt, so ist es verständlich, daß eine seiner mächtigsten Ausdrucksweisen, die Geschlechtsliebe oder der Fortpflanzungstrieb, in ihr einen zwar spielenden, aber starken und immer wiederkehrenden Zug darstellt. Der Zug ist so auffallend, daß man ihn wohl für den Urgrund aller Kunstthätigkeit gehalten, die Kunst für einen veredelten, in reinere Höhen erhobenen Geschlechtstrieb erklärt hat. Aber die Anfänge des Kunstschaffens bei den Naturvölkern bestätigen diese Ansicht nicht. Zwar fehlt es nicht an erotischen, oft bis zum Übermaß cynischen Tänzen, zu denen entsprechende Gesänge gehören, zwar tritt auch in der bildenden Kunst das Geschlechtliche oft in bald roher, bald naiver Weise hervor, aber von einem Überwiegen des erotischen Elementes ist keine Rede; die Kriegs- und Trauertänze, die Arbeitslieder, die zahllosen Ahnenbilder und die aus ihnen hervorgehenden Ornamente haben mit der Geschlechtsliebe nicht das mindeste zu thun, sondern sind Verkörperungen anderer Neigungen und Triebe. Selbst zahlreiche phallische Darstellungen sind einfach stark betonte Symbole, die nicht der Sinnlichkeit entspringen. Wer an dieser Erkenntnis festhält, wird auch die merkwürdige Stellung der beiden Geschlechter zur Kunst leichter verstehen: zweifellos

ist der Mann viel schöpferischer als das Weib, bezeichnenderweise vor allem in der Musik, die der Erotik, wie schon der Gesang der Vögel erkennen läßt, noch am nächsten steht, und man darf wohl annehmen, daß dieser Vorzug des Mannes mit seiner geschlechtlichen Aufgabe zusammenhängt; aber es ist deshalb nicht gestattet, dem Weibe das künstlerische Vermögen einfach abzusprechen, da ja die Erotik vielleicht das wichtigste, aber keineswegs das einzige Gebiet der Kunst ist. Daß der weniger mit Arbeit überbürdete Mann bei den Naturvölkern in der Regel mehr Kraftüberschüsse zu spielender Thätigkeit verwenden kann, kommt erst in zweiter Linie in Betracht.

Bei alledem ist der Reiz der spielenden Beschäftigung, der sich den Werken der bildenden Kunst gegenüber als dauerndes Wohlgefallen und innerliche Erhebung der Beschauer äußert, noch nicht erklärt. Alle Kunst hat etwas Berauschendes, Fortreißendes, ja in ihren rohen Formen, wie im unmäßigen Tanze, etwas bis zur Ekstase Betäubendes. Betrachten wir alles Spiel und daraufhin auch alle Kunstübung als die Entladung eines Kraftüberschusses, so ist wenigstens die physiologische Seite der Sache leicht verständlich: die aufgesammelten Kräfte verlangen nach Auslösung und verursachen ein Gefühl des Unmutes, das infolge des Öffnens des Kraftventiles, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in Behagen und selbst in stürmische Lust übergeht. Daraus ergibt sich auch gleich, warum die Arbeit, d. h. alle durch die Not des Daseins erzwungene Thätigkeit, nur ausnahmsweise ein Lustgefühl entfesselt: beim Spiele kann man den Zeitpunkt der Kraftentladung wählen und kann aufhören, sobald das durch sie ausgelöste Vergnügen erschöpft ist, bei der Arbeit bleibt in der Regel weder der Anfang noch das Ende der Laune des Einzelnen überlassen. Daher auch die Neigung, sie so lange als Spiel zu behandeln, bis die Kraftleistung sich nach ihr geregelt hat und nunmehr auch die täglich wiederkehrende Arbeit als erfreuliche Kraftentladung empfunden wird.

Auf das geistige Gebiet übertragen, erscheint der Reiz der Kunst und des Spieles als das Gefühl der Freiheit. Der von den Nöten des Lebens bedrängte und geängstigte Mensch schafft sich eine Welt des Scheines, in der alle beengenden Schranken fallen und kein Ziel mehr unerreichbar scheint, in der aber auch die Schmerzen des Daseins sich in ein freundliches Spiel verwandeln. In naiver Art zeigen uns das die Spiele der Kinder: den kleinen Wichten, die sich am Sandhaufen tummeln, sind die Sandkörnchen Edelsteine und Gold, eine Pfütze das Meer, Baumblätter eine Flotte stolzer Schiffe, ein paar Grashalme ein prächtiger Garten; der eine schwingt als General eines ungeheuren Heeres seinen Kindersäbel, den anderen macht eine Papierkrone zum König oder Kaiser. Was die Kunst leistet, ist im Grunde dasselbe, nur in höherem Sinne. Sie gewährt dem, der sich ihrem Zauber hingibt, Teil an allem Großen und Schönen, das Menschen besitzen und erstreben, sie erweitert für Augenblicke den engen Kreis seines Einzeldaseins, läßt ihn erkennen, daß er einer unermeßlichen Gemeinschaft angehört, daß er ein Teil des Naturganzen ist, und erhöht das Gefühl seines Daseins und seiner Kraft ins Unendliche. Selbst in den rohesten Formen der Anfänge liegt wenigstens ein Keim dieses wunderbaren Reizes der Kunst. Man kann sie auch als eine unmittelbare Form der Erkenntnis bezeichnen, die, weil sie aus den Regungen des unbewußten Innenlebens entspringt, zwar weniger klar, aber tiefer und überzeugender ist als alle mühsam durch den Verstand erlangte Einsicht. Das alte Wort „poeta — propheta“ hat seinen guten Sinn.

Die Erweiterung des eigenen Wesens zeigt sich auch noch in anderer, für das gesellschaftliche Leben äußerst wichtiger Weise: jede Kunstübung ist zugleich ein Mittel, das Gemeingefühl zu erhöhen und eine Harmonie der Empfindung innerhalb der Gesellschaft herzustellen. Dies geschieht schon dadurch, daß die Kunst zur Nachahmung zwingt, wenigstens in den derben

Formen der Zeitkünste; der Tanz namentlich und die dazu gehörige streng taktmäßige Musik reizen zur Teilnahme durch halb unwillkürliche Bewegungen. Hier kommt das „Gesetz der Nachahmung", wie es Tarde genannt hat, oder nach Billroths Ausdruck das „psycho-physiologische Gesetz der Mitbewegungen und Mitempfindungen" zu voller Wirksamkeit. Alles Gefühl des harmonischen Zusammenschlusses aber ist zugleich eine Erhöhung des Vertrauens und der Kraft. Auch das wirft wieder ein Streiflicht auf die Wichtigkeit der gemeinsamen Arbeitslieder; aber derselbe Zug erscheint auch in den Werken der bildenden Kunst, die einen einigenden Charakter haben, wie das die Gemeindehäuser und Ahnenbilder, die Tempel und Götterstatuen der verschiedenen Völker zeigen. Am reinsten, weil am wenigsten durch den Verstand angekränkelt, hat diese Kraft die Musik bewahrt, die naivste aller Künste, die gern mit Bewußtsein dazu verwendet wird, eine gemeinsame Stimmung herzustellen: die Kirchenmusik und der Choralgesang, die lustigen Märsche der Soldaten, das musikalische Vorspiel eines Dramas, die unvermeidliche Musik bei allen Festen und Aufzügen, ja selbst bei feierlichen Begräbnissen, alles dient diesem Zwecke. Anfänge dieser mannigfachen Anwendung fehlen auch bei Naturvölkern nicht (s. die nebenstehende Abbildung). Dieses Zusammenfassen der sonst wirr durcheinanderstrebenden Gefühle der Einzelnen gelingt aber der Kunst vor allem deshalb, weil bei aller Freiheit in ihr zugleich ein Element der Ordnung herrscht, das in der Musik und Dichtung, wo es am deutlichsten hervortritt, als **Rhythmus** bezeichnet wird. Vielleicht ist es einfacher und richtiger, dafür das Wort „Wiederholung" zu setzen; aller Rhythmus ist im Grunde Wiederholung, aber nicht auf jede Wiederholung paßt das Wort Rhythmus.



Musizierende Aino. Japanische Zeichnung. Nach D. Mac Ritchie.

Schon von vornherein ließe sich vermuten, daß die **Wiederholung als Grundgesetz der Form** wie in allen Erzeugnissen der organischen Natur, so auch in den Schöpfungen der Kunst hervortreten muß. Kein organischer Körper entspricht in seinem Bau jenen aus ungleichartigen Trümmern verworren zusammengebackenen Konglomeraten und Breccien, wie sie uns die Geologie als Bestandteile der Erdkruste kennen lehrt; immer lagern sich gleichartige Bestandteile aneinander, und der ganze Körper zeigt in seinem Bau die verschiedenen Arten der Symmetrie, die auch nur bestimmte Abarten der Wiederholung darstellen. Ebenso bedarf jedes Kunstwerk, um gewissermaßen einen Körper zu erhalten, der Wiederholung, es sei denn, daß es ein natürliches Gebilde einfach nachahmt; im Ornament erscheint sie besonders deutlich, aber ebenso in den Zeitkünsten: der Rhythmus und Takt, der Reim, die Assonanz, der künstliche Versbau sind alles nur besondere Arten der Wiederholung. Der Symmetrie entspricht die Harmonie, die feinste und edelste Form der Wiederholung, die z. B. bei einem Roman noch in der Abstimmung der einzelnen Teile gegeneinander hervortritt oder bei einem Gemälde die Geschlossenheit des Bildes durch fast unmerkliche Mittel zu erzeugen weiß. Immer wird auf diese Weise das Kunstwerk eine Einheit, ein selbständiger organischer Körper.

Dieser Körperlichkeit aber, dieses äußeren Haltes durch die Form bedürfen die Schöpfungen der Kunst, wenn sie nicht wirkungslos zerfließen sollen; sie erhalten erst dadurch einen Schein von Wahrheit und Berechtigung. Heißt doch **wiederholen** in gewissem Sinne soviel wie **begründen**. Daß es nach einem Blitze zu donnern pflegt, daß es warm wird, wenn die Sonne scheint, wissen wir doch zunächst nur, weil die Erscheinungen immer wiederkehren, und erst

sehr allmählich lernen wir den wirklichen Zusammenhang verstehen. In derselben Weise lernt das Kind sich in die Welt finden, indem es aus der Wiederholung bestimmter Reihen von Vorgängen auf deren Zusammenhang schließt. So gibt denn die Form mit ihren beständigen Wiederholungen den freien Erzeugnissen der Phantasie erst einen Schein von wirklichem, begründetem Dasein.

Endlich aber ist die Wiederholung auch Kraftersparnis und somit eine Hauptursache des freien, beglückenden Charakters der Kunst. Wer eine Arbeit verrichtet, die er nicht in mechanischer Weise vornehmen kann, sondern die bei jeder Bewegung eine gewisse Aufmerksamkeit erfordert, strengt damit seinen Geist ganz anders an, als wenn er in automatischer Weise Tanzbewegungen wiederholt oder eine einfache Melodie singt. Daher auch die Neigung, die Arbeit, so gut es geht, automatisch zu gestalten und ihr damit den Charakter des Spieles zu geben, was am besten durch gemeinsame taktmäßige Gesänge erreicht wird. Auch dann, wenn die Arbeit nicht mehr halb automatisch sein kann und die im Takt erklingenden Werkzeuge nicht mehr den Rhythmus bestimmen, verbreiten die Arbeitslieder wenigstens den Schein des Spielenden, Triebartigen über die Beschäftigung, bis sie endlich, nachdem die Arbeit zur festen Gewohnheit geworden ist und die Schaffenden keines besonderen Anreizes mehr bedürfen, allmählich verstummen. Unauflöslich ist der Bund zwischen Arbeit und Zeitkünsten also nicht; auch bei den primitivsten Völkern gibt es schon Lieder ohne Arbeit und Arbeit ohne Lieder.



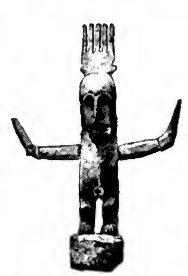
Tanzrassel aus Vogelschnäbeln, Alaska. Bremer Museum.

Ziehen wir nunmehr den Kreis unserer Betrachtung enger und suchen wir zu erkennen, was bei den Naturvölkern von Kunst zu bemerken ist, so müssen wir des leichteren Überblickes wegen eine Trennung vornehmen und die Zeitkünste von den Raumkünsten sondern. Was beide zu einem größeren Ganzen vereinigt, ist ja zur Genüge erörtert.

Alle Zeitkünste, Tanz, Musik und Dichtung, wachsen aus einer gemeinsamen Urschicht hervor: Musik und Tanz sind im Anfang nicht getrennt, und die Dichtung erscheint in der Form von Gesängen zunächst als Begleiterin der beiden, um erst allmählich größere Selbständigkeit zu gewinnen. Ziemlich früh tritt die Musik auch als selbständige Kunst auf, während der eigentliche Tanz der musikalischen Begleitung nicht entbehren kann. Seine selbständige Form ist die Pantomime, an deren Stelle sich aber meist das Schauspiel entwickelt, das in seinen Anfängen als eine Verbindung von Tanz und Dichtung bezeichnet werden darf.

Wenn Tanz und Musik zunächst eine Einheit bilden, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß der Tanz, diese „Poesie der körperlichen Bewegung", im Anfang wichtiger ist als das begleitende rhythmische Geräusch, das oft aus nichts anderem als Zusammenschlagen der Hände oder Geklapper mit den Waffen, einfachen Rasseln (s. die obenstehende Abbildung) u. dgl. besteht. Beide Künste sind wohl zuerst Ausflüsse des geselligen Behagens, vermögen aber bald alle Stimmungen spielend wiederzugeben und werden dann auch mit Bewußtsein bestimmten Zwecken angepaßt, ja der Tanz erlangt solche Wichtigkeit für das gesellschaftliche Dasein, daß man ihn zuweilen als göttliches Wesen personifiziert (s. die Abbildung, S. 499); es ist somit zunächst die Form des Tanzes bemerkenswert, während die entwickelten Arten der Tanzkunst, die endlich in mimische Darstellungen übergehen, am besten nach dem Sinn in Gruppen geteilt werden.

Man kann zweifeln, ob gewisse afrikanische Arten des Tanzes, bei denen jeder Teilnehmer, unbekümmert um die anderen, sich in ungraziösen Zappelbewegungen ergeht, als einfachste Urformen anzusehen sind, oder ob es sich hier nicht vielmehr um eines der vielen Zeugnisse geringer künstlerischer Anlage handelt, wie sie die Negerrasse auch sonst bietet. Im allgemeinen dürfte gerade die Ausführung gewisser gemeinsamer, wenn auch sehr einfacher Bewegungen für die frühesten Arten des Tanzes charakteristisch sein, also besonders das Tanzen im Kreise oder in Reihen, das sich oft neben höheren Kunstformen erhält. Während bei den Dinka nach G. de Pruyssenaere die Männer oft förmliche Pantomimen aufführen, besteht der Tanz der Weiber aus nichts weiter als aus derben Sprüngen im Kreise herum. Ähnliches beobachtete von François, als er an einem feindlichen Dorfe an der Busseramündung vorüberfuhr: die Männer, mit Bogen, Speer und Schild bewaffnet, ergingen sich in wütenden kriegerischen Stellungen, die Weiber aber tanzten in einem großen, nach dem Ufer zu geöffneten Halbkreise und sangen „Kommt, holt euch Pfeile!“



Gott des Tanzes, Kisar, Indonesien. Nach C. M. Pleyte. Vgl. Text, S. 498.

An der Loangoküste sah Degrandepré einen sehr einfachen Totentanz, dessen Mittelpunkt die Leiche des Verstorbenen war; die Frauen umkreisten sie langsam, indem sie sich dabei um sich selbst drehten, immer neue schlossen sich an, bis sich zuletzt ein großer Kreis um den Toten bewegte. Nur als Freudenbezeigung einfacher Art hat dagegen der sehr ähnliche Tanz zu gelten, den Stuhlmann öfter in der Gegend von Bukoba sah: nach der Arbeit schlossen sich die Leute zu einem Kreise zusammen und bewegten sich singend hintereinander her, indem sie bei jedem Schritt eine Vierteldrehung vor und zurück machten und dabei die Beine in merkwürdiger Weise übereinanderschoben. Einen Rundtanz der Frauen, die dazu mit den hocherhobenen Armen umherfuchtelten und krampfhaft den Körper verdrehten, beobachtete Pogge bei der Ankunft einer Karawane in Kiota.

Diese einfachen Tanzformen sind verschiedener Erweiterungen fähig. Wie bei der Leichenfeier an der Loangoküste der Tote den Mittelpunkt des Kreises bildete, so können auch andere Personen oder Sachen als Zentrum dienen. Bei einem Lieblingstanz der Negrito stehen einige Mädchen in der Mitte und werden von den Männern, die sich gegenseitig am Gürtel fassen, langsam umkreist; Siegestänze vieler nordamerikanischer Stämme hatten einen an einen Pfahl gebundenen Kriegsgefangenen zum Mittelpunkt, an dessen Stelle später vielfach, wie Heckewelder bezeugt, nur ein bemalter Pfahl aufgerichtet wurde, den man während des Tanzes bedrohte und schlug. Am häufigsten bildet, sobald die Tanzenden nicht selbst mehr den nötigen taktmäßigen Lärm machen, das Orchester das Zentrum. Oft erscheint ferner der einfache Rundtanz nur noch als Einleitung oder Intermezzo mimischer Vorführungen, wie das Buchta bei den Schilluk beobachtete: der Tanz der Männer begann mit einem nicht enden wollenden Rundlauf, der taktmäßig mit Gesang begleitet wurde, worauf sich die Mitwirkenden in zwei Gruppen teilten und ein Scheingefecht aufführten. Bezeichnenderweise hatten auch hier die Frauen die einfachste Form fast unverändert beibehalten und drehten sich, eng aneinandergedrängt, mit kräftigen Hüftbewegungen um eine Trommelschlägerin herum, die als Mittelpunkt des Kreises diente. Einen Übergang zu höheren Formen des Tanzes bildet endlich noch das Auftreten von Vortänzern, wie z. B. auf Neubritannien, wo meist, nach den Angaben Parkinsons,

die Tänzer in zwei langen Reihen aufmarschieren und alle Bewegungen des vordersten Paares von den übrigen nachgeahmt werden.

Den Rund- und Reihentänzen, bei denen vorwiegend die Beine bewegt werden, stehen andere gegenüber, die hauptsächlich auf Drehungen und Schwingungen des Oberkörpers und der Arme hinauslaufen, wobei nicht selten Tanzkeulen (s. die Abbildung, S. 501) oder -Stäbe die Gleichmäßigkeit der Bewegungen erleichtern. Das Vorwalten der einen oder anderen Art ist auch ethnographisch wichtig; der Orient, Indien und Indonesien sind die klassischen Gebiete des Armtanzes, wie man ihn der Kürze wegen im Gegensatz zum Beintanze nennen kann; selbst die spanischen Nationaltänze gehören meist zu dieser Gruppe. Der Armtanz, der weniger auf die Teilnahme aller Anwesenden als darauf berechnet ist, ruhig dasitzenden Zuschauern zu gefallen, begünstigt sehr die Entstehung einer berufsmäßigen Tänzerklasse. Aber auch sonst zeigt sich die Neigung, an Stelle des allgemeinen Tanzes den einiger Weniger vor bewundernden Zuschauern zu setzen, indem entweder ein Teil ruht, während andere tanzen, oder nur bestimmte Gruppen — die Krieger, die jungen Mädchen (vgl. die Tafel „Tanz der Mädchen auf Hapai" bei S. 16 und die Abbildung, S. 85) und dergleichen — ihre Kunst zeigen, oder endlich, indem die Masse der Zuschauer zugleich singend oder in die Hände klatschend das primitive Orchester bildet.

Überblicken wir diese mannigfachen Entwickelungen, so erkennen wir auch die verschiedenen Formen der Kunstausübung und des Kunstgenusses: die Vortänzer, die neue Tänze ersinnen, sind die schöpferischen Naturen, die übrigen Teilnehmer, die das Neuerfundene nachahmen oder die herkömmlichen Tänze wiederholen, verhalten sich rein reproduzierend, und die Zuschauer bilden den unentbehrlichen Gegenpol der Produktion, sie sind der einfach genießende und empfangende Teil, gewissermaßen der weibliche Gegensatz zur männlichen Schöpferkraft, die beide auch hier ohne einander nicht dauernd bestehen können. Nur auf den niedersten Stufen der Entwickelung fallen alle drei Klassen wenigstens scheinbar in eine zusammen — scheinbar, denn auch die einfachsten Formen des Tanzes müssen doch einen Erfinder haben, der gewissermaßen immer noch unsichtbar der Vorstellung als Leiter des Ganzen beiwohnt. Auch die Tänze leben ja, wie jedes Kunstwerk, unter Umständen im Rahmen der Dauergesellschaft unendlich viel länger als ihre Schöpfer.

Im übrigen ist freilich der Tanz die Kunstform, die am wenigsten durch Bild oder Wort wiedergegeben werden kann. Erst die Erfindung des Kinematographen gewährt die Möglichkeit, Tänze in ihren Einzelheiten genau zu studieren, und es ist wahrscheinlich, daß die vergleichende Völkerkunde sich dieses Mittels dereinst mit gutem Erfolge bedienen wird; der ethnographische Hörsaal einer Universität der Zukunft — vorläufig gilt die Völkerkunde ja überhaupt nicht als Wissenschaft und besitzt, von unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, weder Hörsaal noch Dozenten — wird mit diesem Instrument und den dazu gehörigen Vorrichtungen ausgerüstet sein müssen. Bis jetzt ist der Kinematograph schon seiner Kostspieligkeit wegen kaum zu solchen Zwecken benutzt worden, eine weitere Untersuchung des Tanzes von der rein formalen Seite nicht wohl möglich; um so besser gelingt ein Überblick, wenn wir den Sinn der verschiedenen Tänze ins Auge fassen.

Der Ursprung aller Kunstübung aus dem Lebenstriebe, also aus dem Unbewußten, zeigt schon, daß ein Sinn nicht notwendig mit ihr verbunden zu sein braucht. Aber das Bewußtsein macht rasch seinen Einfluß geltend, selbst bei der Musik, die doch im Grunde nur Stimmungen wiedergeben kann, aber in der Form der übelberufenen „Programmmusik" oder in der Oper

sich wohl oder übel ebenfalls den Forderungen des Bewußtseins anpassen muß. Der Tanz hat schon früh ein ähnliches Schicksal. Zunächst drückt er nur triebartig Empfundenes, also einfache Stimmungen, wie Freude, Trauer, Zorn, Liebe u. s. w., aus, dann aber geht er in die mimische Darstellung über, die nicht ohne vorherige bewußte Beobachtung der dargestellten Vorgänge denkbar ist. Man kann also Stimmungstänze und mimische Tänze unterscheiden.

Die bloße Freude am Dasein, die sich beim Menschen gewöhnlich mit der am gesellschaftlichen Beisammensein mischen wird, liegt einer großen Anzahl gerade der einfachsten Tänze zu Grunde; die dazugehörige Musik geht entweder aus halb unwillkürlichen Begleitlauten der Tanzbewegung oder aus jenem geselligen Lärm hervor, den wir schon als eine Hauptquelle der Sprache kennen gelernt haben. Manchmal entstehen auch aus der Entladung des Kraftüberschusses sonderbare Wettkämpfe. In Kuka beobachtete Denham einen Tanz der Weiber, bei dem die Tanzenden zuletzt paarweise so heftig mit dem Gesäß gegeneinanderrannten, daß immer je eine zu Boden stürzte. Ähnlich war der Schluß eines Tanzes der Betschuanen, dem Campbell zusah: je ein Mann und ein Weib rannten mit der Stirn gegeneinander, und es entstand immer großer Jubel, wenn ein Weib siegte und den Mann über den Haufen warf. Bei anderen Tänzen, die langsam beginnen und sich zu immer größerer Schnelligkeit steigern, bis die Tänzer erschöpft zusammenstürzen, scheint der Tanz wie ein Berauschungsmittel zu wirken oder eine Art Ekstase hervorzubringen; absichtlich zu diesem Zwecke üben ihn die bekannten tanzenden Derwische aus, für die er zugleich eine Religionsübung bedeutet.



Tanzkeule aus rotem Pfeifenstein vom oberen Missouri. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 500.

Auch abgesehen von diesen Übertreibungen bildet der Tanz ein willkommenes Mittel, angenehme oder wichtige Zustände in aller Breite auszukosten, kurze Genüsse künstlich zu verlängern, inhaltlose Feste und Versammlungen mit scheinbarer Geschäftigkeit auszufüllen.

Stimmungstänze können leicht in mimische übergehen, sobald man beginnt, die aus der Stimmung entspringenden Handlungen darzustellen; Liebes- und Kriegstänze unterliegen dieser Umwandlung besonders leicht. Bei erotischen Tänzen wird mit Vorliebe das Liebeswerben versinnlicht. So gibt der im 3/4- oder 6/8-Takt getanzte Comitan der Tagalen meist ein Bild der Liebesleidenschaft von ihren Anfängen bis zu den heftigsten Ausbrüchen des Verlangens; aber auch ernst gemeinte Anträge werden zuweilen durch einen Tanz ausgedrückt, wie das Delaporte im Laoslande (Hinterindien) beobachtete: es ist das einer jener merkwürdigen Übergänge vom Spiel zum Ernst, wie sie auch bei den Arbeitsgesängen hervortreten. Viele erotische Tänze der Naturvölker sind in hohem Grade cynisch und für unseren Geschmack abstoßend; aber schon Wilson hat bei der Besprechung tahitischer Tänze die Bemerkung gemacht, daß den Freiheiten des Tanzes durchaus nicht ein ähnliches Verhalten im gewöhnlichen Leben entspricht; im Tanze wird eben die Liebe als ein Spiel behandelt, das bei aller Übertreibung doch immer den Charakter der Harmlosigkeit hat. Um das zu erkennen, braucht man nicht nach Tahiti zu gehen, sondern nur unsere gewöhnlichen europäischen Tänze zu beobachten, die ja alle einen ausgeprägt erotischen Zug haben: weder die Kleidung der Damen noch die Gebärden und Stellungen der Tänzer entsprechen dem, was im sonstigen Verkehr üblich ist, und würden außerhalb des Ballsaales berechtigtes Befremden erregen.

Freilich bleibt der Tanz nicht immer harmlos, da er zugleich ein stark wirkendes Reizmittel ist, und in der That arten erotische Tänze häufig in wüste Orgien aus, wie das unter anderen Clozel bei den Baya im Hinterlande von Kamerun beobachtete; bei den Munda-Kolhs (Vorderindien) haben nach den Angaben des Missionars Jellinghaus viele Tänze einen derartig unsittlichen Charakter angenommen, daß sich alle besseren Elemente des Volkes von ihnen fern halten.

Auch der Kriegstanz entwickelt sich bald zur Pantomime, bald schlägt er in den Ernst der Wirklichkeit um. An und für sich mag er zunächst ein Spiel sein, das nur um seiner selbst willen da ist; aber leicht wird er mit thatsächlichen Ereignissen verknüpft, indem er entweder die Erinnerung an frühere Kämpfe wieder erwecken soll oder als ein wichtiges Mittel dienen muß, vor dem Kampfe eine gemeinsame kriegerische Stimmung hervorzurufen. Namentlich im ersteren Fall erscheint er leicht als mimische Darstellung, oder es treten wenigstens einzelne Paare auf, die einen Scheinkampf aufführen. Wissmann beschreibt einen Kriegstanz der Bakuba, der den Verlauf eines großen Gefechtes versinnlichte. „Mit herausfordernder Haltung und erhobenen Gewehren gehen die Parteien gegeneinander vor und wieder zurück, dann springen einzelne in langen Sätzen aus dem Trupp heraus, schlagen die Gewehre an und schießen in die Höhe, worauf sie ebenso schnell im Haufen wieder verschwinden. Die Abteilungen stürzen jetzt mit lautem Kriegsgeschrei aufeinander, und es entspinnt sich ein wütendes Handgemenge, indem der eine dem anderen das Gewehr zu entwinden sucht." Vielleicht noch häufiger als der mimische Erinnerungstanz ist der Kriegstanz, der vor einem wirklichen Gefechte aufgeführt wird, um eine begeisterte Stimmung der Menge zu erzeugen. Fast alle Naturvölker haben diese Sitte, oft tanzt man sogar gegen den Feind an und sucht ihn durch drohende oder verächtliche Gebärden herauszufordern. Psychologisch sehr merkwürdig sind die Fälle, in denen der Kriegstanz einfach deshalb in Ernst übergeht, weil er die Tänzer zu blutgieriger Wut aufgeregt hat, die sich nun in blinder Zerstörungslust entlädt. Auf Trinidad entstand ein vorher gar nicht beabsichtigter Indianeraufstand aus einem festlichen Kriegstanz, dem viele Spanier als Zuschauer beiwohnten; die Tänzer stürzten sich zuletzt auf ihre Unterdrücker und metzelten sie sämtlich nieder. Barth entging nur mit Mühe einem ähnlichen Schicksal, als er in Agades (Sahara) einem Kriegstanz zuschaute.

Die mimischen Tänze im engeren Sinne des Wortes entsprechen zum Teil der unmittelbaren Naturnachahmung in der bildenden Kunst. Mit besonderer Vorliebe werden Tiere in ihrem Gebaren vorgeführt. So sah Schellong in Finschhafen häufig einen Tanz, der das Liebeswerben zweier Vögel darstellte: der Hahn umkreiste die Henne, flatterte mit den Flügeln und wurde dann von einem Nebenbuhler gestört und bekämpft. Die Dschuanga bei Kattack in Vorderindien kennen nach Daltons Angabe Bären-, Tauben-, Schweins-, Schildkröten- und Wachteltänze. Genauer schildert er den Geiertanz, bei dem ein Mann sich wie tot auf den Boden legte, worauf sich ihm die Mädchen trippelnd näherten, auf ihn einsprangen und ihn so lange mit den Fingern zwickten, bis er zum allgemeinen Ergötzen laut aufschrie.

Sehr bemerkenswert sind die mimischen Tänze der Fidschianer, die H. St. Cooper eingehend geschildert hat, so der Tanz der fliegenden Füchse, der in zwei Akte zerfiel. Im ersten Akte tanzten zwei Gruppen phantastisch gekleideter Männer gegeneinander, ohne eine wirkliche mimische Vorstellung zu geben; beim zweiten Akte aber war in der Mitte des Tanzplatzes ein Pfahl mit einer künstlichen Bananentraube errichtet, der nun von den fliegenden Füchsen, die ihn erst flatternd umkreisten, unter möglichst treuer Nachahmung der Vorbilder geplündert wurde. Selbst zur Darstellung eines Naturschauspieles verstiegen sich die fidschianischen Tänzer

im „Seewogentanz“, der das Aufsteigen der Flut gegen das Riff versinnlichen sollte. „Zuerst“, schreibt Cooper, „stellten sie sich in einer langen Linie auf, darauf tanzten, die Linie unterbrechend, zehn oder zwölf auf einmal einige Schritte nach vorn, wobei sie ihre Körper nach vorn beugten und die Hände ausspreizten, als ob die kleinen Ausläufer einer Woge den Strand emporschössen; Woge auf Woge rollte heran, dann begannen sie am Ende der langen Linie rund herumzulaufen, zuerst nur wenige, von denen manche wieder zurückwichen, dann mehr und mehr, wie die Flut an der Uferseite eines Riffes emporsteigt, bis nichts mehr als ein kleines Koralleneiland übrigbleibt. Die Musiker machten dazu ein Geräusch gleich dem Toben der Brandung; und als die Flut weiter stieg und die Wogen sich auf der Insel begegneten und miteinander zu kämpfen begannen, warfen die Tänzer ihre Arme über den Kopf, wenn sie zusammentrafen, und die mit weißen Tappastreifen geschmückten Häupter zitterten, wenn die Tänzer emporsprangen, wie der Schaum der Brandungswellen. Das rings herum sitzende Volk jubelte vor Entzücken.“ Anderwärts erscheint auch die menschliche Wirtschaftsthätigkeit im Tanze wieder. Auf der Warriorinsel in der Torresstraße sah Moresby außer Kriegs- und Liebestänzen auch solche, die das Fischen im Meere und das Harpunieren des Dugong (eines großen Seesäugetieres) darstellten; am schönsten aber war der Tanz, durch den das Eintreten des Nordwestmonsuns und darauf das Pflanzen der Feldfrüchte versinnlicht werden sollte. Durch rasches Laufen der Tänzer um ein Feuer wurde das Wehen des Windes angedeutet, dann grub man scheinbar den Boden um, pflanzte die verschiedenen Knollenfrüchte und endete schließlich, gleichsam der gethanen Arbeit froh, mit einem lustigen Rundtanze.



Maske von Dallmannhafen, Deutsch-Neuguinea. Bremer Museum.

Die bisher genannten Tänze können im ganzen noch als reine, zwecklose Kunstübung betrachtet werden, wenn auch die Kriegs- und Liebestänze schon die Möglichkeit erkennen ließen, die beim Tanze entstehende Erregung mit Bewußtsein auszunutzen. Dieser Weg der Entwickelung wird vielfach weiter beschritten. Vor allem gewinnt der Tanz leicht einen *mystischen* Charakter, da man die Betäubung und Verzückung, in die das tolle Herumwirbeln den Tänzer versetzt, ebensogut für etwas Überirdisches und Zauberhaftes hält, wie man so oft den Rausch, der aus dem Genuß alkoholischer und narkotischer Genußmittel entspringt, mit religiösen Vorstellungen in Verbindung gebracht hat. Bei allen Krankenheilungen sind Tänze eine unvermeidliche Zugabe. Am verbreitetsten und als Ausgangspunkt mannigfacher Weiterbildungen bedeutsam sind die *Maskentänze* (s. die obenstehende Abbildung und die auf S. 505 sowie die verschiedenen Abbildungen auf S. 113 bis 125), die in ihrer überwiegenden Mehrzahl aus den Festlichkeiten und Umzügen der früher geschilderten Männerbünde hervorgehen; die Masken stellen meist Geister Verstorbener oder auch Totemtiere dar. Wo sich aus den Männerbünden geheime Gesellschaften entwickelt haben, sind diese Maskentänze zu einer feststehenden Einrichtung geworden, so besonders bei vielen Stämmen Nordwestamerikas. Bei den Kwakiutl macht zur Zeit der Wintertänze die sonstige Einteilung in Sippen einer neuen in geheime Gesellschaften Platz, deren jede ihre besonderen Masken, Lieder und Tänze besitzt. Die Tänze und Gesänge haben gegenwärtig in der Hauptsache den Zweck, die in Verzückung verfallenen Novizen der Geheimbünde wieder zu sich selbst zu bringen; jeder Fehler, der beim Tanzen oder Singen gemacht wird, zerstört die bereits erzielte Wirkung, ja ruft unter Umständen eine Ekstase der

ganzen Versammlung hervor. Die einzelnen Zeremonien sind oft sehr verwickelt, und Gruppen- und Einzeltänze wechseln miteinander ab.

Wichtige Vorgänge des Daseins, wie Pubertät, Eheschließung und Todesfälle, können oft nicht ohne Tänze vorübergehen, denen man dann meist einen besonderen Zweck unterlegt, ja die selbst als wichtigster Teil der zu vollziehenden Bräuche gelten. Als Cooper in Tibet reiste, wurde ihm eines Tages ein junges Mädchen zugeführt, worauf andere junge Mädchen das Paar umtanzten und mit Kränzen bewarfen; die Freude des Reisenden über die idyllische Szene wurde beträchtlich getrübt, als er erfuhr, daß er nunmehr mit dem Mädchen endgültig verheiratet sei und sie auf seiner weiteren Reise mit sich nehmen müsse. Der Rundtanz hatte also hier die Verbindung der beiden symbolisiert und zugleich vollzogen. Trauertänze scheinen dagegen vielfach den Zweck zu haben, den Geist des Toten von seiner bisherigen Wohnstätte wegzuscheuchen; nur eine Fortbildung dieser Idee sind die sogenannten Teufelstänze der Singhalesen, die die Absicht verfolgen, Krankheitsgeister zu verjagen, wozu dann eine ganze Heilkunde oder Apotheke von entsprechenden Masken (vgl. die Figuren 1 bis 3 der Tafel „Masken verschiedener Völker" bei S. 117), Melodien und Tanzformen gehört.

Auch wo eigentliche Masken fehlen, sind doch fast immer besondere Tanztrachten im Gebrauch, die dem Inhalt des Tanzes mehr oder weniger entsprechen und den engen Zusammenhang zwischen Tracht und Kunstübung erkennen lassen. Die Bemalung ist ein besonders beliebtes Mittel, das Aussehen des Körpers der Stimmung anzupassen, aber es wird auch nicht selten, besonders um Trauer auszudrücken, völlige Nacktheit beliebt. Zuweilen darf man die Nacktheit wohl auch als einen Nachklang früherer Zustände betrachten, die sich in allen Formen der Kunst besser erhalten als in der Wirklichkeit; es mag nur an die veralteten Wörter in der Dichtung erinnert sein oder an das Festhalten der Baukunst an älteren Stilformen, die nur mühsam den Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt werden. Die Kunst hat eine unverkennbare Abneigung gegen das Neue, verstandesmäßig Gefundene und vermag sich erst nach und nach mit ihm zu versöhnen, da sie eben selbst kein Ergebnis des Verstandes und der Berechnung ist.

Mit dieser Neigung zum Alten steht die Thatsache in einem gewissen Gegensatz, daß die meisten Kunstschöpfungen kein allzulanges Leben haben, während allerdings andere, die in den Schatz dauernder Bräuche und Sitten eines Stammes aufgenommen worden sind, vielen Generationen als geistiges Band dienen. Bei den Tänzen tritt das sehr deutlich hervor: es gibt Stammes- und Familientänze, die als geheiligtes Herkommen betrachtet werden und wenig dem Wechsel unterworfen sind, und andere, die zeitweilig in die Mode kommen, um dann wieder zu verschwinden. Anscheinend macht hier auch der Volkscharakter seinen Einfluß geltend. So scheinen bei den Indianern Nordamerikas die feststehenden Tänze zu überwiegen, jeder Stamm hat eine Anzahl herkömmlicher Tänze für bestimmte Gelegenheiten und überliefert sie getreulich den Nachkommen. Long fand bei den östlichen Indianerstämmen, unter denen er längere Zeit lebte, einen Kalumettanz, Kriegstanz, Häuptlingstanz, Abreisetanz, Skalptanz, Todestanz, Gefangenentanz, Heimkehrtanz, Speertanz, Hochzeitstanz und Opfertanz. Im nordwestlichen Amerika haben die verschiedenen Sippen ihre besonderen Tänze, die sich nur durch Heirat weiterverbreiten.

Im Gegensatz dazu besteht in Polynesien, auch bei den Australnegern, eine gewisse Neigung, mit den Tänzen zu wechseln; damit aber treten sofort die produktiven Naturen, die Erfinder von Tänzen und Liedern, bedeutsam in den Vordergrund. In Queensland werden bei jeder der großen Stammeszusammenkünfte neue Gesänge und Tänze vorgeführt, die von

einzelnen besonders dazu beanlagten Leuten ersonnen und eingeübt werden. Es entsteht so leicht der eigene Beruf eines Tanzmeisters, der dann, wie auf Fidschi, die herkömmlichen Tänze lehrt, aber auch neue erfindet, zuweilen selbst im Traum neue Tanzformen sieht, die er dann ausführen läßt. An die Stelle des Erfindens tritt oft das bequemere Entlehnen. Mariner sah auf Tonga einen Tanz, der von den Samoainseln stammte und bei den Zuschauern vielen Beifall fand, ein Vorgang, der sich in Polynesien vielfach wiederholt hat.

Neben den produktiven Künstler tritt oft schon ein anderer Kunstjünger, der **Virtuos**, der weniger durch Schöpferkraft als durch die Gewandtheit der Darstellung ausgezeichnet ist und sich scharf von dem nunmehr ganz passiv gewordenen zuschauenden Publikum unterscheidet. Bei vielen gemeinsamen Tänzen treten bereits einzelne hervor, die besonders schwierige Bewegungen oder mimische Szenen allein ausführen, anderseits bilden sich auch die geheimen Gesellschaften bei ihrem Verfall zuweilen zu bloßen Gruppen berufsmäßiger Tänzer um. Sowie aber die Kunst zum Berufe wird, zeigt sich ein neuer Zug der Entwickelung, der von großer Wichtigkeit für die soziale Stellung der ausübenden Künstler ist: die kleine Gemeinschaft, der die Tanzkünstler ursprünglich angehören, ist ein zu enger Rahmen für einen Beruf, der in der Hauptsache nur bei vereinzelten festlichen Gelegenheiten recht zur Geltung kommt, im gewöhnlichen Tagestreiben aber sehr überflüssig ist, und ferner läßt sich, da es sich für die Zuschauer nur um ein Vergnügen, aber nicht um ein Bedürfnis handelt, der Wert der Kunstleistung schwer abmessen, und die Bezahlung bleibt meist dem guten Willen des Publikums überlassen. So grenzt das wandernde Künstlertum leicht an Vagabundenwesen und Bettelei, es fehlt ihm das feste Haften an der Scholle, der Zusammenhang mit der Sippe und zugleich die Sicherheit des Daseins, die aus regelmäßiger und wirtschaftlich brauchbarer Arbeit entspringt. Die Folge ist jene Mißachtung der darstellenden Künstler, die auch bei uns den Schauspielern lange Zeit angehaftet hat und noch nicht überall ganz überwunden ist, sowie überhaupt das Mißtrauen gegen alles „fahrende Volk“. Es kommt hinzu, daß manche unstete Völkchen, die schmarotzend in fremden Volkskörpern leben, sich auf Musik und Tanzkunst verlegt haben, so zum Teil die Zigeuner Europas oder die Griot in Senegambien, und daß die Verachtung, die auf diesen Parias der Gesellschaft ruht, auf alle wandernden Künstler ausgedehnt wird.



Farbige Gesichtsmaske aus Indien. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 503.

Die umherziehenden Tänzer sind in der Regel zugleich Musiker oder doch von solchen begleitet; aber es kommen auch bei Naturvölkern schon Künstler vor, die sich ausschließlich der Musik widmen, mit der allerdings der Gesang noch lange fest verbunden bleibt. Die Neigung der einzelnen Künste, sich zu trennen und selbständig weiterzuentwickeln, beginnt eben schon früh, und in diesem Sinne ist es wohl angebracht, auch die Musik in ihren Anfängen besonders zu betrachten.

Die reine **Musik** spricht unter allen Künsten am wenigsten zum Verstande und am unmittelbarsten zum Gefühl. Sie bedarf deshalb auch, um nicht völlig in regellosen Lärm zu

zerfließen, am meisten des festen Haltes, den der Rhythmus gewährt; dieser Rhythmus aber, den wir auch beim Tanze kennen lernten, ist schon im Leben des Körpers durch die Regelmäßigkeit der Herzschläge, des Atems und der Fußbewegung vorgezeichnet. In seiner Grundform erscheint er als Takt, der wieder auf verschiedene Weise entstehen kann. „Wie die Schritte“, sagt darüber M. Benecke, „haben auch die Töne vier Eigenschaften, welche das Gefühl des Taktes hervorrufen können. Wir unterscheiden bei den Tönen Länge und Kürze im Zeitmaß, Höhe und Tiefe nach der Schnelligkeit, Stärke und Schwäche nach der größeren oder kleineren Schwingungsweite der tonerzeugenden Mittel, und schließlich Klangfarben nach der Festigkeit oder Spannkraft der schwingenden, tönenden Teile und den dadurch bedingten besonderen Neben- und Obertönen.“ Jeder Takt kann aus einer Anzahl von Tönen bestehen, die aber nach den Untersuchungen Piersons die Zahl von 14 nicht überschreiten dürfen, da nicht mehr als 14 aufeinanderfolgende Töne noch als Einheit aufgefaßt werden können; als ursprünglich und einfach müssen die Gruppen aus 2, 3, 5, 7 und 9 Einheiten gelten, da alle übrigen sich auf sie zurückführen lassen.

Sobald es sich nicht um einfaches Taktschlagen, sondern um wirkliche Musik handelt, tritt ein neues Element hinzu, die Melodie, die den wahren Inhalt des Tonstückes bildet, während der durch Händeklatschen, Trommelschläge und dergleichen hervorgehobene Takt nur als äußeres Gerüst dieses Inhaltes gelten kann. Wo zu einfachen Trommeltönen getanzt wird, gibt eben der Tanz den Inhalt der Kunstleistung, die ohne ihn nichts wäre als ein sinnloses taktmäßiges Geräusch; auch der rhythmische Arbeitslärm gewinnt erst künstlerischen Charakter, wenn dazu gesungen oder getanzt wird. In der Melodie nun dürfen wir den unmittelbaren Ausfluß einer Stimmung oder Gemütsbewegung erkennen, die in den Zuhörern eine ähnliche Stimmung hervorruft. Auch die gewöhnliche Sprache nimmt, wie Herbert Spencer hervorhebt, leicht einen melodischen (aber nicht rhythmischen) Charakter an, wenn sie in lebhafterer Gemütserregung hervorgebracht wird oder in dem Angesprochenen bestimmte Gefühle erwecken soll: bittende Worte haben immer etwas Melodisches, ebenso der getragene Kanzelton oder die Klagen eines Trauernden. Wenn Wallaschek dagegen einwendet, daß die Musik ursprünglich nicht an die Sprache gebunden ist, so vergißt er, daß sich Gefühle auch durch unartikulierte Laute ausdrücken lassen. Erst das Hinzutreten des Rhythmus nun hebt diese Töne über das Alltägliche hinaus in das freie Reich der Kunst. Neben dem Takte erscheinen dann die Wiederholungen der einzelnen melodischen Teile, die zu den höheren Formen der Tonkunst hinüberleiten; immer haben die Musikstücke, in denen der Takt und damit das aufregende, zu körperlicher Bewegung drängende Element vorwaltet, wie Märsche und Walzer, einen weniger edlen Zug an sich als andere, die vorwiegend durch den Reiz der Melodie zu wirken suchen, besitzen aber dafür eine viel lebhaftere Wirkung auf die Menge. Aber auch nach der melodischen Seite hin sehen wir allmählich das Übermaß der Wiederholung zurücktreten, ja ganz verschwinden, wie oft in Richard Wagners Tondramen; freilich tritt hier sogleich wieder eine neue, umfassendere Form der Wiederholung in der Gestalt des Leitmotivs auf.

Über das Wesen der primitiven Melodik hat J. C. Fillmore eine Theorie aufgestellt, die alle Beachtung verdient. Nach ihm liegt jeder Melodie ein Akkordgefühl zu Grunde, und sie selbst ist meist nichts weiter als der zerlegte tonische Dreiklang, der ja nach den Entdeckungen Helmholtz' in jedem Tone in Gestalt von Obertönen schon mit enthalten ist. Die häufig vorkommenden Viertels- und Drittelstöne wären dann nur ein Ergebnis unsicherer Intonation, Moll nur ein zu tief intoniertes Dur. Als Grundlage der Harmonie erschiene die auf dem

tonischen Dreiklang beruhende Skala D-F-A-C-E-G-H-D. Wallaschek hat diese Ansichten Fillmores, die er größtenteils billigt, dahin ergänzt, daß die abweichenden Skalen durch die Beschaffenheit der Musikinstrumente bestimmt sind, ebenso wie die Thatsache, daß die diatonische Folge sich nicht ins Unendliche weiter entwickelt hat.

Die Freiheit des musikalischen Ausdruckes wird also stark durch die Mittel beschränkt und beeinflußt, mit denen die Töne hervorgebracht werden. Beim Tanze ist es in der Hauptsache immer der menschliche Körper, der in rhythmischen Bewegungen künstlerisch wirkt und höchstens durch phantastische Trachten, Masken oder in der Hand getragene Stöcke, Waffen oder symbolische Bilder unterstützt wird. In der Musik würde ihm die menschliche Stimme entsprechen, die in der That ein ausgezeichnetes Werkzeug ist, aber vielen anderen Mitteln der Schallerzeugung bald an Stärke, bald an Klangfarbe nachsteht: schon in ihren frühesten Anfängen wird deshalb die Musik durch Instrumente hervorgebracht oder unterstützt, wären es auch nur die zusammenschlagenden Hände oder klappernde Holzstücke. Was an Stärke und Schönheit des Klanges dadurch gewonnen wird, geht zunächst am Ausdruck verloren, bis man feinere Instrumente erfindet, die jede Tonhöhe wiederzugeben gestatten und durch ihr Zusammenspiel harmonisch wirken. Immerhin sind es gerade die Instrumente, auch die verhältnismäßig einfachen, die eine selbständige Entwickelung der Musik zuerst begünstigen und sie von der Dichtung ablösen, die naturgemäß, wenn die menschliche Stimme als Tonerzeugerin gebraucht wird, immer ihren Einfluß geltend macht.

Die Arten der primitiven Musikinstrumente sind nicht besonders zahlreich, und ihre Einteilung macht deshalb auch keine Schwierigkeiten. Am besten unterscheidet man zwei große Gruppen, deren eine alle die Instrumente enthält, die ausschließlich oder vorwiegend den Takt markieren, während der zweiten jene anderen angehören, auf deren Mitwirkung der melodische Teil der Vorführung beruht; die ersten können ohne Hilfe der anderen, an deren Stelle auch die menschliche Stimme treten kann, nur rhythmischen Lärm erzeugen, die zweiten bedürfen dagegen der Beihilfe der ersteren nicht. Freilich ist die Grenze zwischen beiden Gruppen nirgends ganz scharf: ein im Takt angeschlagenes Stück Holz ist zweifellos ein reines Taktinstrument, aber das Xylophon, das aus einer ganzen Reihe abgestimmter Hölzer besteht, und dem manche afrikanische Formen ähnlich sind, kann wie ein melodisches Instrument gespielt werden. Selbstverständlich machen auch die Blas- und Streichinstrumente eine aufsteigende Entwickelung durch, denn ursprünglich lassen sich auf allen nur verhältnismäßig wenige Töne hervorbringen.

Das natürlichste Instrument des Menschen, das sich zum Markieren des Taktes eignet, ist die flache Hand; die klatschenden Laute, die entweder beim Zusammenschlagen der Hände oder beim Aufschlagen auf andere Körperteile, wie Schenkel oder Hüften, entstehen, sind die beliebteste Begleitung zu Tanz und Gesang der Naturvölker, die auch bei uns, z. B. bei Turnspielen, noch mit Erfolg verwendet werden. Was dem Händeklatschen seine besondere Bedeutung verleiht, ist die Erhöhung des Gemeingefühles, die es hervorbringt, und die wieder darauf beruht, daß jeder wenigstens in dieser bescheidenen Weise an der Kunstübung teilnehmen kann. Sobald eigentliche Instrumente verwendet werden, beginnt sich das Orchester von den Zuhörenden zu scheiden.

Die Taktinstrumente sondern sich wieder ungezwungen in Schlaginstrumente, Rasseln und Schwirrapparate. In ihren vollendeteren Formen bestehen die ersteren aus dem eigentlichen Schallkörper und dem Schlägel, aber es sind einfachere Vorstufen vorhanden, indem entweder nur der eine oder der andere Teil als wirkliches Gerät ausgebildet ist. Ist nur

der Schallkörper etwa in Gestalt einer Trommel vertreten, dann dient in der Regel die Faust oder die flache Hand als Schlägel; bei den Australnegern dagegen dient die Erde als Resonanzboden, den man mit Holzstücken oder mit Schilden, Bumerangs oder Speeren schlägt. Als wenig differenzierte Schlaginstrumente kann man auch die Klappern bezeichnen, die aus zwei ungefähr gleichgeformten Stücken von Holz oder irgend einem anderen Stoff bestehen und einfach mit den Händen gegeneinandergeschlagen werden. In Australien bedient man sich zu diesem Zwecke meist zweier Bumerangs, kennt aber auch eigens angefertigte längliche Holzstücke (trora), von denen manche Arten nur bei besonderen geheimen Zeremonien gebraucht werden.



Signaltrommel von Neuguinea. Museum für Völkerkunde in Berlin.

In der Regel soll das Gerät, das man mit dem Schlägel bearbeitet, durch seine Schwingungen den Schall in der Hauptsache hervorbringen, doch erscheint ausnahmsweise auch einmal der Schlägel als Schallkörper, so bei den Papua der Astrolabebai: hier schlägt man mit den hohlen Stücken von Bambusstämmen gegen Bäume und kann auf diese Weise je nach der Dicke des Bambus Töne von verschiedener Höhe hervorbringen. Der mit einem festen Schlaginstrument bearbeitete Schallkörper kann wieder solid sein, falls der Stoff, aus dem er gefertigt ist, schon in diesem Zustande in genügende Schwingungen zu versetzen ist, oder hohl. Aufgehängte Holzstücke, die angeschlagen einen weithin vernehmbaren Ton geben, wie die Schallbretter der Bewohner der Andamanen, sind bei den Naturvölkern noch jetzt zu finden und vertraten selbst in Deutschland in den ersten Zeiten der christlichen Propaganda vielfach die Glocken. Die am weitesten verbreiteten hohlen Schallkörper aber, die meist aus Holz hergestellt werden, sind die Trommeln.

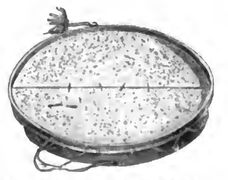
Die Trommeln zerfallen wieder in die zwei Gruppen der einfachen Holztrommeln und der an einem oder beiden Enden des Hohlkörpers mit Fell überspannten Trommeln. Als Vorbilder der ersten Gruppe haben zweifellos hohle Bäume gedient, wie deren noch heute auf den Neuen Hebriden als Lärminstrumente verwendet werden; die zweite geht möglicherweise auf die Lederwalkerei und -Klopferei zurück, also auf eine Form der gemeinsamen Arbeit. In ihrer gewöhnlichsten Gestalt erscheint die einfache Holztrommel als länglicher Abschnitt eines Baumstammes mit einem Längsschlitze, von dem aus das Innere ausgehöhlt worden ist; meist ist sie außerdem an beiden Enden mit Hervorragungen versehen (s. die obenstehende Abbildung), die entweder aus dem ganzen Holze gearbeitet oder nachträglich eingesetzt sind, und mit deren Hilfe man die Trommel tragen oder freischwebend lagern kann. Zuweilen, wie bei Trommeln der Admiralitätsinsulaner oder der Battak, sind diese hervorstehenden Stücke zu kleinen menschlichen Figuren ausgearbeitet, die wohl als Ahnenbilder zu

betrachten sind. Es finden sich auch abweichende Formen, so Trommeln aus Fidschi von kahnförmiger Gestalt mit einer kleinen viereckigen Öffnung auf der Oberseite. Die afrikanischen Trommeln, die wir schon als Werkzeuge der Trommelsprache kennen lernten (vgl. die Abbildung, S. 491), sind den melanesischen recht ähnlich.

Neben den einfachen Holztrommeln, aber weiter verbreitet als sie und auch bei den Kulturvölkern gebräuchlich, erscheinen die mit Fell überzogenen Schallinstrumente. Sie bestehen in der Regel aus einem Holzcylinder, der oft enorm lang und dünn ist und entweder nur an dem einen Ende oder an beiden mit einem Stück Haut überspannt ist, das als Schlagfläche dient. Neben den hölzernen Trommeln erscheinen in Afrika auch thönerne sowie paukenartige (s. die nebenstehende Abbildung), aus halbierten großen Kürbissen hergestellte Instrumente. Die Trommeln der Papua sind durchweg nur an einem Ende mit einer Schallmembran bespannt, die afrikanischen oft an beiden Seiten, wobei dann meist beide Membranen durch straffgespannte Schnüre oder Sehnen verbunden sind. Bei vielen papuanischen Trommeln wird das Hautstück durch einen um die Trommel gelegten Ring, an dem es durch Schnüre befestigt ist, straff gehalten und durch Holzkeile, die man zwischen Ring und Trommel eintreibt, höher oder tiefer gestimmt; ähnliche Vorrichtungen finden sich auch häufig bei afrikanischen Formen. Da die Felltrommeln nicht wohl die Vorsprünge der einfachen Holzinstrumente haben können, erscheinen sie in Melanesien meist mit einem seitlichen, oft in Tierform ausgeschnitzten Holzgriff. Im südlichen Neuguinea hat die ganze Trommel vielfach die Gestalt eines Krokodils oder einer Eidechse, indem das offene Ende den aufgerissenen Rachen des Tieres darstellt. Diese Schnitzereien sind von großem Interesse, denn sie lassen auch äußerlich erkennen, daß man dem dumpfen Ton der Trommel eine gewisse mystische Bedeutung beilegt und sie nicht ohne Grund bei Festen der Geheimbünde oder bei Totenfeiern und Menschenopfern mit Vorliebe erschallen läßt. Es ist merkwürdig, daß die anderen eigentlichen Taktinstrumente, die Rasseln und Schwirrhölzer, diese Eigenschaft mit den Trommeln teilen, während von anderen Instrumenten höchstens die Flöten oder gewisse trompetenartige rohe Lärmerzeuger in Betracht kommen; auch diese Thatsache läßt darauf schließen, daß die mystische, hypnotisierende Wirkung der Musik mehr dem eintönigen, taktmäßigen Lärm als der wechselnden Melodie zuzuschreiben ist, und auch nur in diesem Sinne hat Billroth recht, wenn er im Takte das Erste und Wesentliche der Musik sieht.



Trommel aus dem Congogebiet. Nach Lemaire.



Trommel der Nenenot-Indianer, Nordamerika. Nach L. M. Turner.

Wenn bei den melanesischen und afrikanischen Trommeln der Schallkörper oder der „Sarg“, wie der technische Ausdruck lautet, überwiegt, ist er bei den hyperboreischen Formen zu einem bloßen Rahmen der Schallmembran zusammengeschwunden. Manche nordwestamerikanische (s. die obenstehende Abbildung), nordafrikanische und sibirische Trommeln sind in der That nichts weiter als ein Holzreifen, über den ein Stück Haut gespannt ist. Auch diese Instrumente dienen vorwiegend mystischen Zwecken und sind ein Hauptwerkzeug der Schamanen.

Trommeln mit metallenem „Sarge“ finden sich bei den Kulturvölkern, besonders in der Form der einseitig bespannten Kesselpauke; indes sind die meisten Metalle in der Form von

Platten und Blechen selbst schon stark tönende Körper, wie das die chinesischen Gongs (Tamtams) beweisen, die auch in Hinterindien und im Sunda-Archipel Beifall und Verbreitung gefunden haben (s. die untenstehende Abbildung). Hohlkörper besonderer Art sind die Glocken, deren eigentümlich mächtiger Klang ihnen ebenfalls mystische Weihe und sogar die Ehre verschafft hat, der christlichen wie der buddhistischen Kirche als wichtiges Instrument des Kultus zu dienen; daß sie trotzdem einen gewissen unheimlichen Zug nicht verloren haben, beweisen die zahlreichen Glockensagen. In Afrika sind kleine eiserne Glocken namentlich in der Form von Doppelschellen (vgl. die Abbildung, S. 57) weit verbreitet und dienen den öffentlichen Ausrufern als Lärminstrument, sind aber oft auch die Abzeichen der Häuptlinge oder Stammesheiligtümer, die mit größter Sorgfalt bewahrt werden. In Benin, wo eine förmliche Bronzekultur neuerdings entdeckt worden ist (s. die beigeheftete Tafel „Altertümer aus Benin"), fanden sich auch einfache und Doppelglocken aus Bronze.



Javanische Musikkapelle. Nach Photographie.

Die Doppelglocken stellen schon einen Versuch dar, mehrere tönende Körper zu vereinigen und auf diese Weise Instrumente zu schaffen, mit deren Hilfe sich auch Melodien wiedergeben lassen. Ein sehr altes chinesisches Instrument dieser Art besteht aus einer Anzahl dünner, in der Form von Winkelhaken geschliffener Steinplatten, die sorgfältig abgestimmt sind. In Afrika finden sich dagegen Holzklaviere, wenn der anspruchsvolle Name gestattet ist, die nach verschiedenen Grundsätzen konstruiert sind. Das bekannteste, von den Kaffern Marimba genannt, besteht aus einer Anzahl von länglichen Holzplatten, die an einem langen Holzstück befestigt und außerdem an ihren Enden durch Schnüre verbunden sind, und die man mit hölzernen Schlägeln bearbeitet; meist dient ein bogenförmiges Holz als Handgriff und zugleich zur seitlichen Befestigung der Schnüre, auch bringt man wohl hinter jedem Holzplättchen einen kleinen Kürbis oder die halbe Schale einer Kaffernorange als Schallverstärker an. Die Zahl der Holzplättchen beträgt in der Regel zehn. Ganz anders gebaut ist das Instrument Sanza, das aus einem Holzstück mit darauf angebrachten dünnen Bambussplittern besteht, die in einer Reihe nebeneinander befestigt sind und derartig emporragen, daß man sie mit dem Finger niederdrücken und wieder emporschnellen lassen kann; das Schwirren der verschieden starken Bambusspäne erzeugt Töne von verschiedener Höhe. Statt des festen Holzblockes kommt auch ein hohler Schallkörper als Unterlage vor.



Altertümer aus Benin.

Erklärung der umstehenden Altertümer.

1. Bronzener Flügelkopf eines Negers, im Besitze des Herrn Prof. Dr. Hans Meyer in Leipzig; 1/8 wirkl. Größe.

2. Bronzener Panther, in englischem Privatbesitze; 1/7 wirkl. Größe.
(Zwei ähnliche Panther befinden sich im Besitze Kaiser Wilhelms II. Die Zeichnung der Flecken ist lediglich durch Punzen hervorgebracht worden.

3 und 4. Zwei kunstvoll geschnitzte Elefantenzähne, im Museum für Völkerkunde zu Leipzig.

5. Bronzeplatte, im Besitze des Herrn Prof. Dr. Hans Meyer in Leipzig; 1/4 wirkl. Größe.

Als die Engländer im Jahre 1897 Benin, die Hauptstadt des gleichnamigen, östlich vom Niger begrenzten Königreichs in Westafrika, eroberten, erbeuteten sie merkwürdige, alte, geschnitzte Elefantenzähne und Bronzen, die durch ihren vortrefflichen Guß bald allgemeinere Aufmerksamkeit erregten. Das Interessanteste aus dieser Beute sind die mit mannigfachen Figuren bedeckten Bronzeplatten von 30—70 cm Länge, nach dem Grundsatze des verlornen Wachsmodells (vergl. Goethes Benvenuto Cellini) in einem Gusse stark erhaben gegossen: nur an den Gewändern oder den Flächen des Hintergrundes sind Muster durch nachträgliches Ziselieren, Feilen, Hämmern und Punzen ausgeführt worden. Die hier sich zeigende Technik ist nahezu vollkommen: die Oberfläche ist rein und das Metall sparsam verwendet, da selbst feine, weit vortretende Teile der Figuren inwendig hohl sind. Auf der umseitig unter Fig. 5 wiedergegebnen Platte ist ein Häuptling mit zweien seiner Krieger zu sehen: echte Negergesichter mit breiten Nasen, wulstigen Lippen, großen Augen; besonders fallen die helmartige Kopfbedeckung mit Zacken und Spitzen (vgl. vor allem auch Fig. 1) und die das Kinn verdeckenden Perlenketten auf. Jedenfalls haben wir hier einheimische Arbeit westafrikanischer Neger aus dem Hinterlande der Guineaküste vor uns; die Herstellungszeit der besten Stücke ist nach Tracht und Bewaffnung der darauf dargestellten Westeuropäer genau zu bestimmen: diese Bronzen stammen aus dem 16. bis 17. Jahrhundert. Das beweisen auch die übrigen abgebildeten Stücke. Die Bildschnitzereien der Elefantenzähne decken sich inhaltlich zum großen Teile mit den Darstellungen der Bronzen; nur begegnen hier häufiger mythologische Gegenstände und Tiere. Die Schuld der größern Unbeholfenheit im Stile liegt wohl an der vom Stoffe gebotenen Schwierigkeit der Bearbeitung.

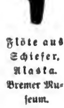
(Zum Teile nach dem in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft veröffentlichten Bericht über F. v. Luschans Vortrag vom 19. März 1898.)

Echte Taktinstrumente, die sich auch kaum einer weiteren Entwickelung fähig zeigen, sind die **Rasseln und Klappern**, die bei uns nur noch als Kinderspielzeug vorkommen. Man kann wieder Rasseln unterscheiden, die aus einer Anzahl klappernder Gegenstände zusammengesetzt sind, und Hohlrasseln, die aus einem Hohlkörper mit darin befindlichen kleinen Steinen, Fruchtkernen und dergleichen bestehen; beide Arten werden durch einfaches Schütteln zum Tönen gebracht. Zur ersten Gruppe gehören die merkwürdigen Assaklappern von der Astrolabebai (s. die untenstehende Abbildung), Bündel von Nußschalen mit phantastisch geschnitzten Handgriffen, oder manche nordwestamerikanische Rasseln aus Vogelschnäbeln, die an einem Holzreifen befestigt sind (vgl. die Abbildung, S. 498). Das Vorbild der zweiten Gruppe sind wohl jene verschiedenen Früchte gewesen, die beim Vertrocknen des Fruchtfleisches als dürre Hohlkörper übrigbleiben, in denen, wenn man sie schüttelt, die Samenkerne klappernd umherrollen. In der That sind auch hohle Früchte, besonders Kürbisse, in die man durch eine kleine Öffnung Steine gefüllt hat, die verbreitetsten aller Rasseln; zuweilen sind sie, wie das namentlich gewisse aus Paraguay stammende Formen zeigen, noch außerdem mit klappernden Muscheln oder Nußschalen verziert, so daß hier also beide Hauptarten verbunden auftreten. Hölzerne Rasseln, die aus zwei Teilen zusammengesetzt sind, finden sich besonders häufig in Nordwestamerika; die phantastischen Formen vieler dieser Instrumente lassen auf ihre mystische Bedeutung schließen, die durch andere Beweise vollauf bestätigt wird. Bei südamerikanischen Stämmen kommen auch Klappern aus Flechtwerk vor, deren Ton natürlich recht schwach ist. Als eine besondere Gruppe sind die kastagnettenartigen Instrumente zu nennen, die ursprünglich wohl einfach das Schnalzen mit den Fingern verstärken und ersetzen sollten.



Rasseln aus Bogadjim, Astrolabebai, Deutsch-Neuguinea. Bremer Museum.

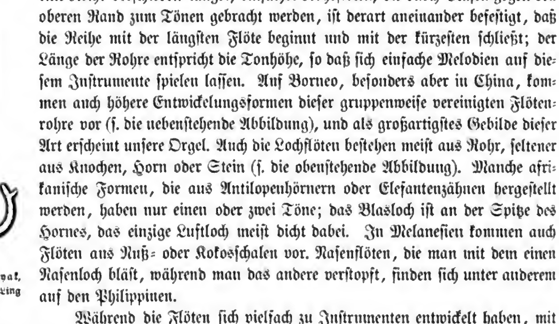
Die Schwirrhölzer (vgl. die Abbildungen, S. 50 bis 52), über die schon an anderer Stelle eingehender gesprochen worden ist, können nur mit Vorbehalt unter den Musikinstrumenten aufgezählt werden, da sie nicht einmal zum Erzeugen taktmäßigen Lärmes gut geeignet sind, sondern ein eintöniges summendes Geräusch hervorbringen. Sie kommen denn auch kaum als Bestandteile eines größeren Orchesters vor, sondern dienen in der Hauptsache als Schreckmittel bei mystischen Gebräuchen.



Flöte aus Schiefer, Alaska. Bremer Museum.

Ausnahmsweise finden sich neben den genannten Lärminstrumenten noch allerlei andere, wie z. B. in Südamerika gekerbte Stöcke, über die man mit einem anderen Stocke hinfährt und dadurch ein nervenzerreißendes, knatterndes Geräusch hervorruft; in manchen Fällen werden alle möglichen Dinge, Waffen, Hausgeräte oder Schmucksachen, zu einem improvisierten Höllenkonzert gebraucht.

Die zweite große Hauptgruppe der Musikinstrumente, die der Melodieträger, wie man sie im Gegensatz zu den Taktschlägern nennen kann, ist weit entwickelungsfähiger als diese letzteren. In ihren Anfängen sind die Melodieträger, die wieder in die zwei Hauptabteilungen der Blas- und der Saiteninstrumente zerfallen, auch nichts weiter als Erzeuger eines eintönigen, mehr oder weniger taktmäßigen Lärmes oder, wie zahlreiche Holz- und Muscheltrompeten, einfache Verstärker der menschlichen Stimme, die durch den bloßen Hauch nicht zum Tönen gebracht werden können. Daneben aber ist überall schon ein echtes Blasinstrument, die Flöte oder Pfeife, bekannt. Im Prinzip beruht die Wirkung der Flöte darauf, daß ein Luftstrom durch eine enge Öffnung getrieben oder gegen eine scharfe Kante geblasen wird, wodurch dann ein pfeifender Ton entsteht, dessen Höhe sich durch ziemlich einfache Mittel variieren läßt. Am häufigsten geschieht das auf die Weise, daß man das Rohr der Flöte mit einer Anzahl von Luftlöchern versieht, die man mit den Fingern abwechselnd schließt und öffnet. Ganz anders konstruiert ist die sogenannte Panflöte, die namentlich in Melanesien verbreitet ist: eine Reihe verschieden langer, einfacher Rohrflöten, die durch Blasen gegen den oberen Rand zum Tönen gebracht werden, ist derart aneinander befestigt, daß die Reihe mit der längsten Flöte beginnt und mit der kürzesten schließt; der Länge der Rohre entspricht die Tonhöhe, so daß sich einfache Melodien auf diesem Instrumente spielen lassen. Auf Borneo, besonders aber in China, kommen auch höhere Entwickelungsformen dieser gruppenweise vereinigten Flötenrohre vor (s. die nebenstehende Abbildung), und als großartigstes Gebilde dieser Art erscheint unsere Orgel. Auch die Lochflöten bestehen meist aus Rohr, seltener aus Knochen, Horn oder Stein (s. die obenstehende Abbildung). Manche afrikanische Formen, die aus Antilopenhörnern oder Elefantenzähnen hergestellt werden, haben nur einen oder zwei Töne; das Blasloch ist an der Spitze des Hornes, das einzige Luftloch meist dicht dabei. In Melanesien kommen auch Flöten aus Nuß- oder Kokosschalen vor. Nasenflöten, die man mit dem einen Nasenloch bläst, während man das andere verstopft, finden sich unter anderem auf den Philippinen.



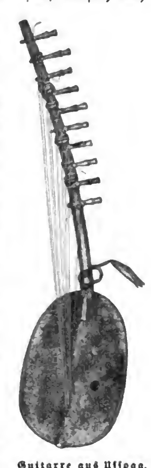


Flöte der Dayak, Borneo. Nach Ling Roth.

Während die Flöten sich vielfach zu Instrumenten entwickelt haben, mit deren Hilfe sich wirkliche Melodien hervorbringen lassen, sind andere Formen von Blasinstrumenten bei den Naturvölkern nur wenig über rohe Anfänge hinausgelangt. Die Trompeten, wenn man unter diesem Namen alle Musikinstrumente zusammenfassen kann, bei denen der

Luftstrom auf eine vibrierende Zunge wirkt, sind nicht gerade selten, aber dienen meist nur zum Erzeugen eintönigen Lärmes oder zum Blasen von Signalen. Die meisten sogenannten Trompeten sind dagegen einfache Schallverstärker, in die man hineinschreit, so die Ilpirra der Bewohner Inneraustraliens oder die Muscheltrompete der Polynesier.

Einen ganz anderen Charakter haben die Saiteninstrumente (s. die untenstehende Abbildung und die auf S. 518 und 519), bei denen ein straffgespannter Faden durch Zupfen, Anschlagen oder Streichen zum Vibrieren und damit zum Tönen gebracht wird. Daß hier der Bogen als Vorbild gedient hat, ist um so weniger zu bezweifeln, als er selbst vielfach noch heute als primitives Musikinstrument dient (vgl. die Abbildung, S. 299). Noch die Mauren in Spanien begleiteten ihre Gesänge zuweilen mit dem Schwirren von Bogensehnen, wie glaubwürdige Berichte bezeugen; in Afrika findet sich dieser Brauch noch jetzt, nur daß man häufig den Bogen durch Anbinden eines Schallkörpers, gewöhnlich einer Kürbisschale, zu verbessern weiß. Statt einer Sehne kann man mehrere anbringen, die in der Regel nichts weiter als abgelöste Baststreifen des Bogens sind und nun, damit sie straff bleiben, durch einen Steg angespannt werden müssen; auf diese Weise entsteht ein in Afrika sehr verbreitetes Instrument, das immerhin schon eine Anzahl von Tönen hervorzubringen gestattet. Allmählich wird der Schallkörper vergrößert, bis der Rest des Bogens nur noch ein Anhängsel bildet; die Saiten werden dann bereits durch Schrauben angespannt und gestimmt (s. die nebenstehende Abbildung). Damit ist der Weg zu unendlichen Variationen des Grundgedankens eröffnet. Eine eigenartige Gruppe scheinen die Saiteninstrumente zu bilden, bei denen die Saiten an Hörnern mit dem noch daransitzenden Schädel, der als Schallkörper dient, befestigt sind; an Stelle des Schädels erscheinen dann andere Hohlkörper, Schildkrötenschalen, Kürbisse und endlich Holzkasten, an Stelle der Hörner Holzstäbe, so daß nur noch die Form des Instrumentes an seinen Ursprung erinnert.



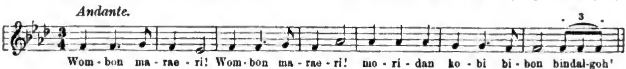
Guitarre aus Ussoga, Ostafrika. Museum für Völkerkunde in Leipzig.

Das wären in der Hauptsache die Instrumente, mit deren Hilfe sich die reine, vom Gesang losgelöste Musik zu bilden beginnt. In den weitaus meisten Fällen freilich ist von einer Trennung der Schwesterkünste noch nicht die Rede, aber das Wesen der Musik läßt sich auch an den Tönen des Gesanges studieren. Die Musik der Naturvölker ist neuerdings zum Gegenstand eingehender Forschung gemacht worden, so von Fillmore, dessen Ansichten oben schon erwähnt worden sind. Mit ihnen stehen die Anschauungen C. Stumpfs teilweise in Widerspruch. Stumpf hat darauf hingewiesen, daß verschiedene Harmoniesysteme möglich und auch wirklich vorhanden sind, abweichende Intervalle zwischen den einzelnen Tönen der Skala, andere Grundtöne als in unseren Dur- und Molltonleitern und eine andere Anzahl von Stufen. Neben der siebenstufigen Tonleiter ist besonders die fünfstufige verbreitet.
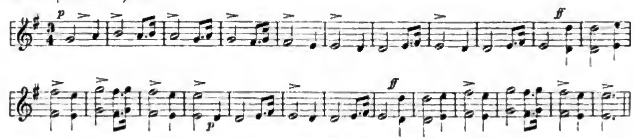
Die primitive Musik schreitet wohl anfangs überall in geringen Intervallen fort; das Tempo ist sehr verschieden; häufig beginnt es schleppend, um sich allmählich immer mehr zu steigern, ebenso steigt der Ton gern nach und nach bis zum Fortissimo, worauf der Gesang oft ganz plötzlich abbricht. Viele Lieder bestehen aus einförmigen Wiederholungen, daneben finden sich auch schon Melodieen höherer Art; wenn der Gesang in Solovortrag und Chor zerfällt,

sind die Einzelvorträge mehr melodisch, der Chor mehr taktmäßig, zuweilen auch umgekehrt. Da eine nähere Analyse primitiver Tonstücke langwierig und dabei schwer verständlich sein würde, mag eine Reihe von Proben das Wesen der Musikanfänge verdeutlichen. Fast alle Lieder sind von Trommelschlag, Händeklatschen und dergleichen begleitet zu denken, soweit nicht Arbeitsgeräusche den Takt angeben; neben Chorgesängen finden sich auch Einzellieder; namentlich von den unsteten Jägervölkern, den Australnegern und Buschmännern, wird berichtet, daß sie meist einzeln oder zu zweien und nur ausnahmsweise, namentlich bei Tanzfesten, im Chore singen.

Ein Kriegslied der Australier, das die Widerhaken der Wurfspieße besingt, gibt Lumholtz:
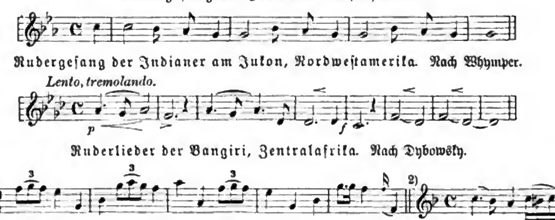


Ebenfalls australischen Ursprunges ist ein Klagelied um einen Verstorbenen, das Beckler in Neusüdwales hörte:



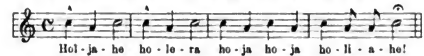
Die höheren Oktaven werden hier von den Frauen und Kindern gesungen, und zwar mit größter Reinheit und Präzision. Karl Hagen sagt von diesem Liede, daß es „trotz seiner Einfachheit doch im Tempo und Tonart (E moll) die Stimmung vollkommen und würdig wiedergibt. Besonders wirksam ist der Einfall der Oktaven. Unter ihnen hebt sich namentlich die Terz e-g hervor als einziges größtes Intervall und erscheint uns so als der überwältigende Aufschrei des Schmerzes.“

Als Vertreter der Arbeitslieder mögen einige Rudergesänge folgen, von denen die zwei ersten von nordamerikanischen Indianern herrühren, die anderen vom Negerstamm der Bangiri am mittleren Ubangi, von den Battak auf Sumatra und von den Kru in Westafrika, denen ihre Melodie übrigens auch sonst als Arbeitslied dient.

Rudergesang der Indianer. Nach Th. Baker.
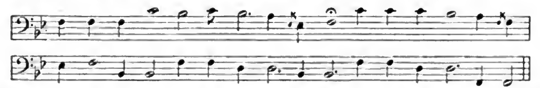


Ruderlied der Battak, Sumatra. Nach v. Brenner.
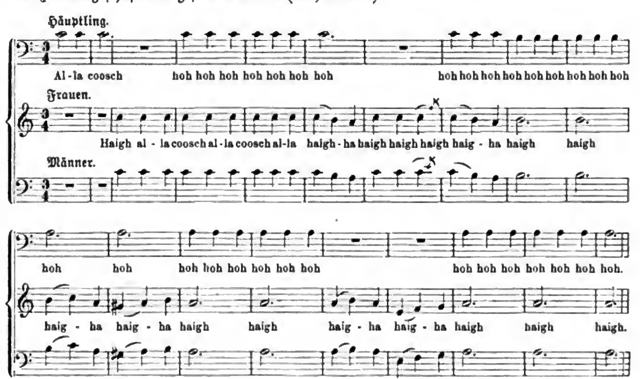


Ruder- und Arbeitslied der Kru, Westafrika. Nach Hübbe-Schleiden.
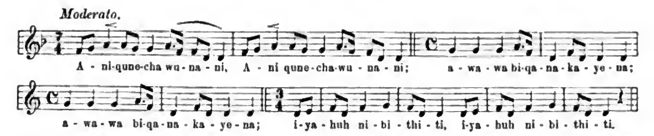


Von den zahlreichen Liedern der Nordwestamerikaner, die sie bei den Festen ihrer Geheimbünde und bei den Wintertänzen singen, mag eines der einfachsten (nach J. C. Fillmore und F. Boas) hier stehen. Der Sinn des Textes lautet: 1) Mein Geist ist nicht stark genug, mein Geist ist nicht stark genug, halaweya. 2) Mein Geist fürchtet sich, mein Geist fürchtet sich, halaweya. 3) Ich habe ihn gesehen, seinen Wintertanz.



Als Beispiel eines Sologesanges mit Chor kann ein ebenfalls aus Nordwestamerika, und zwar von den Eingeborenen am Norfolksund stammender Gesang dienen, der als Einleitung von Handelsgeschäften angestimmt wurde (nach Niblack):
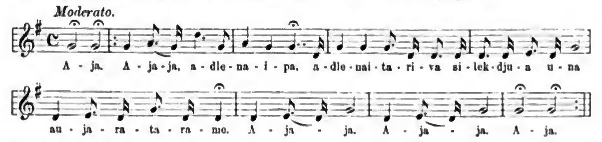


In diesem Stücke herrscht die einfache Wiederholung vor, eine Melodie ist nur in rohen Anfängen vorhanden. Weit melodischer ist ein Gesang der Arapaho-Indianer, eine Art Gebet, das von den Teilnehmern am Geistertanze angestimmt wurde. Der Text lautet: Vater, habe Mitleid mit mir! Vater, habe Mitleid mit mir! Ich weine vor Durst, ich weine vor Durst! Alles ist verschwunden, ich habe nichts zu essen — Alles ist verschwunden, ich habe nichts zu essen.
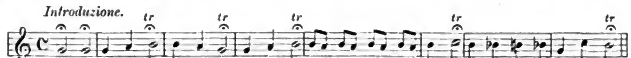


James Mooney, der diesen Gesang mitteilt, bemerkt dazu: „Er wird in klagendem Tone gesungen, ja zuweilen fließen Thränen über die Wangen der Tänzer herab, wenn die Worte sie an ihre gegenwärtige elende und abhängige Lage erinnern. Man kann den Text die indianische Umschreibung des Vaterunsers nennen."

Sehr interessante Musikproben der Eskimo, die neben Recitationen auch wirkliche Melodien besitzen, hat Boas gegeben. Eines der beliebtesten Lieder ist folgendes:

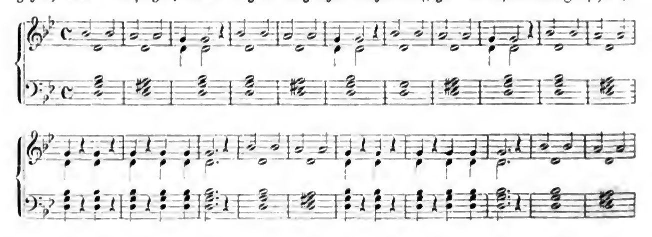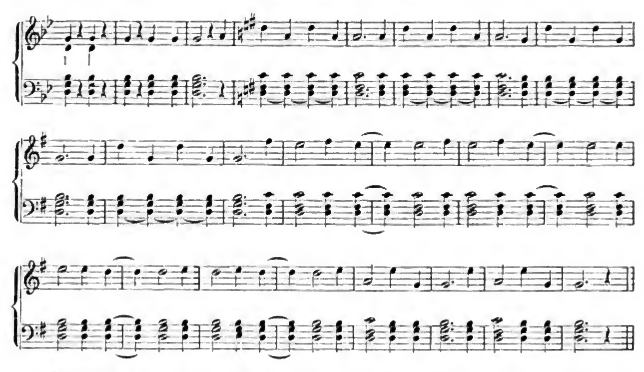


Daß es bei den Naturvölkern auch Gesangsvirtuosen gibt, bezeugt Middendorff, dem einmal drei giljakische Sänger ihre Weisen vortrugen. Den Vogel schoß ein gewisser Njaungur mit folgendem Gesange ab:
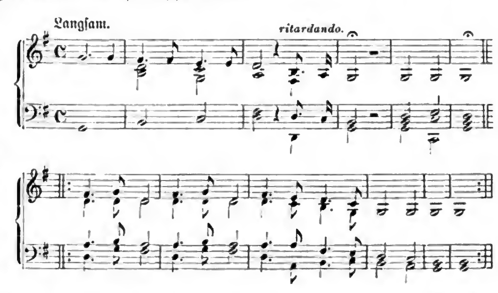


„Njaungur", fügt Middendorff hinzu, „entwickelte eine besondere Virtuosität im Singen; schon die Melodie zeigte sich viel variierter als die früheren; dann produzierte er aber noch das Stottern, Versagen der Stimme, Zuschnüren der Kehle und Zustopfen der Gurgel mit darauf folgendem Herausrülpsen der Worte wie sein Vorgänger, und außerdem schlug er außer dem Gutturalbockstriller noch einen Nasenfisteltriller."

Mit einigem Mißtrauen sind alle Niederschriften primitiver Musikstücke zu betrachten, die auf eine nachträgliche Harmonisierung durch den europäischen Übermittler schließen lassen. Immerhin mag hier ein von der Salomoninsel Florida stammendes, von Codrington und Bailey aufgezeichnetes Stück folgen, da Codrington im ganzen ein zuverlässiger und besonnener Forscher ist.





Ähnlichen Bedenken wie das Musikstück von Florida unterliegt wohl auch der folgende choralartige Gesang der Somal, den Paulitschke mitteilt:



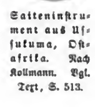
Diese wenigen Beispiele geben freilich nur ein höchst ungenügendes Bild der primitiven Musik; auch kann bei der recht geringen Zahl der bisher gesammelten Melodien von einer wohlerwogenen Auswahl des Charakteristischen kaum die Rede sein.

Wenden wir uns den Anfängen der Dichtung zu, so ist das Material weit reicher und etwas besser bearbeitet, aber im übrigen ist hier unglaublich wenig geschehen, um die Überfülle des Stoffes zu ordnen und zu sichten, geschweige eine vergleichende Dichtungskunde auch nur in den einfachsten Zügen zu begründen. Neuerdings hat Karl Bücher wenigstens nach einer Richtung hin gezeigt, welche Bedeutung dieser Wissenszweig einmal gewinnen kann; im übrigen muß jeder Versuch, einen Überblick über das verheißungsvolle Gebiet zu gewähren, aus Mangel an grundlegenden Vorarbeiten ein trauriges Stückwerk bleiben.

Bei keiner anderen Kunstgattung sind Form und Sinn so scharf auseinanderzuhalten wie bei der Dichtung. In der Musik tritt der Sinn, soweit er durch den Verstand aufgefaßt werden kann, völlig zurück; in der Tanzkunst ist er oft bedeutungslos und erscheint, wo er doch vorhanden ist, in einer allgemein verständlichen Bildersprache. Von einer Dichtung aber kann erst

dann die Rede sein, wenn sich die Töne des unartikulierten Gesanges oder die Begleitlaute des Tanzes in Wörter und Sätze verwandeln und damit einen verstandesmäßig erfaßbaren Sinn erhalten; dieser Sinn aber ist wieder nur denen verständlich, die der Sprache mächtig sind, und kann anderen nur in der Form einer mehr oder weniger gelungenen Übersetzung zugänglich gemacht werden. Damit ist schon die große Schwierigkeit angedeutet, die der Untersuchung aller primitiven Dichtkunst entgegensteht: jede Sprache hat ihre Eigenart, die sich in der Form des Kunstwerkes spiegelt, und die in keiner anderen Sprache vollkommen genau nachgebildet werden kann, während die Wiedergabe des Sinnes leichter gelingt. Wir kennen demnach keine Dichtung in ihrer Art genau, wenn wir sie nicht im Urtext und gleichzeitig in einer möglichst sinngetreuen Übersetzung prüfen können. Aber was heißt in solchem Falle der Urtext. Das geschriebene Wort kann niemals das gesprochene ersetzen, niemals Klang und Tonfall der Rede getreu wiedergeben: erst der Phonograph, der aber noch wesentlicher Verbesserungen bedarf, verspricht hier wirklich brauchbaren und dauernd verwendbaren Stoff für die Untersuchung der primitiven Metrik zu liefern.

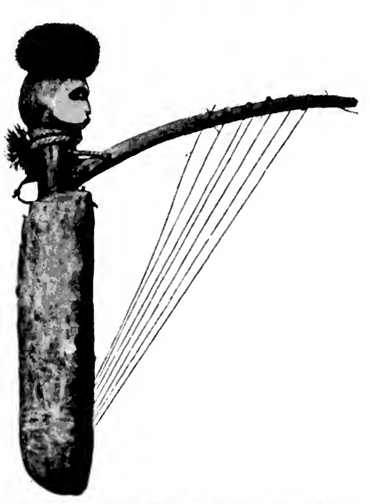
Übergänge von dem eng mit der Musik verbundenen, oft nur aus sinnlosen Tönen bestehenden Gesang zu freierer Form der Dichtung sind vielfach vorhanden. Man kann von einer Entwickelungsstufe sprechen, in der die Musik noch vollkommen überwiegt und der Sinn wenig in Betracht kommt, was sich dann in verschiedener Weise äußert. Wir haben oben gewisse Ruderlieder und einen Gesang vom Norfolksund kennen gelernt, deren Text in der Hauptsache nur aus Interjektionen besteht, also nicht viel mehr ist als der an sich sinnlose Träger der Melodie. Aber auch dort, wo ein Text mit verständlichem Sinn vorhanden ist, zeigt sich doch oft, daß die Musik die Hauptsache ist und die Wörter als ziemlich gleichgültige Begleitung gelten; außerordentlich häufig nämlich finden sich Lieder, deren Text durch Alter oder Verstümmelung vollständig unverständlich geworden ist, ohne daß man deshalb aufhört, das Lied zu singen, und ebenfalls nicht selten werden fremdsprachige Texte, die man gar nicht versteht, zugleich mit der Melodie übernommen und sind dann natürlich, da ihr Sinn von den Singenden selbst nicht begriffen wird, zu bloßen Melodieträgern herabgewürdigt. Whymper behauptet von den Indianern Alaskas, daß sie europäische Lieder gern auffaßten und nachsangen, und zwar um so lieber, je unsinniger und ihnen unverständlicher der Text war; sie selbst besaßen auch schon Lieder, deren Text sie nicht mehr zu deuten wußten, darunter das Ruderlied, dessen Melodie oben wiedergegeben worden ist. Bei den Australnegern Victorias hörte Bulmer ein Tanzlied, dessen Sinn die Eingeborenen selbst nicht anzugeben wußten, das also, da es nicht sehr alt zu sein schien, wohl einfach von einem benachbarten Stamm übernommen war. Selbst auf höheren Entwickelungsstufen finden sich derartige Erscheinungen, namentlich wenn die konservative Macht der Religion ihren Einfluß zur Geltung bringt; die lateinischen Kirchengesänge der Katholiken sind ein vorzügliches Beispiel. Auch die Azteken sangen bei ihren religiösen Tanzfesten an der Pyramide von Cholula altertümliche Lieder, deren Sinn sie kaum mehr verstanden. Aber auch sonst zeigt sich eine volkstümliche Melodie im allgemeinen stärker als der Text; gewissen unverwüstlichen Melodien, wie dem Silcherschen Loreleyliede oder dem „God save the King“, sind schon unzählige Texte angepaßt



Saiteninstrument aus Usukuma, Ostafrika. Nach Kollmann. Vgl. Text, S. 513.

worden, die also wenigstens in diesem Sinne dem musikalischen Teile gegenüber als Beiwerk erscheinen. Selbst in Unyamwesi fand Stanley, daß die Heldenthaten Mirambos nach bekannten Melodien abgesungen wurden. Erst wenn die Dichtung eine hohe Stufe erreicht hat und durch die Schrift fixiert wird, tritt wohl auch der umgekehrte Fall ein, und zu einem Text werden zahlreiche Melodien komponiert, wie zu Beckers bekanntem Rheinlied.

Wenn die Melodie im allgemeinen widerstandsfähiger ist als der Text, so ist doch auch sie einer Abnutzung, wenn man es so nennen kann, ausgesetzt, und die Folge ist, daß keine Volksmelodie auf sehr lange Dauer rechnen darf. Da ich die Gründe dieser Erscheinung schon vor längerer Zeit und an anderer Stelle aufzuklären versucht habe, mag es gestattet sein, meine eigenen Worte hier zu wiederholen. „Jedes Lied wendet sich an eine bestimmte Seite des menschlichen Empfindens, weckt sie aus ihrem Schlummer zu lebendigem Bewußtsein, gibt ihr Ton und Sprache und erfüllt den Sänger wie die Zuhörer mit reizenden Phantasien. Aber die Empfindungen des Menschen haben mit seinen Kräften eine wichtige Eigenschaft gemein: sie ermüden. Je lebhafter sie nach einer bestimmten Richtung angeregt werden, desto rascher tritt eine Abspannung ein, der allzu lang anhaltende Reiz wird nach und nach unwirksam, und ein anderer, vielleicht an und für sich schwächerer und weniger angenehmer, ist willkommen. Die alte wahre Rede, daß das Glück schwer zu ertragen ist, deutet auf diese Neigung des übersättigten Menschen, instinktiv nach neuen, vielleicht verderblichen Reizmitteln zu suchen. Betrachten wir auf Grund dieser Erkenntnis das Schicksal des Volksliedes. Bei seinem ersten Erscheinen wird es mit Jubel begrüßt, der um so größer ist, je stärker es gewisse, allen gemeinsame Gefühlsreihen anregt. Alle Welt singt es, pfeift es, spielt es, bis es auf der Höhe seines Glanzes steht und niemand mehr zu finden ist, der es nicht gehört und nachzusingen versucht hätte. Dann aber beginnt der Niedergang; die Empfindung ist überreizt und übersättigt. Seltener und seltener erklingt die Weise, einer nach dem anderen hat sie sich zum Überdruß gesungen, und endlich stirbt das Lied dahin und verschwindet spurlos, wenn nicht ein eifriger Sammler noch rechtzeitig das welkende Pflänzchen in sein Herbarium legt."



Saiteninstrument vom Gabun, Westafrika. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 513.

Was hier von den Volksliedern der Kulturvölker gesagt ist, gilt im allgemeinen auch von denen der Naturvölker; vielfach hat man den Geschmackswechsel schon in eine Art System

gebracht, wie bei den Australnegern, die jedes Jahr bei ihren großen Korroborris (Tanzfesten) neue Gesänge und Tänze verlangen, oder auf Fidschi, wo man die Erfinder neuer Tänze und Lieder allgemein ehrt und belohnt; manche dieser Gesänge werden, wie Kleinschmidt berichtet, derartig beliebt, daß sie von Ort zu Ort wandern und schließlich überall bekannt sind. Natürlich können aber jene oft erwähnten Einflüsse, die dem allzu raschen Wechsel entgegenwirken, auch hier ihre erhaltende Macht zeigen; sobald ein Lied aus irgend einem Grunde mit zu einem Teile der Eigenart eines Volkes wird, sobald es als Begleiter bestimmter, schwer veränderlicher Sitten und namentlich religiöser Bräuche auftritt oder sich zum Nationalliede umbildet, wird es sorgfältiger gehütet und erfreut sich oft langer Dauer. So fand Ramseyer bei den Aschanti alte Nationalgesänge, und auch die Lieblingsmelodien der verstorbenen Könige, die bei gewissen Bräuchen des Ahnenkultes wieder angestimmt wurden, waren noch fest im Gedächtnis des Volkes eingewurzelt. Auf die Wichtigkeit mancher afrikanischer Lieder und Tänze als Stammesmerkmal hat Wilhelm Junker mit Entschiedenheit hingewiesen.

Die verhältnismäßig größere Unverwüstlichkeit der Melodie erklärt sich vor allem daraus, daß der musikalische Teil der Lieder die eigentliche Grundlage des Ganzen ist, aus der erst allmählich ein artikulierter Text herauswächst. Dieses Herauswachsen aber läßt sich noch vielfach beobachten und genauer erkennen; es geschieht auf zwei Arten, die einander nicht ausschließen. Entweder wird dem anfänglichen, nur aus Interjektionen bestehenden Gesang ein verständlicher Text untergelegt, der zunächst meist aus wenigen, immer wiederholten Wörtern besteht, oder der ursprüngliche Gesang bleibt als ein vom Chor gesungener Refrain erhalten, während ein Einzelner vor jeder Wiederholung einige Sätze improvisiert. Diese zweite Art der Entwickelung ist besonders bei den Arbeitsliedern zu beobachten. „Die Ruderer“, schreibt Sibree von den Hova auf Madagaskar, „vertreiben sich häufig die Zeit mit dem Gesange ihrer wohlklingenden und unterhaltenden Kanulieder, in denen einer von ihnen meist ein improvisiertes Recitativ vorträgt, das sich nicht selten auf eben erst Erlebtes bezieht und sehr oft auch zierliche Schmeicheleien für den Europäer enthält, in dessen Dienst sie gerade stehen; seine Freigebigkeit, sein Reichtum und ähnliches wird gerühmt, und an diese Lobeserhebungen wohl die Frage geknüpft, ob es nicht an dem nächsten Anhaltepunkte Rindfleisch, Reis und andere Speisen geben werde. In regelmäßigen Zwischenräumen fallen die anderen im Chore ein, oft nur mit einem Refrain von wenigen Wörtern, wie z. B. mit dem beliebten: ‚Hé! misi va?‘ (O, gibt es etwas?) In einem dieser Gesänge schildert der Chor die Stadt Tamatave als einen Ort, wo man viel Geld verthun könne, während das Recitativ alle Dörfer auf dem Wege von Tamatave nach der Hauptstadt der Reihe nach durchgeht und mit einer Schilderung des nördlichen Einganges des Palastes von Antananarivo schließt.“ Einen Rudergesang ähnlicher Art, den er in Südindien hörte, hat Hans Meyer aufgezeichnet:

Steuermann: O, wir fahren einen reichen Herrn.
Ruderer: Ja, reichen Herrn, reichen Herrn.
Steuermann: O, wir fahren einen guten Herrn.
Ruderer: Ja, guten Herrn, guten Herrn.
Steuermann: O, unser reicher und guter Herr wird uns einen großen Bakschisch geben.
Ruderer: Ja, großen Bakschisch geben.
Steuermann: O, er wird uns eine Anna (Geldstück im Werte von 8—9 Pfennig) geben.
Ruderer: Ja, eine Anna geben.
Steuermann: O, er wird uns zwei Annas geben.
Ruderer: Ja, zwei Annas geben.
Steuermann: O, er wird uns drei Annas geben u. s. w.

In ähnlicher Weise wechseln nach den Angaben Degrandeprés bei manchen Tanzliedern der Loangoneger einzelne von Vorsängern gesungene Strophen mit den Chorgesängen ab. Auf den Palau-Inseln heißen die Recitative Augulls und der Refrain Serssell; als Semper dort verweilte, wurde von den Mädchen ein Recitativ auf ihn gedichtet, das man nach seiner Abreise zur Erinnerung singen wollte.

Mit der Erörterung der Formen primitiver Dichtkunst betreten wir ein ödes, fast gänzlich unangebautes Gebiet, das vor allem deshalb vernachlässigt ist, weil jede Sprache ihre besondere, eigens zu untersuchende Metrik hat; fehlt es aber an Bearbeitung der Einzelheiten, so ist natürlich auch ein zutreffendes Gesamtbild unmöglich. Immerhin lassen sich wenigstens einige allgemeine Gesichtspunkte von vornherein feststellen. Wenn es wahr ist, daß alle künstlerische Form, soweit sie nicht unmittelbare Naturnachahmung ist, auf die Wiederholung in ihren verschiedenen Arten und Erscheinungen zurückgeht, so muß es die erste Aufgabe sein, diese Wiederholungsweisen auch in den Anfängen der Dichtung aufzufinden. Sie sind in der That vorhanden und lassen sich sogleich weiter in zwei Gruppen sondern: die eine Gruppe von Wiederholungen haben Dichtkunst und Musik gemeinsam; sie ist also von der letzteren, als der älteren Kunst, zuerst angeregt, die andere gehört der Dichtung allein an. Rhythmus und Versbau gehören zur ersten Gruppe, die Wiederholung von Wörtern und Sätzen, Assonanz und Reim, Parallelismus und stehende Redensart, in gewissem Sinne auch die bildliche Ausdrucksweise, zur zweiten Gruppe. An der Hand von Beispielen wird es möglich sein, das Wesen dieser verschiedenen Formen wenigstens einigermaßen zu erläutern.

So lange Musik und Tanz übermächtig sind, ist es auch der Rhythmus, und die anderen Arten der Wiederholung treten zurück. Daß ebenso der taktmäßige Verlauf vieler Arbeiten die dabei gesungenen Arbeitslieder beeinflußt und in ihnen das Metrum bestimmt, hat Bücher genauer, wenn auch vielleicht etwas einseitig, begründet, — einseitig insofern, als die Wiederholung eben das notwendige Kleid jedes Kunstwerkes ist, das in den rein dichterischen Wiederholungen auch dann erscheint, wenn eine Anregung dazu durch Arbeit, Tanz oder Musik ganz ausgeschlossen ist.

Natürlich ist es nicht allein das Alter der Entwickelung, das entscheidet, ob der musikalische Rhythmus oder Reim, Assonanz, Parallelismus u. s. w. vorwalten; noch mehr wirkt hier die Eigenart der Sprache, die manche Formen begünstigt, andere erschwert oder ausschließt. Das zeigen auch die europäischen Sprachen: das Deutsche besitzt z. B. einen natürlichen Rhythmus, das Französische nicht; im Deutschen sind die weiblichen Reime sehr zahlreich, im Englischen sehr dürftig vertreten, was dann wieder auf die Wahl der Versmaße von großem Einfluß ist. Anderwärts finden sich ähnliche Verschiedenheiten; vergleichen wir die unübersehbaren Wortungeheuer der einverleibenden amerikanischen Sprachen mit der beweglichen Einsilbigkeit des Chinesischen, so erklärt sich leicht, daß die in diesen Idiomen verfaßten Dichtungen in ihrem Wesen ganz ungleich sein müssen, auch wenn der Sinn übereinstimmte.

Nicht immer fällt, wie im Deutschen, der sprachliche Rhythmus der Accente mit dem musikalischen zusammen; wie in den Dichtungen der altklassischen Völker ist auch in denen mancher Naturvölker der Gegenwart der musikalische, das Zeitmaß der Silben berücksichtigende Rhythmus stärker, so bei den Eskimo, über deren Dichtkunst Boas höchst wertvolle, auch in anderer Beziehung bedeutsame Bemerkungen macht. „Der Rhythmus der Gesänge", schreibt er, „läßt sich am besten verstehen, wenn man die Melodien prüft. Jede lange Silbe kann durch zwei oder selbst drei kurze ersetzt werden; andere kurze Silben erscheinen als unbetonte Glieder vor

dem betonten Teil eines Taktes; kurz, die rhythmische Anpassung der Worte an die Melodie ist sehr willkürlich und Vertauschungen kommen häufig vor, so daß es unmöglich ist, von metrischen Füßen zu sprechen. Dies beweist zugleich deutlich, daß der musikalische Rhythmus von entscheidender Bedeutung für die Form ist. Die rhythmische Anordnung der Wörter regelt sich mit beträchtlicher Genauigkeit nach der Quantität der Silben und nicht nach der Betonung. Während man z. B. im gewöhnlichen Leben ‚palirtúgun' betonen würde, heißt es in einem Liede ‚palírtugun', und für ‚tektorotikelektlúne' erscheint ‚tektórotikeléktlune' u. s. w. Indes vermeidet man solche Versetzungen des Accentes womöglich, und in den besten und volkstümlichsten Liedern erscheinen sie kaum. Der Bau der Gedichte entspricht vollständig dem der Musik, insofern als jede Melodie und jeder rhythmisch gesprochene Gesang aus musikalischen, d. h. rhythmischen Phrasen aufgebaut ist, die durch Cäsuren geteilt sind. Wiederholungen derselben Phrasen sind sehr häufig."

Leider haben die vorzüglichen Untersuchungen Boas' wenig Nachfolger gefunden; immerhin läßt sich sagen, daß die Verskunst der einzelnen Naturvölker sehr verschieden entwickelt ist und in jedem einzelnen Fall eine genauere Prüfung verdienen würde. Das beweisen namentlich die Angaben Hübbe-Schleidens über den Sinn für Rhythmus bei gewissen afrikanischen Stämmen; die Bemerkungen beziehen sich zwar in erster Linie auf die Musik, aber da diese wieder unmittelbar mit der Dichtung verbunden ist, ergeben sich die Folgerungen für diese von selbst. „Die Stimmung ihrer Saiten", schreibt Hübbe-Schleiden über die Fam-Fam (Fan in Französisch-Congo), „klingt unserem Gehör sehr unrein, meist sind die Intervalle derselben annähernd Terzen und Quarten; doch schienen mir auch bei dieser Musik dieselben unreinen Töne und Tonfolgen bei verschiedenen Individuen genau in derselben Stimmung wiederzukehren. Das Gesinge und Geklimper, was sie anstellen, ist schwer einer Musik der zivilisierten Welt zu vergleichen, es seien denn etwa die kunterbunten Czardas, wenn man dieselben übrigens vollständig dessen beraubt, was für sie hauptsächlich charakteristisch ist, des lebendigen Rhythmus, der den Fam-Fam durchaus fehlt. — Während bei den Kru-Negern (Sudanesen) der Rhythmus das Wesentlichste an ihrer Musik ist, ja das Schwerfällig-Melancholische ihrer Melodien wohl hauptsächlich nur durch ihren charakteristischen Rhythmus bedingt wird, so fügt sich schon bei den Mpongwes (Bantu-Negern) der Rhythmus mehr dem Charakter ihrer verschiedenen Weisen. Der Rhythmus ist bei ihnen noch wohl erkennbar und kehrt auch gleichmäßig wieder, aber erscheint ihnen doch weniger wesentlich. Den Fam-Fam nun scheint Rhythmus überhaupt fremd zu sein; das Gefühl für denselben geht ihnen entweder ganz ab oder ist doch nur sehr schwach bei ihnen. Ihre Tänze, Tamtam und musikalischen Aufführungen bewegen sich die ganze Nacht hindurch in unregelmäßigem Singsang mit wenigen scharf hervorstehenden Tönen, welche der Vorsänger, -Spieler oder -Tänzer, in der Regel ihr Oghanga (Dorfpriester), ganz nach seinem augenblicklichen Belieben herausbläst. Hierzu dient ihm ein Instrument, das sich auch bei den Kru-Negern findet, ein kleiner ausgehöhlter Elfenbeinzahn, der zu einem trompetenartigen Kuhhorn umgestaltet ist und einen sehr lauten Ton, aber eine sehr unschöne Klangfarbe von sich gibt. Man kann diese ganze Musik nur einen betäubenden, melancholischen Lärm nennen."

Bei einer genaueren Analyse würde wahrscheinlich manches an diesem Urteil zu ändern sein, aber die Angaben zeigen doch, welche außerordentlichen Gegensätze im Gefühl für Rhythmus und Takt bei Völkern von nahezu gleicher Kulturstufe herrschen können. Wenn Billroth behauptet, daß bei uns überall vereinzelte Personen vorhanden sind, die kein rhythmisches Gefühl besitzen, so läßt sich diese Beobachtung wahrscheinlich dahin erweitern, daß auch ganze

Völker in diesem Sinne mangelhaft begabt erscheinen. Natürlich wird durch diese Verhältnisse wieder die Form der Dichtkunst größtenteils bestimmt. Als Volk mit geringer Anlage für den Rhythmus mögen noch die Mongolen genannt sein, deren Verse zwar Allitteration, Anfangs- und Endreim u. s. w., aber so gut wie gar keinen Rhythmus aufweisen. Schott citiert als Beweis dafür folgende Verse des mongolischen Dichters Sanang-Setsen:

Gegen ortu-dur tschinu gerel oron amui
Gemtea jalatan tschinu gatana choran amui.

(In deine glänzende Jurte fällt das Tageslicht. Deine Übelthäter und Verbrecher stehen draußen, ihres Urteils gewärtig.)

Auch bei den entwickelteren Formen der Dichtkunst wird einerseits das angeborene Gefühl für Rhythmus, anderseits der Einfluß des Tanzes, der Arbeit und der Musik zu beachten sein. Wo der Refrain vorherrscht, ist das Entstehen der Dichtung aus dem Chorgesang anzunehmen; aber es scheint sich auch, wenn einmal die Anregung gegeben ist, aus der in singendem Tone vorgetragenen Erzählung die Epik ziemlich selbständig entwickeln zu können, und dann pflegt der Versbau, da hier der Sinn über die Form triumphiert, verhältnismäßig einfach zu sein.

Zwischen dem musikalisch-poetischen Rhythmus und den der Dichtkunst allein eigenen Formen steht die einfache Wiederholung von Worten und Sätzen, die der Wiederkehr der einzelnen melodischen Abschnitte entspricht, aber zugleich die roheste Anfangsform der Dichtung überhaupt ist. Wie in den ursprünglichen Begleitlauten der Musik und später wenigstens noch im Refrain Interjektionen und sinnlose Rufe wiederholt werden (auch in unseren Liedern noch, z. B. Halli hallo! Juchheidi, juchheida! Valleri juchhe!), so auch die ersten Spuren zusammenhängender, einen Sinn enthaltender Sätze. Das Minimum von Geist, das in ihnen zu finden ist, genügt zuweilen schon, um einem endlosen Singsang als Unterlage zu dienen. So hörte Baumann auf Fernando Po einige Eingeborene (Bube) stundenlang wiederholen: „Der Haifisch beißt des Bube Hand.“ Als Wissmann den Tanganjika befuhr, sangen die Ruderer unaufhörlich die Worte: „Cunde mama, cunde, cunde, leo cunde“ (Bohnen, Mutter, Bohnen, Bohnen, heute Bohnen). Bei den Australnegern Queenslands bestehen die Klagelieder um Verstorbene, die von den alten Weibern abgesungen werden, ebenfalls nur aus einem Satze, der im ewigen Einerlei wiederkehrt, z. B. „Vainta bémo bémo jongul naiko?“ (Wo ist mein Brudersſohn, der einzige, den ich besaß?). Im westlichen Madagaskar hörte Douliot die von der Hinrichtung eines Hexenmeisters zurückkehrenden Leute unaufhörlich singen: „Orana! Orana! Omana! Omana!“ (Es regnet! Es regnet! Man ißt! Man ißt!); die Singenden wußten selbst den Sinn ihrer Worte, die wohl auf den Glauben an Regenzauber Bezug haben, nicht zu deuten.

Von ähnlicher Einförmigkeit waren nach Ehrenreich die Tanzgesänge der Ipurina (Südamerika), die sich auf das zu erwartende Jagdglück bezogen, aber immer nur aus der Wiederholung kurzer, recht gedankenarmer Strophen bestanden, z. B. „In dem großen See am Ariman sind viele Fischottern.“ Von den Obongo am Ogowe sagt Lenz: „Sie begnügen sich damit, zwei Hölzer aneinander zu schlagen, wozu sie Gesänge improvisieren, die in nichts weiter bestehen als in stundenlanger Wiederholung einiger den Verhältnissen entsprechender Worte, wie ‚Der weiße Mann ist ein guter Mann, er hat uns Salz gegeben‘, und ähnliches.“

Daß die Wiederholung das Grundprinzip der dichterischen Form ist und in ihren Anfängen überall in der eben geschilderten einfachsten Art auftritt, hat schon Brinton bei einer Untersuchung der primitiven amerikanischen Dichtung erkannt und ausgesprochen; sie ersetzt Reim und Rhythmus und erscheint in zweierlei Gestalt, indem entweder ein Satz immer wiederholt

wird, oder indem zwar die Worte des Verses sich ändern, aber ein beständig wiederkehrender Refrain vorhanden ist. Dieser Refrain ist eben die Wiederholung, aus der das sinnvolle Gedicht erst herauswächst.

Etwas differenziertere Formen der Wiederholung des Sinnes zeigen manche Arbeitslieder, wie das altägyptische Drescherliedchen, das Brugsch mitteilt:

Ihr drescht für euch, ihr drescht für euch,
Ihr Rinder,
Ihr drescht für euch, ihr drescht für euch
Korn für euch,
Korn für eure Herrn.

Fast noch einfacher ist das Lied, das an der Astrolabebai (Deutsch-Neuguinea) beim Sagomachen gesungen wird, und das Miklucho-Maclay aufgezeichnet hat:

Bom, bom, marare,	Sago, Sago wird gemacht,
Marare, tamole,	Wird gemacht, Männer,
Mara, marare,	Gemacht, gemacht,
Bom, bom, marare,	Sago, Sago wird gemacht,
Marare, marare,	Gemacht, gemacht,
Bom, bom, marare ...	Sago, Sago wird gemacht ...

Auch in anderen Gesängen erscheint die einfache Wiederholung noch als sehr wichtiger Bestandteil und zugleich als ein Bindemittel des Ganzen, wie in vielen unserer Volkslieder oder in folgendem Liedchen der Urau in Bengalen (nach Dalton):

Nundim Khore dimboboha	Eine Knospe der Dimboboha
Pello mengan hilo dolo mani,	Wiegt sich auf dem Haupt des Mädchens,
Pairi biri dimboboha	Früh morgens schon die Dimboboha
Pella mengan hilo dolo mani.	Wiegt sich auf dem Haupt des Mädchens.

Selbst in den Dichtungen der Kulturvölker sind die einfachen Wiederholungsformen nicht verschwunden, denn ihre psychologische Wirkung, den Sinn zu verstärken und zu bekräftigen, ist auf keine Art so schnell und so eindringlich zu erreichen; das zeigen besonders schön Freiligraths bekannte Verse:

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Als der Dichtung allein angehörende Wiederholungen können die verschiedenen Formen des An- und Gleichklanges gelten, die nur insofern mit der Musik noch zu thun haben, als sie deren Wohlklang mit den Mitteln der Sprache gewissermaßen ersetzen sollen oder wenigstens durch ihn angeregt werden. Daß der Reim im übrigen ganz wie der Rhythmus und überhaupt jede Wiederholung dem Gedichte seine Selbständigkeit und seine Überzeugungskraft gibt, hat Schopenhauer klar ausgesprochen, wenn er sagt: „Von ihrer (des Rhythmus und des Reimes) unglaublich mächtigen Wirkung weiß ich keine andere Erklärung zu geben, als daß unsere an die Zeit wesentlich gebundenen Vorstellungskräfte hierdurch eine Eigentümlichkeit erhalten haben, vermöge welcher wir jedem regelmäßig wiederkehrenden Geräusch innerlich folgen und gleichsam mit einstimmen. Dadurch werden nun Rhythmus und Reim teils ein Bindemittel unserer Aufmerksamkeit, indem wir williger dem Vortrag folgen, teils entsteht durch sie in uns ein blindes, allem Urteil vorhergängiges Einstimmen in das Vorgetragene, wodurch dieses eine gewisse emphatische, von allen Gründen unabhängige Überzeugungskraft erhält."

In den Dichtungen der einzelnen Völker treten Assonanz, Reim und Allitteration in sehr verschiedener Weise auf; zuweilen fehlen sie gänzlich, so daß nur der Rhythmus und die Wiederholungen des Sinnes als Formhülle übrigbleiben, wie in den Dichtungen der altklassischen Völker und größtenteils auch in denen der amerikanischen Naturstämme, oder es tritt bald die eine, bald die andere Form in den Vordergrund, was sich zum Teil aus der natürlichen Beschaffenheit der Sprachen erklärt. Der Stabreim oder die Allitteration scheint bei den Völkern Hochasiens und der angrenzenden Striche Europas, bei den Mongolen, Finnen und den turanischen Stämmen vorzuherrschen, er war ja bekanntlich auch den nordeuropäischen Germanen ursprünglich eigen. Der Reim dagegen ist bei den Bewohnern Australiens, Polynesiens, der Sundainseln, Hinterindiens u. s. w. wohl bekannt, aber nur ausnahmsweise in etwas wie ein System gebracht. Auf Fidschi liebt man es, alle Verse eines längeren Gedichtes auf einen bestimmten Vokal enden zu lassen und gestattet sich zu diesem Zweck im Versbau und in der Behandlung der Wörter viele Willkürlichkeiten; anderswo scheint man den Reim gern anzuwenden, wenn sich gerade Gelegenheit bietet, weiß aber auch ohne ihn auszukommen, und stellenweise, wie auf Neuseeland, wird er ganz vernachlässigt. Einige Beispiele mögen die Art der primitiven Reimkunst zeigen.

Taplin gibt einen Korroborrigesang der Narrinyeri (Australien), der aus gereimten Zeilen mit angehängten Rufen besteht:

Puntin Narrinyerar, puntin Narrinyerar, 0, 0, 0.
Puntin Narrinyerar, 0, 0, 0, 0, 0.
Yun terpulani ar
Tuppun an wangamar
Tyiewar ngoppun ar 0, 0, 0, 0.
Puntin Narrinyerar etc.

Der Sinn ist: „Die Narrinyeri kommen; sie werden bald da sein und bringen Känguruhs; sie gehen schnell.“ Von Nukahiwa (Markesas-Inseln) hat v. Langsdorff ein Lied mitgeteilt, dessen Zeilen wenigstens anfangs abwechselnd mit äh und oh enden; zuletzt scheint dem Dichter der Reimstoff ausgegangen zu sein. Im Indischen Archipel ist der Reim sehr beliebt, obwohl auch hier nicht immer in vollendeter Form vertreten. „Rhythmus und regelrechte Reime“, sagt Blumentritt von den Ilocanen auf Luzon, „wird man in den Erzeugnissen der ilocanischen Poesie vergebens suchen. Die Gedichte sind immer in vierzeilige Strophen eingeteilt, die Verse jeder Strophe besitzen nur einen einzigen Reim, also z. B. aaaa, bbbb, cccc u. s. w. Was als Reim im Ilocanischen gilt, erscheint dem deutschen Ohr oft befremdlich, z. B. bassit und ladiñgit. Ein bestimmtes Metrum kennt der ilocanische Dichter nicht.“ Aus den Proben bantamscher Dichtkunst (Java), die J. J. Meijer gegeben hat, ergibt sich dagegen, daß hier die Vierzeiler kreuzweis reimen (abab), so z. B.:

Ulah sok hajang ka gula,
Tatjan bisa nanggur kawung,
Ulah sok hajang ka gula,
Tatja bisa nanun sarung.

(Verlange nicht manchmal nach Zucker, kannst ja noch keine Zuckerpalme fällen; verlange nicht manchmal nach mir, kannst ja noch keinen Sarong weben.) Die malayischen Pantuns, auf die noch zurückzukommen ist, sind ganz ähnlich gebaut. Daneben gibt es auch längere Dichtungen, bei denen man einen Endreim so lange anzuwenden scheint, als irgend möglich ist, worauf man zu einem anderen übergeht; ein von J. Leyden angeführtes Gedicht hat die Reimformel aaaaaaa bbbb cc dddd u. s. w.

Daß auch die wenig kultivierten Bergstämme Hinterindiens den Reim kennen, beweist ein von F. M. Rundall mitgeteiltes Lied der Siyin-Chin, das beim Totentanz gesungen wurde:

> **Hång suon pò! Hang liou liou!**
> **Tong suon pò! Tong liou liou!**
> **Tong hi suoné,**
> **Hång suoné,**
> **Khutång shié bång,**
> **Pial moé.**

(Tapfre Verwandten all, tapfer wieder und wieder! Festgenossen all, Fest wieder und wieder! Unsre Verwandten [die Verstorbenen] haben ihr Fest gehabt; unsre tapfern Verwandten sind gefangen wie in einer Falle — sie können nicht loskommen.) Dieses Vorkommen des Reims bei einem so entlegenen Stamme scheint ebenso wie die polynesischen Beispiele zu beweisen, daß es nicht indischer oder arabischer Einfluß ist, der den Malayo-Polynesiern und ihren Verwandten den Reim gebracht hat, sondern daß sie ihn selbst schon in früher Zeit gefunden haben. Anders dürfte es sich mit den Suaheli an der Küste Deutsch-Ostafrikas verhalten, deren verhältnismäßig reiche Litteratur neuerdings Büttner zugänglich gemacht hat; arabische Einwirkungen sind hier unverkennbar und erklären wohl auch das Auftreten des Endreims.

Eine letzte Art der formalen Wiederholung hat sich selbst in den Homerischen Epen erhalten, vielleicht als ein Ersatz für andere Arten, die der einfach rhythmischen, im unendlichen Strome dahinfließenden Dichtweise fehlen: es sind die stehenden Beiworte und die immer wiederkehrenden Wendungen. „Der Herrscher im Donnergewölk, Zeus" — „Die wohlgeschienten Achäer" — „Der göttliche Sauhirt" sind ebenso fest zusammengehörende Wortgruppen wie die ganzen Sätze: „Als aber die frühgeborne, rosenfingrige Eos emporstieg" — „Dem aber antwortend sprach der vielkundige Odysseus" u. s. w. Man kann diese Formeln als bewußt beibehaltene Reste der alten einfachen Wiederholung ansehen, aber zugleich sind sie ein sehr wichtiger Formbestandteil der Dichtungen. Auch in den Epen anderer Völker, der Tataren, Finnen, Malayen, finden sich derartige immer wiederkehrende Formeln. Noch kenntlicher als Reste einfacherer Dichtungsart erscheinen sie in den Volksliedern, z. B. in den wendischen, die von Haupt und Schmaler gesammelt worden sind; Redensarten wie „Der Bursch wendete sein Rößlein" — „Einen Krug Bier und einen Krug Wein", — „Bei den Händchen nahmen sie sich und über das Wieschen führten sie sich" — „Tritt mein Mägdlein auf mein Schwert, von dem Schwerte auf mein Pferd" kommen ungemein oft wieder.

Bisher handelte es sich um Wiederholung der Form, entweder zugleich mit dem Sinne, oder, wie bei Reim und Stabreim, ohne Rücksicht auf diesen. Aber das sind nicht die einzigen Möglichkeiten: es ist auch eine Wiederholung des Sinnes möglich ohne Rücksicht auf die Form. Wenn eine wendische Legende mit den Worten beginnt: „Am Weg, am Steg, an der Straße säete Gerste der arme Mann", so ist hier dieselbe Thatsache dreimal mit verschiedenen Worten gesagt, und auch auf diese Weise ist der zwingende Reiz der Wiederholung erreicht. Bei zahlreichen Völkern ist diese Dichtweise, Parallelismus genannt, eine stehende Form geworden, so bei den Hebräern, deren Psalmen ganz in dieser Art gebaut sind, ebenso wie ihre Vorgänger und Vorbilder, die altbabylonischen Gesänge. Auch die Ägypter kannten den Parallelismus. Eine besondere Art waren die „Triaden" der wallisischen Sänger, einfache Zusammenstellungen von je drei Parallelausdrücken für ein Wort der gewöhnlichen Sprache. So finden sich in den „Triaden verschönernder Umschreibung" folgende: die drei verschönernden Namen des Mondes — Sonne der Nacht, der Liebliche, und Sonne der Feen; die drei verschönernden Namen

der Sterne — Augen der Heiterkeit, Kerzen des Himmels und Edelsteine des Luftgewölbes; die drei verschönernden Namen der Wellen — Schafe von Gwenhidwy, Drachen der salzigen Tiefe und Blüten des Ozeans.

Viele Naturvölker kennen und verwenden den Parallelismus. Schon Bleek hat aus diesem Grunde die hottentottische Dichtung mit der jüdischen verglichen. Bei den Mongolen und überhaupt den turanischen Völkern ist der Parallelismus sehr beliebt, ebenso bei den Chinesen, deren älteste, im Schi-king vereinigte Gedichte ihn noch in ganz einfacher Form zeigen, während man ihn später zu trockener, gekünstelter Spielerei fortentwickelt hat. Die Lieder des Schi-king haben teilweise Ähnlichkeit mit den malayischen Pantuns, gereimten Vierzeilern, in denen eine ganz bestimmte Art des Parallelismus herrscht: die ersten beiden Zeilen enthalten stets ein Naturbild, die anderen beiden geben dann den eigentlichen Sinn, wobei es dann freilich für den Europäer meist sehr schwer ist, den Zusammenhang zwischen beiden Vorstellungen zu entdecken; der durch und durch subjektive Charakter aller primitiven Dichtung tritt hier besonders deutlich hervor. Vergleichsweise deutlich ist der Parallelismus noch in den folgenden Pantuns:

Memuti umbak di rantau Kataun
Patang dan pagi tida berkala.
Memuti bunga de dalam kabun
Sa tangkei saja iang menggila.

(Weiß sind die Wellen an der Küste von Kataun, Nacht und Tag hören sie nicht auf heranzurollen; weiße Blumen gibt es viele im Garten, doch eine allein macht mich verwirrt durch Liebe.)

Ayer dalam bertambah dalam
Ujan di ulu bulum lagi tedoh;
Hati dendam bertambah dendam,
Dendam daulu bulum lagi sumboh.

(Die tiefen Wasser sind noch tiefer geworden, und der Regen auf den Hügel will nicht enden; die Sehnsucht meines Herzens ist stärker geworden, und seine Hoffnungen haben sich noch nicht erfüllt.)

Jeka sungguh bulan pernama,
Mengapa tiada di pagar bintang.
Jeka sungguh tuan bijaksana,
Mengapa tiada dapat di tintang.

(Wenn es wirklich Vollmond ist, warum erscheint er nicht mitten am Himmel? Wenn du wirklich wahr und treu bist, warum soll ich dich nicht sehen dürfen?)

Parallelismen erscheinen auch in anderen Dichtungen der malayischen Rasse, so in einem niassischen Brautsegen, den Lagemann mitteilt:

Jamutuge nono la'i,	Möge sie Knaben bekommen,
Jamutuge zi matua,	Möge sie Söhne erlangen:
Hõnõ zi so ba halama,	Tausend, die leben im Felde,
Liwu zi so ba mbanua.	Tausend, die wohnen im Dorfe.
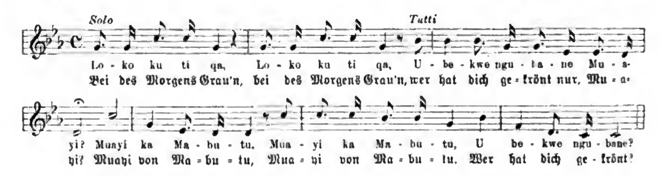
Unstreitig hat auch die Art des Vortrags oder des Improvisierens Einfluß auf die Entstehung dichterischer Parallelismen. Bei den Malayen treten häufig zwei Improvisatoren zusammen auf, deren erster die ersten beiden Zeilen mit dem Naturbilde ausspricht, worauf der zweite den Schluß mit einem Parallelismus hinzufügt. Ebenso wurden die teilweise ganz aus Parallelismen aufgebauten Epen der Finnen immer von zwei Sängern vorgetragen, die sich an den Händen faßten und abwechselnd die parallelen Zeilen unter rhythmischem Hin- und Herneigen sangen. Die Responsorien der christlichen Kirchen haben noch einen ähnlichen Charakter.

Der Parallelismus leitet zur Bildersprache über, die in gewissem Sinne die verfeinertste Art der Wiederholung ist, indem der Hörer sich zu dem Bilde die Wirklichkeit hinzuzudenken hat. Aber zugleich ist sie die primitivere Art des Denkens, also psychologisch noch tiefer begründet; wir denken ja früher in Bildern als in Abstraktionen.

Der Form der Dichtung steht ihr Inhalt gegenüber, ein nachgeborener, anfangs sehr armseliger Bruder, der aber allmählich mächtig heranwächst und in manchen epischen und dramatischen Kunstwerken die Form endlich völlig zersprengt. Bei den Naturvölkern ist der Sinn der Gesänge entweder äußerst einfach und nüchtern oder für den Außenstehenden schwer verständlich, da er aus undeutlichen Anspielungen besteht; oft sind sogar die Stammesgenossen nicht im stande, ohne genauere Erklärung den Sinn einer neuen Dichtung zu erraten. Es liegt das zum Teil an dem ganz subjektiven Charakter der Dichtungsanfänge, zum Teil auch daran, daß der Text zunächst nur als eine ziemlich gleichgültige Unterlage des Gesanges zu dienen hat; wie leicht man überhaupt auf ein Verständnis des Sinnes verzichtet und fremdsprachliche oder verstümmelte Texte unentwegt weiter singt, haben wir schon gesehen: die Thatsache, daß die Musik älter ist als die Dichtung, macht sich überall geltend.

Schon früh zeigt sich eine Trennung zwischen lyrischer und epischer Dichtung, obwohl es an verbindenden Zwischenformen nie fehlt. Die Lyrik läßt sich wieder nach ihrem Gefühlsinhalt oder nach den Gelegenheiten, bei denen sie entsteht, ohne Mühe in Gruppen sondern; eine eigenartige Stellung nehmen dabei die mit körperlicher Bewegung verbundenen Tanz- und Arbeitslieder ein, von denen schon vielfach die Rede gewesen ist, so daß an dieser Stelle auf eine genauere Betrachtung verzichtet werden kann. Aber auch für die übrigen wird es genügen, an einigen Beispielen ihr Dasein zu erweisen oder sie überhaupt nur flüchtig zu erwähnen.

Je häufiger bestimmte Gefühle erregt werden, desto zahlreicher pflegen auch die Dichtungen zu sein, die sich auf sie beziehen; nur die Gefühle rein materieller Not, Hunger, Durst und Ermüdung, rufen wenig künstlerische Thätigkeit hervor, da sie durch ihre unmittelbare Gegenwart den Trieb zu Spiel und Kunstübung vernichten oder, mit anderen Worten, alle überschüssigen Kräfte verbrauchen, und da sie auch in der Erinnerung meist zu unerfreulich sind, um dichterische Begeisterung anzuregen. Um so häufiger sind die Kriegslieder, die alle Gefühle von Kampfslust, Trotz, Prahlerei u. s. w. zum Ausdruck bringen. So hörte L. Magyar am oberen Kunene Kriegsgesänge etwa folgenden Inhalts: „Wenn du tapfer bist, jetzt ist's Zeit! Ziehe auf das Schlachtfeld, aber sei ein Mann! Denn noch heute werde ich deine Eingeweide der Sonne aussetzen!" oder: „Das Gift meines Speeres ist so wirksam, daß meinem Feinde, wenn ich ihn damit treffe, nicht einmal Zeit bleibt, von seiner Geliebten Abschied zu nehmen!" Junod hat ein altes Kriegslied der Baronga aufgezeichnet, das sich auf einen Urahnen des Häuptlingshauses bezieht und von den Kriegern von Mapute und Tembe gesungen wird.



Bei den Tinneh werden als Text der Kriegs- und Siegesgesänge mit Vorliebe die letzten Worte sterbender Feinde verwendet. Im allgemeinen pflegen die Kriegsgesänge, da sie fast ausschließlich als Begleitung des Kriegstanzes auftreten, reich an Interjektionen, aber arm an Inhalt zu sein.

Das gilt viel weniger von der zweiten großen Gruppe der primitiven Dichtung, von der erotischen; Liebeslieder werden viel häufiger von einzelnen und oft ganz ohne Musikbegleitung gesungen, infolgedessen ist der Inhalt meist besser entwickelt, ja sie erinnern zuweilen an die dichterischen Schöpfungen der Kulturvölker und verraten eine Zartheit der Empfindung, die man sonst bei Naturvölkern nicht suchen möchte. Es deutet das wohl auch darauf hin, welche Wichtigkeit die Veredelung des an sich rohen Geschlechtstriebes durch die Kunst für die Kultur- und Gemütsentwickelung der Menschheit hat. Als Beispiel mag ein von Erman übersetztes aleutisches Liebeslied dienen:

Nicht einen Tag lang leben kann ich ohne sie,
Und wenn sie tanzt, so ist ihr Hauch mein Leben,
Den ganz ich schlürfen möchte,
Denn leben kann ich nicht ohn' ihren Hauch.

Wo die erotische Dichtung dagegen als Begleiterin des Tanzes auftritt, ist sie meist unangenehm cynisch; es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Entwickelung der Liebespoesie in hohem Grade von der Stellung des Weibes innerhalb der Gesellschaft abhängt.

Eine dritte weitverbreitete Gruppe ist die der Klagelieder, die meist in engem Zusammenhang mit dem Totenkult stehen und oft ebenfalls ein überraschend tiefes Gefühl bekunden. Natürlich gibt es auch Klagelieder, die sich nicht auf Verstorbene beziehen; Jephson erwähnt z. B. einen Klagegesang um ein zerstörtes Boot, und Casati führt ein sehr einfaches, vom Sänger, einem Sandeh, immer wiederholtes Trauerlied um eine verlorene Geliebte an, das nur aus den Worten bestand: „Mi schungo iole dète; sanga badi ale, Kalamassita!" (Ich bin allein; ich habe dich verloren, Kalamassita!) Auch eine Klage um den gefangenen Monbuttufürsten Azanga hat Casati aufbewahrt:

Azanga obeiro,
Abama ne baku?
Metico sa messia?
Pa pandu andonzi
Endria tua!

(Azanga ist gefangen, warum kommt er nicht wieder? Was können wir ohne ihn ausrichten? O wenn er sterben müßte, unser Schmerz würde nie enden!) Von Klageliedern auf Verstorbene ist schon oben eine Probe gegeben worden. Daneben werden auch andere melancholische Stimmungen dichterisch verklärt, wie ein Lied der Munda-Kolhs (Vorderindien) über das Altwerden beweist, das lebhaft an das bekannte schottische Volkslied „John Anderson" erinnert und von Jellinghaus übersetzt worden ist. Die Frau singt:

O du in grasbedeckter Hütte,
Im Holzhaus, mein Gatte!
Wie die Blume bist du vertrocknet,
Wie die rote Blume bist du verwelkt.

Ist es von der Erde Hitze, mein Gatte
Oder von des Himmels Glut,
Daß du wie die Blume vertrocknet,
Daß mein Gatte wie die rote Blume verwelkt?

Der Mann antwortet:

Nicht kommt's von der Erde Hitze,
Nicht kommt's von des Himmels Glut.
Die Zeit geht hin, meine Gattin,

Das Alter steigt auf.
Die Zeit geht hin, meine Gattin,
Wie ein schmaler Fußsteig.

Das Alter steigt auf, Genossin,
Wie auf breitem Landwege.
Wie in einem dummen, dumpfen Hochlande
Sind wir dumm geworden, o Gattin,
Wie in wirrer, wüster Tiefebene, o Genossin,
Sind wir wirr geworden.
Du bist dumm und ich bin dumm, o Gattin,
Wir sind alle beide dumm.
Du bist wirr und ich bin wirr, o Gattin,
Wir sind alle beide wirr.

Das Lied, das Jellinghaus leider nicht im Urtext gibt, zeichnet sich durch seinen regelmäßigen Parallelismus aus. Als Gegenstück mag ein Trinklied desselben Stammes, der übrigens hinduistisch beeinflußt ist, folgen:

Drücket aus, drücket aus
Das Kilasala-Bier! (Reisbier.)
Seiet durch, seiet durch
Das Talisala-Altbier!
Gib her, Ausdrückerin,
In das Masuri-Blattgefäß
Teile mir das Bier aus!
Nun wohlan, Ausdrückerin!
In das Talari-Blattgefäß
Teile mir das Bier aus!
Die Ausdrückerin ist betrunken, o ja!
Die Austeilerin ist berauscht, o ja!

In den Schlußzeilen dieses Liedes ist ein satirischer Ton angeschlagen, der in den Gesängen der Naturvölker durchaus nicht vereinzelt dasteht; Spottlieder sind vielmehr ungemein häufig und nicht selten von großer sozialer Wichtigkeit, da sie als Ausdruck der öffentlichen Meinung dienen. Bei den Eskimo gibt es sogar regelmäßige poetische Zweikämpfe, die an die Stelle des Waffenkampfes getreten sind. „Wenn ein Grönländer", schreibt Graah, „sich beleidigt fühlt, verfaßt er einen satirischen Gesang, den alle seine Freunde auswendig lernen, worauf er den Bewohnern seiner Gegend anzeigt, daß er gegen seinen Gegner singen werde. Man trifft sich, die Parteien treten in den Kreis und der Kläger singt, nach der Trommel tanzend, eine Menge höhnischer Wahrheiten über seinen Widersacher, jedoch ohne Heftigkeit und Grobheit, worauf dieser dann, ebenfalls singend und tanzend, antwortet, und so wechseln sie ab, bis sie gegeneinander nichts mehr zu sagen haben. Hierauf entscheiden die Zuhörer, welcher von ihnen recht hat, worauf beide wieder die besten Freunde sind."

Ein Liedchen, das ganze Völker verspottet, teilt Bastian aus Siam mit:

Khamen then theh,
Kin takeh tow jam.
Lao pung dam
Kin jam takeh.
(Der Kambodjer, wahr und echt,
Ißt das Krokodil im Ragout.
Der Laos mit schwarzem Bauch
Ißt ein Ragout vom Krokodil.)

Als Probe einer anderen Art von Lyrik mag endlich ein Räuberlied dienen, das der Missionar Baur bei den Wasegnha hörte:

Ich bin Pakatcha,
Ich habe keinen Vater, ich habe keine Mutter.
Mein Vater ist mir das Messer,
Meine Mutter ist mir die Lanze.
Ich bin Pakatcha,
Ich bin ein Dieb in der Nacht.

Die erzählenden Dichtungen scheinen oft in den Improvisationen der Vorsänger ihren Ursprung zu haben, worin diese irgend ein Ereignis behandeln. Meist sind es endlose Recitative ohne scharfe metrische Gliederung oder sonstige Wiederholungen, also eine Art gesungener Prosa; in dieser Art mögen die nordamerikanischen Indianer, von denen Heckewelder berichtet, ihre Heldenthaten zum Trommelschlag gesungen haben, wenn sie abends um die Feuer hockten. Wo sich ein wirkliches Epos herausbildet, wird es meist durch Rhythmus, stehende Redewendungen und Parallelismen straffer zusammengefaßt. Von dramatischen Dichtungen endlich ist bei Naturvölkern wenig zu finden, am ersten noch in Verbindung mit mimischen

Tänzen. Merkwürdigerweise bildet sich aber das Schauspiel nicht immer unmittelbar aus diesen heraus, sondern hat als Vorstufe das Puppen- und Schattenspiel, so in Indonesien (s. die untenstehende Abbildung) und in der Türkei (vgl. die Abbildung, S. 92).

Die Dichtung ist, wie alle Kunstübung und jedes Spiel, zunächst um ihrer selbst willen da. Aber die menschliche Erfindungskraft, die immer an Vorhandenes anzuknüpfen, Gegebenes ihren Zwecken dienstbar zu machen strebt, weiß auch von der Dichtung praktischen Nutzen zu ziehen. Wie die Poesie im Verein mit der Musik die wirtschaftliche Arbeit fördern muß, ist wiederholt erwähnt worden. Sehr beliebt ist die Dichtung ferner als Gedächtnishilfe: ihr regelmäßiger Bau, die häufigen Wiederholungen, der Rhythmus und die Reime der Gedichte prägen diese viel fester und dauernder der Erinnerung ein, als das mit einfacher Prosa der Fall



Javanisches Puppenspiel. Nach Photographie.

ist, auch dann, wenn die Musik nicht als weitere Hilfe hinzutritt. In dieser Weise sind vor der Erfindung der Schrift die indischen Veden, also der ganze Erinnerungsschatz des Volkes, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden, ja heute noch lernt man sie in den Schulen auswendig; ähnliches aber ist bei allen alten Kulturvölkern zu finden. Auch Gesandte, deren Botschaft von Wichtigkeit ist, prägen sich diese wohl in Versform ein, wie das eine Sage der Tonganer schildert, die erklären soll, warum sich auf Fidschi nur die Frauen, auf Tonga und Samoa nur die Männer tättowieren. Eine Gesandtschaft der Tonganer nach Fidschi, wo das Tättowieren zuerst aufkam, sang auf der Rückreise beständig: „Tättowiert die Frauen, nicht die Männer!“ Aber während eines Sturmes gerieten sie in Angst und Verwirrung und sangen dann: „Tättowiert die Männer, nicht die Frauen!“ Und daher der Unterschied der Sitten. — Daß endlich die Dichtung auch, wie alle Kunst, mystischen Zwecken dienen muß, versteht sich von selbst: die Zahl der Zaubersprüche, Fluch- und Segensformeln u. s. w. ist ungeheuer groß und der Masse, wenn auch durchaus nicht dem inneren Werte nach sind sie vielleicht der wichtigste Teil der primitiven Dichtung.

Wo es Dichter von Beruf gibt, wissen sie ihre Stellung, die an sich meist wenig geachtet ist, durch ihre Beziehungen zur Mystik oft zu verbessern, ja oft sind Dichter und Prophet, Dichter und Priester ein und dasselbe. Anderwärts gewinnen sie als Lobsänger der Großen, als unentbehrliche Zierden eines Herrscherhofes Einfluß und Achtung, wie das besonders im afrikanischen Sudan zu beobachten ist; alle fahrenden Sänger und Dichter können dagegen einen genial-bettelhaften Zug nicht verleugnen und stehen auf der sozialen Stufenleiter meist sehr tief. Kunst ist eben immer zunächst ein Spiel, kein Bedürfnis — sie ist eine Luxusware, die von dem einen mit übertriebener Freigebigkeit erkauft, von dem anderen zurückgewiesen oder mit einem Bettlerpfennig abgefunden wird, und die deshalb schwer ein sicheres Maß ihres Wertes erlangt. Das gilt auch von der im Raume schaffenden Kunst, nur daß ihre Jünger weniger leicht dem unsteten Wanderleben und dadurch der Mißachtung verfallen.

Diese Ähnlichkeit zwischen Zeit- und Raumkünsten ist tief begründet; beide entspringen demselben Geiste, nur daß er in ihnen mit verschiedenen Mitteln arbeitet oder zweierlei Sprachen spricht, die einander gegenüberstehen wie Lautsprache und Bilderschrift. Die Zeitkünste wirken tief, aber vorübergehend, die Raumkünste weniger stark, aber dauernd. Bei den ersteren ist Ausführung und Wirkung ursprünglich nicht getrennt, bei den letzteren fast immer; erst die Schrift hat Gedichte und Kompositionen möglich gemacht, die wie Monumentalwerke auf die Dauer berechnet sind, die sich nicht im Munde des Volkes verändern und schließlich zersetzen, sondern ein Scheinleben führen, um unter dem Blicke des Lesers zu erwachen, genau wie ein Werk der bildenden Kunst erst unter den Augen des teilnehmenden, begeisterungsfähigen Beschauers Leben und Wert gewinnt.

Aus diesen ursprünglichen Unterschieden ergibt sich ein Vorzug der Raumkünste, der ihre schwächere Wirkung auf die Sinne ersetzt: ihre Werke sind selbständiger, unabhängiger, sie tragen eine größere Daseinsberechtigung in sich, denn sie stehen, in festem Stoffe gebildet, scharf abgegrenzt von ihrer Umgebung vor uns. Sie bedürfen darum nicht jener künstlichen äußeren Hülle, die Musik und Dichtung in Form der verschiedenen Arten der Wiederholung um sich werfen müssen, oder sie besitzen sie nur in der veredeltsten Form der Harmonie, die sich im Aufbau der Teile und im Abwägen der Einzelheiten kundgibt. Aber das gilt nur von den freiesten Werken der bildenden Kunst. Wo diese Freiheit nicht erreicht ist, wie in den meisten Ahnen- und Götterbildern unentwickelter Völker, erscheint alsbald eine starre Symmetrie, und wo die bildende Kunst sich gar mit der Rolle der Dienerin begnügen muß und nicht in stolzer Unabhängigkeit sich selbst genügt, da bedarf sie der Wiederholungen genau so gut wie Melodie und Lied, wie wir das aus jedem Ornament zu erkennen vermögen. Es sind immer dieselben Grundgesetze der Form, denen Zeit- und Raumkünste unterliegen.

Auch die bildenden Künste entstehen aus der Stimmung heraus, aber nur der erste Anstoß und Anfang trägt rein diesen Charakter; die Ausführung erfordert Zeit und meist ein beträchtliches Maß von Arbeit, bei der ein guter Teil der Stimmung verfliegt und nur die Schöpferkraft als solche oder die einmal gewonnene Neigung zu beständiger Arbeit die Thätigkeit lebendig erhält. Bei den Naturvölkern kommt der hemmende Umstand hinzu, daß regelmäßige und andauernde Bemühung ihnen unangenehm, das Vergeuden der Zeit gleichgültig ist, und daß daher die Herstellung eines Kunstwerkes oft ungewöhnlich lange Zeit in Anspruch nimmt. „Bei uns“, sagt darüber Hamilton, „wird ein Gegenstand oder ein Ornament gewöhnlich vollendet, ehe man die Sachen in Gebrauch nimmt; aber der Maori verwendete seine Waffe oder sein geschnitztes Zierstück, sobald sie ihren praktischen Zwecken dienen konnten, und

die weitere Ausarbeitung nahm vielleicht noch Jahre, ja Generationen in Anspruch." Das langsame Arbeiten läßt nicht nur den Einfluß der Stimmung, sondern auch die persönliche Laune des Einzelnen zurücktreten und ist mit eine Ursache des strengen Stilgefühls, das die meisten Naturvölker ursprünglich zeigen.

Wenn aber die Stimmung, die in den Zeitkünsten vorwaltet, in der bildenden Kunst viel weniger zur Geltung zu kommen vermag, so muß das auch auf den Stoff und Inhalt der Kunstwerke entscheidend einwirken. Jene flüchtigen, rauschartigen Stimmungen, wie sie in den Kriegsgesängen, den erotischen Tänzen oder den Trinkliedern hervortreten, liefern erst bei den Kulturvölkern auch der bildenden Kunst Stoff zu Darstellungen, bei den Naturvölkern dagegen vermögen sie sich fast niemals plastisch zu verkörpern. Soweit nicht die Natur unmittelbar Motive liefert, herrschen bezeichnenderweise auf primitiven Entwickelungsstufen die Ideen der Dauergesellschaft vor: aus Ahnenkult und Totemismus schöpft hier die Kunst den größten Teil ihrer Anregung. Viele scheinbar erotische Bildwerke sollen in naiver Weise das Fortleben der Familie oder des Stammes versinnlichen, andere dienen, wie das besonders Wilken nachgewiesen hat, als Amulette.



Buschmannzeichnungen am Tugela, Südostafrika. Nach Hans Meyer. Vgl. Text, S. 534.

Daß auch die bildende Kunst ein freies Spiel mit den gegebenen Stoffen und Dingen ist, läßt sich an den Werken der Naturvölker leicht erkennen. Wie der Stoff zerschlagen und neugeformt oder doch durch Behauen und Schnitzen umgestaltet wird, so werden auch die körperhaften Erzeugnisse der Natur gewissermaßen willkürlich zerschlagen und neu zusammengesetzt oder wenigstens seltsam verzerrt. Vor allem die aus dem Ahnenkult entspringenden Kunstwerke sind fast immer in grotesker Weise gestaltet, die Körper und Gesichter fratzenhaft verzogen, einzelne Teile zu ungeheurer Größe aufgetrieben, andere vernachlässigt, Menschen- und Tierleiber zu ungeheuerlichen Gestalten vereinigt u. s. w. Diese Werke sollen eine Idee verkörpern, aber die Künstler verstehen es noch nicht, die menschliche Gestalt neu als Ausdrucksform der Idee zu schaffen, sondern sie bauen aus den Bruchstücken zerschlagener Organismen neue auf, etwa wie man im mittelalterlichen Rom aus den Trümmern der antiken Bauwerke christliche Kirchen

errichtete. Oft kann man zweifeln, ob sagenhafte Zwitterwesen von den Künstlern nachah... worden sind, oder ob erst die plastischen Kunstwerke die Sagen entstehen ließen; beide ...lichkeiten lassen sich in manchen Fällen mit Sicherheit nachweisen.

Aus diesen fratzenhaften Anfängen entwickelt sich endlich die **freie bildende Kun**... zuerst bei dem Volke der Griechen volles Leben gewann. Ihr steht die Ornamentik als d... freie gegenüber. Die Grundlage aller freien Kunst ist Nachahmung oder richtiger geistige ... schöpfung der Natur; da ist es nun auffallend, daß wir gerade bei den wirtschaftlich tief ... den Völkern die treue Naturnachahmung noch am ersten finden (s. die beigeheftete farbige T... „Schlachtenbild der Sioux"), daß sich dann auf höheren Kulturstufen diese Neigung ver... und das Fratzenhafte, ungleichartig und unorganisch Zusammengesetzte überwuchert, bis ... mühsam das wieder erreicht wird, was anfangs so natürlich und selbstverständlich erschie...

In den verschiedensten Gebieten der Erde kehrt diese Erscheinung wieder. Wer in A... verhältnismäßig naturtreue Bilder von Tieren und Menschen sehen will, muß zu den ... Buschmännern g... (s. die Abbildung ... 533), in Nordam... sind die Eskimo ... größten Meister ... freien Naturnach... mung (vgl. die Ab... dungen, S. 66, 7..., 169, 267, 282, ... 477), und im prä... rischen Europa h... Völker von ähn... Lebensweise wie ... Eskimo jene zum ... wunderbar naturtr... Tierbilder geschaffen, die in neuerer Zeit in den Höhlen Frankreichs und der Schweiz wieder... deckt worden sind (vgl. die Tafel bei S. 330). Daß es sich hier um eine früher weitverbr... jetzt in ihren Resten noch vielfach vorhandene, künstlerisch besonders begabte Rasse hand... nicht recht wahrscheinlich; es könnte in diesem Falle nur eine Zwergrasse sein, von der a... dings Spuren auch im alten Europa zu finden sind. Die Vermutung liegt näher, daß die ... Lebensweise dieser sämtlich auf die Jagd angewiesenen Völker die Ursache der merkwürdigen ... scheinung ist: das Wesen und Treiben der Tiere ist für sie von der größten Wichtigkeit, ... das unerschöpfliche Thema ihrer Unterhaltungen, ihrer Fabeln und Tänze, ihre Phantasie ... unablässig mit diesen Dingen, und aus dem Spiel entstehen endlich Werke der bildenden K...



Neubritannier mit Schädelmaske. Nach v. Luschan. Vgl. Text, S. 536.

Aber dies Spiel führt nicht zur Entstellung und Zersetzung der gegebenen Formen... Jäger will auch im Bilde sein Wild wieder kennen, er will alle einzelnen Züge wieder... und so schafft er ein treues Abbild der Natur. Muybridge geht wohl zu weit, wenn ... Leistungen mancher dieser primitiven Künstler über die unserer heutigen Tiermaler stell... ein Körnchen Wahrheit steckt doch in dieser Übertreibung. In den prähistorischen Zeichn... sind uns Bilder des Mammuts und anderer ausgestorbener Tiere erhalten, deren Na... die zoologische Forschung bestätigt, und auch viele Tierzeichnungen der Buschmänner ver...



Schlachtenbild der Sioux, Nordamerika.

Zeichnung eines Sioux-Indianers. Die siegreichen Sioux verlassen nach dem Kampfe bei Little Bighorn das Schlachtfeld und führen die erbeuteten Pferde der amerikanischen Kavallerie mit sich fort. Nach G. Mallery.

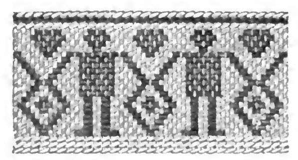


alles Lob. Einen Zweck im gewöhnlichen Sinne haben diese Bilder nicht; sie sind — und das ist von höchster Bedeutung für die Frage nach dem Ursprunge der Kunst — zunächst nichts weiter als Erzeugnisse eines spielenden Darstellungstriebes, der sich frei schaffend und oft mit großer Lebhaftigkeit äußert. „Während der Bantu", sagt Fritsch, „mühsam eine steife, groteske Tiergestalt modelliert, schnitzt oder in den seltensten Fällen bildlich darstellt, von den Hottentotten aber gar nichts Analoges bekannt ist, haben die Buschmänner die Felswände der Grotten und flach umherliegende Blöcke mit Figuren förmlich bedeckt (s. die Abbildung, S. 533). Auf einem Höhenzuge unweit Hopetown sah ich auf derartigen Steinen Tausende von verschiedenen Tiergestalten, oft zwanzig und mehr auf einem Blocke. Die Leichtigkeit, mit welcher die Eingeborenen die Arbeit ausführten, verrät sich in dem Umstande, daß sie dieselbe Figur, welche sich ihrem Gedächtnis einmal eingeprägt hat, zuweilen nebeneinander wiederholentlich darstellen, bis dadurch ganze Reihen entstehen, und die Sicherheit der Hand erkennt man an der merkwürdigen Ähnlichkeit, welche jede der folgenden mit der ersten Figur hat." Hier zeigt sich also schon ein Anfang jener Wiederholungsreihen, die der Ornamentik eigentümlich sind. Auch bei den prähistorischen Tierbildern Europas überrascht die große Zahl von Funden, die doch immerhin nur ein kleiner Rest des einstmals Vorhandenen sein können. Noch älter als die eingravierten oder geschnitzten Tierbilder scheinen übrigens die menschlichen Figuren aus Elfenbein zu sein, die Piette in der Gegend von Brassembouy-en-Chalosse im südwestlichen Frankreich entdeckt hat, und die wahrscheinlich der Kulturstufe von Solutré angehören.



Korb aus Sarawak, Borneo. Darunter ein Stück Geflecht, vergrößert. Nach Ling Roth. Vgl. Text, S. 537.

Die Betrachtung der einfachen Formen der freien Kunst lehrt zugleich, daß alle aus Material und Technik sich ergebenden Unterschiede, so wichtig sie an sich sind, erst in zweiter Linie in Betracht kommen. Wo Naturtreue angestrebt wird, da läßt sie sich auch erreichen: die primitiven Künstler der europäischen Urzeit haben das Renntier oder das Mammut mit gleicher Genauigkeit wiedergegeben, mochten sie es nun in einen Knochen als flächenhafte Zeichnung eingraben oder aus Horn und Elfenbein schnitzen, und wo die Neigung zu fratzenhaften Zerrgestalten herrscht, ändern die besten technischen Kenntnisse und die bildsamsten Stoffe die einmal vorhandene Vorliebe nicht. Immerhin ist der Einfluß dieser Dinge auf die Form der Kunstwerke nicht zu unterschätzen; die Einteilung der bildenden Künste in Malerei, wenn man unter diesem Namen alle flächenhaften Arbeiten zusammenfassen darf, und in Bildhauerei oder Plastik hat etwas Natürliches und Berechtigtes. Bei den Naturvölkern der Gegenwart finden wir beide Arten der Kunst; aber wahrscheinlich hat Alois Riegl recht, wenn er die Plastik für die ältere und primitivere, weil in ihren Werken unmittelbarer verständliche Kunstform hält.



Menschliche Figuren auf einem altperuanischen Korbgeflecht. Nach W. H. Holmes. Vgl. Text, S. 537.

Vielleicht geht ihr indes noch eine andere voraus! „War nicht", fragt Wilhelm Joest, „jener Urmensch der erste Maler, der zuerst seine mit Blut, Kot oder Erde besudelte Hand an einer Felswand abklatschte?" Dies Abklatschen an sich ist freilich keine künstlerische Thätigkeit,

aber wenn es absichtlich und als eine Art regelmäßig geübte Spielerei geschieht, darf es doch als eine bemerkenswerte Vorstufe der bildenden Kunst gelten, um so mehr, als es weit verbreitet ist und stellenweise, wie besonders bei den Australiern, mit großer Beflissenheit betrieben wird. In Australien ist auch die Technik fortgeschritten. Nach Mathews befeuchtet man die glatte Felsfläche mit Wasser oder bestreicht sie mit Fett, legt dann die Handfläche fest darauf und bläst mit dem Munde trockenes Farbpulver darüber hin, das nur an den von der Hand nicht bedeckten Stellen des Untergrundes haften bleibt; als Farbe dient Pfeifenthon, Ocker oder Holzkohle. Auf dieselbe Weise fertigt man auch Abbilder von Bumerangs, Beilen, Fischen, menschlichen Armen bis zum Ellbogen, Füßen u. s. w. Abdrücke stellt man her, indem man die Hand in eine feuchte Farbmasse taucht und dann auf den Untergrund preßt; in dieser Art aber werden nur Bilder von Händen gefertigt. Man kennt außerdem das Zeichnen in Umrißlinien, indes deutet nichts darauf hin, daß es sich unmittelbar aus den Abklatschmethoden entwickelt hätte. Handabdrücke finden sich auch zahlreich in anderen Gebieten; Kühn sah deren in Nischengräbern im westlichen Neuguinea, nach Ribbe sind sie auch auf den Key-Inseln zu beobachten, in Indien erscheinen sie häufig, und bekanntlich ist auch das Siegel des türkischen Sultans ursprünglich der Abklatsch einer Hand. Die in Nordafrika als Abwehrmittel des bösen Blickes an viele Häuser gemalte stilisierte Hand ist wohl auch aus dieser Quelle hervorgegangen. Auf dem Gebiete der Plastik sind mit diesen Abdrücken einigermaßen die Schädelmasken (s. die Abbildungen, S. 534 und 567) zu vergleichen, oder die mit Lehm beschmierten Schädel neuhebridischer Häuptlinge, denen eine menschenähnliche Figur aus Bambus, Zweigen und Lehm angefügt wird. Viele sagenhafte „Fußspuren" sind sicherlich auch nichts weiter als Abdrücke von Füßen, die durch Einmeißeln dauernd festgehalten worden sind, meist wohl auch zunächst aus Spielerei und ohne bewußte Absicht.

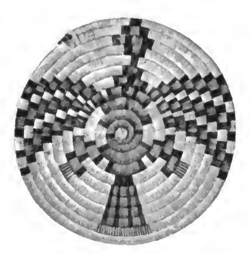

Adler auf einem Zuñi-Schild, Nordamerika. Nach W. H. Holmes. Vgl. Text, S. 537.

Bei allen Darstellungen auf einer Fläche gibt es zwei Möglichkeiten: entweder man trägt die Zeichnung, das farbige Bild u. s. w. auf die Fläche mit Hilfe an ihr festhaftender Substanzen auf, oder man ritzt mit Hilfe scharfer Werkzeuge das Bild in die Fläche ein; hierbei kann wieder der Untergrund vertieft werden, so daß die Zeichnung erhaben hervortritt, oder die Umrisse werden in den Untergrund eingegraben. Diese letzten Arten der Zeichnung gehen unmerklich in die Plastik über, die also durchaus nicht scharf von der Malerei getrennt ist. Als Mal- und Skulpturflächen bieten sich am ersten glatte Felsen, die denn auch in allen Teilen der Erde ältere und neuere, meist nicht mehr zu deutende Zeichnungen aufweisen. Sehr beliebt sind auch entrindete Bäume, besonders bei den Australnegern und vielen Indianern Nordamerikas. Beide Arten von Flächen werden bemalt, wozu man entweder trockene oder mit Wasser, Öl, Fett oder Thran angeriebene Farbstoffe benutzt, oder mit eingegrabenen Zeichnungen versehen, wobei die Australier wieder verschiedene Methoden anwenden; bald kratzen sie das Bild unmittelbar in den Felsen, bald fertigen sie vorher eine Umrißzeichnung und schleifen die Umrisse mit Hilfe harter Steine in den Untergrund ein, bald endlich graben sie längs der gezeichneten Linie eine Reihe von Löchern ein und entfernen dann die Zwischenräume, so daß eine fortlaufende vertiefte Linie entsteht.

Die Bearbeitung des Holzes ist natürlich leichter, außerdem tritt hier die Brandmalerei hinzu, die wieder in zweierlei Weise ausgeführt werden kann: es wird entweder die Zeichnung

mit einer glühenden Metallspitze und dergleichen in das Holz gebrannt, oder das Holz oberflächlich verkohlt und dann das Bild eingeritzt oder eingeschnitten. Eine weitere natürliche Fläche ist die menschliche Haut, die man denn auch mit Vorliebe bemalt oder tättowiert (vgl. die farbige Tafel „Ornamentale Tättowierung" bei S. 6); tierische Häute zu bemalen, haben besonders die Indianer Nordamerikas gelernt. Was sich sonst an Gerätschaften, Häusern, Booten u. s. w. an geeigneten Flächen bietet, wird überall dort, wo die Mal- und Skulpturkunst sich einigermaßen entwickelt hat, mit Eifer benutzt.

Eine ganz eigenartige Technik entsteht aus der Flechtkunst: von den einfachen hierbei sich bildenden Ornamenten geht man zu immer künstlicheren Verschlingungen und Verzierungen über (s. die obere Abbildung, S. 535) und strebt endlich dahin, auch hier die Technik der freien Kunst dienstbar zu machen und willkürlich die Fäden oder Streifen des Gewebes zu Bildern zu ordnen (s. die untere Abbildung, S. 535). Raffaelische Teppiche bringen die Naturvölker auf diese Weise freilich nicht hervor, aber die Nordwestamerikaner haben doch bereits eine große Freiheit der Behandlung erreicht, ohne sich allerdings über ornamentale Darstellungen zu erheben, und anderseits hat A. R. Hein in seiner Abhandlung über die menschliche Gestalt in Flechtwerken gezeigt, wie verbreitet das Streben nach freier Kunstübung auf diesem Gebiete ist. Einen sehr interessanten Versuch, die Figur eines Adlers zuerst als Zeichnung und dann im Flechtwerk nachzuahmen, zeigen die Abbildung S. 536 und die nebenstehende. Der Einfluß der Technik tritt hier sehr klar hervor.


Adler auf einem Moki-Teller, Nordamerika. Nach W. H. Holmes.

Die plastischen Kunstwerke werden entweder aus weichen Massen gebildet, die später erhärten, also besonders aus Thon, oder aus härteren Materialien durch Entfernen der überflüssigen Teile hergestellt. Wie mächtig der spielende Kunsttrieb im Menschen ist, zeigt sich bei Kindern und primitiven Menschen sehr häufig, sobald sie nur irgend einen formbaren Stoff in die Hände bekommen; so erschien früher der aus Südamerika stammende, von Indianern und Mischlingen eingesammelte Kautschuk gewöhnlich in der Form von rohen Tier- oder Menschengestalten auf dem Markte. Bei den Bakaïri fand Karl von den Steinen auch das Wachs in Gestalt ähnlicher Figuren aufbewahrt; Maiskolben waren mit Hilfe ihrer natürlichen Strohhülle zu einer Art Strohpuppen umgewandelt, und selbst eßbare Erde wurde zu Puppen geformt. Beim Aushauen oder -Schnitzen von Figuren benutzt man dagegen gern die natürliche Beschaffenheit des Materials, Knoten und Augen des Holzes, Adern der Steine u. s. w.; eine große Anzahl primitiver Kunstwerke entsteht wohl einfach infolge der Anregung, die derartige Naturspiele gewähren, und erhält erst nachträglich eine Deutung. Die merkwürdigen kleinen Götter- oder Ahnenbilder der Osterinsulaner sind z. B. Wurzelstücke von phantastischem Aussehen, an denen der Schnitzer manchmal nur wenig verändert hat; viele plumpe steinerne Idole dürften auf ähnliche Weise aus menschen- oder tierähnlich geformten Blöcken durch geringe Bearbeitung zu Verkörperungen überirdischer Wesen geworden sein.

In den letztgenannten Fällen tritt die Übermacht des Stoffes über die Idee besonders stark hervor, aber sie macht sich auch sonst in der Plastik sehr geltend, da in der Regel die Mangelhaftigkeit der Werkzeuge ein freies Arbeiten hindert; auf diese Weise beeinflußt die

Unvollkommenheit der Technik und die Sprödigkeit des Stoffes den Kunststil eines Volkes oft in sehr entschiedener Weise. Diese Umstände erklären es auch zum guten Teil, daß so vieles, was wir an sich den freien Künsten zurechnen müssen, doch einen so unfreien Charakter trägt.

Andere Ursachen treten hinzu, sobald man nicht eine reine Naturnachahmung anstrebt, sondern Ideen oder überhaupt nicht existierende Gestalten zu verkörpern sucht, für die es an natürlichen Vorbildern fehlt; das gilt aber von jenem großen Gebiete primitiver Kunst, das die Darstellung mystischer Wesen und Geister umfaßt. Wie man dann oft aus einzelnen Zügen der Wirklichkeit fratzenhafte Neubildungen schafft, ist schon erwähnt. Damit aber betritt man einen Weg, der von der freien Kunst ab- und zur Ornamentik hinüberführt, und in der That erscheint, wie schon Richard Andree bemerkt hat, die Ornamentik gerade dort am blühendsten entwickelt, wo die freie und naturwahre Kunst zurücktritt. Ohnedies ist der Weg von den ersten unbeholfenen Nachahmungen natürlicher Dinge zu naturgetreuen Neuschöpfungen weit und schwer, und gerade der mystische oder religiöse Zug der Kunstanfänge tritt hier wieder als Hemmnis hervor: die einmal geschaffenen Zerrformen oder ungeschickten Versuche werden leicht zu festen Normen, ihre Fehler gelten als heilig und unverbesserlich, wie in Ägypten, wo seit den lebendigen Zeiten des alten Reiches eine völlige Verknöcherung eintrat, oder in Indien, wo keine Empörung des geläuterten Geschmackes die ungeheuerlichen Zwittergestalten aus den Tempeln vertrieben hat. Solche Beispiele lassen uns erst fühlen, welche mächtige Kraft in dem kleinen Volke der Griechen gelebt haben muß, um so starke Schranken zu durchbrechen. Es ist kein Zufall, der hier gewaltet hat, das lehrt uns das Schicksal der griechischen Kunst bei anderen Völkern: die typische steife Buddhafigur Süd- und Ostasiens führt auf griechische Vorbilder aus der Zeit Alexanders des Großen und des baktrischen Reiches zurück, aber der Keim edlerer Kunstübung ist längst vertrocknet, und kein Aufschwung freier Schöpferkraft ist der Anregung gefolgt. Wo nun gar das indische Vorbild wieder zu Naturvölkern gebracht worden ist, bleibt ihm kaum ein dürftiger Hauch der einstigen harmonischen Schönheit (s. die nebenstehende Abbildung).


Hölzernes Idol (Nachbildung Buddhas) der Battak auf Sumatra. Bremer Museum.

Eine kleine, aber immerhin merkwürdige Nebengruppe in der bildenden Kunst sind die Kinderpuppen (vgl. die Abbildungen, S. 24 und 191), die stellenweise fast die einzigen Nachbildungen menschlicher Figuren sind und hier und da vielleicht den Anstoß zu weiterer Entwickelung gegeben haben. Im allgemeinen aber überwiegt hier das Hervorheben einzelner charakteristischer Merkmale noch mehr als in anderen Kunstanfängen.

Es ist nicht erst eine Forderung unserer Zeit, daß die Kunst um ihrer selbst willen da sein soll, und daß sie überall dort entartet, wo sie fremden Zwecken in irgend einem Sinne dienstbar gemacht wird, sei es nun, daß sie politischen oder religiösen Aufgaben oder der Gedächtnishilfe oder sonstigen Nebenabsichten genügen soll; diese Forderung liegt tief im Wesen der Kunst begründet. Sobald das Spiel zum Ernst wird, verliert es seinen Charakter. Wohl aber kann das Spiel neben dem Ernsten und Praktischen hergehen, es kann den stofflichen Kulturbesitz verschönern und erklären, ohne deshalb seinem Wesen untreu zu werden. Eins freilich verliert es dabei doch, seine Freiheit, und in diesem Verluste liegt der tiefe Unterschied begründet, der zwischen freier Kunst und der unfreien Ornamentik so unverkennbar hervortritt.

Das freie Kunstwerk rechtfertigt sich selbst: der Hermes des Praxiteles, die Sixtinische Madonna Raffaels wirken durch ihr bloßes Dasein überwältigend und überzeugend; sie sind vollkommene Neuschöpfungen des Menschen, Typen dessen, was wir sein könnten, wenn wir nicht mit einer Last ererbter Fehler und als ein Spiel des schönheitsfeindlichen Zufalls aufwüchsen. Das Ornament besitzt diesen inneren Halt nicht. Denken wir uns an der Außenseite eines Thongefäßes eine vereinzelte Vertiefung oder einen einzelnen Strich, so erscheinen uns beide ungerechtfertigt und störend; erst wenn in regelmäßiger Reihe sich Punkt neben Punkt, Strich neben Strich ordnet, erkennen wir diese für den Gebrauch des Gefäßes überflüssigen Zuthaten als etwas an sich Berechtigtes an: die Wiederholung, die schon in Melodien und Versen als schützende Hülle der sonst zerfließenden Kunstwerke und als äußerliche Rechtfertigung ihres selbständigen Daseins auftrat, deren aber die freie bildende Kunst im allgemeinen entbehren kann, erscheint hier alsbald wieder und gibt auch der dienenden Kunst den Charakter des organisch Gewordenen, des Nichtzufälligen. Am deutlichsten wird das, wo das Ornament aus der Technik selbst hervorwächst, wie bei der Flechtkunst: überall tritt hier die Ornamentik in dieser Weise auf, nicht weil die Künstler sie mit bewußter Absicht so gestalten, sondern weil die rhythmische Wiederholung aus dem Wesen der Sache hervorgeht. Eine größere Freiheit und Ungebundenheit vermag zwar die Ornamentik ebenfalls zu erringen, wie das namentlich die Japaner bewiesen haben, aber gewisse Grenzen bleiben ihr immer gesetzt.



Schilfrohrmatte aus dem Congogebiet. Nach Lemaire. Vgl. Text, S. 540.

Das Gebundensein an die Wiederholung ist nicht der einzige Unterschied, der die dienende Kunst von der freien trennt. An und für sich scheint jener recht zu sein, was dieser billig ist: wenn die freie Kunst auch in ihren Anfängen, wie sie von primitiven Jägervölkern geübt wird, die Gestalten der Natur nachbildet, dann müßte die Ornamentik doch damit beginnen, jene natürlichen Ornamente nachzuahmen, wie sie an Pflanzen in so großer Fülle auftreten und beim Verarbeiten pflanzlicher Produkte sich ungezwungen und unaufhörlich dem Auge darbieten. Die Maserung des Holzes, die zierliche Anordnung der Blumen- und Kelchblätter, der Dolden und Trauben müßte, wie man glauben sollte, zur Nachahmung oder Fortbildung reizen. Aber die Thatsachen widersprechen dem durchaus. Ganz vereinzelt mag eine solche Nachahmung einmal vorkommen, aber unter den unzähligen Ornamenten der Naturvölker sind nur äußerst wenige, die allenfalls so gedeutet werden könnten; einige Versuche, die Balfour in diesem Sinne gemacht hat, können kaum als gelungen gelten. Die menschliche Ornamentik ist keine Nachbildung der natürlichen Ornamente, sondern eine Neuschöpfung, die nach den großen Gesetzen des Naturganzen und als eine Parallele zu diesem erfolgt.

Die Ornamente zerfallen in zwei ursprünglich scharf geschiedene Gruppen, die sich aber im Laufe der Entwickelung in merkwürdiger Weise vermischen, so daß es oft schwer oder

unmöglich ist, ihren wahren Ursprung noch zu erkennen. Für die eine dieser Gruppen ist seit langem die Bezeichnung geometrische Ornamentik gebräuchlich, die andere würde ihr als figürliche gegenüberstehen; der wahre Gegensatz besteht darin, daß die Ornamente der ersten Gruppe an sich bedeutungslos sind, während die der zweiten ursprünglich einen Sinn haben. Dieser Unterschied ist scharf und klar, aber er erhält sich, wie gesagt, nicht auf die Dauer, und zwar infolge einer gegensätzlichen Entwickelung: die geometrische Ornamentik wandelt sich, indem sie erweitert und durch phantastische Zusätze bereichert wird, leicht zu figurenartigen Gebilden um, die dann oft gedeutet und mit Bewußtsein weiter ausgeführt werden, die figürliche Ornamentik dagegen geht infolge der Stilisierung, auf die noch zurückzukommen ist, mehr und mehr in bedeutungslose Schnörkel über — beide Arten der Ornamentik entstehen demnach sowohl nebeneinander als auseinander.



Thongefäß aus Kolumbien, Südamerika. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 541.

Die Frage, welche von beiden Formen die ältere ist, läßt sich nicht mit voller Schärfe beantworten, ja sie gehört im Grunde zu jener Art von Fragen, die an sich schon irreführen. Es galt lange Zeit für einen Glaubenssatz, daß das geometrische Ornament als das einfachste, oft sogar ohne bewußte Absicht entstehende, immer und überall das ältere sein müsse, und das führte wieder dazu, daß man unbesehen jedes geometrisch aussehende Ornament für eine an sich bedeutungslose Verzierung erklärte. Eine genauere Untersuchung jener Ornamentik, die sich heute noch bei den Naturvölkern findet, hat diese Ansicht stark erschüttert; die ursprünglich figürlichen Verzierungen überwiegen hier durchaus, und die meisten scheinbar geometrischen Ornamente haben sich als stilisierte Tier- und Menschengestalten herausgestellt. Vor der Gefahr, nun ins andere Extrem zu verfallen und eine geometrische Urornamentik einfach zu leugnen, bewahrt uns ein Blick auf die prähistorischen Funde Europas, die immerhin schon zahlreich genug sind, um eine lange Entwickelung der Verzierungskunst überblicken zu lassen; hier überwiegt zweifellos das geometrische Ornament, das aus der Technik hervorgeht.

Das ist durchaus nicht wunderbar. Jedes Gerät, das der Mensch fertigt, ist in seiner Art etwas Organisches und Harmonisches, denn diese Schöpfungen des menschlichen Geistes fordern wie die der Natur einen symmetrischen Bau, wenn sie ihrem Zweck entsprechen und dem Verfertiger gefallen sollen. Diese Regelmäßigkeit aber ruft oft ganz von selbst bereits eine Ornamentik hervor, wie wir das am deutlichsten an den Erzeugnissen der Flechtkunst und Weberei sehen; die rhythmische Wiederholung eines Motivs ist hier vorhanden, ein Sinn aber braucht dieser ganz als dienende Kunst auftretenden, durch ihren Ursprung schon völlig gerechtfertigten Ornamentik nicht innezuwohnen. Durch verschiedene Methoden des Flechtens, durch Verwenden mehrfarbiger Streifen läßt sich diese Ornamentik weiter entwickeln, bis dann endlich wirkliche Figuren hervorgebracht werden und damit der Weg vom geometrischen zum Figurenornament glücklich durchmessen ist (s. die Abbildungen, S. 539 und S. 541). Die Weberei gestattet eine noch feinere Ausführung des Figürlichen, ja sie kann endlich selbst zur Herstellung freier Kunstwerke dienen. Stübel hat an peruanischen Ornamenten nachzuweisen gesucht, daß durch die Weberei auch eine andere, rein mechanische Fortbildung der geometrischen Ornamentformen befördert wird. Schneidet man Gewebe mit einfachen Verzierungen entzwei und näht die Stücke so zusammen, daß sich die durchschnittenen Ornamente gegeneinander verschieben, so entstehen

neue Formen, aus konzentrischen Vierecken Mäander, aus Kreisen Schlangenlinien und dergleichen. In manchen Fällen mag diese Erklärung wohl das Richtige treffen.

Bei dem engen Zusammenhang der Keramik mit der Flechtkunst werden Flechtornamente zunächst rein mechanisch auf Thongefäße übertragen und geben dann den Anstoß zu weiterer Fortbildung einer geometrischen Ornamentik, die im übrigen auch durch die Technik begünstigt wird. Es liegt nahe, die Abdrücke des Fingers oder der Formhölzer, die zunächst zufällig entstehen, rhythmisch zu wiederholen und damit zu Ornamenten umzugestalten. Die Verzierungen der prähistorischen europäischen Thongefäße scheinen in der Hauptsache aus diesen Quellen zu entspringen. Übrigens mögen auch geometrische Ornamente vorkommen, die einen Sinn haben, ohne doch ursprünglich Bilder zu sein: es sind das die Eigentumszeichen und „Fabrikmarken“, die stellenweise auch heute noch bei Naturvölkern bekannt sind und auf Gerätschaften angebracht werden, z. B. auf den nikobarischen Thongefäßen.

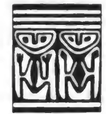


Gewebeornament von Timor, Sunda-Archipel. Nach H. ten Kate. Vgl. Text, S. 540.

Alle Ornamente, geometrische wie figürliche, zerfallen wieder von einem anderen Gesichtspunkt aus in zwei Gruppen: sie sind entweder bestimmt, Einfassungen und Ränder zu bilden, wiederholen also ihr Motiv durch lineares Nebeneinanderstellen, oder sie bedecken ganze Flächen, wobei dann auch höhere Formen der Wiederholung in Anwendung kommen. Beide Arten finden sich schon in den ältesten prähistorischen Ornamenten Europas; es sind meist Striche, die entweder bandartig nebeneinander angebracht sind, oder größere Flächen überziehen, ferner Kreise, Wellen- und Zickzacklinien, Rhomben und dergleichen. Manche dieser „Verzierungen“ mögen aus rein praktischen Gründen angebracht sein, um die Oberfläche von Speerschäften, Thongefäßen u. s. w. künstlich rauh zu machen und dadurch der Hand einen festeren Halt zu geben. Merkwürdig ist die von Hoernes neuerdings genauer geschilderte Erscheinung, daß geometrische Ornamente dieser Art auch häufig Umrißlinien von Tierfiguren ausfüllen oder an plastischen Figuren angebracht sind. Beispiele liefern zahlreiche Funde aus der Renntierzeit, aber auch solche der griechischen Vorzeit aus Mykenä, Tiryns und Olympia, ferner Thongefäße aus Amerika (s. die Abbildung, S. 540); man nimmt in der Regel an, daß hier die geometrische Ornamentik einfach zur Raumausfüllung verwendet wird, aber wahrscheinlich hat Hoernes recht, wenn er sagt: „Vielleicht ist es doch etwas mehr, nämlich stilisierte Innenzeichnung, Darstellung der Körperoberfläche, deren steife Nachahmung möglicherweise überhaupt zu den ältesten geometrischen Mustern geführt hat.“ Bewährt sich diese letztere Ansicht, die, wie wir sehen werden, durch die Ornamentik mancher Naturvölker der Gegenwart unterstützt wird, aber mit den sonstigen Ansichten Hoernes’ etwas in Widerspruch steht, dann wäre der geometrischen Ornamentik wieder ein großes Gebiet entzogen, und sie beschränkte sich dann thatsächlich nur auf die rein technischen, also vom künstlerischen Standpunkt aus zufällig zu nennenden Verzierungen.

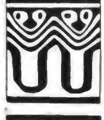
Wer die Urgeschichte der Menschheit zu erforschen sucht, wird sich über Erkenntnisse dieser Art freuen dürfen. Was er erkennen und untersuchen soll, ist unter allen äußerlichen Hüllen des stofflichen Kulturbesitzes doch immer wieder der Geist der Menschen, und die Erscheinungen, in denen er sich am lebhaftesten und klarsten äußert, sind ihm die teuersten und wertvollsten.

Wie ganz aber sprechen die figürlichen Ornamente, in denen sich lebendiges Fühlen und Denken äußert, zu ihm als jene trockenen Striche und Punkte, die aus der Technik entspringen und erst nach und nach kümmerlich mit geistigem Inhalt erfüllt werden. Alle figürlichen Ornamente und die aus ihnen hervorgehenden stilisierten Formen sprechen eine Sprache, oft die einzige, die noch aus uralter Zeit von längst verschollenen Vorfahren zu uns herübertönt, und ein eigener Zauber liegt darin, auf diese Klänge zu lauschen und ihren Sinn zu erfassen. Nichts freilich ist leichter, als bei diesen Versuchen zu irren, aber selbst der Irrtum, wenn er ehrlich ausgesprochen wird, bedeutet einen Schritt zur Wahrheit.



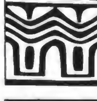


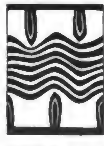
Auch hier gibt es keinen Preis ohne Fleiß! Die Sprache der Ornamentik will gelernt sein, und sie hat wieder bei jedem Volk ihren besonderen Dialekt, der beachtet werden muß. Ihre grammatischen Gesetze entsprechen zum Teil denen anderer Kunstformen, haben aber ihre Besonderheiten, die nur eingehendes Studium klarer erkennen läßt.



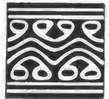
Gleich den Zeitkünsten findet auch die ornamentale Kunst ihren äußeren Halt in der Wiederholung, nur daß ihr, da sie in der Regel Flächen zu verzieren hat, gewissermaßen eine Dimension mehr zur Verfügung steht: das Ornament kann sich linear, aber auch flächenhaft entwickeln. Ein noch größerer Unterschied liegt darin, daß in den Zeitkünsten, vor allem der Dichtung, der Inhalt von der Form wenig abhängig ist, daß man also in eine gegebene Form, z. B. die des Sonetts oder der Ghasele, jeden beliebigen Inhalt eingießen kann; in der Ornamentik aber sind Form und Inhalt gar nicht zu trennen. Infolgedessen beeinflußt die Wiederholung zugleich den Inhalt oder Sinn des Ornamentes, ja sie überwuchert und erstickt ihn schließlich ganz; er braucht ja auch nicht erhalten zu bleiben, da das Ornament immer nur dienend auftritt, nur zur Verzierung selbständiger, durch ihr Dasein und ihren Zweck schon gerechtfertigter Schöpfungen des Menschen gebraucht wird. Dies Zerstören des Sinnes durch die Form, diese Umgestaltung naturtreuer Bilder zu schmückendem Beiwerk, nennt man Stilisieren. Sobald ein Bild irgendwelcher Art nicht mehr um seiner selbst willen da ist, sondern als Ornament dient und der Wiederholung verfällt, wird es auch stilisiert; schmückendes Bildwerk dagegen, das nicht durch Wiederholung wirken soll, unterliegt diesem Gesetze nur gelegentlich.







Das Stilisieren entspringt also aus dem innersten Wesen des Ornamentes selbst, aber es wird noch durch andere Umstände gefördert. Das Wiederholen wird immer in mehr oder weniger gedankenloser Weise geschehen; ausnahmsweise ist man sogar dahin gelangt, die Muster rein mechanisch durch Druckstempel zu vervielfältigen, wie das bei der Herstellung der polynesischen Tappa, die wohl auch mit gemusterten Hämmern geschlagen wird (vgl. die Abbildung, S. 316), oder bei der Tättowierung der Dayak (vgl. die Abbildung, S. 8) geschieht. Aber auch ohne dies wird die Ornamentmalerei zu einer mehr mechanischen Thätigkeit, bei der der ursprüngliche Sinn und Geist der Figuren verraucht und die Handfertigkeit zur Hauptsache wird. Das Wiederholen eines



Speerornamente der Salomoninseln, Melanesien (Stilisierung menschlicher Figuren). Nach v. Luschan. Vgl. Text, S. 543.

Motivs führt ferner von selbst zur Vereinfachung, schon weil der Künstler es leicht müde wird, immer dieselbe Form bis ins einzelnste genau nachzubilden; ist er nicht hervorragend geschickt, so wird ihm die treue Nachahmung eines gegebenen, sorgfältig ausgeführten Bildes ohnehin nicht recht gelingen, und die ornamentale Reihe, deren Reiz gerade in ihrer gleichmäßigen Genauigkeit liegt, wird verunstaltet.

Noch wichtiger ist aber der Umstand, daß die Bilder, aus denen sich die Ornamente entwickeln, an und für sich schon nicht naturtreu zu sein pflegen, sondern eher als Anfang einer Bilderschrift bezeichnet werden dürfen. Die oben erwähnten Tierbilder der primitiven Jägervölker bilden sich nicht leicht zu Ornamententum, wohl aber thun dies jene Bilder, die nicht einfach eine menschliche oder tierische Figur wiedergeben, sondern vor allem etwas bedeuten sollen, was man dem Beschauer möglichst klar machen möchte. Dieses Wichtige wird stark hervorgehoben, das Unwichtige vernachlässigt. Wir sehen das schon an den Zeichnungen der Kinder: Menschen mit enormen Köpfen und Spinnenbeinen, Soldaten mit ungeheuern Säbeln und Federbüschen, riesige Wagen mit winzigen Rädern und dergleichen kehren immer wieder. In ganz ähnlicher Art verfuhren die Indianer, von denen Karl von den Steinen sich und seine Gefährten abzeichnen ließ. Friedrich Kurz, der als Maler diese Dinge besonders beachtete, bemerkt, daß die nordamerikanischen Indianer mehr die unterscheidenden Kleider hervorheben als die Figuren selbst. Besonders lehrreich sind die Versuche, die Miklucho-Maclay mit den Papua der Astrolabebai anstellte; er forderte sie z. B. auf, einen Mann zu zeichnen, und erhielt erstens eine rohe menschliche Figur, zweitens ein Gesicht mit Augen und einem großen Munde, drittens einen Kamm mit Federbusch, also einen ausschließlich von Männern getragenen Schmuck, viertens eine Andeutung des Geschlechtes. Nur im ersten Falle ist demnach ein ungeschickter Versuch gemacht, das wirkliche Bild eines Mannes zu geben, in allen übrigen begnügt man sich mit einer bezeichnenden Einzelheit. Da nun die Urbilder der Ornamentik in der Regel als Gedächtnishilfe oder als Amulette dienen sollten, so genügte ein solches Andeuten des Sinnes, und die Stilisierung hatte nur die einmal begonnene Entwickelung weiter zu führen; das ist ja eben das Anziehende an der figürlichen Ornamentik und ihre große Wichtigkeit für die Forschung, daß sie ursprünglich mit der Bilderschrift identisch ist. Wie dann aus noch ziemlich kenntlichen Figuren von Menschen oder Tieren immer seltsamere Gebilde entstehen, lehrt am besten ein Blick auf einige Entwickelungsreihen (s. die Abbildung, S. 542 und die obenstehende).



Altmexikanische Tierornamente (Stilisierung von Fischen). Nach H. Strebel.

Wie weit die bloße Symbolik in der Wiedergabe von Figuren gehen kann, beweisen namentlich die Zeichnungen der Australier auf den Churingahölzern und Botenstöcken; sie sind

Mitteldinge zwischen Bilderschrift und Ornamentik, offenbar auch schon durch Stilisierung verändert und also unverständlicher als einfache Bilderschrift. Am häufigsten erscheinen konzentrische Kreise, die aber ganz verschiedene Bedeutung haben können: auf einem Churingaholz sollen sie Gummibäume darstellen, von denen gerade Striche als Wurzeln ausgehen, auf einem anderen die Augen, Eingeweide, Leibbemalung und Gesäß eines Mannes, auf einem dritten Frösche. Schlangenlinien, Striche und Punkte können ebenso, je nach den Umständen, alles Mögliche bedeuten.

Die eigentliche Stilisierung kann in sehr verschiedener Weise stattfinden: sie kann sich auf den Sinn des Ornamentes beziehen oder sie kann durch den Stoff oder die Technik beeinflußt werden. Auf diesen Wegen entsteht schließlich ein **Kunststil**, der nunmehr allen ornamentalen Schöpfungen seinen Stempel aufdrückt; es gibt, wenn ein solcher Stil herrscht, nicht nur z. B. gotische Kirchen und Häuser, sondern auch gotische Stühle und Tische, Bänke und Schränke. Bei den Naturvölkern, die eine reiche Ornamentik entwickelt haben, erhält jede Gerätschaft, jede Waffe, die nur irgend Raum dazu bietet, ihre stilgemäße Verzierung.



Vasenornament der Chiriqui, Südamerika. Nach W. H. Holmes. Vgl. Text, S. 545.

Jeder Stil nun ist charakterisiert durch die ihm eigenen Arten der Umwandlung figürlicher Ornamente. Eine erste Gruppe dieser Umwandlungen entspringt unmittelbar aus einer spielenden Weiterbildung jener Versuche, das Wichtigste hervorzuheben und das Unwichtige beiseite zu lassen, die eben erwähnt wurden: die ohnehin schon fratzenhaften und unnatürlichen Figuren werden weiter verzerrt, allzugroße Teile noch mehr vergrößert, kleine noch mehr verkleinert oder ganz weggelassen. Diese **Kümmer- und Wucherformen**, wie ich sie gelegentlich genannt habe, entfalten sich um so ungestörter, je mehr der ursprüngliche Sinn des Ornamentes in Vergessenheit kommt und nur die einmal vorhandenen Vorbilder nachgeahmt werden. Balfour hat durch Experimente nachgewiesen, wie sich durch immer wiederholtes Kopieren von Kopien das ursprüngliche Bild bis zur Unkenntlichkeit verwandelt, ja endlich einen ganz neuen Sinn bekommt. Das ist eine sehr häufige Erscheinung, die sich besonders in der Weise äußert, daß Tier- und Menschenfiguren schließlich zu Pflanzenornamenten werden, denen ein Unkundiger keine Spur ihres Ursprunges mehr ansieht. Das echte Pflanzenornament ist bei Naturvölkern im allgemeinen sehr selten; man findet es noch am ersten dort, wo sich totemistische Ideen an bestimmte Pflanzen knüpfen, so im englischen Neuguinea nach den Angaben Haddons. Fehlen doch, wie Karl von den Steinen an den Schingu-Indianern gezeigt hat, die Tiere, die bei den Maskentänzen nicht vorkommen, trotz ihrer sonstigen Häufigkeit und Bedeutung, auch in der Ornamentik!

Um Kümmerformen eigener Art handelt es sich, wenn ein Tier nicht durch seinen Umriß, sondern die charakteristische Zeichnung seines Felles oder seines Federkleides in der Ornamentik angedeutet wird, wie das bei Südamerikanern und Australiern beobachtet worden ist. Hier wird gewissermaßen ein natürliches Ornament benutzt und fortgebildet.

Wenn die ursprünglichen Figuren als Wucher- und Kümmerformen ihre Gestalt und ihre wahren Eigentümlichkeiten mehr und mehr verlieren, so werden sie dafür mit neuen ausgestattet,

die aus dem Wesen des Ornamentes selbst entspringen: das Grundgesetz der Wiederholung, das die Zahl der Figuren vermehrt, äußert auch auf ihre Beschaffenheit seinen Einfluß in der Form der künstlichen Symmetrie (s. die Abbildung, S. 544). Ein sehr bekanntes und lehrreiches Beispiel dieser Art ist der doppelköpfige Adler des österreichischen und des russischen Wappens, der viel symmetrischer gestaltet ist als der einköpfige Aar des Deutschen Reiches. Besonders menschliche Figuren verfallen leicht diesem Schicksal: gewöhnlich werden zunächst die Beine ebenso gebildet wie die Arme, dann verschwindet der Kopf, und das Gesicht erscheint auf dem Leibe, und zuletzt bleibt vielleicht, wie bei den Ornamenten mancher sudanesischer Lederarbeiten, nur ein Auge im Mittelpunkt eines Kreises oder eines Vierecks übrig, von dem die schmählich verkümmerten Arme und Beine als vier symmetrisch gestellte Stummel auslaufen (vgl. die Abbildung, S. 53). Ein anderes Beispiel künstlicher Symmetrie ist das von Karl von den Steinen beschriebene Ornament der Schingu-Indianer, das den Maretschnfisch darstellen soll; es besteht aus einer Raute, deren vier Ecken durch kleine Dreiecke ausgefüllt sind. Die Raute ist der Körper des Fisches, die vier ausgefüllten Ecken sind Kopf, Schwanz, Rücken- und Afterflosse. Zuweilen sind die Rauten noch von konzentrischen Linien umgeben, die dann die Maschen des Netzes vorstellen sollen, in denen der Fisch zappelt.


Kämme aus Deutsch-Neuguinea. Bremer Museum.

Eine andere eigenartige Methode, eine ursprünglich bedeutsame Figur spielend zum rein ornamentalen Schmuck umzugestalten, besteht darin, daß man die Figur in der Mitte teilt und die eine Hälfte umgekehrt wieder an die andere setzt. Mit Vorliebe werden derartige Neubildungen von den Dayak als Verzierungen auf ihren Schilden angebracht, auch an Kämmen von Neuguinea sind sie zu beobachten (s. die nebenstehende Abbildung).

Die Umbildung der ornamentalen Figuren wird weiter unterstützt durch die Beschaffenheit der Gegenstände, an denen man sie anbringt. Deren Form bedingt oft schon die Wahl des Ornamentes, das ihr doch einigermaßen entsprechen muß; vielleicht ebenso häufig ist es der Zweck und die Bestimmung eines Gerätes, die sich spielend in den Figuren der Verzierung angedeutet finden. „Tiermotive“, schreibt Karl von den Steinen, „sind bei der Rolle, die das Tier in dem geistigen Leben des Indianers spielt, als selbstverständlich gegeben. Die Auswahl jedoch kann erstens durch die Beschaffenheit oder Thätigkeit des Tieres angeregt werden: dem Topf entspricht der Panzer der Schildkröte, die Grabwespe ziert das Mandiokagrabholz, das schmuckhaarige Aguti den Kamm, das Bild der zischenden Schlange das Schwirrholz, das des flötenden Affen die Flöte. Dann aber, sobald erst die Kunstthätigkeit kräftig gehandhabt wird, wirken auch Form und Größe und Farbe des Objekts bestimmend, indem das Tier, das sich ihnen am besten anpaßt, für die Nachbildung gewählt wird. Der Künstler braucht sich dessen gar nicht bewußt zu werden, es macht sich schon von selbst geltend, wenn entgegengesetzt gerichtete Versuche unbefriedigend ausfallen. Am meisten tritt diese Erscheinung für die Wiedergabe der Vögel hervor; gemalt haben wir nur einen kleinen Vogel auf einem Rückenholz (Rückenschmuck) gesehen, dagegen waren die plastischen Vögel — geschnitzt, aus Wachs geformt oder als Maisstrohpuppen — äußerst zahlreich. Es war den Indianern leichter, die Umrisse von Kopf, Schnabel und Schwanz sowie die Proportionen in plastischer als in zeichnerischer Reproduktion charakteristisch zu gestalten.“ Ähnlich entstehen auch nach Boas in Nordwestamerika neben den rein totemistischen Verzierungen andere, die auf den Zweck oder die Gestalt der Geräte zurückgehen.

Es ist hier vielleicht die Gelegenheit, zu bemerken, daß die plastische Ornamentik viel weniger zur Stilisierung neigt als die zeichnerische; selbst wo sie sehr nüchterne Geräte verziert, kann sie sich doch gelegentlich fast zur freien, durch Wiederholung nicht gebundenen Kunst erheben, wie das die wundervollen alten Thongefäße der peruanischen Küstenkultur beweisen (vgl. die Abbildung, S. 494). Die Ursache liegt darin, daß das plastische Ornament seltener sich einem bestimmten Raum anzupassen oder ihn auszufüllen hat, was gerade die Aufgabe des gezeichneten Ornamentes zu sein pflegt (s. die untenstehende Abbildung). Der flächenhaften Verzierung wird der gegebene Raum zum Prokrustesbett, dem zuliebe es sich unnatürlich zusammenpressen oder maßlos ausdehnen lassen muß. Die Ausdehnung kann zu eigentlichen Wucherformen mit unnatürlich langen Gliedern, gestreckten Leibern, riesigen Köpfen und dergleichen führen, kann aber auch in anderer Weise erfolgen. Eine der beliebtesten Methoden ist das Umranden einer Umrißzeichnung mit konzentrischen Linien, wie es in Melanesien besonders häufig erscheint, oder das Auflösen einer Figur in Spiralen, das für die neuseeländische Kunst charakteristisch ist. Füllt man dagegen einen Raum mit einem immer wiederholten Muster aus, so wird gern eine besonders große Regelmäßigkeit angestrebt und das Ornament thunlichst vereinfacht.


Ornamentierte Holzgefäße der Aino, Ostasien. Bremer Museum.

Stoff und Technik äußern natürlich ebenfalls ihren entschiedenen Einfluß auf die Ornamentik und die Stilisierung. Oft wird der Weg, den die Umbildung einschlägt, unmittelbar dadurch vorgeschrieben: ein Ornament, das mühsam in Holz oder Stein eingekratzt werden muß, erleidet ganz von selbst Veränderungen, es wird vereinfacht, die Umrisse werden steifer und schematischer, gewisse Linienführungen, die besonders leicht auszuführen sind, werden bevorzugt, andere schwierigere weggelassen oder verkürzt. Hat sich einmal die Ornamentik an einem bestimmten Stoff entwickelt, so erhält sie dadurch einen Charakter, der sich nicht leicht wieder verliert und auch beibehalten wird, wenn man die ornamentale Kunst an anderen, bildsameren Stoffen übt und bessere Werkzeuge verwendet. Aber die Zähigkeit des Herkommens hat doch ihre Grenze, und jede Änderung der Technik und des Stoffes übt ihren Einfluß, mag er auch noch so bescheiden sein, auf das Wesen der Ornamentik. Zuweilen hat das verschiedene Verhalten der Stoffe gegenüber der stilisierenden Umbildung ganz interessante Folgen. In der Kunst der Maori, die hauptsächlich in der Form der Holzschnitzerei geübt wird, zeigt sich, wie oben erwähnt, die Neigung, alle Figuren in Spiralen aufzulösen, so daß oft statt menschlicher oder tierischer Gestalten nur ein Gewirr von Spiralen übrig bleibt. Die Augen der Figuren aber, die aus eingesetzten Muschelstücken bestehen, nehmen an dieser Umbildung nicht teil, sondern bleiben unverändert und ermöglichen es nun oft, aus dem wirren Durcheinander noch die Köpfe der Figuren und schließlich diese selbst herauszufinden.

Alle diese Umbildungen geschehen natürlich weder auf rein mechanische Weise, noch etwa so, daß das Ornament wie eine Pflanze oder ein Tier wächst, in Kraft und Blüte steht und endlich verfällt; jede Umbildung vollzieht sich, indem das Motiv vom Geist eines Menschen aufgefaßt und mit Hilfe der Hände und Werkzeuge wieder dargestellt wird. Es bleibt dabei niemals dasselbe. Die neue Form dient dann abermals als Vorbild, während daneben vielleicht das erste Motiv ebenfalls von anderen benutzt und nachgebildet wird. Diese Vorgänge sind wichtig, denn sie erklären, warum wir in der Ornamentik eines Volkes oft ganze Entwickelungsreihen nebeneinander finden: die Generationen der Ornamente entsprechen nicht denen der Menschen. Der eine Künstler kann schon weit in der Umbildung der Urmotive fortgeschritten sein, während sein pedantischer Nachbar noch mit großer Treue die älteren Formen nachmalt oder nachschnitzt. Wie verschiedene Auffassungen und stilistische Umbildungen nebeneinander bestehen können, zeigen z. B. die geschnitzten Buceroskörpfe Neumecklenburgs (s. die nebenstehenden Abbildungen). Vor allzu raschen und auffallenden Veränderungen schützt dagegen die Sitte, die sich für einen Ornamenttypus, einen Stil, entscheidet und die allzu phantasievollen Künstler in bestimmte Schranken zwingt.



Natürlicher Kopf des Buceros (a) und Nachbildungen (b, c) aus Neumecklenburg. Bremer Museum.

Nicht alle Naturvölker haben einen entschieden ausgesprochenen Stil ihrer Verzierungskunst; manche haben ihn in seinen Hauptzügen von ihren Nachbarn entliehen, ohne seine ursprüngliche Entwickelung mitgemacht zu haben, andere zeigen überhaupt wenig Sinn für Ornamentik, sie verwenden wenige und einfache Motive, die sie nur unvollkommen durcharbeiten und weiterbilden. Wenn wir in Afrika verhältnismäßig selten einem originellen, von anderen scharf zu unterscheidenden Stile begegnen, so liegt das gleichzeitig an der geringen künstlerischen Begabung des Negers und an der geographischen Beschaffenheit des Landes, die beständige Berührungen und Entlehnungen verursacht. Die charakteristischsten Stilformen finden wir auf Inseln oder in anderen isolierten Gebieten, wie auf Neuseeland, Neuirland, an der Felsenküste Nordwestamerikas, auf Jeso und auf manchen Inselgruppen Ozeaniens. Es sind das größtenteils zugleich Gebiete, die von der malayo-polynesischen Rasse besiedelt oder beeinflußt sind, so daß hier wohl auch die Rassenbegabung ihren Einfluß äußert. Ein Blick auf einige dieser Stile wird das Wesen der Ornamentik vielleicht am klarsten erkennen lassen.

Nordwestamerika ist kein ganz einheitliches Stilgebiet, und wenn es sich hier um rein ethnographische Fragen handelte, bedürften die zahlreichen feineren Unterschiede in der Kunst der verschiedenen Stämme und das allmähliche Ausklingen der charakteristischen Formen in den Randzonen einer genaueren Prüfung. Aber das Prinzip, nach dem sich der Stil entwickelt hat, ist doch in der Hauptsache übereinstimmend und leicht zu erläutern. Nordwestamerika ist

ein ausgesprochenes Gebiet des Totemismus, wie das an anderer Stelle bereits dargestellt worden ist, und zugleich ein Paradies der geheimen Gesellschaften, die auch an tierischen Symbolen und mythologischen Zwittergestalten ihre Freude haben. Ein lebhafter Kunsttrieb, der sich in Holz- und Steinschnitzerei, Malerei und Kunstweberei äußert, gefällt sich in der Darstellung dieser Tiere und mythologischen Figuren, aber die mystische Nebenbedeutung der Bilder hindert die Entfaltung einer freien Kunst und befördert das Stilisieren und die Ornamentik. Der Sinn der ornamentalen Figuren wird dabei streng festgehalten, so daß keine phantastischen Wucherformen entstehen, sondern ganz eigenartige Kümmerformen. Um möglichst viele totemistische Zeichen andeuten zu können, begnügt man sich mit dem Kopf und zuletzt nur mit dem charakteristisch geformten Auge der Tiergestalten, bis sich dann eine förmliche Augenornamentik entwickelt, die alles andere überwuchert und das eigentliche Kennzeichen des nordwestamerikanischen Stiles bildet. Überall erscheinen Augen, meist in symmetrischen Gruppen, die noch einigermaßen durch ihre Stellung andeuten, daß die Augen Reste ganzer Gesichter sind. Länglichspitze, ovale und runde, verschieden gefärbte Augen decken ganze Flächen, so besonders auf den gewebten Tanzdecken (vgl. die Abbildung, S. 117); zuweilen finden sich daneben kümmerliche Spuren der übrigen Körperteile, Nasen, Klauen und dergleichen. Es kommen sogar konzentrische Doppelaugen vor, in deren äußerem Umriß diese Spuren als kaum mehr kenntliche Bestandteile mit aufgenommen sind. Auch wo wirkliche Figuren in der Art freier Kunstwerke gezeichnet werden, erscheinen doch auf allen geeigneten Körperflächen die Augen als Schmuck und zugleich meist als Andeutung irgend welcher mythologischer oder genealogischer Verhältnisse.





Ornamentierte Kokosschalen aus Deutsch-Neuguinea. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 549.

In ganz anderer Weise entwickelt sich die neuseeländische Ornamentik aus den Bildern von Menschen, Tieren und Fabelwesen (s. die beigeheftete Tafel „Polynesische Altertümer"). Hierbei ist jedoch scharf zwischen gemalten, geschnitzten und gewebten Ornamenten zu unterscheiden, die unter dem Einflusse der Technik ganz verschiedene Bahnen eingeschlagen haben. In den gemalten Verzierungen herrscht ein äußerst vereinfachtes Gesichtsornament vor, das in seinen kenntlichsten Formen noch Augen, Mund und Nase unterscheiden läßt, sich aber nach und nach zu abgeleiteten brillenartigen, wellenartigen, S-förmigen Figuren umbildet, denen man ihren Ursprung nicht mehr ansieht. Die Flecht- und Webornamente stellen ebenfalls häufig Gesichter, aber mit rautenähnlichen Umrissen dar, sind also wohl nichts weiter als höher entwickelte, nachträglich erst gedeutete technische Verzierungen. Ganz anders, in überwältigender Fülle und Mannigfaltigkeit, aber doch immer einem bestimmten Gesetze folgend, haben sich die Ornamente jener kunstvollen Schnitzereien entwickelt, die sich an Häusern, Booten und Gerätschaften finden, deren Muster aber auch in der Tättowierung des Gesichtes erscheinen. Möglich, daß sogar die Tättowiermuster die Vorbilder der Schnitzereien gewesen sind!

Der Hauptzug der neuseeländischen Ornamentik ist die Auflösung oder Vergrößerung der Umrisse durch konzentrische Linien oder Spiralen. Am einfachsten zeigt sich das bei der Tättowierung des Gesichtes: die Stirn ist in der Regel bedeckt von einer Anzahl von Linien, die, von der Nasenwurzel ausgehend, den Zug der Augenbrauen wiederholen, ebenso entsprechen



Polynesische Altertümer.

Erklärung der umstehenden polynesischen Altertümer.

Fig. 1. **Pou-pou**, geschnitzte Innenseite eines Wandpfeilers in dem großen Versammlungshause von Ohinemutu. Die reich tättowierte Figur soll Tama-te-Kapua vorstellen, den großen Ahnherrn der Arawa, angeblich auf Stelzen gehend.

(Nach dem Original in Ohinemutu auf Neuseeland.)

Fig. 2. **Großes Bildwerk aus basaltartiger Lava**, gefunden auf der Insel Oahu, Hawai-Gruppe. Die Figur stellt einen alten Europäer mit Perücke, Zopf und Halskrause dar, vermutlich einen der alten, sonst unbekannten spanischen Seefahrer, die Hawai lange vor Cook „entdeckt“ hatten.

(Nach dem Original im Museum für Völkerkunde zu Berlin.)

Fig. 3. **Deckel eines geschnitzten Kastens** aus Neuseeland, zum Aufbewahren von Schmuckfedern. Aus Cooks Sammlung, wohl noch dem 17. Jahrhundert angehörig.

(Nach dem Original im Museum für Völkerkunde zu Berlin.)

Fig. 4. **Korupe**, Thürsturz aus einem alten Hause in Neuseeland. Aus Cooks Sammlung, aber schon damals alt gewesen, wohl dem 17. Jahrhundert angehörig, vielleicht noch älter. Eines der kostbarsten und schönsten Werke der alten Maori-Kunst; die mythologische Bedeutung der drei reich tättowierten Figuren ist dunkel.

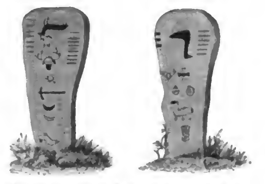
(Nach dem Original im Museum für Völkerkunde zu Berlin.)

Fig. 5. **Mittelstück einer großen, reichverzierten Querplanke** von der Front eines pataka (Vorratshauses). Die fast in heraldischer Art geschnitzte Darstellung ist bisher nicht erklärt; sie soll sich auf die Schöpfungsgeschichte beziehen. Dämonen mit Vogel- und Eidechsenköpfen spielen eine wichtige Rolle in der alten Kunst von Neuseeland. Die kleinen dreieckigen Kerben, bezeichnend für einzelne Teile dieses Schnitzwerkes, heißen tara-tara o kai. Das pataka, zu dem diese Planke gehört, wurde 1820 von dem Häuptling Haere Huka gebaut und stand zwischen dem Rotorua und Rotoiti-See. Jetzt steht es im Museum von Auckland.

(Nach einer Kopie Hamiltons.)

den Falten, die sich beim Lachen an den Mundwinkeln bilden, mehrere Reihen paralleler Linien. Die Seiten der Nase sind meist mit Spiralen verziert (vgl. die Figuren 2 und 3 auf der Tafel „Ornamentale Tättowierung“ bei S. 6). In der Holzschnitzerei bringt man auf den Gesichtern der Figuren ebenfalls die Tättowierlinien an und beschreitet damit den Weg zu weiterer Stilisierung; bald erscheinen Spiralen auf den Oberschenkeln, den Knie- und Armgelenken, den Schultern und der Brust der Figuren, Vogelaugen und schließlich Vogelköpfe werden zu Spiralen, ebenso die Flügel und die Klauen. Zuweilen geben die Zähne der Figuren das Vorbild zu weiterer Stilisierung, indem die Spiralen oder die zwischen ihnen eingeschobenen Füllstriche zu gezähnten Linien werden. Zuletzt verwandelt sich die ganze Schnitzerei in ein phantastisches Gewirr von Strichen, Bogen und Spiralen, aus dem das Urbild nur noch mühsam zu entziffern ist.

Wie es scheint, ist diese ganze Art der Stilisierung, die jetzt ein neuseeländisches Schnitzwerk unter tausend anderen heraus erkennen läßt, nicht sehr alt. Die aus früherer Zeit überlieferten Tättowiermuster sind viel einfacher und entsprechen mehr den in der gemalten Ornamentik noch jetzt üblichen Formen. Die Maori nennen als Erfinder ihrer Schnitzornamentik einen gewissen Rauru, der „vor undenklichen Zeiten“ oder nach anderen Angaben vor 26 Generationen lebte; selbst der Gott Tangaroa soll ihn besucht und sein kunstvoll geschnitztes Haus bewundert haben.



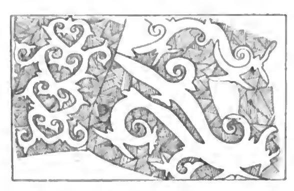
Grabpfosten der Sioux und Odschibwä, Nordamerika. Nach H. C. Yarrow. Vgl. Text, S. 550.

Eine ganze Reihe gut unterschiedener Kunststile zeigt Melanesien. Höchst originell ist der Stil der Neuirländer (Neumecklenburger), die ein merkwürdiges Mittelding zwischen freier und unfreier Kunst entwickelt haben; es handelt sich in der Hauptsache um bemalte, aus leichtem Holz ohne große Anstrengung und deshalb mit einer gewissen phantastischen Freiheit gefertigte Schnitzereien, die in der Regel nicht von langer Dauer sind oder, wie die Masken, ohnehin alljährlich neu angefertigt und durch allerlei neue Züge und Einfälle beständig bereichert und verändert werden. Von einfachen Naturnachahmungen sind diese ursprünglich mythologisch beeinflußten Gebilde weit entfernt, obwohl gelegentlich auch der karikierte Kopf eines Europäers unter den Schnitzwerken erscheint. Wie in Nordwestamerika zeigt sich auch hier das Bestreben, an einer Schnitzerei möglichst viele totemistische Symbole oder mythologisch bedeutsame Figuren anzubringen, aber ohne daß man die Gestalten zu bloßen Augen reduziert; das Auge als Ornament erscheint nur vereinzelt. Dafür entstehen neue, seltsam zusammengesetzte Formen: Menschen, die aus Haifischrachen herauswachsen oder mit Fischen, Schlangen und Vögeln kombiniert sind. Die Bemalung dieser Gestalten ist teilweise ganz ornamental gehalten.

Die übrigen melanesischen Kunststile sind mit dem neuirländischen verwandt, ohne ihm völlig zu gleichen. In Kaiser Wilhelmsland ist unter anderem ein Zahnornament als Verzierung von Kürbissen und Kokosschalen sehr entwickelt (s. die Abbildungen, S. 548). Das Vereinigen mehrerer Figuren in eine ist hier vielleicht noch besser zu beobachten als auf Neuseeland: Vogelflügel werden zu Fischgestalten, Flossen zu Vogelköpfen, Augenbrauen zu Fischflossen, dazwischen erscheinen Reste anderer Figuren als reine Ornamentik; künstliche Symmetrie ist ungemein häufig. Besonders die Kopfschemel, von denen sich phantastische Vertreter

vor allem in Neuguinea finden (vgl. die Abbildungen, S. 308 und 358), bieten schöne Beispiele dieser, wenn man so sagen darf, „einverleibenden“ Kunst, die ähnlich den inkorporierenden Sprachen wahre Ungeheuer von Zusammensetzungen erzeugt.

Der Stil eines Volkes oder einer Epoche äußert sich auf niederen Kulturstufen vorwiegend in der Ornamentik, auf höheren am klarsten und schärfsten in der Architektur. Dieser Gegensatz ist wohl zu erwägen, denn er leitet zu der Erkenntnis hinüber, daß der Baustil, wie wir ihn verstehen, aus zwei verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, aus dem Stile der Konstruktion und dem der Ornamentik, die nicht immer in engem, organischem Zusammenhange stehen. Bei den Naturvölkern ist die Konstruktion der Wohnstätten meist sehr einfach, dem bloßen Bedürfnis angepaßt, durch kein feineres Spielen mit den Formen künstlerisch veredelt und nur durch die rein technischen Wiederholungen, wie sie in der Symmetrie der Dachpfosten, dem Flechtwerk der Wände hervortreten, als abgeschlossene menschliche Schöpfung charakterisiert. Das stilisierte Figurenornament erscheint entweder in der Bemalung oder in Gestalt geschnitzter, meist als bloßer Schmuck angesetzter Bretter; selbst die Ahnensäulen bilden nicht immer zugleich die Stützen des Daches, sondern stehen oft, wie bei vielen Stämmen Nordwestamerikas, frei vor dem Hause. In Neuseeland sind allerdings auch wichtige Teile des Hauses zu Ahnenfiguren oder größeren ornamentalen Stücken umgestaltet, aber das sind doch Ausnahmen. Im allgemeinen ist der Kunststil eines Naturvolkes weit besser an seinen Gerätschaften, als an seinen Hütten zu studieren.



Zeichnung eines Häuptlings der Kayan, Borneo. Nach Ling Roth. Die linke Seite der Abbildung soll die untergehende Sonne mit Regenwolken, die rechte eine Palme darstellen. Vgl. Text, S. 551.

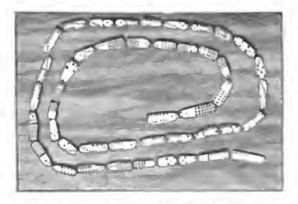
Wie alle künstlerischen Leistungen werden auch die aus der spielenden Wiedergabe der Natur hervorgehenden Werke der bildenden Kunst anderen Zwecken dienstbar gemacht. Verhältnismäßig selten dienen sie der Satire und dem Witz. Manche Schnitzereien der Maori sollen Karikaturen Lebender dargestellt haben; die Nordwestamerikaner stellen nach Niblack thatsächlich zuweilen groteske Schnitzwerke auf, die ihre Nachbarn oder die weißen Eindringlinge verspotten sollen, und die ihnen selbst herzliches Gelächter abnötigen. Daß dergleichen nicht häufiger geschieht, liegt wohl zum Teil an der großen Achtung vor allem Bildwerk, die den meisten Naturvölkern innewohnt, daneben gewiß auch an dem fratzenhaften Charakter der meisten ernstgemeinten Kunstwerke, die an sich schon Karikaturen sind und doch nicht als solche gelten. Von weit größerer Bedeutung für die Kunst ist es, daß sie mystische Gestalten und Symbole einerseits, Erinnerungsbilder (vgl. die Abbildung, S. 549) und Eigentumszeichen anderseits herzustellen gestattet. Merkwürdigerweise kann die aus Erinnerungsbildern hervorgehende Schrift wieder zum Ornament werden, wie in der arabischen Kunst; auch bei uns erscheinen noch gelegentlich schön gedruckte oder gestickte Bibelsprüche als Wandschmuck.

Kunstwerke und vor allem Ornamente, deren Sinn nicht mehr verstanden wird, unterliegen leicht einer neuen Deutung. Die Neigung dazu liegt tief im Menschen begründet und äußert sich wohl auch zufälligen Schöpfungen der Natur gegenüber, an die sich erklärende Sagen knüpfen, und die man dann wohl noch künstlich weiterbildet; so sah Neis auf seiner Flußfahrt durch das Laosgebiet in Hinterindien häufig die Felsen im Flusse durch geringe Nachhilfe

zu phantastischen Gestalten umgeformt und selbst Bergrücken und weithin sichtbare Waldblößen entsprechend verändert. In der Ornamentik begünstigt dieser Trieb, wie schon erwähnt, die Entwickelung sekundärer Figurenornamente aus rein technischen oder geometrischen Verzierungen, oder das Entstehen pflanzlicher aus ursprünglich tierischen Formen. Wie dann die ornamentale Technik auch die unmittelbare Naturnachahmung beeinflußt und entstellt, läßt sich sehr schön aus dayakischen Zeichnungen erkennen (s. die Abbildung, S. 550). Manchmal muß eine Sage unverständlich gewordene Ornamente erklären, wie jene nordwestamerikanische Überlieferung von dem Manne, der die Augen der von ihm Erschlagenen als Schmuck in den Rand seines Bootes einsetzte, damit also ein sehr realistisches Augenornament schuf.

Blicken wir zurück auf die Arten und Werke der Kunst, so erkennen wir, daß ihnen bei aller spielenden Zwecklosigkeit zugleich etwas Schöpferisches innewohnt, und daß sie eine durch Wiederholung gebildete Form wie einen festen Panzer oder ein Knochengerüst besitzen. Das Spiel im eigentlichen Sinne hat diese Formhülle nicht und ebensowenig den schöpferischen Charakter der Kunst — eine negative Definition freilich, die aber doch vielleicht das Wesen des Spieles besser verdeutlicht als lange positive Erläuterungen. Im übrigen kann man das Spiel am besten eine Übung des Körpers oder des Geistes nennen, die wie die Kunst zunächst aus Kraftüberschüssen hervorgeht und keinen unmittelbaren Zweck hat. Das Spielen um Geld und sonstigen Besitz ist erst eine spätere Form des an sich harmlosen Treibens.

Die Kinderspiele sind ein wichtiger Teil der Selbsterziehung: in ihnen spiegelt sich bereits die künftige ernsthafte Thätigkeit des Menschen, soweit sie nicht einfach Übungen der Kraft und Gewandtheit sind. Aber die Lust am Spiel ist bei Einzelnen wie bei den Kindern ganzer Völker sehr verschieden entwickelt, zuweilen sogar trotz naher Verwandtschaft der Stämme; die Kinder der Malayen spielen z. B. sehr wenig, die der Dayak gern und viel. Die Abneigung gegen Spiele deutet im allgemeinen wohl auf Frühreife, wie sie auch bei Negerkindern zu beobachten ist, auf mangelnde Phantasie und mangelnde Frische.


Dominospiel der Eskimo. Nach L. M. Turner.

In der Natur der Sache liegt es, daß die Spiele der Knaben meist Krieg oder Jagd darstellen, und daß ihr Spielzeug gewöhnlich aus kleinen Waffen besteht, während die Mädchen die ihrer später harrenden häuslichen und landwirtschaftlichen Arbeiten nachahmen oder mit Puppen spielen. Manches Spiel, das bei uns fast nur noch von Kindern getrieben wird, ist bei Naturvölkern auch eine Belustigung der Erwachsenen, wie das Ballspiel bei den Eskimo, nordamerikanischen Indianern (vgl. die untere Abbildung, S. 66 und die auf S. 216) und Australiern, oder Versteckspiele bei den Australiern; andre eigenartige Spiele, wie das Domino, finden sich auch bei kulturarmen Stämmen wieder (s. die obenstehende Abbildung). Sobald es Sitte wird, für den Sieger in einem Wettspiel Preise auszusetzen, erwacht die Leidenschaft nach raschem Gewinn und die Freude an der aufregenden Erwartung, die als angenehmer Nervenkitzel empfunden wird. Namentlich die Spiele, die weniger körperliche als geistige Anstrengung erfordern oder dem bloßen Zufall die Entscheidung überlassen, verfallen leicht einer Umbildung, die ihren ursprünglichen Charakter völlig ändert. Brett- und Würfelspiele dienen bei Naturvölkern besonders dem Kampfe um Gewinn; wie sich aber aus dieser Wurzel Sitten entwickeln können,

die kaum mehr unter die eigentlichen Spiele zu rechnen sind, beweisen die weitverbreiteten Hahnenkämpfe, Wachteln- und Grillenkämpfe, die doch nichts weiter sind als eine Abart des Glücksspieles. Diese Umbildungen und Neuverwendungen der ursprünglich harmlosen Spiele sind für den Kulturfortschritt im ganzen höchst ungünstig. Wenn das Spiel sich in ernste Arbeit umsetzt und damit in den Dienst des Wirtschaftslebens tritt, oder wenn es sich zur Kunst umbildet und einen Blick auf die Ziele und Ideale des Menschenlebens eröffnet, verändert es sich zu seinem Vorteile und wird zu einem mächtigen Hebel der aufwärts gerichteten Entwickelung; als Mittel leichten Gewinnes dagegen ist es das gerade Gegenstück alles positiven Schaffens und wie ein Gift höchstens in kleinen Dosen gelegentlich heilsam, in großen verderblich. Die Ausartungen des Sports bei den Kulturvölkern Europas sind naheliegende Beispiele dieser bedenklichen Umbildung.

3. Die Religion.

Alles geistige Leben ist im Grunde eine große Einheit, die nur nach den verschiedensten Richtungen hin ihre Kräfte wirken läßt und ihr Licht in tausend Strahlen bricht. Je naiver und ursprünglicher ein Mensch ist, desto lebhafter erkennen wir diese Einheit seines Wesens. Erst der Kulturmensch, der sich über sich selbst klar zu werden sucht, ist genötigt, sein eignes Thun und Denken in Kategorien zu zerlegen, zu ordnen und mit allerlei Namen zu benennen, bis ihm diese Sonderung zur Gewohnheit wird. Wir verweisen, selbst ohne uns immer darüber klar zu sein, schon jede geistige Regung in ein bestimmtes Gebiet, wir haben unsere Formeln, mit denen wir arbeiten. Das ist bequem und für das tägliche Leben sehr nützlich, aber gefährlich für jenes große Denken der Menschheit, das sich mit den tiefsten Rätseln der Welt und des eignen Seins beschäftigt. Da kann denn ein Blick auf die primitiven Völker als erfrischendes Heilmittel dienen: keine der sauberen Kategorien besteht dem einfachen Wesen dieser Menschen gegenüber die Probe — das geringe Maß geistigen Lebens vermag sie nirgends auszufüllen, und doch quillt es zugleich überall aus dem nutzlosen Gefäße hervor, wie Wasser aus einer hölzernen Schachtel.

Diese Erkenntnis ist dem sehr nötig, der die Anfänge der Religion untersuchen will. Welch endloser und dabei widersinniger Streit hat sich nicht über die Frage erhoben, ob es Völker ohne Religion auf der Erde gebe, ob dieses oder jenes Naturvolk Religion besitze oder nicht! Und doch ist schon die Fragestellung so vollständig verkehrt. Was ein Kulturvolk unter seiner Religion versteht, ist ein Ergebnis langer, mühevoller Entwickelung und auch jetzt noch nirgends etwas fest Abgeschlossenes; hat doch selbst die katholische Kirche, die auf ihr Beharrungsvermögen so stolz ist, noch in den letzten Jahrzehnten neue Dogmen geschaffen, die nicht bei allen ihren Anhängern Beifall fanden. Blicken wir gar auf eines jener Religions- und Göttersysteme, die uns, wie etwa die griechische Götterwelt, so einheitlich und harmonisch erscheinen, wie sehr finden wir uns da bei näherer Untersuchung enttäuscht. Alles ist dann unklar und verworren, die einzelnen Gestalten verschieben und vermischen sich oder zeigen sich in den abweichendsten Formen; der Zeus, den man hier verehrt, scheint ein ganz anderer als der, dem irgendwo im Nachbarlande ein uralter Tempel mit seltsamen Bräuchen und Sagen geweiht ist, und in einem dritten Orte scheint ihn eine andere Gottheit ganz zu ersetzen. Dazu gesellen sich Gestalten, die, wie Aphrodite und Herakles, überhaupt nicht auf griechischem Boden entstanden sind: kurz, der prachtvolle Tempel, als der uns das Göttersystem von Hellas erscheint,

ist aus unzusammenhängenden Trümmern und Bruchstücken anderer Gebäude errichtet und nur äußerlich scheinbar geglättet und wohlgefügt.

In Griechenland ist den Priestern und Dichtern das Werk noch gut genug gelungen; aber schon der Versuch, die römische Mythologie mit der griechischen zu verschmelzen, ist im ganzen gescheitert. Unvollendet ist auch das Unternehmen nordischer Dichter geblieben, aus den wirren Sagen und den unklaren Göttergestalten der germanischen Mythologie eine übersichtliche, den wachsenden religiösen Bedürfnissen genügende Götterwelt aufzubauen; noch heute fehlt es nicht an Versuchen, diese Unklarheit, die man zuweilen ganz mit Unrecht der ungenügenden Überlieferung zuschreibt, endlich einmal zu beseitigen: in Wahrheit haben die Germanen gar keine Religion im Sinne der griechischen Kulturwelt gehabt, sondern sie standen auf einer tieferen Stufe der Entwickelung, als sie das Christentum übernahmen und damit den weiteren Ausbau ihrer Mythologie aufgaben.

Und die christliche Religion selbst? Wer sie genauer prüft, findet allenthalben Reste alter Anschauungen, die sie ihren Zwecken angepaßt hat, primitive Sitten, die sie neu gedeutet und unter die Zahl ihrer Riten aufgenommen hat, kurz, er erkennt, daß auch sie ein Werk von Jahrtausenden ist, das seine Herkunft aus tieferen Schichten der Entwickelung nicht verleugnet. Wer aber im Bewußtsein aller dieser Erscheinungen das geistige Leben eines Naturvolkes prüft, der wird nicht mehr die kindlich unbeholfene Frage stellen: „Hat dieses Volk Religion?“, sondern er wird fragen: „Ist hier einer oder der andere der Keime vorhanden, aus denen sich bei den kultivierten Völkern die großen Systeme herausgebildet haben, die wir Religionen nennen?“ Auf die erste Frage würde er nichts als eine verworrene Erwiderung oder ein einfaches Nein erhalten haben; auf die zweite wird es ihm an verständigen Antworten nicht fehlen.

Wenn wir statt des einen großen Begriffes der Religion bei den Naturvölkern nach den verschiedenen Keimen suchen sollen, aus denen er sich bei uns allmählich gebildet hat, so scheint das freilich der Einheit des menschlichen Geisteslebens und besonders der Behauptung, daß diese Einheit bei kulturarmen Völkern verhältnismäßig klarer zu Tage tritt als bei uns, ganz zu widersprechen. Aber der Widerspruch ist thatsächlich nur scheinbar. Alle diese einzelnen Keime späterer Entwickelung sind ja eng miteinander verwandt, sie sind nur verschiedene Reaktionen einer einzigen Kraft auf äußere Einwirkungen oder den Drang des eigenen Wachstums, nur daß sie noch planlos und ohne vernünftigen Zusammenhang erfolgen. Wenn wir sie einzeln zu betrachten suchen, dürfen wir nie vergessen, wie unsicher die Grenzen zwischen ihnen sind, und wie leicht sie gelegentlich ineinander übergehen oder sich gegenseitig ersetzen.

Einen großen gemeinsamen Zug haben alle Anfänge der Religion: sie beziehen sich alle auf Dinge und Vorstellungen, die über die enge Sphäre der einzelnen Persönlichkeit und der gerade die Gesellschaft verkörpernden Lebendigen hinausreichen; alle Gegenwirkungen, die das Bewußtsein dieser über die Gegenwart und das körperliche Dasein erhabenen Kräfte im Menschen hervorruft, sind Anfänge der Religion. Aber manche dieser Keime können sich auch nach anderer Richtung entwickeln; das beweist die Philosophie, die mit den Mitteln des Verstandes die Lebensrätsel zu lösen strebt und keinesfalls als Religion gelten darf. Daraus ergibt sich, daß gerade das Verstandesmäßige der Religion fremd ist, daß ihr Reich mehr in der halbbewußten, der Gefühlsseite des Daseins liegt, kurz, daß sie sich mit jenen übersinnlichen Dingen auf ganz andere Art abzufinden sucht als durch prüfende Beobachtung und daraus gezogene logische Schlüsse.

Wissenschaft und Religion haben sich deshalb auch selten wohlwollend gegenüber gestanden: die bunten, tröstenden oder furchtbaren Gebäude religiöser Mythen hat der kalte Sturm

wissenschaftlicher Forschung immer von neuem zerblasen und dadurch manchem Herzen eine unersetzliche Zufluchtsstätte im Daseinskampfe geraubt, aber er hat auch die Altäre veröden lassen, auf denen Menschenopfer rauchten, und die Scheiterhaufen der Inquisition wie der Hexengerichte ausgelöscht. Die Religion hat einen weiblichen, die Wissenschaft einen männlichen Zug; während die Wissenschaft selbständig vorwärts dringt und von einem gelösten Problem zum anderen schreitet, hat die Religion vielmehr einen passiven oder reflexiven Charakter, sie erscheint als Gegenwirkung des menschlichen Gemütes auf äußere Einflüsse und bewahrt eben deshalb ihr halbbewußtes, unlogisches Wesen.

Die meisten Keime der Religion sind ganz subjektiver Art und nur aus dem Gemütszustand des Einzelnen oder einer kleinen Menschheitsgruppe erklärlich, während sie Fernstehenden sinnlos, ja oft wahnsinnig und selbstmörderisch erscheinen, wie etwa die Hexenprozesse in Afrika nach jedem Todesfall, das Opfern der eignen Kinder in Zeiten der Gefahr und dergleichen. Es sind eben immer ziellose, mehr oder weniger heftige Reaktionen auf äußere Einflüsse oder innere Spannungen, die hier zu Tage treten, Handlungen, die einfach aus dem Gefühl hervorgehen, daß jetzt „etwas geschehen muß". In derselben Weise schlägt ja auch einer, der etwa plötzlich von einem Steine getroffen wird, wild um sich oder macht, ohne zu überlegen, eine abwehrende Bewegung, die ihm nichts mehr nützt. Erst nach und nach beginnt in den religiösen Regungen das Tagesbewußtsein sich so weit Geltung zu schaffen, daß ein gewisses System in die Gegenwirkungen kommt, daß die verschiedenen wirren Vorstellungen geklärt und zu einander in Beziehung gebracht werden, bis dann endlich eine wirkliche Religion entsteht. Im Sinne der Kulturwelt verdient sie allerdings diesen Namen erst, wenn sie sich zugleich zur Stütze der Sittlichkeit entwickelt hat.

Als die Grundempfindung, aus der alle Religion hervorgeht, kann man das Gefühl der Abhängigkeit bezeichnen, das an sich schon zu einer Gegenwirkung drängt. Diese Abhängigkeit tritt in doppelter Weise hervor: einmal sind es die Kräfte der Natur, durch die das Leben und Gedeihen des Menschen unmittelbar bedingt ist, die ihm nur zu oft in strenger und grausamer Weise ihre Übermacht zeigen; und zweitens sind es die Dauerformen der Menschheit, Familie, Sippe, Volk, die vergangenen und kommenden Geschlechter, denen gegenüber der Einzelne nur als das rasch verschwindende Tröpfchen eines Springquells erscheint, das einen Augenblick den Glanz der Sonne und die Pracht der Erde widerspiegelt, um dann jäh zu zerstäuben. Es sind mächtige, aber unklare Gewalten, die den Menschen umgeben, und mit denen er sich irgendwie stellen muß, wenn er bestehen will; auch wem im gewöhnlichen Leben dies Gefühl fremd ist, der wird durch gelegentliche Unfälle und Gefahren doch zur Reaktion, also zu Handlungen religiöser Art, genötigt.

Diese Handlungen sind zunächst, wie gesagt, ganz subjektiver Art: der primitive Mensch oder die kleine Gruppe, die sich als Einheit fühlt, hat kein anderes Maß des Urteils als das eigne Ich. So erscheinen denn alle feindlichen und freundlichen Kräfte als bewußt handelnde, von Leidenschaften bewegte, aber auch der Überredung durch Bitten und Geschenke zugängliche Wesen. Warum soll der Sturm, der die Hütte umgeweht hat, nicht ein andermal milder verfahren, wenn man ihm im voraus Speise und Trank hinstellt und dadurch seine Laune verbessert? Warum soll ein Baum, der keine Ernte gebracht hat, im nächsten Jahre nicht reichlich tragen, wenn man ihn nur bittet und beschenkt? In diesem Sinne erscheint die ganze Natur belebt und menschlichen Einwirkungen zugänglich. Die Anfänge der Religion, die aus diesen Anschauungen entspringen, nennen wir Animismus.



Totenfeier der Bororó-Indianer, Zentralbrasilien.

Nach Original des Prof. Karl von den Steinen.

Totenfeier der Bororó-Indianer.

Die Gebeine werden vierzehn Tage nach der Beerdigung wieder ausgegraben und im Männerhause rot bemalt, der Schädel (links vorn auf der Tafel) mit bunten Papageienfedern beklebt. Die Knochen werden dann in einen Korb verpackt und an einem versteckten Platze beerdigt. Im Vordergrund rechts sehen wir die mit Diademen von Ararafedern geschmückten Medizinmänner, vor ihnen liegen die bei der Totenfeier gebrauchten Kürbisrasseln.

(Nach Angaben Karls von den Steinen.)

Totenfeier der Bororo-Indianer.

Die Gebeine werden vierzehn Tage nach der Beerdigung wieder ausgegraben und im Männerhause rot bemalt, der Schädel (links vorn auf der Tafel) mit bunten Papageienfedern beklebt. Die Knochen werden dann in einen Korb verpackt und an einem versteckten Platze beerdigt. Im Vordergrunde rechts sehen wir die mit Diademen von Ararafedern geschmückten Medizinmänner, vor ihnen liegen die bei der Totenfeier gebrauchten Kürbisrasseln.

(Nach Angaben Karls von den Steinen.)

Aber der Animismus tritt uns selten in reiner Form entgegen, und das ist verständlich genug. Vielleicht noch drückender als das Gefühl der Abhängigkeit von der Natur ist jenes andere, das ein unsichtbares Band um die toten und lebenden Angehörigen einer gesellschaftlichen Gruppe schlingt. Nur auf den tiefsten Stufen der Entwickelung scheint dies Gefühl schwach und ohne große Folgen zu sein; aber sehr bald beginnt sich die Empfindung geltend zu machen, daß die Verstorbenen nicht völlig aus dem Kreise der Lebenden geschieden sind, daß sie nicht nur ihre Eigenschaften vererbt und ihre Besitztümer hinterlassen haben, sondern in viel realerem Sinne am Wohl und Wehe ihrer Nachkommen teilnehmen, daß sie diesen nützen, vor allen Dingen aber schaden können. Dieses Gefühl kann, wie sich aus den starken, oft leidenschaftlichen Gegenwirkungen ergibt, äußerst lästig, ja unerträglich sein, sobald die Gedanken sich einmal an diese Richtung gewöhnt haben. Alles und jedes wird nun auf geisterhafte Einflüsse bezogen, jeder plötzliche Schreck, jede unerklärliche Erscheinung, jede Krankheit wird in diesem Sinne erklärt. Die Reaktion auf diese Angstgefühle aber kann nicht anders als planlos sein, da sie ja keinerlei sichtbares Ziel hat; durch allerlei Zufälligkeiten bestimmt, nimmt sie oft groteske Formen an, und da sie wirklichen Notlagen gegenüber doch unwirksam bleibt, steigert sie sich bisweilen ins Ungeheuerliche. Am deutlichsten erscheint sie bei den Totenfesten (vgl. die beigeheftete farbige Tafel „Totenfeier der Bororó-Indianer"). Der Name **Ahnenkult**, der für diese Gruppe von Erscheinungen gebräuchlich wird, ist nicht sehr glücklich gewählt, da von Kultus im eigentlichen Sinne vielfach nicht die Rede ist. Gar nicht übel ist dagegen der von L. Frobenius vorgeschlagene Name **Manismus**, gebildet von „Manen", der römischen Bezeichnung für die Geister der Verstorbenen.

Wenn oben die Behauptung aufgestellt worden ist, daß die Religion nicht dem Gebiete des Verstandes, sondern dem des Gefühlslebens angehöre, so soll damit natürlich nicht gesagt sein, daß der Verstand überhaupt mit den religiösen Regungen nichts zu thun habe. Eine so scharfe Trennung zwischen Verstand und Gefühl ist auf keinem Gebiete menschlicher Bethätigung möglich, wie das ja schon aus den beständigen Wechselwirkungen zwischen Bewußtem und Unbewußtem hervorgeht. Auch die Anfänge der Religion und noch mehr ihre höheren Formen werden durch das logische Denken stark beeinflußt. Aber das entscheidende Wort hat der Verstand hier niemals: an Stelle der Logik tritt, sobald es die Umstände irgend gestatten, sofort wieder jene primitive Vorstufe des Denkens, die im Aneinanderreihen von Bildern und Empfindungen besteht, mit anderen Worten die Phantasie. Auch die Religion will erklären, will die verschiedenen Fragen des Daseins lösen, aber nicht durch kalte Beobachtung, sondern durch das freie Spiel der Erfindungskraft. An die Stelle des Beweises tritt als vollgültiger Ersatz die Tradition. Der Verstand beginnt dann allmählich das luftige Gebäude zu zerstören, aber ganz gelingt ihm das selten, oder es wird an Stelle des zerstörten ein anderes errichtet, das die schreiendsten Irrtümer des früheren vermeidet. Für die religiöse Naturerklärung, die verhältnismäßig noch der kühlste, verstandesmäßigste, aber deshalb auch harmloseste Teil aller Religion ist, brauchen wir den Namen **Mythologie**.

Der Kern der Religion liegt aber nicht in den mythologischen Deutungen der Natur, sondern in den **Handlungen**, die als Reaktionen auf alle Erschütterungen des Daseins erfolgen und, was die Hauptsache ist, übersinnliche Mächte zu beeinflussen, überirdische Kräfte in den Dienst des Menschen zu stellen suchen. Diese religiösen Handlungen erleichtern, eben weil sie Reaktionen sind, schon an und für sich das bedrängte Gemüt. Aber sie thun noch mehr: sie heben das Gefühl trostloser Vereinzelung auf, sie verwandeln das Bewußtsein der Abhängigkeit

in das der Geborgenheit, indem ja die Mächte, die Verderben drohen, durch religiöse Handlungen freundlich gestimmt, andere, die gleichgültig bei Seite stehen, zur Hilfe herbeigerufen werden. Hierbei sind wieder zwei Wege der Entwickelung zu unterscheiden: von Kultus kann man sprechen, sobald sich der Mensch einfach bittend oder mit Opfergaben an höhere Mächte wendet, um ihre Gnade und ihren Beistand zu erringen; Mystik ist es dagegen, wenn der Mensch in sich selbst etwas Überirdisches, höherer Kräfte Fähiges zu erkennen glaubt, wenn er dies geheimnisvolle, unbewußte Innenleben in den Dienst seines Bewußtseins zu stellen und auf diese Weise auch andere übersinnliche Kräfte sich unterthan zu machen sucht. Die Mystik, die in ihren niederen Formen als Schamanismus, Magie, Hexenwesen und dergleichen auftaucht, ist von unermeßlicher Wichtigkeit für die Anfänge aller Religion, während sie sich bei den Kulturvölkern entweder veredelt oder ganz in den Hintergrund zurückzieht, ohne doch völlig zu verschwinden.

Aber fehlt hier nicht gerade der wichtigste Keim der Entwickelung? Ist nicht, wie vielleicht de Brosses am entschiedensten ausgesprochen hat, der Fetischismus die niedrigste und früheste Stufe der Religion? Und was ist der Fetischismus anderes als die Verehrung zufällig aufgegriffener oder phantastisch geformter Dinge, denen man Einfluß auf das eigne Ich zuschreibt? (S. die nebenstehende Abbildung und die auf S. 557.) Gerade in diesem blinden Verehren des ersten Besten zeigt sich ja entschieden am klarsten die nur halbbewußte Reaktion des Gemütes auf Angst und Bedrängnis! Aber wer sich genauer über den Fetischismus zu unterrichten sucht, wird bald finden, daß er nichts weniger als ein einheitlicher Begriff ist, sondern eines jener Worte, die sich zur rechten Zeit einstellen, um den Mangel tieferer Erkenntnis zu verdecken. Wo man von Fetischismus im engeren Sinne sprechen kann, also von einer Verehrung lebloser Dinge, hinter denen man kein geistiges Prinzip als wirksam empfindet, da handelt es sich, wie Ellis schon hervorgehoben hat, meist um einen Rückfall von höheren Stufen. Der ungebildete Russe, der sein Heiligenbild oder eine Reliquie dumpfen Sinnes küßt und verehrt, treibt wirklich Fetischismus, aber doch liegt seinem Thun ursprünglich eine höhere Glaubensform zu Grunde. So ist auch das wahre Fetischwesen nicht eigentlich bei den Negern Westafrikas, denen man es so gern zuschreibt, in seiner niedrigsten Art entwickelt, sondern bei den christianisierten Negern Westindiens, die unverstandenen heidnischen Glaubensresten einen sinnlos gewordenen Kult widmen. Manche unverständlich erscheinenden Idole sind dagegen nichts weiter als stilisierte Umbildungen menschlicher Figuren, deren wahrer Charakter nur zu erkennen ist, wenn man den Kunststil des betreffenden Volkes studiert. Wie aus einer menschlichen Doppelgestalt zuletzt ein unverständliches ringförmiges Gebilde werden kann, zeigt die schöne Entwickelungsreihe auf S. 558, die von Tahiti und den benachbarten Inseln stammt.


Fetisch der Bakundu, Kamerun. Nach v. Luschan.

Alle höheren Religionsformen sind aus Mythologie, Kultus und Mystik zu einem einheitlichen Ganzen verwachsen; auf primitiven Stufen dagegen erscheinen diese Keime oft noch unabhängig voneinander. Es gibt überall mythologische Erzählungen, die eben nur zweifelnde Fragen beruhigen sollen, aber auf die religiösen Handlungen gar keinen Einfluß üben. Fast bei allen Völkern hat man z. B. die Sternbilder gedeutet und erkennt in ihnen himmlische Wesen, aber nur ausnahmsweise ist aus diesen Märchen ein Sternkultus oder ein Versuch mystischer Beeinflussung hervorgegangen. Anderseits sehen wir den Kultus manchmal als eine unmittelbare Gegenwirkung gegen schreckliche Gefahren und Nöte entstehen, ohne daß er ein

bestimmtes Ziel und eine mythologische Deutung hat; besonders beim Ausbruch neuer, unbekannter Krankheiten entstehen oft zunächst planlose Kulthandlungen, bis sich allmählich feste Ideen über die Krankheitsdämonen, mit denen man es zu thun hat, herauszubilden beginnen. Die Mystik endlich in ihren einfachsten Formen, wie etwa der Scheu vor dem bösen Blick und den Abwehrmitteln dagegen, erscheint ebenfalls zunächst ganz selbständig und bleibt es oft lange Zeit, ohne sich mit den höheren religiösen Bräuchen und Vorstellungen zu mischen. Überhaupt bleiben die niederen Formen vielfach ganz ungestört neben den höheren erhalten; noch in manchen abgelegenen Strichen Deutschlands besucht der Bauer andächtig die Kirche, hält es aber zu Hause durchaus nicht für überflüssig, einige bewährte, altheidnische Mittel gegen Hexerei und Spuk an die Stallthüren zu nageln, statt auch in diesem Falle zur Bibel zu greifen oder sich an den Pfarrer zu wenden.

Mögen die Keime der Religion ein noch so verschiedenes Wesen haben, darin stimmen sie überein, daß sie sich alle auf Übersinnliches beziehen. Umgekehrt gehört also alles Thun und Denken, das überirdische Mächte zur Erklärung einer Thatsache heranzieht oder sie zu beeinflussen sucht, dem Gebiete der Religion an. Daraus ergibt sich nun, daß jede Handlung, jede Einrichtung, jede Sitte der Menschen religiösen Charakter annehmen und damit eine neue Stütze gewinnen kann. Sitten, die diesen Charakter besitzen, stehen nicht mehr allein unter der Hut des lebenden Geschlechtes, sondern zugleich unter der der Vorfahren und der Götter. So kann die Religion in ganz verschiedenem Maße das Leben eines Volkes durchdringen, bald fast alles umfassen und beeinflussen, bald ganz zurücktreten und sich auf ihr eigenstes Gebiet beschränken; überall aber, wo sie vorherrscht, verstärkt sie die Kräfte des Beharrens gegenüber denen des Fortschrittes. Was hier eine religiös gleichgültige Handlung ist, wird dort zur Glaubenspflicht: der Europäer wäscht sich einfach aus Gründen der Reinlichkeit, der Araber erfüllt damit eine Vorschrift des Korans; er thut dasselbe, wenn er den Genuß des Weines meidet, während der Mäßigkeitsapostel Europas aus ganz anderen Gründen den Alkohol abschwört. Religiöse Vorschriften und Bedenken können zuletzt ein Volk so einengen und beeinflussen, daß ein großer Teil seiner Aufmerksamkeit wie seiner Kraft in leeren Zeremonien, Opferbräuchen und Büßungen verpufft, und daß es eine Hauptaufgabe der fortschreitenden Kultur ist, diese grausam drückenden Ketten zu zersprengen. Der weitverbreitete Haß gegen das „Pfaffentum“, der in manchen Köpfen groteske Formen annimmt, entspringt aus diesen Verhältnissen.

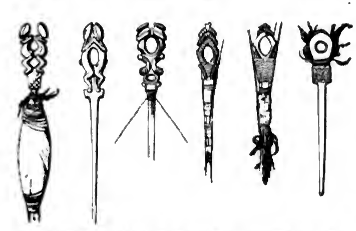


Idol von den Nikobaren, Bengalischer Meerbusen. Nach W. Svoboda. Vgl. Text, S. 556.

Und doch muß in der Religion, wenn sie nur rein erfaßt und ausgeübt wird, etwas liegen, das für alle diese schweren Sünden krüppelhafter Religionsformen entschädigt, sie muß eines der großen Güter der Menschheit sein, das nicht verloren gehen darf, wenn nicht auch für die Menschheit der Weg bergabwärts gehen soll. Alle Kultur, das haben wir wieder und wieder erkennen müssen, weist über die engen Grenzen des einzelnen Menschen und des irdischen Daseins hinaus, sie läßt uns ahnen, daß wir einer großen Einheit angehören und allesamt einem Ziele zustreben. Was aber thut die Religion anderes? Für den Gläubigen setzt sie an die Stelle der Ahnung die Gewißheit und erfüllt ihn mit einer Zuversicht und einer Kraft, die sonst nichts ihm gewähren könnte. Das Unheil aber, das aus religiösen Wahnideen hervorgegangen ist, kann nicht dazu dienen, die Religion als solche zu verdammen. Sie hat sich mit der Menschheit entwickelt, ist roh und wild mit den Wilden gewesen und hat sich mit den

Vorwärtsstrebenden gehoben, bis sie hier und da unter dem Einfluß der edelsten Naturen eine Reinheit und Kraft erlangte, die unzählige Geschlechter aus sittlicher Verkommenheit zu höheren Stufen der Kultur geführt hat. Ihre Fehler und Irrtümer auf dem langen Wege der Veredelung muß man ihr um so mehr verzeihen, als ihr ja das Licht verständiger Logik nur unvollkommen leuchtet: wie blind sucht sie ihren Weg zum Heile zu fühlen, und nur langsam und strauchelnd kann sie das Ziel erreichen; dann aber entfaltet sie Kräfte, die dem grübelnden Verstand ewig unerreichbar sind.

Gerade der mächtige sittliche Einfluß, den die Religion bei den Kulturvölkern gewinnt, ist ein Beweis, wie sehr sie sich im Laufe der Entwickelung umbildet und veredelt. Der Bund zwischen Glaube und Sittlichkeit wird erst allmählich geschlossen. Nicht daß es an allerlei Geboten und Verboten fehlte! Der Wunsch, unheimliche Schädigungen und den Zorn geisterhafter Wesen zu vermeiden, führt schon früh zu zahllosen Lebensregeln, Speiseverboten und Thaten der Selbstverleugnung, die aber alle rein egoistische Beweggründe und keinerlei sittliches Ziel haben. Erst nach und nach hebt sich das sittliche Bewußtsein und damit auch die Religion, deren Forderungen immer reiner und edler werden; nicht, weil es ihre Laune so will, gebieten die Götter bestimmte Handlungen, sondern weil diese Handlungen recht und gut sind. Der Gedanke endlich eines allumfassenden Gottes verkörpert in sich selbst schon die höchsten Forderungen der Moral.



Idole aus dem südöstlichen Ozeanien. Aus dem »Journal of the Anthropological Institute«. Vgl. Text, S. 556.

Auf diesen Gedanken einer göttlichen Einheit des Weltganzen, der freilich auch wieder recht verschieden gefaßt werden und zwischen der Idee eines menschlich fühlenden, liebenden und zürnenden höchsten Wesens und dem reinen Pantheismus schwanken kann, führen zuletzt alle Keime der Religion hinaus. Die Mythologie, die nach den Endursachen der Dinge fragt, der Kultus, der sich von niederen und häßlichen Gottesbegriffen ab und an immer reinere und höhere Formen wendet, die Mystik, die nach den verborgenen Kräften der Welt und des Lebens sucht, alle kommen endlich im Bewußtsein einer höheren Einheit zusammen. Auf diesem notwendigen Wege der Entwickelung sind die einzelnen Religionen der Erde je nach dem Charakter ihrer Bekenner verschieden weit vorgeschritten, und ebenso sind die einzelnen Keime der Religion nicht gleichmäßig entwickelt worden. Überwog im alten Hellas die mythologische Seite und bei den Indern die Mystik, so hat wieder in China die Morallehre unter dem Einflusse des Kong-tse (Confucius) den ersten Platz errungen, während die Mystik Lao-tses nur teilweise Anklang gefunden hat und rasch entartet ist. Das Wesen des Volkes wirkt immer tief auf seine Glaubenslehre ein. Würde heute eine Weltreligion gepredigt und von der ganzen Menschheit angenommen, so hätte doch nach spätestens 100 Jahren jedes Volk wieder seine besondere Art des Glaubens oder doch seine besondere Auffassung der allgemeinen Lehre. Die Geschichte des Christentums, das sich entsprechend den drei Hauptgruppen der europäischen Bevölkerung in drei große Zweige gespalten hat, außerdem aber in einer armenischen, syrischen, äthiopischen u. s. w. Form existiert, ist in diesem Sinne lehrreich genug.

Zeigt die Entwickelung der Religion, von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachtet, verhältnismäßig einfache Züge, so ist sie im einzelnen von einer verwirrenden Mannigfaltigkeit, die nur dann einigermaßen übersichtlich wird, wenn jene Hauptformen als Führer festgehalten werden.

In das Gebiet des Animismus und der einfachen Mythologie fallen alle jene Erklärungen, Geschichten und Sagen, die sich an natürliche Gegenstände und Ereignisse knüpfen, ohne im übrigen die Handlungen der Menschen lebhaft zu beeinflussen. Wie in dieser Weise namentlich Sternbilder gedeutet werden, auch dort, wo von einem Sternkultus gar nicht die Rede sein kann, ist schon erwähnt; noch heute geben die herkömmlichen Sternbilder unserer Himmelsatlanten Zeugnis von dieser Neigung. Meist sind diese Deutungen nicht viel mehr als Spielereien, die man nicht so ganz ernst nimmt, aber auch nicht weiter kritisch prüft: die scharfe Trennung zwischen Glauben und Nichtglauben ist ja auch erst eine Kulturerrungenschaft. Bei den Bakaïri gelten die Sternbilder Orion und Stier als eine zusammengehörige Gruppe; der Orion ist ein großes Gestell, auf dem Mandioka getrocknet wird, die Plejaden ein Klumpen beiseite gefallenes Mehl. Die Zwillinge sollen die Löcher einer Flöte sein, das südliche Kreuz eine Vogelschlinge, der Skorpion ein Tragnetz für Kinder. Die Bororó dagegen halten das Kreuz für die Zehen eines großen Straußes, die Plejaden für das Blütenbüschel eines Angicobaumes, alle nicht zu besonderen Konstellationen gehörigen Sterne für Sandflöhe. Manchmal traut man freilich auch den Gestirnen schon besondere Einflüsse zu; die Australier des Inneren sehen in den Magalhãeswolken bösartige Wesen, die zuweilen nachts herabschweben und die Menschen im Schlafe quälen. Noch öfter ist ein Zusammenhang mit dem Ahnenglauben nachzuweisen, so wenn manche Australier die Plejaden für eine Schar von Frauen halten, die vor alter Zeit in den Himmel hinaufgestiegen sind, oder wenn hier und da in Polynesien alle Sterne als die Seelen Verstorbener oder als deren Augen gelten. Die Sternschnuppen, die zur Erde herabzukommen scheinen, erregen mehr Mißtrauen als die feststehenden Sterne; die Australier glauben, daß aus ihnen die Pilze und Schwämme des Waldes werden und vermeiden es deshalb, dergleichen zu essen. Sonne und Mond, die sich der Theorie nach als so selbstverständliche Gegenstände der Verehrung darbieten, müssen sich bei kulturarmen Stämmen meist mit ebenso kindlichen Deutungen begnügen, die ohne Einfluß auf das Leben des Volkes bleiben. Unser „Mann im Mond" ist noch ein Rest solcher Anschauungen und so recht ein Mittel, uns die primitive Denkart verstehen zu lassen. Männer, Frauen, Hasen, Bäume u. s. w. im Monde finden sich bei den meisten Völkern der Erde. Oft sind es die Kulturheroen, die die beiden Lichter an den Himmel gesetzt haben, auch als Aufenthalt von Geistern haben Sonne und Mond zuweilen zu gelten.

Ein Lichtkult, der aber nicht mit einer bloßen Verehrung der Lichtträger zu verwechseln ist, hat sich erst bei den höheren Ackerbauern und Hirten entwickelt, den Ägyptern, Babyloniern und Ariern. Eher machen Blitz und Donner einen Eindruck, obwohl man auch diesen nicht überschätzen darf. Lumholtz erzählt z. B., daß Queensländer ein Gewitter als ein lustiges Schauspiel betrachteten und jeden einschlagenden Blitz mit lautem Jubel begrüßten. Immerhin fehlt es nicht an Versuchen, das Gewitter zu deuten. An der Westküste Nordamerikas bis nach Peru hinab ist die Sage vom Donnervogel verbreitet (vgl. hierzu die Abbildung, S. 560 und das Bild auf dem Thongefäß S. 375), auf dem alten Kontinente die vom Gewitterdrachen, auf die noch zurückzukommen ist. Wegen ihrer weiteren Verbreitung und des anscheinend vielfach selbständigen Entstehens merkwürdig ist die Vorstellung vom Donnerkeil. Fast überall herrscht der Glaube, daß im Blitz eine Waffe, gewöhnlich eine Steinaxt, herniederfahre, die von

irgend einem himmlischen Wesen, über das oft nur unklare Ideen herrschen, geschleudert werde. Als solche Donnerwaffen betrachtet man dann in der Regel die vorgeschichtlichen Steinäxte, die sich in manchen Gegenden massenhaft finden; in Europa, Indien, dem Malayischen Archipel, Südamerika, kurz fast in allen Teilen der Erde herrscht diese Ansicht. Wie rasch sie sich zu bilden vermag, zeigt eine Angabe Guppys von den Salomoninseln: an der Küste, wo die Steinwaffen außer Gebrauch gekommen sind, hält man sie bereits für Donnerkeile, während sie von den Bewohnern des Inneren noch als wirkliche Waffen gebraucht werden. Aus der Anschauung von der Gewitterart erklären sich wohl auch die merkwürdigen heiligen Äxte der Hervey-Insulaner (s. die Abbildung, S. 561), deren Ornamente, wie auch die der heiligen Ruder (s. die Abbildung, S. 563), Stolpe als Menschenfiguren gedeutet hat. Statt der Steingeräte gelten zuweilen Versteinerungen, wie Echiniten oder Belemniten, als Donnerkeile. Der ganze Vorstellungskreis knüpft wohl teilweise an die Beobachtung herabfallender Meteorsteine an. Gerade die Meteoriten sind ein ausgezeichnetes Beispiel animistischer Anschauungen, die erst nachträglich mit höheren mythologischen Ideen verbunden werden. Von den Völkern des klassischen Altertums wurde eine ganze Anzahl von Meteorsteinen verehrt, zu denen allen sich wohl erst nach und nach entsprechende Sagen gebildet hatten. Der heilige Meteorit in der Kaaba zu Mekka ist sogar von einer rein monotheistischen Religion als wunderliches Erbstück übernommen und seine Verehrung notdürftig aus dieser neuen, höheren Glaubensform heraus begründet worden.



Donnervögel auf einer Harpunenstütze der Eskimo. Nach W. J. Hoffman. Vgl. Text, S. 559.

Schon bei der Erklärung der Gestirne zeigt sich ein Anfang jener Mischung rein animistischer mit manistischen Ideen, der überall auf dem Gebiete der Naturdeutung und -Verehrung wieder hervortritt. Rein animistische Vorstellungen sind selten mit voller Sicherheit nachzuweisen, um so weniger, als der Totenkult oft ein Streben zeigt, in eine Art Naturverehrung umzuschlagen, die auf den ersten Anblick aus animistischer Wurzel zu entspringen scheint. Es ist deshalb auch bedenklich, schlechthin von Baum-, Wasser- oder Bergkultus zu sprechen und darin bestimmte Erscheinungsformen der primitiven Religion zu sehen; es ist immer die Frage zu stellen, ob z. B. ein Baumgeist wirklich nichts weiter sein soll, als die Seele des Baumes, oder ob man sich den Geist eines Verstorbenen in dem Baume verkörpert denkt. Die augenblickliche Deutung der Sache durch das Volk selbst entscheidet die Frage durchaus nicht endgültig, da sich, wie gesagt, die Erinnerung an die ursprünglich manistischen Ideen oft völlig verflüchtigt.

Immerhin gibt es Fälle, wo reiner Animismus vorliegt. Im Pflanzenkultus gilt dies besonders dort, wo es sich um die Verehrung fruchttragender Gewächse handelt, auf deren guten Willen man irgendwie einzuwirken sucht. Um eigentliche „Verehrung" handelt es sich dabei allerdings nicht immer, aber dieser Ausdruck ist ja ohnehin ein unglücklicher Notbehelf für einen Begriff, dem im Deutschen leider kein Wort entspricht. Animistischen Charakters ist die alte südslawische Sitte, in der Christnacht die Fruchtbäume zu schlagen und dazu zu sprechen:

„Schlag' ich dich mit dem Horn, schlag' du mich mit Früchten", damit sie im nächsten Jahre besser ihre Pflicht thun; auch führt wohl ein Mann einen Hieb mit dem Beile gegen den Baum, ein anderer aber hält ihn am Arme fest und spricht: „Hau' ihn nicht um, er wird schon Früchte tragen!" Die Baumseele wird hier also weniger durch Liebenswürdigkeit gewonnen, als durch Drohungen eingeschüchtert. Wirkliche Verehrung bringt der Inder dem Lotos entgegen, ursprünglich sicher deshalb, weil die Knollen und Früchte des Lotos eine wichtige Nahrung der Urzeit waren, wie sie stellenweise, so im oberen Nilthale, noch heute eine beliebte Speise und eine Grundlage des Daseins sind. Andere Pflanzen verdanken die Aufmerksamkeit, die man ihnen widmet, ihrem Verhältnis zum Feuer; da man das Feuer aus dem Holze durch Bohren und Reiben zu erzeugen vermag, liegt der Gedanke sehr nahe, daß der Funke in gewissen Holzarten schlummert und durch die Reibung nur zum Hervortreten genötigt wird. In den Veden wird häufig das Emporwachsen des Feuers in und mit den Pflanzen erwähnt. An derartige Vorstellungen knüpfen sich dann Mythen und gelegentlich auch Kulthandlungen. Schon ein Übergang zu manistischen Ideen ist der weitverbreitete Glaube, daß bestimmte Menschen mit bestimmten Bäumen in eine Art Wechselverhältnis treten können; in der Regel pflanzt man bei der Geburt eines Kindes einen Baum, an dessen Leben dann das des Kindes geknüpft ist; welkt und stirbt der Baum, dann stirbt auch der Mensch, und umgekehrt. In Europa und Afrika ist diese Sitte weit verbreitet, während im Gebiete der malayischen Rasse wohl auch das Pflanzen eines Baumes bei der Geburt üblich ist, aber mehr zu dem Zweck, eine Art Maßstab für das Alter des Heranwachsenden zu gewinnen.



Heilige Axt der Hervey-Insulaner, Polynesien. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 560.

Wie der einzelne Baum kann auch die ganze Waldwildnis belebt sein, nur daß die Geister, die hier ihr Wesen treiben, sich freier bewegen können als die an bestimmte Pflanzen gebundenen Seelen. Vielfach handelt es sich bei den Waldgeistern wieder um Gespenster, aber doch nicht immer. Bösartig und trügerisch pflegen auch die animistischen geisterhaften Waldbewohner oft zu sein, wie die Aranyani, die Waldfrau der alten Inder, die in der Wildnis die giftigen Früchte wachsen ließ und die täuschenden Stimmen und Gesichte der Waldeinsamkeit hervorbrachte. Die Ipurina in Amazonas kennen einen menschenfressenden Waldteufel mit großem Bart und feuerspeiendem Rachen, Mapinkuare genannt; Ayara, das Echo, ist dagegen ein Zwerg, der im Gipfel hoher Bäume wohnt und den Jäger irrezuführen sucht. Ähnliche böse Geister bevölkern die Urwälder Afrikas und Australiens. Freundlicher sind die Waldgötter der Finnen, an ihrer Spitze Tapio und sein Weib Mielikki, die Spenderin des Honigs und des Honigtrankes.

Animistische Flußverehrung ist verhältnismäßig häufig, doch auch oft von manistischen Vorstellungen beeinflußt, die sich nicht immer scharf unterscheiden lassen. Hier, wo die Gefahren der Wassertiefe und das wechselnde Glück des Fischfanges den Menschen sehr entschieden bedrohen und bestimmen, ist die unmittelbare Gegenwirkung, also der Kultus, meist stärker entwickelt als die dazu gehörige mythologische Deutung. So unternehmen die am Amur wohnenden

Giljaken beim Aufbrechen des Stromes im Frühling zu Schiff eine feierliche Opferfahrt, wobei sie Beeren, Fischfleisch, Hirse, Tabak u. s. w. ins Wasser werfen; feste mythologische Begriffe aber über das Wesen des Stromgeistes scheinen kaum zu bestehen oder nur in ihren schwächsten Anfängen vorhanden zu sein. Flußopfer dieser Art sind selbst in Rußland noch heute üblich; in neuerer Zeit noch beobachtete ein Reisender, wie beim Antritt einer Fahrt auf der Dwina jeder der Fahrgäste ein kupfernes Geldstück in die Flut versenkte, und wie bei der Durchfahrt der Msta-Stromschnellen der Kapitän Salz und Brot in den Strom warf mit den Worten: „Mütterchen Msta, wir bringen dir Salz und Brot, sei gnädig gegen uns!" In ähnlicher Weise bittet der Kaffer den Fluß, den er zu durchschreiten hat, ihn nicht zu verschlingen, wobei er gleichzeitig einen Stein in die Flut wirft. Die Wassergottheiten haben oft die Gestalt von Schlangen, gelegentlich auch von anderen Wassertieren. Sie gelten als jähzornig und reizbar, da sie gern durch plötzliches Anschwellen des Wassers Unheil stiften und namentlich die Versuche, Brücken über sie zu legen, sehr übel aufzunehmen scheinen. Bei den Völkern des klassischen Altertums war deshalb der Brückenbau ein bedenkliches Unternehmen, dessen Gefahren nur eine besondere Priesterkaste, die mit den nötigen Opfern und Gebeten vertraut war, zu vermeiden verstand; als sonderbares Erbstück führt noch heute der Papst den Titel eines Pontifex Maximus, eines Vorstehers der priesterlichen Zunft der Brückenbauer im alten Rom. Lange Zeit duldete der Tiberfluß nur eine Brücke, den Pons sublicius, bei deren Bau nur Holz, aber keine Spur von Eisen verwendet werden durfte. Auch in Athen gab es das Priestergeschlecht der *Γεφυραῖοι*, das die Brücke über den Ilissus in stand zu halten hatte.

Stein- und Bergkultus sind am wenigsten als eigenartige animistische Glaubensformen entwickelt. Es scheint allerdings, daß sich an die besondere Gestalt von Steinen, Felsen und Bergen leicht entsprechende Sagen knüpfen, wie ja noch jetzt in Europa; die zahlreichen Felsblöcke, die der Teufel gegen christliche Kirchen schleudern wollte, und die jetzt noch den Abdruck seiner Klauen zeigen, sind bekannt genug. Wahrscheinlich ist der Teufel hier meist an die Stelle heidnischer Gottheiten getreten. Das klassische Altertum kennt ganz ähnliche Sagen, denn die Insel Nisyros z. B. galt für ein von der Insel Kos abgerissenes Felsstück, das Poseidon gegen die Giganten geschleudert hatte, und der Lykabettos bei Athen war ein Berg, den Pallas Athene zur Befestigung der Akropolis herbeigetragen hatte, der ihr aber aus den Händen geglitten war. Besonders voll von Sagen über merkwürdige Felsen sind die verworrenen Mythen der westamerikanischen Indianer. Diese Sagen, die sich natürlich wieder leicht mit manistischen Ideen mischen, sind zuweilen der Anlaß eines wirklichen Kultus. Auch vieles von dem, was man als Fetischismus mit einem ziemlich unklaren Sammelwort bezeichnet, geht wohl auf die Neigung zurück, in allerlei seltsamen Naturspielen etwas Geisterhaftes oder magische Kräfte zu vermuten.

Bei ackerbauenden Völkern liegt der Gedanke nicht fern, daß auch die fruchtbare Erde beseelt sei, eine Vorstellung, aus der in höheren Mythologien sich oft der größte Teil der weiblichen Gottheiten entwickelt, denn die Erde als empfangende, befruchtete Mutter alles Lebendigen hat ja einen durchaus weiblichen Charakterzug. In kindlich-einfacher Form erscheint der Erdkultus noch bei den Mundari Bengalens: die Mädchen streicheln hier bei ihren Festtänzen die Erde, damit sie in freundliche Stimmung kommt und eine reichliche Ernte gewährt.

Im Gegensatz zur ruhenden Erde stehen die Beseelungen der Luft und des Windes, die in den älteren arischen Mythologien stark hervortreten. Eine solche Verkörperung des Sturmes ist der germanische Wodan, der „wilde Jäger", der unter allerlei veränderten Namen als

Rodensteiner, Hackelberent, in England sogar als Franz Drake noch heute seinen nächtlichen Umzug hält; der animistische Grundzug der Erscheinung ist stärker und dauernder als alle mythologischen Deutungen. Nach Wilhelm Roschers Forschungen war auch der griechische Gott Hermes eine Windgottheit, und dasselbe dürfte von Poseidon gelten, der später zum Herrscher des Meeres geworden ist.

Um die halb freundliche, halb tückische Erscheinung der **Feuers** ranken sich gern animistische Ideen. Hier, wie überall, wo leicht eine unmittelbare Gegenwirkung herausgefordert wird, ist der Kultus meist stärker entwickelt als die mythologische Deutung: man opfert dem Feuer, wirft etwas von jeder Speise in die Flammen und dergleichen, ohne sich weiter klarzumachen, welcher Art denn eigentlich der Geist ist, der das Feuer belebt. Selbst bei höherstehenden Völkern hat der Feuerkult meist etwas Unklares, und die Folge ist, daß er allmählich zurücktritt oder anderen mythologischen Gestaltungen angepaßt wird; die heiligen Feuer der Iranier, die der Griechen zu Athen im Prytaneion, zu Delphi und Olympia, die der Römer im Tempel der Vesta waren nicht mehr Selbstzweck. Nur im alten Indien hatte sich eine wirkliche Feuergottheit herausgebildet, Agni, dem möglicherweise im Norden Loki entspricht. Heilige, von Jungfrauen bediente Feuer sind merkwürdig häufig und waren auch bei den Kulturvölkern Altamerikas zu finden, so bei den Maya in Yukatan.



Ruderartiges heiliges Gerät der Hervey-Insulaner, Polynesien. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 560.

Von der mythologischen Deutung einzelner Naturgegenstände und Erscheinungen gelangt man bald genug zu den tieferen Rätselfragen des Daseins. So wenig primitive Menschen auch geneigt sind, allzu tief über die Dinge nachzudenken, so scheint es doch kein Volk zu geben, das nicht wenigstens die Frage über seine Herkunft und überhaupt über die **Entstehung der Erde und der Menschen** irgendwie, und sei es auch in der kindlichsten Weise, zu beantworten gesucht hat. Der quälende Ausblick in die Unendlichkeit und Ewigkeit wird durch eine Sage, wie sie einfachen Gemütern genügt, notdürftig verschlossen. Gewisse Erklärungsversuche kehren dabei immer wieder. Die wunderbare Entstehung mancher Tiere aus Eiern hat besonders oft die Phantasie angeregt; man läßt also gern entweder die ganze Welt oder doch die Menschheit aus Eiern hervorgehen, meist ohne dann viel zu fragen, woher denn wieder diese Eier gekommen sein mögen. Im ganzen Gebiete der malayo-polynesischen Rasse finden sich Spuren einer solchen Sage: der polynesische Gott Tangaroa bricht aus einem Ei hervor und vollbringt dann die übrige Schöpfung; nach neuseeländischer Überlieferung kommen aus einem im Meere schwimmenden Ei die ersten Menschen nebst einem Boote heraus, mit dessen Hilfe sie die Küste erreichen; auf Fidschi entsprangen die ersten Menschen aus Schnepfeneiern. Zuweilen steht am Anfang ein rätselhafter Riesenvogel, der das Weltei legt, dessen eigene Herkunft indessen im Dunkel bleibt; nach der Sage der Battak war im Anfang ein Huhn, das auf drei großen Eiern saß und einen Knaben und zwei Mädchen ausbrütete. Die Überlieferung vom Weltei kehrt auch bei Indern, Chinesen, Griechen, Phönikern und Ural-Altaiern wieder. Eine andere Gruppe von Schöpfungssagen stellt an den Anfang der Dinge riesenhafte Wesen oder Fabeltiere, die dann von Göttern oder den ersten Menschen erschlagen werden, und aus deren Leib und Blut die Erde und das Meer entstehen.

Andere Mythen knüpfen unverkennbar an die schöpferische Thätigkeit des Menschen selbst an, die man auf göttliche Wesen überträgt. Eine Erinnerung an die Töpferei und überhaupt die Thonbildnerei ist die biblische Schöpfungssage, der eine Überlieferung der Sioux, die die ersten Menschen aus Pfeifenthon entstehen läßt, parallel geht. Wo man thönerne Idole besitzt (s. die Abbildung, S. 565), liegen solche Vorstellungen besonders nahe; der vorherrschenden Technik ebenfalls entsprechend, werden anderwärts die Menschen aus Stein und Holz gebildet. Besonders verbreitet ist die Idee, daß die Menschen zunächst unvollkommene Geschöpfe oder miteinander verwachsen waren, worauf dann erst irgend eine Gottheit eingreifen und ihnen ihre jetzige Gestalt geben mußte. Als eine Sage dieser Art und zugleich ein besonders charakteristisches Beispiel kindlicher Mythologie mag ein Teil der Schöpfungssage hier folgen, wie sie von Spencer und Gillen bei zentralaustralischen Stämmen gehört und aufgezeichnet worden ist; die Urwelt, in der die ersten Menschen lebten, heißt hier Alcheringa.

„Im Anfange der Alcheringa war das Land mit Salzwasser bedeckt. Dies wurde nach und nach gegen Norden hin weggezogen von den Leuten dieser Gegend, die es immer zu bekommen und für sich zu behalten wünschten. Zuletzt gelang ihnen ihr Vorhaben, und das Salzwasser ist seitdem immer bei ihnen geblieben. Damals wohnten in der Alkira aldorla, d. h. dem westlichen Himmel, zwei Wesen, von denen man sagt, daß sie Ungambikula waren, was ungefähr „aus Nichts gemacht" oder „von selbst bestehend" bedeutet. Von ihrem hohen Wohnplatz aus konnten sie fern im Osten eine Anzahl Inapertwa-Wesen bemerken, d. h. unentwickelte menschliche Gestalten oder unfertige Menschen, und es war ihre Aufgabe, aus ihnen Männer und Weiber zu formen. In dieser Zeit gab es weder Männer noch Frauen, und die Inapertwa waren von verschiedener Gestalt und wohnten gruppenweise längs der Ufer des Salzwassers. Sie hatten keine bestimmten Glieder noch Sinnesorgane, konnten nicht essen und sahen überhaupt aus wie menschliche Wesen, die zu einer runden Masse aufgeschwollen waren, so daß man die Umrisse der verschiedenen Körperteile nur undeutlich erkennen konnte. Als nun die Ungambikula, bewaffnet mit ihren Lalira oder großen Steinmessern, vom westlichen Himmel herabkamen, ergriffen sie die Inapertwa einen nach dem anderen. Zunächst wurden die Arme frei gemacht, dann die Finger durch vier Einschnitte am Ende jedes Armes hinzugefügt; in gleicher Weise wurden Beine und Zehen angebracht. Die Gestalt konnte jetzt stehen, und nun wurde die Nase angefügt und die Nasenlöcher mit den Fingern ausgebohrt. Ein Messerschnitt brachte den Mund hervor, der mehrmals aufgesperrt wurde, um ihn beweglich zu machen. Ein Schlitz auf beiden Seiten trennte die oberen Augenlider von den unteren, so daß die bereits vorhandenen Augen frei wurden; ein paar andere Schnitte vollendeten den Körper, und so wurden die Inapertwa zu Männern und Weibern umgeformt."

Eine andere menschliche Thätigkeit, das Heraufholen von Fischen mit Angel und Netz, hat im Wohngebiete der Polynesier die weitverbreitete Sage entstehen lassen, daß die Inseln des Meeres von Göttern heraufgefischt worden seien. Weniger klar ist der logische Zusammenhang, wenn Menschen durch das Werfen von Steinen gebildet werden, wie in der griechischen Sage von Deukalion und Pyrrha. Max Müllers Ansicht, daß hier nur eine Spielerei mit den Worten λαός (Volk) und λᾶας (Stein) zu Grunde liege, hat wenig für sich, denn auch im Inneren Guayanas finden wir nach den Angaben R. Schomburgks die Sage, daß die ersten Menschen ihre Zahl durch das Hintersichwerfen von Steinen und Früchten vermehrten.

Es wäre seltsam, wenn nicht auch bei den Schöpfungssagen die manistischen Vorstellungen ihren Einfluß geltend machten. Knüpft doch überall der Anfang gern an das Ende an!

Wie man aus dem Tode neues Leben entspringen sieht, so setzt man auch den Tod gewissermaßen an den Anfang der Dinge und überträgt die Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode und vom Jenseits auf die Urzeit alles Daseins. Viele Mythen, die die ersten Menschen aus Tieren und Pflanzen entstehen lassen, hängen eng mit dem totemistischen Glauben zusammen, daß die Verstorbenen sich in bestimmten Tieren oder Gewächsen verkörpern. Wo Steinkult herrscht, wie bei den Oneida, wo man also die Ahnen in Felsen und Steinblöcken wohnen glaubt, gehen auch die ersten Menschen aus Steinen hervor. Das unterirdische Totenreich aber erkennen wir wieder, wenn südamerikanische Indianerstämme die Menschen ursprünglich unter der Erde wohnen lassen, bis sie endlich eine Öffnung entdecken und zum Teil auf die Oberwelt heraufsteigen. Auch die Mandan glauben von unterirdischen Vorfahren abzustammen, während manche Bantustämme Südafrikas die Menschen aus einer Höhle hervorgehen lassen. Unmittelbar an die Verwesung des Körpers endlich knüpft die in Samoa und Tonga verbreitete Mythe an, daß die Menschen aus Würmern entstanden seien.

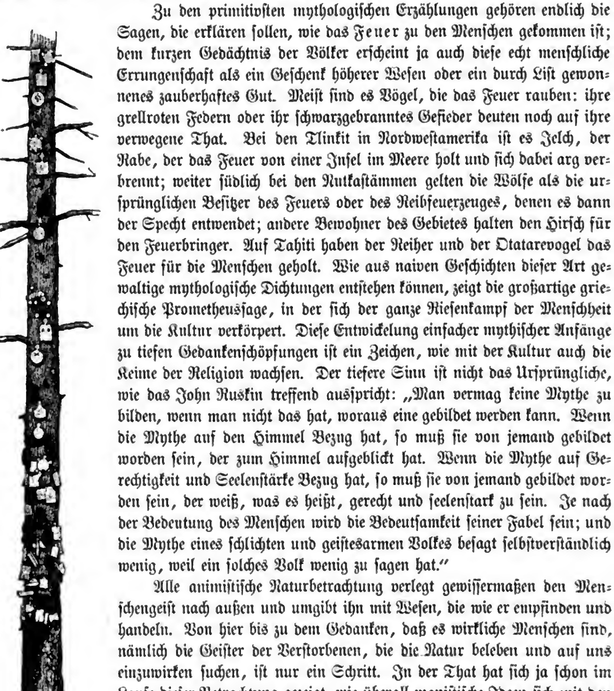


Thönernes Idol der Zuñi, Nordamerika. Nach J. Stevenson. Vgl. Text, S. 564.

Oft sind dabei verschiedene Erklärungen vermischt, oder irgend ein göttliches Wesen gilt als der eigentliche Schöpfer des Ganzen, wird aber dabei von anderen unterstützt, so daß dann ein Mythos auf den anderen gepfropft erscheint. Häufig ist auch der Gedanke, daß vor der gegenwärtigen Menschheit bereits eine andere vorhanden war, die aber bis auf wenige vernichtet worden ist; die Vernichtung findet in der Regel durch eine große Flut, seltener durch Feuer statt. Richard Andree, der alle irgend zugänglichen Flutsagen gesammelt hat, gibt deren über achtzig an. Er hat nachgewiesen, daß sie nicht bei allen Völkern der Erde zu finden sind, sondern in Arabien, Inner- und Nordasien, China und Japan fehlen, spärlich in Europa und noch spärlicher in Afrika vorhanden sind, dagegen in Australien, Polynesien und Amerika massenhaft vorkommen. Die biblische Flutsage kann vom Standpunkte der allgemeinen Religionsforschung natürlich nur als eine unter vielen gelten; sie ist babylonischen Ursprungs und entstammt dem feuchten, von Überschwemmungen häufig heimgesuchten Tieflande des unteren Euphrat und Tigris. Sueß hat nachzuweisen gesucht, daß ein bestimmtes geologisches Ereignis ihr zu Grunde liegt. Im allgemeinen dürfte wohl die Vorstellung von der Entstehung der Welt aus dem Wasser und die natürliche Frage, was denn vor dem Urwasser gewesen sei, wenigstens den ersten Anstoß zu den Flutsagen gegeben haben: wie stellenweise zu dem Weltei ein Urvogel erdacht wurde, der dieses Ei legte, so bildete sich aus dem Mythos vom Urwasser die Flutsage als eine natürliche Weiterbildung heraus, der dann selbstverständlich Naturvorgänge als Vorbild dienten.

Eine Gruppe sehr einfacher Mythen sucht die Fragen nach der Entstehung der Unterschiede zwischen den Menschenrassen und nach der Ursache des Sterbens zu lösen. Namentlich in Afrika sind zahlreiche, in ihren Grundzügen sehr ähnliche Antworten gefunden worden. Die Rassenunterschiede und die verschiedene Begabung der weißen und schwarzen Menschen werden in der Regel dadurch erklärt, daß von zwei Brüdern der eine sich in einem Flusse badet, der andere nicht, und daß der Schöpfer ihnen verschiedene Gaben zur Auswahl bietet, worauf dann der Weiße ein Buch wählt, aus dem er seine überlegene Klugheit schöpft. Die Sagen über die Frage, warum die Menschen sterben müssen, laufen meist auf die kindliche Geschichte hinaus,

daß ein Bote, in der Regel ein Tier, vom Himmel gesendet wird, um den Menschen Unsterblichkeit zu verheißen, daß er aber die Worte verwechselt und damit die Ursache des Sterbens wird.



Totenbaum der Finnen. Nach Grigorief. Vgl. Text, S. 568.

Zu den primitivsten mythologischen Erzählungen gehören endlich die Sagen, die erklären sollen, wie das **Feuer** zu den Menschen gekommen ist; dem kurzen Gedächtnis der Völker erscheint ja auch diese echt menschliche Errungenschaft als ein Geschenk höherer Wesen oder ein durch List gewonnenes zauberhaftes Gut. Meist sind es Vögel, die das Feuer rauben: ihre grellroten Federn oder ihr schwarzgebranntes Gefieder deuten noch auf ihre verwegene That. Bei den Tlinkit in Nordwestamerika ist es Jelch, der Rabe, der das Feuer von einer Insel im Meere holt und sich dabei arg verbrennt; weiter südlich bei den Nutkastämmen gelten die Wölfe als die ursprünglichen Besitzer des Feuers oder des Reibfeuerzeuges, denen es dann der Specht entwendet; andere Bewohner des Gebietes halten den Hirsch für den Feuerbringer. Auf Tahiti haben der Reiher und der Otatarevogel das Feuer für die Menschen geholt. Wie aus naiven Geschichten dieser Art gewaltige mythologische Dichtungen entstehen können, zeigt die großartige griechische Prometheussage, in der sich der ganze Riesenkampf der Menschheit um die Kultur verkörpert. Diese Entwickelung einfacher mythischer Anfänge zu tiefen Gedankenschöpfungen ist ein Zeichen, wie mit der Kultur auch die Keime der Religion wachsen. Der tiefere Sinn ist nicht das Ursprüngliche, wie das John Ruskin treffend ausspricht: „Man vermag keine Mythe zu bilden, wenn man nicht das hat, woraus eine gebildet werden kann. Wenn die Mythe auf den Himmel Bezug hat, so muß sie von jemand gebildet worden sein, der zum Himmel aufgeblickt hat. Wenn die Mythe auf Gerechtigkeit und Seelenstärke Bezug hat, so muß sie von jemand gebildet worden sein, der weiß, was es heißt, gerecht und seelenstark zu sein. Je nach der Bedeutung des Menschen wird die Bedeutsamkeit seiner Fabel sein; und die Mythe eines schlichten und geistesarmen Volkes besagt selbstverständlich wenig, weil ein solches Volk wenig zu sagen hat."

Alle animistische Naturbetrachtung verlegt gewissermaßen den Menschengeist nach außen und umgibt ihn mit Wesen, die wie er empfinden und handeln. Von hier bis zu dem Gedanken, daß es wirkliche Menschen sind, nämlich die Geister der Verstorbenen, die die Natur beleben und auf uns einzuwirken suchen, ist nur ein Schritt. In der That hat sich ja schon im Laufe dieser Betrachtung gezeigt, wie überall manistische Ideen sich mit den rein animistischen verbinden, so daß oft eine Unterscheidung unmöglich wird. Überall tritt der Totenkult in seinen mannigfachen Formen hervor und beeinflußt entscheidend das Thun und Denken der primitiven Menschen; seine größten Triumphe feiert er aber weder auf den tiefsten noch auf den höchsten Stufen der Kultur, sondern in jener breiten mittleren Schicht der Entwickelung, die bereits den Besitz wertvoller irdischer Güter kennt, aber noch nicht die beengende Hülle dumpfer Geisterfurcht durchbrochen hat. Hier erscheint zuweilen der Tote mächtiger und verderblicher als der Lebende. Die einfachsten Arten des **Totenkultes** entspringen unmittelbar aus der Gespensterfurcht, die in ungebildeten Gemütern wahrhaft

Die Leiche liegt bereits auf dem Scheiterhaufen. Links vorn bohren zwei Leute Feuer, um ihn anzuzünden, während ein Mann im Vordergrunde weiteres Holz zum Bedecken der Leiche zurichtet und ein anderer den Schlitten, auf dem man den Toten herbeigebracht hat, zerbricht. Im Hintergrunde werden Hunde als Opfer getötet.



Leichenbegängnis der Giljaken, Sibirien.
Nach v. Schrenck.

ungeheuerliche Formen annehmen kann. Abermals zeigt sich hier das einfache Gesetz wirksam, daß sich, je unmittelbarer eine Furcht oder Hoffnung wirkt, um so stärker und gewaltsamer die Kulthandlungen entwickeln, während die logische Deutung der Vorgänge lange Zeit kaum versucht wird. Nirgends sind die Handlungen so heftig und stürmisch, nirgends die vernünftigen Erklärungen oder die mythologischen Lehrgebäude so armselig wie in den Anfängen des Totenkultes.

Bei den unsteten Völkern, die nicht fest an die Scholle gebunden sind und leichten Herzens den Ort verlassen, wo ihre Toten ruhen, ist die Gespensterfurcht nicht eben bedeutend; sobald ein Volk ansässig wird und feste Besitztümer gewinnt, ändert sich aber die Lage gänzlich. Schon an anderer Stelle ist geschildert worden, wie man dem Toten oft Haus und Eigentum völlig überläßt, wohl auch seine Fruchtbäume umhaut, seine Herden, seine Pferde oder Zughunde tötet (s. die beigeheftete Tafel „Leichenbegängnis der Giljaken") und sich dadurch den schwersten wirtschaftlichen Schaden zufügt. Will man diesen Schaden vermeiden und zugleich den Geist des Toten abhalten, sich für den Raub seines Besitzes an den Nachkommen zu rächen, dann muß man das Gespenst abzuschrecken oder irrezuleiten suchen, damit es nicht in seine Wohnung zurückkehrt. Sehr beliebt ist die Methode, hinter der abziehenden Bahre her wilden Lärm zu machen, zu schreien und zu schießen, auch wohl mit Tüchern oder Zweigen die Seele aus dem Hause zu scheuchen. Selbst die Chinesen haben noch den kindlichen Brauch, im Hause eines Selbstmörders einen Hund umherzutragen, dem man eben den Schwanz abgehauen hat, um durch das Geheul des gequälten Tieres den gespensterhaften Bewohner zum Abzug zu nötigen. Auf Madagaskar sichert man sich durch Steinwürfe gegen Geister; bei manchen Stämmen Guayanas sucht man durch wilde Drohungen, die man gegen die Leiche ausstößt, den Toten einzuschüchtern. Auf Täuschung des Toten berechnet ist dagegen ein in Indonesien vorkommender Brauch, die Leiche nicht durch die Thür der Hütte, sondern durch eine in die Mauer gebrochene Öffnung hinauszutragen, die man dann wieder schließt, damit das Gespenst den Rückweg nicht findet — also eine umgekehrte Anwendung des „Gesetzes der Teufel und Gespenster", das von Mephisto erwähnt wird. Freundlicher verhalten sich nach Ehrenreich manche Orinocostämme gegen ihre Toten; vom Lager eines Sterbenden wird eine Schnur in den Wald hinaus gezogen, damit die Seele an ihr den Weg ins Freie findet und nicht in der Hütte verweilt. So lange freilich noch Hoffnung scheint, daß die Seele des mit dem Tode Ringenden wieder in den Körper zurückkehrt, fehlt es vielfach nicht an Bemühungen, sie zurückzuhalten. Die Chinesen namentlich suchen sie durch Musik zurückzulocken oder durch Lärm und Raketen wieder in das Krankenzimmer zu scheuchen, so daß förmliche Seelenjagden abgehalten werden, die übrigens, wie Huc bezeugt, keine leere Form, sondern oft mit Ausbrüchen tiefsten Schmerzes und echter Verzweiflung verknüpft sind.



Schädelmasken von Neupommern, Melanesien. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 568.

Viel Gutes erwartet man von den eigentlichen Gespenstern nirgends, traut ihnen vielmehr stets die Neigung zu Schabernack und Schaden zu oder fürchtet gar, daß sie in den Körper der Schlafenden einfahren und dort schwere Krankheiten verursachen. Mit unheimlicher Phantasie sind diese Ideen in dem Vampyrglauben ausgemalt, der besonders von den slawischen

Völkern entwickelt worden ist. Bei den Finnen hängt man Gedenktafeln an bestimmte „Totenbäume" und glaubt damit den Toten zu hindern, an dem Baume vorbei nach seiner früheren Wohnung zu kommen (s. die Abbildung, S. 566). Nur ein freundlicher Zug erhellt hier und da dies düstere Bild: von den Müttern, die kleine, hilflose Kinder zurückgelassen haben, glaubt man gern, daß sie nachts wiederkommen, um ihre Kleinen zu pflegen und zu nähren. In Europa, in China und anderwärts findet sich diese Überlieferung, die auch auf diesem wunderlichen und wüsten Gebiete des Denkens eine Ahnung dessen zeigt, was die Mutterliebe als ein Urquell der guten und edlen Züge des Menschentums für uns bedeutet.


Grabpfahl von Borneo. Nach Grabowsky. Vgl. Text, S. 569.

Die zahllosen Menschen, die in der Furcht vor Gespenstern leben, würden doch fast sämtlich in Verlegenheit kommen, wenn man von ihnen genauere Angaben über das Wesen der Gespenster und überhaupt über das Fortleben der Menschen nach dem Tode verlangte; nicht als ob es an Ansichten darüber fehlte, aber sie sind fast immer unklar und verworren, und die widersprechendsten Anschauungen bestehen ruhig nebeneinander. Die kindliche Logik der Naturstämme und selbst der weniger gebildeten Schichten höherer Kulturvölker findet sich mit dergleichen Widersprüchen, die einen denkenden Kopf zur Verzweiflung bringen könnten, ganz herrlich ab. Darüber, daß der Geist, der später selbständig umherschweift, schon im Körper des Lebenden wohnen und sich irgendwie bemerkbar machen muß, ist man sich natürlich klar, aber über sein eigentliches Wesen gehen die Ansichten sehr auseinander. Vielfach glaubt man die Lebenskraft oder die Seele im Hauche verkörpert, der ja beim Sterbenden als letzter Atemzug den Leib zu verlassen scheint, wie das z. B. das griechische Wort πνεῦμα (Hauch, Seele) andeutet; auf Nias ist es die Aufgabe des ältesten Sohnes oder sonst des nächsten Verwandten, diesen Hauch mit dem Munde aufzufangen und damit die Lebenskraft des Toten auf sich zu übertragen. Noch häufiger gilt der Schatten als die Seele des Menschen; bei den Eskimo wie bei den Maori findet sich diese Ansicht, von der Spuren auch bei den Völkern des klassischen Altertums und in China nachzuweisen sind. Die Maori haben auch die verwandte Anschauung, daß das Spiegelbild eines Menschen im Wasser seine Seele ist. Vereinzelt wird die Körperwärme für die Seele gehalten, die im Tode entflieht, oder man glaubt sie in bestimmten Körperteilen wohnhaft, im Herzen, im Gehirn, in der Leber, den Nieren oder endlich im Blute.

In welchem Zustande nun befindet sich die Seele, wenn sie den Körper des Toten verläßt? Nicht immer scheint man ihr menschliche Gestalt zuzuschreiben, denn oft finden wir Gespenster als Lichter, als verschwommene Nebelgestalten, als Tiere und dergleichen vorgestellt. Die Geister, die bei den Maskentänzen auftreten, sind meist seltsame Phantasiegebilde (vgl. die Abbildungen S. 117 und 125), obwohl hier und da versucht wird, den Schädel des Toten selbst zur Maske umzubilden und ein Gesicht daran zu modellieren, das wohl dem des Verstorbenen ähnlich sein soll (s. die Abbildung, S. 567). Daß die Gespenster gewöhnlich unsichtbar sind, wird natürlich zugegeben, aber besonders begabte Menschen können sie sehen, auch manche Tiere, namentlich Hunde und Pferde, gelten als Geisterseher, und unter Umständen vermögen sich die Gespenster für alle sichtbar zu machen. Wenn man sie die menschliche Gestalt bewahren läßt, dann schreibt man ihnen gern den Zustand zu, in dem sie der Tod ereilt hat: Ermordete und Verstümmelte erscheinen mit ihren Wunden, in

hohem Alter Gestorbene als betagte Greise, Kinder auch nach Jahren noch immer in der gleichen körperlichen Entwickelung, bis zu der sie im Leben gelangt sind. Manche Sitten knüpfen unmittelbar an diese Anschauung an oder werden doch durch sie neu motiviert: die Tlinkit verbrennen nach der Angabe Krauses ihre Toten, weil diese es dann im Jenseits immer warm und hell haben; die Schädeljagd wird auf den Salomonen auch damit begründet, daß die geköpften Feinde im Jenseits ohne Kopf leben müssen, wie das die Erscheinung derartiger Gespenster beweist. Die Furcht vieler Neger vor einem langen Krankenlager vor dem Tode, das sie mager und kraftlos im Jenseits ankommen läßt, findet sich auch anderwärts; die Abneigung der nordischen Kriegervölker vor dem „Strohtod" beruht ursprünglich sicher auf ähnlichen Ideen. Bei Erhängten kann nach Ansicht der Arapahoë-Indianer die Seele überhaupt nicht aus dem Munde heraus und muß im Körper zurückbleiben, ohne ihn doch neu beleben zu können.



Ahnenbild von Celebes, mit einem Schrein für Opfergaben. Nach van Hoëvell. Vgl. Text, S. 570.

Neben diesen Anschauungen tritt überall auf der Erde der Glaube hervor, daß die meisten Gespenster als weiße Gestalten erscheinen, ein Glaube, der ja in den verschiedensten Erdteilen zu der Ansicht geführt hat, die Europäer seien nichts anderes als die Geister Verstorbener. Gern denkt man sich auch die Toten als zwerghafte Wesen; ein großer Teil der Zwergsagen ist in diesem Sinne zu deuten, z. B. die von den hilfreichen Heinzelmännchen, unter denen man die toten Hausgenossen zu verstehen hat, die ihre gewohnte Arbeit verrichten.

Am häufigsten aber nimmt man an, daß sich die Verstorbenen in Tieren und Pflanzen wieder verkörpern, oder daß sie als Kinder neu geboren werden; die von den Indern philosophisch durchgebildete Idee von der Seelenwanderung ist den meisten primitiven Völkern wohlbekannt, nur daß sie bei ihnen gewöhnlich in kindlich unlogischer Form erscheint. Wie eng der Totemismus und die an ihn anknüpfenden Sitten mit dieser Anschauung zusammenhängen, ist schon anderwärts erwähnt worden; aber auch bei Kulturvölkern hat sie sich mit merkwürdiger Zähigkeit erhalten. In deutschen Sagen erscheint schon die Seele des Lebenden in Tiergestalt, kommt als Maus oder Hummel aus dem Munde des Schlafenden hervor und kehrt vor dem Erwachen zurück. Nach dem Tiroler Volksglauben sind die Kröten arme Seelen; in den Katzen dagegen verkörpern sich gern die toten Hexen, um weiterhin Unheil zu stiften.

Bei den Naturvölkern sind es meist bestimmte Tiere, in welche die Angehörigen eines Stammes oder einer Sippe übergehen; die Burjäten glauben in Bienen fortzuleben, die Bororó-Indianer als Araras, die Maori sehen besonders in den Eidechsen verkörperte Seelen ihrer Angehörigen. Die häufig als Schnitzereien erscheinenden Eidechsen in Melanesien und Indonesien deuten auf ähnliche Anschauungen (s. die Abbildung, S. 568). Auch der Schlangenkult, besonders die Sitte, im Hause Schlangen zu halten, geht meist auf diese Ideen zurück. Oft entsprechen bestimmte Tiere auch bestimmten Klassen von Verstorbenen; so sind bei den Tlinkit

die Eisenten Geister ertrunkener Kinder, die Käuze dagegen solche neugeborener Kinder, die im Schlafe von der Mutter erdrückt worden sind. Die Giljaken wieder glauben, daß jeder, der von einem Bären getötet wird, sich selbst in einen Bären verwandelt — eine sehr interessante Anschauung, da sie das besonders häufige Erscheinen leichenfressender Tiere (Rabe, Wolf) unter den Totemtieren erklärt. Daß der Mensch selbst einen gewissen Einfluß auf sein künftiges Schicksal hat, wird wenigstens auf den Salomonen geglaubt; Sterbende sollen dort, nach Codringtons Zeugnis, zuweilen erklärt haben, daß sie als Haifische wiederkehren oder sich in irgend einer Pflanze verkörpern wollten.

Pflanzen und vor allem Bäume als Seelenwohnstätten sind keine seltene Erscheinung. Wo man annimmt, daß die Geister das Waldesdickicht bewohnen, glaubt man sie zur Tageszeit gern in bestimmten Bäumen verborgen, die man dann niemals zu fällen wagt. Auch die Bäume auf den Gräbern gelten als Verkörperungen der Toten, wie das in ergreifender Weise ein neugriechisches, von B. Schmidt übertragenes Volkslied schildert; Charon ist der altgriechische Totenschiffer, der hier zum Todesgott geworden ist.

Dem Charon kam es in den Sinn, zu schaffen einen Garten:
Die Mädchen als Zitronenbäum', die Burschen als Cypressen,
Die kleinen Kinder setzet er ins Beet als zarte Senker.
Du adlergleicher Jüngling mein, wüßt' ich, wo man dich hinpflanzt!
Dann käm' ich oft, gar oft zu dir, mit Wasser dich zu netzen,
Auf daß du Äst' und Zweige triebst, zum hohen Baume würdest.
Dann setztest du den Fuß aufs Laub, hielt'st fest dich an den Ästen,
Und kehrtest so, mein Augenlicht, zur Oberwelt zurücke,
Zu sehen, wer sich um dich härmt, wer klagt um deinetwillen.

Auch der Gedanke endlich, daß die jüngst Verstorbenen sich in den neugeborenen Kindern verkörpern, ist weit verbreitet und kommt schon in der Sitte zum Ausdruck, den Enkeln die Namen der Großeltern zu geben. In China verehrte man früher im Ahnendienst einen Enkel des Verstorbenen, den man also offenbar für den neuerstandenen Toten selbst hielt; erst später bildete eine hölzerne Tafel den Mittelpunkt des Kultus.

Bei alledem kann man sich nicht von dem Gedanken losmachen, daß auch an den **körperlichen Resten** noch etwas von der Seele der Verstorbenen haftet, und daß es deshalb keineswegs gleichgültig ist, was mit ihnen geschieht. Feinde können damit verderblichen Zauber üben, wer sie aber zu behandeln und zu nutzen weiß, dem dienen sie als Talismane von unermeßlichem Werte. Wo eine feste Tradition besteht, erfreuen sich die Reliquien einer dauernden, ja mit dem Alter wachsenden Wertschätzung, wie die Heiligenreste der katholischen Kirche. Bei den Ahnenbildern (s. die Abbildung, S. 569) der Naturvölker und den entsprechenden Körperresten tritt es dagegen so recht zu Tage, wie das eigentlich Wirksame und Wichtige doch nur die Erinnerung an den Verstorbenen und seinen Einfluß ist; schwindet diese Erinnerung, dann ist es auch meist mit dem Werte der Heiligtümer vorbei.

Die Ahnenbilder kommen in den verschiedensten Größen vor, vom kleinen um den Hals getragenen Heitiki der Neuseeländer und den zu ganzen Bündeln vereinigten Figürchen aus Hatzfeldhafen in Deutsch-Neuguinea (s. die Abbildung, S. 571) und ähnlichen aus Borneo (s. die Abbildung, S. 572) bis zu den Steinkolossen der Osterinsel. Ebenso verschieden ist die Art der Aufbewahrung: die kleinsten dienen als Schmuck oder werden in Beuteln mitgeführt, größere stellt man in den Häusern auf oder errichtet sie auf den Grabstätten. In Neuseeland ragen aus den Palissaden, die die Dörfer umgeben, Ahnenbilder mit herausgestreckter Zunge auf,

die alle feindlichen Einflüsse abwehren sollen, und ähnliche Idole stehen am Strande salomonischer Dörfer. Manchmal ist die Ahnenfigur eng mit einem Gerät vereinigt, mit Kopfstützen in Neuguinea (vgl. die Abbildung, S. 358), mit Steinsitzen auf Nias, mit riesigen Baumtrommeln auf den Neuen Hebriden. Wie man überhaupt geneigt ist, Ahnenbilder und entsprechende totemistische Abzeichen überall anzubringen, und wie auf diese Weise der Kunststil vieler Naturvölker seine besondere Richtung erhält, ist anderwärts schon geschildert worden. Manchmal schnitzt man ganze Ahnenreihen in tierischer oder menschlicher Gestalt, die man dann gelegentlich wieder bis zur Unkenntlichkeit stilisiert (s. die Abbildung, S. 573).

Die Thatsache, daß der Glaube an die Wirksamkeit älterer Ahnenfiguren sich verliert, und daß neuere an ihre Stelle treten, beruht teils auf dem kurzen Gedächtnisse der Menschheit, teils auf der mangelhaften primitiven Denkkraft, die gar nicht im stande ist, einen neuen Gedankenweg bis zu Ende zu gehen, sondern mitten im Vorwärtsschreiten müßig stehen bleibt. Mag man immerhin annehmen, daß die Seele die Zerstörung des Körpers überdauert, an ein ewiges Leben der Seele glaubt man deshalb noch nicht, sondern schiebt nur ihre endliche Vernichtung ein Stück weiter hinaus. In den Sagen vieler Naturvölker, z. B. der Burjäten, wird die Tötung von Gespenstern erzählt. Die polynesischen Mythologien sind voll von „Seelenfressern", gegen die auf Fidschi der Tote mit einer Keule bewaffnet wurde; erst unter dem Einflusse weiteren Nachdenkens sind stellenweise diese Ideen dahin umgebildet worden, daß das Fressen der Seelen nur ihre Reinigung bezwecke, so auf Tahiti, wo die Seelen von den Göttern dreimal verzehrt und dadurch endlich den Göttern selbst ähnlich wurden.



Kleine Ahnenfiguren von Hatzfeldhafen, Deutsch-Neuguinea. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 570.

In Polynesien wird auch vielfach ein Unterschied zwischen den Seelen des gewöhnlichen Volkes und denen des Adels gemacht; diese sind unsterblich, jene dagegen leben überhaupt nicht fort oder werden doch einige Zeit nach dem Tode vernichtet. Ganz dieselbe Ansicht haben nach Wallace die Negerstämme im Süden des Tanganjika. Auf Futuna werden die gewöhnlichen Seelen allmählich blind und taub, bis sie völlig verkommen; auf den Neuen Hebriden stirbt die Seele im Jenseits noch drei- bis sechsmal und verflüchtigt sich schließlich ganz. Auch im alten China scheint man nicht an ein ewiges Fortleben der Geister geglaubt zu haben, wie das unter anderem eine Stelle des „Schiking", der ältesten Gedichtsammlung, beweist. „Nichts vermag unser Ahn Heutsi", ruft da ein Enkel dieses Heutsi verzweifelt aus, „unsere Ahnen sind gewiß vernichtet. Vater, Mutter, unsere Ahnen, wie hätten sie ruhig dies leiden können!" Nach der Ansicht Schotts muß die Vorstellung geherrscht haben, daß die Geister der Vorfahren nur durch die beständigen Opfer am Leben erhalten würden; es entspricht das ganz den primitiven Anschauungen der Naturvölker, die übrigens auch im ägyptischen Ahnenkultus noch sehr entschieden hervortreten. Im Grunde hat fast kein Volk und keine Religionsform es gewagt, sich über die Ewigkeit des Daseins eine klare Vorstellung zu machen, sondern man schließt gern den unermeßlichen Ausblick durch unklare, logisch sehr anfechtbare Vorstellungen über ewige Seligkeit oder ewige Qual. Am mächtigsten hat noch der Geist des indischen Volkes mit dem ungeheuren Problem gerungen.

Die Frage, wo denn die unermeßliche Zahl der Seelen sich aufhält, hat auch die Phantasie der Naturvölker stark beschäftigt und meist zur Annahme eines besonderen Totenreiches geführt. Ähnliche Gedankenbahnen kommen hier immer wieder. Die Sitte des Begrabens

(s. die Abbildungen S. 574 und S. 575) leitet auf die Vorstellung, daß sich das Totenland unter der Erde befindet; es ist merkwürdig, wie sich der Begriff und selbst der Name dieses Landes (polynesisch Po, bei den Oltscha Bun, finnisch Pohjola u. s. w.) vom Stillen Ozean über ganz Nordasien bis Europa erstreckt. Als Beispiel mag das Land Bun der Oltscha mit v. Schrencks Worten geschildert werden. „Es ist", erzählte ihm der Oltscha Chossiambo, „völlig ebenso beschaffen wie dieses Land (die Erde), mit Sonne, Mond und Sternen, einem Mangu (Amur-Strom), mit Bergen und mit allen Tieren und Pflanzen, die es hier gibt, mit verschiedenen Völkern und Familien, die ihren Beschäftigungen dort wie hier nachgehen. Alles jedoch mit dem Unterschiede, daß, wenn hier Sommer ist, dort Schnee und Eis liegt und man in dem Bun-Lande mit Hunden fährt, und umgekehrt, und ebenso wenn es hier Tag, dort Nacht ist und man alsdann dort schläft. Auch steht das Schicksal der Bun-Bewohner mit der hiesigen Menschheit in Wechselbeziehung: fangen sie dort in einem Jahre viel Fische und schlagen sie viele Bären tot, so werden zur selben Zeit hier nur wenige Fische gefangen und Bären getötet, und umgekehrt. Auf der Kenntnis dieser Verhältnisse beruhen nun auch die Prophezeiungen der Schamanen, welche die Macht haben, sich willkürlich nach dem Lande Bun zu begeben und wieder ins Diesseits zurückzukehren, was einem gewöhnlichen Sterblichen nicht gegeben ist, der, einmal nach dem Lande Bun gewandert, als Mensch niemals mehr auf diese Erde zurückkehrt." Die Seelen in Bun sind nicht unsterblich; aber die Oltscha haben den Versuch gemacht, die Idee von der Verkörperung in Pflanzen mit der vom Totenreiche zu verbinden. Stirbt nämlich ein Bewohner Buns, so verwandelt er sich in eine Pflanze der Oberwelt und kehrt in dieser Gestalt unter die Menschen zurück; ob er aber mit der Pflanze endgültig zu Grunde geht, ist nicht zu ersehen.



Idole aus Sarawak, Nordborneo. Nach Ling Roth. Vgl. Text, S. 570.

Ganz ähnlich dem Totenlande der Oltscha war das der Kamtschadalen, wie Steller berichtet; auch die Tiere lebten in diesem Lande fort, das im übrigen wärmer und reicher an Nahrung war als Kamtschatka. In vielen tatarischen Sagen kommt die unterirdische Welt vor, in der die verschiedenen Helden schwere Abenteuer bestehen; es ist natürlich ein unermeßliches Steppenland, wie die Heimat der tatarischen Stämme. Die arischen Völker Europas haben das unterirdische Totenreich (Hades, Niflheim) in ihre Mythologien mit aufgenommen und mit anderen Vorstellungen vom Jenseits zu Systemen verschmolzen, die nun auch den sittlichen Forderungen, der Frage nach Lohn und Strafe im Jenseits, einigermaßen zu genügen suchen. Auf diese Ideenwandlungen ist noch zurückzukommen. Bis zur Gegenwart hat sich die Erinnerung an das unterirdische Seelenland in den Sagen vom Venusberge und von den in Bergen schlummernden Helden erhalten; die deutsche Barbarossasage ist die bekannteste, aber auch in Ungarn sind derartige Überlieferungen lebendig, sogar in dem Grade, daß nach der Angabe Wislockis selbst berühmte Verstorbene der neuesten Zeit, wie Ludwig Kossuth oder Kronprinz Rudolf,

nach dem Glauben des Landvolkes nicht wirklich gestorben sind, sondern sich in Berge zurückgezogen haben sollen.

Eine zweite große Gruppe der Vorstellungen vom Totenreiche knüpft an den scheinbaren Tod der Sonne und des Mondes im Westen an: der Pfad dieser glänzenden Gestirne, der sie zum Untergange leitet, ist auch der Pfad der Toten, das geheimnisvolle Land, in das jene versinken, ist die Wohnung der Verstorbenen. Die meisten Völker, vor allem die Küstenbewohner, nehmen an, daß das Totenreich eine fern im westlichen Meere gelegene Insel ist; stellenweise hält man es für identisch mit wirklichen Inseln, von denen unbestimmte Nachrichten herübergedrungen sind (Britannien, Kanarische Inseln), noch öfter ist das Seelenland eine reine Schöpfung der Phantasie, wie die Insel Bulotu oder Polotu vieler Polynesier, in deren Namen die alte Bezeichnung des Totenreiches, Po, abermals anklingt. Der andere in Polynesien häufig vorkommende Name der Totenwelt, Havaiki, bedeutet einfach „Westen“. Manche europäische Sagen, die von einem fernen Wunderland im Westen berichten und voreilig auf Amerika bezogen worden sind, haben sich rein aus der Vorstellung von einem Lande der Unsterblichen jenseit des Weltmeeres entwickelt. In Irland ist so die Legende von der Fahrt des heiligen Brandan entstanden, der nach einer ersten vergeblichen Reise endlich die glückliche Insel auffand; noch zur Entdeckungszeit glaubte man fest an ihr Dasein, bis sich endlich das nebelhafte Gebilde vor dem Lichte der Forschung in Nichts verflüchtigte. Viele Vorstellungen vom Totenlande sind offenbar durch die abendliche Glut des Himmels veranlaßt worden; die einen sehen in dem rotgoldenen Lichte Feuer und Blut, die anderen Gold und unermeßliche Schätze. Vielfach liegt auch das Land im Westen auf dem Meeresgrund, oder die Vorstellung von der Unterwelt ist mit der vom westlichen Totenreiche verbunden. Viel seltener als im Westen sucht man das Totenland in anderen Himmelsrichtungen, so im Norden, wie die alten Germanen, weil dort beständige Finsternis zu herrschen scheint, oder im warmen Süden, wie manche nordamerikanische Indianerstämme, oder endlich im Osten, wie die meisten Zentralamerikaner. Zemmrich, der die Lage des Totenreiches bei den verschiedenen Völkern der Erde auf einer interessanten Karte darstellt, zeigt damit, wie sehr die Anschauung von einem westlich gelegenen Seelenlande überwiegt.

Idol aus dem südöstlichen Ozeanien. Nach dem »Journal of the Anthropological Institute«. Vgl. Text, S. 571.

Es gibt auch noch andere Gegenden, die als Aufenthalt der Toten dienen. Stämme im südlichen Neuguinea suchen das Geisterland auf den hohen Bergen ihrer Heimat, wie Kowald berichtet. Im nördlichen Indien, wo die schneeschimmernde Kette des Himalaya den Geist anregte, ist die Sage vom Berge Meru entstanden, der ursprünglich nichts anderes als ein Totenland gewesen zu sein scheint und dann mit veränderter Bedeutung in die buddhistische Mythologie mit aufgenommen worden ist. Auch im Malayischen Archipel ist der Glaube an Geisterberge weit verbreitet. Wie man endlich dazu gelangt, die Sitze der Götter und Geister von den Bergspitzen in den Luftraum zu verlegen, zeigt als klassisches Beispiel die nach und nach sich veredelnde Anschauung der Griechen von der Lage des Olymps, der Götterwohnung; die Namen mehrerer hoher Berggipfel deuten noch heute darauf hin, daß man diese Wohnung ursprünglich hier und nicht im freien Äther suchte.

Die Lage des Totenlandes bringt es mit sich, daß man in der Regel nur auf einem langen und beschwerlichen Wege dahin gelangen kann. Möglicherweise ist hier vielfach die Phantasie durch die Schilderungen Kranker beeinflußt worden, die man schon für tot und auf der Fahrt

ins Jenseits begriffen wähnte, und die nun beim Erwachen aus ihren qualvollen Fieberträumen ihre furchtbaren Erlebnisse erzählten. Die meisten Beschreibungen der Totenfahrt erinnern an eine Reihe von Angstträumen und sind daneben natürlich von den Ideen über die Lage des Totenlandes beeinflußt. Wo das Land jenseit des Meeres oder eines Flusses liegt, entsteht die Vorstellung vom Totenschiff (vgl. die Abbildung, S. 196) und oft auch vom Totenfährmann; man bestattet deshalb die Verstorbenen gern in Schiffen oder zimmert die Särge in der Gestalt von Booten (vgl. die Abbildung, S. 172), und man gibt der Leiche die Totenmünze als Fährgeld mit. Andere Ideen knüpfen wohl an die Verwandlung der Toten in Vögel an; es entwickelt sich der Mythus vom Totenvogel, der den Verstorbenen auf seinem Rücken ins Jenseits trägt. Zuweilen verschmelzen die beiden Sagen vom Totenschiff und Totenvogel in merkwürdiger Weise, und man stellt sich dann wohl das Schiff mit dem Kopf, den Flügeln und dem Schwanz eines Vogels vor (s. die Abbildung, S. 576), wie in Borneo, oder gibt auch dem Sarg eine entsprechende Form, wie das zuweilen die Battak thun. Nach einer anderen Vorstellung haben die Seelen auf ihrer gefährlichen Reise einen Abgrund oder Strom auf einer unheimlichen Brücke zu überschreiten. Nach dem Glauben mancher nordamerikanischer Indianerstämme führt ein schmaler, schlüpfriger Baumstamm über einen See stinkenden Wassers, oder eine riesige Schlange bäumt sich über den Pfuhl und bietet den Seelen ihren glatten Rücken als unsicheren Pfad; wer in das Wasser stürzt, ertrinkt oder verwandelt sich in einen Fisch oder eine Schildkröte. Die Totenbrücke der Eskimo ist glatt von Eis. Auch die Iranier kannten eine Himmelsbrücke Cinvat, von der die Seelen der Gottlosen durch einen Wächter herabgestürzt wurden, und in der mohammedanischen Tradition erscheint eine Faden- oder Haarbrücke, die ewig in zitternder Bewegung bleibt.

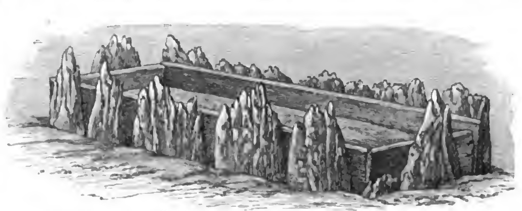


Grab der Seminolen, Nordamerika. Nach Clay Maccaulay. Vgl. Text, S. 572.

Der iranische Brückenwächter ist keine vereinzelte Erscheinung; fast überall herrscht der Glaube, daß dem Toten auf seiner Fahrt allerlei Ungeheuer entgegentreten, die er bekämpfen oder durch Geschenke günstig stimmen muß. Manche sonderbare Mitgaben für den Toten erklären sich aus Anschauungen dieser Art. Auf Borneo hängt man kleine geschnitzte Bären an den Sarg, die den Toten beschützen sollen, vielfach anderswo im Malayischen Archipel erscheint auf dem Sarg eine ganze Schar kleiner bewaffneter oder mit Instrumenten lärmender Männer und zähnefletschender Tiere, denen die gleiche Aufgabe zufällt (vgl. die Abbildung, S. 137). Eskimokindern gibt man Hundeköpfe mit ins Grab, damit die Seelen dieser Tiere auf der Reise die Führung übernehmen und die hilflose Kinderseele beschützen.

Die Totenmythen bieten bei den meisten Völkern ein höchst verworrenes, aber anziehendes Bild, denn sie zeigen so recht den menschlichen Geist an der Arbeit, Widersprüche durch neue Phantasien zu lösen und aus dem wirren Stoff einzelner Sagen und Vorstellungen umfangreiche und leidlich geordnete Systeme zu bilden. Die Ideen über das Schicksal der Toten

sind wohl überall von Anfang an etwas unklar gewesen; je mehr sich kleinere Stämme zu Völkern zusammenschlossen, je lebhafter der Verkehr und damit auch der Austausch von Mythen unter den Gruppen der Menschheit wurde, desto mannigfaltiger und widersprechender gestalteten sich diese Ideen. Stände die religiöse Mythenbildung unter der Herrschaft des Verstandes, dann wäre anzunehmen, daß man bald unter den verschiedenen Vorstellungen sich die wahrscheinlichste auswählte und diese nun als einzige festhielte und überlieferte. Aber zu dieser Folgerichtigkeit sind nicht einmal die Weltreligionen gelangt. Auch die christliche Unsterblichkeitslehre ist verhältnismäßig der unklarste, am wenigsten entwickelte Teil der Dogmatik, über den, wie die katholische Vorstellung vom Fegefeuer beweist, nicht einmal unter den Hauptkirchen Übereinstimmung herrscht. Statt die verschiedenen Ideen einen Kampf ums Dasein kämpfen zu lassen, aus dem die lebensfähigste als Sieger hervorgehen würde, sucht man sie lieber zu versöhnen, und zwar nach zwei Richtungen hin: entweder nimmt man an, daß der Mensch mehrere Seelen besitzt, von denen eine jede ihr besonderes Schicksal hat, oder man glaubt, daß der Zustand nach dem Tode nicht bei allen Seelen derselbe ist, sondern daß der Tote je nach seiner Stellung oder seinem Verhalten auf der Erde im Jenseits verschieden behandelt wird. Die erste Idee erscheint oft mit der zweiten verbunden.


Prähistorisches Steingrab in Dänemark. Nach v. Boye. Vgl. Text, S. 572.

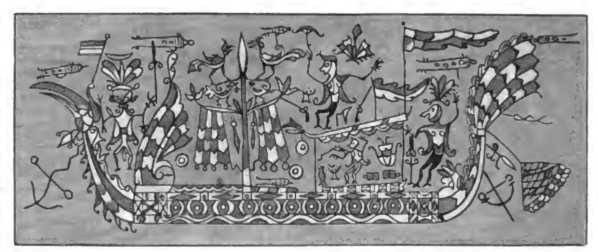
Es wurde oben schon die Vorstellung erwähnt, daß die Seele eines Schlafenden unsichtbar im Traum oder sichtbar in Gestalt eines kleinen Tieres den Körper verlassen könne. Damit ist eigentlich schon der Gedanke einer Doppelseele gegeben, da der Schlafende doch trotz der Abwesenheit seiner „Seele" atmet und lebt. Die Mythen mancher Völker haben diesen Gedanken weiter ausgeführt: die Lebenskraft oder der Lebensgeist eines Menschen kann nach tatarischer Vorstellung in einem Tier, einem Stein, einem Kästchen verborgen sein; solange ein Feind dieses Versteck nicht auffindet, kann er dem Besitzer nicht schaden. Tatarische Helden durchbohren sich und hauen sich gegenseitig in Stücke, sind aber immer wieder frisch und gesund, weil ihr Lebensgeist nicht beschädigt ist. Ganz ähnliche Ansichten finden wir bei den Malayen, die ebenfalls durch sorgsames Aufbewahren dieser zweiten Seele, über deren Wesen freilich nichts Klares zu erfahren ist, den Besitzer schützen zu können glauben. So heißt es im Epos „Bidasari" nach Brandstetters Übersetzung:

> „Sie thaten Bidas Lebensgeist
> In einen kunstreich verfertigten Fisch
> Und schlossen den in eine Dose,
> Eine goldene, voll Wasser, und die in ein Kästchen;
> Dann legten sie einen Garten an
> Und versenkten das Kästchen in einen Teich."

Möglicherweise hängt diese merkwürdige Vorstellung mit der anderen weitverbreiteten zusammen,

daß jeder Mensch in enger Verbindung mit einem Geisterwesen steht, einem Schutzengel oder Doppelgänger. Selbst bei den Australiern findet sich dieser Glaube.

Vielen Völkern genügt die Doppelseele nicht. Die Chinesen scheinen außer dem Geiste (hoan), der aufwärts, und der Seele (Pe), die abwärts steigt, noch einen dritten Wesensteil anzunehmen, dem der eigentliche Ahnenkultus gilt. Mindestens drei Seelen unterscheidet man auch auf Nias: die eine von ihnen geht auf den über, der sie beim Austritt aus dem Munde des Sterbenden mit dem eigenen auffängt, die zweite wandert ins Totenreich, die dritte zeigt sich einige Tage nach der Bestattung in Gestalt eines kleinen Tieres am Grabe, wird dann eingefangen und nach dem inzwischen fertiggestellten Ahnenbilde getragen, in das sie nun als belebendes Prinzip übergehen soll. Die Battak kennen nach Wilken ebenfalls drei Seelen, von denen die eine, wenn der Mensch Böses verübt hat, im Westen verbrannt wird (Abendröte!), während die anderen beiden auf der Erde umherirren; nach den Angaben v. Brenners nimmt



Totenschiff von Borneo. Nach Grabowsky. Vgl. Text, S. 574.

man dagegen nicht weniger als sieben Seelen an, von denen nur eine an den Körper gebunden ist, während eine der sieben, die Seele der Placenta oder des „jüngeren Bruders“, im Himmel wohnt. Nicht ganz einheitlich scheinen die Anschauungen auch bei den Dayak zu sein, denn Hardeland spricht von vier, Ling Roth aber von sieben Seelen. Die vier Seelen, die Hardeland nennt, gehen aus der Spaltung der lebenden Seele (hambaruan) hervor: beim Tode zerfällt sie in die Hauptseele und einen mehr materiellen Teil, der sich wieder aus der Seele der Knochenreste, der Fasern der Haaresenden und der Finger und Nägel zusammensetzt. Daß es auch in der Neuen Welt an derartigen Vorstellungen nicht fehlt, beweist die Ansicht der Dakota, die vier Seelen annehmen; die eine von ihnen wandert umher und sucht sich Nahrung, die zweite bleibt bei der Leiche, die dritte umflattert das Dorf, die vierte geht in das Geisterland.

Mit noch größerem Eifer sind Versuche angestellt worden, die verschiedenen Ideen über das Jenseits dadurch zu verbinden, daß man nicht allen Toten das gleiche Schicksal zuschreibt. Soweit man versucht hat, diese Vorstellungen zugleich für sittliche Zwecke nutzbar zu machen, wird noch auf sie zurückzukommen sein. Ursprünglich ist von moralischen Erwägungen dabei keine Rede, sondern das Schicksal des Verstorbenen wird in ganz naiver Weise mit seiner Todesart, den Bestattungsbräuchen und dergleichen in Zusammenhang gebracht. Namentlich alle, die nicht in der üblichen Weise bestattet worden sind, haben ein trauriges Schicksal oder irren als schadenfrohe Gespenster umher, ohne Ruhe zu finden; vielfach sucht man durch

Errichtung von Kenotaphien („leeren Gräbern") solchen ruhelosen Seelen eine Zufluchtsstätte zu schaffen. Anderseits stellt man wohl auch Figuren auf, die man ebenfalls geistig belebt denkt, und deren Hauptaufgabe es ist, die Gespenster abzuwehren (s. die untenstehende Abbildung und die auf S. 578 und 579).

Der Totenkult ist einer höheren Weiterbildung fähig, wie das vielleicht am besten und klarsten die Geschichte der christlichen Heiligenverehrung beweist. Der Heilige ist zunächst einfach ein Mensch wie andere, nur daß er sich durch Frömmigkeit, Glaubenstreue und vielleicht auch einige mystische Kräfte auszeichnet. Sein Grab ist zuerst eine Stätte der Erinnerung, dann der Verehrung, die Gebeine des Toten gelten als heil- und wunderkräftig, er selbst wird als einflußreicher Fürbitter im Himmel gedacht. Zuletzt ist der Heilige, wenigstens in den Augen der Menge, nichts anderes als eine mächtige Gottheit, die man bei guter Laune erhalten muß, wenn sie nicht Schaden stiften soll. Das naive Gebet: „Heiliger Florian, verschon' mein Haus, zünd' andere an" spricht in halb komischer Form diesen Gedanken aus. Die Entwickelung geht noch weiter: unmerklich treten bei neubekehrten Völkern die Heiligen an die Stelle der alten Göttergestalten, übernehmen deren Aufgaben und treten in Anrufungen und Zauberformeln für sie ein. So wird bei den Slawen der Donnergott Perun durch den heiligen Elias ersetzt, in Deutschland die Berchta durch die heilige Elisabeth, Donar durch St. Leonhard u. s. w. Die alten Weihegeschenke für die Götter werden dann ganz in gewohnter Weise den christlichen Heiligen dargebracht.



Schützendes Idol von den Nikobaren, Bengalischer Meerbusen. Nach W. Svoboda.

Diese Wandlung gibt zu denken und legt die Frage nahe, ob nicht die heidnischen Götter selbst erst aus vergötterten Ahnenseelen hervorgegangen seien. Der Grieche Euhemeros hat bereits diese Möglichkeit in ein System gebracht (Euhemerismus) und zu beweisen gesucht, daß alle altgriechischen Gottheiten auf manistische Wurzel zurückgingen. Das heißt nun freilich aus einem Extrem ins andere fallen und den animistischen, naturmythologischen Kern der meisten arischen Göttergestalten ganz verkennen; im allgemeinen hat denn auch der Euhemerismus wenig Beifall gefunden. Die Beobachtung der Naturvölker lehrt aber immerhin, daß er von großer Bedeutung gerade für die Anfänge der Entwickelung ist; während im allgemeinen die Ahnen im Laufe einiger Generationen vergessen werden und ihr Kultus zu gunsten jüngerer, nun ebenfalls verstorbener Geschlechter erlischt, hält sich doch zuweilen eine einzelne charakteristische Gestalt lange Zeit und wandelt sich dabei leicht in eine Gottheit um, die dann rein animistischer Natur zu sein scheint. Manistische und animistische Anschauungen durchkreuzen sich eben auf niederen Stufen in ganz unentwirrbarer Weise.

Es kann auch der umgekehrte Fall eintreten, daß rein naturmythische Gestalten manistisch gedeutet werden. Viele Völker glauben von Göttern abzustammen, denen sie wohl auch die Gaben ihrer Kultur zuschreiben, und doch ist es in vielen Fällen zweifellos, daß hier rein willkürlich animistische Götter an den Anfang der Entwickelung gestellt und als Ahnen des Volkes behandelt werden. Eine sehr merkwürdige Gruppe derartiger Kulturheroen sind die Zwillingsgötter, die auf der ganzen Erde wiederkehren. Meist stehen die Zwillinge in einem gewissen Gegensatze: der eine ist sterblich, der andere unsterblich (Kastor und Pollux), der eine ist licht und schön, der andere blind (Baldur und Hödur), der eine gut, der andere bös

(Ahuramazda und Ahriman); ihr Verhältnis zu einander ist meist freundlich, aber sie bekämpfen einander auch wohl, und der eine fällt durch den anderen (Romulus und Remus). Wir haben hier offenbar die Gegensätze zwischen Licht und Dunkel vor uns, oder genauer vielleicht zwischen der leuchtenden Tages- und Sommersonne und der verborgenen, düsteren Nacht- und Wintersonne, wohl auch zwischen der Sonne, dem Tagesgestirn, und dem Mond als Leuchte der Nacht. Wie im alten Hellas und Rom treten Zwillingsgötter auch bei südamerikanischen Stämmen als Kulturheroen auf. Bei den Bakaïri in Brasilien erscheinen die Zwillinge Keri und Kame, deren Namen in den aruakischen Dialekten Sonne und Mond bedeutet, als Kulturbringer, aber nicht als Stammväter des Volkes; entstellte, jedoch immer noch kenntliche Zwillingssagen scheinen die brasilischen Karaya zu besitzen.



Schützendes Idol von den Philippinen. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 577.

Wenn sich bei der allgemeinen Verbreitung der Zwillingssage ihre euhemeristische Deutung von selbst verbietet, so gilt das auch von anderen Licht-, Luft- und Gewittergöttern, die immer an bestimmten Wesenszügen kenntlich sind. Es gewährt einen großen Reiz, in den Mythen und Sagen der verschiedenen Völker diesen stets wiederkehrenden Eigentümlichkeiten nachzugehen und unter den oft seltsamen und täuschenden Hüllen namentlich die Lichtgötter und -Helden aufzusuchen, deren leuchtender Glanz sich in der irdischen Tracht nicht verbergen kann.

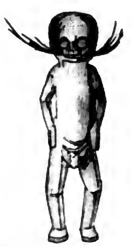
Wie die Sonne aus unbekannten Fernen, aus nächtlichem Dunkel oder aus dem düsteren Meeresschoß emporsteigt, so ruht auch über Geburt und Kinderzeit der Lichthelden dunkle Ungewißheit, oder sie wachsen, obwohl von edelster Abstammung, unbekannt und unbeachtet empor, bis sie die glänzende Bahn des Ruhmes betreten. Eine Lieblingswendung der Sage ist es, daß das Kind gleich nach der Geburt ausgesetzt wird, entweder in einem verschlossenen Kasten ins Wasser, was wohl nicht nur zufällig an die Wasserbestattung erinnert, oder in das Dickicht des Waldes; Hirten oder andere arme Leute finden dann zu rechter Zeit das Kind und ziehen es auf. In dieser Weise wächst Cyrus, der als geschichtliche Persönlichkeit viele Züge von einem sagenhaften Lichthelden Kuru angenommen hat, unter Hirten heran; Romulus und Remus, Ödipus, in der deutschen Heldensage Wolfdietrich, in der iranischen König Dârâb (Darius) haben das gleiche Schicksal. Die säugenden Wölfe in der Romulus- und Wolfdietrichsage erinnern an totemistische Anschauungen. Im Kreise der semitischen Kultur begegnet uns Moses als ausgesetzter Sonnenheld; in Babylonien scheinen historische Fürsten, wie Sargon I. (um 3800) und Gudia (um 3100), an diese Sonnenmythen angeknüpft und sich selbst einen ähnlichen geheimnisvollen Ursprung zugeschrieben zu haben. In China gibt es verwandte Mythen. So hießen die alten Könige von Yan-tscho die Bambuskönige, weil sie von einem Kinde stammten, das in einem hohlen Bambus im Fluß angeschwommen war; auch ein sagenhafter Minister des Fürstentumes Tsu wird erwähnt, der als Kind ausgesetzt und von einer Tigerin gesäugt worden war. Die Sulu kennen die Sage vom Königssohn Usikulumi, der ausgesetzt und von einem Ungeheuer aufgezogen wurde, worauf er als unverwundbarer Held zu den Menschen zurückkehrte.

Die siegende Kraft des Lichtes und die stechenden Strahlen der Sonne werden durch die Bewaffnung der Lichtgötter angedeutet, vor allem durch unfehlbar treffende Pfeile, wie bei

Apollo, Herakles, Odysseus, Tell u. s. w. Zu diesen Sonnenwaffen tritt wohl auch die Blitzwehr hinzu, da die Gestalten vieler Lichtgötter mit den Donnergottheiten verschmelzen.

Eine erste Großthat vieler Lichtgottheiten ist das Auseinanderstützen von Himmel und Erde, die im Dunkel der Urnacht, wie eine überaus weitverbreitete Sage berichtet, dicht aufeinander lagen: die aufgehende Sonne scheint den tiefliegenden Nachthimmel plötzlich hoch emporzuheben. Die Inder schrieben diese That dem Rohita oder dem uralten Gotte Varuna zu: „Weise sind durch seine große Macht die Geschlechter", heißt es im Rigveda von Varuna, „der auseinander gestützt hat sogar die beiden Welten, vorwärts stieß er den hohen, hehren Himmel, vor alters das Gestirn, und die Erde hat er ausgebreitet." Im polynesischen Mythos ist es in der Regel Maui, der das Werk vollbringt.

Wandelt nun das Tagesgestirn weiter seinen Pfad am Himmel dahin, so wird es wohl gelegentlich von weißem Gewölk umzogen, als ob es sich in die Schleier und wallenden Gewänder einer Frau verhüllte. Mythisch tritt dieser Zug in der Art hervor, daß Lichtgötter vorübergehend in Weibertracht erscheinen, so Achill, der unter Mädchen in Frauenkleidung erzogen wird, oder Thor, der als Göttin Freia verkleidet gen Riesenheim fährt, um den gestohlenen Hammer durch List wieder zu erringen. Auch Herakles am Spinnrocken der Omphale gehört wohl in diese Gruppe.



Ai-Ai, Beschützer des Hauses, Timor, Sunda-Archipel. Nach Jacobsen. Vgl. Text, S. 577.

Wenn hier die Lichtgötter schon in einem seltsamen, ja komischen Licht erscheinen, so sind sie auch im übrigen nicht immer vollkommen, sondern mit mancherlei körperlichen Mängeln behaftet. Zum Teil erklärt sich das aus den natürlichen Erscheinungen, die sie verkörpern, zum Teil bedürfen diese Dinge wohl noch tieferer Untersuchung, ehe ein entscheidendes Urteil über den Ursprung dieser Ideen und über die Wanderung der Mythen gefällt werden kann. Die einäugigen Lichtgötter, wie der germanische Wodan, sind leicht verständlich, da eben die Sonne als ihr Auge betrachtet wird; die Sage, daß Wodan sein anderes Auge für einen Trunk aus Mimirs Quell zum Pfande gesetzt hat, knüpft an den Widerschein der Sonne im Wasser an. Der Tyr oder Ziu der Germanen ist einarmig, nach Simrocks Ansicht deshalb, weil er ursprünglich als Schwert gedacht ist, das nur eine Klinge hat; indes deutet der Verlust der Hand durch den Fenriswolf, den Vertreter der grausigen Nacht, wohl auf einen anderen Grund der Vorstellung. Weitaus am häufigsten sind die Licht- und Gewittergötter oder die ihnen zugeteilten Tiere an den Füßen geschwächt oder gelähmt: dem hinkenden Bock an Thors Wagen entspricht der einbeinige Bock als Erscheinungsform des Gottes Indra; Hephästos, ursprünglich zweifellos ein Blitzgott, ist lahm, ebenso der verwandte Wieland der Schmied in der deutschen Heldensage. Ödipus (Schwellfuß) ist eine ähnliche Gestalt. Selbst bei den Hottentotten findet sich eine Gottheit mit dem Namen „Wundknie", andere hinkende Götter kennen die indianischen Bewohner Chiloés. Am meisten hat wohl die Ansicht für sich, daß das Hin- und Herfahren des herniedersausenden Blitzes, der ja nie eine gerade Bahn beschreibt, mit dem eiligen Lauf eines Hinkenden verglichen worden ist.

Wie die Lichtgötter aus dem Dunkel emporsteigen, so müssen sie auch ins Dunkel zurück: sie, die als ideale Heldengestalten über alle Feinde triumphierten, haben doch eine schwache Stelle, wo sie sterblich sind, und ein düsteres Schicksal weiß oft die Kräfte der Schwachen zum tödlichen Streiche zu lenken. Achilles, nur an der Ferse verwundbar, fällt durch den Pfeil des weibischen

Paris; Baldur, den keine Waffe verletzen kann, erliegt einem Mistelzweige, den sein blinder Bruder gegen ihn wirft. In der deutschen Heldensage ist Siegfried ein Vertreter dieses tragischen Schicksals. Die Götterdämmerung ist nur eine großartig erweiterte Form desselben Grundgedankens.

In dem Ende der Lichtgötter und -Helden malt sich oft das wunderbare Schauspiel des Sonnenunterganges, das mehr wie irgend ein anderes die Phantasie der Völker befruchtet und zu reizvollen Mythen angeregt hat. Es wurde schon erwähnt, daß das Abendglühen bald als Brand und Blut, bald als der Widerschein unermeßlicher Schätze gedeutet wird. Diese Schätze sind als Rheingold, auf dem ein Fluch lastet, in die Siegfriedsage verwoben: das Gold des Abends, das sich der Held erkämpft, ist zugleich die Ursache seines Verderbens. Ajas, der die hellenische Lokalform eines Lichtgottes ist, wie so viele seiner Gefährten im Trojanerkrieg, endet dagegen in Blutströmen; von Wahnsinn erfaßt, metzelt er die friedlich grasenden Herden (die Abendwolken) nieder, daß sie in ihrem Blute dahinsinken, und tötet sich dann, als er zur Besinnung kommt, mit eigener Hand. Wieder in anderer Gestalt erscheint bei Herakles das Abendgewölk als ein vergiftetes Hemd, das ihm Nessus sendet: mit dem festgeklebten Hemd reißt sich der Held Haut und Fleisch vom Leibe (Sonne und Wolken färben sich blutrot) und verbrennt sich dann selbst. Ähnliche Gedanken mögen zu Grunde liegen, wenn Baldur auf einem Schiffe verbrannt wird, das westwärts ins Meer hinaustreibt.

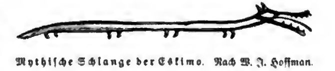
Als Gegensatz oder Ergänzung der Lichtgottheiten, die in den meisten Fällen als Männer gedacht sind, erscheint gern das weibliche und mütterliche Prinzip der **fruchtbaren Erde**, bald mild und freundlich, bald düster und geheimnisvoll als Mittelpunkt grausamer Kultformen. Vielleicht am machtvollsten entwickelt war es bei den Urbewohnern Kleinasiens, bei denen die Verehrung der Göttermutter (Ma, Ammas, Kybele) den Kern des religiösen Lebens bildete, um dann zur späteren Römerzeit auch auf andere Gebiete übertragen zu werden. Die germanische Nerthus ist von gleicher Art, auch die „bleiche Hel“, die Göttin der Unterwelt und des Totenreiches, ist nur eine Abzweigung der Erdgottheit. Es ist anziehend, zu beobachten, wie die Christen des mittelalterlichen Europa die Verehrung des milden, mütterlichen Prinzips wieder einführten, indem sie in der Gottesmutter Maria ein Idealbild der tiefsten und größten Züge des Weibes gestalteten und durch sie den männlich-starren Charakter der semitischen Glaubenslehren mäßigten und ergänzten. Es spricht sich darin in kindlicher, aber doch unverkennbarer Weise jener große Zug der westlichen Kultur aus, daß sie das Weib nicht als bloßes Werkzeug der Sinnlichkeit betrachtet, sondern seine gewaltige Aufgabe in der Entwickelung der Menschheit versteht und ehrt.

Die große Zahl von Lichtgöttern und -Helden und neben ihnen weiblicher Erdgottheiten, die sich oft in den Mythen eines einzigen Volkes findet, erklärt sich auf zweierlei Art: einmal entstehen bei dem geringen Verkehr der älteren Zeit in jeder Landschaft, ja jedem Ort Lokalformen der Gottheiten, die dann beim Verschmelzen der einzelnen Volksbestandteile als besondere Göttergestalten erhalten bleiben, und zweitens ist auch die Götterwelt dem Wechsel des Geschmackes und der Wertschätzung unterworfen, den man kurzweg als Mode bezeichnen darf. In kriegerischen Zeiten tritt leicht eine heldenhaft gedachte Gottheit an die Spitze der anderen oder wird aus der Verborgenheit eines Lokalkults hervorgezogen, bei wachsender Kultur dagegen weichen die roheren Erscheinungsformen zu gunsten verfeinerter Götter zurück. Am besten ist das in Indien zu beobachten, wo zur Zeit der Veden der kampfesfrohe Wettergott Indra alle anderen in den Schatten gestellt hatte, um später dem vergeistigten Brahma zu weichen;

in neuerer Zeit verdunkelt wieder der Kult des Siwa den des Brahma. Dabei entlehnt man auch wohl Gottheiten von fremden Völkern; der eben genannte Siwa scheint dem Olymp der südindischen Dravidavölker entnommen zu sein; Herakles und Aphrodite sind den Griechen von den Semiten zugekommen; Mithra, dessen Kult zur römischen Kaiserzeit weithin im Römerreich verbreitet war, ist ein iranischer Lichtgott.

Das Entlehnen von Göttergestalten und ganzen Mythenkreisen ist ein vielfach zu beobachtender Vorgang im Gebiete des menschlichen Geisteslebens. Ein sehr merkwürdiges, der eingehendsten Untersuchung wertes Beispiel ist die Drachensage, über deren Wesen und Verbreitung erst dann volles Licht zu gewinnen sein wird, wenn durch die verschiedenen Zweige der Sprachforschung die ethnologischen Ergebnisse ergänzt werden. Jedenfalls haben wir in ihr eines der wenigen, aber um so ehrwürdigeren Bindeglieder, welche die ostasiatische, uralte Kultur mit den Anfängen der westlichen Gesittung verknüpfen; aber gerade aus dieser Erkenntnis ergeben sich neue Fragen und Zweifel, die vorläufig nur unvollkommen beantwortet werden können.

Das Gebiet der Drachensage ist die Alte Welt mit Ausnahme Afrikas; auch Ägypten hat keinen eigentlichen Drachenmythus, obwohl naheverwandte Sagen. Die Träger des Mythus sind im Osten die Chinesen, im Westen die arischen und semitischen Völker; von beiden Gruppen aus haben sich Drachensagen vereinzelt auch zu den hochasiatischen Steppenvölkern, den Mongolen und finnisch-türkischen Stämmen, sowie nach Indonesien verbreitet, aber weder hier noch dort ist der Mythus einheimisch, er gehört durchaus nur den Kulturvölkern der Alten Welt an. In Amerika und Ozeanien fehlt er gänzlich. Amerika hat dafür den Mythus vom Donnervogel an der ganzen Westküste vom Lande der Eskimo bis herab nach Peru. Diese Art der Verbreitung gewinnt noch an Interesse, wenn wir den Inhalt der Sagen näher prüfen; es zeigt sich dann, daß die Drachensage nicht überall die gleiche Stufe der Entwickelung erreicht hat, daß sie in Ostasien einen altertümlicheren Charakter trägt als in Europa.



Mythische Schlange der Eskimo. Nach W. J. Hoffman.

Eine Wurzel des Drachenmythus ist der Schlangenkult (s. die obenstehende Abbildung), der wieder eng mit totemistischen und manistischen Anschauungen zusammenhängt. Die Schlange ist bei den meisten Völkern, auch bei denen, die den Drachen nicht kennen, neben anderen zugleich die Hüterin des Wassers; ihr gehört also auch das himmlische Wasser hoch in den Wolken, und hier liegt nun wieder der Gedanke nahe, den Blitz als feurige Wolkenschlange aufzufassen und damit die Grundlage zu einem gewaltigen Naturmythus zu schaffen. Was aber in den Lüften schweben soll, bedarf der Flügel: so bildet sich die Vorstellung von einer feurigen, geflügelten Wolkenschlange, die eben nichts anderes ist als der Drache. Dem Drachen gehört das himmlische Wasser, er spendet Regen und Fruchtbarkeit, ist also zunächst eine mehr wohlthätige als bösartige mythische Gestalt, sein Bild ein Symbol des Segens und der Fülle, das man gern an Gebäuden, Kleidungsstücken und Geräten anbringt (s. die Abbildung, S. 583). In dieser Weise faßt man noch heute in Ostasien den Drachen auf.

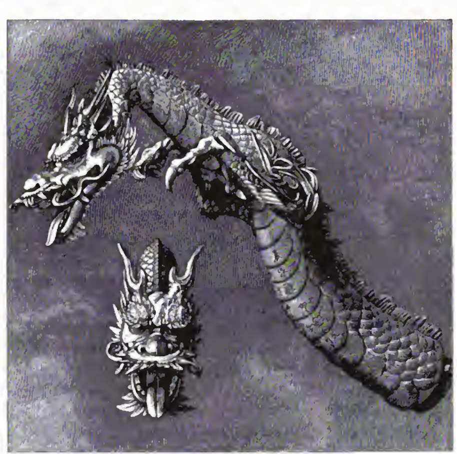
Die westlichen Völker sind weiter gegangen. Wenn sich der Regen in Gewittern entlädt, so geschieht das offenbar nicht ohne einen schweren Kampf; auch die Chinesen lassen wohl im Gewitter Drachen miteinander streiten. Da lag es nun nahe, die Lichtgötter, die ja nach beendetem Unwetter siegreich wieder am Himmel strahlen, mit dem Mythus in Verbindung zu bringen: der düstere Wolkendrache wurde jetzt ein feindseliges Wesen, das sich des befruchtenden

Himmelswassers bemächtigt hat und im schweren Kampfe von der Lichtgottheit gezwungen wird, seinen Raub wieder herauszugeben. Das ist die indische, wohl auch die babylonische Form des Drachenmythus. Die nordischen Völker haben dann die Sage ihren Verhältnissen angepaßt; sie fürchten weniger den Regenmangel, als die Härte und lange Dauer des Winters, und so befreit bei ihnen der Lichtgott die im Zauberschlaf liegende Erde, indem er den Winterdrachen erschlägt und die schlummernde Prinzessin zu neuem Leben erweckt.

Je mehr die Zahl der Gottheiten wächst, desto stärker differenzieren sie sich. Auch hier liefert der katholische Bilder- und Heiligenkultus eine vorzügliche Parallele: bestimmte Marienbilder werden in besonderen Not- und Krankheitsfällen angerufen, bestimmte Heilige führen gewissermaßen die Aufsicht über die verschiedenen Gebiete der menschlichen Thätigkeit. Bei den Semiten und überhaupt Westasiaten der älteren Zeit waren in diesem Sinne die Lokalgottheiten besonders entwickelt; jedes Land hatte seinen Gott, mit dem zugleich seine Selbständigkeit stand und fiel. Wenn die Könige Assyriens ein Land völlig unterworfen und seiner Freiheit beraubt hatten, dann brachten sie die Götterbilder dieses Gebietes in die Tempel zu Ninive, damit sie den assyrischen Gottheiten dienstbar seien. Aber nicht nur Länder, auch alle Gewerbe und Thätigkeiten, alle bedrohlichen und nützlichen Erscheinungen erhalten ihre besonderen Schutzgottheiten, bis sich schließlich oft die Mythologie in eine leere Aufzählung inhaltloser Götternamen verliert, besonders wenn ein Volk so zur Pedanterie neigt, wie etwa das indische. Es kommt dabei häufig vor, daß ein Gott, der anfänglich die verschiedensten Funktionen ausübte, nach und nach in eine ganze Reihe von Untergöttern zerfällt, die dann meist als seine Brüder oder Söhne aufgefaßt werden. Wo eine entsprechende Regierungsform herrscht, nimmt die Götterwelt leicht den Charakter einer Beamtenhierarchie an; in diesem Falle gehen selbst die Gebete ihren vorgeschriebenen Dienstweg.

Alle Versuche, die Götter und Geister durch bestimmte Handlungen zu beeinflußen, nennen wir Kultus. In Wahrheit ist aber Kultus zunächst nur eine Reaktion auf Erregungszustände, die sich scheinbar nach außen richtet, während sie doch ausschließlich bestimmt ist, das Gleichgewicht des Gemütes herzustellen oder eine zuversichtliche Stimmung zu schaffen. Diese Reaktion kann bei öfterer Wiederholung zur Gewohnheit werden: die Kultushandlungen bilden sich zu festen Volksgebräuchen um. Allmählich werden sie auch mit der Mythologie in engere Verbindung gebracht, bis ein System religiöser Ideen und Bräuche entsteht, das meist von einer besonderen Priesterkaste ausgeübt und überwacht wird. Aber diese Weiterbildung erschüttert den Grundgedanken nicht, daß aller Kultus, indem er sich nach außen um Hilfe wendet, doch nur die Beruhigung des inneren Menschen und die Stärkung des Willens bezweckt. Der Mensch bedarf in seinem schweren Daseinskampfe einer gewissen Zuversicht, wenn er nicht erliegen soll. Wie er diese Zuversicht erwirbt, ist zunächst gleichgültig, nur daß er sie hat, ist unumgänglich nötig. Oft mag das Vertrauen auf die eigene Kraft, auf die Hilfe anderer Menschen, auf das bisherige Glück genügen; wo aber diese Mittel versagen, tritt die Religion, die die Hilfe höherer Mächte verheißt, in ihr Recht. Wie aber erweckt man in sich selbst den Glauben, daß diese Hilfe gesichert ist? Die Menschheitsgeschichte zeigt, daß dies am häufigsten und sichersten durch Kulthandlungen geschieht. Durch Gebete und Opfer verpflichtet man gewissermaßen die höheren Gewalten zum Beistand oder versöhnt, wenn sie zu zürnen scheinen, ihren Groll. Die eigene Gewöhnung an Kultformen schreibt man dann den Göttern zu, die allmählich ihren regelmäßigen Dienst verlangen, wenn nicht ihr Grimm erwachen soll, und die in außergewöhnlichen Fällen auch mit außerordentlichen Gaben gewonnen werden müssen.

In seiner unmittelbarsten Form als Gegenwirkung erscheint der Kultus, der im weitesten Sinne natürlich auch Abwehrmaßregeln gegenüber feindlichen Geistermächten umfaßt, in dem Verhalten zahlreicher Naturvölker bei Sonnen- und Mondfinsternissen. Was da eigentlich am Himmel vorgeht, macht man sich meist überhaupt nicht klar, oder man begnügt sich mit unbestimmten Vorstellungen von einem bösartigen Wesen, das die Himmelslichter verschlingen will. Um so entschiedener aber ist die Reaktion auf das unheimliche Schauspiel: durch Lärm, Schüsse und Geschrei sucht man das Ungeheuer am Himmel einzuschüchtern, durch Opfergaben und Gebete es zu besänftigen; die leidenschaftlichen Äußerungen übertäuben das Angstgefühl im Inneren der Zuschauer.



Bronzener Drache aus Japan als Wasserspeier. 17. Jahrhundert. Nach Brinckmann. Vgl. Text, S. 581.

Die einfachsten Formen des Kultus, Bitte (Gebet: s. die Abbildung, S. 585) und Geschenk (Opfer), entsprechen ganz den Handlungen, durch die man sich auch die Gunst der Menschen zu sichern sucht. **Gebet** ohne Opfer oder wenigstens Angeloben von Opfern scheint bei Naturvölkern nicht häufig zu sein; es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade bei den ärmlichen Buschmännern, die eben nichts zu schenken haben, das Gebet als solches vorzukommen scheint. Anderwärts ist der Gedanke an christlichen Einfluß nicht ausgeschlossen, so bei dem Gebet eines Dualla, das Autenrieth belauschte. Der Beter beginnt mit einem langen Pfiff, damit Gott aufmerke, und nach jedem Satz wird der Pfiff wiederholt, damit Gott nicht wieder einschlafe; mit „Gott" ist hier das Wort „Njambe" übersetzt, das in der That eine Art Weltherrscher zu bedeuten scheint. Das Gebet lautet: „O unschuldiger Gott, du weißt alles, kennst meinen Namen, weißt, wo ich bin, und hörst mich. (Pfiff.) Du weißt, daß ich noch nie gestohlen, noch nie getötet, noch nie die Ehe gebrochen habe. (Pfiff.) Ich habe immer die Wahrheit geredet, habe mein Weib, das ich gekauft, und meinen Sklaven ganz bezahlt und bin nichts schuldig geblieben. (Pfiff.) O unschuldiger Gott, du weißt auch, daß ich kein neidisches Auge habe auf meines Nachbarn Haus, Weib, Sklaven, auch nicht auf seinen Pisang, nicht auf seine zwei Ziegen, seine Palmkerne und nicht auf seine neue Kappe, die er sich kürzlich gekauft hat. (Pfiff.) O unschuldiger Gott, aber du weißt und siehst jedes neidische Auge, das auf mich, mein Haus, mein Weib, meine Kinder, meinen Elfenbeinzahn,

den ich in der Hütte verborgen habe, auf meine fünf Hühner und auf mein neues Hemd gerichtet ist. (Pfiff.) Bitte, o Gott, vernichte jedes falsche Auge, das du siehst, und das auf mich gerichtet ist! (Pfiff.) O Gott, warum gibst du mir denn keine Kinder, warum habe ich nur zwei Frauen, warum keine Sklaven, keinen Pisang? Warum haben meine Ziegen und Hühner keine Kinder? Warum finden meine Sklaven keinen Fisch im Wald (kein Wild) und kein Elfenbein? (Pfiff.) O unschuldiger Gott, gib mir doch Kinder und Häuser und Pisang und Fisch und Palmkerne und sonstiges Essen; auch vergiß nicht, o Gott, mir eine europäische Lampe zu geben und Öl dazu!"

Das Gebet ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Daß der Beter sich ärmer stellt als er ist und zuerst erklärt, keine Sklaven zu besitzen, um es nachher doch zuzugeben, zeigt immerhin den Wunsch, vor allem das Mitleid des Gottes zu erregen, den man also doch für derartigen Regungen besonders zugänglich hält. Auch das Selbstlob am Anfang beweist, wie sehr hier bereits sittliche Gesichtspunkte maßgebend sind und wie eine Ahnung, daß Rechtschaffenheit mehr wert ist als Opfergaben, bereits zum Durchbruch kommt.

Regelmäßige Gebete fand unter anderem Kollmann in Ostafrika bei den Watusu. „Die Watusu", berichtet er, „fallen jeden Morgen früh, wenn sie beim Aufgang der Sonne aus der Hütte treten, in die Kniee nieder, schlagen die Handflächen aneinander und beten, mit dem Blick nach oben zum Himmel, indem sie wiederholt ausrufen: „Mungu ntuyalie!" (Gott, gib gutes Wort!)" Wahrscheinlich liegt hier, wie Kollmann bemerkt, hamitischer Einfluß vor. Die hamitischen Stämme Ostafrikas, namentlich die Galla, besitzen ja eine sehr entwickelte Gottesverehrung, bei der christliche und islamitische Anklänge nicht zu verkennen sind. Von Gallagebeten hat Paulitschke eine größere Anzahl mitgeteilt, darunter das folgende Abendgebet: „O Gott, du hast mich den Tag in Frieden verleben lassen, laß mich auch die Nacht in Frieden verbringen! O Herr, der du keinen Herrn über dir hast, es gibt keine Stärke außer in dir, du allein hast keinerlei Verpflichtung. In deiner Hand verbringe ich den Tag, in deiner Hand verbringe ich die Nacht, du bist meine Mutter, du bist mein Vater." Der Galla betet sehr häufig, und zwar regelmäßig morgens und abends, außerdem bei besonderen Unglücksfällen und Gefahren. Es gibt dabei besondere Gebete für Männer und für Frauen; in der Regel ruft man Wâq (die höchste Gottheit) und die Genien an.

Wie jede Art des Kultus sind auch Opfer ohne ein bestimmtes Ziel, ohne mythologische Deutung als einfache Reaktionen möglich, namentlich bei den stellvertretenden Opfern: ein Kranker oder vom Tode Bedrohter bringt an seiner Stelle einen anderen dar, um so die unheimliche Macht zu besänftigen, die sein Verderben wünscht, von der er sich aber oft keine klare Vorstellung macht. Der Erfolg solcher Handlungen erstreckt sich oft weiter als auf das eigene Innere des Opfernden. In der Bibel findet sich (2. Kön. 3) die Erzählung, daß ein von den Israeliten belagerter moabitischer Fürst seinen ältesten Sohn im Angesicht seiner Bedränger auf der Mauer opferte, und daß darauf die Israeliten, am Sieg verzweifelnd, abzogen. Von alten Wikingerfürsten werden ähnliche Handlungen mit gleichem Erfolge berichtet; von einem dieser Fürsten geht sogar die Sage, daß er aller zehn Jahre einen seiner Söhne opferte und auf diese Weise ein unerhört hohes Alter erreichte. Stellvertretende Opfer wendeten auch die Peruaner bei Krankheiten der Inka an. Schöner war der Brauch altrömischer Feldherren, sich selbst für ihr Volk dem Tode zu weihen und dadurch zugleich das eigene Heer zu ermutigen, das feindliche zu schrecken; sagenhafte Spuren ähnlicher Sitten finden sich häufig in den Überlieferungen der altklassischen Völker.

Es ist nicht ungerechtfertigt, gerade die stellvertretenden Menschenopfer zuerst zu erwähnen, da sie ein Licht auf die vielumstrittene Frage werfen, ob diese verbreitetsten und furchtbarsten aller Opfer durchweg aus dem Kannibalismus hervorgegangen sind oder nicht. An sich scheint ja diese Auffassung sehr einleuchtend: wie die Menschen überall ihren Ahnen und Göttern, denen sie menschliche Neigungen und Bedürfnisse zuschreiben, Speise und Trank geopfert haben, so haben sie ihnen die kostbarste Speise, das Menschenfleisch, nicht vorenthalten, sondern vielleicht gerade mit Vorliebe dargebracht. Bei dem allmählichen Verschwinden des einst allgemein verbreiteten Kannibalismus blieben die Menschenopfer noch lange erhalten, weil der konservative Zug alles religiösen Wesens hier seinen hemmenden Einfluß geltend machte und die sinnlos gewordene Sitte aufrecht hielt; denn an sich ist ja nicht einzusehen, was die Götter mit menschlichen Leichen beginnen sollen, wenn man sie selbst nicht mehr als Menschenfresser betrachtet. Erst nach und nach geht dann der furchtbare Brauch an seinem eigenen Widersinn oder den Forderungen einer höheren sittlichen Weltanschauung zu Grunde.



Betender Mohammedaner. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 583.

Diese Anschauung klingt, wie gesagt, sehr einleuchtend und erklärt zweifellos einen Teil der Fälle; aber gerade die Sitte der stellvertretenden Opfer zeigt, daß sie nicht völlig genügen kann, denn diese Art von Opfern ist mindestens ebenso alt wie die kannibalistischen. Wenn ein Kranker einen Menschen darbringt, so nimmt er doch nur im allgemeinen an, daß ein unheimliches überirdisches Wesen ihm selbst zürnt oder überhaupt Lust hat, Unheil zu stiften, und er bietet diesem Wesen einfach einen anderen Menschen als Ersatz an. Warum soll auch nicht das bloße Töten eines Menschen schon eine Lust für Götter und Geister sein, da es doch auch menschliche Krieger mit wilder Freude und stolzem Triumphgefühl erfüllt? Aus diesem Gedankengang heraus können sich recht wohl Menschenopfer entwickeln, ohne daß der Kannibalismus dabei wirksam ist. Dasselbe gilt von vielen der Opfer, die auf den Ahnenkult zurückgehen: wenn man dem Toten Weiber und Sklaven mitgibt, so thut man dies doch nur, weil sie ein Teil seines Besitztums sind, nicht aber, weil man sie als Nahrungsmittel betrachtet. Viele scheußliche Ausartungen der Menschenopfer, wie besonders die in den Königreichen der afrikanischen Westküste, Benin, Dahomey und Aschanti, sind unmittelbar aus diesen Anschauungen entsprungen.

Sehr anziehend ist das Schauspiel, wie die erstarkende Sittlichkeit auf diesem Gebiete, unterstützt von logischen wirtschaftlichen Erwägungen, ihren Kampf mit der verknöcherten

Religion führt. An eine freie, unmittelbare Beseitigung ist nicht zu denken, nur auf Umwegen wird das Ziel erreicht, indem man entweder die Menschenopfer durch andere ersetzt, oder statt schuldloser Menschen Verbrecher darbringt, also das Opfer mit einer Handlung ausgleichender Gerechtigkeit verschmilzt und auf diese Weise den Brauch mit einem neuen Sinn erfüllt. Es ist jedenfalls ein Zeichen ziemlich hoher sittlicher Denkweise, wenn die Maya in Zentralamerika Menschenblut schon in alter Zeit nur in der auf der beigehefteten Tafel („Ein Opfer vor dem Maya-Gotte Kukulkan“) näher bezeichneten Weise opferten.

Übrigens zeigt sich auch anderen Opfergaben gegenüber die Neigung, von den allzu reichlichen und kostbaren Spenden allmählich abzusehen und schließlich nur symbolische Geschenke zu bringen oder sich einfach mit Gebeten zu begnügen. Auch hier wirken mehrere Beweggründe zusammen, die aber im Grunde alle aus dem wachsenden Einfluß des Denkens auf das religiöse Gefühlsleben entspringen. Je deutlicher man sich die Götter vorzustellen suchte, desto mehr verloren sie von ihrer Menschenähnlichkeit, und desto rascher wandelten sie sich zu Idealgestalten um, denen niedrige Bedürfnisse fremd waren. Wo der Monotheismus durchdrang, vollzog sich diese Entwickelung besonders schnell und gründlich, da es doch gar zu kleinlich erscheinen mußte, einem allumfassenden Wesen mit geringen Erzeugnissen der menschlichen Wirtschaft als Geschenken zu nahen. Die Wirtschaft selbst aber mußte, sobald sie von vernünftigen Erwägungen stärker beeinflußt wurde, auf die Beseitigung der schweren und oft erdrückenden Steuern an die Götter hindrängen, da es sich doch nicht leugnen ließ, daß die Gottheiten von den Gaben keinen rechten Gebrauch zu machen schienen.

Als Übergangsform entwickelte sich die Opfermahlzeit, bei der den Göttern nur ein kleiner Teil des Opfers wirklich dargebracht wurde, während die Spender die Hauptsache selbst verschmausten. Anderswo entstand die Sitte, wertlose Dinge gewissermaßen als symbolische Gaben zu bringen. Der sparsame Chinese opfert statt der Gold- und Silberbarren papierene Nachbildungen, die er verbrennt; im nordöstlichen Sibirien bis nach Japan hin ist das Opfern von Hobelspänen ein weitverbreiteter Brauch. Einen Anfang zu solchen Umbildungen zeigt die Gewohnheit der Baronga, jedes Opfertier, sei es nun ein Huhn oder eine Ziege, als Ochse zu bezeichnen: offenbar ein kindlicher Versuch, statt der kostspieligen Rinder einen billigen Ersatz unterzuschieben. Wahrscheinlich würden derartige Versuche viel häufiger stattfinden, wenn nicht vielfach die Sitte, die Opfergaben zu verbrennen, dem skeptischen Nachdenken über Zweck und Nutzen der Opfer Halt geböte: durch die Flammen scheinen sich die Götter in der That der Gaben zu bemächtigen. In diesem Sinne galt den alten Indern der Feuergott Agni als Vermittler zwischen Göttern und Menschen; in der griechischen Prometheussage findet sich sogar die Anschauung, daß mit dem Feuer die Religion entstanden sei, da Prometheus erst durch das Opferfeuer die rechte Verehrung der Götter den Menschen gelehrt habe.

Der Kult beschränkt sich nicht auf Gebete und Opfer; als dritte große Abart der Götterverehrung entwickelt sich aus unscheinbaren und oft unerfreulichen Anfängen die Buße, die auf höheren Stufen in allerlei Formen große Bedeutung gewinnt. Die Sitte, sich um überirdischer Mächte willen Entsagungen aufzuerlegen, beginnt sehr früh, ja hängt in gewissem Sinne eng mit den Opferbräuchen zusammen: sobald sich jemand einen Genuß oder selbst die notwendige Nahrung versagt, um den Göttern zu spenden, legt er sich zugleich eine Buße auf. Von hier aus zu dem Gedanken, daß Entsagung überhaupt den Göttern wohlgefällig sei, ist kein weiter Schritt. Aber die Entwickelung zu diesem Gedanken setzt auch noch an einer anderen Stelle an.



Ein Opfer vor dem Maya-Gotte Kukulkan.
Nach der Steinplatte aus Menché-Tenamit im Britischen Museum zu London.

Erklärung des umstehenden Bildes.

Das Relief aus dem Britischen Museum wird als „Opfer vor Kukulkan" bezeichnet. Vor dem Gotte, der mit den königlichen Abzeichen: dem Herrscherstab und dem reichen Federschmuck, angethan ist, kniet opfernd der Oberpriester, den die reiche Gewandung und der Federschmuck des Kopfes als solchen kennzeichnet. Das Opfer besteht darin, daß er sich mit den Dornen des in seinen Händen befindlichen Strickes die Zunge ritzt und das Blut auf das vor ihm stehende Opferbecken träufeln läßt: die einzige Form, worin die Maya der alten Zeit Menschenblut opferten.

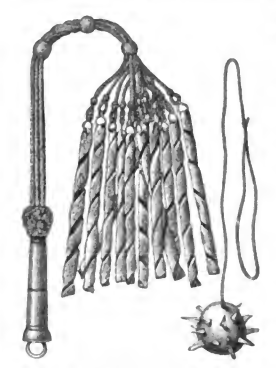
Die zwölf Hieroglyphen auf den beiden Kartuschen über und neben Kukulkan setzen sich, mit Ausnahme der ersten links oben, sämtlich aus zwei nebeneinander stehenden Teilen zusammen, so daß sie, wie auf den zahlreichen Denksäulen der Maya, wohl als in zwei Kolumnen geschrieben anzusehen sind. Die erste und zweite werden gebildet durch ein Kalenderdatum, bestehend aus einem Tages- und einem Monatszeichen, deren jedes mit einer Zahl versehen ist. Leider lassen sich weder diese Zeichen noch eine der übrigen Hieroglyphen sicher erkennen.

Hans Sachs schildert in einem seiner Gedichte, wie der Teufel hinter dem Ofen auf die Gelegenheit lauert, einem der zechenden Landsknechte zugleich mit einem Riesenschluck, den dieser aus der Weinkanne nimmt, in den Hals zu fahren, wie aber die Gewohnheit der Zecher, bei jedem Trunk „Gesegne es Gott" zu sagen, ihn daran hindert. Mag das nun eine scherzhafte Erfindung oder wahrscheinlicher die Erinnerung an einen damals noch bestehenden Aberglauben sein, Thatsache ist, daß bei vielen Völkern noch heute die Furcht herrscht, zugleich mit Speise und Trank irgend ein geisterhaftes Wesen zu verschlucken, das im Inneren des Körpers gefährliche Krankheiten hervorrufen könnte. Selbst der bloße mißgünstige Blick der Zuschauer kann leicht schon vergiftende Wirkung auf die Speisen haben. Daraus erklärt sich manche sonderbare Sitte: viele afrikanische Häuptlinge trinken z. B. nur mit sorgsam verhülltem Munde und essen stets allein in ihrer Hütte. Die Sitte des Alleinessens ist so weit verbreitet und eingewurzelt, daß sich oft in dieser Beziehung etwas wie ein starkes Anstands- und Schamgefühl gebildet hat; südamerikanische Indianer kehrten sich erschrocken und beschämt über die Unschicklichkeit ab, wenn ein europäischer Reisender in ihrer Gegenwart einen Bissen in den Mund steckte, und es gab kein besseres Mittel, neugierige Gaffer zu entfernen, als Anstalten zum Essen zu treffen. Die Furcht vor geisterhafter Vergiftung ist natürlich dann am stärksten, wenn die Gedanken auf das Treiben der Geisterwelt gerichtet und von einer bestimmten Vorstellung beherrscht sind, also nach einem Todesfall.

Viele tabuistische Sitten der Polynesier entspringen diesem Furchtgefühle: man verschmäht nicht nur die Früchte, die dem Toten gehört haben, man ißt überhaupt mit besonderer Vorsicht; namentlich solche, die mit der Leiche in Berührung gekommen und deshalb am stärksten gefährdet sind, müssen sich allerlei Speiseverboten und -Gesetzen unterwerfen. Noch sicherer aber ist es, überhaupt nichts zu essen, bis der erste Groll des Geistes verraucht ist. Auf diese Weise entsteht das Fasten zunächst als eine Vorsichtsmaßregel, die aber dann leicht zur Gewohnheit wird und durch Umdeutung einen neuen Inhalt gewinnt. Auch hier aber zeigt sich gleich im Anfang jene seltsame, fast unentwirrbare Verschlingung der Ursachen, die auch sonst im Totenkult öfter hervortritt: die Äußerungen des wahren Schmerzes sind diesen Vorsichtsbräuchen vielfach so ähnlich, daß eine scharfe Trennung unmöglich wird. Wenn der schlaue Erbe sich in schmutzige oder unscheinbare Tracht hüllt, um den Toten zu täuschen oder zu versöhnen, so wird doch auch der wirklich vom Schmerz Überwältigte eine Zeitlang sein Äußeres vernachlässigen, weil ihm keine Kraft und Lust bleibt, für den eigenen Körper zu sorgen, und ebenso wird er zunächst wenig an Speise und Trank denken, ja sie kaum zu genießen vermögen, auch wenn ihn die Furcht vor dem Geiste keineswegs zum Fasten nötigt. Selbst dieser wahre Schmerz kann nun wieder zur starren Sitte werden, indem er anderen, die ihn weniger empfinden, doch als Vorbild dient, dessen Äußerlichkeiten um so treuer nachgeahmt werden, je weniger man den Inhalt kennt und begreift.

Beherzigt man diese verschiedenen Quellen des Bußgedankens, dann läßt sich auch leicht verstehen, wie die Buße bis zur Selbstqual (s. die Abbildung, S. 588), ja zur Selbstzerstörung gesteigert werden kann. Die übertriebenen Formen des Schmerzes, wie sie bei Naturvölkern zu finden sind, dienen hier als Muster und können zu schauerlichen Ausartungen führen. Beispiele dieser Art sind schon an anderer Stelle berichtet worden. Unter dem Einfluß höherer sittlicher Begriffe wird die Selbstquälerei als eine Strafe betrachtet, die den Körper als das größte Hemmnis der Vergeistigung trifft. Alle Formen der Askese aber werden zugleich mystischen Zwecken dienstbar gemacht, worauf bald zurückzukommen ist.

Wenn die Askese den Körper straft und schwächt, so stärkt sie damit scheinbar oder wirklich die Macht des Geistes und führt den Menschen zu Stufen höherer Reinheit; die Entsagung als Abkehr vom Genuß richtet den Willen auf edlere Ziele. In diesem Sinn erscheint die Askese als Begleiterin der meisten entwickelteren Religionsformen, sei es in der Art, daß die Büßer sich einzeln von der Welt absondern, sei es, daß sie sich gruppenweise zusammenthun und im gemeinsamen Streben ihrem Ziel höchster Reinheit und Abkehr vom Irdischen nahe zu kommen suchen. Immer erscheint dabei die Abwendung vom Geschlechtsleben als wichtigste Vorschrift. Auch dieser Weg zur Reinheit hat seine seltsamen und oft widerlichen Vorstufen; es sei nur an die verschnittenen Priester mancher westasiatischer Göttinnen erinnert, an diese trübseligen Vertreter einer erzwungenen Keuschheit.



Geißel mit Holzgriff und Geißel aus Bienenwachs und Glassplittern, aus einem Kloster der Azoren. Nach C. Steffens. Vgl. Text, S. 587.

Der Wunsch einer Reinigung spricht sich auch in einigen anderen Kulthandlungen aus, unter denen die Taufe wohl die bekannteste ist. In Japan springt man beim Reinigungsfeste durch Reifen von geflochtenem Gras, um sich so gegen Seuchen zu feien; ebenso kriechen die Kamtschadalen zur Reinigung und Entsühnung durch einen Ring, die Tschuktschen zwängen sich zwischen zwei Stöcken durch, um die Übel wie ein am Körper haftendes Anhängsel abzustreifen. In der Moschee zu Kairuan in Tunesien befinden sich zwei Säulen, zwischen denen sich Kranke, besonders Rheumatiker, hindurchpressen, um Heilung zu erlangen. Viele Sühnezeremonien gehen auf ähnliche einfache Ideen zurück und bezwecken wohl alle zunächst, Krankheiten abzuhalten, bis man die Mittel auch gegen sittliche Übel anwendet. Alles das ist natürlich bei den einzelnen Völkern sehr verschieden stark entwickelt, ohne daß immer die Ursache dieser Unterschiede klar zu erkennen ist; während viele Stämme nur wenig Reinigungsbräuche kennen, haben z. B. bei den Bororó in Brasilien die Medizinmänner viel mit der Entsühnung aller erlegten Jagdtiere zu thun, da ja in jedem der Geist eines Verstorbenen wohnen könnte, und auf der melanesischen Insel Ontong Java wird jeder Fremde, der ans Land steigt, zunächst vom Priester empfangen und entsühnt. Daß dergleichen Sitten ein Machtmittel in der Hand der Priesterschaft werden können und dann natürlich systematisch ausgebaut werden, versteht sich von selbst.

Eine Reinigungszeremonie eigener Art, das Wegjagen eines Sündenbockes, ist aus der Bibel bekannt, aber auch sonst nachzuweisen. Wie die Juden beim Versöhnungsfest einem Bock oder Vogel alle Sünden des Volkes auflegten und ihn dann in die Wüste jagten (3. Mos. 14, 7; 16, 10), so jagen die Katschinzen im südlichen Sibirien ein weißes Pferd, das sie „Sünde“ nennen, bei einem Opferbrauch unter großem Geschrei davon und sind erfreut, wenn es sich den Herden eines anderen Stammes anschließt. Die Badaga in Vorderindien beladen bei der Totenfeier ein Büffelkalb mit allen Sünden des Verstorbenen und seines Geschlechtes und scheuchen es dann ebenfalls unter wildem Lärm hinweg. Andree, der mehrere Beispiele dieser Art gesammelt hat, weist mit Recht darauf hin, daß diese Sitten nur ein Teil jener Bräuche

sind, die das Übertragen einer Schuld oder (wie ursprünglich wohl immer) einer Krankheit auf andere Wesen, auf Tiere oder Pflanzen, bezwecken. Wie fest der Glaube an derartige Möglichkeiten haftet, zeigt die Neigung für sympathetische Kuren, die auch in Deutschland noch weit verbreitet ist. Überall tritt ein enger Zusammenhang zwischen Kultformen, mystischen Ideen und den Anfängen der Heilkunde hervor.

Von großer Bedeutung für die allgemeine Entwickelung der Menschheit wird der Kultus dann, wenn er größere Wanderungen fordert oder begünstigt. Die Sitte der großen Wallfahrten ist auch deshalb merkwürdig, weil sie überall dort entsteht, wo rein geistige Religionen niedere Kultformen aus älterer Zeit übernommen und wohl gar mit Bewußtsein fortgebildet haben. Die Gottheiten primitiver Glaubensformen sind an den Ort gebunden, während man die der höheren überall verehren kann; aber die Lokalkulte halten sich auch im Christentum, im Islam und Buddhismus mit wunderbarer Zähigkeit, ja treiben neue Schößlinge von größter Lebenskraft. Nur dem Protestantismus ist der Bruch mit dieser niederen Art des Kultus gelungen, vielleicht auch nur deshalb, weil zur Zeit seiner Entstehung an die Stelle der religiösen Wanderungen, die für die Kultur wertlos geworden waren, andere Arten des Völkerverkehrs zu treten begannen. Zu manchen Zeiten sind dagegen die Wallfahrten ein großes, unschätzbares Bindemittel der Völker und Kulturen gewesen. Indem Mohammed die naive Verehrung des alten Meteoriten zu Mekka und die herkömmlichen Wallfahrten der Araber dorthin in sein Religionsgebäude aufnahm, schuf er seinem Glauben einen Mittelpunkt und gewissermaßen ein lebendiges Herz, das die Blutströme des Organismus an sich zieht und wieder in die fernsten Glieder entläßt. Im Mittelalter haben die Pilgerfahrten nach Rom ein Gefühl des Zusammenhanges in der christlichen Welt rege erhalten, das zweifellos heilsam auch für den Wiederaufschwung des Kulturlebens gewesen ist. Für die neuere Zeit gilt das nicht mehr; da es gerade die borniertesten Elemente eines Volkes zu sein pflegen, die eine Wallfahrt als eine Art Buße geloben, so kann aus einer großen Vereinigung dieser Elemente nicht eben viel Erfreuliches entspringen. Was bedeuten heute für die Kultur die ungeheuren Pilgerscharen, die sich jährlich nach Lourdes, nach Mariä Einsiedeln oder nach Loreto wälzen, wenn wir sie auch nur mit der kleinsten Wanderversammlung wissenschaftlicher Vereine oder selbst mit den Massen vergleichen, die bei Gelegenheit irgend einer Kunst- oder Gewerbeausstellung zusammenströmen?

Wie bei allen Arten des Animismus sich Spuren manistischer Anschauungen zeigen, so haben die meisten Kultformen bereits einen Beigeschmack von Mystizismus. Damit gelangen wir auf das vielleicht interessanteste, aber auch unklarste Gebiet der Religion. Wer diese Verworrenheit zu lösen und einen Pfad durch das Wirrsal zu brechen sucht, wird dabei immer in Gefahr kommen, die feineren Beziehungen zu zerreißen und nur auf Kosten der Wahrheit eine künstliche Klarheit zu schaffen. Das ist auch natürlich genug: bei der Durchforschung dieser dunkeln Gebiete arbeiten wir mit dem Verstande und der Logik, und doch ist gerade das Wesen des mystischen Gefühlslebens die Unlogik oder richtiger eine Art halbbewußtes Denken, ein instinktives Vorwärtstasten, dem gegenüber der prüfende Verstand, der immer nach einem deutlichen Beweggrunde, nach einem vernünftigen Zweck und den entsprechenden Mitteln sucht, oft völlig ratlos bleibt. Er soll Dinge erklären, die er auf seine Art überhaupt nicht erklären kann. Die Aufgabe wäre ganz unlösbar, wenn nicht auch jenes instinktive Denken doch von einem großen Gesichtspunkte aus gewisse logische Züge darböte, und wenn nicht auch im kleinen bei der Entwickelung der Mystik der Verstand immer gelegentlich etwas seinen Einfluß geltend machte. Trotzdem bleibt die Aufgabe unermeßlich schwer, ja vorläufig unlösbar.

Eine besondere Schwierigkeit tritt noch hinzu. In der fröhlichen Zeit der Aufklärung oder der noch fröhlicheren des Darwinpfaffentums wurde man mit diesen Fragen herrlich leicht fertig; was in das Gebiet der Mystik gehörte, war kindischer Aberglaube, mit dem sich ein vernünftiger Mensch höchstens einen Augenblick abgeben konnte, um ihn mit einigen schlagenden Gründen zu widerlegen. Diese Einseitigkeit hat ihre guten Folgen gehabt und ist unbedingt für die Kultur von hoher Bedeutung, indem sie einmal ein Extrem bis aufs äußerste ausgebildet hat; aber leider ist dieser glückliche Zustand nicht von Dauer gewesen, und heutzutage sieht sich der Forscher sehr schwierigen Problemen gegenübergestellt. Die genauere Untersuchung des Hypnotismus hat gezeigt, daß es hier mit bloßem Absprechen und zersetzender Skepsis nicht gethan ist, sondern daß vieles von dem, was als Mystik bei den Naturvölkern erscheint, eine wissenschaftlich nachweisbare Grundlage hat. Damit ist z. B. der bequeme Ausweg, alle Schamanen und Medizinmänner als geschickte Gaukler und Taschenspieler zu bezeichnen, gründlich verlegt. Aber anderseits sind wieder die Untersuchungen auf diesen lange vernachlässigten Gebieten teils noch so wenig vorwärts gebracht, teils so unsicher und umstritten, daß es gar nicht möglich ist, sie ohne weiteres als Erklärungen heranzuziehen, um so mehr, als außer Stoll bisher kaum jemand den Mut gehabt hat, die Erscheinungen der Völkerkunde in diesem Sinne zu prüfen. Gerade wir Kulturmenschen mit unserer einseitigen Entwickelung des Verstandesmäßigen sind schlecht geeignet, hier unbefangen zu forschen.

Unter Mystik möchte ich vom Standpunkte der Kulturgeschichte und Völkerkunde den Glauben an übernatürliche Kräfte und Einflüsse **Lebender** verstehen. Es folgt daraus, daß die Mystik mit den animistischen und manistischen Ideen, die außerhalb des Menschen wirkende Wesen annehmen, aufs engste verwandt, aber doch durch eine recht kenntliche Grenzlinie von ihnen geschieden ist.

Die Quelle, aus der ein großer Teil mystischer Anschauungen fließt, ist zweifellos der **Traum**. Es hat einer langen geistigen Schulung bedurft, um den fortgeschritteneren Teil der Menschheit von dem naiven Glauben an die Wahrheit des Traumlebens abzubringen; viele Naturvölker sind noch ganz geneigt, in den Träumen Wanderungen und Erlebnisse der eigenen Seele zu sehen und daraus zu schließen, daß auch dem Lebenden Wirkungen in der Ferne möglich sind. Auf höheren Stufen entsteht daraus der Wunsch, jenen geheimnisvollen Kräften des Innenlebens näher zu treten, die den Körper bauen und erhalten und doch kaum durch den wachen Verstand zu beeinflussen sind. Der Gedanke, daß es möglich sein muß, diesen inneren Willen zu lenken und sich dienstbar zu machen, liegt zweifellos manchen Formen der Mystik zu Grunde; auch die Ekstase, deren Wesen so schwer zu kennzeichnen ist, bedeutet doch wohl ein Hervortreten und Handeln des „Unbewußten" im Menschen, der dann scheinbar oder wirklich ungewöhnlicher Leistungen fähig ist. Man kann in diesem Sinne die Mystik den Teil oder Keim der Religion nennen, der sich auf die unbewußte Seite des menschlichen Wesens bezieht.

Die Beobachtung des Traumlebens führt unmittelbar zu einem der ältesten und wichtigsten Zweige der Mystik hinüber, zur **Divination** (Erraten künftiger Ereignisse) und **Prophetie**. Der Wunsch, in die Ferne und in die Zukunft blicken zu können, um danach sein Verhalten einzurichten, ist so natürlich und oft so brennend, daß er ohne weiteres gewisse Reaktionen hervorruft, wie man das selbst noch an Kulturmenschen beobachten kann: der erwartungsvoll Aufgeregte zählt die Knöpfe seines Rockes oder die Blätter einer Blume, legt Wert auf bestimmte Begegnungen oder Geräusche, kurz täuscht sich halb unwillkürlich die Möglichkeit vor, das Kommende zu erraten, ohne doch in Wahrheit an diese Dinge zu glauben; das ganze Spiel

ist nur ein Ausfluß der Erregung, eine ablenkende Reaktion, welche die quälende Spannung der Seele mindert. Wird diese Reaktion zur Gewohnheit, so bilden sich bestimmte Formen der Divination heraus, die nun als herkömmlicher Teil des Volksbrauches auch festeren Glauben finden als jene ersten, wilden Schößlinge.

In Wirklichkeit zerfallen allerdings die Methoden, die Zukunft zu erraten, in zwei Gruppen, eine mechanische und eine geistige, von denen eigentlich nur die zweite im engeren Sinne zur Mystik gehört. Die mechanische Gruppe, die der Kürze wegen als Divination bezeichnet werden mag, umfaßt alle Schlüsse aus zufälligen oder absichtlich herbeigeführten äußeren Ereignissen, aus Vogelflug und -Schrei, Eingeweideschau, Werfen von Würfeln, Befragen von Orakelfiguren (s. die nebenstehende Abbildung) und dergleichen. Die geistige Gruppe dagegen läuft auf ein unmittelbares Schauen der Zukunft durch Steigerung der geistigen Kraft hinaus, auf Wahrträume und Sehertum; man kann sie als Prophetie der Divination gegenüberstellen. Beide Gruppen sind nicht ganz scharf getrennt: wenn jemand z. B. würfelt oder die Karten legt, so ist das ja ein scheinbar rein mechanisches Befragen der Zukunft, aber man setzt dabei in der Regel voraus, daß nur bestimmten Personen der Versuch gelingt, mit anderen Worten, daß doch der prophetische Geist im Menschen die Würfe oder das Kartenmischen lenkt, wenn auch in einer dem wachen Verstande nicht bewußten Weise. So erklärt es sich, daß auch die Divination meist von besonderen Leuten gepflegt wird. Ein zweiter Grund ist allerdings auch der, daß nicht jeder die Deutung der Zeichen, die oft in ein ganz verwickeltes System gebracht sind, versteht und übt. Übrigens ist die eigentliche Prophetie ebenfalls nicht überall gleichartig; neben den Versuchen, die eigne mystische Kraft des Inneren zur Zukunftsschau zu steigern, stehen andere, die von den Geistern Verstorbener Auskunft erlangen möchten; zuweilen sind wieder beide Arten eng miteinander verbunden.



Orakelfigur von Westjava. Museum für Völkerkunde in Berlin.

Die einfache Divination mit ihren zahllosen Abarten ist allein schon ein Thema, dessen Darstellung Bände füllen könnte; es läßt sich eben alles und jedes, wenn man will, in diesem Sinne verwerten, und oft entscheidet der Zufall, was nun gerade besonders beliebt bei einem Volke wird. Immerhin erscheinen manche Methoden sehr häufig und in den verschiedensten Gebieten der Erde. Im klassischen Altertum war bekanntlich das Beschauen der Eingeweide geopferter Tiere, aus deren Zustand und Lage man Schlüsse auf die Zukunft zog, namentlich vor folgereichen kriegerischen Entscheidungen üblich; ganz derselbe Brauch aber war auch den Kulturvölkern Altamerikas, den Mexikanern und Peruanern, wohlbekannt. In Borneo ist bei den Dayak diese Art der Divination ebenfalls ganz allgemein, daneben prüft man auch die Herzen geschlachteter Schweine und mißt die Länge des Opfertieres vor und nach dem Schlachten, um daraus die Zukunft zu erforschen.

Über die Bräuche der Dayak bei der Eingeweideschau berichtete Hose genauer folgendes: „Wenn sie die Götter zu befragen wünschen, ob irgend ein wichtiges Ereignis eintreten wird oder nicht, oder wenn sie einen Rat haben möchten, wird ein Schwein mit gebundenen Beinen hereingebracht, und der Häuptling redet das Schwein an, wobei er es für diesmal mit dem würdevollen Titel „Balli Boin" (geistiges Schwein) bezeichnet. Er nimmt dann etwas glühende Asche und bewegt sie dicht an dem Rücken und Seiten des Tieres hin, doch ohne die Haut zu berühren. Dann beschwört er das Schwein, die Wahrheit zu sagen und setzt ihm die Frage auseinander, ob es rätlich ist, diesen oder jenen Schritt zu thun oder nicht. Dann wird das Schwein geschlachtet; das Blut läßt man in ein großes Gong laufen, der Leib aber wird aufgeschnitten und die Leber zur Untersuchung herausgenommen. Wenn die Leber schwärzlich oder fleckig ist, so ist das ein sehr schlechtes Zeichen; wird sie durch die größeren Blutgefäße fest zusammengehalten, so untersucht man, welche Lage diese zu einander haben; wenn die Gallenblase irgendwie die Leber überdeckt, gilt das auch für ein Zeichen, daß das Omen ungünstig ist. Ist dagegen die Leber gesund und tadellos, dann ist das Omen günstig und auch das Schwein genießbar." In Afrika ist die Eingeweideschau ebenfalls bekannt, namentlich bei den Völkern des Nordostens, den Galla und ihren Nachbarn. Verwandte Methoden sind das Prophezeien aus den Rissen der Schulterknochen geopferter Tiere, das die sibirischen Schamanen betreiben, oder aus den Sprüngen einer ins Feuer geworfenen Schildkrötenschale, das im alten China beliebt war.

Mindestens ebenso häufig sind die Orakel, die man dem Verhalten lebender Tiere entnimmt, unter denen wieder die Vögel weitaus bevorzugt werden. Bei Griechen und Römern wurde der Vogelflug mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet, bei den Dayak sind es die Stimmen der Vögel, aus denen man Ermutigungen und Warnungen zu entnehmen glaubt. Es sind nur bestimmte Vögel, nach denen sich der Dayak richtet, aber die Vorzeichen sind in ein so umfangreiches und verwickeltes System gebracht, daß nur ältere und erfahrene Leute es vollständig beherrschen. Um z. B. ein gutes Omen für das Neuanlegen eines Feldes oder den Bau eines Hauses zu erhalten, muß man eine Reihe von Vogelstimmen aus einer bestimmten Richtung hören; dazu braucht man oft viele Tage, da ungünstige Omina dazwischen kommen und das bisher erreichte Ergebnis vernichten können, so daß man von vorn beginnen muß. Dadurch entstehen große Zeitverluste, die unter Umständen bedenkliche Folgen haben können. Ein Dayak, der auf dem Wege nach seiner Pflanzung ein übles Omen erhält, kehrt unweigerlich um, selbst wenn sich das in der besten Arbeitszeit tagelang wiederholt. Es fehlt infolgedessen nicht ganz an Versuchen, diese übeln Folgen einer bis zur Tollheit übertriebenen Divinationssucht zu beseitigen; man wendet allerlei Mittel an, dem verkündeten Unheil vorzubeugen und dabei doch seinen ursprünglichen Zweck zu verfolgen, und während eines Hausbaues hilft man sich auf noch einfachere Weise, indem man durch beständigen Lärm die Vogelstimmen übertäubt und somit alle Omina überhaupt vermeidet.

An der Wahrheit der Orakel zweifelt dagegen niemand, wie das Perham sehr schön in den folgenden Worten ausspricht, die zugleich einen kleinen Einblick in das „Denken" der Naturvölker und überhaupt primitiver Menschen thun lassen: „An dieses verwickelte System glaubt man durchaus als an die Grundlage jedes Erfolges. Geschichten über Geschichten erzählt man sich von dem Mißgeschick, den Krankheiten und den Todesfällen, die aus der Nichtachtung der Vorzeichen entsprungen sind. Man kann noch so viele Vernunftgründe gegen das System anführen, sie werden immer glauben, in den Fällen des Eintreffens, die sie erlebt haben, einen

sicheren Beweis der Wahrheit zu haben; und bei ihnen ist ein zufälliges Zusammentreffen von mehr Gewicht als die zwingendste Beweisführung. Es braucht aber kaum gesagt zu werden, daß man bei der Anführung der Fälle sehr einseitig verfährt. Alle Fälle, wo der Ausgang offenbar die Vorhersage gerechtfertigt hat, behält man sorgfältig im Gedächtnis, während die, bei denen sich das Omen als falsch erwies, rasch vergessen werden." Ein Rest dieser Denkweise steckt auch in den Kulturvölkern, wie z. B. das Verhalten des Publikums gewissen Wetterpropheten gegenüber zeigt. Ist das Gleis einer Ideenverbindung einmal genügend vertieft, dann bleibt es dauernd in Gebrauch, und alle seitabführenden Wege werden übersehen oder nur flüchtig beachtet.

Wo heilige Tiere in Tempeln gehalten werden, dienen sie meist ebenfalls zu Orakelzwecken und damit verbundenen Heilungen Kranker (s. die untenstehende Abbildung), sei es auch



Heiliger Stier in Benares, Ostindien. Nach Photographie.

manchmal nur in dem Sinne, daß man aus ihrem Befinden Glück oder Unglück für das Volk weissagt. Eine besondere Methode ist dagegen die chinesische, ein mit Charakteren beschriebenes Schachbrett mit Reiskörnern zu belegen und diese von einem Huhn aufpicken zu lassen, worauf man dann aus den zuerst getroffenen Feldern das Orakel zusammenstellt. Bei den Yaunde im Hinterlande von Kamerun benutzt man die Erdspinne zu Orakelzwecken. „In jedem Weiler", schreibt Zenker, „oder auch an den Wegen findet man ein mit Pisangstämmen umlegtes Viereck, in dessen Mitte sich ein mit Bambusstäbchen umstecktes Loch befindet, in dem eine Erdspinne haust. Will nun der Besitzer des Weilers oder einer seiner Angehörigen eine Reise unternehmen, so wird das Loch nachts mit Pisangblättern überdeckt. Bleiben die Stäbchen in Ordnung, so wird alles gut gehen, ist jedoch ein Stäbchen aus der Lage gebracht, so droht ein Unglück, und man bleibt zu Hause."

Eine andere Gruppe der Divinationsmittel umfaßt die Orakel, die der Mensch willkürlich hervorruft. Die von den Niam-Niam als Borru bezeichnete Methode besteht einfach darin,

daß man mit einem nassen Pflock auf einem hölzernen Bänkchen hin und her fährt; gelingt das leicht, so gilt es als ein glückliches Vorzeichen. Es ist bemerkenswert, daß die Niam-Niam nach Schweinfurths Angabe das Beten der Mohammedaner ebenfalls „Borru“ nannten, also der ihnen unverständlichen Gottesverehrung einen praktischen Zweck unterlegten. Sehr beliebt sind Würfel und ähnliche Dinge als Orakelgeräte; aber man nimmt häufig an, daß nicht jeder Beliebige mit ihrer Hilfe die Zukunft erforschen kann, sondern daß eine gewisse Begabung dazu gehört, die unter Umständen durch besondere „Medizinen“ zu erwerben ist. Das ist der Fall bei den Baronga in Südafrika, die das Orakel der Knochenwürfel zu einem ziemlich verwickelten System ausgebildet haben. Ein Satz solcher Orakelwürfel, den Junod untersuchen konnte, bestand aus 27 Stücken. Sieben dieser Würfel, die aus Knochen von Schafen verschiedenen Alters und Geschlechts gefertigt waren, entsprachen den Mitgliedern der Familie; andere Würfel stellten die Geister der Vorfahren dar, wieder andere Verbrecher, Reisende u. s. w. Eine zweite Reihe von Würfeln deutete nicht sowohl Personen, als vielmehr Sachen oder Gegenstände an, wie Waffen, Nacht, Frieden, schlechte Nachrichten, Geld. Es gibt bestimmte Regeln, nach denen die Würfel geworfen und ausgelegt werden, wobei man besonders darauf achtet, ob die einzelnen Stücke die Vorder- oder die Rückseite nach oben kehren; der Phantasie des Auslegers bleibt natürlich trotzdem ein großer Spielraum.

Hier ist schon der Versuch gemacht, ein genaueres Bild der Zukunft zu gewinnen, während sonst bei der mechanischen Divination mehr die Antwort auf eine bestimmt gestellte Frage erwartet wird; viele Divinationsmethoden sollen ja auch nicht eigentlich zukünftige Ereignisse ermitteln, sondern einfach Unbekanntes enthüllen, z. B. einen Dieb oder Zauberer entdecken. Die **Prophetie** im eigentlichen Sinne dagegen will dem menschlichen Geiste die übernatürliche Kraft verleihen, Entferntes und Unbekanntes zu schauen. Aber hier wie bei allen Anfängen religiöser Entwickelung mischen sich sogleich manistische Vorstellungen ein und verwirren das anscheinend so klare Bild in der seltsamsten Weise. Jenes Schauen in die Ferne und in die Zukunft, das der lebende Mensch erst durch allerlei Mittel zu erreichen suchen muß, traut man den Geistern der Toten, die von der Last des Körpers befreit sind, ohne weiteres zu. Die Aufgabe ist also nur, mit ihnen in Verkehr zu treten und sie zum Antworten zu bewegen. Dies geschieht nun auf verschiedene Weise: entweder verkehrt der Priester oder Zauberer während seiner Verzückung mit den Toten und berichtet dann über seine Erlebnisse, oder der Geist nimmt von seinem Körper vorübergehend Besitz und spricht aus seinem Munde, oder endlich der Geist gibt seine Gegenwart durch Geräusche zu erkennen und erscheint selbst körperlich unter den Anwesenden. Diese Methoden sind natürlich nicht scharf getrennt, sondern sind durch Zwischenformen verbunden und werden oft nebeneinander angewendet.

Äußerst zahlreich und mannigfaltig sind die Mittel, durch die man sich in **ekstatische Zustände** zu versetzen sucht. Primitive Völker halten zunächst alle Sinnestäuschungen und Halluzinationen für Wirklichkeit und sind sehr geneigt, dergleichen Visionen willkürlich herbeizuführen; selbst das Gefühl erhöhter Lebenskraft, das durch narkotische Mittel vorübergehend hervorgerufen wird, gilt schon als zauberhaft und wird dem Einwirken überirdischer Mächte zugeschrieben. So kann es nicht Wunder nehmen, daß die meisten berauschenden oder narkotischen Stoffe zugleich von einem mystischen Nimbus umgeben scheinen, und daß man sie nur unter bestimmten Förmlichkeiten genießt: der heilige Somatrank der alten Arier Indiens, dessen Kult sogar von einer besonderen Priesterschaft gepflegt wurde, die Kawa der Polynesier und Melanesier, der Tabak der Nordamerikaner sind hier vorzüglich zu nennen. Narkotische und Giftstoffe

gehören überall zum Rüstzeug der primitiven Mystik, auch bei europäischen Völkern, wie das die Hexenprozesse traurigen Angedenkens beweisen, die insofern natürlich nicht völlig aus der Luft gegriffen waren, als sie auf dem allgemein verbreiteten Glauben an die Möglichkeit der Zauberei beruhten. Bilsenkraut, das die Vorstellung des Fliegens hervorzubringen scheint, galt als Lieblingsnarkotikum der deutschen Hexen.

Auch ohne narkotische Mittel läßt sich eine Art Rausch oder Verzückung hervorrufen. Wilder Lärm, rauschende Musik und rasende Tänze waren die Mittel der Ekstase in den orgiastischen Kultformen der Griechen. Die Raserei artete bei manchen Kulten in blutdürstigen Wahnwitz aus, wie bei der Verehrung der kappadokischen Bellona, deren Priester sich selbst zerfleischten und dann in Verzückung weissagten. Der Anblick blutiger, zu Tode gequälter Opfer hat mehrfach als bewußt angewandtes Mittel der Ekstase gedient, ebenso wilde, wollüstige Ausschweifungen; oft sind auch die verschiedenen Mittel nach- oder nebeneinander verwendet worden. Neben der Raserei und lärmenden Musik erscheint dann wieder eintöniger Gesang, taktmäßiger, endlos wiederholter Trommelschlag, das Anstarren glänzender Gegenstände als Mittel der Ekstase oder besser eines hypnotischen, halbklaren Zustandes, wobei die Zügel der Leitung dem wachen Bewußtsein entgleiten und die Instinkte des Innenlebens hervortreten. In solchen Zuständen pflegen sich Visionen einzustellen, die weit größere Wirklichkeit zu haben scheinen als die blasseren Bilder des Traumlebens.

Es scheint aber häufig, daß man diese Zustände zunächst gar nicht mit einer bestimmten klaren Absicht herbeizuführen gesucht hat, sondern daß man sich ihnen in derselben Weise hingibt, wie etwa Kulturmenschen dem Genuß eines berauschenden Getränkes; die Parallele ist um so zutreffender, als auch hier meist die Grenze mäßigen Genusses weit überschritten wird, und daß, wie dort der Alkoholismus und endlich Säuferwahnsinn und Tod sich einstellen, so hier völlige geistige Zerrüttung und früher Tod die Folge sind. Wo nicht die Priester und Zauberer allein, sondern ganze geheime Gesellschaften der gewohnheitsmäßigen Ekstase huldigen, kann schließlich ein ganzer Stamm in nervöse Überreizung verfallen, bis unfreiwillige ekstatische Zustände und Visionen zu einer täglichen Plage werden, die infolge einer merkwürdigen, oft beobachteten geistigen Ansteckung immer weiter um sich greift. An der Küste Brasiliens scheinen holländische Entdeckungsreisende derartige „von Teufeln geplagte" Stämme angetroffen zu haben. Vielfach erscheint die Ekstase in der Form, daß ein fremder Geist sich des Menschen zu bemächtigen, aus ihm zu sprechen und ihn zu seltsamen Handlungen anzuregen scheint; diese besondere Art eines hypnotischen Zustandes hat als „Besessenheit" namentlich in katholischen Gegenden noch bis nahe zur Gegenwart eine Rolle gespielt, wobei die Kapuziner als Teufelsaustreiber sich eines großen Rufes erfreuten.

Wenn ein Geist durch den Ekstatischen, das „Medium", zu sprechen scheint, so kann dieser Geist in den Augen der Gläubigen ganz in den Vordergrund treten und zum Mittelpunkt eines gewissen Kultus werden, der sich dann entweder dauernd einbürgert oder endlich wieder erlischt. Hier liegt eine sehr wichtige, aber schwer zu untersuchende Wurzel vieler Kultformen; es verdient deshalb ein Fall, der in seinem Verlaufe genauer festgestellt werden konnte, besondere Beachtung. Bei den Maori gilt, wie Best berichtet, der Geist eines totgeborenen Kindes für besonders bösartig und gefährlich; wird ein solches Kind z. B. in der Nähe eines Käfigs begraben, in dem sich ein zahmer Papagei befindet, so fährt der Geist in den Vogel und verursacht allerlei Unfug und Unruhe. Bei einer Gelegenheit nun hatte sich die Seele eines totgeborenen Knaben in einer grünen Eidechse verkörpert, und ein gewisser Uhia wurde das Medium, durch

das der Geist zu seinem Stamme redete. Dieser Kindergeist entwickelte sich, nachdem verschiedene gelungene Prophezeiungen den Glauben an ihn gestärkt hatten, zu einem menschenfressenden oder Kriegsgott, der seinen Stamm zu beständigen Kriegs- und Raubzügen aufreizte. Gewöhnlich stieß Uhia oder der aus ihm sprechende Geist vor dem Auszuge zur Schlacht einige geheimnisvolle Worte aus, die sich auf den Ort des Kampfes und einige vorhergehende zufällige Vorgänge bezogen; war alles eingetroffen, dann schritt man zum Angriff. Die Krieger waren streng tabu, da man den Geist auch in ihnen lebendig glaubte; dies Tabu galt für so gefährlich, daß es gleich nach der Rückkehr durch die geeigneten Mittel wieder weggenommen werden mußte. So hatte sich denn um Uhia und seinen Geist ein förmlicher mystisch-kriegerischer Kult gebildet, dessen Anhänger jahrelang einen Teil Neuseelands in Verwirrung stürzten. Nach Uhias Tode traten andere Medien des Geistes auf, aber nach und nach verlor er seine Kraft und wich endlich ganz von seinem Stamme.

Das Citieren von Geistern bei den Naturvölkern erinnert ganz an den Spiritismus der Neuzeit; in China findet sich eine auffallend parallele Entwickelung, Schreib- und Sprechmedien werden dort von allen Volksklassen gern konsultiert. Das Ganze kann beiläufig wieder einmal zeigen, wie vorsichtig der Ausdruck Religion bei dergleichen Dingen zu verwenden ist: was wir bei uns Spiritismus nennen, ist ebensowenig wie die ähnlichen Anschauungen und Methoden bei den Naturvölkern eine Religion, sondern kann höchstens als Keim oder Vorstufe dazu gelten.

Ganz dieselbe Erfahrung machen wir, wenn wir uns einem anderen großen Gebiete der Mystik zuwenden, dem Glauben an Zauberei und Magie. Der Ausdruck „Glauben an Zauberei" ist nicht ohne Absicht gewählt, denn in der That scheint die Furcht vor Bezauberung älter zu sein als die Mittel, aktive Hexerei zu treiben. Als aktive Zauberei kann man alle Versuche bezeichnen, durch mystische Fernwirkung Lebende zu schädigen oder zu beeinflussen oder die Naturkräfte zu lenken, als passive alle Schutzmittel gegen diese unheimlichen Einwirkungen. Es scheint, wie gesagt, daß man zuerst in einer unbestimmten Furcht vor Gespenstern oder unklar gedachten Feinden nach Abwehrmaßregeln gesucht hat, ehe man sich den schwieriger zu ersinnenden Versuchen zuwandte, selbst in zauberischer Weise zu wirken.

Ein anziehendes Bild dieser Entwickelung im kleinen bietet der Wetterzauber. Der Wunsch, entweder ein drohendes Unwetter abzuwenden, oder Regen herbeizurufen, oder endlich die allzu freigebigen Regenwolken zu zerstreuen, liegt den ackerbauenden Naturvölkern überaus nahe und führt zu den entsprechenden, von der Logik schwach, aber immerhin merklich beeinflußten Reaktionen. Die abwehrenden Maßregeln sind auch hier die einfachsten und ältesten, und unter diesen kommen wohl wieder solche zuerst, die auf ein bloßes Bedrohen und Verscheuchen der Gewitter hinauslaufen: wie man wilde Tiere oder Menschen durch Drohungen und Geschrei verjagt, so muß man doch auch die unheimliche Macht, die im Wetter heranzieht, auf dieselbe Weise einschüchtern und vertreiben können. Bei brasilischen Stämmen droht man dem Himmel mit einer Stachelrute, bei den Südslawen schießt man mit Gewehren in die Hagelwolken oder bringt die ländlichen Schneide- und Hauwerkzeuge ins Freie, „damit sich die Hexen verwunden". Häufig dienen besondere Zauberwedel zum Wegscheuchen des Gewitters; in Loango schoß dagegen der König unter großem Lärm seiner Musikkapelle einen Pfeil gegen den Himmel ab. Bei den Evhe, an der Sklavenküste in Afrika, ist es die besondere Aufgabe der Mitglieder des Agbui-Ordens, durch Geschrei die Unwetter abzulenken.

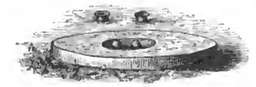
Etwas gründlicher geht man schon zu Werke, wenn man zunächst die Ursache des Gewitters oder des Regenmangels zu erforschen sucht, um daraufhin seine Maßregeln zu treffen. Diese

Versuche sind merkwürdige Zeugnisse dafür, wie kurz die logische Schlußkette bei Naturvölkern ist, und in welchem Sumpf der Verwirrung und Unklarheit die ersten kindlichen Versuche wissenschaftlichen Denkens stecken bleiben. Die animistischen Erklärungen der natürlichen Vorgänge überwiegen: irgend ein übernatürliches Wesen, das Wetter und Regen macht, ist erzürnt und muß versöhnt werden. Worüber aber mag es wohl so zürnen, daß es den regelmäßigen Verlauf der Witterung unterbricht und ungewöhnliche Dürre oder übermäßigen Regen sendet? Nun, doch wohl über Unregelmäßigkeiten, die sich die Menschen zu schulden kommen lassen, über Verstöße gegen altes Herkommen, über kühne Neuerungen oder Unterlassungssünden. Wo es besondere „Wettermacher" gibt, da besteht ihre Kunst hauptsächlich im Auffinden immer neuer Gründe dieser Art.

Dieser Gedankengang, in Neuerungen den Grund zu verhängnisvollen Ereignissen zu sehen, tritt bei allen großen Gefahren und Unglücksfällen, die das gewöhnliche behagliche Hinleben einer Menschheitsgruppe stören, als wichtige konservative Kraft in Thätigkeit. Große Erschütterungen sind deshalb immer mit einem geistigen Rückschlage, mit einer Umkehr verbunden, bald im guten, bald im schlechten Sinne: alter Unfug, aber auch alte Einfachheit, Schlichtheit und Glaubenstreue erlangen wieder neue Macht in den Gemütern. In kleinlich-komischer, aber eben deshalb sehr deutlicher Weise erscheint das Suchen nach „Sünden" den Unbilden des Wetters gegenüber. Als in den ersten Monaten des Jahres 1881 an der Küste von Alaska schlechtes und stürmisches Wetter herrschte, hatten die Tlinkit nach Krauses Bericht nicht weniger als sieben Erklärungen für diese Unannehmlichkeit bereit; da waren unter anderem im Jahre vorher zwei verstorbene Kinder nicht nach alter Sitte verbrannt, sondern beerdigt worden, ferner hatte ein Mädchen ihr Haar außerhalb des Hauses gekämmt, ein Missionar hatte die Schneeschuhe schon innerhalb des Hauses angelegt u. s. w. Im ganzen handelte es sich also um Verstöße gegen den kleinen, beengenden Aberglauben des täglichen Lebens, die offenbar teilweise auf den Einfluß der Missionare und überhaupt der europäischen Kultur zurückzuführen waren.

Gerade Missionare gelten mit Vorliebe als Urheber schlechten Wetters. Die Tlinkit waren von dem ungünstigen Einflusse der christlichen Bestattungsart so überzeugt, daß sie nach der Beerdigung eines Kindes, der zufällig schlechte Witterung folgte, zunächst Feuer am Strand anzündeten und Puppen hineinwarfen, dann aber, als diese symbolische Sühne sich als vergeblich erwies, das Kind wieder ausgruben und verbrannten. Auch andere neue Bräuche sind verdächtig; so vermieden es noch zu Hildebrands Zeit die Wakamba, bei der Feldarbeit statt der alten hölzernen Gerätschaften die wirksameren eisernen zu gebrauchen, weil das Eisen den Regen verscheuchte. Am liebsten aber hält man sich an schuldige Personen, sei es nun, daß man bei anhaltender Trockenheit nach einem Zauberer sucht und ihn umbringt, wie nach M. Webers Zeugnis auf Flores, oder daß man, wie bei den Battak, das Unheil auf unerlaubten Geschlechtsverkehr zwischen nahen Verwandten zurückführt und durch eine Art Gottesurteil das schuldige Paar ermittelt. In China, das bei aller alten Kultur doch eine Reihe merkwürdig rückständiger Anschauungen bewahrt hat, sind diese kindlichen Ideen über den Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und Wetter im Shu-king in ein förmliches System gebracht: bei guter Regierung ist heiteres Wetter; wo Respekt vor Eltern und Obrigkeit herrscht, regnet es zu rechter Zeit; Laster dagegen verursachen beständige Regengüsse, leichtfertiges Betragen Trockenheit, Trägheit anhaltende Hitze. Auch hier ist es nicht nur das Wetter, sondern das Gedeihen des ganzen Volkes, das vom sittlichen Wohlverhalten der Menge, der Obrigkeit, vor allem aber des Kaisers abhängt. Bei großen Katastrophen erscheinen gewöhnlich reumütige Erklärungen des gerade regierenden Kaisers, daß seine Sünden das Unglück verschuldet haben.

Die Abstellung von Sünden und Neuerungen ist immerhin noch ein passiver Wetterzauber einfacher Art; die Aufgabe dagegen, durch aktive Mittel Regen herbeizurufen, ist schwieriger, und die Lösungen sind zum Teil wunderlich und verwickelt, so daß der kleine Bruchteil von Logik, der den Anstoß zu dem Zauberbrauche gegeben hat, oft nur mühsam aufzufinden ist. Wenn die Bari nach Marnos Angabe mit einem hakenförmig gebogenen Pfeil nach dem Himmel schießen, so ist hier freilich der einfache Wunsch, das Regengewölk heran- und herabzuziehen, noch klar zu erkennen. Ebenso offen liegt die Ideenverbindung, wenn man bei langer Trockenheit Wasser aus dem Drachenquell bei Kanton in kleine Krüge füllt, deren Inhalt dann von Kindern als „Regensaat" auf die Felder ausgesprengt wird. Auch das Umrühren und Quirlen von Wasser, wobei das regenähnliche Geräusch wohl die Wolken gewissermaßen zum Einstimmen verlocken soll, ist ein sehr beliebtes und verhältnismäßig verständliches Mittel des Regenzaubers. So befindet sich auf einem Berge Ambons (Sunda-Archipel) ein Topf, der bei Dürre mit Wasser gefüllt und umgerührt wird; in Bosnien quirlt man zu demselben Zwecke das Wasser eines Flusses oder Teiches mit einer Schaufel, die zum Zuwerfen eines Grabes gedient hat. Noch im Jahre 1790 trieben, wie Kaindl erzählt, die Bauern eines ruthenischen Dorfes alle Weiber zusammen und zwangen sie, sich gleichzeitig zu baden, um dadurch Regen herbeizuführen. Das erinnert wieder an die Schamanen der Tlinkit, die bei Regenmangel in das Wasser hineinwaten, bis ihr Haar naß wird. Natürlich kann man auf solche Weise nicht nur Regen, sondern auch verderbliche Gewitter herbeilocken; die Mongolen vermeiden das Waschen schmutziger Kleider, weil darauf unfehlbar ein Unwetter losbricht. Bei den deutschen Hexen bildete das Gewittermachen durch Umrühren von Wasser einen der beliebtesten Anklagepunkte. Aus diesen Anschauungen erklärt es sich, daß häufig Wassergefäße als Mittel des Regenzaubers erscheinen (s. die Abbildung auf S. 599).



Apparat zum Regenmachen aus Ussukuma, Ostafrika. Nach Kollmann.

Weniger klar sind die Ideen, die zur Anwendung der „Regensteine" (s. die obenstehende Abbildung) führen. Man wird wohl in den meisten Fällen an die früher besprochenen „Donnersteine" denken müssen, die ja im Gewitter herabfallen und deshalb auch später noch zu allen Wettervorgängen in geheimnisvoller Beziehung stehen. Manche afrikanische Regensteine aus Bergkristall sind dagegen offenbar wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Eise, das man in der Gegend der großen afrikanischen Schneeberge recht wohl kennt, zu Hilfsmitteln des Wetterzaubers erhoben worden. In der Nähe des schneebedeckten Runsoro erfuhr Stuhlmann von den Eingeborenen, der Regen komme von diesem Berge, dessen Schneemassen „versteinerter Regen" seien; man finde oben auch Steine (Bergkristalle), mit denen man Regen machen könne, und die als geschätzte Amulette weithin nach den Wahumastaaten verhandelt würden. Es gibt bei den einzelnen Stämmen verschiedene Methoden des Regenmachens mit Hilfe dieser Steine, die Haupthandlung scheint aber doch immer zu sein, daß man die Steine in Wasser legt. Um Regen zu verhindern, erhitzt im Gegenteil bei den Wambugwe (Ostafrika) der Zauberer seinen Regenstein. In Melanesien und Polynesien finden sich ganz ähnliche Bräuche wieder. Auf Samoa werden bei zu viel Regen die Steine ans Feuer gelegt, während man sie bei zu langer Dürre mit Wasser anfeuchtet. In ganz ähnlicher Art verwenden die Battak ihre Zauberstäbe.

Manchmal besteht der Regenzauber aus einer ganzen Reihe einfacher symbolischer Handlungen, wie nach Gaston bei den Dieyerie (Australien). Eine Hütte wird errichtet, in der man zwei

Männern zur Ader läßt, was den fließenden Regen versinnlicht, und Flaumfedern umherstreut, die Nebeldunst bedeuten sollen. Zwei Steine als „geballte Wolken" werden auf benachbarte Bäume gelegt, Gips in Wasser gestreut, und endlich rennt alles mit dem Kopfe gegen die Hütte, bis sie zusammenstürzt und damit das Herabstürzen des Regens andeutet und herbeiführt.

Es stände im Widerspruche mit aller bisherigen Erfahrung, wenn nicht auch manistische Ideen den Wetterzauber beeinflußten. In der That wird der Gedanke, daß die toten Vorfahren den Regen verwalten, häufig ausgesprochen und durch entsprechende Handlungen bestätigt. Ganz wie Regensteine behandelt man auf Neukaledonien die Skelette verstorbener Häuptlinge, indem man sie bei Trockenheit mit Wasser begießt, bei zu viel Regen dagegen ein Feuer unter ihnen anzündet, wie Turner berichtet. Die Wabondei (Ostafrika) benutzen Haare und Nägel toter Häuptlinge zum Regenpulver; andere afrikanische Stämme gießen Wasser auf die Gräber, stellen Speise und Trank hin oder fegen die Grabstätten sauber. Bei alledem tritt oft die weitverbreitete Ansicht hervor, daß durch Pfeifen, dessen Klang ja dem Heulen des Windes ähnlich ist, Sturm und Gewitter herbeigerufen werden kann; bei unseren Seeleuten ist dieser Aberglaube noch ganz fest gewurzelt. Die Basuto besitzen denn auch entsprechende Regenpfeifen, kennen aber außerdem Opfer am Grabe der Häuptlinge als Wetterzauber. Eine von mir an anderer Stelle geäußerte Vermutung, daß die zahlreichen „Pfeifurnen" in peruanischen Gräbern (vgl. die Abbildung, S. 494), die zugleich Pfeifinstrumente, Wassergefäße und Mitgaben für die Verstorbenen sind, mit dem Wetterzauber zusammenhängen, läßt sich freilich nicht klar beweisen, hat aber doch angesichts der Verhältnisse bei anderen Völkern manches Wahrscheinliche für sich.

Die verschiedenen Formen des Wetterzaubers sind typisch für die einfacheren Arten der Zauberei überhaupt. Immer erscheinen die mystischen Verteidigungswaffen früher als die Angriffswaffen. Die Verteidigungsmittel zerfallen wieder in bloße Handlungen, wie abwehrende Bewegungen, Legen der Hände vors Gesicht, Ausspucken, Ballen der Faust, Ausstrecken des Zeigefingers, obscöne Gesten, Bekreuzen und dergleichen, und in die festen Abwehrwaffen, die Amulette und Talismane. Auch diese sind zunächst einfache Drohmittel, wozu man alle möglichen Dinge wählt, die dem Menschen selbst gefährlich oder widerlich erscheinen. Die Waffen der Tiere, Zähne, Hörner und Klauen, sind da zuerst zu nennen, ferner die Waffen der Pflanzen, Dornen und Nesseln. Starkriechende und



Gerät für Regenzauber aus Ussumao, Ostafrika. Nach Werther. Vgl. Text, S. 598.

starkschmeckende Substanzen sind beliebte Talismane, so vor allem das Salz, dann die verschiedenen Arten des Lauches und die Zwiebel, die besonders bei den Völkern des klassischen Altertums und den Germanen (z. B. Allermannsharnisch, Allium victorialis *L.*) gebräuchlich waren, wie noch jetzt Knoblauch als Hexenvertreiber bei den Südslawen; Assa foetida ist bei den Somal ein Schutzmittel gegen Geister, Alaun bei den Arabern. Für noch wirksamer als dergleichen hält man natürlich wirkliche Gifte, die ohnehin von den eigentlichen Zaubermitteln kaum unterschieden werden. Bei den Sambesivölkern ist nach Serpa Pintos Zeugnis Gift und Zauberei gleichbedeutend. Wer eine Sammlung afrikanischer Amulette mustert, findet darunter gewöhnlich eine große Zahl kleiner Hörner oder Flaschenkürbisse, die mit Gift- und Zauberkräutern gefüllt sind oder auch wohl Zähne von Giftschlangen enthalten.

Neben diesen natürlichen Amuletten finden sich künstliche. Eine besondere Gruppe unter ihnen sind die Nachbildungen jener oben erwähnten abwehrenden Handlungen, die man auf

diese Weise dauernd wirksam zu machen glaubt. Die abweisend erhobene flache Hand ist in der ganzen islamitischen Welt ein beliebtes Amulett, das man als Abklatsch oder in stilisierter Form an allen Hauswänden, in Metall gearbeitet als Schmuckstück der Frauen häufig sieht, findet sich aber auch im nordöstlichen Asien (s. die untenstehende Abbildung). Die Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger erscheint in Süditalien als Talisman. Ungemein verbreitet sind ferner die Amulette, die auf obscöne Hohnbewegungen und -Demonstrationen zurückgehen, so der Phallus, der in diesem Sinne bei den Völkern des klassischen Altertums sehr gebräuchlich war und noch heute, wie Wilken ausführlich nachgewiesen hat, im Malayischen Archipel zum gleichen Zwecke verwendet wird, und entsprechende weibliche Symbole. Verwandt mit dieser ganzen Gruppe sind die Spiegelamulette, die den heranschwebenden Dämonen ihr eigenes gräßliches Bild entgegenwerfen sollen, so daß sie erschreckt zurückfahren.



Amulett der Golden, Sibirien. Nach Jacobsen.

Gewisse andere logische Gedankenverbindungen kehren bei den verschiedensten Völkern wieder. Dahin gehört die Idee, daß eiserne Gegenstände vor Geistern schützen, und zwar deshalb, weil das Eisen eine Neuerung ist, die den Geistern der älteren Zeit nicht gefällt und der sie deshalb aus dem Wege gehen. Wenn umgekehrt auch alte Steinwaffen und -Geräte als Amulette erscheinen, so liegt das daran, daß man sie für Donnerkeile hält und ihnen darum geisterabwehrende Kraft zuschreibt. Eine andere Reihe von Amuletten soll dagegen die Geister versöhnen oder ihren Neid beschwichtigen; man behängt sich oder sein Vieh deshalb mit wertlosen und erbärmlichen Dingen, Lumpen, alten Lederstücken und dergleichen, wie das besonders arabische Sitte ist. Wieder anders ist der logische Zusammenhang, wenn man z. B. in Indien den Kindern duftende Blumen, Glöckchen, Perlen und anderen Schmuck als Talisman umlegt: die Geister und Dämonen sollen hier freundlich gestimmt werden, sollen Wohlgefallen an dem Geruche der Blumen und dem Geklingel der Glöckchen finden und daraufhin ihre feindlichen Absichten fahren lassen.

Ein großer Teil aller Amulette ist nicht eigentlich gegen bewußte Zauberei gerichtet, sondern gegen unbestimmte üble Einflüsse, vor allem aber gegen den „bösen Blick“, vor dem selbst südeuropäische Völker noch eine unbegrenzte Furcht haben. Es können im übrigen ganz harmlose Personen sein, die mit der verhängnisvollen Gabe des bösen Blickes behaftet sind, aber wollend oder nicht richten sie mit ihm Unheil an. Der wunderliche Glaube entspringt wohl teilweise der beängstigenden, ja hypnotisierenden Wirkung, die ein stechender oder tückischer Blick auf schwache Gemüter zu üben vermag.

Von der passiven zur aktiven Zauberei ist eben kein großer Schritt, und ebenso ist es erklärlich, daß manistische Ideen hier besonders hervortreten. Glaubt man doch auch in vielen Amuletten schon einen Schutzgeist an sich zu fesseln, der dann als das eigentlich wirksame Element gilt (s. die Abbildung, S. 601). Aber es fehlt immerhin nicht an einfacheren Zaubermitteln, die auf Hilfe der Geister verzichten und die, nur geleitet von einer mangelhaften Logik, eine unmittelbare mystische Wirkung anstreben. Daß dabei zwischen natürlichen und übernatürlichen Wirkungen gar nicht scharf unterschieden und namentlich Gift gern als magisches Mittel angesehen wird, ist schon erwähnt. Wenn also Alfred Lehmann kurzweg sagt: „Jede Handlung, die aus Aberglauben entspringt, ist Magie oder Zauberei“, so trifft er damit nur ungenügend den Kern der Sache, denn zwischen Aberglauben, Irrtum und logischer Erkenntnis ist auf niederen Kulturstufen keine scharfe Grenze vorhanden, nicht einmal für uns an Logik gewöhnte Kulturmenschen, geschweige für die Naturvölker selbst.

Eine ganze Reihe magischer Handlungen bezweckt offenbar ein Konzentrieren der Willenskraft, wodurch wohl das Gefühl einer möglichen Fernwirkung erzeugt wird. Der Wunsch ist dabei des Gedankens Vater: gewiß hat mancher Zornige oder Rachsüchtige statt an dem unerreichbaren Feinde seinen Groll an irgend einem harmlosen Gegenstand oder Wesen ausgelassen, bis der Gedanke aufdämmerte, daß eine solche Handlung vielleicht doch auf mystische Weise dem Gegner schaden könne. So entsteht auch hier aus der bloßen Reaktion auf eine innere Beklemmung zuletzt ein dauernder Brauch, der in zahlreichen Abarten zu verfolgen ist. Entweder verwendet man ein Bild, eine Puppe und dergleichen, die man wohl noch feierlich auf den Namen des zu Beeinflussenden tauft, um mit ihrer Hilfe Schaden zu stiften oder Liebeszauber zu üben, oder man verschafft sich Dinge, die mit dem Betreffenden in Zusammenhang stehen, getragene Kleider, Haare und Nägel, Speisereste u. s. w., und stellt mit ihnen den nötigen Hokuspokus an. Sehr beliebt ist ferner das Knüpfen von Zauberknoten, deren Sinn ja ebenfalls leicht verständlich ist.

Eine andere Konzentrierung des Willens verkörpert sich in Wort und Schrift: einen Wunsch, den wir klar und feierlich aussprechen oder niederschreiben, scheinen wir stärker zu empfinden, als wenn wir ihn nur in Gedanken hegen, und damit dünkt uns auch seine Erfüllung leichter möglich. Auf diese Weise entstehen die Zaubersprüche und -Lieder, die Fluch- und Segensformeln und die geschriebenen Amulette. Die Schrift bildet sich ja ohnehin oft unter starker Beimischung mystischer Ideen und behält lange noch einen halb heiligen, halb unheimlichen Charakter. Auch gewisse Zeichen und Symbole, die im Grunde gleichfalls in das Gebiet der Bilderschrift fallen, halten sich mit zäher Ausdauer als Amulette. Das christliche Kreuz kommt bei den islamitischen Bewohnern Nordafrikas noch heute als schützendes, auf die Stirn tättowiertes Zeichen vor, im übrigen Afrika ist es als „Fetisch" weit ins Innere gedrungen; älter aber als das Kreuz ist die rätselhafte Svastika, das Hakenkreuz, das wohl Verschiedenes symbolisiert hat, in der Hauptsache aber auf den Feuerbohrer als Sinnbild des Feuers, der Sonne und des Gewitters zurückgehen dürfte. Ähnliche, oft reizvoll umgebildete Wirbelornamente finden sich in Ostasien (s. die Abbildung, S. 603). Wie sehr die Schrift zunächst als mystische Fertigkeit empfunden wird, zeigt ein Blick auf die Runen der nordischen Völker, die aus lateinischen Schriftzeichen entstanden waren, in der Hauptsache aber nicht zur Mitteilung, sondern zur Zauberei benutzt wurden. Die Edda sagt das klar genug im Gesang Sigrdrifumal:

Amulett (Bär) der Giljaken, Sibirien. Nach Jacobsen. Vgl. Text, S. 600.

Siegrunen lerne, willst du Sieg erlangen,
Ritze sie auf des Hiebers Heft,
In die Blutrinne auch und die blanke Spitze,
Wenn du's thust, sprich zweimal: Tyr .....
Lern' Brandungsrunen, wenn bergen du willst
Die Segelrosse auf See:
Den Rudern brenne die Runen ein,
Schneid' sie in Stern und Steu'r.
Mag dräuen die Brandung, schwarz schäumen die Woge,
Du kommst gesund von der See.

Diesen einfachen Formen des Zaubers stehen jene anderen gegenüber, bei denen Geister und Dämonen als die eigentlich wirksamen Kräfte gelten und alle Zauberformeln, Räucherungen u. s. w. nur dazu dienen, diese Geister oder Teufel herbeizuziehen. Hier betreten wir das düstere Gebiet der „schwarzen Magie", düster vor allem deshalb, weil es im Hexenglauben und in der brutalen Bekämpfung des Zauberwesens noch vor wenig Jahrhunderten einen letzten Schößling getrieben hat, der ein Schandfleck in der Geschichte der Menschheit und leider vor allem des deutschen Volkes bleiben wird. Die Schmach bleibt bestehen, auch wenn man nicht

vom kahlen Aufklärungsstandpunkt aus diese Vorgänge beurteilt, sondern zugibt, daß in der Thal zu gewissen Zeiten im Volke die Neigung zu schwarzer Magie weit verbreitet war, ungefähr ebenso wie später der leidenschaftliche Hang zur Goldmacherei, daß also die Hexenrichter wenigstens gewissen positiven Thatsachen gegenüberstanden. In einem durch lange Kriegsnot verarmten und verwilderten Volke, wie es die Deutschen nach dem Dreißigjährigen Kriege waren, konnte in der That der Glaube an einen Teufelsbund und die dadurch zu erlangenden Schätze leicht um sich greifen; die große Schuld der höher gebildeten Klassen aber war es, daß sie diese thörichte Verirrung der Geister nicht mit der Leuchte des Wissens, sondern mit der düsteren Flamme des Scheiterhaufens bekämpften und zuletzt in sich selbst eine blinde, wahnsinnige Zerstörungswut entfesselten, die tausendmal schlimmer war als die kindlichen und im ganzen doch harmlosen Zaubereiversuche des unwissenden Volkes. Im übrigen bedeuten diese Vorgänge der deutschen „Hexenperiode" nur ein letztes heftiges Aufflackern einer uralten und weitverbreiteten Idee. Noch heute blühen namentlich in Afrika die Hexenprozesse, da man jeden Todesfall der Zauberei zuschreibt und die „Schuldigen" mit Hilfe des Gifttrankes zu ermitteln weiß. Anderseits fehlt es aber auch durchaus nicht an Versuchen aktiven bösen Zaubers. Von den Agariamädchen in Gangpur (Bengalen) erzählt Dalton, daß sie förmlichen Unterricht in der Hexerei bei älteren Frauen nehmen, und daß ihr Befähigungszeugnis erbracht ist, wenn sie durch die Macht ihrer Zaubersprüche einen blühenden Waldbaum zum Absterben zu bringen vermögen.

Der Glaube an Zauberei durchdringt völlig das Dasein der Naturvölker. Ohne Zaubermittel, die den Erfolg verbürgen, wird überhaupt keine wichtigere Unternehmung ausgeführt, kein Jagd- oder Fischzug unternommen, kein Acker bestellt, keine Hütte gebaut. Jedes Gewerbe hat seine Formeln und mystischen Regeln, für jedes Geschlecht und Lebensalter gibt es besondere Amulette, besondere Vorschriften und Verbote magischer Art. Das Leben der primitiven Menschen bleibt dem unverständlich, der nicht diese völlige Unterjochung des Geistes unter unklare mystische Anschauungen kennt.

Die niedere Mystik, wie man sie nennen kann, stirbt auch im Bereiche höherer Religionsformen nicht aus, sondern bleibt entweder als halbgeduldeter Volksglaube erhalten, oder paßt sich der Religion einigermaßen an. Schon bei den Westafrikanern finden sich zahlreiche Amulette, die eigentlich nur die Hilfe der Götter und Geister („Fetische") sichern sollen und deshalb auch in ihrer Zusammensetzung nicht so verständlich sind wie die oben geschilderten Zaubermittel. Der Islam hat mit den auf Papier geschriebenen Koransprüchen, das Christentum mit seinen Kreuzen und Heiligenbildern neue Amulette geliefert; wie der Teufelsglaube unter christlichem Einflusse dem Hexenwesen einen neuen Charakter gegeben hat, ist schon erwähnt.

Im allgemeinen hat die eifrige Pflege der niederen Mystik etwas Nervenzerrüttendes, das nicht jedermanns Sache ist; überdies fällt es nicht jedem gleich leicht, sich in den so erwünschten ekstatischen Zustand zu versetzen. Beide Umstände führen dazu, daß nur bestimmte Personen, die Zauberer oder Medizinmänner, die Mystik betreiben und als Propheten, Regenmacher und Zauberärzte ihrem Volke scheinbar unersetzliche Dienste leisten. Auch die „geheimen Gesellschaften", deren eigentliche Herkunft ganz wo anders liegt, widmen sich gern irgend einem Zweige der Mystik, ja legen oft das Hauptgewicht auf diese Seite der Bethätigung.

In der Regel gibt es verschiedene Arten von Zauberpriestern, deren jede ihre besondere Aufgabe zu erfüllen hat. Auf Samoa fanden sich nach Stairs Angaben vier Klassen, nämlich die Priester der oberen Kriegsgötter, die der örtlichen Kriegsgötter, die der übrigen Gottheiten und endlich die Propheten und Zauberer: die unterste, aber offenbar älteste Klasse, über die

sich die anderen als höhere sozial-religiöse Schichten erst nach und nach erhoben hatten. Ferner bestehen bei den verschiedenen Völkern insofern Unterschiede, als auf die „natürliche Anlage“ zum Zauberpriester nicht überall derselbe Wert gelegt wird; während man bei dem einen Stamme zum Zauberer oder Schamanen geboren sein muß, kann sich bei einem anderen jeder Beliebige zu dieser Würde erheben, wenn er sich nur den nötigen Vorübungen unterzieht. Diese Vorübungen, meist einsames Leben, Fasten und übermäßigen Genuß narkotischer Stoffe umfassend, bezwecken in der Hauptsache eine gründliche Zerrüttung des Nervenlebens, worauf dann die erwünschten Visionen erfolgen. Reine Gaunerei ohne einen starken Zusatz von Selbstbetrug scheint nur selten vorzukommen. Dem Medizinmanne fehlen fast nie seine Zauberhütte, sein Zauberstab, Steine, Wurzeln und dergleichen, die alle ein geheimnisvoller Nimbus umgibt. Wo Gottesurteile üblich sind, wie in Westafrika, beschäftigt sich meist eine besondere, allgemein gefürchtete Priesterklasse mit der Bereitung des Giftes oder der sonstigen zum Gottesgerichte nötigen Dinge. Auf solchen Wegen erlangt der Zauberpriester leicht großen Einfluß, aber er bleibt der unter Umständen verhängnisvollen Kritik seiner Stammesgenossen ausgesetzt, wenn seine Kuren fehlschlagen und seine Kunst des Wettermachens versagt. Erst indem der Priester als Diener bestimmter Gottheiten erscheint und diesen die Verantwortung zuschreiben kann, entgeht er mehr und mehr dieser peinlichen Verantwortung.



Stichblatt eines Degens mit Wirbelornament (Kranichen) von Japan. Nach Brinckmann. Vgl. Text, S. 601.

Die geheimen Gesellschaften pflegen in der Regel bestimmte Seiten der Mystik: der Agbui-Orden, eine Unterabteilung des Yevhe-Bundes an der Sklavenküste, betreibt den Wetterzauber, die Kabiren auf Lemnos und in Phrygien entfalteten bei Sonnen- und Mondfinsternissen ihre rettende Thätigkeit, manche indianische Bünde widmen sich dem Jagdzauber, viele nordwestamerikanische scheinen durch ihre Tänze eine Versöhnung der Geister und eine Art totemistischen Ahnenkult zu bezwecken, und viele westafrikanische pflegen besonders die mit der Beschneidung zusammenhängenden Mysterien. Aus diesen rohen Anfängen gehen dann Priestergesellschaften hervor, die sich dem Dienste besonderer Gottheiten weihen, wie das in Westafrika bereits klar zu beobachten ist; Ehelosigkeit oder durch Kastrierung erzwungene Keuschheit, ursprünglich vielleicht eines der Hilfsmittel zur Ekstase und zugleich eine Art Opfer für die Gottheit, erscheint häufig als Vorschrift, so bei den Sonnenjungfrauen Perus, den Vestalinnen Roms und vielen altorientalischen Priesterkollegien. Das Mönchs- und Nonnenwesen des Christentums und des Buddhismus ist nur eine Fortbildung dieser älteren Formen.

Zuweilen steigen die blutigen und schmutzigen Züge der niederen Mystik gerade dadurch ins Ungemessene, daß sie einer entwickelteren Götterlehre beigeordnet und mit ihr systematisch fortgebildet werden; die Menschenschlächtereien aztekischer Priester sind eine solche Ausartung blutiger Mystik unter dem Einflusse mythologischer Gedanken. Aber der große Zug der Entwickelung geht gerade den entgegengesetzten Gang: die Religion bildet sich allmählich zu einer Stütze der Sittlichkeit um und gewinnt dadurch, da sie ja selbst schon wie alles Sittliche über die Enge des persönlich und zeitlich begrenzten Menschentums hinausweist, ein um so kräftigeres

Leben. Diese Umbildung im einzelnen zu verfolgen, ist unmöglich; die Art aber, wie sie stattfindet, lehrt nichts besser als ein Blick auf die Ansichten über Lohn und Strafe im Jenseits.

Da sich die Begriffe irdischer Schuld und Strafe erst ganz allmählich herausgebildet haben, so ist zunächst von einer Übertragung dieser Begriffe auf den Unsterblichkeitsglauben natürlich nicht die Rede. Man kann sagen, daß auch in den Vorstellungen über das Jenseits die Strafe eher da ist als die Sünde: das Schicksal der Seelen ist nach primitiver Anschauung meist wenig angenehm, sie hungern und frieren, irren planlos umher oder verwandeln sich in Tiere und Pflanzen. Wo man Unterschiede des Schicksals annimmt, sind rein zufällige Umstände die Ursache des besseren oder schlechteren Ergehens; wessen Leiche verbrannt wird, der friert nicht im Jenseits; wer die Totenmünze im Munde hat, gelangt unbeschädigt über den Totenfluß; wer von wilden Tieren zerrissen wird, verwandelt sich selbst in ein solches Tier; wer nachts stirbt, lebt auch im Jenseits in ewiger Dunkelheit u. s. w. Nach der Ansicht der nördlichen Dayak, die Chalmers mitteilt, wohnen die Geister je nach der Todesart an verschiedenen Orten, ohne daß von Lohn oder Strafe dabei die Rede ist. Bei einem anderen Dayakstamme zerfällt nach Bock der Himmel in mehrere Abteilungen, in deren einer die Toten friedlich Reis bauen, während in einer anderen, die von Ermordeten und im Kindbette gestorbenen Weibern bewohnt wird, beständig Kampf und Mord herrscht. Die Mayavölker wieder kannten ein besonders angenehmes Totenreich des Wassergottes Tlaloc, genannt Tlalocan, wo sich die Seelen der Ertrunkenen, vom Blitz Erschlagenen und an Wassersucht Verstorbenen aufhielten, ebenfalls ganz ohne Rücksicht auf ihr Vorleben. Wo diese naivste Bestimmung des Schicksals nach der Todesart aufhört, tritt zunächst meist die Rücksicht auf rein soziale Verhältnisse an ihre Stelle: die Häuptlinge, die Vornehmen und Reichen, denen zahlreiche Gaben mit ins Grab gelegt worden sind, haben es auch im Jenseits besser als die Proletarier, die es dort wie hier zu nichts bringen können. Wenn das geläuterte Christentum einfach das Umgekehrte lehrte, eine Bestrafung der Mächtigen und Starken und eine Belohnung der Schwachen und Erfolglosen, so wäre das freilich ebenso kindlich, und Nietzsche hätte mit seinem Spott über dieses schwächliche Ideal recht; aber es ist auch nur Spiegelfechterei, dem Christentum oder einer anderen höheren Religionsform dergleichen Ideale unterzuschieben. Was es in Wahrheit anstrebt, ist ein Ausblick über die kurzlebige Gerechtigkeit des Daseins auf eine ewige ausgleichende Gerechtigkeit. Noch läßt sich vielfach zeigen, wie diese neue große Idee allmählich die sittlich gleichgültigen oder selbst unsittlichen Vorstellungen über das Jenseits umgestaltet und geläutert hat.

Alle Entwickelungen aber, die das große Gebäude der Religion bilden helfen, gipfeln schließlich im Gottesbegriffe. Der Mensch kann, wenn er überhaupt etwas für ihn Verständliches, für all sein Denken und vor allem sein Fühlen Erfaßbares über sich sehen will, nicht über den Begriff eines einzigen, persönlichen Gottes hinaus, so unvollkommen diese Idee auch der Wahrheit gegenüber sein mag. Faßt er das, was die Welt und ihn selbst belebt und treibt, nur als eine dumpfe unbewußte Kraft auf, so stellt er sich als bewußtes Wesen über diese Kraft, von der er dabei doch so ganz abhängig ist und deren großartiges zweckentsprechendes Wirken er nur stammelnd nachahmt. Alle Schlüsse führen schließlich auf eine bewußte Macht, die alles leitet, und selbst den primitivsten Völkern scheint eine Ahnung davon nicht fremd zu sein. Aber diese Macht steht zu hoch über ihnen, als daß sie auf ihr enges Leben Einfluß zu haben scheint: erst die Kulturvölker, deren Blick sich erweitert, wagen es, die gewaltige Erscheinung fester ins Auge zu fassen und in ihr das höchste Ideal ihres Daseins zu suchen.

---

4. Die Rechtspflege.

Es gibt herkömmliche Symbole, deren altgewohnter Anblick kaum noch das Nachdenken erweckt, und die doch einen sehr tiefen und wahren Gedanken versinnlichen, oder deren Betrachtung Ideenverbindungen hervorzurufen vermag, die den ursprünglichen Erfindern des Symbols ganz fremd gewesen sein mögen. Zu diesen Sinnbildern gehört die Darstellung der Themis als einer Göttin mit verbundenen Augen. Alle Welt weiß, daß man damit andeuten will, wie die Gerechtigkeit ohne Ansehung der Person geübt werden soll; aber es ist mehr daraus zu schließen, und mag es sich immerhin nur um ein Symbol, um eine geistvolle Spielerei handeln, so kann doch das Nachdenken darüber mancherlei mühelos klar stellen, was durch schwerfällige Definitionen und Erklärungen nicht so leicht zum Bewußtsein gebracht werden kann.

Die Gerechtigkeit soll ohne Ansehung der Person richten und, fügen wir gleich hinzu, sie richtet nach Regeln und Gesetzen, die nicht von den im Gerichtssaal anwesenden Menschen, ja zum guten Teil überhaupt nicht von Menschen der gerade lebenden Generationen gegeben worden sind. Damit aber offenbart sich Rechtspflege als eine *Lebensäußerung der Dauergesellschaft*, der gegenüber das Einzelwesen als flüchtiger, nur vorübergehend wirksamer und lebenskräftiger Teil erscheint. In diesem Sinne sind die Gesetze nichts anderes als eine festere Form von Sitte und Brauch; sie sind das starke Knochengerüst des Gesellschaftskörpers.

Aber der Anblick der blinden Themis regt noch andere Gedanken an, die zu den Anfängen aller Rechtspflege hinführen. Das Symbol, das die höchste und reinste Gerechtigkeit verkörpern soll, ist zugleich unabsichtlich ein Sinnbild der tiefsten, unentwickeltsten und unreinsten Form der Rechtspflege geworden. Man kann auch heutzutage noch manchmal wünschen, daß der Arm des Gesetzes weniger blind dareinschlage, daß die Rechtsparagraphen in ihrer Starrheit weniger quälend das lebendige Wachstum des Menschheitskörpers einzwängen möchten, und daß man seltener das verhängnisvolle Wort als wahr erkennen müßte: „Summum jus summa injuria“. (Das höchste Recht das größte Unrecht.) Dieser starre Zug der Rechtspflege, diese Blindheit gegenüber den Ansprüchen und Leiden des einzelnen Menschen entspringt nicht nur daraus, daß die Gerechtigkeit als eine Funktion der Dauergesellschaft mit dem Einzelnen nur als mit einer vorübergehenden Erscheinung rechnet, deren Werden und Vergehen dem großen Ganzen gegenüber wenig bedeutet; es liegt darin auch ein Rest ihres ursprünglichen Wesens. *Die Gerechtigkeit ist blind geboren.* Erst allmählich lernt sie sehen und unterscheiden, erst allmählich gesellt sich zu ihr die *Billigkeit*.

Bei alledem ist freilich zu bedenken, daß das, was auf niederen Stufen notgedrungen als Rechtspflege bezeichnet werden muß, etwas ganz anderes ist, als was ein Kulturvolk darunter versteht. Name ist Schall und Rauch, in der Völkerkunde mehr als anderswo. Die Hauptsache bleibt immer, die wechselnden Formen und Erscheinungen in ihrem Zusammenhange zu fassen und nicht gerade dort an Worten kleben zu wollen, wo unsere Sprache sich als unfähig erweist, Anfänge und Übergangsformen mit einer bestimmten und treffenden Bezeichnung scharf zu charakterisieren.

Die Gerechtigkeit ist blind geboren. Blind im geistigen Sinn ist alles, was ohne Vermittelung und Leitung des Verstandes auf äußere Reize reagiert, und blind ist die Rechtspflege in ihren Anfängen deshalb, weil sie nichts anderes als eine *Reaktion* ist. In diesem Punkte kommt sie mit gewissen Anfängen der Religion überein. Allgemein und mit vollem Rechte wird die *Rache* als eine Vorstufe des Rechtes betrachtet; die Rache in ihrer Urform ist die

sofortige, durch keinerlei Vernunftgründe bestimmte, halb mechanische Gegenwirkung auf feindliche und schmerzhafte Eingriffe in die Bewußtseinssphäre. Selbstverständlich entwickelt sich diese einfachste Form unter dem Einflusse des logischen Denkens allmählich weiter, und die Reaktion wird, wie immer in solchen Fällen, unsicherer und bald heftiger, bald schwächer, als der einwirkende Reiz erwarten läßt. Wie ein Muskel reagiert, den man durch einen elektrischen Strom von bestimmter Stärke reizt, läßt sich voraussagen; wie aber ein Mensch auf einen Stockschlag oder auf ein beleidigendes Wort reagieren wird, ist nicht ohne weiteres anzugeben, da der Reiz stets eine Menge von Associationen auslöst, die seine Wirkung ungeheuer vermehren oder auch stark vermindern können. Ein kleines, halblaut geflüstertes Wort kann einen furchtbaren Ausbruch der Leidenschaft hervorrufen, während ein andermal eine schwere Beleidigung oder Schädigung fast unbeachtet bleibt. Im allgemeinen werden die hemmenden Nebenvorstellungen, die die Reaktion teilweise oder ganz aufheben, mit wachsender Kultur stärker. Durch den Einfluß des geistigen Lebens aber wird die Reaktion zugleich ihres augenblicklichen, rasch verfliegenden Charakters entkleidet, und die Rache kann zu einem dauernden Gefühl werden, das immer wieder, wenn äußere Einflüsse oder Gedankenverbindungen die Aufmerksamkeit auf den schmerzhaften Punkt lenken, Befriedigung verlangt.

Die Rache in ihren einfacheren Formen ist durchaus verständlich und für die Erhaltung des Daseins nötig. Jeder Mensch ist von einer Sphäre umgeben, die er beeinflußt und auf die er größere oder geringere Rechte besitzt; er fühlt sich wohl und ruhig, solange er selbst und seine Sphäre mit der Umgebung in ausgeglichener Harmonie stehen, solange also sein Körper, sein Besitz und seine Rechte, seine sittlichen und geistigen Ansprüche nicht verletzt werden. Das Gefühl der Zufriedenheit und des Selbstvertrauens, das hieraus entspringt, ist zu einem gedeihlichen Dasein durchaus nötig; wird es durch äußere Eingriffe verletzt, so muß es so bald und so gründlich wie möglich wiederhergestellt werden. Die Rache ist die einfachste und schnellste Art, in der dies geschehen kann, sie ist in vielen Fällen sogar gleichbedeutend mit Notwehr. Wer bereit ist, Schimpf und Schaden nachdrücklich zu rächen, besitzt damit eine wichtige Waffe im primitiven Kampf ums Dasein und wird weniger leicht angegriffen als der Gutmütige und Schwache, der sich nicht wehren mag.

Vielfach hat die Rache noch ganz das Wesen einer augenblicklichen Reaktion: das Gefühl des Geschädigtseins oder der Schwäche wird durch einen Kraftausbruch aufgehoben und das gestörte Gleichgewicht der Seele dadurch hergestellt. Ob die Schädigung von einem bewußten Wesen ausgeht oder nicht, wird dabei zunächst nicht beachtet. Diese halb mechanischen Reaktionen sind auch beim Kulturmenschen noch nicht unterdrückt; leidenschaftliche Leute, die einem Stuhl, an den sie sich gestoßen haben, einen Schlag versetzen, oder die beim Straucheln über einen Stein einen ziellosen Fluch ausstoßen, gibt es noch genug; die kindlich-brutale Art, den Zorn über erlittenes Unrecht an dem ersten besten Unschuldigen auszulassen, gehört auch hierher. Ein ausgezeichnetes Beispiel dieser falsch gerichteten Rache gibt Shakespeare in der unvergleichlichen Szene in „Richard III.", wo der König Unglücksnachricht auf Unglücksnachricht empfängt, bis er endlich mit einer Verwünschung einen der Boten niederschlägt.

Rache ist noch keine Rechtshandlung. Das Recht ist eine Funktion der Dauergesellschaft und nicht die eines Einzelnen. Aber die Rache kann zur Rechtshandlung werden, sobald sie von der Gesellschaft im voraus gebilligt und in ihrer Form mehr oder weniger geregelt ist. Wenn der Battak, der von einem Europäer sein Recht nicht erlangen kann, diesem einen „Brandbrief" (s. die Abbildung, S. 607) ans Haus heftet und dann, wenn auch das nichts nutzt, das

Haus in Brand steckt, vollführt er nach der Ansicht seiner Landsleute eine vollkommen gerechtfertigte Handlung. Zur Selbsthilfe tritt nun noch die Rache der Gesellschaft gegenüber Störungen ihres Gleichgewichtes, eine Rache, die als die Äußerung einer eng verbundenen Menschheitsgruppe an und für sich den Rechtscharakter trägt. Wenn die Rache des Einzelnen in ihrer einfachsten Form der Reaktion eines Muskels auf einen elektrischen Schlag zu vergleichen war, so ähnelt die der Gesellschaft mehr der Art, wie der Leib einen eingedrungenen Fremdkörper durch Auseitern entfernt. Auch diese Form der Rache ist zunächst blind, sie sucht die Störung einfach zu beseitigen, ohne danach zu fragen, ob der Veranlasser der Störung sie absichtlich oder unabsichtlich hervorgebracht hat. Das eigentliche Gerechtigkeitsgefühl, das auch den Feind mit Billigkeit behandelt, entsteht erst nach und nach, während das Gefühl für eigene Benachteiligung und Schmerzen, überhaupt für jede Art ungerechter Behandlung schon früh in voller Stärke vorhanden ist; ein Beweis sind die Kinder, die das geringste ihnen angethane Unrecht sehr lebhaft empfinden, aber von gerechter und schonender Behandlung anderer, namentlich Schwächerer, zunächst noch keinen Begriff haben. Von den Naturvölkern gilt ganz dasselbe.



„Brandbrief" (Mussuh boringin) der Battak, Sumatra, bestehend aus einem Bambusstück mit eingeschnittener Beschwerdeschrift, Holzstäbchen, die Hackmesser vorstellen, und einem Bündel Palmfasern, wie sie bei Brandstiftungen als Zunder benutzt werden. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 606.

Es wurde eben gesagt, daß Rachehandlungen, die von der Gesellschaft gebilligt und geregelt werden, als einer der Anfänge wirklicher Rechtspflege gelten dürfen, während als zweiter Keim die eigentliche Gesellschaftsrache anzusehen wäre. Die erste Art der Rechtsanfänge verdient zunächst eine kurze Betrachtung.

An sich sind ja die Ausbrüche des Rachegefühls, namentlich wenn sie sich gegen Mitglieder der Gesellschaft richten, für die letztere nicht unbedenklich, und es muß ihr daran liegen, die wilden Gefühlsausbrüche in Formeln zu bringen, ihnen eine gewisse Richtung zu geben und ihre Gefahr für das Gemeinwohl dadurch möglichst abzumindern. Natürlich tritt die Einwirkung der Gesellschaft zunächst nicht in festen Gesetzen hervor, sondern darin, daß bestimmte Sitten entstehen. Ein ganz merkwürdiges Beispiel dafür, wie das verhältnismäßig unschädliche Austoben von Zorn- und Rachegefühlen, also eigentlich die falsch gerichtete Rache, zum festen Brauche werden kann, berichtet Francis P. Winter aus Britisch-Neuguinea. „Verschiedene Fälle von Verwundung", schreibt er, „waren das Ergebnis einer närrischen Sitte, die im westlichen Teile der Kolonie besteht. Wenn irgend etwas einen Eingeborenen dieses Landstriches ärgert, kann er seinen Gefühlen dadurch Luft machen, daß er seinen Bogen nimmt und Pfeile abschießt. Man zielt gewöhnlich mit den Pfeilen von außen nach dem Dache des eigenen Hauses, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob jemand im Haus oder in dessen Nähe ist. Verschiedene Male war das Ende vom Liede, daß jemand von einem Pfeile getroffen wurde. Ein junger Mann, der eines Nachts die Moskitos ungewöhnlich lästig gefunden hatte, suchte sich auf diese Art zu beruhigen und schoß dabei seinen besten Freund durch den Schenkel. Da dieses Verfahren auf

einem festen Brauche beruht, ist es unwahrscheinlich, daß eine hierbei verwundete Person Schritte zur Bestrafung des Schuldigen thut. Man kann nicht sagen, daß die Ansichten der Eingeborenen ganz in Übereinstimmung mit denen des (englischen) Gerichtshofes sind, wenn dieser den unvorsichtigen Schützen mit Gefängnis bestraft." Wahrscheinlich ist gerade diese Möglichkeit, jemanden zufällig zu schädigen, ein wichtiger Bestandteil der Sitte, die ja offenbar als Ersatz einer wirklichen Rachehandlung dienen soll.

Wenn hier die ungerichtete Rache in feste Form gebracht ist, so bietet der Zweikampf als Rechtsbrauch ein Beispiel für die Regelung der wirklichen, zielbewußten Rache. In den meisten Fällen erscheint freilich der Zweikampf zugleich als eine Art Gottesgericht, aber das ist zweifellos erst die Neubegründung einer schon vorhandenen Sitte, und zwar eine Neubegründung vorübergehender Art, denn der Zweikampf hat sich bei den Kulturvölkern Europas erhalten, ohne auch jetzt noch als eine gerechte Entscheidung höherer Mächte aufgefaßt zu werden: er bedeutet wieder einfach eine in feste Regeln gebrachte, in ihrer Wirkung möglichst eingeschränkte Rachehandlung. Dasselbe aber ist er schon bei primitiven Völkern. Namentlich die Australier kennen den Zweikampf als Rechtsbrauch; sie ziehen es, wie Bulmer bemerkt, bei weitem vor, sich einem Beleidigten zu stellen und einige Schläge oder leichte Wunden zu empfangen, als den dauernden Groll eines Menschen auf sich zu laden, da dieser dann auf den Gedanken kommen könnte, sich durch Zauberei zu rächen. Bei den Stämmen am Coopers Creek fordert nach Gasons Angabe der Bestohlene den Dieb heraus; bei dem Zweikampfe dient der Häuptling als bewaffneter Sekundant und hindert durch rechtzeitiges Eingreifen schwerere Schädigungen. In den meisten Fällen ist der Zweikampf insofern allerdings nur scheinbar, als der Herausgeforderte sich nur verteidigt, ohne selbst zum Angriff überzugehen, in dem Bewußtsein, daß er für sein Vergehen einige Strafe leiden muß; das Ganze soll eben dazu dienen, dem Beschädigten Gelegenheit zu genügender, aber nicht übertriebener Rache zu bieten.

Schon einer höheren Stufe gehört das Recht der Wiedervergeltung (jus talionis) an, das sich so häufig als primitive Rechtsform findet. Wo die Rache nicht mehr als blinde Entladung erfolgt, sondern wo für einen bestimmten Schaden an einer bestimmten Person Vergeltung geübt werden soll, da stellt sich der sehr natürliche Gedanke ein, Gleiches mit Gleichem zu erwidern; es ist das zugleich der erste schwache Versuch, Recht und Billigkeit zu üben, also die Rache nicht ins Maßlose gehen zu lassen, sondern ihren Umfang nach dem geschehenen Unrecht zu bestimmen. Halb unwillkürlich erfolgt meist diese Ideenverbindung: Schlag mit Schlag, Beleidigung mit Beleidigung zu erwidern, liegt sehr nahe; das Gesetz „Auge um Auge, Zahn um Zahn" bringt diese Form der Rache nur in eine feste Formel. Noch gegenwärtig besteht das jus talionis in vielen Teilen der Erde. So wird in Abessinien ein Mörder mit derselben Waffe und auf dieselbe Weise getötet wie sein Opfer; in den meisten Gebieten Westafrikas wird jede Körperverletzung und Verstümmelung mit der gleichen Schädigung vergolten, jeder Schlag in gleicher Weise erwidert. Auch bei Diebstahl und Sachbeschädigung wird zuweilen das einfache jus talionis angewendet. Auf höherer Entwickelungsstufe verschwindet diese plumpe Form der geregelten Rache.

Es mag hier daran erinnert sein, daß die Rache nicht der einzige Leidenschaftsausbruch ist, der durch Sitte und Brauch geregelt und zur gesellschaftlichen Einrichtung geworden ist. Namentlich die Erscheinung, die man als legale Anarchie bezeichnet hat, gehört in dieselbe Gruppe: nach dem Tod eines Häuptlings herrscht eine Zeit lang der Zustand vollster Gesetzlosigkeit und Ungebundenheit, bis mit der Wahl des neuen Führers die alte Ordnung wieder hergestellt

wird; was ursprünglich wohl unbeabsichtigt entstanden ist, erscheint hier zum festen Brauche geworden, ein durchaus unsozialer Vorgang ist zur sozialen Sitte umgewandelt und dadurch wenigstens in seiner Dauer beschränkt und geregelt. Noch im mittelalterlichen Rom wurde beim Tode jedes Papstes der päpstliche Palast, der Lateran, vom Volke geplündert. Ein ähnliches geregeltes Austoben ist wohl auch jenes Recht der Neubeschnittenen, einige Zeit ungestraft zu plündern und zu stehlen, das namentlich in Afrika vielfach nachzuweisen ist.

Wenn so die leidenschaftlichen Rachegefühle des Einzelnen von der Gesellschaft in bestimmte Bahnen gelenkt und schließlich, indem die Gesellschaft selbst die Rache übernimmt und zur Strafe umgestaltet, ganz eingedämmt werden, entwickelt sich auch die Gruppenrache entsprechend weiter. Jede Gruppe der Menschheit, mag sie klein oder groß sein, bildet einen Körper, der ebenfalls seine Reaktionen besitzt, und zwar ganz entsprechend dem Leibe des Menschen in zweierlei Art: einmal reagiert die Gruppe auf Eingriffe von außen, wie der Körper auf einen Stoß oder Schlag, und zweitens auf innere Störungen, wie der Leib unverdauliche Stoffe, Bacillen und Parasiten zu beseitigen strebt. Die Gegenwirkung auf äußere Schädigungen entspricht am meisten der Rache des Einzelnen; sehr richtig nennt man die wichtigste organisierte Form dieser Art Blutrache und nicht Blutrecht. Die Gruppe tritt in solchen Fällen auch einheitlich und geschlossen nach außen auf, als ob sie eine einzige Person wäre. Erst auf Umwegen, wie wir sehen werden, entstehen hier Rechtsnormen.

Anders liegt die Sache, wenn innerhalb einer Gruppe Störungen des Gleichgewichtes eintreten, die für das Dasein aller bedenklich sind oder doch bedenklich zu sein scheinen. Auch hier erfolgen Reaktionen, die zunächst, ganz wie das beim Körper der Fall ist, auf Ausscheiden oder Vernichten des Störenden hinauslaufen, ohne daß hierbei die Frage nach der Schuld oder bewußten Absicht des Störenfriedes irgend eine Rolle spielt. Das tritt namentlich in dem Verhalten gegen Greise, Kranke und überzählige Kinder hervor, gegen Personen also, die der Gesellschaft durch ihr bloßes Dasein lästig fallen, und die man deshalb wie Fremdkörper einfach ausscheidet. Der Begriff der Strafe kommt hierbei gar nicht in Betracht, obwohl die Behandlung der Unglücklichen manchmal schlimmer ist als anderswo die der schwersten Verbrecher. Auf den Neuen Hebriden läßt man überflüssige Kinder einfach verhungern, alte Leute begräbt man lebendig; die Koranas (Südafrika) setzten ihre Greise im Wald aus, damit sie verschmachteten oder wilden Tieren zur Beute würden; ebenso treiben die Kaffern Kranke, an deren Aufkommen sie zweifeln, ins Dickicht, damit sie dort elend zu Grunde gehen. Alles, was nicht normal und deshalb bedenklich erscheint, ist in Gefahr, durch diese innere Reaktion ausgestoßen zu werden: Zwillinge, Albinos, Kinder, die unregelmäßig zahnen, schwächliche oder verkrüppelte Neugeborene sind bei vielen Naturvölkern ohne weiteres dem Tode geweiht. Von diesem Abstoßen unfreiwilliger Sünder zum Bestrafen wirklicher Vergehen ist nur ein Schritt.

Auch hier ist die Reaktion zunächst blind, nach einer wirklichen Schuld des Störers oder Schadenstifters wird nicht gefragt, von mildernden Umständen ist nicht die Rede. Namentlich wenn mystische Vorstellungen dazukommen, ist die Reaktion meist sehr heftig und unbillig. Bei gewissen Festtänzen der Nordwestamerikaner wird jeder, der dabei strauchelt und stürzt, sofort erschlagen. In vielen Teilen Westafrikas verfällt nicht nur der wirkliche Mörder, sondern überhaupt jeder, der den Tod eines anderen verursacht, gleichfalls dem Tode, weil man annimmt, daß eine ihm innewohnende Zauberkraft an dem Unglück schuld sei. In den Fällen, wo die Störung der Harmonie keine erkennbare Ursache hat, wenn z. B. Krankheit, Hungersnot oder sonstige Unfälle eintreten, sucht man gern nach einem Schuldigen, um an diesem Opfer die

Verstimmung auszulassen und somit wenigstens vorübergehend Erleichterung zu finden. Diese Art, sich Luft zu machen, liegt tief im menschlichen Charakter begründet und tritt auch bei Kulturvölkern gelegentlich noch deutlich hervor: bei großen Unglücksfällen, einem Eisenbahnzusammenstoß, einer Bergwerksexplosion und dergleichen, erhebt sich sofort die leidenschaftliche Frage nach dem Schuldigen, der das Unheil büßen soll, während sich in Wahrheit vielleicht die Schuld auf viele verteilt oder ein unbedeutendes, sonst kaum beachtetes Versehen gerade dies eine Mal zu einer Katastrophe geführt hat. Fällt in solchen Augenblicken der Leidenschaft der „Schuldige" einer erregten Volksmenge in die Hände, so kann er auch bei uns trübe Erfahrungen machen und einen geringfügigen Fehler oder einen bloßen Verdacht aufs bitterste büßen.

Das Verantwortlichmachen von Personen selbst für Unfälle, die durchaus unabhängig von menschlichem Einflusse sind, ist bei manchen Völkern in ein System gebracht; auch hier also wieder das Streben, ursprüngliche Leidenschaftsausbrüche als Brauch und Sitte festzulegen. Auf Niue (Polynesien) gab es früher Priesterkönige, die für das Gedeihen der Ernte verantwortlich waren und bei Mißernte und Hungersnot getötet wurden; schließlich wollte keiner mehr das ehrenvolle Amt übernehmen, und es blieb nichts übrig, als die Regierung einem Rate der Familienhäupter zu übergeben. In Loango schrieb man das Mißlingen der Ernte und des Fischfanges der Schlechtigkeit des Königs zu und setzte ihn in besonders schweren Fällen ab; dasselbe Schicksal droht bei den Kru dem Bodio oder Priesterhäuptling. Wo es privilegierte Regenmacher gibt, macht man sie natürlich meist für das Mißlingen ihres Zaubers verantwortlich. Wie in China der Kaiser und die Beamten sich schweren Vorwürfen aussetzen, wenn das Wetter schlecht ist und sonstige Unfälle eintreten, ist schon früher berichtet worden.

Da in allen diesen Fällen nach einer wirklichen Schuld und Verantwortlichkeit gar nicht gefragt wird, sind auch die „Strafen", die auf dieser Stufe freilich den Namen noch nicht verdienen, in keiner Weise nach Rücksichten der Billigkeit geregelt. Was entscheidet, ist einfach die Schwere des Vergehens. Man will auch weniger strafen, als das Störende ausscheiden. Wenn sich bei den Australiern ein Mitglied des Stammes durch Streitsucht und Brutalität zu lästig macht, thun sich schließlich die Männer zusammen und schlagen ihn bei einer passenden Gelegenheit tot. Die Idee, ihn durch Strafen zu bessern oder abzuschrecken, liegt diesen Naturkindern noch ganz fern.

Ein vielumstrittener Rest dieses Urrechtes der Gesellschaft ist bei den Kulturvölkern die **Todesstrafe**. Auch hier findet eine einfache und gründliche Ausscheidung des Störenfriedes statt, ohne daß man auf die Vernichtung eines Menschenlebens und einer menschlichen Arbeitskraft dabei Rücksicht nimmt. Es ist möglich, daß auf diesem Gebiete noch umfangreichere Rückschläge eintreten und das Ausscheiden krankhafter und verderbter Elemente später einmal mit Bewußtsein vorgenommen wird. Das in Frankreich übliche Verbannen rückfälliger Verbrecher nach Neukaledonien ist ein Beispiel dieser Art, nur daß man hier ein menschlicheres Verfahren anwendet, als es bei Naturvölkern üblich ist.

Die **Grausamkeit**, die Naturstämme und leider, wie unsere mittelalterlichen Rechtsbräuche zeigen, auch Kulturvölker in Rache und Strafe leicht hervortreten lassen, ist einer der traurigsten Züge in der Entwickelung der Menschheit. Die Hypothesen über die Ursachen der Grausamkeit und ihr Verhältnis zu den Rachegefühlen hat neuerdings R. Steinmetz eingehend behandelt; zweifellos liegt in der Grausamkeit ein Genuß, der in den Anfängen und selbst in der weiteren Fortbildung der Rechtspflege als wichtiges Moment hervortritt. Erst neuerdings ist man davon zurückgekommen, eine Hinrichtung als öffentliches Schauspiel zu betrachten oder

gar, wie noch vor wenig Jahrhunderten, einen Unglücklichen vor den Augen einer nur zu gern herbeiströmenden Menge langsam zu Tode zu quälen. Bei den einfachen Rachehandlungen dient der Genuß der Grausamkeit offenbar als Entschädigung für das erlittene Leid, mag er im übrigen entstehen, wie er will. Die Neigung primitiver Menschen, sich einseitig bis aufs äußerste zu entwickeln und die letzten Folgerungen einer Sache zu ziehen, läßt es nicht wundernehmen, daß vielfach dieser Genuß in derselben Weise kultiviert und ins Maßlose gesteigert wird, wie etwa anderswo der Alkoholismus oder sinnliche Freuden. Dadurch aber wird der Wunsch nach einer billigen Abmessung gerichtlicher Strafen ganz beiseite geschoben; Rachehandlungen an Landesfeinden, Strafen für Vergehen und religiöse Menschenopfer verfließen oft völlig ineinander unter dem Einfluß der alles überwuchernden Freude an der Grausamkeit.

Zwei Quellen der Rechtspflege haben wir kennen gelernt, die Rache des Einzelnen für erlittene Unbill und die Reaktion der Gesellschaft gegen innere Störungen; dazu kommt nun in der nach außen gerichteten Rache der Gesellschaft allmählich eine dritte. Diese Rache ist zunächst ebensowenig „Recht“ wie die rein persönliche des einzelnen Menschen. Wird eine Horde oder eines ihrer Mitglieder durch eine fremde Horde geschädigt, so wehrt man sich und sucht Gleiches mit Gleichem oder Schlimmerem zu vergelten, aber von Rechtsgefühl im engeren Sinn ist da keine Rede; fühlt man sich selber stark und zu Thaten aufgelegt, so begeht man unbedenklich dieselben Übergriffe, die man sonst so wütend zu strafen suchte. Es ist noch der einfache Kampf ums Dasein, in dem der Stärkere den Schwächeren vergewaltigt; wer außerhalb der eigenen kleinen Gruppe steht, ist vogelfrei. Deshalb erscheint ja auch die Verbannung, das „ins Elend schicken“, auf primitiver Stufe der Kultur als eine furchtbare Strafe, oft schlimmer als der Tod, zu unseren Zeiten dagegen als eine der mildesten. Das erklärt sich einfach daraus, daß gegenwärtig ein beträchtlicher Teil der Menschheit eine Art großer Gemeinschaft bildet, innerhalb deren das Leben und Eigentum eines jeden, auch des Ausländers, geschützt ist; die bloße Eigenschaft als Mensch verleiht ihm überall bestimmte Rechte.

Damit ist schon angedeutet, wie sich auch aus der Horden- und Stammesrache, aus dem Daseinskampfe der kleinen Menschheitsgruppen wirkliche Rechtsbräuche entwickeln können. Dieser Kampf aller gegen alle ist ja ein Zustand, den jede vorwärtsstrebende Gruppe so bald wie möglich überwinden muß; überall bilden sich größere zusammenhängende Verbände entweder durch Volksvermehrung oder durch Zusammenschluß kleinerer Gruppen. Damit aber wird die ursprünglich stets nach außen gerichtete Rache jedes kleinen Gesellschaftskörpers, sobald sie sich gegen eine Gruppe des größeren Verbandes wendet, dem beide angehören, zu einer inneren Angelegenheit dieses Verbandes. Was der kleinen Gruppe noch als berechtigte Rache erscheint, wird von dem Gruppenverband als Störung seiner inneren Harmonie peinlich empfunden und nach Möglichkeit zu schlichten gesucht.

Das ist aber oft eine schwere Aufgabe, und zwar gerade in den bedenklicheren Fällen, wo es sich um Blutschuld handelt. An sich pflegt das Gedächtnis primitiver Menschen nicht eben stark zu sein; Leichtsinn und Heiterkeit, diese charakteristischen Züge des von geistiger Arbeit und sittlichen Grundsätzen noch wenig beeinflußten Menschen, kehren auch nach schweren Leiden und Schicksalsschlägen bald wieder zurück. Aber in einer Beziehung ist doch auch bei verhältnismäßig tiefstehenden Völkern der Horizont bereits erweitert, in einem Punkte fühlen sie sich an Daseinsbedingungen geknüpft, die über das Leben des Einzelnen hinausreichen, das ist in ihrem Verhältnis zu den Toten. Der Verstorbene scheidet nicht ohne weiteres aus der Gesellschaft aus, er lebt als gefährliche Macht fort, mag man ihn sich als Gespenst vorstellen oder ihn in

Ahnenfiguren oder Totenmasken (s. die untenstehende Abbildung) verkörpert denken, und er verlangt mehr oder weniger dringend Sühne für seinen Tod. Hier ist also eine Rachepflicht vorhanden, der man oft erst auf künstliche Weise ein Ziel gibt: jeder Todesfall gilt als das Werk eines Feindes, den man durch Hilfe der Zauberpriester ermittelt. Da nun die Totenfurcht bei vielen Naturvölkern einseitig aufs äußerste entwickelt ist, findet auch die Rachsucht in ihr eine Kräftigung, die es ihr leicht macht, die natürliche Sorglosigkeit und Vergeßlichkeit zu überwinden. Zuweilen schreibt man dem Verstorbenen jene unbestimmte Rachelust zu, die sich mit dem ersten besten Opfer begnügt, ohne viel nach der Schuld oder Unschuld zu fragen; hier dürfte die Wurzel vieler Menschenopfer liegen, die man erst nachher dahin deutete, daß die Geopferten dem Toten als Begleiter und Diener ins Jenseits folgen sollten. In der Kopfjägerei haben wir dagegen ein Beispiel, wie dieselbe Anschauung sich erst sekundär geltend macht und eine ursprünglich ganz anders begründete Sitte umgestaltet (vgl. S. 117 und 201).


Totenmaske der Battak, Sumatra. Bremer Museum.

Es ist natürlich, daß man die Opfer der ziellosen wie der zielbewußten Rache mit Vorliebe außerhalb der eigenen Gruppe sucht, ganz abgesehen von den Fällen, wo thatsächlich ein Mitglied der Horde durch die Hand eines Fremden gefallen ist. Dieser angebliche oder wirkliche Thäter aber steht seinerseits nicht allein, sondern er ist eng mit einer anderen Gruppe verbunden, die ihn schützt und für ihn verantwortlich ist; die nach außen gerichtete Rache tritt daher immer als Gruppenrache auf oder wird doch in kürzester Zeit dazu umgewandelt. Vielfach entsteht dann endlich ein festes Herkommen, ein beständiger Kriegszustand zwischen zwei Horden, deren jede von der anderen grundsätzlich das Schlimmste denkt. Europäische Forscher haben es oft erlebt, daß sie von dem einen Stamm in der dringendsten Weise vor der Schlechtigkeit eines anderen gewarnt wurden, und daß sie bei dem anderen genau dieselben Warnungen vor der Bosheit des ersten hören mußten, während in Wirklichkeit die beiden Stämme ungefähr die gleichen guten und schlechten Eigenschaften zeigten.

Blutrache auf primitiven Stufen ist also nichts weiter als dauernder Kriegszustand. „Nennen wir“, sagt Steinmetz, „die Blutrache einfach Krieg und vergleichen wir sie mit unseren Kriegen statt mit unseren Verbrechen und Racheübungen, respektive Strafen, so ist das ganze Rätsel ihrer Erscheinung gelöst oder vielmehr es ist keins mehr da.“

Die Lage ändert sich, sobald die streitenden Gruppen einer größeren Einheit angehören; es liegt jetzt im allgemeinen Interesse, daß die Gruppenkämpfe vermieden werden oder keinen dauernden Charakter annehmen. Freilich kann die Entwickelung hier einen sehr verschiedenen Gang gehen, und es kommt oft genug vor, daß auf höheren Stufen des Fortschrittes dennoch das Gemeinsamkeitsgefühl der kleinen Verbände in einseitigster Weise ausgebildet erscheint, während das der großen Gruppen zurücktritt. In solchen Fällen hält sich die Blutrache mit merkwürdiger Zähigkeit und unterstützt ihrerseits wieder aufs wirksamste die bestehende Zerrissenheit. Das bekannteste Beispiel sind die Zustände auf Corsica, wo trotz des Zusammenschlusses der Bevölkerung zu Gemeinden, trotz der politischen Einigung, trotz des staatlichen Zusammenhanges mit den Millionen des französischen Volkes, trotz gemeinsamer Sprache und Kultur die primitive Blutrache unausrottbar scheint. Vielleicht noch charakteristischer sind oder waren bis vor kurzem die Verhältnisse in vielen Stadt- und Dorfgemeinden der Kabylen

Nordafrikas; meiſt ſtand die eine Hälfte der Ortſchaft der anderen in herkömmlicher Blutfehde gegenüber, und der bitterſte Feind des Kabylen war oft ſein Nachbar, deſſen Haus nur einige Schritte von dem ſeinen entfernt ſtand. Im alten Arabien war es nicht anders; in Medina gelang es erſt dem Eingreifen Mohammeds, die beiden tödlich verfeindeten Gruppen, in die die Bewohner der Stadt zerfielen, miteinander auszuſöhnen.

Vielfach verzichtet denn auch die größere Gemeinſchaft ganz darauf, ſich in die Blutfehden der Sippen und Familien einzumiſchen; nur dann, wenn unter den Streitenden der Wunſch nach Verſöhnung laut wird, treten Unparteiiſche oder die Obrigkeit vermittelnd ein. Die Möglichkeit der Vermittelung iſt aber dort vor allem gegeben, wo außer dem Zuſammenſchluſſe zu größeren Verbänden ein weiterer Kulturfortſchritt, die Anſammlung von Vermögen, ſtattgefunden hat. Ganz beſitzlos iſt freilich kein Stamm und keine Sippe, aber Schätze, die genügend erſcheinen, die Freude an der Rache zu erſetzen und den Zorn der Toten zu verſöhnen, ſind auf tiefen Kulturſtufen kaum vorhanden. Wo ſich dagegen wertvolle Güter finden, iſt das Abkaufen der Rache durch einen Blutpreis wenigſtens denkbar. Oft gilt es zunächſt für wenig ehrenvoll, das Blutgeld zu nehmen, und erſt nach zahlreichen Totſchlägen von beiden Seiten läßt man ſich allenfalls dieſe unkriegeriſche Löſung gefallen; anderswo iſt es den Verwandten des Erſchlagenen vollkommen freigeſtellt, ob ſie die Sühne annehmen oder Blutrache üben wollen. Es findet ſich auch die Sitte, daß der Mörder zunächſt aus dem Lande flieht, worauf ſeine Sippe mit der des Getöteten über den Blutpreis verhandelt. Leichter als bei Totſchlag iſt die Verſöhnung natürlich bei bloßen Verwundungen; bei vielen Völkern, wie noch bei den Deutſchen des frühen Mittelalters, beſtehen förmliche Preisliſten, in denen für jede Art der Verletzung das entſprechende Sühnegeld angegeben iſt. Auf dieſem Weg aber verſchmilzt die urſprünglich nach außen gerichtete Rache ganz mit den Rechtsbräuchen, die innerhalb der Gemeinſchaft entſtehen, und eine Rechtspflege im engeren Sinne des Wortes, wobei bereits die Größe der Schuld und des Schadens in der Strafabmeſſung berückſichtigt wird, iſt nunmehr möglich.

Wer nicht Rache, ſondern Recht haben will, muß ſich an ſeine Gemeinſchaft oder an deren Vertreter wenden, damit ſie entweder ſeine Rache billigen und dadurch zur Rechtshandlung erheben, oder ſelbſt R e c h t ſ c h a f f e n. Aber das iſt leichter geſagt als gethan. So geſchloſſen die primitive Geſellſchaft nach außen hin aufzutreten pflegt, ſo wenig organiſiert iſt ihr inneres Gefüge; Streitigkeiten zwiſchen einzelnen Perſonen der Gruppe erregen wohl Aufſehen, aber es hat niemand Luſt oder Auftrag, ſich in ſie einzumiſchen. Was K. Vetter von den Jabim in Kaiſer Wilhelms-Land ſagt, mag von vielen Naturvölkern gelten: „Beſtimmte Strafen für beſtimmte Vergehen ſind unbekannt; jeder ſucht ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen, ſoweit er Mut beſitzt und ſo lange ſein Rachedurſt nicht abgekühlt iſt. Mit Schimpfen, Drohen, einigen Speerwürfen, die meiſt pariert werden, iſt es gewöhnlich gethan.“

Die Gleichgültigkeit der Gruppe gegenüber den Beſchwerden der Einzelnen kann nur gebrochen werden, wenn der Streitfall größere Aufmerkſamkeit erregt und einen ungewöhnlichen Umfang annimmt. Hier bietet ſich alſo für den Geſchädigten ein Weg, durch willkürliche V e r g r ö ß e r u n g d e s S c h a d e n s und H e r e i n z i e h e n a n d e r e r P e r ſ o n e n das ſchlummernde Rechtsgefühl der Gemeinſchaft zu wecken, und in der That ſind hier und da auf dieſe Weiſe ganz eigentümliche Rechtsbräuche entſtanden. Poſt berichtet dergleichen nach den Angaben verſchiedener Quellen von den Buſchſtämmen in Südguinea: „Geht bei denſelben einem Manne ſeine Frau mit einem anderen durch und kann er den Ehebrecher nicht erreichen, ſo wendet er ſich zum

nächsten Dorfe und tötet den ersten besten Menschen, der in den Bereich seiner Flinte kommt. Hierauf verkündet er laut, wer er sei und weshalb er die Gewaltthat verübt habe und ruft den Leuten zu, daß sie den Mann, der ihm sein Weib gestohlen habe, verantwortlich machen müßten. Ist der Schuldige außerhalb ihres Bereiches, so töten sie irgend einen Mann aus dem nächsten Dorfe. In dieser Weise geht die Rache von Dorf zu Dorf durch den ganzen Distrikt. Die Thore aller Dörfer werden geschlossen und verbarrikadiert, bis endlich ein Clan für seinen erschlagenen Blutsfreund keine Gelegenheit zur Rache mehr erspähen kann. Der Häuptling dieses Clans erhebt alsdann einen Ersatzanspruch gegen den Mann, der mit der Frau durchgegangen ist, während angenommen wird, daß der Ehemann durch den von ihm verübten Totschlag seiner Ansprüche auf das Weib verlustig geworden sei, und derselbe mit der Sache weiter nichts mehr zu thun hat. Der Häuptling des Clans, welchem der Missethäter angehört, bietet jenem Clanhäuptling eine Geldentschädigung, und mit der Annahme dieser ist alsdann dem ganzen Lande der Frieden zurückgegeben, was weit und breit verkündet wird."

Das Beispiel ist um so interessanter, als hier gleichzeitig die Form des blinden Racheausbruches als fester Brauch bewahrt, aber in der Weise gelenkt ist, daß dem Verletzten auf Umwegen endlich doch die Genugthuung zu teil wird, den Schädiger oder dessen Sippe bestraft zu sehen. Solche Zustände sind freilich nur dort denkbar, wo das Menschenleben einen äußerst geringen Wert hat und Menschenopfer, Hexenprozesse und Sklavenjagden in derselben leichtfertigen Weise das Dasein Unschuldiger vernichten, wie das hier ein Rechtsbrauch thut.

Nicht in dieser blutigen Form, sondern mehr in der der Sachbeschädigung findet sich die Sitte auch anderwärts. Bei den Yaunde ist diese Art des Rechtsuchens nach Zenkers Angabe ganz allgemein. Ist jemand zu schwach, von einem Schuldner seine Forderung einzutreiben, so entwendet er irgend einem Häuptling eine Wertsache; dieser macht nun den Fall zu dem seinen und zwingt den Schuldner, eine weit größere Summe zu zahlen, als zu der er verpflichtet war; natürlich fällt der Löwenanteil dem Häuptling zu.

Aus einem ganz anderen Gebiete, von der Gazellehalbinsel Neubritanniens, gibt B. Danko eine sehr anschauliche Schilderung eines derartigen Rechtsfalles, wie er sich dort häufig ereignet. „To Meli und To Delu waren zwei Knaben. To Meli steckte einen eisernen Ladestock ins Feuer, und als er heiß war, zog er ihn über To Delus nackten Rücken. To Delu geriet darüber in Wut, rannte sogleich nach dem Strand und hieb einige Krotons um, die To Rumu gehörten. To Rumu war ärgerlich über den Verlust seiner Krotons, und er ging am Strande hin und zerschlug ein Boot, das einem anderen gehörte. Der Besitzer des Bootes ging hin und zerbrach zwei Boote, die wieder Eigentum eines anderen waren. Der Besitzer der beiden Boote brannte das Haus eines anderen Mannes nieder, und selbst noch weiteres Unheil entsprang aus To Melis handgreiflichem Scherz. Alle waren nun der Meinung, daß die Sache beigelegt werden müßte. To Meli mußte dem To Rumu die Krotons bezahlen, die To Delu umgehauen hatte, weil er dadurch, daß er To Delu verbrannte, den Anlaß zum Umhauen der Krotons gegeben hatte. To Delu, der Verbrannte, mußte das zerbrochene Boot bezahlen, weil er durch das Umhauen der Krotons veranlaßt hatte, daß das Boot zerschlagen wurde. To Rumu hatte durch das Zerschlagen des einen Bootes verursacht, daß zwei zerstört wurden, und mußte folglich diese beiden bezahlen. Der Mann, der die beiden Boote zerschlagen hatte, war wieder die Ursache gewesen, daß das Haus verbrannt wurde und hatte also dafür zu zahlen. So mußte jeder Anspruch befriedigt werden, bis sich schließlich jemand fand, dessen Besitz beschädigt worden war, der aber seinerseits keinen Schaden angestiftet hatte. Seine Forderung wurde dann

bezahlt, und die Sache war zu Ende. Wie man sieht, erhielt der Knabe, der verbrannt worden war, keine Entschädigung. Immerhin hatte er durch das Abhauen der Krotons To Meli gezwungen, sie zu bezahlen, und indem er ihm somit einen Geldverlust verursachte, fand er eine gewisse Genugthuung; er hatte außerdem andere in Eigentumsverlust gebracht und damit erreicht, daß sie To Meli zürnten, dessen gesellschaftliche Stellung für einige Zeit wenig beneidenswert war."

Das Beispiel zeigt, wie sehr ein derartiges Verfahren zur Gewohnheit geworden sein muß, da es sich wie nach festen Regeln abspielt. Aber auf welch seltsamem und für das Gemeinwohl bedenklichem Umwege wird hier die Genugthuung und zugleich eine gewisse moralische Schädigung des Beleidigers erzielt!

Mildere Formen dieser Art des Rechtsuchens liegen dort vor, wo der Beleidigte sich selbst einen Schaden zufügt, um dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit zu erwecken und seinen Gegner in ein schlechtes Licht zu setzen, oder sich sogar selbst tötet. Die japanische Sitte, bei einer schweren Beleidigung Selbstmord zu begehen, gehört hierher; der Beleidiger war dann moralisch verpflichtet, das Gleiche zu thun, oder verfiel der allgemeinen Verachtung. In Westafrika sind ähnliche Bräuche bekannt. Die indische Sitte der Dhârna besteht darin, daß der Gläubiger so lange fastet, bis der Schuldner ihn bezahlt hat; meist lagert sich dabei der Gläubiger vor der Thür seines Schuldners, so daß er die Aufmerksamkeit des Publikums erregt, und spricht den Entschluß aus, sich zu Tode zu hungern, wenn er sein Geld nicht bekommt. Hier tritt für den Schuldner noch die Furcht hinzu, daß er von dem Geiste des auf diese Weise Verstorbenen verfolgt werden wird. Vielleicht hat Steinmetz recht, wenn er in dieser Furcht die eigentliche Wurzel des Dhârna sucht, aber der spätere Sinn ist doch wohl der, die allgemeine Mißbilligung gegen den säumigen Schuldner zu erregen, der einen anderen kaltblütig verhungern läßt.

Es hat wohl nicht überall so seltsamer Mittel bedurft, das Rechtsgefühl der Gesellschaft zu erwecken. Sobald aber einmal auf irgend eine Weise der Gesellschaft oder ihren Vertretern die Rolle des Schiedsrichters in inneren Streitigkeiten übertragen wurde, mußte das einen bedeutenden und günstigen Einfluß auf die Entwickelung üben, ja man darf sagen, daß das Recht in unserem Sinn eigentlich nun erst entstehen konnte. Jetzt endlich verschafft sich nicht mehr der beleidigte Teil, sei es ein Einzelner oder eine Gruppe, selbst sein Recht oder vielmehr seine Rache, sondern es entscheiden nunmehr Richter, die *über* den Parteien stehen. Dies Ziel wird natürlich zuerst nur unvollkommen erreicht, aber es kann nun wenigstens als Ideal erkannt werden, dessen Verwirklichung die besten und edelsten Naturen anstreben. Die Macht eines solchen Ideals ist auf die Dauer unwiderstehlicher als alle anderen Gewalten; man kann die Ideale als die großen, durch Generationen wirkenden Gedanken der Dauergesellschaft bezeichnen.

Das Ziel der Entwickelung, eine unparteiische und dabei möglichst einfache Rechtspflege, wird nicht so bald erreicht, da hierzu eine lange und schwere *Selbsterziehung der Menschheit* erforderlich ist. Es ist deshalb nicht wunderbar, daß man dem Ideal, das unmittelbar nicht zu erlangen ist, auf allerlei Seitenwegen beizukommen sucht; daß man die noch schwachen sittlichen Kräfte durch andere stärkere Mächte zu unterstützen oder zu ersetzen strebt. Als solche Mächte aber bieten sich von selbst die mystisch-religiösen Anschauungen, die wir schon bei der Verschärfung der Rachegefühle als verhängnisvolle Gedächtnishilfe wirksam fanden. Nunmehr müssen sie ihren Beistand dazu leihen, Übertretungen zu verhüten, Angeklagte zu überführen und Urteile zu fällen.

Alle magischen Schutzmittel haben zunächst die Wirkung, den mit Zuversicht zu erfüllen, der sie trägt und anwendet; in diesem Sinne können sie dem Rechtsschutze nicht weiter dienen. Aber oft genug erstreckt sich ihr Einfluß auch auf andere: wenn es bekannt ist und geglaubt wird, daß sich jemand durch Amulette unverwundbar gemacht hat, oder daß Geister sein Eigentum schützen, dann wird man sich im allgemeinen wohl hüten, Übergriffe gegen ihn zu begehen. Die weitverbreitete Sitte, Geräte und sonstigen Besitz mit Ahnenbildern zu verzieren oder ihnen selbst die Form solcher Bilder zu geben (s. die untenstehende Abbildung), läßt erkennen, wie gern man sich dieser Hilfe bedient. Aus dieser Wurzel entstehen die Tabugesetze, über die schon früher berichtet worden ist. Tabuistische Schutzmaßregeln können von Einzelnen ausgehen oder von den Leitern und Vertretern der Gesellschaft verhängt werden; auf Samoa stand es in der Macht der Häuptlinge, beliebig etwas zu tabuieren und damit zeitweilig oder dauernd dem Gebrauche zu entziehen, aber nach Turners Zeugnis suchten auch Privatleute ihr Eigentum durch Zaubermittel zu schützen und Diebe abzuschrecken. So deuteten Kokosblätter, die in Form eines Haifisches geschnitten waren, dem Dieb an, daß er von einem Haifische gefressen werden würde; ein horizontal aufgehängter Stock drohte, daß eine Krankheit quer durch den Körper des Diebes laufen und ihn töten würde; andere Zeichen verhießen ihm schmerzhafte Geschwüre, Rattenplage, Blitzschlag, Augenleiden u. s. w. In ganz derselben Weise schützten, wie Krapf beobachtete, die Wanika (Ostafrika) durch aufgehängte Zaubermittel ihre Pflanzungen und Häuser. Auf der Gazellehalbinsel Neupommerns gibt es drei Arten tabuistischen Eigentumschutzes: eine wenig wirksame, die jeder selbst anbringen kann, eine stärkere, die große Häuptlinge bewirken, und eine besonders gefürchtete, die von Zauberern gegen Belohnung vorgenommen wird. Hierbei findet aber schon ein sehr bemerkenswerter Übergang vom mystischen zum rechtlichen Schutze statt: wer das einfache Tabu verletzt, muß eine Strafzahlung in Muschelgeld erlegen, darf aber dann das Gestohlene behalten; das Zaubermittel ist also in diesem Falle zum einfachen Eigentumszeichen geworden und hat den Anlaß zu einem wirklichen Rechtsbrauche gegeben.



Trommel vom mittleren Congo.
Museum für Völkerkunde in Berlin.

Dient hier die Mystik dazu, den Eigentumsbegriff zu schaffen und zu festigen, so wirkt sie auf einem anderen Wege mit, den Gedanken einer regelmäßigen, hoch über dem Einzelnen stehenden und von seinen Drohungen oder Bitten unbeeinflußten Rechtspflege entstehen zu lassen. Es geschieht das dort, wo sich die Geheimbünde zu Organen der Gerechtigkeit umbilden. Natürlich richtet sich zunächst die „Gerechtigkeit“ nur gegen solche, die außerhalb des Bundes stehen und diesem lästig werden, ist also eine bloße Rache; die Pflicht der Mitglieder aber, die Geheimnisse des Bundes zu wahren und seinen Gesetzen zu folgen, zwingt gleichzeitig zur Ausbildung einer inneren Rechtspflege, die sich hier schneller und vollkommener entwickeln muß als im öffentlichen Leben der Gruppe. Damit sind die beiden Wege gegeben, die in ihrer

Vereinigung dahin führen können, daß der Geheimbund zu einer Art Polizei- und Rechtsbehörde wird. In der That kann auf niederer Kulturstufe das Geheimnisvolle dieser Art Rechtsübung einen vorläufigen Ersatz für das mangelnde Rechtsgefühl bieten, mag man nun, wie das zunächst immer der Fall ist, die Mitwirkung geisterhafter Wesen annehmen und deshalb dem Bund überirdische Kenntnisse und Kräfte zuschreiben, oder mag man, wie das beim Femgerichte der Fall war, die große Zahl überall unerkannt vorhandener „Wissender" fürchten.

Die Feme ist ein vorzügliches Beispiel, wie sich aus mystischer Wurzel endlich ein festes Gerichtswesen entwickeln kann, das zweifellos in der gesetzlosen Zeit des Mittelalters von großem Werte gewesen ist. Leider ist der Zusammenhang der Feme mit älteren Geheimbünden, wie sie im oberbayerischen Bunde der „Haberer" eine letzte Spur hinterlassen haben, noch kaum untersucht, aber vorhanden ist er sicher. Auch wo öffentliche Rechtspflege eingeführt ist, hält sich die heimliche als eine Art Korrektur der zunächst wenig vertrauenswerten öffentlichen meist noch lange; in China sind die Geheimbünde eben wegen des schlecht organisierten und unzuverlässigen staatlichen Rechtswesens ein unausrottbares Übel. Beim Erstarken des allgemeinen Rechtsgefühles und der staatlichen Macht verliert sich der Einfluß solcher Bünde; die Feme war zuletzt nur noch eine Art niederer Polizei, mehr lächerlich als furchtbar, und auch in Afrika sind stellenweise die maskiert auftretenden Bündler nur noch eine Polizeitruppe im Dienste des Häuptlings.

Wohl am bedeutsamsten tritt die Mystik als Hilfsmittel dort hervor, wo die Schuld oder Unschuld eines Beklagten zu erweisen ist. Die weite Verbreitung der Gottesurteile oder Ordale könnte auffallen, wenn man nicht bedächte, daß es sich bei der Anklage meist ebenfalls um mystische Verbrechen, um Schädigung durch Zauberei handelt. Das ist auch natürlich genug: die Furcht des primitiven Menschen vor unheimlichem Zauberwerk ist weit größer als die vor thätlichem Angriff, und es muß in der That im Interesse der Gesellschaft liegen, Zauberer zu ermitteln und zu bestrafen, da ja niemand vor ihren Unthaten sicher zu sein scheint. Durch Zeugen oder sonstige wirkliche Beweise ist die Zauberei meist nicht festzustellen; der Gedanke, den Beweis auf mystischem Wege zu suchen, liegt ziemlich nahe, die Art aber, wie das ausgeführt wird, ist außerordentlich verschieden.

Der Wirkung nach kann man Ordale unterscheiden, die einfach Schuld oder Unschuld feststellen sollen, worauf dann erst nötigenfalls die Strafe vollzogen wird, und andere, die selbst schon gefährliche Proben sind und im Falle des Mißlingens Erkrankung und Tod des Angeklagten herbeiführen. Die erste Gruppe fällt zum guten Teile mit den gewöhnlichen Divinationsmitteln zusammen. Besondere Bräuche haben sich vielfach ausgebildet, wenn es gilt, den Urheber eines auf Zauberei zurückgeführten Todesfalles zu ermitteln; entweder wird der Leichnam im Orte herumgetragen und die Träger machen, wie durch eine höhere Macht gezwungen, vor dem Hause des Schuldigen Halt, oder die Verdächtigen müssen sich der Leiche nähern, die unter der Berührung des Thäters zusammenzuckt, oder deren Wunden bei seinem Herantreten wieder zu bluten beginnen. Der letzte Fall zeigt schon, daß auch gewöhnliche Totschläge, deren Urheber nicht zu ermitteln ist, auf mystischem Weg untersucht werden können.

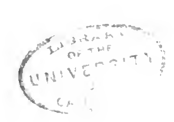
Die für Leben oder Gesundheit gefährlichen Ordale sind sehr zahlreich und mannigfaltig: es gibt Proben mit glühenden Kohlen, glühendem Eisen, kochendem Wasser und Öl, bei denen allen es als Beweis der Schuld gilt, wenn der Angeklagte sich verbrennt; ferner Wasserproben, bei denen in der Regel der Angeklagte als schuldig und zugleich gerichtet betrachtet wird, wenn er untersinkt und ertrinkt; Zweikämpfe, die zwar aus anderer Quelle entspringen, deren Ausgang

aber als beweiskräftig auch im mystischen Sinne gilt; endlich die Giftproben, die besonders in Afrika beliebt sind und hier wieder in sehr verschiedenen Formen auftreten. Manchmal ist das angebliche Gift in Wirklichkeit harmlos, und ein gewisser Erfolg des Verfahrens wird, wie bei den meisten Ordalen der ersten Gruppe, nur durch die Angst und das Schuldbewußtsein des Angeklagten gesichert; oft bewirkt der Giftstoff nur Schwindel, Erbrechen und dergleichen, oder er wird in die Augen gestrichen und ruft furchtbare Schmerzen oder vorübergehende Blindheit hervor, womit dann die Schuld erwiesen ist. In Westafrika scheint nach Olivers Angabe der Gifttrank mit Vorliebe aus Erythrophlaeum Guineense hergestellt zu werden, indem man die Rinde des Baumes zu Pulver reibt und mit Wasser mischt; das in ihr enthaltene Gift soll zur Gruppe der Strychnine gehören. Meist gilt das Erbrechen des Giftes als Zeichen der Unschuld, starke Quantitäten führen schnell den Tod herbei; der Zauberpriester, der den Vorgang leitet, hat es natürlich ganz in der Hand, ein ihm genehmes Ergebnis herbeizuführen. In der Regel unterwirft sich nur der Beklagte der Probe, doch kommt es auch vor, daß der Kläger ebenfalls seine Gutgläubigkeit durch das Ordal beweisen muß.

Die dauerhafteste, auch bei uns im Grunde noch vorhandene mystische Rechtsform ist der Eid. Zunächst handelt es sich wohl auch hier um einen aus anderer Quelle entspringenden Brauch, der erst nachträglich der Rechtspflege dienstbar gemacht worden ist; darf doch der Eid als feierliche, mystisch verstärkte Form eines Gelöbnisses, als die er wohl zuerst in die Erscheinung tritt, nicht ohne weiteres eine Rechtshandlung genannt werden. Zwei Personen können sich die heiligsten Eide schwören, ohne daß andere etwas davon ahnen, geschweige sich darum kümmern, ob die Eide gehalten werden oder nicht. Erst indem diese Art des Eides etwas von ihrem mystischen Charakter verliert und statt dessen sich der Wunsch geltend macht, Zeugen des Gelöbnisses zu haben, die durch ihr bloßes Wissen schon die Einhaltung verbürgen, erst dann wird sie eine Rechtsform. Nachdem dies geschehen ist, kann auch der Gedanke Platz greifen, den Eid als gerichtliches Beweismittel anzuwenden. Die Formen des Eides bleiben trotz dieser inneren Umbildung oft ganz die gleichen.

Bei den frühesten Formen des Eides handelt es sich wohl, wie bei der Mystik überhaupt, mehr um die Erregung einer dumpfen, unbestimmten Furcht, als darum, eine höhere Macht mit Bewußtsein zum Zeugen und Rächer aufzurufen. Viele symbolische Handlungen, die den Eid begleiten, können nur eine unklare, aber vielleicht desto wirksamere Einschüchterung bezwecken, indem sie das Schicksal des Eidbrüchigen plastisch versinnlichen. Bei manchen afrikanischen Stämmen zerbricht man beim Aussprechen des Eides eine Kokosnuß oder einen Topf, anderswo verbrennt man einen Strohhalm und wünscht das gleiche Verderben auf sich und die Seinen herab. Mystischen Sinn hat wohl auch die altjapanische Sitte, den Eid auf Papier zu schreiben, dies zu verbrennen und die Asche zu verschlucken: der Schwur ist damit gewissermaßen dem Körper einverleibt und wirkt als Gift, wenn er nicht gewissenhaft erfüllt wird. Auf Halmahera (Molukken) kennt man nach Riedels Zeugnis zwei Arten des Eides, den Schwerteid und den Salzeid: bei dem ersten wird etwas Rost von einem Schwerte, beim zweiten Salz in das Wasser gethan, das der Schwörende trinkt; schwört er falsch, so soll ihn das Schwert töten, oder sein Glück wie das Salz zerschmelzen.

Eide auf Waffen sind sehr häufig. Wie naheliegend sie sind, zeigt die Thatsache, daß bei der Eroberung Kamtschatkas die Kosaken, wenn sie die Eingeborenen eidlich zu etwas verpflichten wollten, sie auf eine Flinte schwören ließen; von Gott oder Geistern war dabei nicht die Rede, sondern die unheimliche Befürchtung, daß der Eidbrüchige durch die Flinte umkommen werde,





Chinesische Gerichtszene.

Nach einem chinesischen Aquarell.

genügte vollkommen. Schon weniger einfach liegt die Sache, wenn die Eide auf Gräbern, bei Totenschädeln oder unmittelbar beim Namen Verstorbener geschworen werden; manchmal mag auch hier bloße Symbolik wirksam sein, in der Regel dürfte aber die Anschauung zu Grunde liegen, daß der Verstorbene über die Erfüllung des Eides wachen und den Meineidigen bestrafen soll. Bei sehr feierlichen Schwüren kommt es sogar vor, daß man eigens einen Toten als Wächter des Eides oder Vertrages bestellt, indem man ein Menschenopfer darbringt. Freilich, welche verschiedenen unklaren Vorstellungen mögen in einem solchen Falle mitwirken! Das Opfer ist zugleich eine symbolische Handlung, die dem Eidbrüchigen gleiches Schicksal androht, es ist eine furchtbare Gedächtnishilfe und dabei auch ein Schauspiel, das die Freude an der Grausamkeit befriedigt — hier, wie so oft, verschlingen und verwirren sich die Gefühle und Ideen, und man kann im einzelnen Falle nur sagen, daß die eine oder die andere Vorstellung die Oberhand hat und dem Vorgang ihre besondere Färbung verleiht.

Auch bei der Entwickelung des Eides zeigt sich das Bestreben, das Interesse der Allgemeinheit an dem einzelnen Fall anzuregen und dadurch zu bewirken, daß der Meineidige außer den mystischen Gefahren auch der gesellschaftlichen Mißbilligung oder Strafe verfällt. Auf diese Weise erhält der Eid eine neue Stütze, die oft stärker ist als die ursprüngliche, deren Unsicherheit allmählich doch erkannt wird. Die allgemeine Teilnahme wird am ersten dadurch erweckt, daß die Schwörenden nicht nur Unheil auf sich selbst, sondern auf die ganze Gemeinschaft herabrufen, der sie angehören. Bowdich erwähnt als einen der schwersten Eide, die in Aschanti üblich waren, den beim „Kormanti-Sonnabend". An einem Sonnabend war ein Aschantikönig samt seinem Heere bei dem Orte Kormanti vernichtet worden; der Schwur bei diesem Sonnabend bedeutete, daß man im Falle des Meineides ein gleiches Unheil auf Aschanti herabwünschte. Alle Eide bei der Gottheit des Stammes oder Volkes sind im Grunde ähnlicher Art, denn durch den Treubruch wird die Gottheit erzürnt und kann leicht die ganze Gemeinschaft für den Frevel büßen lassen; es liegt also im Interesse aller, auf die Heilighaltung der Eide zu achten.

Der gerichtliche, besonders der Reinigungseid, nimmt oft die Form des Ordals an oder fällt mit diesem zusammen. In Afrika erfolgt er wohl in der Weise, daß der Schwörende Wasser trinkt oder eine Speise genießt und dabei einen „Fetisch", also einen Geist oder eine Gottheit, anruft, ihm diese Dinge zu Gift werden zu lassen, wenn er eine Unwahrheit sagt. In solchen Fällen tritt gern der Priester des betreffenden Fetisches als Vereidiger auf.

Alles geordnete rechtliche Verfahren setzt **Richter** voraus, auch dann, wenn der Beweis auf mystischem Weg erbracht wird. Einen Richterstand als Beruf kennen allerdings nur die Kulturvölker (vgl. die beigeheftete Tafel „Chinesische Gerichtszene"). Theoretisch erscheint zunächst die Gesamtheit der Gruppe, innerhalb deren ein Rechtsfall auftaucht, in dieser Eigenschaft; in Wahrheit kommt eine solche gemeinschaftliche Wirksamkeit nur in den Fällen zum Ausdruck, wo ein Ausstoßen unbequemer Elemente erfolgt, also gegenüber Greisen, Kranken u. s. w. Aber selbst dann werden doch immer einzelne die Meinung und Thätigkeit der übrigen bestimmen. Sobald es sich um wirkliche Rechtsentscheidungen handelt, ist vollends an die Mitwirkung aller nicht zu denken; es werden immer kleinere Gruppen innerhalb der größeren sein, die das Tribunal bilden, oder ein Einziger, ein Häuptling oder Priester, erscheint als Hüter der Gerechtigkeit. Dabei haben die kleinsten Gruppen, die als Keimzellen der Gesellschaft zu betrachtenden Familien oder Sippen, natürlich ihre Rechtspflege primitivster Art für sich, wie noch heutzutage der Hausvater gegenüber Kindern und Dienstboten, und nur wenn verschiedene

Familien bei einem Rechtsfalle beteiligt sind oder die Angelegenheit für alle wichtig erscheint, wird ein Gerichtshof nötig, der über den Sippen und Familien steht.

Die verschiedenen gesellschaftlichen Organisationsformen ergeben hierbei ganz von selbst verschiedene Möglichkeiten. Es kann sich ein Rat der Alten bilden, wie bei den Australiern, oder es treten die Häupter der einzelnen Sippen zusammen, um zu richten, oder es sind die aus den Männerbünden hervorgehenden Gruppen, die die Rechtspflege an sich reißen; es ist das, wie wir schon gesehen haben, der Weg, auf dem das Gerichtswesen der Geheimbünde entsteht. Wo das mystische Geheimverfahren überwiegt, erlangen leicht die Priester das Richteramt; wo sich die Häuptlingswürde zum Despotismus entwickelt, übernimmt es naturgemäß der Häuptling.

Alle Rechtsentscheidungen sind zunächst willkürlich, von der Laune des Augenblicks beeinflußt. Aber allmählich bildet sich eine Überlieferung, die stärker ist als der einzelne Richter, und jetzt sitzt nicht mehr die flüchtige Daseinsform eines Menschen allein zu Gericht, sondern in und mit ihm richten ganze Generationen, die über ähnliche Rechtsfälle nachgedacht und geurteilt haben; die Rechtspflege gewinnt damit erst ihre wahre Tiefe und Würde. Und doch darf auch das starre Recht, die aus anderen Zeiten stammende Überlieferung, nicht über den Lebenden triumphieren, ihn nicht zu einer Maschine herabwürdigen, die, taub und blind gegen die Bedürfnisse der Gegenwart, gegen die beständigen Änderungen der Anschauungen und Gefühle, nur nach eingelernten Formeln urteilt. Zwischen den beiden Gefahren selbstherrlicher Willkür und verknöcherten Haftens am Herkommen bewegt sich die fortschreitende Entwickelung langsam und unsicher vorwärts, bald von dem einen, bald von dem anderen Unheil bedroht, ja in vielen Fällen beiden zugleich verfallend, bis nur noch ein Zerrbild wahrer Gerechtigkeit übrigbleibt. Ein verzweifeltes Mittel ist es dann wohl, das Recht in wichtigen Fällen überhaupt nicht mehr innerhalb der von Parteiungen zerrissenen Gemeinschaft zu suchen, sondern sich an Fremde um einen unparteiischen Spruch zu wenden, oder sie zu Richtern einzusetzen. Die Geschichte der griechischen Republiken oder der deutschen Städte des Mittelalters bietet zahlreiche Beispiele dieser Art.

Verhängnisvoll auf die Unparteilichkeit des Rechtswesens wirkt der naheliegende Wunsch ein, die Richter durch Geschenke freundlich zu stimmen. Aus freiwilligen Gaben dieser Art entsteht bald eine feste Sitte, die natürlich dem Rechtsuchenden, der über geringe Mittel verfügt, seine Absicht nicht erleichtert. Die Gerichtskosten sind selbst in Kulturländern noch eine sehr bedenkliche Seite der Rechtspflege; unter primitiven Verhältnissen bildet sich leicht die Idee heraus, daß das Recht überhaupt gekauft werden muß wie eine Ware, und daß einer, der nicht zahlen kann, keine Aussicht hat, Recht zu erhalten. Der Reiche steht dann ganz über dem Gesetze. Nach Monrads Zeugnis sind bei den Fanti an der Goldküste die von der Obrigkeit erlassenen Verordnungen nur gegen Arme und Schwache wirksam, für Reiche und Angesehene gelten sie nicht. Post sagt über afrikanische Verhältnisse im allgemeinen: „Vielfach ist der Ausgang des Prozesses bei den Afrikanern noch mehr eine Macht- als eine Rechtsfrage. Der Arme und Einflußlose ist vielfach vor den afrikanischen Gerichten auch rechtlos. Er ist namentlich nicht im stande, die hohen Kosten zu erschwingen, ohne welche ein günstiger Ausgang des Prozesses in der Regel nicht zu erwarten ist.“ Die Prozesse werden so zu einer Einnahmequelle des Richters, was leicht zur ärgsten Korruption führt. Unter besonderen Umständen können auch ganze Gemeinden und Stämme auf den Unfug verfallen, sich durch Prozesse zu bereichern, die einfach vom Zaune gebrochen werden. Auch hierfür bietet Afrika gute Beispiele. Die Stämme im Hinterlande von Angola, deren Gebiet häufig von Karawanen durchzogen wird, sind ungemein erfinderisch darin, gegen die durchreisenden Kaufleute und Träger Klagen wegen der lächerlichsten

angeblichen Vergehen zu erheben und auf diese Weise, da das Tribunal des Stammes die Fremden natürlich stets verurteilt, eine willkürliche Abgabe einzutreiben. Die Rechtspflege ist in solchen Fällen nur ein Deckmantel der Erpressung.

Die Parteilichkeit des primitiven Rechtswesens zeigt sich nicht nur dem Reichen gegenüber. Der ältesten Anschauung entsprechend ist es immer zunächst nicht der Einzelne, der verklagt wird oder Recht sucht, sondern mit ihm seine ganze Sippe; die Gerichtsverhandlung ist dann immer noch eine gemilderte Form des Geschlechterkampfes, und das Recht bleibt leicht der Gruppe, die am stärksten und wehrhaftesten ist, solange nicht der Richter mit überlegener Macht seiner Entscheidung Gewicht zu verleihen weiß. In der mittelalterlichen Sitte, daß Kläger und Beklagter durch Eideshelfer unterstützt werden, haben wir im Grunde dieselbe Erscheinung: nicht zwei Personen, sondern zwei Sippen stehen sich gegenüber, und die größere Zahl der Eideshelfer gewährt den Sieg.

Die Vorstellung eines allgemeinen, gleichen und für alle geltenden Rechtes entwickelt sich erst spät oder geht vielmehr mit fortschreitender Kultur zunächst wieder verloren. Ein kleiner Stamm kann in der That schon ein gewisses einheitliches Recht haben und eine einzige Stelle, an der man Recht sucht; manchmal mag auch das Verfahren einfacher und redlicher sein als auf höheren Stufen. Sobald die kleineren Verbände zu größeren verschmelzen, ist es mit dieser Einfachheit zu Ende, da nunmehr eine Vielheit von Gerichtshöfen und Rechtsquellen entsteht, deren Einflußgebiete sich oft verworren durchkreuzen; es bedarf einer langen Entwickelung, ehe nun wieder Ordnung in das Chaos kommt.

Im Laufe der Entwickelung unterliegt nun auch die ursprüngliche Rachethat vielfachen Wandlungen und wird endlich zu dem vieldeutigen, sehr zusammengesetzten Begriffe der Strafe. Die Rache ist eine einfache Handlung; welche zahlreichen Aufgaben dagegen die Strafe haben kann, wie vielfache Ziele sie nach- und nebeneinander verfolgt, geht schon aus den Versuchen der Rechtskundigen hervor, sie klar zu definieren. Sie zeigt sich da so recht als ein Ergebnis der Völkerentwickelung, dem durch strenge Einschachtelung in Formeln und Paragraphen gar nicht beizukommen ist — es bleibt immer ein Rest, der nicht in die Form hineinzupressen ist und den deshalb der „klare Kopf“, der Sauberkeit liebt, möglichst ignoriert; ein anderer Rechtsphilosoph zwingt vielleicht diesen Rest mit in sein System hinein, aber dafür quillt auf einer anderen Seite ein Teil des lebendigen Organismus aus dem Prokrustesbett hervor. Die Theorien über die Strafe sind vielleicht das beste Beispiel solcher vergeblicher Bemühungen, an denen es auch auf den übrigen Gebieten nicht fehlt.

Auf der anderen Seite ist es ebenso unmöglich, bei primitiven Völkern überhaupt von Strafe in unserem Sinne zu sprechen; vor allem der Wunsch, abschreckend und bessernd durch die Strafe zu wirken, wird im ganzen erst spät mit Bewußtsein angestrebt, obwohl er auch einmal als Ergebnis einseitiger Entwickelung schon früh auftreten kann. Im allgemeinen kann man sagen, daß Handlungen, die wie Strafen aussehen, schon lange verübt werden, ehe sie den Namen der Strafe wirklich verdienen. Am besten zeigen das die Menschenopfer: in den altklassischen Kulturländern kam vielfach der Brauch auf, statt unschuldiger Opfer wirkliche Verbrecher darzubringen, so daß das Opfer schließlich nichts weiter war als eine besonders feierliche Hinrichtung. Noch zur Kaiserzeit wurde in Rom während der latinischen Ferien ein zum Tode verurteilter Verbrecher am Altare des Jupiter geopfert; in Athen führte man beim Feste der Thargelien zwei schuldige Menschen, einen Mann und ein Weib, als Sühnopfer um die Stadt und tötete sie dann am Tempel des Apollo. Daneben entsteht aus der blinden

Rachehandlung, der zornwütigen Wiedervergeltung die wahre Gerechtigkeit, die das Maß der Schuld zunächst zu erkennen strebt, ehe sie strafend einschreitet. In der griechischen Mythologie ist das alte wilde Racherecht sehr schön durch die Erinnyen versinnlicht, während die olympischen Götter die höhere, durch Vernunft und Erkenntnis beeinflußte Gerechtigkeit vertreten.

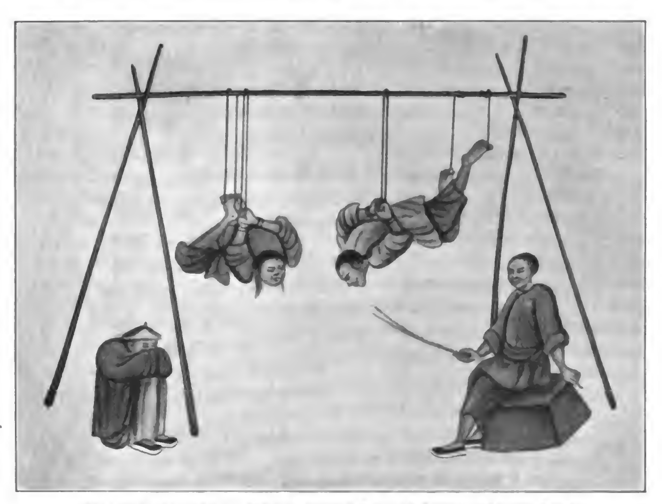
Mit den verschiedenen Arten der Strafen verhält es sich ähnlich wie mit der Verworrenheit der Rechtspflege; die Zahl der möglichen Strafen ist zuerst gering, wächst dann oft ins Ungeheuerliche an und wird endlich bei den Kulturvölkern wieder auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt. Unter primitiven Verhältnissen sind eigentlich nur Körperstrafen denkbar, und selbst unter diesen kommt fast nur die Todesstrafe in Betracht, da in den Fällen, wo die Gesellschaft gegen eines ihrer Glieder vorgeht, dies weder abgeschreckt noch gebessert, sondern einfach beseitigt werden soll. Die Ausstoßung ist ungefähr gleichbedeutend mit Tod, da außerhalb der angestammten Gruppe für den Einzelnen keine Daseinsmöglichkeit vorhanden ist. Schläge und kleinere Verletzungen kommen als subjektive Rachethaten gelegentlich vor, sind aber keine Rechtsstrafen. Allmählich werden indes die Körperstrafen weiter ausgebildet, wohl meist unter dem Einfluß grausamer Lustgefühle, die ja auch bei den Menschenopfern zu schauerlichen Mißhandlungen anleiten. Ein Blick in ältere Strafgesetze auch des deutschen Volkes läßt erkennen, wie hier einer der düstersten und giftigsten Keime der Menschenseele unter dem Vorgeben des Strebens nach Gerechtigkeit verderblich emporgewuchert ist. Für den Menschen des Mittelalters war die qualvolle Hinschlachtung eines Verbrechers ein Schauspiel, zu dem er sich begierig hinzudrängte, und das er in seinem einförmigen Dasein nicht missen mochte. Die Kultur Chinas krankt noch heute an diesen Überbleibseln der Barbarei, an grausamen Hinrichtungen und Folterungen (s. die Abbildung, S. 623). Daß die Kulturmenschheit diesen Standpunkt überwunden und den dämonischen Genuß an der Grausamkeit durch edlere Freuden ersetzt hat, ist einer ihrer größten Erfolge. Vielleicht genießen wir, wenn wir den Untergang eines Helden im Drama verfolgen, einen letzten, aufs höchste veredelten und verfeinerten Nachklang jener alten rohen Lustgefühle.

Der übermäßigen Verwendung von Leibesstrafen wirkt glücklicherweise das Entstehen eines Privateigentums entgegen. Die Geld- oder Vermögensstrafe ist ursprünglich nur ein Abkaufen der körperlichen Züchtigung, wird aber bald, da sie ein viel feineres Abmessen der Strafe gestattet, ein wichtiges Hilfsmittel des Fortschrittes und des Rechtsgewissens. Ihre Gefahren sind freilich unverkennbar und treten schon früh hervor: wenn die Geldstrafen für den Mächtigen ein willkommenes Mittel sind, sich unter dem Scheine des Rechtes zu bereichern, erwecken sie auf der anderen Seite leicht die Anschauung, daß überhaupt jeder Frevel mit Geld zu sühnen ist, und daß der Reiche über dem Gesetze steht. Die zweite Gefahr ist auch in Kulturländern noch nicht beseitigt; eine Geldstrafe, die den Wohlhabenden kaum berührt, kann für den Armen verhängnisvoll werden, während das Vergehen doch in beiden Fällen dasselbe war.

Manche Keime der Vermögensstrafen entspringen aus mystischer Wurzel. Auf Neuseeland finden wir eine „Muru“ genannte legale Plünderung, die an einer Familie vollzogen wird, in der sich ein Verbrechen ereignet hat oder ein unglückliches Ereignis geschehen ist. Als Strafe ist der Vorgang noch nicht aufzufassen, da die Sache keineswegs übelgenommen und von den Betroffenen nichts verheimlicht wird; auch trifft die Plünderung Unschuldige mit, wie z. B. Brown berichtet, daß ein Häuptling geplündert wurde, weil sein Weib Ehebruch getrieben hatte. Vielleicht ist der Brauch auf die Sitte zurückzuführen, bei Todesfällen alles hinterlassene Eigentum zu vernichten oder zu verschenken, um die Rache des Toten von den Hinterbliebenen

abzulenken; die Plünderung kann also ebenfalls den Sinn haben, den Zorn der Geister der sündigen Familie gegenüber zu versöhnen. Diese Meinung wird bestärkt durch den Umstand, daß auch in Japan eine legale Plünderung, „Harai", an den Leuten vollzogen wurde, denen ein naher Verwandter oder ein Reisegefährte gestorben war; die Sitte artete in einen derartigen Unfug aus, daß sie durch kaiserliche Edikte unterdrückt werden mußte. Inwieweit die oben erwähnte legale Anarchie mit diesen Gebräuchen zusammenhängt, bedarf noch genauerer Untersuchung.

Viel später und langsamer als die bisher genannten entwickelten sich die Freiheitsstrafen, als deren Anfang man wohl das Festhalten von Kriegsgefangenen, die zu Opfern



Chinesische Folterstrafe. Nach einer chinesischen Malerei auf Reispapier. Vgl. Text, S. 622.

oder zur Auswechselung bestimmt sind, ansehen kann. In primitiven Verhältnissen haben die Freiheitsstrafen wenig Sinn; Gebäude, in denen sich die Gefangenen sicher verwahren ließen, gibt es kaum, und die urwüchsigen Fesseln, die man anwendet, sind entweder mit einiger List und Ausdauer leicht abzustreifen, oder sie sind so beschaffen, daß sie in kurzer Zeit Gesundheit und Leben ernstlich gefährden. Dazu kommt der geringe Wert eines Menschenlebens: statt einen Verbrecher lange zu bewachen und womöglich gar zu ernähren, schlägt man ihn lieber gleich tot. Auf höheren Stufen zieht man es vor, ihn als Sklaven zu verkaufen, was besonders in Afrika eine Lieblingsart der Bestrafung ist. Der Gedanke, daß der Staat die Pflicht hat, die Leute zu ernähren, die er einkerkert und ihren Beschäftigungen dadurch entzieht, kommt erst sehr spät zur Geltung. Noch im Anfang des 19. Jahrhunderts sperrte man in England die zahlungsunfähigen Schuldner ein, ohne sich im mindesten um ihre Verpflegung zu kümmern. Auf

Madagaskar müssen die Gefangenen sogar Miete für ihre Ketten bezahlen; ihre Nahrung erhalten sie von ihren Verwandten, oder sie müssen, mit Ketten beladen, auf Arbeit oder Bettel ausgehen.

Noch weniger als von Freiheitsstrafen ist auf primitiven Stufen von Ehrenstrafen die Rede. Einen eigentümlichen Übergang vom Zweikampfe zur Ehrenstrafe bildet die Sitte der Eskimo, die Steinmetz als den „kritischen Singkampf" bezeichnet hat. Wer von einem anderen beleidigt oder beschädigt worden ist, fertigt ein satirisches Gedicht auf jenen und trägt es an einem bestimmten Tage im Beisein einer großen Menschenmenge vor, worauf der Gegner ebenso erwidert. „Der Kämpfer", schreibt hierüber Nansen, „dem es gelingt, dem Publikum durch seine Anzüglichkeiten und Witze mehr Gelächter zu entlocken, gilt für den Sieger. Lächerlich und zum Gespötte seiner Nachbarn gemacht zu werden, ist für den Grönländer die schwerste Strafe, die ihn treffen kann. Es geschieht mitunter, daß ein Mann durch dieses Mittel ohne weiteres aus seinem Haus und aus seiner Ansiedelung vertrieben wird." Schon Egede erwähnt diese Singkämpfe, die an die gegenseitigen Schmähungen der Homerischen Helden erinnern. Im ganzen aber steht diese Erscheinung vereinzelt da und kommt erst bei höherer Kultur in anderer Form wieder vor, wie der Pranger als mittelalterliches Strafmittel beweist. Doch fand sich bei den tiefstehenden Tasmaniern die ähnliche Sitte, daß der Verbrecher auf den untersten Ast eines Baumes gesetzt und vom ganzen Stamme verhöhnt wurde; diese Strafe war die Abmilderung einer Körperstrafe, da ursprünglich auf den Schuldigen eine Anzahl Speere geschleudert wurde, wie das in Australien noch heute vielfach üblich ist.

Wie die Strafen so ändern sich auch die Verbrechen. Mord, Totschlag und Körperverletzung sind die Unthaten, die auf jeder Entwickelungsstufe vorkommen und am ersten zu Rache- und Rechtshandlungen geführt haben; aber keineswegs hat jede Tötung eines Menschen Handlungen dieser Art im Gefolge. Wer einen Stammfremden erschlägt, hat von den Angehörigen des eigenen Stammes eher Lob als Tadel zu erwarten; wo eine Beschränkung der Volkszahl nötig ist, wird es eine Ehrenpflicht der Mutter, überzählige Kinder zu töten, und mit der gleichen Unbefangenheit beseitigt man die unnützen Greise und Kranken. So scharf und unerbittlich sich die Rachegefühle gegen andere Sippen und Stämme äußern, so unsicher zeigen sie sich innerhalb der Gruppe.

Vergehen gegen das Eigentum sind auf primitiven Stufen nur in geringem Maße möglich; sie werden von der Allgemeinheit auch kaum beachtet: der Einzelne mag selbst sehen, wie er wieder zu dem kommt, was er als sein Eigentum beansprucht. Auf der Gazellehalbinsel in Neupommern macht der Bestohlene, wenn er nicht in der oben geschilderten Weise den Schaden weitergeben will, dem Dieb ein Geschenk von Muschelgeld, damit dieser freiwillig die Sache wieder herausgibt; der Dieb rühmt sich auch ungescheut seiner schlauen That, während Ertapptwerden als große Schande gilt. Beim Jabimvolk auf Neuguinea sind die Zustände ganz ähnlich: wer etwas gefunden oder gestohlen hat, gibt es oft erst gegen eine Auslösung wieder her; stiehlt ein Häuptling, so läßt man die Sache meist ganz auf sich beruhen, um ihn nicht zu reizen. Entwenden von Feldfrüchten hat überhaupt keine weitere Folgen, als daß der Besitzer einige Schimpfreden und Drohungen ausstößt.

Aber man darf nun nicht glauben, daß bei allen Naturvölkern diese unsicheren Eigentumsbegriffe herrschen; die Neigung zu einseitiger Entwickelung hat stellenweise zu ganz anderen Zuständen geführt. Die Golden am Amurflusse, die als ungemein ehrlich auch Fremden gegenüber gelten, bestrafen nach Jacobsens Angabe Diebe durch Abhauen der Hände, sorgen dann aber gemeinsam für den Lebensunterhalt der Verstümmelten. Bei vielen südamerikanischen

Stämmen werden Diebe auf grausame Weise gezüchtigt; bei den Kariben auf Haïti wurden sie nach Oviedos Zeugnis gespießt, bei den alten Indianern von Cuzco geblendet, in Chile getötet, falls nicht mächtige Freunde für sie eintraten. Die Tokelau-Insulaner bestrafen selbst den Diebstahl von Nahrungsmitteln mit Tod oder Sklaverei. Natürlich kommt auch das entgegengesetzte Extrem vor, was sich am augenfälligsten darin zeigt, daß Gottheiten des Diebstahls entstehen, die man in aller Öffentlichkeit und Harmlosigkeit verehrt. Auf der Osterinsel gab es einen Gott der Diebe, und daß auch bei den Völkern des klassischen Altertums Spuren solcher Anschauungen zu finden sind, ist bekannt genug. Oft halten sich gewisse kommunistische Anschauungen des Volkes mit großer Zähigkeit auch bei steigender Kultur, so daß sie in Widerspruch mit den Forderungen der Rechtspflege treten. Wild- und Holzdiebe in Deutschland, die Briganten in Südeuropa werden nicht für gemeine Verbrecher gehalten, ja oft als Helden verherrlicht.

Während die Eigentumsvergehen im allgemeinen mit fortschreitender Kultur schärfer empfunden, wenn auch oft milder geahndet werden, treten die Strafen gegen Zauberei, Gotteslästerung und dergleichen mehr und mehr zurück. An ihrer Stelle nehmen die Anklagen wegen Beleidigung und Verleumdung allmählich einen breiteren Raum ein, da das Ehrgefühl wächst und mit der Abnahme des Aberglaubens und der Roheit die Bezauberungsversuche und die Körperverletzungen zu gunsten der gesprochenen Angriffe zurückgehen. Am schwankendsten sind, entsprechend der Unsicherheit der Geschlechtsmoral, die Rechtsanschauungen über geschlechtliche Vergehen; auch bei Naturvölkern finden sich die schreiendsten Gegensätze, hier Todesstrafe für Ehebruch und Verführung, dort mildeste Beurteilung derartiger Frevel. Am leichtesten wird auf primitiven Stufen das Rechtsgefühl durch Ehen zwischen Genossen der gleichen Sippe verletzt, soweit exogamische Grundsätze gelten.

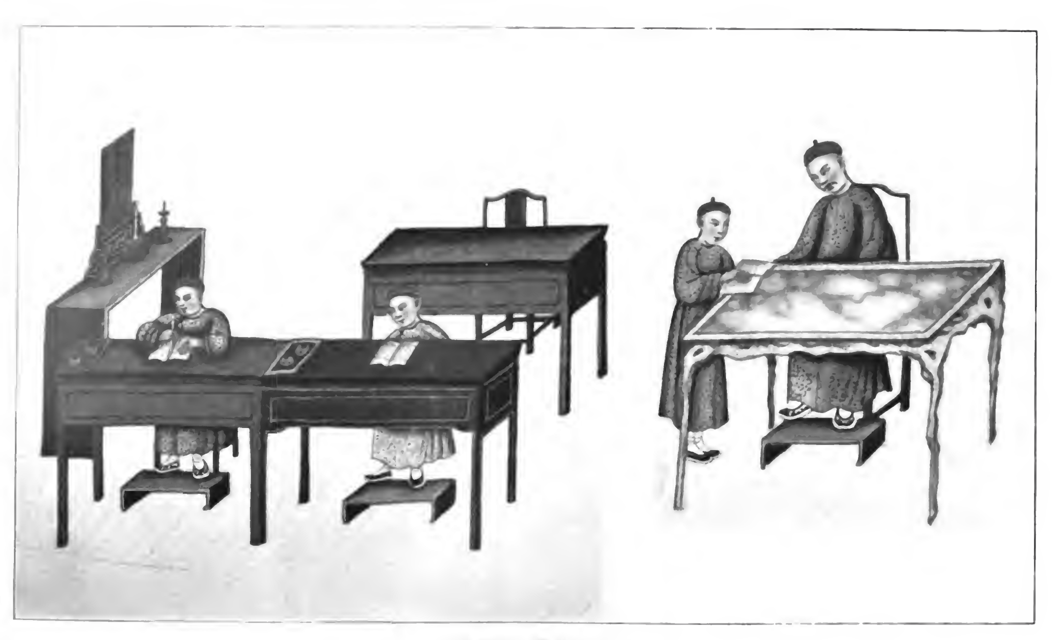
Alle äußeren Formen des Rechtslebens aber wollen nichts bedeuten ohne die innere Entwickelung des Rechtsgefühls; beides bedingt sich gegenseitig, fördert und hemmt sich wechselsweise, wie das im lebendigen Organismus der Dauergesellschaft nun einmal mit allen festen Formen in ihrem Verhältnisse zum Bewußtsein der jedesmal Lebenden der Fall ist. Ein Gesetz, das von weitblickenden und umsichtigen Gliedern einer Gesellschaftsgruppe gegeben worden ist, kann ein Erziehungsmittel für ein ganzes Volk werden, das sich allmählich den Forderungen des Gesetzes anpaßt und sich ein Gewissen schafft, bis dann das Gesetz mit seinen Drohungen fast überflüssig wird. Aber es kann auch das Gewissen eines Volkes sich verfeinern, bis es in schreienden Widerspruch zu der spröden Starrheit der vorhandenen Gesetze gerät, und dann ist es die Aufgabe der Besten, diese neuen Forderungen des Gewissens in Gesetzesformeln zu fassen, die an die Stelle der veralteten Rechtsnormen treten. In diesen Umgestaltungen äußert sich gerade das Leben der Dauergesellschaft, und es wäre ein unseliger Irrtum, zu glauben, daß das Recht als solches über diesem Leben stände, daß es in ewig gültige Formeln gefaßt werden könnte, wie die Sätze der Mathematik. Wohl aber läßt sich der große Zug seiner Entwickelung angeben, der mit dem der Sittlichkeit übereinstimmt: das Rechtsgefühl umfaßt immer weitere Kreise und endlich, indem es alle Schranken vergänglichen Herkommens durchbricht, die ganze Menschheit. Wie diese Fortbildung sich vollzogen hat, läßt sich selbst aus sprachlichen Spuren in anziehender Weise erkennen. Das lateinische Wort hostis, das den Fremden, den Feind bezeichnet, ist urverwandt mit dem deutschen Worte Gast, das ebenfalls den Fremden bedeutet, aber nunmehr den willkommenen Besucher, der unter dem Schutze des Wirtes steht und mit diesem gleiches Recht genießt.

Das Rechtsgefühl wird endlich zu einem Rechtsbedürfnis, das in dem Rahmen des Daseins keine volle Befriedigung zu finden vermag. In der poetischen Gerechtigkeit des Dramas sehen wir einen Versuch, dies Bedürfnis wenigstens durch eine flüchtige Täuschung zu befriedigen und als erfüllbar hinzustellen. Gewaltiger noch aber äußert sich der Drang nach völliger Gerechtigkeit in den Vorstellungen vom Jenseits, die sich zuletzt zu großangelegten Dichtungen von einem endlichen Gericht, von ewigen Belohnungen und Strafen entwickeln. Vielleicht hat die Kultur Europas innerlich auch schon diese Stufe überwunden: der Gedanke unendlicher Strafen für zeitliche Fehler hat für unser Rechtsgefühl etwas Abstoßendes, denn rückblickend haben wir gelernt, wie der Rechtsbegriff sich wandelt und wie eben nur das Wandelbare wahrhaft dauert, nicht aber das Starre und Unabänderliche, dem für den Blick des kurzlebigen Menschen ein ewiges Dasein beschieden scheint.

5. Anfänge der Wissenschaft.

Wenn wir nochmals den langen, mühevollen Weg überblicken, den die Menschheit in ihrem Streben nach Kultur zurückgelegt hat, und wenn wir dann, vorwärts schauend, zu erraten suchen, wohin dieser Weg in Zukunft führen wird, so tritt immer eine Entwickelung unter vielen als die wichtigste, im Grunde alles umfassende hervor: wir sehen, wie neben die dunkeln, zweckmäßig thätigen Kräfte des menschlichen Innenlebens immer mächtiger das bewußte Handeln tritt, bis es zuletzt viele jener unbewußten Triebe zwar nicht ersetzt, aber leitet und meistert, worauf es dann wieder durch Umwandeln der mühsam bewirkten bewußten Arbeit in mechanisches, fast müheloses Thun die Persönlichkeit selbst erweitert und bereichert und auf diese Weise immer fähiger wird, neue Aufgaben zu bewältigen. Das Ergebnis dieses beständigen Fortschreitens ist die Kultur. Die irdische Welt, in der die Pflanzen ohne das Licht der Erkenntnis zu leben und zu gedeihen vermögen, erobert sich der Mensch noch einmal mit Hilfe des Verstandes. Noch ist ein großes Maß triebartiger Gefühle vorhanden, deren Walten durch das Bewußtsein bisher weniger beeinflußt und bereichert worden ist, die geschlechtliche Liebe vor allem und die geselligen Triebe des Menschen. Werden auch diese in Zukunft vom Verstand in ihrem Urgrund erfaßt und damit ebenfalls ganz in den Fluß der Entwickelung hineingezogen werden? Anzeichen dieser beginnenden Umgestaltung fehlen nicht. Das Endziel wird aber nicht sein, daß der Verstand jene Triebe ersetzt, denn überall sehen wir ja die Gefühle neben der Erkenntnis noch lebendig, sondern daß er sie reinigt und veredelt; Geistes- und Herzenskultur widersprechen sich nicht, sondern laufen in eins zusammen.

In diesem Sinne darf man es wohl aussprechen, daß die Wissenschaft, die alle Ergebnisse der Verstandesarbeit zusammenfaßt und weiterführt, als die Blüte der menschlichen Kultur gelten muß. Aber die Wissenschaft ist zunächst doch nur ein abstrakter Begriff. Seit der Erfindung der Schrift kann es allerdings ein Wissen geben, das sozusagen in gefrorenem Zustand aufbewahrt wird und erst durch Verbindung mit dem Geist eines lebenden Menschen selbst wieder sich lebendig löst; aber wahrhaft vorhanden und nutzbar ist doch nur die Wissenschaft, die in den Köpfen der jedesmal vorhandenen Menschheit vom Gedächtnis festgehalten wird. Bei schriftlosen Naturvölkern ist das überhaupt der einzige denkbare Zustand. Es mag seltsam klingen, bei Naturvölkern von Wissenschaft zu reden, und in dem hohen Sinne, den wir dem Worte gewöhnlich beilegen, paßt es in der That nicht hierher. Wenn wir aber, wie das von einem allgemeinen



Chinesischer Unterricht.
Nach einer chinesischen Malerei auf Reispapier.

Standpunkt aus nötig ist, als Wissenschaft alle verstandesmäßige Erkenntnis zusammenfassen, dann besitzen doch auch die primitivsten Naturvölker ein gut Teil von ihr, ja selbst die höheren Tiere haben einen kleinen Schatz bewußt erworbener, wenn auch mechanisch gewordener Kenntnisse.

Das Wissen muß lebendig bleiben im Geiste der Lebenden, es muß sich fortpflanzen auf die kommenden Geschlechter, wenn es nicht erlöschen soll. Dieses Fortpflanzen nun ist die Aufgabe der Erziehung (s. die beigeheftete Tafel „Chinesischer Unterricht"). Das Verhältnis der Erziehung zur Wissenschaft ist aber nicht so einfach zu verstehen, wie das nach dieser Erklärung scheinen möchte.

Bei der Erziehung eines Kindes wird diesem nicht nur eine Summe verstandesmäßiger, klar zu erfassender Erkenntnisse beigebracht, sondern es wird vor allem darauf hingewirkt, daß die mit Bewußtsein erlernten Dinge größtenteils zu mechanischen Fertigkeiten werden. Als einfachstes Beispiel kann das Gehen dienen, bei dem das Kind zuerst mühsam und vorsichtig Fuß vor Fuß setzt, bis sich nach längerer Übung das Gehen zur halbbewußten, einer beständigen Leitung durch den Verstand nicht mehr bedürftigen Thätigkeit umwandelt. In ähnlicher Weise lernt das Kind sprechen, nach bestimmten Regeln sich bewegen, essen und dergleichen. Aber solche Übertragungen einer Fertigkeit vom Lehrer auf den Schüler können mit einem sehr geringen Maß von Bewußtsein und vor allem ohne wirkliche Erkenntnis des Zweckes stattfinden; Menschen lassen sich so gut dressieren wie Tiere, ja es muß notwendig, da ein Kind die tieferen Ursachen vieler Dinge nicht einsehen kann und oft der Lehrer selbst sie kaum begreift, der größte Teil der Erziehung reine Dressur sein. Der Druck des Herkommens, also im Grunde die Lebenskraft der Dauergesellschaft, preßt die jungen Seelen in die vorhandenen Formen. Selbst der reine Wissensschatz eines Volkes läßt sich als bloßer Gedächtniskram überliefern. Diese Möglichkeit der Dressur erspart es dem Einzelnen, die Gedankenarbeit der Vergangenheit nochmals durchmachen zu müssen, wenn er ihre Ergebnisse genießen will; sie verbürgt die Dauerhaftigkeit von Sitten und Meinungen und damit den festen Zusammenhalt des Gesellschaftskörpers trotz seiner ewig wechselnden Zusammensetzung, aber sie ist auch die Hauptursache, daß so vieles sinnlos Gewordene weiter überliefert und endlich zur unerträglichen Last wird.

Die Erziehung des Charakters scheint in einem gewissen Gegensatze zum Erlernen und Üben des Wissens zu stehen; aber dieser Gegensatz ist nur scheinbar. Den Charakter bilden heißt doch nur die Triebe, die der Verstand als nützlich anerkannt hat, durch Übung und angenehme Associationen fördern, andere dagegen, deren unbeschränktes Walten der Gesellschaft gefährlich ist, unterdrücken und durch unangenehme Associationen schwächen. Auch in diesem Sinne also wird eine Herrschaft des Verstandes über die Instinkte angestrebt. Da nun im Laufe der Entwickelung die Ansichten über das der Gesellschaft Nützliche sehr schwanken, so bestehen auch über die Erziehung des Charakters sehr verschiedene Meinungen; was bei primitiven Völkern an Charakterbildung gethan wird, erscheint auf höheren Kulturstufen meist bedenklich oder ganz verwerflich. So ist für den „Wilden" in der That eine gewisse Wildheit des Charakters nützlich, da eine der Hauptaufgaben seines Lebens der Kampf ist; Dinge, die vom Standpunkte der höheren Sittlichkeit als schwere Laster erscheinen, wie Grausamkeit und Kannibalismus, können als nützliche Schreckmittel sorgsam gepflegt und der Jugend anerzogen werden.

Im ganzen ist freilich von Erziehung bei Naturvölkern wenig die Rede, da eben die ältere Generation wenig zu überliefern hat, weder viel Wissen noch viel Selbstzucht. Daher der seltsame Gegensatz, daß zwar das Leben der Kinder oft mit stumpfer Gleichgültigkeit behandelt und gelegentlich einer bloßen Laune geopfert wird, im übrigen aber von Strenge oder auch

nur Ernst in der Erziehung der Nachkommenschaft keine Rede ist und Züchtigungen fast unbekannt sind. Steinmetz hat auch diese Frage an der Hand umfassender Litteraturstudien genauer untersucht, und J. Wolf hat darauf hingewiesen, daß ebenso bei den niederen Klassen der europäischen Kulturvölker die Neigung wahrzunehmen ist, die Unarten und bedenklichen Charakterzüge der Kinder sehr mild zu behandeln. Brutalitäten als scheinbarer Gegensatz, in Wahrheit als Ergänzung des Bildes, kommen daneben ebenso wie bei Naturvölkern vor; es ist das ein Beispiel des bekannten Schwankens zwischen Heiterkeit oder dumpfer Gleichgültigkeit und wild ausbrechender Leidenschaft, das den unerzogenen Charakter kennzeichnet.

Wo am ersten etwas wie eine wirkliche, methodisch betriebene Erziehung auftritt, das sind jene Vorbereitungsbräuche (vgl. S. 119), die mit den Knaben- und Mädchenweihen zusammenhängen und an die Bildung einer besonderen Männergesellschaft zunächst anknüpfen. Ein kleineres oder größeres Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten wird hier überliefert, eine gewisse Selbstzucht angebahnt. In der Hauptsache aber ist es das Wort und Beispiel der Eltern, das den Kindern als Vorbild dient, und durch die freiwilligen Spiele der Kinder, durch gegenseitigen Wetteifer wird die nötige Übung erreicht. Immer handelt es sich freilich hierbei, wie schon das Spielzeug (s. die nebenstehende Abbildung und die auf S. 629) der Kinder beweist, zunächst um Übertragung rein körperlicher Fertigkeiten, die indes im Grunde auf geistige Schulung hinauslaufen. Nur vereinzelt sehen wir auch bei Naturvölkern die Erziehung in ein System gebracht, so namentlich bei den Maori Neuseelands, die nach dem Zeugnis E. Bests wirkliche Schulhäuser besaßen: im Whare Maire wurde die alte Geschichte, Genealogie und Religion gelehrt, im Whare Pora dagegen das Weben der Flachsgewänder. Auch ein Whare Tapere, ein Vergnügungshaus, gab es, wo das junge Volk seine Spiele trieb.


Kreisel der See-Dayak, Borneo. Nach Ling Roth.

Auf die eine oder die andere Weise werden nun auch die geringen Anfänge echten Wissens, die neben den überwuchernden mythologischen und mystischen Anschauungen noch sehr ärmlich erscheinen, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. Aber sie stehen zu jenen anderen Anschauungen nicht einfach im Gegensatz; auch die mythologischen Deutungen der Welt und Menschheit sind ja Versuche des Begreifens und Erklärens, nur daß sie auf halbem Wege Halt machen und an die Stelle der unerreichbaren Wahrheit ein buntes Märchenspiel setzen. Die Mystik und in diesem Sinne auch die Kunst dagegen streben ebenfalls nach Erkenntnis, aber sie wollen sie nicht durch den klaren Verstand erreichen, sondern durch Erhöhung des dunklen Gefühlslebens bis zum unmittelbaren Schauen der Wahrheit. So ist es im Grunde ein einziger großer Zug, der durch alles hindurchgeht, alles erfüllt und belebt.

Das wissenschaftliche Erkennen hat zwei Ziele: der Mensch sucht sich einmal über die umgebende Natur, ihre Kräfte, Bedingungen und Gesetze klar zu werden, und er sucht zweitens sein eigenes Ich und das Wesen der menschlichen Gesellschaft zu begreifen. Zur äußeren Natur gehört in diesem Sinne auch der Körper des Menschen, so daß man die zweite Gruppe von Wissenschaften zutreffend als Geisteswissenschaften bezeichnen kann, denn wir wissen ja, daß aller Kultur geistige Arbeit zu Grunde liegt. Zur ersten Gruppe würden dagegen die Mathematik und alle Naturwissenschaften gehören. Diese einfache Einteilung erscheint nur dann ungenügend, wenn wir dem irreführenden Brauche folgen, Theologie und Jurisprudenz an sich als Wissenschaften zu bezeichnen, während doch hier nur von einer Beihilfe der wirklichen Wissenschaft die Rede ist und in beiden Fällen Ziele angestrebt werden, die mit verstandesmäßiger reiner Erkenntnis nichts zu thun haben. Die Philosophie dagegen widerspricht der Einteilung

keineswegs, denn in ihr vereinigen sich beide Zweige des Erkennens zu einer großen, machtvollen Einheit; alle einzelnen Wege des Wissens münden in diesen breiten Pfad ein, der zur ewigen Wahrheit führt.

Am reinsten spricht sich das Dasein ewiger Gesetze in Maß und Zahl aus. Wenn so viele ältere Kulturvölker in den Zahlen etwas Heiliges und Magisches gesehen haben, wenn die Pythagoreer endlich diese Anschauungen zu einem philosophischen System erhoben, so verliehen sie nur der tiefen Verehrung Ausdruck, die im wirren Chaos des Lebens diese unvergänglichen, unabänderlichen Gesetze in jedem ernsteren Geist erregen müssen. Durch Zahl und Maß ließ sich dann auch das Leben des Menschen regeln und ein Teil der göttlichen Ordnung auf ihn und sein Dasein übertragen. Anmaßend und frevelhaft mochte ein solcher Versuch im Anfang scheinen; in dem Bericht der Bibel von der Volkszählung Davids und der darauf als Strafe Gottes gesandten Pest spricht sich das tiefe Grauen primitiver Menschen vor diesem Wagnis aus. Aber die Furcht ist früh überwunden worden: ist doch die zweite große Grundlage der babylonischen Kultur neben der Schrift die Kenntnis mathematischer Gesetze. Auch manche prähistorische Funde in Europa, wie die bemalten Kiesel (s. die Abbildung, S. 630), scheinen auf frühes Interesse an Zahlen und Zählhilfsmitteln zu deuten.



Lederner Ball der Tschuktschen, Nordost-Asien. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 628.

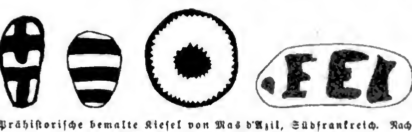
Den bescheidensten Anfang der Mathematik, die Fähigkeit, zu zählen, scheinen alle Naturvölker der Gegenwart zu besitzen. Groß ist die Fertigkeit darin freilich oft nicht, denn eine ganze Anzahl kulturarmer Stämme kann „nicht bis drei zählen", d. h. besitzt nur Zahlwörter für 1 und 2, so daß höhere Zahlen durch schwierige Zusammensetzungen ausgedrückt werden müssen und das Zählen überhaupt in sehr engen Grenzen bleibt. Es ist ein glücklicher Umstand, daß einer dieser Stämme, die brasilischen Bakaïri, von Karl von den Steinen auf seine Zählkunst näher geprüft worden ist. Die Untersuchungen des verdienstvollen Forschers über diesen Punkt sind musterhaft und haben ihn zu Ergebnissen geführt, die ein helles Licht auf die Entstehung des Zählens überhaupt werfen.

Die Bakaïri behelfen sich mit den Zahlwörtern tokále = 1 und aháge = 2. Es gibt daneben noch ein besonderes Zahlwort für 3, ahewáo, das aber keinen Einfluß auf das Zahlensystem hat und kaum öfter gebraucht wird als das zusammengesetzte aháge tokále. Mit Wörtern vermögen die Bakaïri bis sechs zu zählen, darüber hinaus gibt es keine klaren Bezeichnungen mehr, obwohl man mit Hilfe der Finger und Zehen, die hier wie fast überall als Zählmaschinen dienen, sich auch höhere Zahlen versinnlichen kann. Beim Zählen hält sich der Bakaïri streng an bestimmte Finger. „Er beginnt mit dem Kleinfinger der linken Hand und sagt ‚tokále', faßt Finger IV an, vereinigt ihn mit V und sagt ‚aháge', geht zu III über und sagt, indem er ihn getrennt neben V und IV hält, ‚aháge tokále', geht zu II über, vereinigt ihn mit III und sagt ‚aháge aháge', faßt den Daumen an und sagt ‚aháge aháge tokále', legt den Kleinfinger der rechten Hand heran und sagt ‚aháge aháge aháge'. Hinter 6 ist der Bakaïri mit den Zahlwörtern zu Ende und fährt nun bei IV, III, II, I der rechten Hand fort, indem er jeden Finger nach der Reihe berührt und einfach ‚méra', ‚dieser', hinzufügt. So berührt er auch die Zehen des linken und des rechten Fußes und erklärt jedesmal ‚méra'. Ist er noch nicht zu Ende, so greift er sich in die Haare und zieht sie nach allen Richtungen auseinander."
Die 2 erscheint immer als die Grundzahl. Sollten 3 Maiskörner gezählt werden, so wurden

sie immer zunächst in 2 und 1 zerlegt und unter Benutzung der Finger gezählt; beim Zählen bis 6 wurden ebenfalls immer Gruppen von 2 Körnern gebildet und dann erst mit Hilfe der Finger die Zahl festgestellt.

Diese Vorliebe für die Zweizahl ist nun nach Karl von den Steinens Ansicht nicht einfach ein Zeichen geringer Entwickelung, sondern deutet darauf hin, daß die Abstraktion der Zahl überhaupt nicht beim Summieren, sondern beim Teilen von Gegenständen gewonnen worden ist. Teilt man einen Gegenstand dadurch, daß man ihn zerschneidet oder zerbricht, so entstehen zunächst immer zwei Teile, deren jeden man durch einen neuen Schnitt abermals in zwei Stücke zerlegen kann u. s. f., mit anderen Worten, bei jeder einfachen Teilung erhält man immer Paare von Stücken. „Die Thätigkeit des Zerlegens war immer dieselbe, die Dinge wechselten beliebig; so kam man dazu, von ihrer Natur abzusehen, und hatte die Abstraktion der Zahl 2. Aber nur durch die Thätigkeit war sie gewonnen, nicht durch die bloße Erscheinung der Dinge, wie sie etwa die paarigen Organe des Körpers darboten."

Diese Ansicht stimmt besser als irgend eine andere zur Entwickelung der menschlichen Kultur, wie sie uns die unbefangene Anschauung lehrt. Es muß zunächst ein zwingender praktischer Grund gewesen sein, der die Menschen dazu vermochte, die ungeheure geistige Abstraktion der reinen Zahl zu gewinnen. Der bloße Anblick der Glieder des eigenen Körpers oder der Stammesgenossen nötigte nicht zu dieser Riesenarbeit, denn für deren Unterscheidung und Zusammenfassung genügte die erste große Geistesthat, die Namengebung. Der Bakaïri, der mit Hilfe der Finger zählt, hat deshalb doch nicht die Finger numeriert, sondern nennt sie Vater, Kind, Mittlerer u. s. w. Besitztümer, deren Zahl zu wissen nötig ist, wie Vieh oder Geldstücke, kennt der primitive Mensch nicht; wenn er jagt oder sammelt, hat er den Wunsch, möglichst viel Stücke Wild, möglichst viel Früchte oder Wurzeln heimzubringen, aber die genaue Zahl hat dabei nichts zu bedeuten. Die Sache wird jedoch ganz anders, wenn es sich um die Aufgabe handelt, allen ihren gebührenden Teil an der Beute zu geben. Der kommunistische Zug, der allen einen gleichen Anteil an den Lebensmitteln verbürgt, ist in der primitiven Gesellschaft ebenso mächtig, wie er in vielen Fällen schwierig durchzuführen ist. Hier lag also ein Zwang vor, der die Scheu vor geistiger Arbeit und abstraktem Denken endlich überwinden mußte; wem das Geschäft der Teilung zufiel, den nötigte die gespannte Aufmerksamkeit aller, seinen Verstand aufs äußerste anzustrengen, und wenn er irrte, dann ließen Eifersucht und Rechtsgefühl die Benachteiligten nicht ruhen, bis sie das Richtige gefunden hatten. Man kann hier in der That einmal von einer gemeinsamen Geistesarbeit aller Beteiligten reden, nur daß sie sich nicht in geheimnisvoller Weise vollzieht, sondern in ihren Ursachen und Folgen klar zu erkennen ist. Auch der Begriff des Maßes mußte auf diese Weise zuerst entstehen.



Prähistorische bemalte Kiesel von Mas d'Azil, Südfrankreich. Nach E. Piette. Vgl. Text, S. 629.

Es ließe sich über diese Fragen mit mehr Sicherheit sprechen, wenn wir über die Art des primitiven Zählens bei anderen Völkern genauer unterrichtet wären. Immerhin ist wenigstens im malayo-polynesischen Gebiet, auf Neuseeland, Tongarewa u. s. w., das paarweise Zählen festgestellt, ebenso bei den Australiern. Karl von den Steinens Ansichten gegenüber ist allerdings

ein Ergebnis erwähnenswert, das L. Frobenius aus dem Studium der ozeanischen Zahlensysteme gewonnen hat. Bei einem Teile von ihnen scheint die Zwei ursprünglich die Bedeutung „Haar“, „Feder“, „Bambus“ und dergleichen zu haben, also Dingen zu entsprechen, die in der Regel in der Vielzahl vorhanden sind. Demnach wäre die Zwei zunächst gleichbedeutend mit „viel“ und hätte sich erst nachträglich zu einem bestimmten Zahlwort umgebildet.

Der Umstand, daß man sich wohl überall zunächst der Finger und Zehen als Hilfsmittel bedient, beeinflußt natürlich die weitere Entwickelung des Zählens, wie das besonders John Bowring nachgewiesen hat. Die Fünf und ihre Vielfachen werden zu Hauptzahlen, das Wort „Hand“ bedeutet zugleich fünf; bei den Indianern Guayanas heißt die Summe aller Finger und Zehen, die Zwanzig, „ein Mensch“, und die Berber Soknas drücken nach der Angabe Rohlfs' die Zahl 50 umständlich durch „vier Hände, vier Füße und zwei Hände“ aus. Dieses quinäre System ist besonders in Afrika vorherrschend. Immerhin bleibt die Benutzung der Finger und Zehen nur das nächstliegende Auskunftsmittel, andere Zählmethoden sind denkbar und werden auch gelegentlich angewendet. Bei den Schilluk beobachtete Petherick, daß sie mit Hilfe von Rohrstücken zählten, Jacobsen sah bei nordwestamerikanischen Indianern zu diesem Zwecke Stäbchen in Gebrauch, die Sioux benutzen Kiesel, Strohbündel und dergleichen, auch Kerbhölzer als einfache Zählmittel kommen nicht selten vor. Übrigens finden sich selbst in primitiven Zahlensystemen bereits die Anfänge des Subtrahierens und des Multiplizierens, so z. B. im Kerepunu-Dialekt auf Neuguinea, wo die 7 durch $2 \times 2 \times 2 - 1$ ausgedrückt wird.

Bei den Zeitmaßen tritt noch stärker als beim einfachen Zählen die Teilung als das erste Prinzip auf. Die Zeit erscheint als eine Einheit, die durch natürliche, sich immer wiederholende Vorgänge in einzelne Abschnitte zerlegt wird; sobald sie bei wachsender Kultur größeren Wert erhält, muß sich der Wunsch regen, diese gegebenen Zeitabschnitte weiter zu teilen und zu einander in Beziehung zu setzen. Wie gering in dieser Hinsicht vielfach noch die Fortschritte sind, mag eine Angabe von Schrencks über die Giljaken beweisen, die „überhaupt keinen rechten Begriff von der Zeit und nur eine sehr ungenaue Zeitbestimmung und Zeitrechnung haben. Von allgemeinen Zeitbestimmungen, wie Tag und Nacht, Abend und Morgen, abgesehen, werden die Tageszeiten nur danach bestimmt, ob die Sonne im Auf- oder Untergange begriffen ist, ob sie steigt oder sinkt, und ob sie ihren ungefähren höchsten Stand, ihre Mittagshöhe, erreicht hat. In Beziehung auf die Aufeinanderfolge der Tage haben sie auch nur für die beiden dem Heute zunächstliegenden Tage bestimmte Bezeichnungen, wie gestern und morgen, vorgestern und übermorgen. Die Wochentage haben natürlich keine Benennungen, und die Monatstage werden nicht gezählt.“

Den tiefsten Eindruck machen meist nicht die guten Jahreszeiten und die schönen Tage, die man als selbstverständlich hinnimmt, sondern die Nächte und der Winter; daher die Berechnung nach Nächten und Wintern, die auch den alten Ariern geläufig war. Es sind im übrigen zunächst die großen Zeitabschnitte, das durch die Sonnenbahn bestimmte Jahr und der dem Mondlauf entsprechende Monat, die in ihrer Wiederkehr erkannt und durch Namen festgehalten werden; der Gedanke, die Monate als Teile des Jahres, die Tage als Teile des Monats aufzufassen und damit den Anfang des Kalenders zu begründen, lag nahe genug. Die Namen der Monate ergaben sich leicht aus dem Wechsel der Jahreszeiten und ihrer Gaben, ihre Zahl schwankt dagegen bei den verschiedenen Völkern, da ja das Mondjahr nicht genau dem Sonnenjahr entspricht. Auf höherer Entwickelungsstufe hat gerade diese Schwierigkeit den mathematischen Sinn mächtig angeregt.

Da Mond- und Sonnenlauf nicht ganz übereinstimmen, empfiehlt sich für praktische Zwecke eine andere, natürlichere Einteilung des Jahres in Perioden, die durch die Einwirkung der verschieden starken Sonnenbeleuchtung auf Klima und Vegetation bestimmt werden. Unsere vier Jahreszeiten gehören zu dieser Art. Zur genaueren Feststellung dieser Zeiten dienen am besten die Vorgänge am Sternhimmel, die leichter und zuverlässiger mit primitiven Hilfsmitteln zu beobachten sind als das allmähliche Steigen und Sinken der Sonne im Tierkreise; vorzüglich die Tage, wo gewisse Sternbilder zum ersten Male wieder am östlichen Horizont vor Tagesanbruch sichtbar werden, sind in klimatisch begünstigten Gegenden mit leidlicher Sicherheit festzustellen. Daneben bieten dann die sonstigen alljährlich wiederkehrenden Vorgänge der Natur Anhaltspunkte der Zeitrechnung. Bei den Bantuvölkern Südafrikas benutzt man neben dem Mondlaufe den Gesang der Vögel, das Ausschlagen der Bäume u. s. w. zur Bestimmung der Jahreszeit, in Guayana richtet man sich vorwiegend nach den Regenperioden, auf den Salomonen nach dem Wachstum der Yams, wie Elton angibt.



Kalenderstein aus Mexiko. Nach Photographie. Vgl. Text, S. 633.

Die Zahl der Jahreszeiten ist verschieden; die Kamtschadalen kennen z. B. nur zwei, Sommer und Winter, die Sioux dagegen fünf. Auch auf Futuna zerfiel das Jahr in zwei Teile. Von großer Bedeutung ist natürlich die Kenntnis der Jahreszeit bei ackerbauenden Völkern, da vor allem die Aussaat nicht versäumt, aber auch nicht zu früh vorgenommen werden darf; der Zeitpunkt der Ackerbestellung ist deshalb meist am frühesten und schärfsten bestimmt. Die nördlichen Dayak richten sich nach den Plejaden, die überhaupt für Zwecke der Zeitermittelung allenthalben am beliebtesten sind, und beginnen die Aussaat nicht, bevor die Sterngruppe nicht in der Morgendämmerung am Horizonte sichtbar wird. Brooke Low sah bei einem dayakischen Häuptling auch ein Instrument, um den Schatten der Sonne zu messen und danach die Pflanzzeit zu bestimmen, doch schien es mehr auf mystische Nebenzwecke abgesehen zu sein als auf eine genaue Bestimmung der Zeit. Der Beginn der Aussaat gilt bei Ackerbauern gern zugleich als Anfang des Jahres; die nomadischen Ostjaken lassen dagegen das Jahr mit dem April beginnen, weil in diesem Monat das Kalben der Renntiere, das wichtigste Ereignis ihres Daseins, stattfindet.

Am verbreitetsten ist jedoch der Gebrauch, das Jahr von einer der beiden Sonnenwenden an zu rechnen, wie ja auch unser Jahresanfang in der Nähe der Wintersonnenwende liegt. So entsteht endlich ein wirklicher Jahreskalender. Hoch entwickelt war das Kalenderwesen bei den amerikanischen Kulturvölkern (s. die Abbildung, S. 632), wie denn überhaupt das Problem der Jahreseinteilung alle Kulturträger gefesselt hat.

Ein weitere Einteilung des Monats, dessen zahlreiche Tage für primitive Menschen schwer zu übersehen sind, fehlt vielen Naturvölkern ganz. Die östlichen Arier teilten ihn in zwei Hälften, vom Neumond zum Vollmond und von diesem wieder zum Neumond. Wo sich kleinere Tagesgruppen oder **Wochen** herausbilden, knüpfen sie meist an die Fünfzahl an: diese fünf- oder zehntäge „Fingerwoche" aber paßt sich ausgezeichnet den Mondmonaten von ungefähr 30 Tagen an und hat deshalb große Bedeutung erlangt. Die Woche von fünf Tagen war anscheinend den Ariern der älteren Zeit bekannt, da wir sie bei den Persern des Zendavesta wie bei den heidnischen Skandinaviern finden; sie ist ferner bei den Negerstämmen Guineas nachweisbar und war auch auf Java früher üblich. Zehntägige Wochen kannten die Chinesen, Ägypter und Griechen, zwanzigtägige, die freilich kaum mehr zweckmäßig waren, die Mexikaner, die daneben auch die fünftägige Periode anwandten. Eine viertägige Woche hat dagegen bei den bantusprechenden Negern, vor allem denen des Congobeckens, Beifall gefunden. Wie man hier zur Vierzahl gelangt ist, läßt sich einstweilen kaum feststellen, wohl aber ist es zweifellos, daß das Marktwesen der ganzen Zeiteinteilung Halt gibt und vielleicht ihre erste Ursache gewesen ist. In den Ortschaften des Congogebietes oder an bestimmten, außerhalb der Orte liegenden Marktplätzen findet regelmäßig aller vier oder acht Tage Markt statt. Die Wochentage haben Namen, sie heißen z. B. bei den Fiote nach Dancos Angabe Nkandu, Nkonzo, Nkenghe und Nsona. Im Küstengebiet von Guinea scheinen auch sechs- und neuntägige Wochen vereinzelt vorzukommen. Daß bei den Kulturvölkern Westasiens und Europas endlich die siebentägige Woche siegreich geblieben ist, rührt von der Siebenzahl der Planeten her, nach denen, wie zuerst im babylonischen Kulturgebiet, auch bei uns noch heute die Wochentage in ihrer Mehrzahl benannt sind.

Wo es an schärferen Zeitbestimmungen fehlt, kann doch gelegentlich zu bestimmten Zwecken eine Art Kalender geschaffen werden. Das beliebteste Hilfsmittel sind Knotenschnüre; erfolgt z. B. die Einladung zu einem Feste, das etwa in zwanzig Tagen gefeiert werden soll, so erhält jeder der Eingeladenen eine Schnur mit zwanzig Knoten, von denen er dann täglich einen auflöst, bis die Zahl zu Ende ist. In Guayana verwendet man Kerbhölzer in derselben Weise.

Das Bedürfnis nach kleineren Zeitmaßen macht sich erst spät geltend. Der Unterschied von Tag und Nacht ergibt sich von selbst, aber bei dem wechselnden Verhältnis beider kann daraus kein festes Zeitmaß entstehen, während wieder der Sonnenstand ohne Hilfsinstrumente nur zu ungefähren Zeitbestimmungen zu nutzen ist. Sonnenuhren sind den Naturvölkern nicht bekannt, andere Hilfsmittel sind auch erst von den Kulturvölkern höher ausgebildet worden. Es sind immer zunächst langsam verlaufende natürliche Vorgänge, die man zur Zeiteinteilung heranzieht, wie das allmähliche Verbrennen oder Verkohlen von Kerzen und anderen brennbaren Körpern, das Abtropfen von Wasser oder das Ausströmen feinen Sandes durch eine enge Öffnung. Ein Hemmnis der Entwickelung war es dabei, daß man lange Zeit Tag und Nacht auseinanderhielt und jedes für sich in eine gleiche Anzahl von Abschnitten teilte; da die Länge der Tageszeiten beständig wechselt, mußten sich auch diese Abschnitte ändern: im Norden z. B. war zur Zeit des Hochsommers eine Nachtstunde, die nach altgermanischer Sitte ein

Achtel der Nacht betrug, sehr klein, eine Tagesstunde dagegen sehr groß. Erst durch das Zusammenfassen von Tag und Nacht zu einer Einheit, die immer 24 unserer Stunden umfaßt, ist diese Schwierigkeit beseitigt und eine genaue Zeitrechnung ermöglicht worden. Als älteste wirkliche Uhr hat die Wasseruhr zu gelten, die in Assyrien spätestens 600 v. Chr., in China anscheinend noch früher bekannt war.

Die Zeitmaße mischen sich vielfach mit den **Raummaßen**. Es liegt nahe, die Länge einer Strecke nach den Stunden oder den Tagereisen anzugeben, die man zu ihrer Durchwanderung benötigt, wie das ja auch bei unserem doppeldeutigen Wort „Stunde" der Fall ist. Im übrigen sind die Entfernungsmaße wenig entwickelt, ungefähre Schätzungen müssen genügen; Ausdrücke wie „einen Büchsenschuß weit", „ein Vaterunser weit" haben sich auch bei Kulturvölkern lange erhalten. Nur ausnahmsweise finden sich Maße, wie das Bucha genannte der Manägren am Amur, das die Entfernung bezeichnet, in der man die Hörner eines Ochsen nicht mehr voneinander unterscheiden kann. Wo sich der Wunsch nach genaueren Maßen fühlbar macht, wie bei der Landverteilung, begnügt man sich mit Maßstäben, die aber nur für den Augenblick gewählt und gebraucht werden: Abschreiten der Entfernungen durch einen bestimmten Menschen, dessen Schrittlänge das Maß bildet, Abmessen nach Armlängen, Speerlängen und dergleichen. Beim Abmessen von Kleiderstoffen bleibt auch die Armlänge (Elle!) lange Zeit noch das übliche Maß, wie im nigritischen Afrika; Spanne, Fingerlängen, Nägellängen treten als kleinere Maße hinzu. Auch die Hohlmaße knüpfen zunächst gern an den Körper an, obwohl „eine Handvoll" je nach der Größe der Hand eine sehr wechselnde Menge darstellt. Nur das Gewicht entwickelt sich notgedrungen unabhängig vom Körper und deshalb auch verhältnismäßig spät. Im Tauschverkehr sucht man gern den Mangel eines festen Gewichtsmaßes dadurch zu umgehen, daß man den einen Tauschwert gegen das einfache oder mehrfache Gewicht eines anderen hingibt, z. B. Salz mit dem doppelten Maße Korn aufwiegt. In Afrika findet sich dieser Brauch noch ziemlich häufig.



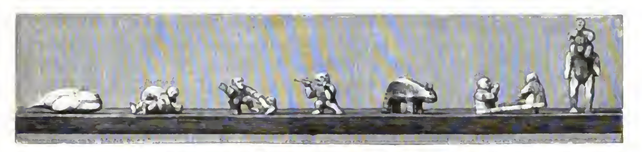
Zerlegen eines Walrosses. Eskimozeichnung. Nach W. J. Hoffman. Vgl. Text, S. 637.

Die Entwickelung des Zählens und Messens läßt, wie noch dies letzte Beispiel zeigt, immer wieder erkennen, daß man verhältnismäßig früh einen Gegenstand durch den anderen messen und abschätzen lernt, aber nur spät und mühsam zum Begriff der reinen Zahl und des allgemein gültigen Maßes gelangt. Vielleicht bietet diese Thatsache auch den Schlüssel zu der merkwürdigen Erscheinung, daß die **Kartographie**, die doch eine Tochter der Mathematik zu sein scheint, so bald und entschieden als fleißig geübte Fertigkeit auftritt: die Kartenzeichnungen der Naturvölker beruhen eben nicht auf genauem Messen und Berechnen, sondern auf Schätzungen. Immerhin bleibt es wunderbar, daß die große Abstraktion, die zum Anfertigen und Verstehen eines Kartenbildes gehört, so geringen Schwierigkeiten begegnet. Und doch sind Abstraktionen dieser Art nicht so vereinzelt, wie es auf den ersten Blick scheint. Erinnern wir uns an die bereitwillige Phantasie der Kinder, die ihnen bei ihren Spielen in einem Holzstück bald einen Menschen, bald eine Kanone, bald ein Brot sehen läßt, bedenken wir, wie auch in den Zeichnungen der Naturvölker oft das roheste Symbol als Darstellung eines Menschen oder Tieres genügen muß, dann ist der Schritt zur Wiedergabe eines Flusses durch einen Strich, eines Berges oder Dorfes durch einen Kreis nicht mehr allzu groß. In diesem Sinne bedeutet die That des halb sagenhaften Chinesen Jü, der zuerst eine Beschreibung der neun Provinzen Altchinas verfaßte und dann Karten auf Vasen anbringen ließ, zwar einen gewaltigen Schritt

vorwärts im politischen Selbstbewußtsein des ostasiatischen Kulturvolkes, geht aber doch wohl auf noch ältere Vorbilder zurück.

Auf das Kartenzeichnen der Naturvölker hat zuerst Richard Andree hingewiesen; seitdem ist eine Menge neuen Stoffes zu den von ihm gesammelten Beispielen hinzugekommen, und namentlich ist es wahrscheinlich geworden, daß viele rätselhafte vorgeschichtliche Felszeichnungen nichts weiter sind als kunstlos entworfene Kartenbilder. Bei all diesen Karten wird nicht die objektive Darstellung des Vorhandenen angestrebt, sondern irgend ein praktischer Zweck verfolgt; meist sollen sie als Wegweiser zu bestimmten Punkten dienen und enthalten dann gern Richtungszeichen, oder sie geben im Kartenbild zugleich Hinweise auf irgend ein Ereignis und können dann als eine Art briefliche Mitteilung betrachtet werden. Die Karten werden, wie andere Bilder, in den Sand, auf Baumrinde, Steine, glatte Holzflächen u. s. w. gezeichnet.

Jacobsen beschreibt sehr anschaulich, wie zwei verbündete Stämme auf Vancouver den Angriff eines feindlichen Dorfes beschließen und durch eine Karte den Plan verdeutlichen: „Jeder Häuptling gab seine Ansicht kund, wie man am besten den Feind angreifen könnte, und



Schnitzereien der Eskimo. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 637.

zuletzt versammelten sich alle auf dem flachen sandigen Strande, auf dem in rohen Zügen eine Karte des Hauptdorfes der Kayokahts gezeichnet ward. Der Verfertiger dieser Karte war ein unter den Anwesenden befindlicher Kayokaht-Indianer, welcher die Häuser durch kleine Sandhäufchen bezeichnete. Besonders genau wurde die Lage der Häuser des Oberhäuptlings Nancis und des Kriegshäuptlings Moschenik bezeichnet, damit jeder Krieger genau wußte, wo diese gefährlichsten beiden Feinde zu erreichen wären." In den Sand zeichnete auch der Bakubahäuptling, der Wolf Aufschlüsse über das Flußsystem des Sankurru gab, mit großer Genauigkeit die verschiedenen Flußläufe. Die merkwürdigen Seekarten der Marshall-Insulaner, die weniger die Inseln, als die Dünungserscheinungen des Meeres darstellen, sind gitterartig aus Rohr geflochten. Die Eskimo verwenden dagegen mit Vorliebe Reliefkarten, die sie in Holzstücke schnitzen, und auf denen sie, wie Holm hervorhebt, außer der allgemeinen Lage der Orte und dem Küstenverlauf auch die Höhenunterschiede andeuten können. Eine leicht erklärliche Eigenschaft dieser Karten ist, daß der Maßstab wächst, je näher das Dargestellte der Heimat des Verfertigers liegt, mit anderen Worten, je größere Bedeutung es für ihn hat.

Damit ist schon auf das Wesen des geographischen Horizontes bei den Naturvölkern hingedeutet. Selten oder nie fällt er mit den Grenzen des eigenen Stammesgebietes zusammen, aber die wirkliche, eingehende Kenntnis des Landes endet doch hier. Wo Verkehr nach anderen Gebieten stattfindet, weiß man über die Verkehrswege und ihre nächste Umgebung leidlich Bescheid, während das dazwischenliegende Land unwichtig und infolgedessen auch räumlich kleiner erscheint. Das so entstehende verzerrte Weltbild wird durch fabelhafte Vorstellungen ergänzt und abgerundet, doch immer in der Weise, daß der eigene Wohnsitz als Mittelpunkt gilt.

In weiterem Sinne hat diese egocentrische Anschauung ja auch das kosmische Weltbild der Kulturvölker lange Zeit beeinflußt.

Als ein Grundzug primitiver Geographie ist die eigentümliche Art der Namengebung zu betrachten. Theoretisch sollte man meinen, daß es zunächst die scharf bestimmten geographischen Individualitäten, die Berge, Flüsse und Meeresbuchten sein müßten, die besonders benannt werden, und daß man dann mit Hilfe dieser Begriffe auch die einzelnen Landschaften näher bestimmt. In Wahrheit ist das Gegenteil der Fall. Es scheinen immer zuerst die einzelnen Teile der Landschaft Namen zu erhalten, in der Weise etwa, wie bei uns noch die Stücke eines größeren Waldes oder viele Ackerfluren aus älterer Zeit Namen tragen, während für Flüsse und Berge gar keine oder nur nichtssagende Bezeichnungen üblich sind. Versetzen wir uns in die Zustände primitiver Völker, dann erscheint dieser Brauch verständlich. Es wird immer zuerst das Wichtige und zugleich mehrfach Vorhandene besonders benannt werden; für ein unstetes Volk von Sammlern und Jägern aber sind nicht die Höhenunterschiede oder die Gewässer vor allem bedeutsam, sondern die Sammel- und Jagdreviere, aus denen es seinen Unterhalt zieht. Sind diese einmal benannt, dann lassen sich die Bezeichnungen für die in einem Revier befindlichen Berge oder Bäche leicht von diesem ableiten, so daß ein Gewässer, wie das häufig genug beobachtet worden ist, gar nicht als Einheit aufgefaßt wird und in den einzelnen Strecken seines Laufes verschiedene Namen führt. Daß die Namen der Gaue oder Gemarkungen selbst bei den Ackerbauern Afrikas noch jetzt die Grundlage der geographischen Bezeichnungen sind, haben Büttner und Passarge überzeugend nachgewiesen. Ihnen gegenüber erscheinen selbst die Namen der menschlichen Siedelungen als unsicher, da die Ortschaften gern nach dem gerade lebenden Häuptling benannt werden und überdies nicht selten ihren Platz wechseln. Aber auch größere Gebiete unter einem Namen zusammenzufassen, liegt den meisten Naturvölkern ganz fern, da bei ihrem engen geographischen Horizont die Gaunamen genügen. Vergebens hat man sich deshalb oft bemüht, einheimische Namen für größere Inseln zu finden; wo man deren ermittelt zu haben glaubte, z. B. bei Neubritannien (Birara) und Neuirland (Tombara), hat sich endlich immer wieder herausgestellt, daß sich die Namen nur auf kleine Landstriche beziehen, also Bezeichnungen für Gaue sind.



Peruanisches Thongefäß, eine blinde Frau darstellend. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 637.



Peruanisches Thongefäß, einen schlafenden Mann darstellend. Bremer Museum. Vgl. Text, S. 637.

Auch die astronomischen Kenntnisse der Naturvölker sind oft überschätzt worden, weil man den Sternkult als eine weitverbreitete Eigentümlichkeit primitiver Rassen betrachtete. In Wirklichkeit ist davon selten die Rede; die phantastischen Erklärungen einiger Sternbilder und der Mondflecke führen weder zu Kulthandlungen noch zu vermehrter Aufmerksamkeit auf die Gestirne, ja man darf wohl umgekehrt sagen, daß erst die praktische Verwendung der Gestirne als Zeitmesser die Sternverehrung angeregt hat. Nur bei Kulturvölkern ist sie denn auch stärker

entwickelt, ist aber lange Zeit, nachdem sie zunächst den Eifer für die Sternkunde gefördert hat, durch Begünstigung der Astrologie ein Hemmnis der weiteren Entwickelung gewesen.

Die Astrologie kann als vorzügliches Beispiel des Weges dienen, den die Entwickelung der Naturwissenschaften überhaupt eingeschlagen hat. Zuerst wurden die Zweige gefördert, die sich wirklich oder scheinbar auf das eigene Ich bezogen, so daß man sagen kann, daß die Naturwissenschaften zunächst als ein Teil der Lehre vom Menschen aufgefaßt worden sind. Nicht die ewigen Gesetze der Sternenwelt beschäftigten den Geist, sondern der eingebildete Einfluß der Gestirne auf die Schicksale sterblicher Menschen; nicht der wunderbare, auf sich selbst gestellte Bau der Pflanzen- und Tierwelt regte zu Nachdenken an, sondern der Nutzen, den die Heilkunde aus ihnen wirklich oder angeblich zu ziehen vermochte. So kommt es, daß die ärztliche Wissenschaft weit früher auf dem Plan erscheint als jene anderen Zweige der Forschung, deren praktische Anwendung sie von Rechtswegen sein sollte, als die Gesamtheit der Naturwissenschaften. Nur mühsam gelang es, diese vom Bann des kurzsichtigen Nützlichkeitsstrebens und mystischer Deutungen frei zu machen, und es war schon ein großer Fortschritt, daß man wenigstens die Gebilde der organischen und anorganischen Natur genau anzusehen und zu beschreiben begann, nachdem man im Grunde doch lange schon zu rein wirtschaftlichen Zwecken Tiere zerlegt (s. die Abbildung, S. 634) und Pflanzen kultiviert, also deren Eigenschaften in gewissem Sinne erforscht und nützlich verwendet hatte. Der Name der deskriptiven Naturwissenschaften, der im Grunde eine recht tiefe Stufe des Erkennens andeutet, war für Mineralogie, Botanik und Zoologie noch bis in die neueste Zeit hinein gebräuchlich. Auch von der Seite der Kunst, die bei primitiven Jägerstämmen meist so große Naturtreue zeigt und auf höheren Stufen oft noch überraschend lebenswahre Bilder schafft (s. die Abbildungen, S. 635 und 636), wird die unbefangene Naturbetrachtung nicht gefördert, da fast überall die Neigung zum Stilisieren verzerrte und wunderliche Formen entstehen läßt.


Schröpfhorn aus Garua in Adamaua, Westsudan. Nach Passarge. Vgl. Text, S. 638.

Daß die Medizin nicht früher der unbefangenen Forschung Bahn gebrochen hat, liegt zum guten Teil an ihrer engen Verbindung mit der Mystik und damit den konservativen Mächten des religiösen Lebens. Diese Verbindung ist an sich natürlich genug. Der Wunsch, statt durch den Verstand die Ursache eines Übels zu ermitteln und dann durch rein äußerliche Hilfe die unbewußten Kräfte des Innenlebens zu unterstützen, lieber auf mystischem Wege diese Kräfte unmittelbar zu stärken und zu lenken, mußte gerade den primitiven Völkern sehr naheliegen, für die der Verstand im Kampfe ums Dasein noch eine recht zweifelhafte, wenig entwickelte Waffe ist. Selbst den Kulturvölkern ist es erst in neuerer Zeit gelungen, in winzigen Lebewesen die Ursachen zahlreicher ansteckender Krankheiten zu finden, gegen die bis dahin die medizinische Wissenschaft in planloser Weise hatte ankämpfen müssen. Der primitive Mensch steht so ziemlich allen körperlichen Leiden in dieser Art gegenüber; er hat, abgesehen von zufällig gefundenen Mitteln, nur die Heilkraft des eigenen Körpers zur Verfügung, die in der That durch Suggestion gestärkt werden kann. Der Kranke in seiner Not verlangt nach Trost, nach irgend einer Aussicht auf Hilfe, weil er instinktiv weiß, daß diese Vorstellung seine Widerstandskraft erhöht; der ganzen Geistesrichtung des primitiven Menschen aber entspricht es, daß er die Ursachen der Erkrankung auf mystischem Gebiete sucht, und daß er demnach mystische Mittel zu ihrer Bekämpfung anwendet. Der Zauberpriester wird damit zum Arzte. Erst allmählich sondert sich wieder der ärztliche Beruf vom Priestertum, wie das in bescheidenen Anfängen selbst im nigritischen Afrika zu beobachten ist.

Ein Blick auf die **Heilkunst der Naturvölker**, wie ihn neuerdings Max Bartels durch eingehende Studien ermöglicht hat, zeigt das Überwiegen der mystischen Diagnose und Behandlung. Bald sind es übelwollende Menschen, die durch bösen Zauber Krankheit herbeiführen, bald unheimliche Krankheitsdämonen oder auf höheren Entwickelungsstufen die Götter, die als Strafe körperliche Leiden verhängen, bald endlich die Geister Verstorbener. Da man doch nicht alle Beschädigungen auf mystische Einflüsse zurückführen kann, teilt man wohl, wie die Jakuten, die Krankheiten in natürliche und übernatürliche ein. Weit verbreitet ist der Glaube, daß die Schmerzen des Körpers durch hineingezauberte Fremdkörper entstehen, und dementsprechend ist es ein Hauptkunststück der Zauberärzte, durch Beschwörungen und Saugen diese schädlichen Dinge herauszuziehen. Wo Krankheitsdämonen vermutet werden, gilt es, durch Lärm, Tanz und Drohungen diese feindlichen Wesen zu verscheuchen (vgl. die Abbildung, S. 37) oder sie durch Lockmittel abzulenken, indem man z. B. ein Boot mit Lebensmitteln den Fluß hinabtreiben läßt und annimmt, daß die Geister mit den guten Sachen davonfahren. Burjätische Schamanen glauben sogar die bösen Geister durch Pfeilschüsse töten zu können. Auch zur Diagnose muß die Mystik dienen, indem der Arzt in ekstatischer Erregung die Krankheitsursache erkennt. Anderseits entspricht das Tragen von Amuletten wieder der vorbeugenden Gesundheitspflege, so daß in der That auf dem Boden der Mystik ein vollständiges Seitenstück einer wirklichen, auf wissenschaftlicher Erkenntnis fußenden Heilkunde entsteht.



Dreifach trepanierter Schädel aus Cuzco, Peru, Südamerika. Nach M. A. Muñiz und W. J. McGee. Vgl. Text, S. 639.

Diese echte Heilkunst erscheint neben der mystischen schon früh, aber als eine reine Erfahrungswissenschaft, die aus den Folgen einfach auf die Ursachen schließt, ohne den tieferen Zusammenhang zu verstehen; daher ihr unsicherer Charakter, der bis zur Gegenwart nicht ganz geschwunden und die Ursache ist, daß sich neben der wissenschaftlichen Medizin die roh-empirische, wie die Naturheilkunde, oder die mystische, wie sie in dem Treiben des Schäfers Ast wieder Triumphe gefeiert hat, mit Erfolg zu halten vermag. Gewisse einfache Heilmittel sind den meisten Naturvölkern wohl bekannt, so vor allem die Massage, die bei den Kulturvölkern durch den Wettbewerb neuer wissenschaftlicher Moden fast verdrängt worden war und erst neuerdings wieder in ihrer Bedeutung erkannt worden ist; ferner die Schwitzbäder, die örtliche Blutentziehung durch Schröpfen (s. die Abbildung, S. 637) und die künstliche Erzeugung von Brandnarben. Jedes Volk kennt einen Schatz von Arzneien, die meist dem Pflanzenreich entstammen, und von denen schon viele von der Heilkunde der Kulturvölker übernommen worden sind. Manche Heilmethoden, wie das Bestreichen mit Speichel, haben dagegen keinen Beifall bei

uns gefunden. Sehr merkwürdig ist, daß vielen Naturvölkern das Impfen bekannt ist, das ja neuerdings, nachdem man ein tieferes Verständnis für die dabei stattfindenden Vorgänge gewonnen hat, in der europäischen Medizin und Tierheilkunde wachsende Bedeutung gewinnt. Die Pockenimpfung scheint seit alter Zeit in China, Persien und Nordafrika bekannt zu sein, auch in Aschanti und bei den Wanyamwesi Ostafrikas wird sie geübt. Als eine Art Impfung darf man das Einreiben der Asche verbrannter Medizinpflanzen in kleine Hautschnitte bezeichnen, das bei südafrikanischen Kaffernstämmen üblich ist. Auch das Trepanieren des Schädels ist eine ungemein beliebte und verbreitete Heilmethode (s. die Abbildung, S. 638, und die untenstehende), nur wird sie meist ohne rechtes Verständnis gegen Irrsinn und dergleichen angewendet. Schon in prähistorischen Zeiten war sie in Europa und Amerika bekannt.

Wenn die Wissenschaften, die sich mit der Natur und ihren Gesetzen beschäftigen, erst mühsam die allzu enge Beziehung auf den Menschen beseitigen müssen, um die Unbefangenheit des Blickes zu gewinnen, dann möchte man annehmen, daß sich die Geisteswissenschaften, die das Wesen und geistige Dasein des Menschen selbst untersuchen, am frühesten und glänzendsten entwickeln müßten. Davon kann aber nur in sehr beschränktem Maße die Rede sein. Ist für den primitiven Denker schon der Gesichtswinkel, aus dem er die Natur betrachtet, unrichtig und irreleitend, so vermag er noch viel weniger die gewaltige Abstraktion durchzuführen, sich in anderen zu sehen und mit klarem Blick in diesem Spiegel das eigene Ich prüfend zu erfassen. Über das Selbstverständliche denkt man nicht nach, und was ist dem Menschen selbstverständlicher als das eigene Dasein? So kommt es, daß die große Lehre vom Menschen mit kleinen Teilwissenschaften beginnt, die zuletzt oft zu mächtigen Disziplinen ausgewachsen sind, weil praktische Zwecke ihnen Ansehen und Gunst verschafften und deren Vertreter meist ganz vergessen, daß sie doch nur einen kleinen, der Ergänzung dringend bedürftigen Ausschnitt eines großen Gebietes bebauen. Die Rechtskunde, die, von ihrer wissenschaftlichen Seite gesehen, nichts als einen geringen Bruchteil einer umfassenden Gesellschaftslehre darstellt, ist älter als diese und sehr geneigt, vornehm auf sie herabzusehen. Überall setzt die Denkarbeit mit der trockenen Untersuchung der Formen ein, ehe sie in ihnen das lebendige Walten des Geistes erkennt; der Grammatiker ist früher da als der Sprachforscher, der Chronist eher als der vergleichende Historiker. Wenn dann die einzelnen selbständig entwickelten Bauglieder sich zu einem großen Tempel der Erkenntnis einen sollen, fehlt es nicht an Streit und Verwirrung, und der Architekt, der den Plan des Ganzen festzustellen sucht, findet taube Ohren.



Knochensäge der Kabylen des Dschebel Aures, Nordafrika. Zum Trepanieren des Schädels gebraucht. Nach Malbot und Verneau.

Im allgemeinen sind die Lebensäußerungen der Dauergesellschaft leichter zu erkennen und zu prüfen als das Geistesleben des Einzelnen. Der Zwiespalt, in den das eigene Ich so oft mit den Forderungen der Gesellschaft gerät, regt zum Nachdenken an, und mag auch immer wieder der starre Brauch als gegeben hingenommen werden, mag die Kette des logischen Denkens noch so bald abreißen und ein Mythus oder eine Fabel die unruhige Frage nach den Ursachen beschwichtigen, der Weg ist doch betreten, der endlich zur Selbsterkenntnis der Menschheit führt. Ganz allmählich wird zwischen den unabänderlichen Naturgesetzen und zwischen den vergänglichen Sitten und Satzungen der Menschen unterschieden. Viele Naturvölker haben noch nicht einmal begriffen, daß der Tod als unabwendbares Schicksal über jeden verhängt ist; sie sind sich noch viel weniger darüber klar, daß ein grausamer Brauch, den man

gewohnheitsmäßig übt, nicht von Göttern und Geistern geboten wird, sondern einzig in der Seele des Menschen lebt und gleich einem giftigen Unkraut vernichtet werden kann. Die reinigende und veredelnde Macht des Gedankens, der mit Würde das Unvermeidliche tragen und mit Kraft das Erreichbare erstreben lehrt, hat sich noch kaum an ihnen bewährt.

Am ersten kann man noch die Versuche beobachten, geschichtliche Thatsachen festzuhalten, aber auch nur dann, wenn die Erinnerung an sie einen praktischen Wert hat. Das gilt besonders von der Genealogie, die schon der verwickelten Heiratsgesetze wegen Bedeutung besitzt, und deren Wichtigkeit bei der Entstehung bevorzugter Volksklassen beständig wächst. Totemistische Stammbäume sind denn auch die ersten geschichtlichen Dokumente; auch bei Völkern, die von den Ereignissen der Vergangenheit kaum mehr als dunkle Sagen bewahrt haben, reichen oft trockene Ahnenreihen der Häuptlingsfamilien Jahrhunderte weit zurück. Eine wirkliche Zeitrechnung ist das indessen nicht, denn die Zahl der Lebensjahre wird entweder gar nicht angegeben oder in so phantastischer Weise, daß diese Mitteilungen wertlos erscheinen müssen. Die Abneigung, die bestimmten, immer wiederkehrenden Abschnitte zu zählen, ist bei Naturvölkern so allgemein, daß selten jemand die Zahl seiner Lebensjahre anzugeben vermag. Man mißt eben die Zeit nicht, sondern man wägt sie gewissermaßen: wichtige Ereignisse beschweren die Zeit und machen sie merkbarer, ruhige Friedensperioden werden kaum empfunden und unterschieden. Daher auch die Neigung, einzelne auffallende Vorgänge Epoche machen zu lassen und nach ihnen, etwa wie man die Lage eines Ortes nach einem festen Punkte der Karte bestimmt, die Lage der anderen Zeitmomente anzugeben. Ist so der Grund, auf dem sich die geschichtliche Selbsterkenntnis der Gesellschaft erhebt, unsicher und schwankend, so nimmt es nicht wunder, daß der weitere Fortbau nirgends über die kümmerlichsten Anfänge hinauskommt.

Auch den Kulturvölkern fehlt noch eine wahre Geschichte ihres Wesens und Werdens. Soll sie einmal geschrieben werden, dann ist ein fester Unterbau nötig, eine Untersuchung der einfachen und doch so schwer verständlichen Anfänge, auf denen sich der mächtige Tempel der höheren Gesittung erhebt. Dieser Unterbau aber wird nichts anderes sein als das große, nur von vielen Berufenen in schwerer Arbeit zu leistende Werk, zu dem auch das Buch, das hiermit abschließt, nur eine Vorstudie sein kann, die wahre, alles umfassende Urgeschichte der Kultur.

Register.



Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Enzyklopädische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Grosses Konversations-Lexikon, *sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage.* Mit mehr als 11,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 320 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 20 Halblederbänden . . . . je	10	—
Gebunden, in 20 Liebhaber-Halblederbänden, Prachtausgabe . . . . je	12	—
Meyers Kleines Konversations-Lexikon, *sechste, umgearbeitete Auflage.* Mit 168 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und 88 Textbeilagen.		
Geheftet, in 80 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . je	10	—

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Brehms Tierleben, *dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 1910 Abbildungen im Text, 11 Karten und 180 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 10 Halblederbänden . . . . je	15	—
(Bd. I—III »Säugetiere« — Bd. IV—VI »Vögel« — Bd. VII »Kriechtiere und Lurche« — Bd. VIII »Fische« — Bd. IX »Insekten« — Bd. X »Niedere Tiere«.)		
Gesamtregister zu Brehms Tierleben, 3. Auflage.		
Gebunden, in Leinwand	8	—
Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe für Volk und Schule. *Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage.* Mit 1179 Abbildungen im Text, 1 Karte und 19 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 53 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . je	10	—
Die Schöpfung der Tierwelt, von Dr. ***Wilh. Haacke.*** (Ergänzungsband zu »Brehms Tierleben«.) Mit 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck und 1 Karte.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Der Mensch, von Prof. Dr. ***Joh. Ranke.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1398 Abbildungen im Text, 6 Karten und 35 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	15	—
Völkerkunde, von Prof. Dr. ***Friedr. Ratzel.*** *Zweite Auflage.* Mit 1103 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—
Pflanzenleben, von Prof. Dr. ***A. Kerner von Marilaun.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 448 Abbildungen im Text, 1 Karte und 64 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—
Erdgeschichte, von Prof. Dr. ***Melchior Neumayr.*** *Zweite, von Prof. Dr. V. Uhlig neubearbeitete Auflage.* Mit 873 Abbildungen im Text, 4 Karten und 34 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—
Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln in Heliogravüre, Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—

Ausführliche Prospekte zu den einzelnen Werken stehen kostenfrei zur Verfügung.

	M.	Pf.
Die Naturkräfte. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** Mit etwa 500 Abbildungen im Text und 26 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. (Im Erscheinen.) Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugetiere, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreib. Text mit 258 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 238 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechtiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 208 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Niederen Tiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreib. Text mit 292 Abbildungen. Gebunden, in Leinw.	2	50
Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie, von Dr. ***Moritz Kronfeld.*** Beschreibender Text mit 216 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	50
Kunstformen der Natur, von Prof. Dr. ***Ernst Haeckel.*** 100 Illustrationstafeln mit beschreibendem Text. In 2 Sammelkasten (im Erscheinen). je	18	—

Geographische Werke.

	M.	Pf.
Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Von Prof. Dr. ***Friedrich Ratzel.*** Mit 487 Abbildungen im Text, 21 Kartenbeilagen und 46 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 30 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden je	17	—
Afrika. Zweite, von Prof. Dr. ***Friedr. Hahn*** völlig umgearbeitete Auflage. Mit 173 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Australien, Ozeanien und Polarländer, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers*** und Prof. Dr. ***W. Kükenthal.*** Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 198 Abbildungen im Text, 14 Karten und 24 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Asien, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 156 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Amerika, in Gemeinschaft mit Dr. ***E. Deckert*** und Prof. Dr. ***W. Kükenthal*** herausgegeben von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 201 Abbildungen im Text, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Gebunden, in Halbleder	15	—
Europa, von Dr. ***A. Philippson*** und Prof. Dr. ***L. Neumann.*** Herausgegeben von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 166 Abbildungen im Text, 14 Karten und 28 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Meyers Hand-Atlas. *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 113 Kartenblättern, 9 Textbeilagen und Register aller auf den Karten befindlichen Namen. Geheftet, in 38 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in Halbleder	13	50
Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs. *Dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 34 Karten und Plänen und 276 Wappenbildern. Gebunden, in Halbleder	15	—

	M.	Pf.
Bilder-Atlas zur Geographie von Europa, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 233 Abbildungen. Gebunden, in Leinwand	2	25
Bilder-Atlas zur Geographie der aussereuropäischen Erdteile, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 314 Abbild. Gebunden, in Leinwand	2	75
Verkehrs- und Reisekarte von Deutschland nebst Spezialdarstellungen des rheinisch-westfälischen Industriegebiets u. des südwestlichen Sachsens sowie zahlreichen Nebenkarten. Von ***P. Krauss.*** Massstab: 1:1,500,000. In Oktav gefalzt und in Umschlag 1 Mk. — Auf Leinwand gespannt mit Stäben zum Aufhängen	2	60

Weltgeschichts- und kulturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Das Deutsche Volkstum, herausgegeben von Prof. Dr. ***Hans Meyer.*** Mit 30 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Gebunden, in Halbleder	15	—
Weltgeschichte, unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. ***Hans F. Helmolt.*** Mit 51 Karten und 170 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Ätzung. (Im Erscheinen.) Geheftet, in 18 Halbbänden zu je 4 Mk. — Gebunden, in 9 Halblederbänden . . . je	10	—
Urgeschichte der Kultur, von Dr. ***Heinrich Schurtz.*** Mit 434 Abbildungen im Text, 1 Kartenbeilage und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Tonätzung. Geheftet, in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	17	—
Meyers Historisch-Geographischer Kalender. Mit 12 Planetentafeln u. 353 Landschafts- u. Städteansichten, Porträten, kulturhistorischen u. kunstgeschichtlichen Darstellungen u. einer Jahresübersicht (auf dem Rückdeckel). Zum Aufhängen als Abreißkalender eingerichtet. (Erscheint alljährlich im August)	1	75

Literar- und kunstgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Geschichte der antiken Literatur, von ***Jakob Mähly.*** 2 Teile in einem Band. Gebunden, in Leinwand 3,50 Mk. — Gebunden, in Halbleder	5	25
Geschichte der deutschen Literatur, von Prof. Dr. ***Friedr. Vogt*** u. Prof. Dr. ***Max Koch.*** Mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 34 Faksimilebeilagen. Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der englischen Literatur, von Prof. Dr. ***Rich. Wülker.*** Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der italienischen Literatur, von Prof. Dr. ***B. Wiese*** u. Prof. Dr. ***E. Pèrcopo.*** Mit 158 Abbildungen im Text und 31 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 8 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der französischen Literatur, von Prof. Dr. ***Hermann Suchier*** und Prof. Dr. ***Adolf Birch-Hirschfeld.*** Mit 143 Abbildungen im Text, 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung und 12 Faksimilebeilagen. Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, von Prof. Dr. ***Karl Woermann.*** Mit etwa 1300 Abbildungen im Text und 130 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Tonätzung. (Im Erscheinen.) Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . je	17	—

Meyers Klassiker-Ausgaben.

In Leinwand-Einband; für feinsten Halbleder-Einband sind die Preise um die Hälfte höher.

Deutsche Literatur.

	M.	Pf.
Arnim, herausg. von *J. Dohmke*, 1 Band	2	—
Brentano, herausg. von *J. Dohmke*, 1 Band	2	—
Bürger, herausg. von *A. E. Berger*, 1 Band	2	—
Chamisso, herausg. von *H. Kurz*, 2 Bände	4	—
Eichendorff, herausg. von *R. Dietze*, 2 Bände	4	—
Gellert, herausg. von *A. Schullerus*, 1 Band	2	—
Goethe, herausg. von *H. Kurz*, 12 Bände	30	—
— hrsg. von *K. Heinemann*, 15 Bde., je	2	—
Hauff, herausg. von *M. Mendheim*, 3 Bände	6	—
Hebbel, herausg. von *K. Zeiß*, 4 Bände	8	—
Heine, herausg. von *E. Elster*, 7 Bände	16	—
Herder, herausg. von *H. Kurz*, 4 Bände	10	—
E. T. A. Hoffmann, herausg. von *V. Schweizer*, 3 Bde.	6	—
H. v. Kleist, herausg. von *H. Kurz*, 2 Bde.	4	—
Körner, herausg. von *H. Zimmer*, 2 Bände	4	—
Lenau, herausg. von *C. Hepp*, 2 Bände	4	—
Lessing, herausg. von *F. Bornmüller*, 5 Bde.	12	—
O. Ludwig, herausg. v. *V. Schweizer*, 3 Bände	6	—
Novalis u. Fouqué, herausg. v. *J. Dohmke*, 1 Bd.	2	—
Platen, herausgeg. von *G. A. Wolff* u. *V. Schweizer*, 2 Bände	4	—
Rückert, herausg. von *G. Ellinger*, 2 Bände	4	—
Schiller, herausg. v. *L. Bellermann*, kleine Ausgabe in 8 Bänden	16	—
— große Ausgabe in 14 Bänden	28	—
Tieck, herausg. von *G. L. Klee*, 3 Bände	6	—
Uhland, herausg. von *L. Fränkel*, 2 Bände	4	—
Wieland, herausg. von *G. L. Klee*, 4 Bände	8	—

Englische Literatur.

	M.	Pf.
Altenglisches Theater, v. *Robert Prölß*, 2 Bde.	4	50
Burns, Lieder und Balladen, von *K. Bartsch*	1	50
Byron, Werke, *Strodtmannsche* Ausgabe, 4 Bände	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller*	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *K. Eitner*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Schlegel-Tiecksche* Übersetzg. Bearb. von *A. Brandl*. 10 Bde.	20	—
Shelley, Ausgewählte Dichtungen, von *Ad. Strodtmann*	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, v. *K. Eitner*	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Ausgewählte Dichtungen, von *Ad. Strodtmann*	1	25
Amerikan. Anthologie, von *Ad. Strodtmann*	2	—

Italienische Literatur.

	M.	Pf.
Ariost, Der rasende Roland, v. *J. D. Gries*, 2 Bde.	4	—
Dante, Göttliche Komödie, von *K. Eitner*	2	—
Leopardi, Gedichte, von *R. Hamerling*	1	—
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde.	3	50

Spanische und portugiesische Literatur.

	M.	Pf.
Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner*	1	25
Cervantes, Don Quijote, von *E. Zoller*, 2 Bde.	4	—
Cid, von *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, von *Rapp*, *Braunfels* und *Kurz*, 3 Bände	6	50

Französische Literatur.

	M.	Pf.
Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt*	1	—
Chateaubriand, Erzählungen, v. *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, v. *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, v. *Ad. Laun*	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Ad. Laun*	1	75
Rabelais, Gargantua, v. *F. A. Gelbcke*, 2 Bde.	5	—
Racine, Ausgew. Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, v. *L. Schücking*, 2 Bde.	3	50
— Ausgewählte Briefe, von *Wiegand*	1	—
Saint-Pierre, Erzählungen, von *K. Eitner*	1	—
Sand, Ländliche [illegible]erzählungen, v. *Aug. Cornelius*	1	25
[illegible] *Bock*	2	—
Staël, Corinna, von [illegible]	1	25
Töpffer, Rosa und Gertru[illegible] von *K. Eitner*		

Skandinavische und ru[ssische] Literatur.

	M.	Pf.
[illegible]	1	25
Björnson, Bauern-Novellen, von *E. Lobed*[illegible]	2	—
— Dramatische Werke, v. *E. Lobedan*	[illegible]	—
Die Edda, von *H. Gering*	[illegible]	—
Holberg, Komödien, von *R. Prutz*, 2 Bände	4	[illegible]
Puschkin, Dichtungen, von *F. Löwe*	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, von *H. Viehoff*	1	—

Orientalische Literatur.

	M.	Pf.
Kalidasa, Sakuntala, von *E. Meier*	1	—
Morgenländische Anthologie, von *E. Meier*	1	25

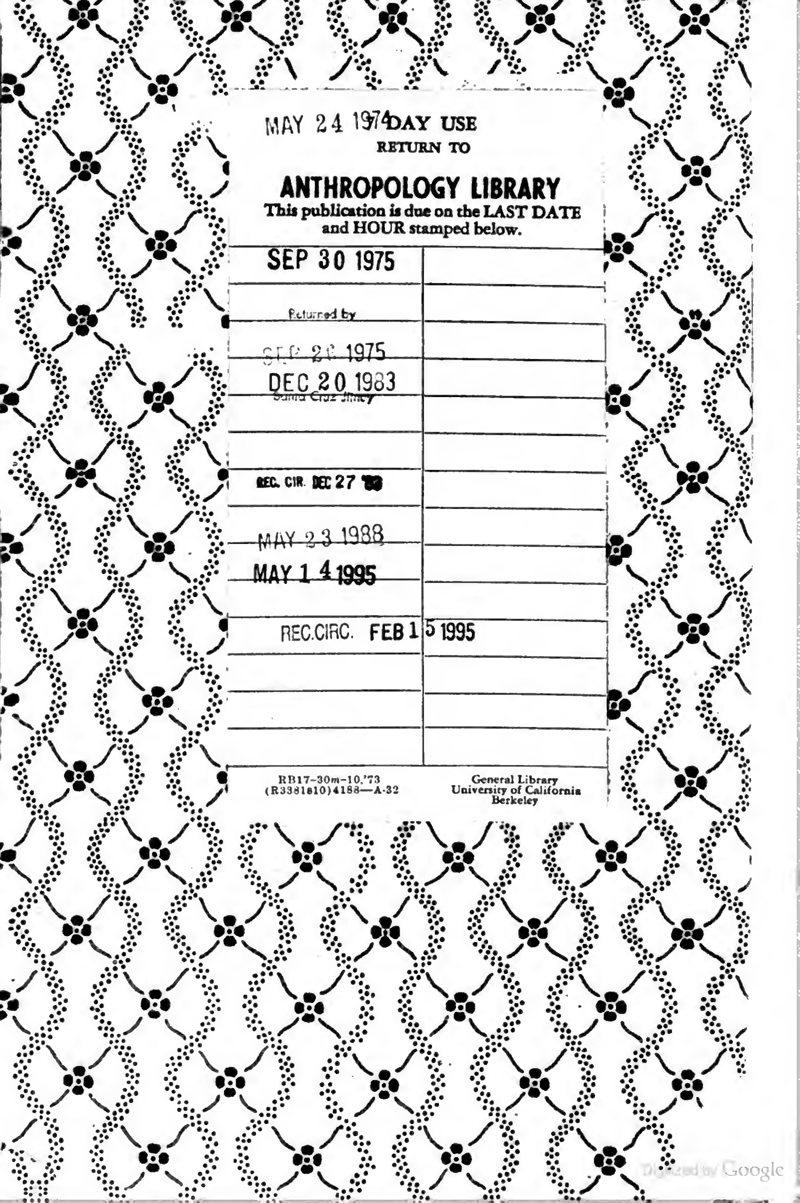
Literatur des Altertums.

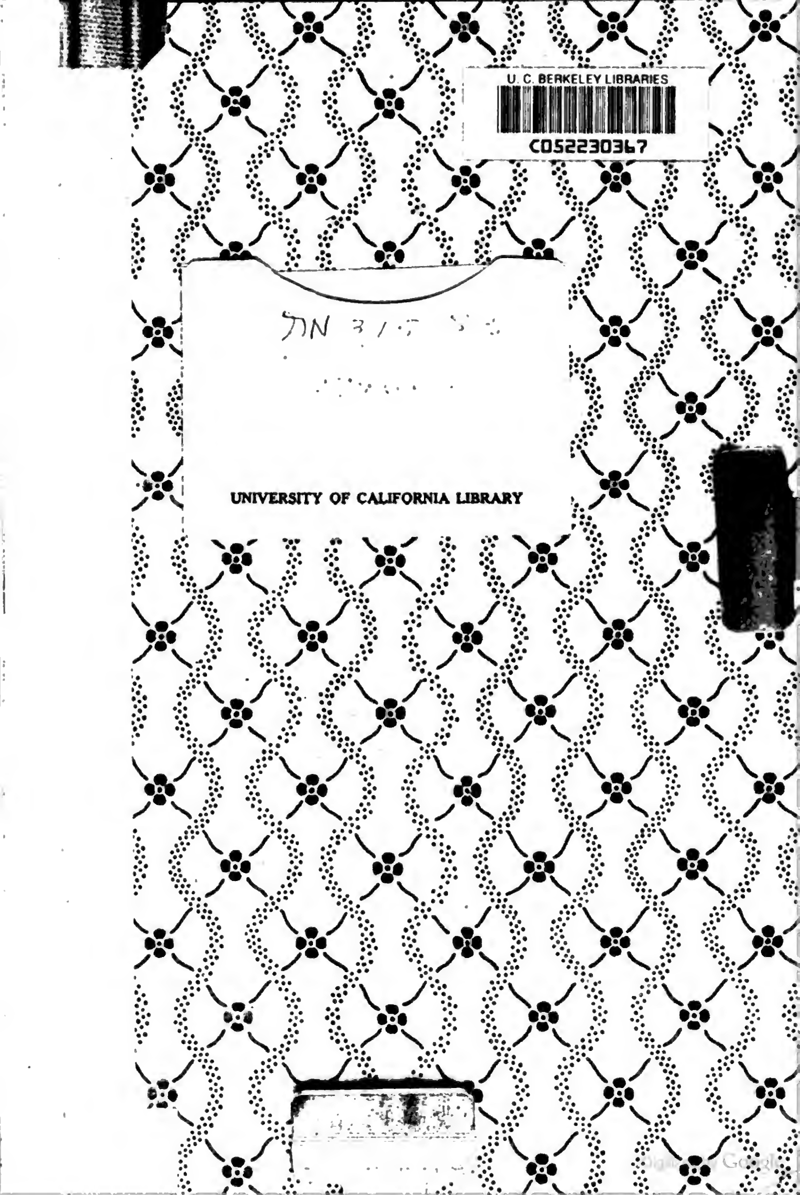
	M.	Pf.
Anthologie griechischer u. römischer Lyriker, von *Jakob Mähly*	2	—
Äschylos, Ausgew. Dramen, von *A. Oldenberg*	1	—
Euripides, Ausgewählte Dramen, v. *J. Mähly*	1	50
Homer, Ilias, von *F. W. Ehrenthal*	2	50
— Odyssee, von *F. W. Ehrenthal*	1	50
Sophokles, Tragödien, von *H. Viehoff*	2	50

Wörterbücher.

	M.	Pf.
Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, von Dr. ***Konrad Duden.*** *Siebente Auflage.* Gebunden, in Leinwand	1	65
Orthographisches Wörterverzeichnis der deutschen Sprache, von Dr. ***Konrad Duden.*** Gebunden, in Leinwand	—	50

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.





U. C. BERKELEY LIBRARIES
C052230367
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

